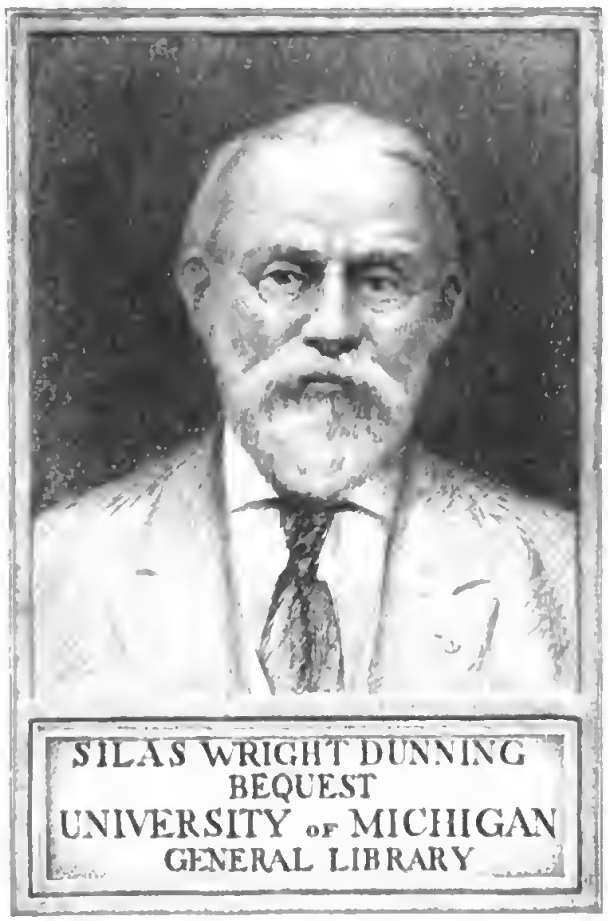
Die Gesellschaft

Digitized by Google



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

AP
30
.G3

Digitized by Google

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1891. Erstes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Dunning
Hessen
10-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Allen, Grant, Darwinismus und Sozialismus	174
Bahr, Hermann, Servus	335
Bierbaum, O. J., Aus dem Münchener Kunstleben	112
Bleibtreu, Karl, Geboren vor hundert Jahren	61
Brausewetter, Ernst, Emile Zola als Dramatiker	249, 386
Butler-Haimhausen, Victorine Gräfin, Soziale Dokumente	13
Conrad, M. G., Siebenter Jahrgang	1
Kehraus	153
Aus dem Kunstleben	262, 372
Gedanken-Falschmünzerei	299
Croissant, Eugen, Aus dem Verbrecher-Album einer kleinen Garnison	213
Croissant-Rust, Anna, Mein Vetter	355
Deinhard, L., Professor Crookes' psychische Forschungen	284
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Max Brehna-Firdusy, Wenzel Breuer, Eugen Croissant, Rich. Dehmel, Otto Ernst, H. Fischer, Margarethe Halm, H. Helfferich, Victor P. Hubl, Marie Jerschke, Hermann Kienzl, Ernst Kreowski, Lorenz Kroidl, Otto v. Leitgeb, M. C. Menghius, Arthur Pfungst, Alberta von Puttkamer, Bruno Salmer, Felix Salten, Arthur Schnitzler, Georg Schaumberg, Ottilie Siebenlist, Eduard Steidle, Heinz Tovote, Anna Treuenfels, Günther Walling, Heinr. Welcker, Oskar Welten, Max Wittenberg)	45, 188, 329
Dworzak, Eduard, Sitting Bulls Tod	323
Fiedler, Wm., Ein brasilianischer Lenau	245
Fuld, Ludwig, Sibirische Zustände	343
Goldstein, M., Lothar Bucher und Ferdinand Lassalle	182
Napoleon und Goethe	325
Gower, George, Parnell	308
Gumppenberg, Hanns von, Aus dem Münchener Kunstleben	110
Herold, Max, Aus der Zeit — für die Zeit	4, 162, 312
Horst, Leo, Auf Urlaub	39
Kapitän * * *, Eine bulgarische Nationalfeier	90
Kerner, Theobald, Erinnerungen aus dem Kernerhaus	79
Kniepf, Albert, Das Idol des Friedens	99

Digitized by Google

Seite

Kritik 118, 263, 397
Amerikanische Dichterinnen der Gegenwart 416. — Dramen 126, 268. — Englische Litteratur 134, 271, 412. — Französische Litteratur 130, 407. — Hellenische Littteratur 426. — Italienische Litteratur 137, 277, 417. — Lyrik 123, 266, 402. — Philosophie 128, 405. — Polnische Litteratur 141, 276. — Portugiesische Litteratur 280. — Romane und Novellen 118, 263, 397. — Spanische Litteratur 140, 279, 423. — Ungarische Litteratur 425. — Vermischtes 144, 282, 430.

Liliencron, Detlev von, Akkorde und Gesänge 24
Merian, Hans, Lumpe als Helden 64
Oberkamp, O. von, Ein Zweikampf 198
Pilz, Traugott, Verdorben 207
Prel, Karl du, Spiritismus und Antispiritismus 226
R., G. A., Die Stellung der Religion im Staate der alten Griechen und Römer 95
Schaumberger, Julius, Nach zwanzig Jahren 42
Schulleben, Realistisches aus dem 336
Schupp, Falk, Zu früh! 359
Sohnrey, Heinrich, Auf der Straße 353
Stegemann-Sentier, H., Das fünfte Gebot 349
Stein, Feodor, Zur religiösen Bewegung 304
Tomar, E., Der Brandstifter 28
Wachler, H. E., Aus dem Kunstleben 261
Windholz, J. L., Wiener Theater 115

Bildnisse:

Alberta von Puttkamer.
Rudolf Maison.
Hermann Bahr.

Alberta von Puttkamer.

UNIV

Digitized by Google

Januar 1891.

Siebenter Jahrgang!

Von M. G. Conrad.

(München.)

Zum Beginne unseres siebenten Jahrganges Heil und Gruß unsern Lesern, Mitarbeitern und Freunden im Reich und auf dem weiten Erdenrund!

Wenn nach Schopenhauer das Beste, was dem Menschen hienieden beschieden sein kann, ein heldenhafter Lebenslauf ist, so dürfen wir sagen, daß uns wenigstens in diesem Zeitabschnitte das Beste beschieden gewesen: in Wehr und Waffen sind wir gestanden und haben gerungen für die höchsten Güter allerwege — für Wahrheit und Freiheit. Und rein ist der Schild unserer Ehre geblieben im heftigsten Kampfgewühl wie in den Stunden der Erholung, denn im Streit wie im Frieden haben wir keinen eigensüchtigen, vergänglichen Vorteil gesucht, keine Mehrung irgend eines Schatzes, den Rost und Motten fressen, sondern mit ganzer Seele, mit vollem Gemüte gewirkt für die Wohlfahrt aller Gutgesinnten, für die Erziehung der freien modernen Persönlichkeit in Kunst und Dichtung, zum Segen unseres Volkes und Reiches.

Haben wir zuweilen in den Mitteln gefehlt, so haben wir gefehlt mit einfältigem Sinne, mit treuem Herzen, mit reiner Hand. Dies ist die einzige Anerkennung, die wir von unsern Gegnern, welcher Art sie auch immer sein mögen, fordern müssen.

Als wir vor sechs Jahren diese Zeitschrift ins Leben gerufen, da haben wir auf dem ersten Blatt laut und unumwunden unsere Absichten und Ziele

bekannt, unsere Forderungen unzweideutig ausgesprochen. Wir haben unsere Satzungen verkündigt, soweit die deutsche Zunge klingt:

— — „Fort mit der geheiligten Backfisch-Litteratur, mit der „angestaunten phrasenseligen Altweiber-Kritik, mit der verehrten kastrier-„ten Sozialwissenschaft! Wir brauchen ein Organ des ganzen, freien „humanen Gedankens, des unbeirrten Wahrheitssinnes, der resolut rea-„listischen Weltauffassung! Unsere ‚Gesellschaft' wird keine Anstrengung scheuen, „der herrschenden jammervollen Verflachung und Verwässerung des littera-„rischen, künstlerischen und sozialen Geistes starke, mannhafte Leistungen ent-„gegenzusetzen, um die entsittlichende Verlogenheit, die romantische Flunkerei „und entnervende Phantasterei durch das positive Gegenteil wirksam zu be-„bekämpfen. Wir künden Fehde dem Verlegenheits-Idealismus des „Philistertums, der Moralitäts-Notlüge der alten Parteien- und „Kliquenwirtschaft auf allen Gebieten des modernen Lebens. „Unsere ‚Gesellschaft' wird sich bestreben, jene echte, natürliche, deutsche Vor-„nehmheit zu pflegen, welche in der Reinlichkeit des Denkens, in der „Kraft des Empfindens und in der Lauterkeit und Offenheit der „Sprache wurzelt, dagegen jene heute so gepriesene falsche Vornehmthuerei „kämpfen, welche aus den einschläfernd und verdummend wirkenden Denk-„und Gefühlsweisen der höheren Kinderstuben, der pedantischen Bildungs-„schwätzer und der polizeifrommen Gesinnungsheuchler herausgezüchtet worden „ist. Unsere ‚Gesellschaft' wird sich zu einer Pflegestätte jener wahrhaften „Geistesaristokratie entwickeln, welche berufen ist, in der Litteratur, Kunst „und öffentlichen Lebensgestaltung die oberste Führung zu übernehmen, wenn „es den Völkern deutscher Zunge gelingen soll, als Vorarbeiter und „Muster menschlicher Kultur sich in Geltung zu erhalten."

Diesen Boden haben wir nicht um Haaresbreite verlassen. Und wie sich damals gleich die vornehmsten deutschen Geister um unser Banner geschart: Bertha und A. G. von Suttner, Martin Greif, Eduard von Hartmann, Wolfgang Kirchbach, Otto Braun (Chefredakteur der „Allg. Ztg."), G. Christaller, Karl Bleibtreu, Hermann Friedrichs, Karl Du Prel, J. von Troll-Berostyani, Alberta von Puttkamer, Xanthippus, E. von Wolzogen, Detlev von Liliencron, Wilhelm Walloth, F. von Kapff-Essenther, Karl Pröll, Heinrich von Reder und viele, viele andere — so ist der Kreis unserer Mitstreiter und Freunde bis auf den heutigen Tag immer glänzender, reicher und mächtiger geworden.

In allen Lebenskreisen haben wir der Wahrheit neue Zeugen erweckt und Begeisterung für die modernen Probleme entfacht. Wir haben unsere Mitbürger angetrieben, sich auf die besonderen Aufgaben zu besinnen, welche

unser deutsches Vaterland nach der Eigenart seiner natürlichen Anlage und geschichtlichen Entwicklung zu lösen habe, damit es mit Kraft und Frische und herrlicher Gesundheit dem neuen Jahrhundert entgegenschreite, allezeit ein Held im Vormarsch!

Wir dürfen es laut aussprechen, ohne eitler Ruhmredigkeit geziehen zu werden, daß der freie Zug, die mannhafte Zuversicht, die jetzt durch unsere vaterländische Kunst und Dichtung gehen, daß der heldenhafte Kämpfersinn, der unsere Kritik belebt und neue soziale Gebilde auf dem Gebiete der geistig schöpferischen Arbeit schafft — freie Bühnen, freie litterarische Genossenschaften, Vermittlung zwischen moderner Kunst und dem niederen Volke u. s. w. — nicht zum geringsten die Frucht unserer unermüdlichen Anstrengungen ist. Wir, die viel verhöhnten „Jungdeutschen", sind es gewesen, welche die vernichtenden Donnerkeile in die dumpfe Welt des Konventionalismus, des Akademismus, der hohlen Lebenskomödie geschleudert. Wir, die viel verleumdeten „Revolutionäre der Litteratur", sind es gewesen, die zuerst das Vaterland in den schönen Künsten wieder entdeckt, die künstlerische Arbeit an das Bestehende und Eigentümliche in den ökonomischen und politischen Lebensverhältnissen unseres Volkes gewiesen und die Achtung der Verfolgten und Unterdrückten in lebendigen Kunstwerken gepredigt.

Wenn jetzt, nach den schweren Jahren des Pflügens und Säens und Unkrautausjätens, die Zeit der Ernte anbricht, soll es uns nicht grämen, daß Andere voll Begier die Sicheln wetzen und die erste lohnende Frucht für sich schneiden, nachdem sie bei der saueren Vorarbeit müssig und abwartend gestanden. Unsere Opfer und unser Schweiß haben gefruchtet — das ist die Hauptsache! Es genügt unserer inneren Befriedigung, daß wir die Ersten beim Tagewerk gewesen, die Frühaufsteher, die Wecker, die Lustmacher vor Sonnenaufgang.

Mit dem Erfolge wachsen unsere Verpflichtungen. Die wirtschaftliche und sittliche Erneuerung der sozialen Welt, die sich vorbereitet, stellt an jeden Einzelnen von uns gesteigerte Forderungen. Wer im Sinne des Kommenden wirken will — „das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" — hat zunächst seine eigene sittliche Persönlichkeit kraftvoll zu vollenden, alles Schwankende und Waschlappige von sich abzuthun, mit umfassender wissenschaftlicher Erkenntnis die praktischen Erfahrungen in den wirklichen Verhältnissen und Zuständen des modernen Volks- und Arbeiterlebens zu verbinden.

Ein großes Feld breitet sich vor uns aus, lockend zu emsigster Thätigkeit. Mancher Verkehrtheit und Thorheit ist zu wehren, damit die gute Absicht nicht zum Unheil gedeihe, der jugendlich schäumende Schöpferdrang

Digitized by Google

nicht in leichtfertigen Werkversuchen versprühe, daß nicht unreifes Genietum die kaum bezwungenen Gefahren wieder in neuer Gestalt heraufbeschwöre. Strenge Selbstzucht muß geübt, zu heiligem Ernst angespornt, zu unverfälschter volkstümlicher Gesinnung ermahnt werden.

Wohlan, Freunde und Werkgenossen, trachte jeder an seinem Teile als echter deutscher Mann, Dichter, Künstler, Kritiker und Lebensgestalter auch im neuen Jahre seine volle Schuldigkeit zu thun!

Aus der Zeit — für die Zeit!

Kritische Dokumente, gesammelt von Max Herold.

(Berlin.)

Der moderne Staat wird von einer Menge „Stützen" getragen. Da ist die Kirche, die sich als unentbehrliche Stütze des Staates aufspielt und namentlich nach ihrer eigenen Behauptung die Hauptstütze des sittlichen Staates ist. Dann kommt das Junkertum, das vornehmlich die zu seinem Vorteil dienenden und nach dieser Seite auch bewährten alten Einrichtungen und Privilegien verteidigt, alte Einrichtungen, ohne deren Erhaltung angeblich die Monarchie erschüttert würde; das Junkertum stützt also in besonderem Maße den monarchischen Staat. Dann kommt das Kleinbürgertum, organisiert in den Innungen, das sich in der Rolle als Stütze des konservativen Staates gefällt und bei jeder Gelegenheit mit großem Geschrei sich den Regierungen zum beliebigen Gebrauche anbietet. Auch das Kleinbauerntum ist von dem Bewußtsein erfüllt, eine kräftige und solide Stütze des Staates zu sein.

Die hauptsächlichste Stütze des modernen Staates dünkt sich die Bourgeoisie. Sie betrachtet sich als die Schöpferin und Trägerin des Industrialismus, auf dem der moderne Staat beruht, und der ihm das besondere Gepräge, das er trägt und durch welches er sich vom antiken und feudalen Staate unterscheidet, verliehen hat. Die Bourgeoisie verlangt daher, im Staate die erste Geige spielen zu dürfen, ihn beherrschen zu können, und da sie diese Stellung in der That einnimmt, so ist der Staat von heute der Bourgeois-, der kapitalistische oder Klassenstaat. Die Wohlfahrt der Bourgeoisie ist der Brennpunkt, in dem alle Interessen der

besitzenden Klassen zusammentreffen; das soziale und wirtschaftliche Wohlergehen der Bourgeoisie ist die ausgleichende Kraft, die alle politischen Gegensätze der Besitzenden versöhnt.

Da die Bourgeoisie die Klinke der Gesetzgebung in Händen hat, und sie ihre Interessen mit denen der Staatswohlfahrt identifiziert, so weiß sie der besonderen Wahrnehmung ihres Klassenvorteils stets eine höhere Weihe zu geben. Sie protestiert gegen eine rationelle und ergiebige Einkommensteuer, weil dadurch die besitzenden und staatserhaltenden Kreise des Bürgerstandes in angeblich ungerechter und schwerer Weise belastet und dadurch die Liebe zum Staate erschüttert werden würde. Dagegen tritt sie mit Begeisterung für die fortwährende Steigerung der indirekten Steuern in allen Formen ein, der indirekten Steuern, die nach ihren Behauptungen alle Teile der Bevölkerung „gleichmäßig" treffen, in That und Wahrheit aber die Besitzenden kaum berühren, dagegen aber die Nichtbesitzenden in erheblicher und empfindlicher Weise drücken.

Die Bourgeoisie hat der dreijährigen Dienstzeit zugestimmt, für ihre Söhne jedoch den Einjährigen-Freiwilligendienst mit Anspruch auf Offizierspatente ausbedungen.

Die Bourgeoisie bewilligt in der Regel alle von der Regierung geforderten Mehrausgaben, läßt dieselben jedoch durch die Steuern der großen Volksmassen bezahlen.

Die Bourgeoisie mit dem Junkertum schwärmt für die Institution des stehenden Heeres, weil es mit seinen zahlreichen Offiziers- und Beamtenstellen eine reichliche und angenehme Versorgungsanstalt für die männlichen Sprößlinge bietet. Sie schwärmt für den Militarismus überhaupt, weil er bei seinen großen finanziellen Aufwänden der Industrie und dem Agrariertum reichliche Gelegenheit darbietet, gute Geschäfte zu machen.

Die Bourgeoisie steht der Defizitwirtschaft des Staates sympathisch gegenüber, weil sie bei der Aufnahme von staatlichen Anleihen etwas „verdienen" kann, und weil außerdem die Staatsobligationen für Rentiers eine sichere Kapitalsanlage sind.

Die Bourgeoisie hat eine die Gesamtheit belastende Kolonialpolitik inauguriert, die sehr kostspielig, aber zunächst nur den Großkaufleuten und Schiffsrhedern von Nutzen ist.

Die Bourgeoisie verabscheut und verwirft in Staat, Provinz und Gemeinde alles, was sie irgendwie belasten und ihr nicht von Vorteil sein könnte. Was mit ihren Interessen nicht zusammengeht, das bekämpft sie; sie achtet die Gesetze nur insoweit, als sie ihr keinen Nachteil bringen; sie achtet die gesetzlichen Rechte anderer nur so lange, als sie selbst nicht davon

berührt wird. Das Kapitalistentum protestiert gegen jede Gesetzgebung, die ihre soziale und politische Herrschaftsstellung schmälern und beeinträchtigen könnte. Sie protestiert daher auch gegen jede Sozialreform, die mehr als Blendwerk sein will; sie protestiert gegen jede Besserstellung der Lage der arbeitenden Klassen, weil sie eine Einbuße an sozialer Macht und eine Verkürzung ihres Profits fürchtet. Sie ist Gegnerin aller politischen Rechte anderer Teile der Nation, wenn dieselben zu einer Schwächung ihrer Machtstellung führen. So strebt sie nach heimlicher Vernichtung des allgemeinen Wahlrechts, nach Beschneidung der Vereins- und Versammlungsrechte, der Preßfreiheit, des Koalitionsrechtes der Arbeiter — Rechte, die sie selbst jedoch nach wie vor in unverkürztem Maße besitzen und ausüben will.

Der Bourgeois, der Kapitalist, ist also nur ein guter und loyaler Bürger, er ist nur patriotisch und ein treuer Unterthan seines Monarchen und der Obrigkeit, wenn sein Wille geschieht, wenn seine Interessen wahrgenommen und seine Wohlfahrt gefördert werden. Im andern Falle wird er ohne Bedenken zum Rebellen und er rebelliert gegen Behörde, gegen Landesherrn in offener und versteckter, in rücksichtsloser und diplomatischer Form. Und sein Anwalt, der ökonomische Julian im hinterpommerschen Walde, droht gegenüber den Begehrlichkeiten der Arbeiter und den neuen Strömungen mit einem wirtschaftlichen Streik des Kapitals — also mit offener Rebellion, hinter der nicht erst die Hydra der Revolution lauert, sondern die diese revolutionäre Hydra gleich selbst ist.

Das ist der Kapitalist als Bürger. Seine Devise und zugleich seine Überzeugung ist: Der Staat, die Nation, das Volk bin ich! Und diesen für die Wohlfahrt des gesamten Volkes so unheilvollen Grundsatz hat die deutsche Bourgeoisie seit mehr als zwei Jahrzehnten in der Gesetzgebung zu verkörpern und das ganze politische Leben damit zu erfüllen gewußt. Es ist hoch an der Zeit, daß diese krasse Klassenherrschaft gebrochen und die übermütige und grenzenlos arrogante Bourgeoisie in die gebührenden Schranken zurückgewiesen wird.

* * *

Einen Mordspektakel machen die Börsenblätter noch immer über den Ausfall der Wahlen in Italien. Dieser Lärm erscheint uns arg verdächtig. Denn da muß ein neues „Geschäft" in Sicht sein, ein großer Pump. Crispinus ist „fein durch", wie die norddeutschen Studenten einen Glücksfall bezeichnen, seine Gegner liegen am Boden ... auf dem Papier! Man darf nämlich bei Würdigung des Crispinus-Sieges vor allem nicht über-

sehen, daß die ungeheure Mehrheit der Italiener von dem Wahlrechte ausgeschlossen ist.

Italien hat 31 Millionen Einwohner und nur 750 000 Wähler. Die Kreise, welche unter einer schweren wirtschaftlichen Krise leiden, die arbeitenden Klassen in Stadt und Land, kommen also bei diesem Wahlsystem gar nicht in Betracht. Aber auch der Wahlmodus, die Listenwahl, erleichtert es der Regierung, die Wahlmaschinerie in ihrem Interesse zu handhaben. Es läßt sich dies ziffernmäßig nachweisen. Rom mit 340 000 Einwohnern hat 29 000 eingeschriebene Wähler und erneunt fünf Abgeordnete, die nicht nach Bezirken, sondern nach einer Liste gewählt werden, so daß jeder römische Wähler fünf Abgeordnete auf seinen Zettel schreibt. In großen Industriezentren und unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts ist die Listenwahl den arbeitenden Klassen günstig, weshalb sie auch in Frankreich wieder abgeschafft wurde. In Italien sichert die Listenwahl den Wahlsieg der Regierung. Zu diesem Zwecke ist sie von Crispi eingeführt worden.

Nun erschienen in Rom bei der jüngsten Wahl von den 29 000 eingeschriebenen Wählern 10 000 an der Wahlurne. Davon haben 4233 für einen Irredentisten gestimmt, für die vier ministeriellen Abgeordneten bleiben also kaum 6000 römische Wähler übrig. Man stelle sich nun noch die Listenwahl in den kleinen Städten und auf dem Lande vor, wo das offizielle Italien bei dem beschränkten Wählerkreise noch leichteres Spiel hat, und man wird zu dem Ergebnis kommen, daß die politische Klugheit verlangt, auch künftig die Vorgänge in Italien und die Festigkeit der dortigen Regierung nicht im rosigen Schimmer der Börsenblätter zu betrachten, um so weniger, als trotz des überaus bösen Wahlsystems doch sieben Sozialisten gewählt worden sind als lebendiger Protest gegen die jammervollen politischen und sozialen Zustände, unter welchen die übergroße Mehrzahl des italienischen Volkes, unseres Verbündeten, heute noch schmachtet.

* * *

Im Wirrwarr der sozialpolitischen Fragen ist zunächst, im Interesse einer klaren Übersicht, dies festzuhalten: der Kampf der Gegenwart richtet sich nicht gegen staatliche Formen, sondern gegen das herrschende wirtschaftliche System der Gütererzeugung und des Güteraustausches. Die staatliche Form bleibt dabei um so mehr aus dem Spiele, als man sich z. B. ebensogut ein soziales Kaisertum wie eine durchaus unsozialistische Demokratie denken kann; die französische Republik von heute

ist sogar das Stärkste, was auf dem Gebiete des plutokratischen Klassenstaates vorstellbar ist, da die ganze Regierungsmaschinerie notorisch in den Händen der Hochfinanz sich befindet. Der thatsächliche Herrscher im republikanischen Frankreich ist der Finanzcäsar Rothschild.

Wie ist nun der Übergang aus dem bestehenden alten Wirtschaftssystem in das neue zu finden? Das ist der Kern aller Lösungsversuche der sozialen Frage.

Wir sind in der letzten Zeit in einem *strengkonservativen* Blatte (was die staatliche Form anlangt) auf ein Buch hingewiesen worden, welches sich in dieser Beziehung sehr vorteilhaft von den unzähligen, zum großen Teil schauderhaft seichten Schriften abhebt, die zur Lösung der sozialen Frage in die Welt gesetzt werden.

Dieses Buch ist von *Ernst Busch*, einem Manne, der offenbar aus dem wirklichen und wahrhaftigen Leben und nicht aus einem utopischen Wolkenkukuksheim kommt.

Die Sozialdemokratie, sagt Busch, geht von dem Irrtum aus, als ob die Gegensätze, welche sich zwischen Arbeiterstand und den höheren Ständen zeigen, zurückzuführen seien auf einen in der jetzigen Gesellschaftsordnung begründeten unüberwindlichen Gegensatz von *Kapital* und *Arbeit*. Vielmehr sei und war richtig, daß nur die menschliche *Thätigkeit* Werte erzeugen könne, aber der Gegensatz bestehe darum nicht zwischen *kapitalbesitzendem Produzenten und mittellosem Produzenten*; „wohl aber wird trotz der freien Konkurrenz für die *Vermittlung* zwischen Produktion und Konsum auf Kosten der Produzenten ein unendlich größerer Teil der ganzen Volksarbeit verlangt und bezahlt, als der reelle Wert der Vermittlung beträgt, und die Erklärung, warum dem so ist und sein kann, bildet die Lösung der sozialen Frage." (Seite 6.) Leider macht sich unter den heutigen Erwerbsverhältnissen die Thätigkeit der *Vermittlung* zwischen Produktion und Konsum immer weit besser bezahlt,, als die Thätigkeit der Produktion selbst. *Dies ist nach Busch die alleinige Ursache aller Leiden* (42); absolut und unumschränkt beherrscht heute der *Handel* unser ganzes wirtschaftliches Leben, jedes Produkt der Arbeit ist ihm nicht *einmal*, sondern mehrere Mal tributpflichtig (74). Der *Handel* hat die Aufgabe, zwischen Schaffen und Verschleißen zu vermitteln, die Produktion nach dem Konsum zu regeln; statt dessen aber bezwecken heute seine Vertreter lediglich „Verdienen", möglichst starke *Verteuerung der Verbrauchswerte*. Damit kommt Busch auf den Mittelpunkt seiner ganzen Ausführung und die Grundbehauptung, die am schärfsten in folgenden Worten ausgesprochen ist: „Man war bisher gewohnt, das ganze wirtschaftliche Leben

einer Nation von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten und zu behandeln, daß die Arbeitsgelegenheit häufiger und die Arbeit lohnender werde, wenn sich der Handel hebe, man suchte mithin den Handel zu unterstützen und zu ermuntern, um dem Arbeiter zu helfen; diese Ansicht ist aber falsch und hat unsere Erwerbsverhältnisse so gefährlich gestaltet, wie sie heute sind, und nur die Erkenntnis der Unrichtigkeit dieser Ansicht vermag die Lage des Arbeiterstandes zu bessern, die Lösung der sozialen Frage herbeizuführen. Der Handel, der individuell betriebene Austausch der erzeugten Verbrauchswerte zum Zweck des Verdienens, macht eine Nation nicht reich, sondern arm, vorausgesetzt natürlich, daß man unter einer Nation nicht den verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung, welcher vermittelt, die Geschäftsleute, sondern die Gesamtbevölkerung versteht; der Handel bringt auch nicht, wie man allgemein glaubt, vermehrte Arbeitsgelegenheit; diese ist vielmehr ebenso unbeschränkt vorhanden, wie es die Bedürfnisse der Menschen sind, sie wird aber durch den individuellen Güteraustausch vielfach künstlich abgeschnitten, und endlich wird auch durch den individuellen Handel nicht Regelmäßigkeit und Stabilität der Produktion herbeigeführt, sondern vereitelt. Die nationale Arbeit hat nur einen einzigen Feind, nämlich den nationalen Handel, und wer Einkommen und Unabhängigkeit des nationalen Arbeiterstandes fördern will, der muß das Einkommen und die Übermacht des nationalen Handelsstandes schmälern, alle andern Mittel sind nutzlos und thöricht." (S. 25.) Die Freiheit des Arbeiters hat mit dem Militarismus, Septennat, 5jährigen Legislaturperioden, indirekten Steuern herzlich wenig zu schaffen, und die Arbeiter sind in den Republiken diesseits wie jenseits des Ozeans ebenso unfrei und abhängig, wie in den Monarchien Europas. Alle Mittel, den Arbeitern zu helfen, von dem Vorschlag der Festsetzung eines Minimallohnes an bis zur Produktivgenossenschaft, bleiben unnütz, so lange der 80 v. H. der gesamten Volksarbeit verschlingende Handelsprofit nicht beseitigt wird. Nur die Maßregeln, welche geeignet sind, den gesamten Handelsgewinn einer Nation zu schmälern, ohne den Güteraustausch zu beeinträchtigen, vermögen das Einkommen des Arbeiterstandes zu verbessern! So lange also die Vermittlung zwischen Produktion und Konsum nicht für Rechnung der Gesamtheit erfolgt, ist alles vergeblich! (217/9).

Busch behauptet, daß vier Fünftel der ganzen Volksarbeit in der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum stecken bleiben, von den Geschäftsleuten „verdient" werden, d. h. daß jeder Verbrauchsgegenstand, der eine etwas mehr, der andere etwas weniger, durchschnittlich einen fünfmal

so hohen Verkaufswert darstellt, als für seine Erzeugung an Arbeitslohn bezahlt worden ist. Es ist von Interesse, gerade die hierhergehörigen Ausführungen Buschs wörtlich beizufügen:

„Nur etwa ein Zehntel aller Menschen betreibt ein Geschäft, während der Austausch der erzeugten Arbeitswerte höchstens 5 v. H. der Arbeit in Anspruch zu nehmen brauchte, welche die Erzeugung derselben erfordert. Während also bei 1000 Mark Verkaufswert, die geschafft und verhandelt worden sind, eigentlich 950 Mark auf die Erzeugung und 50 Mark auf die Vermittlung entfallen sollten, entfallen heute in der That nur 200 Mark auf die Erzeugung, dagegen 800 Mark auf die Vermittlung.

Im Durchschnitt erhält also der einzelne Produzent $4^3/_4$ Mal weniger, der Vermittler zwischen Produktion und Konsum dagegen 16 Mal mehr, als der Dienst, welcher der Gesamtheit geleistet wurde, an reellem Wert beträgt, und dieses Verhältnis muß sich naturgemäß noch immer mehr zu Ungunsten der Produzenten gestalten, so lange der Güteraustausch individuell betrieben wird. Das ist das große Geheimnis, die soziale Frage, ein Kolumbusei also, dem man nur die Spitze einzudrücken braucht, um es zum Stehen zu bringen. (S. 29.) Zum Beweise wird hingewiesen auf die Zigarrenproduktionspreise und die Zigarrenverkaufspreise, auf die Obstpreise in großen Städten, Nähmaschinen, Särge, Tapeten, Schreinermeißel, Biere, Branntwein, Kohlen, alle die Qualitätsverschlechterungen, z. B. Kaffee, Laden-, Wirtshausmieten, Annoncen, Preistreibereien, Reisen u. s. w. — was alles der wahre Produzent in seiner Eigenschaft als Konsument bezahlen muß!“

Dies sei der thatsächliche Zustand in der gegenwärtigen deutschen nationalen Wirtschaft. Busch wird nicht müde, immer und immer wieder diesen Gedanken zu variieren und mit Beispielen zu beleuchten.

Mit richtiger Erkenntnis dieses Grundfehlers, welcher unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung anhaftet, ist jedoch auch schon in der Theorie ein Vorschlag zu seiner Beseitigung gegeben. Der einzige Weg, den ungeheuren nationalwirtschaftlichen Skandal zu beseitigen und der Arbeit, der produktiven Arbeit der überwältigen Mehrheit des Volkes zu ihrem verdienten Einkommen zu verhelfen ist: die „Unifizierung des Handels!“ Mit diesem Ausdruck bezeichnet Busch das praktisch zu öffnende Ventil. Er sieht demnach die Sache von einem etwas anderen Gesichtspunkte aus an, als die meisten theoretischen Sozialisten. Während die wissenschaftlichen Sozialisten die Änderung der kapitalistischen Produktionsweise, d. h. Warenerzeugung, als die Voraussetzung jeglicher Lösung betrachten, stellt Busch einfach die Änderung der individuellen

Warenvermittlung unter vorläufiger Belassung der üblichen Produktionsweise als Lösung auf. Er sagt ganz klar: „Wer dem Arbeiter zu helfen die ernste Absicht hat, muß sich vorab von der alten, tief wurzelnden irrigen Ansicht lossagen, daß die freie Konkurrenz den Verdienst aus der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum von selbst auf ein vernünftiges Maß herunterdrücken werde, wenn nur erst die Produktionsverhältnisse international geregelt wären; denn nicht durch die Art der heutigen Produktion, sondern durch die individuelle Vermittlung zwischen Produktion und Konsum wird die Arbeiterwelt um den weitaus größten Teil des ihr zukommenden Lohnes gekürzt." Nur durch Unifizierung, d. h. einheitlich-nationale Regelung der ganzen Vermittlung, nicht aber allein durch eine Regelung der Produktionsverhältnisse ist dem Handel der Charakter der Spekulation, der Zufälligkeit zu nehmen und damit der Lohn für die Vermittlung vernünftig zu regeln.

Man muß sich also immer gegenwärtig halten, daß genau da, wo der ökonomische Gewinn, d. h. der Handelsprofit einsetzt, die Schmälerung des Arbeitslohnes beginnt, oder mit anderen Worten: je lohnender der Handel, desto unlohnender ist die Arbeit, denn nur was die Gesamtheit schafft, kann von der Gesamtheit verbraucht werden, nicht mehr und nicht weniger, und jemehr hiervon im Handel stecken bleibt, von den Geschäftsleuten verdient wird, desto weniger bekommen die Arbeiter davon. „Überproduktion", „industrielle Reservearmee" u. s. w. sind alle auf diese unnatürliche Ausbauchung des Handelskanals, der nur konsumiert und einschlürft, zurückzuführen! Das A und O ist also hier klar zu durchschauen, die Unifizierung des Handels bietet das einzige, zugleich aber sehr einfache und gründlich wirkende Mittel, nicht nur alle Termin- und Kartell-, sondern auch alle Spekulationsgewinne überhaupt unmöglich zu machen. (S. 102.) „Die Unifizierung der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum, die Beseitigung des Handelsprofits enthält die allgemein mögliche und deshalb dringend gebotene Lösung der sozialen Frage, sonst sind überhaupt keine geeigneten Mittel zur Besserung der materiellen und sittlichen Lage des Arbeiterstandes vorhanden." (S. 214.)

Nachdem im bisherigen der Thatbestand mit seinen Fehlern aufgedeckt und theoretisch der Weg aus dem Labyrinth gezeigt worden ist, handelt es sich in dritter Linie noch um den praktischen Gang. Auch hierfür weiß Busch einen Rat.

Die Lösung beginnt nicht vorn bei der Produktion, sondern hinten bei der Konsumtion. Der Produzent als Konsument hat sich, seine Bedeutung zu erfassen und demzufolge planmäßig vorzugehen. Zunächst

wird es als ein ungeheuerlicher, ausschweifender Gedanke erscheinen, im Wege der freien Konkurrenz die Unifizierung der ganzen Vermittlung zwischen Produktion und Konsumtion zu erzwingen, alle bestehenden Geschäfte von einem einzigen Geschäft, das für Rechnung der Gesamtheit betrieben wird und das über die notwendigen Betriebskosten hinaus keine Überschüsse erzielen darf, auffaugen zu lassen, und doch ist derselbe sehr leicht in ganz kurzer Zeit zu verwirklichen Das Fundament des ganzen Erwerbslebens bildet nämlich die Kundschaft. Der Produzent in seiner Eigenschaft als Konsument ist der einzige wirkliche Arbeitgeber. Der Absatz, die Kundschaft entscheidet über alles. Zur Unifizierung des Handels ist daher keine andere Schwierigkeit zu überwinden, als dem Arbeiter zu zeigen, daß er in seinem eigenen Interesse seine Kundschaft nicht leichtsinnig verschleudern darf und daß sich eine Behörde bildet, welche die Leitung und Durchführung der großen Reform übernimmt. Eine neue Behörde müßte für Rechnung des Arbeiterstandes gegen bestimmten Gehalt vermitteln, jeder einzelne Arbeiter müßte bestrebt sein, seine Kundschaft dieser Behörde, d. h. sich selbst zu erhalten. Ziel und Zweck des heutigen Genossenschaftswesens ist dahin auszudehnen, daß die ganze Arbeiterwelt eine einzige große, allmächtige, von einer Stelle geleitete Genossenschaft bildet, an welche kein Mensch ein persönliches Eigentumsrecht geltend zu machen hat und zu deren Beitritt nichts weiter erforderlich ist, als die Zuweisung der Kundschaft. Überall, wo es möglich ist, müssen Konsumvereine entstehen, die sämtlich einer einzigen Leitung unterstellt werden. Das Genossenschaftswesen in der seitherigen Form ist für den Arbeiterstand wertlos und nur geeignet, die Aufmerksamkeit vom Schwerpunkt der Frage abzulenken. Zu einer ganz anderen Bedeutung gelangt das Konsumvereinswesen, wenn dasselbe eine einzige, kompakte Masse von Kunden darstellt, die ganze Arbeiterwelt einschließt, einer einzigen Leitung unterstellt wird und die Unifizierung der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum, die Beseitigung jedweder Konkurrenz im Geschäftemachen erstrebt und herbeiführt. Wenn also beispielsweise die ganze Arbeiterwelt ihre Kleidungsstücke nur in genossenschaftlichen Läden kauft, dann ergeben sich aus diesen in verschiedenen Orten befindlichen Läden ganz von selbst genossenschaftliche Spinnereien, Webereien, Konfektion, Schneiderei u. s. w., also die Beseitigung aller kapitalistischen Unternehmungen in der Weberei, und ganz genau so liegt die Sache auf allen anderen Gebieten!

Soziale Dokumente.

Von Viktorine Gräfin Butler-Haimhausen.

(München.)

I.

Seit zehn Jahren konnte ich mehr als früher die Gedanken über Menschenrechte und Menschenpflichten, die im täglichen Leben mit seinen Vorkommnissen geweckt werden, zu fester Gestaltung bringen. Es ist mir gelungen, sie zu fixieren, sie stehen vor mir mit ihren Tönen und Farben, mit ihrem Einblick in die Tiefen der menschheitlichen Begegnisse, mit ihrem Aufblick zu Dem, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte fällt!

Diese Gedanken über Menschenrechte und Menschenpflichten haben sich verkörpert, sie stehen vor mir in ihrer unendlichen Einfachheit, in ihrer unermeßlichen Größe und würden zermalmend und vernichtend wirken, wenn die Zustände um uns her, die nur im ausgeprägtesten Egoismus der besitzenden Klassen sich gestalten konnten, wie sie vor dem Auge jedes Denkers stehen . . . so bleiben — müßten, wie sie sind!

Mit nichten! Was die besitzenden Klassen verbrochen, — das müssen sie wieder gut machen! . . . sie müssen! . . . wollen oder wollen sie nicht, . . . und sie werden wollen, wenn sie erkennen, wie unendlich leicht sie den Standpunkt wieder erreichen können, den sie verloren.

Ich habe seit 36 Jahren Erfahrungen gemacht, die der Gesamtheit nützen sollen; ich habe mir ein unschätzbares Gut errungen, das mir kein Mensch, kein Verhältnis rauben kann, das mir die Kraft und den Mut giebt, als Anwalt der besitzlosen Menschheit aufzutreten und die Wege zu ebnen, die auch die armen Menschen einer gesicherten Zukunft entgegengehen lassen.

Meine Errungenschaft heißt: Überzeugung! und wer eine, im Feuer tausendfacher Erfahrung gestählte, unerschütterliche Überzeugung sein nennt, der ist ein Charakter, wie ihn unsere egoistische, unsere glaubens- und sittenlose Zeit bedarf.

Seit zehn Jahren bin ich bemüht, die Gesamtheit aufmerksam zu machen auf das, was notthut; ich bin stark geworden durch die Schwäche jener, die wohl die Macht, aber keinen Willen hatten, die Sache gewissenhaft, ehrlich, ernstlich zu prüfen und zu erörtern. Ich habe durch meine Bedürfnisse die Bedürfnisse der andern kennen gelernt, und die volle Befriedigung dessen, was ich bedurfte, ließ mich das Unglück jener ahnen, die arm und verlassen ihre und ihrer Lieben Bedürfnisse nicht stillen können.

Gesichert, — durch Besitz — lernte ich Besitz schätzen und ihn . . . wie für mich, so für andere wünschen. Wer aber wünscht, der lernt auch denken — und je mehr ich denken lernte, um so kräftiger gestaltete sich meine Ansicht vom Leben, von meinen Zeitgenossen, von Reichtum, Armut, Recht und Unrecht; ich übergehe die Bilder, die ich vor allen Blicken entrollen könnte, — lassen wir die Vergangenheit mit ihrem unaussprechlichen Weh, wenden wir uns der Zukunft zu, damit sie eine glückliche werden könne für alle, deren Vergangenheit und Gegenwart Zeugnis geben von tiefem menschlichen Elend.

Wer aber solches Elend fassen kann, der folge meinen Gedanken, die ich folgerichtig, so klar als möglich zu entwickeln mich bestreben werde.

Ich besitze! und bin durch Besitz glücklich. Ich sage: Wir müssen Besitz schaffen für Besitzlose, Heimat gründen für Heimatlose und ein freies, unantastbares Armenstiftungsvermögen bilden, dessen Nutznießung das Zuwenig der Armut auszugleichem imstande sein soll.

Wie schafft man Besitz? Ich stelle ein Beispiel auf, das sich vor dem Blicke des Denkers und des Rechners in endlose Größen verliert. Ich habe als Vorsteherin des St. Marien-Vereins vor fünf Jahren 12 Tagwerk Feld zur Benutzung für das Armenkinderhaus in Indersdorf angekauft, natürlich, für die Summe haftend, mit Schulden. Seit jener Zeit bezieht die Anstalt von diesem und durch diesen Acker alljährlich alle Kartoffel, allen Klee für sechs Kühe, also Milch, Butter, Schmalz, Eier, Rüben, Kraut, Gemüse. — Alles umsonst! . . . denn wir, die denkenden Frauen des St. Marien-Vereins, haben durch unsere kleinen . . . vereinigten . . . Jahresbeiträge die Schulden bezahlt!

Seit Jahren bin ich bemüht, durch Schrift, Wort, Bitte, That eine Vereinigung zu erzielen, — in der Vereinigung allein liegt der Schlüssel zu jedem Erfolge, — nicht in zersplitterten Vereinen, sei die Zahl auch noch so groß, sei für jede Lage ein Verein vorhanden, — je mehr Vereine erstehen, je geringer wird die Einnahme des einzelnen, je mehr Almosen gegeben werden, um so größer wird die Zahl der Almosen-Empfänger. Ich erkläre mit der vollen Kraft der Überzeugung, daß alle Almosen, alle Gaben, in welcher Form sie auch gegeben werden, verloren sind, rein und unwiederbringlich verloren — man rechne! — so lange man nicht ein System ins Geben bringt. Ich stelle mich auf die Stufe, die der Arme einnimmt . . . so lange man mir Münzen giebt, so lange bin ich erniedrigt, man gebe mir die Möglichkeit, mir radikal helfen zu können, man weise mich an die Selbsthilfe; man lasse mich hoffen

auf wiedergefundene Achtung, man ſtreiche mich aus der Zahl der Bettler, — dann kann ich erwerben, bin kein faules Glied, kein wunder Fleck am geſellſchaftlichen Körper, dann werd' ich ſegnen, wo ich jetzt verdamme!

Seit Jahren bin ich bemüht, die Blicke der Machthaber auf die Mittel und Wege zu lenken, die in reicher Fülle vorhanden ſind, die nur erkannt, benutzt, eingeſchlagen werden dürfen, um zum Glücke, zur Wohlfahrt der Staatsangehörigen ausgebeutet werden zu können. Alles, alles iſt beim Alten geblieben . . . die Armut und das Elend aber wachſen.

Ganz eigentümlich legte mir der Zufall die Reiſebriefe Hubers von Wernigerode in die Hand; ſie ſind im März 1855 geſchrieben; ich habe keine Reiſebriefe zu ſchreiben, muß aber im März 1865 jenem mir unbekannten Schriftſteller das Zeugnis geben, daß alles, was er ſagt, richtig ſein muß, ſonſt wäre eine ſo durchaus gleichmäßig durchdachte Auffaſſung der Thatſache ganz unmöglich. Wenn ich ſeit Jahren bemüht war, durch Schrift, Wort, Bitte, That die Aufmerkſamkeit aller auf die Armenſache zu lenken, ſo bin ich nun verſehen mit dem lautredenden Zeugnis jenes Denkers, entſchloſſen, als Anwalt der Armen und Verlaſſenen feſt und entſchieden aufzutreten und kein Nein, aus welcher Feder es auch komme, gelten zu laſſen!

Die Not Tauſender iſt vorhanden, niemand kann es in Abrede ſtellen.

Ich erkläre mit aller Kraft meiner auf langjährige Erfahrungen gegründeten Überzeugung, daß wir imſtande ſind, dieſe Not zu heben, wie ſie auch geſtaltet ſein möge, ſobald wir alle, wir, Beſitzende aus allen Klaſſen und Ständen uns vereinigen zur Herſtellung und Durchführung einer ſyſtematiſch und praktiſch geregelten, freiwilligen Armenpflege, deren Hauptziel ſein muß, ſich überflüſſig zu machen.

Die Armenpflege hat ein weites, ein erhabenes Feld der Thätigkeit vor ſich; ſie muß die Mittel zur realen Hilfe ſchaffen, für alle, die ihr anheim gefallen ſind; ſie muß allen gerecht werden!

Unſere Armenpflege ſtellt das Ei des Kolumbus auf den Fuß! denn aus ihr heraus entwickeln ſich jene Kapitalien, die notwendig ſind zum Beginne und zur Vollführung einer geregelten, freiwilligen, mit Weisheit und Liebe geleiteten Reſtauration der Verhältniſſe unſerer armen, geiſtig, körperlich, materiell herabgekommenen Mitbürger.

Werfen wir unſere Blicke auf die Zuchthäuſer, — auf die Gefängniſſe, auf die Irrenhäuſer, Millionen koſten ſie, — die Mittel dafür müſſen aufgebracht werden, und es fällt niemand ein, ſie zu verweigern. Viele Millionen hätte man erſparen können, und viele Tauſende von Unglücklichen

ständen außerhalb jener furchtbaren Mauern, wenn sie durch Weisheit und Liebe im freien Leben gefunden hätten, was erforderlich ist, um „frei“ zu bleiben, frei als Mensch!

In der Lehre vom Glauben und von der aus dem Glauben erblühenden Liebe wird die Freiheit großgezogen, die die Menschen den Gefahren einer glaubens- und liebelosen Scheinfreiheit entrückt.

Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo man in allen Kreisen einsehen wird, welchen Wert für die Welt der früh gepflegte Glaube an das Positive des Christentums habe, und daß, wenn man sich von der Redlichkeit und dem Ernste jenes Glaubens lossage, solcher Abfall genau in dem Maße die unaufhaltsamsten Übel für Staaten und Völker nach sich ziehe, in welchem derselbe um sich greift. Einer der edelsten unserer Theologen, Domdekan von Hirscher, sagt so wahr und treffend: „Alles kommt in der Welt nur durch Eines, nämlich durch Unterricht und Erziehung, durch Lehrer und Erzieher. Nehmt uns alles, und gebt oder lasset uns nur das eine: erleuchtete, tieffromme, um die ihnen anvertraute Jugend glühend eifernde, an dieselbe wie heute so morgen mit unermüdbarer Liebe andringende Lehrer und Hirten der Jugend und wir haben genug. Gebt uns dagegen alles, aber versagt uns dieses eine — und wir haben nichts!“

Ein auf der Basis dieser fixen Jahreseinnahme durch den Staat garantiertes „Armenpflege-Anlehen“ — dessen sämtliche Zinsen samt Annuitäten durch jene bis jetzt zersplitterte, fixe Jahreseinnahme gedeckt werden, setzt die neue Armenpflege in den Stand, allen, allen Anforderungen der Armut, der Gerechtigkeit, der Klugheit, der barmherzigen Liebe zu genügen und den Staaten allen ein Beispiel zu geben, wie man — ohne vermehrte Opfer seinen Menschenpflichten genügen, den National-Reichtum vermehren und die Menschenrechte zur Geltung bringen kann. Die ganze große Summe, die das Anlehen der neuen Armenpflege vermittelt, muß zum Ankauf von Gütern, von Häusern, von liegenden Gründen aller Art, von Fabriken verwendet werden, mit Rückbehalt eines, der Ausdehnung des Geschäftes und Betriebes angemessenen Kapitals.

Die neue Armenpflege eröffnet somit alle Quellen des materiellen Wohlstandes, der äußerlichen Lebensbesorgung durch Naturproduktion, Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft, Jagd, Fischerei, — durch industrielle Produktion. Das natürliche Mittel, die Subsistenzquellen flüssig und für das Leben fruchtbar zu machen, ist gegeben in planmäßiger Kraftübung und verständiger Thätigkeit. Das ist Gottes weise Ordnung, die sich ungestraft nie brechen läßt. Welch eine immense Kraftsumme liegt in den Armen, tot

und unfruchtbar und wirkt, statt freudig einzugreifen ins produktive Räderwerk, nur lähmend und belästigend auf diejenigen, die ihren Pflichten zu genügen streben.

Die neue Armenpflege muß die Heimat der Armen werden; was sie erwirbt, das läßt ihre Glieder auf die verlorene Stufe zurücktreten, das läßt sie die eingebüßte Menschenwürde wieder finden. Die neue Armenpflege, richtig durchdacht, richtig durchgeführt, eröffnet edlen Frauen und Töchtern der gebildeten Stände einen neuen, einen schönen, einen erhabenen Beruf. Nicht jedes praktisch und edel gebildete weibliche Wesen kann und will sich in Klöster begeben, wenn die Aussicht auf eheliche Versorgung geschwunden ist; die neue Armenpflege bedarf ihrer; sie können die Mütter, die Freundinnen, die Erzieherinnen, die Verpflegerinnen der Armen werden!

Die Liebe zu den Brüdern schuf die Diakone, sie halfen dem Bedürfnis ab; aus der Reihe der Witwen und Töchter wurden zum Armen- und Krankendienst Diakonissen gewählt.

Wenden wir nun die Blicke auf unsere freien Gefangenen, die gefesselt sind durch Armut, durch mannigfache, verzweifelte Not, die sich zu Tode arbeitet oder zu Tode grämt!

Millionen kosten die Armen — die Mittel dafür müssen aufgebracht werden und werden aufgebracht! Und viele Millionen hätte man ersparen können, und viele Tausende von armen, besitz- und hilflosen Unglücklichen wären nicht arm, wenn Unterricht, Erziehung und Bildung sie in die Kreise der redlich Erwerbenden gestellt hätten! und wenn die „vorsorgende" Liebe den „ersten" Schritt über die „Grenze" zu verhüten gesucht hätte. Millionen werden verschleudert jahraus jahrein! Und niemand hat bisher die Frage aufgeworfen: Ist die Art, wie man sie in Atome zerstreut, die richtige? Vermindert sie die Not? Oder gäbe es eine andere Weise, die mit einem Schlage den Beweis zu liefern verstände, daß es auf der Erde keine Not giebt, die nicht der, durch Glaube und Liebe begeisterte Gedanke, — durch das Wort geboren, zur That, zur großen Rettungsthat — werden und jene tilgen ließe?!

Ich wiederhole, was ich seit Jahren jenen durch Wort und Schrift sagte, in deren Händen Wohl und Weh der armen, besitzlosen Menschheit liegen:

„Wir können helfen, wenn wir helfen wollen! Wir müssen helfen, weil wir helfen sollen! und man kann auch, was man soll! Die Armenpflege, wie sie jetzt besteht, genügt den Anforderungen unserer Zeit in keiner Weise.

Es muß sich eine den Bedürfnissen vollkommen entsprechende, freiwillige Armenpflege organisieren, deren erste Aufgabe es ist, die zu einer praktisch und segenreich wirkenden Durchführung benötigten Kapitalien zu schaffen.

Die öffentlich anerkannte freiwillige, neu organisierte, unter staatlicher Kontrole stehende Armenpflege übernimmt die Individuen alle, die der seitherigen Armenpflege anheim gefallen sind. Sie macht aber auch Anspruch auf alle, auf alle jene Summen, die — und wie — sie alljährlich durch den Staat, die Kirche, die Kommunen, die Vereine, die Privaten vereinnahmt und verausgabt worden sind.

Welch eine Summe sich hier, genau alles zusammengestellt, als jährlich gesicherte!! Einnahme entziffern wird, überlasse ich, meiner Rechnung sicher, jedem Rechner!

Die neue Armenpflege bedarf solcher Liebes- und Verstandeskräfte aus den höheren und gebildeten Ständen, damit sie an den Webstuhl der Zeit treten, die Blößen des Egoismus decken, die Schäden des Volkes heilen. Es giebt Wunden, die nur die Liebe, die nur die Einsicht des Weibes — des gebildeten Weibes mit dem Wein der Erkenntnis, mit dem Öl der Barmherzigkeit reinigen kann.

Die neue Armenpflege muß ein Haus eröffnen, zur Heranbildung tüchtiger, gewissenhafter, edler Kräfte. Bestimmte Formen, Grenzen, Gliederungen sind zum Bestehen und Wirken nötig. Der Beruf der Mutter, der Hausfrau, der Spenderin von Glück und Frieden kann hier in seiner Hoheit, in seiner Reinheit und Würde zum Wohle des Vaterlandes, zur Befriedigung der eigenen Seele erfaßt und durchgelebt werden.

Die Gerechtigkeit ist das Prinzip alles gesellschaftlichen Lebens, — sie muß unserem Verstande klar, unserem Herzen teuer werden, sie wird die Wege zur Umwandlung, zur Reformation, zur Regeneration, zur Restauration der Verhältnisse der armen, besitzlosen, durch den Egoismus der Zeit ausgebeuteten Menschheit finden lassen; sie wird die Vermittlerin werden zur umfassendsten Hilfeleistung; sie wird dem Rufe nach Vereinigung eine erschütternde Weihe geben, — durch sie kann das Prinzip alles Elends der Menschheit — die Ungerechtigkeit — getilgt werden.

Die Gerechtigkeit fordert die Regulierung des Armenwesens; — diese Regulierung ist eine der schönsten, segenvollsten Aufgaben unserer Zeit; sie tritt, im Vollbewußtsein ihrer Pflicht, in die Mitte des schmerzlich zerklüfteten Volkslebens, verständigt die einen zur wohlerwogenen Leistung, zieht die anderen empor zu menschenwürdigem Dasein, zur sicheren und naturgemäßen Selbsthebung.

Die Armenpflege ist ein neutrales Gebiet, alle Stände, alle Klassen, alle Alter, alle Parteien stehen auf dem Boden der Pflicht. Sie ehren sich durch ihr inniges Aneinanderschließen! Sie schänden sich durch Ausschluß!

Als Vertreterin der Armen und Verlassenen lege ich diese Blätter in die Hände denkender Menschenfreunde, — ich muß Hände finden, die sich in meine Hände legen, ich muß Herzen finden, die ihr eigenes Glück nur im Glück der Gesamtheit finden und die für andere thun, was sie für sich selbst zu thun imstande sind.

Im März 1865.

II.

Als Gründerin des St. Marien-Vereins und mit dem Bewußtsein, eine der ernstesten Pflichten zu erfüllen, wenn ich als Anwalt der armen Klassen fest und bestimmt auftrete, erlaube ich mir, alle Freunde der Menschheit und alle Besitzenden aufzufordern, ihre ganze Kraft aufzubieten zur Herstellung geordneter menschenwürdiger Zustände für unsere mehr und mehr zu Grunde gehenden Mitmenschen.

Ich wiederhole, was ich im Jahre 1867 in meiner, den damaligen Kammern übergebenen Denkschrift über Armenpflege und Hilfeleistung im Sinne sozialer Selbsthilfe öffentlich erklärte: „Wir müssen Besitz schaffen für Besitzlose, Heimat gründen für Heimatlose und ein freies, unantastbares Armenstiftungsvermögen bilden in liegenden Gründen aller Art, dessen Nutznießung das Zuwenig der Armut auszugleichen imstande sein muß."

Wir müssen uns der leidenden Armut annehmen, gerade so wie wir es von anderen wünschen würden, wenn wir arm und hilflos wären!

Nie und nimmer können Almosen allein der heutigen menschlichen Not steuern; die Armen bedürfen einer sittlichen Hebung, sie bedürfen einer liebevollen Führung durch die Nacht des Unglaubens, der Rohheit, der Genußsucht, der Gedankenlosigkeit, des Wuchers, denen sie zur Beute geworden, weil der einzelne gute Mensch die grauenhaften Zustände unserer Zeit nicht verbessern kann, weil nur durch durchdachtes Zusammenlegen größerer und kleinerer Almosen **Tausender** von guten, edlen Menschen, jahraus, jahrein, das Kapital gebildet werden kann, das eine auf vernünftigen, einzig und allein zum Ziele führenden Prinzipien ruhende Armenpflege zur ernsten Arbeit einer in Liebe thätigen Menschenpflege bedarf!

Was den Frieden vermitteln kann zwischen Oben und Unten und Be-

ſitzenden und Beſitzloſen, heißt: Kapital in den Händen des Edelſinnes und der Intelligenz. Um dieſes fruchtbringende Zuſammengehen, um warme Teilnahme am Schickſale unſerer, ohne unſere Fürſorge zu Grunde gehenden Brüder, bittet vom Grunde des Herzens um feſten Anſchluß an die Prinzipien des Sankt Marien-Vereins.

(Zu jeder Aufklärung und Einſichtnahme aller notwendigen Aufſchlüſſe iſt die Unterzeichnete ſtets bereit.)

München, 1. Januar 1878.

* * *

Nachſchrift: Niemand fühlte ſich dafür berufen!

III.

Erkenntnis, Gerechtigkeit und treue Menſchenliebe legen mir die Pflicht auf, nach fünfundzwanzigjährigem Wirken im Gebiete der Armenpflege die Ergebniſſe meiner Erfahrungen und meiner Studien an Menſchen und Dingen den edlen Mitgliedern des Sankt Marien-Vereins und allen Menſchenfreunden kurz und einfach darzulegen, wie auch meinen tiefſinnigen Dank denjenigen öffentlich auszuſprechen, welche thätigen Anteil nahmen in Wort und That am Reſultat der Arbeit eines Vierteljahrhunderts!

Am 1. Januar 1854 konnte ich 25 der ärmſten Kinder des Landgerichtes Dachau Heimat, Erziehung und Liebe bieten, die Zahl wuchs auf 54; i. J. 1857 war ich ſo glücklich, den St. Marien-Verein gründen und die Kinder in das Kloſtergebäude nach Indersdorf überſiedeln laſſen zu können. Die Zahl wuchs auf 148. Ein Acker von 12 Tagwerk wurde von dem Verein für das St. Marien-Kinderhaus angekauft.

Im Jahre 1860 kaufte ich ein Haus, Nr. 15, mit 5 Tagwerk Wieſen, in der Staubſtraße, — nach eingehendem Studium der Armut und des Mangels alleinſtehender, alter Frauensperſonen — um die Summe von 23 000 fl. Es ſind 20 Jahre vorübergegangen. Ein Artikel der Neueſten Nachrichten, Blatt 313, 9. Novbr., weiſt einen Wert von 280 000 fl. daſelbſt nach, und ich erachte es als meine Pflicht, meine, des Vereins, aller Geber und der Armen Rechte öffentlich geltend zu machen. Der Gedanke, die Hauptbedürfniſſe des Haushalts auf eigenem Boden, durch eigene Arbeitskräfte zu erzeugen, ließ mich im Jahre 1864 an das große Herz Seiner Majeſtät des Königs Ludwig I. die Bitte ſtellen: mir durch die Gabe von 10 000 fl. die Möglichkeit zu geben, das Schloßgut Schönbrunn bei Röhrmoos mit 243 Tagwerk beſten Bodens um die Summe von 75 000 fl. „für das ihm bekannte Haus der gött-

lichen Vorsehung", in der Staubstraße, zu erwerben. Meine wohl motivierte Bitte fand augenblickliche Erhörung. Auch hier sind die Besitzverhältnisse durch „Gerechtigkeit" zu ordnen. Im Jahre 1869 kaufte ich einen Bauernhof im Gebirg mit 94 Tagwerk Wiesen um die Summe von 14 000 fl., der Entscheidung der Kammer der Volksvertreter, des Reichsrates und dem Befehle Sr. Majestät des Königs fest vertrauend. Die neugewählten Kammermitglieder von 1869 strichen die im Budget stehende Summe von 10 000 fl. für Herstellung, Begründung und Dotierung von Armenkolonien.

Mit eiserner Willenskraft habe ich die bisherigen Schwierigkeiten überwunden und habe durch dieselben die Überzeugung gewonnen, daß den Bedürfnissen und der Not unserer Zeit ohne größere Opfer von Seite der Besitzenden volle Abhilfe werden kann, sobald allen die Pflicht klar vor der Seele steht, teilzunehmen an dem großen Werke, das Gerechtigkeit und Menschenliebe fordern.

Nach einem 50jährigen, thätigen Privatleben, nach 25jährigem persönlichen Wirken in der Armenpflege und nach eifrigem Forschen in dem jammervollen Gebiete der Armenmenschen-Pflege, muß ich und darf ich öffentlich an die Gesamtheit die Bitte stellen:

Es mögen sich alle Gutgesinnten die Hände reichen. Alle in einem Sinn, nach einem Grundsatz handeln. Mark und Pfennige zusammen legen, auf daß sie wachsen zum Kapital, das nicht Zweck ist, — wohl aber zum Mittel wird, um Besitz, Arbeit, Mut und Vertrauen in jene Kreise zu tragen, deren gegenwärtige Zustände ebenso traurig als verdammend sind!

Im Namen der Armen bitte ich um festes Aneinanderschließen im Dienste der Armenpflege.

Auer bei Bozen, 1. Januar 1880.

IV.

Meine lieben Freunde!

Seit fünfzig Jahren habe ich Erfahrungen gemacht in allen Richtungen, seit 25 Jahren habe ich meine Erfahrungen nutzbringend werden lassen für meine armen, lieben Mitmenschen.

Ich erkläre mit aller Entschiedenheit, daß eine Änderung der gegenwärtigen Zustände unserer besitzlosen, hilflosen Klassen dringend notwendig ist, und daß die besitzenden Klassen die Pflicht haben, diese Änderung so rasch als möglich herbeizuführen: Es ist dazu nur der gute Wille aller und die Erkenntnis ihrer Pflichten nötig. — Eine gänzliche Umkehr vom bloßen

Digitized by Google

Almosengeben muß und soll und kann stattfinden! nicht Bettler soll der Mensch sein und werden — das muß der Besitzende verhüten! Die Summen sind außerordentlich groß, die als Almosen nutzlos und segenlos verschwendet werden! Diese Summen, mit Liebe und Vernunft vereinigt, sind die Helfer für die Not unserer trostlosen Gegenwart. Dieser meiner ernsten, öffentlichen Erklärung füge ich ein einfaches, allen verständliches Beispiel bei, und bitte im Namen aller Kinder, alter Alten, alter Familien um vollste Berücksichtigung desselben! — Ich habe als Vorsteherin des St. Marien-Vereins im Jahre 1857 zwölf Tagwerk besten Feldes für das vom Vereine gegründete Armenkinderhaus in Judersdorf gekauft und unsere kleinen zusammengelegten Almosen haben den Acker bezahlt. Seit jener Zeit bezieht das Haus alljährlich alle Kartoffel, Futter für Kühe, also Milch, Butter, Eier, Rüben, Kraut, Gemüse, Kälber, alles das, ohne es mit Geld zur Lebsucht kaufen und bezahlen zu müssen.

Wie die Frauen des St. Marien-Vereins seit 23 Jahren den segenbringenden Acker bezahlten, so kann der gute Wille aller — Häuser und Güter kaufen und bezahlen; — haben wir aber von Schulden befreiten Besitz, — haben wir unsere Almosen zur Naturalrente gebracht, — dann, meine Freunde, — dann beginnt es Tag zu werden in den Herzen und Hütten der Armen und in den Herzen und Gemächern der Glücklichen und Gesicherten, — denn erst jetzt erwacht in ihnen das Gefühl, durch ihre jetzt nicht mehr verschwindenden Gaben Glück und Segen verbreiten zu können.

Dieser meiner öffentlichen Erklärung füge ich die warme Bitte bei, mir wo immer die Gelegenheit zu geben, mündlich die genauesten Erörterungen und Klarstellung meiner Pläne darlegen zu können. Es handelt sich um reale Hilfeleistung. Wer wird sich weigern, hierfür handeln zu wollen?

München, den 4. April 1880.

* * *

Nachschrift: Nicht Ein Mensch kam zu Besprechungen!

V.

In möglichster Kürze erlaube ich mir meinen Gedanken über die Gründung des Münchener Frauenvereins für Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen Ausdruck zu geben. In gewiß allen guten Frauenherzen tönen die Hilferufe nach, die seit Monaten in Artikeln und Broschüren laut wurden, und mit der uneigennützigen Mithilfe edler Männer, denen wir Frauen zu innigem Danke verpflichtet sind, konnte am 26. Mai 1889 ein neuer Verein für Gründung von Arbeiterinnenheim ins Leben gerufen werden. Nach

Digitized by Google

sechswöchentlichen Sitzungen und Besprechungen mit den verschiedensten Arten von Arbeiterinnen konnte der Verein ein Haus mieten und durch die großmütigen Gaben edler Vereinsfrauen sofort mit 24 Betten und allem Notwendigen ausstatten. Die Zahl der Betten wurde kürzlich auf 50 vermehrt. Juli, August und September habe ich persönlich im Vereinshause gewohnt; täglich, ja stündlich oft, treten mir Bilder vor Augen aus jener Zeit, die ich allen Guten vorstellen möchte, um beweisen zu können, daß es höchste Zeit ist, frisch und mutig Hand ans Werk zu legen, nicht mehr zu ruhen und zu rasten, bis die Lage der hilf- und ratlosen Armut menschenwürdig genannt werden kann. Wir stehen inmitten der unentschuldbarsten Armut! Dem furchtbarsten Mangel der einfachsten, der notwendigsten Deckung menschlicher Bedürfnisse! Der Vogel hat sein Nest, das wilde Tier seine Höhle, der Mensch allein wird von Spelunke zu Spelunke getrieben, weil es keine Kammer mehr giebt, in der die Familie, die für die armen Eltern oft bis tief in die Nacht arbeitenden Töchter die für sie unerschwinglichen Mieten zu bezahlen imstande sind. Wie die vom Reichsamte des Innern herausgegebene amtliche Statistik es bezeugt, so können nun auch wir von geradezu schrecklichen Zuständen des Darbens, der Not, des Hungers, des leiblichen und geistigen Elends, dem Tausende von deutschen Frauen und Familien unterworfen sind, sprechen! Wer von uns allen, Frauen und Männer, blickt nicht mit Wehmut auf die, jedem Zufall preisgegebenen Arbeiterinnen der verschiedenen Stände und Klassen? Sie alle sollen Hände finden können, die sie vor Gefahren schützen und Herzen, die fremdes Leid fühlen wie ein eigenes!

Seien wir uns unserer ernsten Pflicht bewußt! Gehen wir an die Lösung einer hohen patriotischen Aufgabe! Fassen wir die Worte genau ins Auge: „Der denkende Mensch kann — wenn er will, wenn er will, was er soll."

Es giebt Bedürfnisse, die, ungestillt, im öffentlichen Leben eine unnennbar traurige Lücke bilden; gerechte Regelung der Lohn-, Wohnungs-, Frauen- und Kinderarbeit, der Volkserziehung und Herzensbildung desselben, — — vor diesen bis zur Gegenwart ungedeckten Bedürfnissen **stehen wir!** O, möchten sich in dieses Wir alle guten, lieben Frauen zählen in Stadt und Land! Möchten alle Männer mitarbeiten am notwendigen, gesellschaftlichen Reformwerke, ohne welches man nie und nimmer dem zunehmenden menschlichen Elend, der stets wachsenden Rohheit und Entsittlichung, der Flucht vor einem geordneten, vernünftigen Familienleben, dem gänzlichen Mangel an Pflichtgefühl, wie an gewissenhafter Sparsamkeit eine Grenze zu setzen imstande sein kann!

Digitized by Google

Ich habe persönliche, langjährige Kenntnisse vom Volksleben, seinen Bedürfnissen und Anschauungen mir auf meinem Lebenswege erworben und ich muß und darf das Geständnis der Wahrheit gemäß ablegen, daß ich mich der Armut und der aus ihr sich entwickelnden und verwildernden Jugend und Menschheit in Stadt und Land schäme! Es geschieht jetzt wohl viel! Aber kann man die Schäden ermessen? Kann man sich einer freudigen Hoffnung überlassen, wenn man Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel unbedacht, gleichgültig seit Dezennien dem sichern moralischen, physischen, materiellen Verderben entgegengehen sieht? Weiß nicht jeder Besitzer von Haus, Feld, Garten, Wald, daß jede, auch die kleine Vernachlässigung von großem, oft unberechenbarem Schaden sein kann?

Goethe sagt so wahr: „Ihr laßt die Menschen schuldig werden, dann übergebt Ihr sie der Pein, — denn jede Schuld rächt sich auf Erden!"

Aus der Familie tritt der Sohn, die Tochter ins Leben hinaus, — als Arbeiter, als Arbeiterin. — Bereiten wir für sie die Bahn, die zur Pflichterfüllung, die zum allgemeinen Wohle führen kann, suchen wir die mannigfachen Wege auf zu den Schätzen, die in reicher Fülle vorhanden sind, um Heimat, Erziehung und Liebe jenen vermitteln zu können, die diese notwendigsten Erdengüter in unserer traurigen Gegenwart entbehren!

Um allgemeine, lebendige, segenreiche Vereinigung aller Guten, aller Edlen, aller Kreise bittet im Namen aller Arbeiterkreise.

Haimhausen, den 8. Dezember 1889.

Akkorde und Gesänge.

Von Detlev von Liliencron.

(München.)

Deutschland hat bis heut nur eine wirkliche Dichterin gehabt: Annette von Droste-Hülshoff. Wenn die Quelle richtig besagt, aus der ich geschöpft habe, so wurden in den ersten dreißig Jahren, nach der Ausgabe ihrer Bücher, von unsern Landsleuten nur zwei Exemplare gekauft. Wer wundert sich darüber? Kein Mensch. Das Vaterland, voll keuscher, inniger Poesie an sich: in seinen Wäldern und Feldern und Bergen und Ebenen, in seiner ganzen Landschaft überhaupt, zeitigt in seinen Bewohnern wenig

Liebe und noch weniger Verständnis für echte Dichtung. Ich will es präzisieren: für echte Lyrik.

Ich will noch zwei Namen nennen: Goethe und Mörike. Der letztgenannte ist uns Germanen viel zu „fein". Ach, du armer, herrlicher Mörike. Und Goethe? Denken wir uns, er ließe 1891 seine ersten stürmischen, naturfrohen, natürlichen, lebenswilden, blutrasenden, von keinem Poeten je erreichten Gedichte drucken: wie würden die Deutschen über den „verruchten Naturalisten" herfallen; wie würde ihn Felix Dahn einen „Lotterbuben" — oder welchen ähnlichen Ausdruck der Professor vor nicht langer Zeit in seiner Entrüstung über die neue frische „Richtung" (die Gänsefüßchen sind von mir) gebrauchte („Horde" vielleicht?) — schelten. Das ist alles so ekelhaft und — so traurig.

Und nun wieder mit einem tüchtigen Galoppsprung zu unsern dichtenden Weibern. Es ist unverkennbar, daß in den letzten zehn, zwanzig Jahren sich eine stattliche Reihe — wir könnten von Dutzenden sprechen beinahe — ausgezeichneter Schriftstellerinnen gezeigt hat. Leider gehn die meisten von ihnen dadurch zu Grunde, daß sie anfangen, Schnellschreiberinnen zu werden. Es war zu verlockend; ihr erster Roman gefiel. Es kommen „Bestellungen". Halt, denken sie nun, da läßt sich ja Geld verdienen; ich kann meiner Tochter eine Aussteuer erschreiben; ich kann dadurch Schulden bezahlen; ich kann mir dadurch einen neuen Hut, ein schönes Kleid mit Leichtigkeit erringen. Und nun geht dann die hastigste Feder übers Papier. Je dummer und alberner, je seichter, um so freudiger wird das Geschmier von den Familienbilderbüchern ohne Unterschied „acceptiert". Grade in der letzten Zeit aber reckt sich himmelhoch über ihre „Kolleginnen" (beliebtes Schriftstellerwort) Frau Anna Croissant-Rust. Alle, die in dieser Zeitschrift ihre Erzählung: „Feierabend" gelesen haben, werden mit mir, welcher litterarischen „Partei" sie auch angehören, übereinstimmen, daß uns eine große Dichterin erstanden ist, in Rücksichtslosigkeit, Wahrheitsliebe, mit fast erschreckender Beobachtungsgabe. Das ist „Realismus", wenn das unglückselige Wort hier stehen darf. Zugleich: wie hat Frau Anna „die Künstlerhand" walten lassen. „Die Künstlerhand" ist vielen ein verpöntes Wort; was thuts.

Und ich muß, ehe ich zu den „Akkorden und Gesängen" Albertas von Puttkamer komme, noch einen Abstecher machen. Ich erwähnte die Familienbilderbücher. Macht sich endlich einmal unser Volk in jeder Rangstufe, vom Prinzen bis zum Kuhjungen, von der Prinzessin bis zur Schweinehirtin, einen Begriff, wie grenzenlos es durch diese „Journale" korrumpiert, verschmacklost, verweichlicht, verdummt, verseucht wird? Merkt es endlich nicht, daß diese mit elenden Bildern durchzogenen Zeitschriften nicht seinetwegen herausgegeben

werden, sondern der „Annonce", des Inserats wegen? Weshalb greifen Staatsanwälte, Büttel, Lehrer, Seelsorger nicht ein? Von deren, in den meisten Fällen, so kindlichen und kindischen wie kläglichen Begriffen aus über die Litteratur ists allerdings zu verstehen. Wie ekelhaft das ist und — wie traurig. Es könnte sich einmal furchtbar rächen. Die „Skataufgabe", der „Rösselsprung:" und wie die langweilige, geistlose Überfülle, nebst den „Geschichten", dieser Blätter heißt — es könnte sich einmal furchtbar rächen. Und verfolgen unsere „Witzblätter" andere Ziele als die der „Annonce"? Das erste Deutschlands: „Die fliegenden Blätter" — in denen die Zeichnungen meist vorzüglich sind —: giebt es Elenderes, Faderes? Seit Jahren kehren Nummer für Nummer die gleichen öden „Witze" wieder. Da finden wir stehend den Sonntagsjäger, den Dachauer Bauern, den Sonntagsreiter, den besoffenen Studenten, das Dienstmädchen mit ihrem Dragoner, den Lieutenant, den Juden, den Backfisch und andere Typen. Nun ja, warum nicht jene „Typen" uns vorführen? Nur bittet der Deutsche doch endlich einmal um Wechsel in den „Witzen" dieser Typen. Immer ists der gleiche hirnlose Quark. Wie ekelhaft das ist und — wie traurig. Besteht denn unser ganzes Volk nur aus Blödsinnigen, denen die erwähnten Blätter das unaufhörlich zumuten können? Auch das könnte sich einmal furchtbar rächen.

Und ich wollte über die „Akkorde und Gesänge" Albertas von Puttkamer sprechen. Sie haben allerdings nichts mit dem Ebenerwähnten zu thun. Eine Zeitlang glaubte ich, daß Alberta von Puttkamer berufen gewesen, die dichterische Erbschaft der Annette Droste anzutreten. Wäre sie nicht durch ihre hohe gesellschaftliche Stellung gehemmt! Ein Dichter soll vor allen Dingen frei sein! Er darf in keiner noch so leicht zu nehmenden „Stellung" zum Staat und zur Gesellschaft stehn. Er soll vollkommen frei sein. In Parenthese: Auch Geld muß er haben. Hat er von letzterem wenig oder nichts, soll er sich sein „Leben" anderswo suchen als auf den berüchtigten — berühmten wollt' ich sagen — Höhen des Parnasses; oder will und kann er das nicht: so kaufe Dir schleunig einen Strick, mein Lieber. Du kennst doch Dein Volk. Eher schlingt der Deutsche täglich sechszig Pfund Leberthran in sich, als daß er einem armen Poeten hilft. Er hat stets zwei bequeme Ausreden bereit: „Das Genie bricht sich Bahn" — wenn der Dichter noch lebt; und: „es hätte doch nichts geholfen, ihn vor dem Hunger zu retten; er war zu leichtsinnig" — wenn er die schöne Gräberinsel errudert hat, wo ihn selbst nicht mehr die „Musenklänge" seiner „Brüder und Schwestern in Apoll" erreichen können. Der Doppelglückselige nun!

Annette Droste kümmerte sich den Teufel um ihren Vetter Kardinal, um ihre gräflichen Schwager oder Schwieger, um ihren Oheim Gesandten,

um ihre Köchin Friederike Klößle, um ihren Rinderhirten Tuthorn, um den Lampenfabrikanten Dochtmann, um den Kommerzienrat Guldenreißer! sie war frei! Excellenz Alberta von Puttkamer ist nicht frei. Sie hat zu viele Rücksichten zu nehmen. Und das ist ein Jammer . . . Da haben wir das Wort: Rücksichten! Sicher, der Dichter, wie jeder andere im Volke, wie jeder Mensch, hat zahlreiche Rücksichten zu nehmen. Ohne dies Rücksichtennehmenmüssen würden wir sofort zu Wilden, zu ganz unerträglichen, unleidlichen Geschöpfen. Der wirkliche Dichter, und das läßt sich gut vereinigen mit dem Rücksichtennehmenmüssen, weil es sich vereinigen muß, soll heut im intimsten Zirkel bei Serenissimo, morgen im verrufensten Verbrecherkeller sein. Im habe die beiden Pole genannt. Verkehrt er immer nur in einer Gesellschaftsschichte, sei's „oben", sei's „unten", wird er sofort einseitig; er wird, möcht ich's nennen, Spezialist; er verfängt sich in das starke, oft unzerreißbare Netz der Vorurteile; er wird Sklave; er ist ein Unfreier!

Aber so stark, lange nicht so stark, wie ich eben von der Nichtfreiheit sprach, trifft es Frau von Puttkamer. Sie hat die erste Eigenschaft des Dichters: Leidenschaft, Rasse, Blut. Und trotz ihres vielen an die Welt, in der sie lebt, Gebundenseins, drängt immer wieder ihre Individualität durch. Und das ist das andere, das der Dichter haben muß: Individualität. Jeder Mensch hat seine Individualität, das heißt, er kommt nicht aus seiner Haut heraus, aber trotz dieses Nicht aus seiner Haut könnens sehen wir bei allen nicht echten Dichtern Entlehnungen von andern Poeten und Begegnungen mit ihnen oder „gemachte" Produkte. Bei Alberta von Puttkamer ist kein Gedicht „gemacht"; es ist jedes ihr eigenstes Eigentum; auch „Anlehnungen" finden sich selten bei ihr. Anlehnungen, wie bekannt, finden sich, unvermeidlich bei allen Dichtern.

Wer kauft heute noch Gedichte? Wer liest heute Gedichte? Ein geistvoller Buchhändler schrieb mir: „Wir müssen uns in Deutschland an eins gewöhnen: daß die gediegene Litteratur nur eine Litteratur für Litteraten ist und über diesen Kreis wenig hinauskommt. Litteraturblätter werden vom Publikum gar nicht gelesen; es sind immer nur die paar hundert Menschen, die thatsächliches Interesse haben, die diese Litteraturblätter schreiben und sie auch allein lesen. Blech soll der Schriftsteller schreiben, und Blech soll der Verleger verlegen, der verdienen will. Je größer das Blech, desto größer die Bewunderung des deutschen Publikums." Also Marlitt, und wie sie heißen mögen, Schund, Schund schreiben, mit einem Wort Schund schreiben. Das zieht. Alberta von Puttkamer aber ist eine wirkliche Dichterin, und so wird sie nur von jener kleinen obengenannten Litteraturgemeinde, zu der ich mich zähle, bewundert, verstanden und geliebt.

Digitized by Google

Ich bin kein Kritiker; ich habe keine Ahnung von Kritik. Und so kann ich hier nur meine unendliche Freude aussprechen über Albertas von Puttkamer „Akkorde und Gesänge". Wer ihre Gedichte mit Liebe liest, mit Poesie im Herzen, wird sie schluchzen und jubeln sehen. Eigentlich ein entsetzlicher Gedanke, daß sich, geht das Gedicht in die Öffentlichkeit, jeder dumme Ladenbengel nun lustig darüber machen kann, denn der Dichter schreibt doch nur für einen Menschen auf der Welt — für sich! Aber was schrieb ich vorhin: Nur ein kleiner Kreis, weil sie eine echte Dichterin ist, wird sie lesen.

Und das ist der Humor in Deutschland von der emsigen Parnaßerkletterung: Jeder schreibt Gedichte und keiner liest Gedichte.

Wenig schön ist der häufig gesperrte Druck in den „Akkorden und Gesängen". Er findet sich hier nicht nur in einzelnen Worten und Versen, sondern in ganzen Sätzen und Strophen. Die vielen Millionen Deutschen, also das Durchschnittspublikum: vom Fürsten bis zum Schustergesellen, werden die Bücher der Dichterin nicht kennen und kennen lernen. Und gesetzt den Fall, daß das deutsche Durchschnittspublikum, vom Fürsten bis zum Droschkenkutscher, ein Buch Albertas von Puttkamer in die Hand nimmt: es wird der Verfasserin nichts nützen, mit dem Fächer, gleichsam wie der Lehrer seine Schüler, auf die Finger ihm zu schlagen: So und so sollt ihr betonen. Das deutsche Durchschnittspublikum, also vom Fürsten bis zum Kesselflicker, würde in der Puttkamer-„Stunde", wie die Kinder, nur daran denken, wie es bald erlöst wäre und wieder seinen kärglich bemessenen Vergnügungen nachgehen könne auf dem alten unangenehmen Rumpel- und Rappelkasten, genannt Erde.

Und nun erübrigt es mir nur noch, meine Mütze zu schwenken und in die Luft zu werfen, und in Jubel auszubrechen über das wundervolle Buch Albertas von Puttkamer.

Der Brandstifter.

Charakterbild von E. Tomar.

(Zürich.)

Die Mittagssonne glüht über dem See. Wie mächtige, weißzottige Tiere wälzen und recken sich vereinzelte Wolkenklumpen am östlichen Himmel, dicht über den krystallblinkenden Kuppen der Eisberge, und spiegeln sich

wieder in dem schillernden Gewässer. Kleine Wellen atmen am Ufer und überquellen mit einem Goldnez dicker, leuchtender Linien die schwanken Kieselsteine. In der Ferne zittert die graublaue Wasserfläche wie goldne Mückenschwärme, während weiter hinauf blinkende Silberflämmchen flüstern, dolchscharf auf- und niederzucken und da, wo der halbrunde, schwarzviolette Schatten des sonnenüberhauchten Gebirges drüben ruht, als winzige Pünktchen verglänzen.

Die feinen pfeifenden Töne der Wellen vermischen sich mit dem Ruf eines Vogels, der in der lichtgesättigten Höhe langsam dahinschwebt und in den leuchtenden Sonnennebel taucht, der den Horizont füllt . . .

Die Erdarbeiter am Quai haben ihr Mittagbrot verzehrt, lagern dort und da im Schatten eines Baumes oder eines größeren Steinhaufens, oder sitzen träge und schweigsam mit blinzelnden Augen auf ihren Karren hinter kleinen Erd- und Steinhügeln. Einige hocken auf den Deichseln der unbespannten Lastwagen und ihre welken bestäubten Gesichter nicken auf die lehmbeschmutzten Kittel. Überall traumschwere Stille . . . Nur weiter vorne, hinter der düstern Front der Cypressengruppe, verkeucht noch die Dampfwalze ihren Atem in dünnen, schwärzlichen Rauchwölkchen, die wie feine Schatten über die sonnenträge Landschaft dahingleiten, zu den goldflirrenden Kronen der Buchen emporklimmen und verschweben . . .

Auf einem der lehmgelben Karren, hinter einem hohen Walle aufgeschichteter Quadersteine, weitab von dem Arbeitsplatz seiner Kameraden, sitzt der 50jährige Erdarbeiter Martin Huber. Sein welkrunzeliges, fahles Gesicht ist in die beiden starkgeäderten und von Rissen durchfurchten Hände versunken, die nackten Ellbogen auf die Kniee gestützt. Zuweilen erhebt er den Kopf mit dem kurzen, gelbweißen Haar und sein Blick kriecht am Boden bis zu der dunklen Grube, an deren Rand sein Arbeitszeug liegt. Am schwarzen Griff des mächtigen Pflasterbeiles klammert sich sein Auge und sein erschlaffter Körper bebt etwas empor; aber das Gefühl einer zermalmenden Schwere in allen Gliedern drückt ihn wieder nieder und der kreuzförmige Griff des Pflasterbeils beginnt vor seinen Augen emporzuwachsen, so groß wie der Balken der Rammmaschine drüben. Erschreckt kneift er die Augen zusammen, während eisiger Schweiß seine Stirne betropft. Und wieder öffnet er langsam die Augen und blickt scheu hinüber . . . Das Pflasterbeil schwankt wie ein Riesenschatten hin und her und steht endlich ruhig aufgerichtet, ein ungeheures Kreuz, über dem die Sonne rot und stechend brennt . . . Die Wolken drüben über den Bergen färben sich wie Blut, die Luft oben wird immer dichter und als tintenschwarzer Klumpen beginnt sie sich auszudehnen und rings das Licht zu verdrängen; nur die

Umriſſe des Kreuzes leuchten wie Gold . . . Vater unſer, der du biſt im Himmelreich, murmelt er mit angſtſtarren Augen, o Jeſus Chriſtus, Jeſus Chriſtus . . . Bleiſchwer fällt ihm der Kopf auf die Bruſt und der Fieberſchweiß badet ſeinen Körper.

Ein Glockenſchlag fällt von der Kirchenuhr; ein zweiter und dritter antwortet. Auf dem See plätſchert ein Boot im Winde. —

Alle dieſe Laute ſchneiden ihm ins Ohr wie ſcharfe Meſſer. Er hört drüben den ſcharrenden Schritt ſeiner Kameraden, die ſich an die Arbeit begeben, vereinzelte Stöße erdröhnen, ein Karren knarrt; aber er vermag ſich nicht zu erheben. Die Glieder ſind ihm wie in eiskalte Ketten geſchlagen. Nun gellt die Pfeife der Dampfwalze, gewaltiges Knirſchen tönt, der Boden bebt . . . Langſam und ſchwer ringend ſucht er ſich aufzurichten; der eine Fuß bleibt tot und kalt, auch die rechte Hand hängt ſchwer herab. Der Platz um ihn iſt noch leer; die hohen Steinwälle ringsum verbergen ihn den Blicken ſeiner Kameraden; es würde vielleicht bald vorübergehn, wenn es ihm gelänge an den See zu kommen und ſich mit dem kalten Waſſer zu waſchen . . . Gewiß, es war nur ein bedeutungsloſer Zufall . . . Nie noch war er ſo recht krank geweſen. Schon 20 Jahre draußen, bei Regen und Sonnenhitze, in tiefen Lehmgruben und im Waſſer.

Martin Huber ergab ſich nicht ſo leicht. Pfui . . . Das Armenhaus war gut genug für Menſchen, wie der alte Frölich . . . Der konnte die faulen Knochen benagen, die man ihm zuwarf . . . Ihm aber ſollten ſie keine Gnade erzeigen. Die Arbeit, das war der eiſerne Schutzwall, hinter dem ſie ihm nicht beikommen konnten. Und wenn das Beil mächtig auf den erbärmlichen Stein herabdröhnte, wie konnte man darin alles verhämmern und hinabſtoßen, den Ekel des Lebens und die Gedanken, die kamen und ſich häßlich breit machten. . . . Und Martin Huber torkelte mit ſchleppenden, ſteifen Gliedern an das kiesbedeckte Ufer des Sees. Dort ließ er ſich an einem der mächtigen Tropfſteine der Uferbekleidung, der tiefſchattend dicht über die Waſſerfläche herabhing, auf die Kniee nieder und näherte ſein Antlitz dem Waſſer . . . Na, das war aber auch ein rechtes Vagabondengeſicht, das ihm da aus der goldleuchtenden Welle entgegenſah. Man konnte ordentlichen Schreck bekommen; ſchon ſeit lange hatte er ſich nicht mehr im Spiegel beſehen; das war zum letztenmal an jenem Sonntag, wo er ſich mit Hanna trauen laſſen wollte . . . Herrgott! Iſt das wirklich Martin Huber, der früher ſo luſtig auf den Tanzböden herumſcharwenzte und die Mädels warm tanzte? Dieſe dicken, ſchmutzſtaubigen Augenbrauen, dieſe rotgequollenen Froſch-Augen, dieſes zerfurchte eingetrocknete Geſicht, dieſe blaugelbe eingefallene Stirne . . . Luſtig wars am Ende doch, wie ſich der

alte Narr Toilette machte vor dem Spiegel — — und der Spiegel? ging er nicht hin und her und krochen nicht darüber dicke leuchtende Würmer? Ja so! Das war ein förmliches Zauberspiel. Das war gar nicht der alte Martin Huber; der Martin Huber, der jahraus jahrein sein Beil schwang und in schmutzigen, stinkenden Lehmgruben herumkroch; er fühlte es jetzt ganz deutlich: der borstige, zersetzte, verrunzelte Martin Huber, der löste sich jetzt gleichsam wie eine ekle Schale von ihm weg ... Diese ekle, vermaledeite Schale, die ihn so lange betrogen und gequält hatte — — jetzt konnte sie zum Teufel gehn; die Erlösung war gekommen ... Ja wohl, die Erlösung ... Hol der Kuckuck die ganze Sippschaft! Ihnen zum Trotz wollte er es durchsetzen ... Nann! weil er den Schuften etwas zu stark übers Ohr gehauen, mußte er ins Loch? Das war eine wirklich noble Sippschaft! Sie nahm den Finger und die Hand dazu ... Ja, ja! Hannchen mußte aufs Komtor; der Schuft hatte es befohlen, er hätte sie sonst zur Fabrik hinausgejagt — und das Weitere: Herrgott, hätte er ihn nur dann totgeschlagen, den räudigen, blutigen Hund! Sein Hannchen ... Was ins Zuchthaus? Die verdammten, verpesteten Schurken! Ins Zuchthaus, weil er seine Braut rächen wollte ... Und aus der Lehre hinaus; alle Hoffnung liegen lassen; untergehn im Schlamm, in dem Millionen nach Brotkörnchen wühlen und darin spurlos, selbst zu Schlamm geworden, wieder untergehn! Schauderhaft! Schauderhaft! Nichts als Feigheit und Verrat! Geiler Mord und Vampyrlippen, die das Blut in Strömen aussaugen. O Herrgott! Diese staubigen Eisengitter und das bischen Sonne im steinernen Hofe und die ekle Arbeit draußen in den Stadtgräben ... Der Weg vom simplen Stubenmaler zum wirklichen, richtigen Dekorationsmaler, von dem er mit Hannchen so oft geträumt, endigte jetzt in der Cloake ... hier wurde man über Hals und Kopf hinabgestoßen, bis der Gestank aus allen Poren herauskam ... Faustdick klebte es ihm an; auch dann noch, als er eines Tages die goldene Sonne in grünen Bäumen um sich sah und muntere Vögel herumspringen und keinen Wächter weit und breit. Da konnte er sich in Gottes Welt ergehen. Er hatte seine Freiheit! Ja, Freiheit. Diese gemeine, niederträchtige Heuchelei! Freiheit, sich die eigne Haut abzuschinden, nachdem ihm alles genommen war und die Menschen ihm auswichen ... Da gab man ihm die Freiheit. „Ein armer Reisender bittet um eine kleine Gabe!“ — „Guten Morgen, Herr Stadtrat“ — „Gott vergelts, Herr Regierungsrat“ — Pfui, zehnmal pfui! Nein, jetzt hatte er mit ihnen abgerechnet: keine Unterstützung, keinen Groschen mehr! Seine Hände und seine starke Brust! Das war sein Eigentum. Dahinein sollten sie ihm nicht nahe kommen ... Erdarbeiter, die Übung besaß er von den Stadtgräben ... Das war kein besonderer Vertrauensposten: hier brauchte

er nichts von ihnen zu erbetteln, keine Gnade annehmen; man gab, was man schuldig war . . . Ja! Ja! schwer wars anfangs! Herrgott! Das Herz, das dies und jenes wünschte, tagaus tagein mit dröhnenden Stößen zu beruhigen — — aber es ging . . . Und dann begann alles Wollen und Hoffen in weitere Ferne zu rücken, gleichsam wie mit Nebel sich zu umschleiern und nur das graue, öde, verhärtete Leben steckte seinen struppigen, verwahrlosten Kopf in seine Gedanken. Da war nichts zu lesen, als blöde Langeweile und verstäubte Sonntagsfreude . . . Wie nur alles geschehn konnte — — früher interessierte ihn das Blau des Himmels, das golddunstige Gebirge, der laute Wald und er fühlte einen eigentümlichen Drang, das alles in sich aufzunehmen, — jetzt hingen ihm die Bäume wie Spinnweb in der Luft herum, der leuchtende Himmel belästigte sein Auge und er fluchte der Sonne . . . Nun, nun, alter Esel, friß mich nur nicht! und Martin Huber, der mit halbgelähmten Gliedern und heißfieberndem Kopfe ins Wasser hineinmurmelte, schnitt seinem Spiegelbilde eine gräßliche Fratze.

Aber es war doch wunderbar, wie der Kerl da drinnen, als reinster Akrobat mit der einen Gesichtshälfte lachen und mit der andern weinen konnte! Hatte er ihn zum Besten? Wer war er überhaupt, dieser freche Bengel? Ja so, ja so, ja so!! Und Martin Huber begann ein wieherndes Lachen auszustoßen, das wie heisere Schreie in die Mittagsluft hinausdrang. Dann sank er mit dem Gesichte platt ins Wasser, das sich über ihm rötlich zu färben begann.

* * *

„Na Huber, steckst wohl den roten Zinken ins Wasser, um Fische zu angeln?" lachte ein Arbeiter von der Ufererhöhung herab. Als er aber den Mann regungslos daliegen sah, sprang er entsetzt hinunter. Ein Auflauf entstand. In dem nahen Zollhäuschen bekam Martin Huber teilweise seine Besinnung wieder. Wirr sprach er durcheinander, von Hannchen, von seinem Entschlusse, mit dem großen Kreuze weiter zu arbeiten, er wolle sie schon damit verklopfen und verhämmern; auch sei es nicht wahr, daß Christus ans Kreuz geschlagen wurde; er lebe noch heute und schmutzbedeckt ziehe er mit seinem Kreuze in den Stadtgräben herum . . . In diesem Zustande wurde er nach dem Spital gebracht. Der Typhus siedete sein Blut mit züngelnden Wahnsinnsflammen.

* * *

In den abendlichen Straßen der Stadt rasseln die Trommeln und tönen Trompeten. Der Sechseläutenzug bewegt sich durch die Volksmassen, die von den dicht besetzten Trottoirs herab den ganzen Tonhalleplatz über-

fluten und ihre dunklen Kolonnen über die Brücke hinaus bis weit in die Quaiwege hinunter erstrecken. Diese ernsten und gemessenen Kolonnen, deren Lachen und Festjubel etwas schwerfällig in den sonnenleichten Abend hinaufsteigt, bildete gleichsam eine kontrastierende Mauer inmitten des wogenden Maskengewimmels, an der sich der Mummenschanz als unglaubwürdiges Schattenspiel verflüchtigt. — Auf eine Krücke gestützt, mit eingefallener Brust und gebeugtem Rücken steht Martin Huber in einer der vordersten Reihen, ganz dicht an den vorüberziehenden Maskenwagen. Zwischen den rissigen, blaßgelben Lippen dreht er mit Behagen seinen schwarzen Ormontstengel. Ja, der Tag hatte für ihn glücklich begonnen. Nach langer Gefangenschaft im Armenhause wurde ihm heute die Erlaubnis zum Ausgehen gegeben. Warum mußte er denn den ganzen lieben Tag im muffigen Loche hocken? Ging's jemand was an, wenn ihn mal ein lieber alter Kumpan freihielt? So ein kleines Räuschchen machte einen wirklich etwas helle, nach diesem vermuckerten und siechen Leben. Ein Saufbold, ein Schwein, das alles beschmutzt, Dielen und Bett ... Das waren die täglichen Titulaturen ... Herrgott! Zuerst werden einem Lunge und Leber herausgepreßt und dann soll man noch fein säuberlich husten und in die richtige Ecke spucken. Zum Teufel auch, den Staub soll man nicht zurückgeben, der einem während zwanzig Jahren in den Leib hineingepfropft wurde ... Er war widerspenstig anfangs, das ist wahr. Aber die Verzweiflung machte ihn rasend. Ihm, Martin Huber, der zwanzig Jahre für den Magistrat und die wohllöblichen Honoratioren durch die schmutzigsten Lehmlöcher gekrochen, der der Gemeinde um keinen Rappen zur Last gefallen, ihm wurde jetzt, nachdem seine Glieder zermalmt und im Wasser mürbe gemacht worden waren, der faule Bissen wie einem kranken Hunde zugeworfen ... Ja, wie einem kranken Hunde; lästig und unnütz. Wann wird die Bestie krepieren, dieser überflüssige Brotfresser? ... Das war in allen Gesichtern zu lesen. Das empörte ihn! Er fühlte sich in seinem Rechte, es war ihre Schuldigkeit, sie hatten ihm überhaupt nichts zu befehlen, er aß von der Rente, die er mit seinem eigenen Fleisch angelegt hatte ... O, diese verfluchten Jesuiten! An Weihnachten, da strahlten ihre Gesichter in christlicher Milde und mit gerührten Thränenfratzen zeigten sie den Besuchern die Schafsherde, die verlottert und verkommen um den Christbaum herumhumpelte ... Gott segne das Werk der Liebe gegen diese Schwachen und Hilflosen, sagte der Pfarrer. — Ja, das Werk der Liebe! Wassersuppen, faules Strohbett! Gehörten vielleicht die gelegentlichen Fußtritte dazu? Na, er hatte ihnen die Wahrheit gesagt, an der letzten Christbaumbescherung; verdutzt waren sie wie gefangene Wölfe! Aber der Pfarrer, der verstand es aus dem ff.

Ihr ſeht, meine Teuren, wie unſerem opferungsvollen Werke ſelbſt aus den Reihen derer, die unſerer Obhut anvertraut ſind, Schmerz und ſchwere Bekümmernis bereitet wird. Laſſen wir's uns aber nicht anfechten und beten wir für ſie, die im Kampfe des Lebens das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und Menſchen verloren haben . . . Seit dann war ihm auch die Kirche zum Ekel. Mochten ſie über ihn ſchimpfen, wie ſie wollten, er ging nicht mehr zum Gottesdienſt . . . Freilich wurden die Suppen noch wäſſeriger, das Brot härter und die verſtohlenen Fußtritte etwas häufiger und unverſchämter; das konnte ihm aber nichts anhaben . . . Die Krankheit feſſelte ſeine Glieder: mochten ſie ein hilfloſes Tier noch weiter quälen; er war ſtumm und ertrug alles mit Gleichmut. Dafür fand er mitunter draußen einen guten Menſchen und einen tröſtenden Freund . . . Zwanzig gaben zwar nichts; aber von dieſem oder jenem erhielt er etwas und dafür konnte man ſich einen Schluck gönnen. Da zerging es über einem wie eine harte Eisdecke. Man fühlte wieder etwas Mut in den vertrockneten Gliedern und konnte das Hundeloch vergeſſen. In der Schenke kam noch etwas vom alten Huber zum Vorſchein, dann konnten ſie ſchon dem jetzigen die Knochen mürbe machen. Es war gleichſam ein Aſyl, das er ſich errichtet hatte. Ja, das war wirklich ein wahres Glück; Gott hatte ihn noch nicht verlaſſen. Als er aus dem Zuchthauſe kam, da ſchickte er ihm das Aſyl der Arbeit; — jetzt, mit gebrochenen Kräften, hatte er ein zweites gefunden . . . Aber ſie riſſen ihn auch von da heraus, die Elenden! Saufbold, betrunkenes Schwein! ſo begrüßten ſie ihn. Die Polizei lauerte ihm auf; wegen unbefugten Bettelns . . . Da mußte er wieder ins Loch. Das war aber doch das reinſte Paradies gegen das Armenhaus. Doch es dauerte nicht lange. Und nun war es ihm während ganzer drei Monate unterſagt, die Anſtalt zu verlaſſen. Himmel! Das war zum Verrücktwerden! Alle verſchworen ſich gegen ihn; wie ein räudiges Vieh wurde er behandelt. Es hieß nur noch: verreckter Hund! Lieber hätten ſie ihn doch erwürgt und im dunkelſten Loche verſcharrt. Aber er ließ ſich nichts merken. Wollten ſie ihn demütigen und erwürgen, er zeigte ihnen, daß er auf alles pfiff. Er pfiff auf ihre Suppe, auf das ſtinkende Strohlager, auf ihre Schimpfworte, auf ihre Schläge . . . Sie aber nahmens als eine Beſſerung an; mochten ſie es! Er war zerfleiſcht und zerbrochen, ein modernder Knochenhaufe; mochten die Hunde ihn benagen und beſudeln. Er hatte ſelbſt Achtung und Mitleid für ſich verloren. Das Tier fraß, was man ihm zuwarf und es fühlte ſogar mitunter die Luſt, gerührt die Hand zu belecken, die ihm die Biſſen gab . . . Ja ja . . . Martin Huber konnte ſich jetzt ganz famos mit dem alten Frölich vertragen, der bei öffentlichen Feſten zur Ehre der Anſtalt die

heißesten Dankesthränen weinte ... Nur mitunter! Herrgott! Das stieß einem auf, wie unüberwindlicher Ekel. Dann wollte er sich erhängen oder ersäufen, ehe die gräßliche Gleichgültigkeit wieder kam. Das war aber alles Dummheit ... Man mußte seine Jahre ausleben, wenn schon einem die Würmer zum Leibe hinauskrochen ... Gerade so dachte er heute, als die Musikbanden auf der Straße zu lärmen anfingen ... Ja, es war Sechseläuten. Die Sonne schien so hell drüben in den Bäumen und die Luft weht einem jedes Stäubchen fort, so leis und weich kam sie durchs Fenster gezogen ... Er hatte sich abgewöhnt, etwas zu wünschen; aber es wäre doch ganz gut, wenn er etwas hinuntergehen könnte ... Die vielen Menschen am See, ob sie noch den Martin Huber wiedererkennen würden, der den ganzen Tag am Quai in der Sonne briet ... Seine Kameraden ... Er würde sich schämen ... Doch drohte auch ihnen nicht das gleiche? ... Ja, wenn man nur zum Loche hinaus könnte ... Da kam die Vorsteherin. Ihr könnt ausgehen, Huber, sagte sie, aber paßt auf, Ihr versteht mich; nicht einen Tropfen! und sie zwinkerte mit ihren grünen Augen, daß es ihm ordentlich wie Peitschenhiebe in den Leib kniff. — — Heidi, alter Schnaker! Die zerrissene Jacke an und den eingeklopften Vagabondenhut und die Treppe hinuntergetorkelt! Diese samtweiche Luft strich um die Ohren, wie die schönsten Katzenpfötchen. Und der Menschenrummel! Der blitzende See! Der weite Himmel! Als wär' er eben von einem langen Krankenlager aufgestanden. Ein Pfeifchen, das hätte noch gefehlt ... Aber die „Alte" hatte schon längst kein Feuer gesehen und woher das Geld. War da nicht gerade der Laden der Frau Gehrig? Wer weiß ... Die gute Dame mit der hohen, glatten Blondfrisur, der breiten Stirne und dem weißen freundlichen Blick würde sich vielleicht noch der alten Kundschaft erinnern; manchen Stumpen hatte er ihr abgekauft. Und wirklich! Sie hatte den alten Huber erkannt und sich nach ihm erkundigt und dann nahm sie ein blaues Päckchen BC vom Regal und schob es ihm in die Tasche und einen Zwanziger obendrein! Donnerwetter! Das war ein Aroma! berauschend! Und Martin Huber begann jetzt, indem seine Augen die vorbeiziehenden Wagen musterte, tief und langsam an seinem Stengel zu saugen. Eben dröhnt die Hölle, ein ungeheures, bemaltes Blechgehäuse, auf einem niedrigen, von zwei Pferden gezogenen Wagen vorbei. Hinter dem weit aufgesperrten, mit rotem Tuch verhängten Rachen schritten rot gehörnte und geschwänzte Teufel, lange Feuergabeln schwingend, einher. Einer der Teufel, mit strotzendem Vollbauch und spindeldürren Waden, blieb vor Martin Huber stehen und sah ihm grinsend ins Gesicht. Dann stieß er ein heiseres Lachen aus, schwang ihn in die Höhe und schob ihn samt seinen Krücken in den Höllenrachen. „Teufelskerl, Albert, ich hab' Dich erkannt!" schrie Martin Huber.

ehe noch sein borstiger Kopf hinter dem roten Vorhange verschwand. Das Lachen des Publikums machte die ruhig glänzenden Lüfte erbeben. Aber neue Wagen nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch und so stand und drängte es sich durcheinander, bis die dämmernde Nacht herabsank und ihre blinkenden Sterne im See zur Ruhe wiegte.

* * *

Der Mond stand hoch am Himmel hinter einer dünnen Silberwolke; ein Stern funkelte ihm nach und verlor sich im Lichtgewölk. Wie feine, weiße Schleier schwebte es in den dunklen Fluten des Sees und dazwischen blitzten und zuckten kleine Juwelenlichter. Drüben ruhte schwarz das Gebirge, an den blassen Horizont gelehnt, und der Halbkreis der Gaslichter goß quellende Feuersäulen in die windbewegten Gewässer. Quai und Promenade sind in schweigende Nacht versunken; nur von der Stadt dringt verlorener Trompetenruf und verwehendes Stimmengewirr. —

Mit eingesunkenen Gliedern, den Kopf fast zwischen den Knieen, sitzt Martin Huber auf einer der hintersten Bänke der Promenade. Gerade über ihm, vom fernen Gaslicht gestreift, buscht sich ein Baum in die blaue Mondnacht und umspinnt ihn mit feinen, beweglichen Schatten. Martin Huber starrt gerade auf den dicksten Schattenstrich, der so seltsam auf dem Kiesboden hin und her tanzt. Das hatte noch gefehlt, daß der Kerl ihm die Peitsche vor der Nase schwingt; genug, daß der Kopf wie mit kalten Reifen beschlagen ist, zum Erdrücktwerden . . . Mit zitternder Hand greift Martin Huber an seinem Kopfe herum, als wollte er etwas herabreißen. Schuft! Lump! zwingt es sich durch seine kaum geöffneten Lippen hervor, während sein Körper sich noch tiefer nach dem hüpfenden Schatten beugt. Lustig! Lustig! alter Quaker! Kellnerin, noch eins! Greif zu, alter Humpelkasten! — — Ja, der Albert war wirklich ein Prachtkerl! Alles frei, sogar die warmen Würste . . . Ein richtiges Weihnachtsmahl! Und die freundlichen Gesichter rings, die allmählich im roten Lichte schwanden . . . Singen mußte er auch! Heidi! Fischerin, du kleine! Die dicke Wirtin lachte sich den Bauch wund und alle Leute mit und alles verging im rotgoldenen Dunst, der einen so warm zuhüllte . . . Kellnerin, noch eins! Danke, lieber Herrgott! lieber Albert! lieber Herrgott! Heidi! Fischerin, du kleine! Den Takt dazu! Den Krückstock her! — — Martin Huber faßte seine tote harte rechte Hand und schlug damit auf die Bank, während es wie weinerliches Meckern von seinen Lippen kam. Dann sank er kopfüber in den Sand, gerade an das Eisengitter. Unter ihm lallten die Wellen im Mondnachtstraum und ihre blitzenden Köpfchen wiegten sich in der silberblassen Nebeldämmerung.

* * *

Mitternacht iſt vorüber. Der Wind erwacht und ſchleudert eine ſchwarze Wolkenflut vom Gebirg her über den See. Die Wellen ſpringen empor aus ihren blauen Träumen und ſchütteln die reichen, weichen Locken. Hier und da flirrt ein Fünkchen im See wie ein karfunkelnder Schmetterling. Ein dichter Regen rauſcht hernieder. — Martin Huber, der noch immer laut ſchnarchend daliegt, beginnt ſich jetzt etwas zu bewegen. Seine fadenſcheinigen Kleider ſind durchnäßt und kleben ihm am Leib. Erſt tappt er unſicher um ſich herum, grade aus dem traumloſen Schlaf aufgewacht, und nun taucht in ſeinem Halbrauſch ein dämmerndes Bewußtſein . . . Er war betrunken hier liegen geblieben — — durch das Rauſchen des Regens hörte er die Kirchenuhr eins ſchlagen . . . Donner und Doria! Das wird einen Heidenſpektakel abſetzen, wenn ſie ihn überhaupt hineinlaſſen . . . Wie konnte er ſich nur vergeſſen . . . Und ſeine Kleider, naß, aufgeriſſen, beſchmutzt, ſein Hut und ſein Krückſtock fort . . . Und dieſes verdammte Stechen und Brennen im Kopf . . . Er hatte ſich keine ſchlechte Suppe eingebrockt . . . Saumenſch, das war der rechte Titel für ihn. Da könnte das alte Leben wieder beginnen . . . Hatte ſie ihm nicht gedroht und geſagt: keinen Tropfen mehr und dabei mit den grünen Augen gezwinkert! . . . Ja, er verſtand es . . . Es bedeutete Schimpf, Hunger, Schläge, monatelange Einſperrung, Schmach . . . Nein, jetzt wollte er es ausfreſſen — dahinein keinen Fuß mehr. Am liebſten gleich ins Waſſer . . . Wenn es ihn nur nicht ſo verdammt fröre . . . Vorläufig mußte man irgend ein Schutzdach auffinden. Auf die Polizei . . . Pfui — half ja doch nichts, man mußte wieder zum Loch hinaus. — — Ächzend und oft zuſammenbrechend richtete er ſich während deſſen am Geländer auf und ſchleppte ſich dem Eiſengitter entlang weiter. Sein Kopf war noch ſtark benommen und ab und zu vergaß er, warum er ſich eigentlich im Regen herumtreibe. Auf einem der Steine, die das gitterfreie Ufer etwas weiter hinauf bekleiden, ließ er ſich nieder. Der Sturm prallte jetzt wütend in den See und die wilden Fluten leckten im Kies. Drüben glänzte ein großer, naſſer Schuppen im Lichte zweier Gasflammen. Dahinein! Er erhob ſich wieder und über den umzäunten Raſen ſtolpernd, gelangte er an das Holzgebäude. Die Thüre zu dem Vorraum war nur verriegelt. Er ſtieß den Riegel zurück und tappte ſich vorwärts. Auf dem Boden lag eine großer Haufe Hobelſpäne. Und völlig erſchöpft, Haare und Kleider vom Waſſer triefend, ließ ſich Martin Huber der Länge nach auf das weiche Unterbett fallen und ſtreckte die brennenden Glieder. Wie ein Bajazzo tanzte noch der durch eine Rizze hereindringende Laternenſchein vor ſeinen ſtieren Augen; dann verfiel er wieder in tiefen Schlaf. Gegen 5 Uhr morgens erwachte er. Der Sturm ſchleuderte die Schuppenthüre her und

ihn und vom See ſchimmerte totblaß die Morgendämmerung. Wie ein niederſchmetternder Stein fiel auf ihn die Erinnerung der vergangenen Nacht. Und er begann mit ſchweißtriefender Stirne, von wilder Verzweiflung gejagt, in ſeinen Gedanken nach einem Rettungsweg zu ſuchen. Aber alles war verſchloſſen, zugemauert, tot wie die Gruft. Und je häufiger das Armenhaus dazwiſchen auftauchte, deſto gehetzter und geängſtigter mühte er ſich ab in der Schreckensjagd. Es war bei ihm ausgemacht. Eher in der Goſſe verrecken, als wieder dorthin! Plötzlich fiel ihm ein Gedanke ein. Wie überraſcht blickte er um ſich. Wie konnte er nur das überſehen! Es blendete ihn förmlich vor lauter Freude; ein Ertrinkender, neben dem das rettende Brett ſo nahe herſchwimmt ... Nur zu, alter Kerl! Martin Huber richtete ſich ſo ſchnell er konnte auf. Eine große Freudigkeit und zugleich Fieberhaft war über ihn gekommen. Der verdammte Regen. Wenn ſie nur nicht naß geworden; er hatte ſie beſtimmt in der hinterſten Rocktaſche. Zitternd vor Aufregung begann er darin herumzuſuchen. Richtig! eins, zwei, drei, vier, — — Herrgott, welches Glück! Jetzt die Thüre zu und fein ſäuberlich angefaßt! Im dichten Dunkel des Schuppens glimmte das Phosphorköpfchen des Zündholzes auf und verrauchte. Zum Teufel! Vorſicht, doppelte Vorſicht! Sein ganzes Glück hing davon ab! Nun verrauchte auch das zweite und dritte Zündholz; ſie wollten kein Feuer fangen. Faſt wahnſinnig vor Schrecken warf ſich Martin Huber auf die Knie. Gnade von Gott im Himmel, Gnade vom barmherzigen Heiland, betete er mit zitternden Lippen. Er führte dann mit pochendem Herzen das Zündholz über die Diele, ein langer, blauleuchtender Streifen folgte nach, das Flämmchen furrte am Holz empor und nun legte es Martin Huber behutſam an die Hobelſpäne. Eine kleine Flamme züngelte auf, fraß weiter um ſich und verbreitete erſtickenden Rauch. Darin ſchlug der Wind hinein und wild tanzten die Schatten an den hohen Wänden des Schuppens. Und mitten in Rauch und Flammen ſtand Martin Huber und ſeine Augen ſogen ſich förmlich feſt an dem gelben Brand. Friß! friß! ſchrie er dazu, indem er mit verſengten Stiefeln die brennenden Haufen hierhin und dorthin auseinanderſtob. Jetzt braunten bereits die Wände. Es war nicht mehr zum Aushalten. Nun warf er die Thür auf und ging hinaus. Der Sturm prallte auf die Flammen und trieb den Brand zum Dach empor.

* * *

Durch die menſchenleeren Gaſſen eilte Martin Huber grade auf das Zuchthaus zu. Die Freudigkeit und der ſchnelle Gang benahmen ihm faſt den Atem. Jetzt ſtanden vor ihm die grauen Mauern des Gefängniſſes

im trüben Licht der wolkenſchweren Dämmerung. An dem Eiſengitter eines Fenſters bewegte ſich eine Geſtalt vorbei. Und mit der ganzen Kraft ſeiner Stimme rief er jubelnd hinauf: Guten Morgen, Kameraden! Guten Morgen! Macht auf! ich hab ſoeben ein Haus angeſteckt! — Die Eiſenpforte wurde geöffnet und über den bleichen, naſſen Hof verſchwand Martin Huber im Dunkel des Zuchthauſes. Drüben über den Bergen ſtand blutrot die junge Sonne inmitten der umwuchtenden ſchwarzen Wolken.

* * *

Martin Huber wurde wegen Brandſtiftung zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Gerichtsverhandlung plaidierte er für eine längere Strafe, da ſich der Schuppen in der Nähe von Wohnhäuſern befand. Daraus konſtatierte der Staatsanwalt ſeine beſtialiſche Rohheit und gänzliche Verkommenheit. Der Zuchthausdirektor dagegen lobt ſeinen Fleiß und ſeine Freundlichkeit gegen Gefangene und Wärter. Tagüber zupft er ſeine Matratzenwolle. — Vom Zuchthaus hofft er direkt auf den Kirchhof zu kommen.

Auf Urlaub.

Skizze aus dem öſterreichiſchen Soldatenleben von Leo Horſt.

(Wien.)

„Ha, wie ſie luſtig ſpielen! Mich zuckt's in allen Gliedern. Auf, Korporal, hops und faß mich an!“ bat ein junges, friſches, dralles Mädchen im hellgrauen Kattunkleid mit bauſchigen Ärmeln, ſah lachend und blinzelnd ſeinem Schatz ins Geſicht, der in der halbdunklen Fenſterecke behäbig beim Maßkrug ſaß, den Kopf in die rechte Hand gedrückt, griff nach ſeinem kurzen Kinnbart und preßte ihm einen heißen Kuß auf den Mund.

Mit einem Ruck zog der Dragoner ſein Liebchen auf den Schoß, herzte es und flüſterte: „Heute nicht, Fanny. Wie ein Alp liegt's den ganzen Tag auf meiner Bruſt; mir iſt ſo ängſtlich zumute, ſo heiß, ſo ſchwül.“

„Geh! haſt halt geſtern über die Gurgel getrunken. Da hat man Dich nach einem langen, langen Jahr wieder, und nun ſiehſt Du ſo mürriſch und bärbeißig drein wie ein alter Wachtmeiſter. Eine Polka getanzt — und das Blut kommt wieder in Fluß!“ — ſprach Fanny kichernd und wollte ſich aus ſeinen Armen losmachen.

„Wie's mich verlangt hat nach Muttern und Dir, ich kanns nicht ſagen. Das Herz wäre mir faſt vor Freuden zerſprungen, als ich geſtern mein Vaterhaus betrat. Und jetzt klopft's wieder da drinnen ſo laut, aber im Bangen vor etwas Schrecklichem. Es iſt was in der Luft. Ich wollt ſchon lieber wieder in der Kaſerne ſein; mir g'fällt's nicht zu Hauſe, nur Du — Du biſt ganz die alte — meine Fanny!" Und er drückte ſie an ſich und ſchloß mit Küſſen ihre treuherzigen, graublauen Augen. „Da kommt Heinz" — fuhr er fort — „Tanz mit ihm und ſei guter Dinge! Ich muß hinaus, in die Luft; ich erſticke hier. Aber morgen laß ich extra aufſpielen, ruf das ganze Neſt zuſammen, und dann ſollſt Du ſehen, wie ein Kaiſerlicher ſich dreht!"

„Na, woll'n wir mal, Baſe?" frug Heinz mit einem Knix.

„Vorwärts, Schatz, und ſei luſtig!" rief der Soldat und ſtand auf.

Fannys Augen, die eben noch ſo ſorgenvoll und traurig an dem Geliebten hingen, blitzten wieder hell und ſonnig, und mit einem zärtlichen Handkuß entſchwebte ſie am Arme ihres Vetters.

Der Unteroffizier, deſſen hohe, jugendlich ſtrotzende Geſtalt in dem wie angegoſſen ſitzenden Waffenrock mit den großen funkelnden Knöpfen und in dem eng anliegenden roten Beinkleid, das in hohen, blank gewichſten Stiefeln ſteckte, zur vollſten Geltung kam, blickte ihnen eine Weile traumverloren nach, während er den blinkenden Helm aufſetzte und den Säbel mit der flatternden gelben Quaſte feſter ſchnallte. Dann drückte er ſich durch die gleitenden, hüpfenden Paare, ohne die beredten Grüße aus aufflammenden Mädchenaugen und die neidiſchen, zornigen Blicke der Burſchen zu beachten, zum Schanktiſch hin und zahlte ſeine Zeche. Langſamen Schrittes und in gebückter Haltung verließ er ſporenklirrend das Zimmer. Auf der Schwelle machte er plötzlich kehrt. Er hatte ſeinen Namen vernommen.

„Was giebts, Kameraden?!" wandte er ſich an eine Gruppe ſpöttiſch lächelnder Burſchen.

„Was ſoll denn los ſein? Nichts!" antwortete der Nächſtſtehende, indes die anderen verdutzt zu Boden blickten und ihre Köpfe zuſammenſteckten. „Machſt Du aber heut ein dummes Geſicht, Weithofer! Ruckt der Kater noch immer im Kopf hin und her? oder biſt Du gar krank?"

„Ihr ſpracht von mir. Was iſt's?! Ihr habt etwas gegen mich — thut ſo heimlich. Euer Gehaben und Eure Blicke ſind mir geſtern ſchon aufgefallen. Heraus damit!"

„Sag's ihm, Gruber Franzl!" wiſperte einer im Hintergrund.

„Ja, thu's!" ſprachen die anderen.

„Komm heraus!" ſagte jener zu Weithofer und führte ihn in den

Flur. „Haſt Du denn keine Augen?! Der ‚ſüße‘ Schani, dem die Dirnen nachlaufen, hat ſich in Deiner Abweſenheit ein warmes Neſt ausgeſucht, er ‚kaſchuliert‘ Deine — Mutter.“

„Gruber Franzl!“ ziſchte der Dragoner und ſchüttelte ihn heftig mit ſeinen nervigen Fäuſten. „Widerruf oder ich ſchlag Dich zu Boden!“

„Laß mich! Geh nach Haus —“ ächzte Gruber — „Du triffſt dort Fannys Bruder.“

„Weh Dir!“ ſchrie Weithofer und rannte fort.

Ein eiſiger Nordoſt ſchleuderte ihm Flocken auf Flocken ins Geſicht; er lief wie toll weiter durch die menſchenleere, finſtre Dorfgaſſe. Blutrot war ſein Geſicht, ſeine Bruſt flog.

„Nun iſt's draußen. Himmel! — Herrgott!“ ſtöhnte der Soldat mit kreiſchender Stimme. „Das überwind' ich nicht; das ſitzt zu tief. Mutter Mutter! Du warſt mir teurer als die ewige Seligkeit! Mutter! Fanny Alles — alles verloren!“

Jetzt ſtürmte er ins Haus und riß die Stubenthüre auf, blieb aber wie erſtarrt ſtehen. Gruber Franz hatte nicht gelogen; Schani war wirklich bei ſeiner Mutter, lag in ihren Armen auf dem alten, ſchadhaften Divan.

„Mutter! meine Mutter!“ rang's ſich heiſer aus ſeiner Kehle. Eine Höllenangſt, ein unnennbares Weh klang aus dieſem Ruf.

Dann ſchlug er die Thüre zu und ſtürzte mit einem Wutſchrei auf Fannys Bruder, der aufgeſprungen war, packte ihn beim Kragen und ſchleifte ihn durchs Zimmer. Der ſchlanke, leichtgebaute, etwa vierundzwanzigjährige Geſelle mit einem mädchenhaft weichen, blaſſen Geſicht, das jetzt wie ein Regenbogen ſchillerte, zitterte am ganzen Körper und verſuchte nicht einmal, ſich zu wehren.

„Auf den erſten Nagel ſollt man Dich binden, elender Hund! Das ‚G'nack‘ brech ich Dir, wenn ich Dich noch einmal hier finde!“

Wie vom Schlag berührt, hatte die Bäuerin ſtier drein geſchaut; jetzt erhob ſich die große, derbknochige, vollbuſige Frau und trat mit drohenden Blicken dem Sohn entgegen.

„Ich bin hier Herrin! Gieb ihn frei, Willi!“

„Du? Ha, ha! Weib, mach mich nicht raſend!“ kreiſchte der Dragoner und faßte den wimmernden Burſchen noch feſter.

„Los!“ rief die Bäuerin und hieb mit aller Kraft auf des Sohnes Arm. „Er iſt mein — mein . . .“

„Beim ſeligen Vater droben! — ich oder der — der Lump?“ fiel keuchend der Sohn ein und ſtieß dieſen von ſich ſo daß er taumelnd

niederfiel. Totenblässe überflog sein Gesicht, aus seinen Augen loderte tierische Wildheit.

Seine Mutter wich entsetzt zurück und wollte die Thüre erreichen. Er sprang ihr nach, erfaßte sie und gellte: „Sprich! Antwort!"

„Hilfe! Hilfe!"

Der Schrei brachte Schani auf die Beine und er griff von rückwärts den Soldaten an. In wahnsinniger Wut schlug der Korporal mit Händen und Füßen um sich, zog dann blitzschnell den Säbel und drang auf die Fliehenden los. Seine Mutter entkam, aber Fannys Bruder sank unter seinen Streichen zu Boden. Gleich darauf stürzten mehrere Knechte ins Zimmer, entwanden dem Tobenden die Waffe und fesselten ihn.

Am folgenden Tage erlag der „süße" Schani seinen Wunden, und einem Gehirnschlag der Dragoner im Arrest des Garnisonspitals.

Nach zwanzig Jahren.

Von Julius Schaumberger.

(München.)

Die letzten Geschäfte hatten sich schneller abgewickelt, als er gedacht hatte. Und ganz über Erwarten günstig. Er war in prächtigster Laune. Der Zug ging erst in zwei Stunden. In 2 Stunden und 7 Minuten, wie er als pünktlicher Geschäftsmann mit dem goldenen Chronometer in der Hand konstatierte. Nutzen ließ sich aus dieser Zeit nicht mehr ziehen; er hatte ja gethan, was sich irgend thun ließ. Diese zwei Stunden gehörten also ihm; er konnte sie ganz nach Belieben verwenden. Wie wär' es, wenn er sich ein Frühstück im Ratskeller gönnte! Ein Glas Wein würde jetzt, nach erledigtem Geschäft, trefflich schmecken. Und Zeit und Gewinn gestatteten es ihm ja. Schade, daß er nicht früher daran gedacht hatte; er hätte einen Geschäftsfreund dazu einladen können: den braven Meister Rothenberger zum Beispiel, der ihm soeben eine Bestellung auf fünfzig Mille Zementsteine aufgegeben hatte. Das hätte einen guten Eindruck gemacht und die Geschäftsfreundschaft bestärkt. Vielleicht hätte sich auch noch ein Bedarf für ein weiteres Zehntausend herausgestellt. Aber dazu war es nun zu spät, und im Grunde konnte er ja auch zufrieden sein. — Und wie zufrieden!

Ein feistes Schmunzeln wälzte sich über das wohlgenährte, nur mit einem rotblonden Backenbärtchen geschmückte Gesicht und das runde Doppelkinn rieb sich wohlgefällig an der speckigen Handfläche.

Er saß nämlich schon unten, an einem der Ecktische neben dem großen Kachelofen an der hinteren Schmalseite. Warum er sich gerade dahin gesetzt hatte, fiel ihm erst ein, als er schon eine Weile dort saß und der ersten Flasche Rüdesheimer schon ziemlich auf den Grund gekommen war. Eine unbewußte Erinnerung hatte ihn hierhergezogen. Wie oft hatte er an diesem Tische gesessen, in früheren Jahren — ach, wie die Zeit vergeht! — Zwanzig Jahre mochte es schon her sein. Damals, als er hier am Polytechnikum studierte, oder eigentlich nicht studierte; denn er war ein verdammt liederlicher Student gewesen. Im Stillen erteilte er sich in diesem Augenblicke selbst eine strenge Strafpredigt ob seiner damaligen Liederlichkeit. Niemand hätte gedacht, daß aus ihm so etwas Tüchtiges, Solides, mit einem Worte: Respektables werden könnte, wie er es heute an sich selbst mit Stolz und Freude sehen und loben konnte. So ein trefflicher, wohlgesinnter und nützlicher Staatsbürger! Denn wie lebte er damals in den Tag hinein und welche Grundsätze hatte er! Er erschrak förmlich, als sich ihm das jetzt vergegenwärtigte. Er war sogar stark sozialistisch angehaucht. Nein, nicht nur angehaucht. Er war dieser gefährlichen, unsittlichen und unsinnigen Lehre in vielen Punkten — nicht in allen, das doch nicht! — ergeben, mit einer gewissen Leidenschaft, einem gewissen, höchst thörichten Haß gegen die bestehende Ordnung. Und wenn er, der Musterehemann, für den er zu Hause überall galt — nun ja, im Grunde ja auch mit vollem Rechte — wenn er sich vorstellte, wie er damals über die Liebe, über die Ehe dachte. Nein, welche tollen Hirngespinnste. Mehr als das. Er hatte sogar praktisch — — Aber das geschah eben alles in jugendlicher Unreife. Ein Glück aber war es, daß er so bald von diesen gefährlichen Anschauungen, von dieser verderblichen Lebensauffassung geheilt wurde, als er in jenem großen Etablissement im Rheinlande, in das er als junger Ingenieur eingetreten war, sich in die Tochter seines Chefs verliebte und das Glück hatte, sie nach zwei Jahren schon als Gattin heimzuführen.

Ja, das ändert eben den Menschen. Die Familie und der Geschäftsbetrieb, und der lohnende Gewinn, der redlich erworbene Besitz, den man sich doch wahrhaftig nicht entwinden zu lassen braucht. Und dabei ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein. Dem Staate zu geben, was er fordert und gerechtermaßen fordern kann, das redlich Erworbene aber — —

„Verzeihen Sie! Sie meinen wohl das von Anderen Erworbene. —

Sehen mir wenigstens ganz danach aus!" hörte er in diesem Augenblicke neben sich sagen.

Er hatte die letzten Worte, sich behaglich im Gefühle seiner Vortrefflichkeit wiegend, unbewußt halblaut vor sich hin gesprochen.

Nun bemerkte er es und fand sich, sehr zu seinem Mißvergnügen, belauscht und angegriffen. Er sah sich den frechen Gesellen an, der so keck in seinen selbstzufriedenen Gedankenplan eine Bresche hineingestoßen hatte. Es war ein junger Mensch von neunzehn bis zwanzig Jahren, wie es schien, hochaufgeschossen und schmächtig, der, die Hände — oder Fäuste? — in den Taschen seines dunkelblauen Jaketts vergraben, mit dem Rücken und dem Hinterkopf an die Wandvertäfelung gelehnt, mit zwei brennend schwarzen Augen aus einem dunkeln, hartgeschnittenen Gesicht, unter buschigkrausem Haar hervor ihn anblitzte.

Der treffliche Staatsbürger und musterhafte Ehemann wurde durch diesen Blick vollends aus seiner Behaglichkeit aufgestört. Er faßte sich aber und sagte im Tone überlegener Ruhe:

„Was beliebt, junger Herr?"

„Es beliebt mir, zu finden," entgegnete der Andere ebenso ruhig, aber mit einer Stimme, hart wie Stahl, „es beliebt mir, zu finden, daß Sie da in Ihrem interessanten Selbstgespräch die echte Philistermoral auskramen, auf die ich, mit meinem Freund, dem Russen, zu sprechen, speie." —

Und er begann, während jener ihn sprachlos anstarrte, sich allen Haß, alle Verachtung gegen dieses „elende Philisterpack" aus der Seele zu schütten und seine Zukunftsideen zu entwickeln.

Was war das? — Waren das nicht dieselben Grundsätze, nur noch viel radikaler und unversöhnlicher, die er selbst — wie er sich eben erinnerte — vor zwanzig Jahren genährt hatte? —

Und jetzt fand er plötzlich seine Ruhe als gereifter und geklärter Mann wieder.

„Das sind Jugendthorheiten, die man mit den Jahren abstreift," sagte er mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich kenne das!"

„Nennen Sie's Thorheiten!" rief der Andere erregt. „Meinetwegen. Ich nenne es Ideale. Und Ideale, die sich notwendig verwirklichen müssen. Was aber das Abstreifen betrifft, so weiß ich wohl, daß es viele giebt, traurige Brotkorbritter, die zum neuen Glauben geschworen haben, aber sich schließlich selber ins Philisterjoch einspannen lassen. Könnte von einem erzählen, der mir sehr nahe steht, unglücklicherweise."

„— ? —"

„Nun, von ihm, dem ich das bischen Leben da zu verdanken habe.

Krame neulich in alten Briefſchaften aus dem Nachlaß meiner guten Mutter herum, finde da ein Schriftſtück, das von meinem nachmaligen Erzeuger herrührt. Ganz merkwürdig freiſinnige Ergüſſe. Das ganze ſozialiſtiſche Glaubensbekenntnis von damals. Hat ihn aber nicht gehindert, da droben im Rheinland, bei Ihnen zu Hauſe, wie mir ſcheint, ein reicher Fabrikherr und Arbeiterſchinder zu werden. Können ſich das Ding anſehen, hab's bei mir."

Und er griff in die Taſche und warf ein vergilbtes Heft auf den Tiſch.

„— — Das — das hat Ihr Vater geſchrieben?" ſtammelte jener, nachdem er das Heft beſehen und wieder beſehen, durchflogen und nach allen Seiten gewendet hatte. „Aber wenn das ſo iſt, dann — dann biſt Du ja — dann, mein Herr, ſind Sie ja —"

Es trieb ihm das Blut in den Kopf — alles drehte ſich um ihn.

Der junge Mann ſah ihm ſtarr ins Geſicht, wurde blaß, ſchluckte und räuſperte, — dann plötzlich griff er in die Taſche, warf ein Geldſtück auf den Tiſch, nahm ſeine Mütze, ſtülpte ſie ſich langſam über, während er immer den Anderen, aber jetzt bloß mehr mit einer Art Neugier, anſah, ſagte ruhig, aber wieder mit jenem ſtahlharten Ausdruck: „Ah — ſo! — freut mich, die Ehre gehabt zu haben!" — und ging mit langen Schritten hinweg.

Unſer Dichteralbum.

Liebesterzinen.

Du mußt nicht glauben, Du mein ſüßes Leben,
Weil ich ſo ſternenweit ins Hohe dringe,
Weil mir ſo ſelt'ne Liebesmacht gegeben,

Daß ich verzückt nur noch in Wolken ginge,
Und fremd geworden ſei der goldnen Erde,
In Lebensluſt nicht faßte alle Dinge.

Wohl geh ich abſeits von der großen Herde,
Die in der ſchlichten Form den Gott mißkennt,
Und das Gemeine preiſt mit Narr'ngebärde,

Weltſeele heißt mein flammend Element
Ihr Inhalt iſt unendlich, unbeſchloſſen.
Sie iſt's, die in der großen Sonne brennt,

In Vielgeſtalt ſich in das All ergoſſen,
Die feinſte Faſer noch mit Säften füllt,
Im Kleinſten webt, und im unmeßbar Großen,

Als Kraft im Sturme und im Weltmeer brüllt,
Die Adern aller Schönheit ſanft durchrinnt,
Sich nie in der Entſagung Fetzen hüllt,

Die in den Sternen ihren Kreis beginnt,
Und liebt, und ringt und ſchöpft und nie wird alt,
In heilger Leidenſchaft die Erd' umſpinnt,

Und die in uns ward Einheit und Geſtalt.

II.

So möcht ich als Himmliſche durchmeſſen
Und alles Erdenſüße dieſer Liebe,
Und kein Geheimnis ihres Seins vergeſſen,

Daß mir verſchleiert nichts mehr in Dir bliebe,
Kein Glück, kein Irrtum, keiner Wunde Leid,
Kein zarteſter und größter Deiner Triebe.

Und ſiehſt Du, Liebſter, unſre Erdenzeit
Würd ich mit ſolchem Überreichtum füllen,
Kein Himmel wär für ſeine Wonnen weit!

Und ob der Inhalt wechſelt in den Hüllen,
Ob Arbeit, ob Genuß, ob Kampf er heißt,
Im Überſchwang des Glücks, in Traumesſtillen

Entwirkte ſich derſelbe Göttergeiſt.
— Ich wäre toll und weiſe, fromm und wild,
Wie mir der Stunde Gunſt den Weg verheißt.

Bald ſtreiften wir durch goldnes Lenzgefild,
Auf ſchlankem Roß durchbrächen wir die Hecken —
Du jagteſt mir voran, ein Heldenbild.

Dem Wind nach! uns mit Knoſpenzweigen necken,
Vom Sattel ſpringen, blaue Falter jagen,
Und hinter jungen Schlehen uns verſtecken!

Und dann in erſten, ſchwülen Sommertagen
Durch reife, mohngeſtickte Felder gehen,
Und uns gar lebensernſte Dinge ſagen.

Mit großen Augen ins Zukünftge ſpähen,
Und aus Folianten milde Weisheit ſchlürfen,
In Wettern jauchzend beieinander ſtehen,

Und wenn uns Donnerſchläge niederwürfen,
Und unter uns erzitterte die Scholle,
Dann ruhig, Herz an Herzen atmen dürfen;

Uns küſſen mitten im Gewittergrolle;
Und alles, was uns Beiden ward gegeben,
Das Allerletzte, Tiefgeheimnisvolle,

Den Gott und Menſchen in uns auszuleben.

Carneval! — Carne vale!

Hei, wie loht die Luſt durch ganz Florenz!
Durch die Gaſſen lacht ein Flötenlaut;
Nieder fliegt der freudenheiße Lenz
Aus dem Märzgewölk, das leuchtend taut.
Wagen donnern, Feuerroſſe bäumen;
Grelle Masken, ferner Reigenhall,
Heiße Augen, die von Wundern träumen —
Carneval!

Warme Jugend regt ſich keck zum Spiel
Aller Kraft, die in den Adern ſchäumt,
Leidenſchaft und Sehnſucht greift ihr Ziel,
Das bis heut in Schleiern tief geträumt . . .
Denn es ſind die königlichen Zeiten,
Wo von dunkler Gaſſe bis zum Saal
Lachen herrſcht und tolle Seligkeiten —
— Carneval!

Abendlicht hängt ſich wie Edelſtein
Drüben an den ragenden Palaſt,
Und Narziſſen duften ſchwül herein
In den Saal, der kaum die Luſt mehr faßt . . .
Und es teilt ſich raſch die Tanzesreihe;
Hat der Geige allzuſüßer Schall
Sinnlos ſo bethört die flieh'nden Zweie?
Carneval —

Wie bezwungen neigt ſie das Genick
Und ſie folgt ihm lautlos zum Balkon —
„Paradies liegt tief in Deinem Blick"
Flüſtert er; wie Schluchzen klingt ſein Ton . . .
„Wunderliebe Frau, wirſt Du mein eigen
„Heute wenn die Sonne ging zu Thal?
„Gieb Dich einmal mir im wilden Reigen
Carneval!"

Aus den Frühlingsgärten drunten girrn
Tauben, wie ein Glück, das heimlich fragt
Auf der jungen Edelfraue Stirn
Liegt ein großes Leuchten, und ſie ſagt:

„Mach' mich einmal reich an Deinem Herzen!
„Denn die junge Luſt bezwingt das All
„In der ſüßen, tollen Zeit des Märzen:
„Carneval!"

Und die heißen Worte trägt der Wind
Abſeits, wo gedrängt ans Edelſchloß,
Weltverlor'ne Kloſtermauern ſind,
Und zwei Augen ſtarren ſchmerzengroß
Auf die ſchönen, glückbezwung'nen Beiden,
Die vom überreichen Lebensmahle
Ihm nur gönnten: Jugendluſt zu meiden!
Carne vale!

Und es ſtockt des jungen Mönches Gang —
Seine lebensheißen Augen irr'n
Wie erloſchen am Palaſt entlang.
— Seufzer, Mandolinenklänge ſchwirr'n
Fremd in ſeine flügeloffne Zelle —
Und die Sonne zeichnet blut'ge Male
Drüben auf des Schloſſes üpp'ge Schwelle.
Carne vale!

„Die ich jugendlang ſo hoch geliebt,
„Mehr als meiner Kirche heil'ge Frau,
„Die ſich nun dem Edelfant ergiebt,
„Schwaches Vöglein in des Löwen Klau',
„Weißt Du, daß von Deiner Sonnennähe
„Ich gelebt zum einz'gen, letzten Male,
„Daß der Wunſch mir ſtarb in frühem Wehe?
„Carne vale" —

„Löſch' von Deiner Stirn die Freudenglut!
„Deiner Jugend liebe Heiligkeit,
„Die wie Kronenlicht darauf geruht,
„Scheint von tiefer Sünde ſo gefeit."
Alſo mahnt der Mönch. Der Wind verwehte
Seinen Ruf; — ein Lachen höhnt vom Saale:
„Jener Prieſter murmelt wohl Gebete?
„Carne vale" —

„Siehſt Du, wie der März lacht, ſüße Frau?
„Wie das Leben draußen drängt und fragt!
„Wie die Myrthenlaube winkt im Tau?
„Hörſt Du, was die frühe Nacht Dir ſagt?
„Laß da drunten die Entſagung wandeln,
„Meine Pulſe ſteh'n in Flammen all' —
„Leben, Liebe zwingt zu ſüßem Handeln —
„Carneval" . . . . !

Straßburg i. E. Alberta von Puttkamer.

Mein Lied.

„Romane ſchreibe! bringe uns Geſchichten,
Die jäh uns in der Menſchheit Tiefen ſtürzen!
Was ſoll Dein Grübeln, und was ſoll Dein Dichten?
Der wahre Künſtler ſoll die Zeit uns kürzen!“
So tönt, ſo brauſt es um mich laut und ſchrill.
Ich hör' es nicht; ich dichte wie ich will.

Ihr ſagt mir gütig wie ich ſingen müßte,
Das hohe Lob der Menge zu erringen.
Ich weiß nicht was ſie wünſcht, doch, wenn ich's wüßte,
— Ich würde doch nur meine Weiſe ſingen!
Und blieb' die ganze Welt auch ſtumpf und ſtill
Bei meinem Lied — ich dichte wie ich will.

Frankfurt a. Main — Arthur Pfungſt.

An die Franzoſen.

Nr. I. Wir Hunnen.

Eux, les Huns d'aujourd'hui.
Paul Déroulède.

Volk der Dichter, Volk der Denker
Habt Ihr eh'mals uns genannt,
Als wir ſchwiegen, da wie Henker
Ihr gehauſt im deutſchen Land;

Da Ihr deutſche Erde raubtet,
Und in pflichtvergeſſ'ner Ruh —
Bis Ihr Euch im Rechte glaubtet —
Wir dem Treiben ſahen zu.

Nun, zum Kampf von Euch gezwungen,
Wider Euch das Schwert entſchied,
Und wir neu zurückerrungen
Uralt heimatlich Gebiet.

Heißt Ihr Hunnen uns, Barbaren,
Wie die Welt nicht gleiche ſah,
Schmäht den Greis in Silberhaaren,
Nennt den Kaiſer: Attila. —

Ja, wir Hunnen haben leider
Nicht Friſeure ſo wie Ihr,
Und vielleicht auch beſſre Schneider
Habt Ihr, als in Deutſchland wir.

Unbeſtritten ſeid Ihr Meiſter
Der Reklame ſchon von je,
Eure Dirnen auch ſind dreiſter,
Als die Dirnen an der Spree.

Doch zu fühlen, nur zu ahnen
Ewig Euch verſchloſſen blieb,
Was der Tiefſinn der Germanen,
Was ihr Genius ſann und ſchrieb.

Volk der Denker, Volk der Dichter,
Ja, wir ſind's und werden's ſein,
Sei die Nachwelt unſer Richter,
Hier iſt Fauſt und Wallenſtein.

Hier liegt vor Euch aufgeſchlagen,
Was allein reicht an Homer,
Erſt der Nibelungen-Sagen,
Dann von Gudruns Leid die Mähr.

Doch zu viel! ich höre klingen
Mozarts, Webers Saitenſpiel,
Und Beethovens Weiſen ſchwingen
Sich zum Sternenzelt; zu viel!

Kann im Lied nicht alle preiſen,
Die Unſterbliches vollbracht,
Deutſchlands Denker nicht und Weiſen,
Die erhellt des Geiſtes Nacht.

Auch nicht Euch der Schönheit Hüter,
Die berührt der Muſe Kuß,
Erwin, Peter Viſcher, Schlüter,
Dürer und Cornelius.

Dome ſeh ich ſtolz ſich heben,
Reichgeſchmückt durch Eure Hand,
Aus des Rheinthals dunklen Reben
Und am felſ'gen Neckarſtrand.

Dort, wo halb in Schutt gefallen
Ragt der Otto-Heinrichsbau,
Brachen Hunnen ſeine Hallen?
Franken, ſagt, Ihr wißt's genau?

Sagt, wer Hütten und Paläſte
In der Pfalz zerſtört, verbrannt?
Wider Euch ſchrein ihre Reſte,
Euch, die Hunnen uns genannt.

Soll ich all der Gräul Euch mahnen,
Wie Ihr häuftet Schuld auf Schuld,
Unter Bonapartes Fahnen?
Denkt an Davouſt und an Soult!

Was auf Euren Siegeszügen
Ihr erpreßt, verpraßt daheim,
Kann der Pflüger nicht erpflügen,
Reift zur Saat kein Erntekeim.

Doch wie wild die Schlacht auch glühte,
Rein blieb unſre Wehr und Hand,
Weil des ganzen Volkes Blüte
Wider Euch in Waffen ſtand.

Nicht allein des Kampfes Lenker
Führten uns von Sieg zu Sieg,
Unſre Dichter, unſre Denker
Zogen mit uns in den Krieg.

Wo den Lorbeer wir errungen,
Schritt dem Heer voran ihr Geiſt,
Er iſt's, der mit uns gerungen,
Der der Zukunft Bahn uns weiſt!

Nr. 2. Memento.

Mögt Ihr rüſten und Euch brüſten,
Immerfort nach Rache ſchrein,
Mag's Euch noch ſo ſehr gelüſten,
Nie wird Elſaß Euer ſein.

Ob Ihr auch geſenkten Hauptes
Tief im Staub vor Rußland kniet,
Und ihm Freundſchaft lügt, wer glaubt es,
Und ihm ſingt manch Schmeichellied;

Könntet Ihr es ſelbſt beſchwatzen,
Daß der müde, nord'ſche Bär
Wider uns höb ſeine Tatzen,
's brächt Euch Segen nimmermehr.

Nie — eh nicht zu ihrer Quelle
Rückwärts Rhein und Moſel fliehn —
Werdet über Straßburgs Wälle,
Durch die Thore Metz' Ihr ziehn;

Nie, ſo lang kann Waffen tragen
Einer deutſchen Mutter Sohn;
Deshalb ſchweigt, laßt Greiſe klagen,
Weiber mit Vergeltung droh'n.

Doch Ihr ſpielt mit dem Gedanken,
Rache ſei Euch heilge Pflicht,
Hütet Euch, o Volk der Franken,
Spielt mit Feuerflammen nicht!

Wenn, geſchreckt aus unſerm Frieden,
Wir zum Gott der Rache ſchrein,
Dann wird Raum für uns hienieden,
Für uns Beide nicht mehr ſein.

Denkt an Varus' Legionen,
Die Cheruskergrimm erſchlug,
Denkt, daß vierzig Millionen
Eins durch Euren Neid und Trug.

Denkt, was wir mit heilgen Eiden
Uns gelobt, das wird geſchehn,
Einer, einer von uns beiden
Wird vernichtet untergehn!

Nr. 3. Frieden.

Wach-geküßt vom jungen Lenze
Lag das Land in Blütenpracht,
Als ich jüngſt an Frankreichs Grenze
Schwertgerüſtet hielt die Wacht.

Schwertgerüſtet ſah ich ſchreiten
Drüben an dem Moſelſtrand
Frankreichs Krieger auch, ſah gleiten
Licht die Flut von Land zu Land.

Frieden rings, mir war's, als ſchwänge
Sich von Sternen hell-erglüht —
Widerhall der Sphärenklänge —
Durch die Nacht ein Friedenslied.

Ja, mir war's, als hört' ich ſchallen
Eine Stimme mild und weich,
Frieden ſei auf Erden Allen;
Frieden, rief ich, uns und Euch!

Ziehn desſelben Stromes Wellen —
Wie ein leuchtend Silberband —
Nicht von Euren rebenhellen
Hügeln in des Nachbars Land?

Ruft der Sang beim Traubenleſen
Unter deutſchem Winzerdach
Nicht das Echo der Vogeſen
In den Thalen Frankreichs wach?

Schäumt das Blut der Bergesadern
Freudekündend nicht der Wein
Hüben — drüben? Doch das Hadern
Tobt und wächſt in Euren Reih'n.

Die geführt den Kampfes-Reigen
Längſt ſchon iſt ihr Haar ergraut,
Und noch immer will nicht ſchweigen
Der Vergeltung Rachelaut.

Richten will ich nicht, noch fragen,
Weſſen Hand mehr Wunden ſchlug,
Denn zu ſeufzen und zu klagen
Haben beide wir genug.

In des Kampfes Kugelſchauern
Wurde gleichviel uns geraubt,
Auch bei uns beugt ſtilles Trauern
Wie bei Euch manch' teures Haupt?

Doch der Tag will nie erſcheinen,
Nie die heiß erſehnte Zeit,
Wo die Völker ſich vereinen
Und für immer ruht der Streit.

Wo wir einen Kampf nur kennen,
Siegend durch des Geiſtes Kraft,
Sich den erſten Meiſter nennen
In der Kunſt und Wiſſenſchaft.

Wo der Armut Not zu lindern,
Wir der Liebe Dienſt uns weihn,
Und einſt lehren unſern Kindern,
Wahrhaft groß, heißt hülfreich ſein.

Wahrhaft groß, heißt Segen ſpenden,
Glaubt, des Krieges Schwert entfiel
Raſch den kampfbereiten Händen,
Strebten wir nach ſolchem Ziel.

Will der Tag denn nie erſcheinen,
Wo zum Kranz, dem keiner gleich,
Sich für immerdar vereinen
Lorbeer und des Ölbaums Zweig?

Fragend blickt' ich in die Ferne —
Längſt ſchon war das Lied verhallt —
Doch vom Himmel ſahn die Sterne
Zu der Erde ſtumm und kalt!

Dresden. Günther Walling.

Der befreite Prometheus.

Vom Kaukaſus herniederſchritt Prometheus:
Er war erlöſt, Zeus gab ihn frei.
Der Rieſe durfte wieder ſich erheben
Vom Felſen, dran er büßend hing:
Er durfte nun hinab zu ſeiner Erde,

Hin zu den Menſchen, die ſo ſehr er liebte,
Daß er der eignen Seligkeit vergeſſen
Und für ſie ſtahl das Feuer von Olymp ....
Nicht dauerte den Götterkönig
Des Himmelsſohnes, des abtrünnigen;
Warum auch wagte den Gedanken er,
Den Menſchen Göttergut hinabzutragen?
Er hatte ſeinen Lohn dahin,
Den Dulderlohn,
Nach der Olympier unerbittlichem Geſetz!
Verraucht nun endlich war der Zorn des Zeus;
Und Laune war's und Gnade, daß ſein Blitz
Vom Leib des Märtyrers die Feſſeln ſprengte,
Die donnerkeilgeſchmiedeten ....
O lange Qual! o Leib zerfleiſcht, entſtellt!
Noch deckten Schwären die zerſchund'nen Knöchel;
Kaum konnten die verkrümmten Finger ſchützen
Die roten Male all', die friſch noch glänzten, —
Auf all den Wunden, die ihm Tag um Tag
Der Geier gierige Schnabelſchläge riſſen.
O Tage voller Wut und Ohnmacht!
O Tag der Bitternis, da ihm die Kraft,
Die einſt mit Bergen wie mit Würfeln ſpielte,
Zum erſten Male
Verſagte vor der Übermacht des Neides,
Des weltbeſchattenden, der alten Götter!
O Tag, als in Verzweiflung ſtarb ſein Mut! — —
Doch nun war Alles überwunden.
Verſprüht die Kampfluſt in den tiefen Augen;
Erloſchner Groll, verlohte Leidenſchaft
Die einz'ge Saat der tief zerfurchten Züge, —
So tief, als ſollten tauſend Thränen drin
Zu den verdorrten Wurzeln ſeiner Seele,
Zum Grabe eines Lebens niederfolgen.
Um ſeine ſchmerzvernarbte Stirne zauſte
Der kalte Wind des Haars ergraute Büſchel.
So ſchritt er abwärts, der gebeugte Rieſe ...
Nur ruhen wollt' er, ausruhn bei den Menſchen, —
Sie um ſich ſammeln, wie ein alter Vater ſeine Kinder, —
Ihr Glück genießen, das ſie ihm ja dankten, —
Den Frieden ſehen, der emporgeblüht,
Seit er den Himmelsfunken ihnen ſchenkte,
Seit er den unſtät Irrenden
Gebaut den erſten warmen, feſten Herd, —
Sich freuen der Geſchöpfe jetzt,
Die tieriſch wild in Hader, Haß und Habgier
Sich um das nackte Leben ſchlugen einſt,
Die ſeine That ja erſt zu Menſchen ſchuf ....

Und nieder kam er in die mildren Lüfte,
Ins ebne Land; da ſah er ſchöne Fluren,
Bebaute Äcker, wohlgehegte Gärten,
Und ringsum lugten Dörfer aus dem Grün,
Und weither prangten Zinnen ſichrer Städte.
Da lachte ſeine Seele: Siehe, Zeus!
War Das nicht wert der hundertjähr'gen Pein?
Ja, meine Menſchen will ich wiederſehn! — —
Und in die Dörfer ging er, in die Städte —
Und ging und ging, — und ſuchte hin und her
Und fand —
Weh, wehe, wehe — Alles wie zuvor.
Haß, Hader, Habgier ſchlugen ſich im Streit
Mit andrer Habgier, anderm Hader, anderm Haß;
Nur Eines fand er auf der Erde neu,
Den Neid: den eklen, winzigen Neid,
Den Neid der Menſchen um Beſitz, —
Und war doch da genug, genug für Alle.
In Hütten ſah er, in die Burgen ſah er;
Doch es war Alles Eines,
War Alles wie zuvor — und ſchlimmer noch . . .
Zuletzt in eines Prieſters reiches Haus
Trat matt er ein. Dort wohnte ja der Friede,
Den er vergebens bei den Andern ſuchte;
Dort wo des Dankes ſtilles Sinnbild ihm
In heil'ger Lampe glomm die ew'ge Flamme,
Dort auf geweihter Schwelle wollt' er raſten
Noch Einmal unter Menſchen und ſich dann
Auf immer in die Einſamkeit verbergen.
Zum Hausherrn ſprach er, der im Hofe ſtand:
Ich bin Prometheus, laß mich ein bei Dir! —
Der wandte ſich erſchrocken, blickte ſcheu
Dem großen Mann ins düſtre Angeſicht
Und ſchlich geduckt davon und ſchloß ſich ein,
Und durch die Thür quoll eine fette Stimme:
Ich habe ſelber nichts; geh weiter, Narr!
Prometheus, der iſt tot — und kommt nicht wieder;
Ja, damals waren beſſre Zeiten noch
Als heute —!
Dann ſchlurften Schritte tiefer ins Gemach . . . .
Noch ſtand der Wandrer. Da: ein Wanken faßte
Den Qualgewohnten, auf die heilge Schwelle
Schlug er dahin, und ſtöhnend ſchluchzte er
Zum Himmel auf: O Zeus! ſehr furchtbar ſtrafſt du!
So nicht, ſo brauchteſt du dich nicht zu rächen!
Das war das Letzte, ich will ſterben gehn! —
Und gellend jählings brach
Ein Lachen hoch aus der zerriſſnen Bruſt,

Und raſend ſprang er auf,
Und brüllend rannte er dahin, dahin der Rieſe:
Fort von den Menſchen! fort! zum Meer! ins Meer!
Im Meer, da find' ich Ruhe! endlich Ruhe! — —
Da ſtand er oben auf der ſteilen Klippe . . .
Und wieder ſah im ebnen Lande unten
Die ſchönen Fluren er, die blühenden Triften,
Bebaute Äcker, wohlgehegte Gärten,
Und ringsum lugten Dörfer aus dem Grün,
Und weither prangten Zinnen ſichrer Städte.
Da gährte auf in ihm vergeßne Kraft,
Da kochte auf in ihm verlernter Grimm,
Vom Felſen ächzend riß er Stück um Stück,
Und Stück um Stück in toller Blindheit ſchmiß er
Brüllend ins Meer,
Gell durch den Sturm
Mit weinendem Gelächter flog ſein Jammer:
O könnt' ich gleich die ganze Brut zermalmen,
Die ſo mein Gut, mein göttliches, veraaſt!
Ha, meine Menſchen, hahahah!
Da horch, was kang da? ſchwoll da nicht ein Schrei,
Ein Menſchenſchrei voll Not und Angſt empor?
Hinab er ſtierte: rollend ging die See,
Von ſeinen Würfen ziſchend aufgerührt;
Und auf dem Giſchte trieb zerſchellt ein Kahn,
Und in den Wogen rang ein Menſch ums Leben.
Doch jetzt: ſchon ſchäumte von der ſtillern Flut
Ein andrer Nachen her, draus warf ſich
Ein zweiter Fiſcher in die Brandung ....
Und oben auf der Klippe ſtand Prometheus
Uno ſtierte, ſtierte und erkannte ſie,
Auf ſeiner Wandrung hatt' er ſie geſehen,
Die erſten Menſchen waren's, die er traf:
Todfeinde waren's, — und jetzt kämpfte dort
Der Feind dem Feind vereint um Feindes Leben.
Und endlich ſiegten ſie den ſchweren Sieg
Und ſchleppten keuchend ſich zum kahlen Strand
Und ſchauten in die Augen ſich
Und ſanken in die Arme ſich,
Sprachloſen Glückes, ſtummer Liebe voll ....
Und oben auf der Klippe ſtand Prometheus
Und ſah ihr Hab und Gut im Meer verſinken
Und ſah ſie lachen, hörte jauchzen ſie.
Da glühte auf in ihm vergeſſner Glaube,
Da flammte auf in ihm verlernter Mut,
Und in die Kniee nieder brach Prometheus
Und auf zum Himmel ſtammelte Prometheus:
O Zeus! ich danke Dir! Du armer Gott!

Ich bin ſo reich! ich fühle Menſchenliebe!
O laß mich leben, ewig leben:
Ich will noch einmal gehn zu meinen Kindern!

Berlin. Richard Dehmel.

Georgika.

Spätherbſtzeit! der weiße, well'ge Nebel
Wie ein Schleier um den Tannwald liegt,
Deſſen dunkler Saum, erſchau'rnd vor Näſſe,
Sich wie frierend in den Himmel ſchmiegt.

Eine ſtarre Maſſe drückend laſtet
Graue Luft auf Wies- und Ackerfeld.
Tiefe Ruhe! Fern nur im Geröhricht
Eines Waſſerhuhnes Lockruf gellt.

Und der Fluch des Bauern, der vorm Pfluge
Mühſam ſeine mag'ren Kühe treibt,
Schallt herüber von den Lettenfeldern,
Wo im Kot ſein Fuß faſt ſtecken bleibt.

„Hü hottoh, hottoh!" Die Laute ringen
Sich aus ſeiner Bruſt wie Wehgeſchrei,
Vorgebeugt er geht, als ob der Himmel
Auf ihm laſte wuchtig-ſchwer wie Blei.

Über ſeinen Fuß ein Mäuslein kollert,
Rotgrau, weislich, ſpäh'nd nach einem Loch.
Giftig tritt er flugs nach ihm... er fehlt's;
Da, ein Quieken! und — er hat es doch!

Welche Wolluſt! Da hängt's plattgetreten
Ihm am Stiefel . . . Einen Freſſer los! —
Mäuslein zehren mit, ſie höhlen Löcher
In Kartoffeln, Rüben fauſtesgroß.

Germersheim.

„Hü hottoh!" Er kehrt am End des Ackers;
Spatzen, Krähen tanzen um ihn dreiſt
— Flinke Spatzen, großſchnäbliche Krähen —
Auf den Latſchen, die die Pflugſchar reißt.

Und vom Boden rafft er eine Scholle,
Wirft ſie brummend dem Geſindel nach;
Denn ſie zehren mit, die Spatzen kiwern
Ihm das Korn und ſind ihm Laſt und Plag.

Und die Krähen zieh'n beim Frühlingsregen
Ihm des Maiſes junge Saat heraus...
Alles frißt mit ihm; die feiſten Häschen
Nagen ihm des Kohles Herzchen aus.

Während Rehe, ſcheue Rehe graſen
Auf dem Läppchen, das mit Frucht beſtellt
Und er muß ſie füttern, muß ſie mäſten
Für den Jäger, der den Braten fällt.

Alles iſt ihm Feind in der Natur,
Alles teilt mit ihm und ſchnappt vom Mund
Ihm den Biſſen weg, den er im Schweiße
Sich erwühlt aus ſeinem harten Grund...

„Hü hottoh, hottoh!" Die Laute ringen
Sich aus ſeiner Bruſt wie Wehgeſchrei;
Vorgebeugt er geht, als ob der Himmel
Auf ihm laſte wuchtig-ſchwer wie Blei.

Eugen Croiſſant.

„Reſignation".

Nach dem Polniſchen des Ad. Mickiewicz.

Arm iſt, wem Liebe keine Kraft gegeben,
Viel ärmer noch, wer Liebe nie empfunden,
Unſelig, wer im Bann verlor'ner Stunden —
Einſt liebereich — muß heute einſam leben.

Will er in Sinnenluſt dem Gram entſchweben,
Hält ihm Erinnerung das Herz umwunden —
Winkt ihm in neuem Glück ein ganz Geſunden,
Er darf zum Himmel nicht den Blick erheben.

Gefährten ſind ihm Weltflucht nur und Reue,
Die Gottheit flieht er, ſcheut die freche Dirne,
Des Glaubensloſen Kainsmal an der Stirne,
Erkennt er nicht der Blüten holde Treue —
Ein Trümmertempel nur, ein ſturmdurchwehter,
Daraus die Götter floh'n und Prieſter längſt und Beter. —

Schloß Arnsdorf a. D. Victor P. Hubl.

Prozeſſion.

Tromm tam, tam! ſo tönt der Trommel
Melancholiſch dumpfe Weiſe,
Und's Monocl' ſcharf ins rechte
Auge klemmend, tritt der Lieutnant
Mit halb rechts vor ſeinen Zug.
„Achtung, präſentiert's Gewehr!"
Schnarrt er in der höchſten Lage
Seines fettigen Falſettes
Und im nächſten Augenblicke
Blitzen hundert blanke Läufe
Klappernd in der Maiensonne . . .
Schmetternde Poſaunenſtöße,
Grell bemalte Kirchenfahnen,
Die im Morgenwinde ſchwanken,
Kerzenflimmern, Weihrauchwalken,
Und ein dumpfes Stimmgeſumme,
Halb Geſänge, halb Gebete,
Künden allen Gläub'gen, daß ſich
Naht das Allerheiligſte.
Erſt ein Haufen alter Weiber,
Monoton Gebete plappernd
Und dabei nach allen Seiten
Dumm neugier'gen Blickes glotzend —
Drauf die biedern Muſikanten
Mit den biedern roten Naſen,
Dann die Prieſter, ernſt und würdig,
Mit geſenktem Haupt und Blicke,
Weltentfremdet, weltverloren,
Schreiten ſie voran dem hohen,
Golddurchwirkten Baldachin,
Unter deſſen bunten Schatten
Trägt der Biſchof die Monſtranz . . .
Durch die ſchlanken, weißen Birken,
Die den Weg begrenzen, zittert's
Wie ein ehrfurchtsvolles Rauſchen.
Alles Volk liegt auf den Knieen . . .
Tromm tam, tam, ſo tönt die Trommel...
Einſt vor einem ſchwarzen Stiere
Mit der weiß gefleckten Stirne
Beugten ſich Egyptens Völker;
Vor dem Holzklotz, den er ſelber
Sich zum Gotte ſchnitzte, beugt ſich
Noch der Südſee-Inſulaner . . .
Und Millionen beugen heute
Sich vor dieſem und vor jenem,
Wechſelnd nur Geſtalt und Namen.
Wird die Menſchheit ſich nach tauſend
Jahren noch vor etwas beugen?
Wer giebt Antwort auf die Frage?
Tromm tam, tam, ſo tönt die Trommel...
Silberhelle, luſt'ge Stimmchen,
Friſchgewaſchne, weiße Kleidchen,
Blumenſchmuck auf blonden Köpfchen:
Iſt das laute Volk der Kleinen . . .
Mitten unter ihnen ſchreitet
Züchtig'gen Blick's ein wunderhübſches,
Schlankes Kind von ſechzehn Jahren.
Wie der Flaum auf Aprikoſen,
Liegt's auf ihren roten Wangen,
Und des jungen Fleiſches Fülle
Knoſpet ſichtbar unterm Mieder.
Wie des Roſenkranzes Perlen
Flink durch ihre Finger gleiten,
Wie verführ'riſch ſie das kleine
Kußgeformte Mündchen öffnet
Zum „Gegrüßt ſeiſt du, Maria"!

Plötzlich ſtockt ſie, tiefe Röte
Deckt ihr Antlitz bis zum Halſe
Und erſchrocken in der Kehle
Bleibt ihr die „Maria" ſtecken.
Dorten rechts, wo die Soldaten
So ſteifleinen präſentieren,
Dort am Flügel jener junge,
Hübſche Mann mit den blau-weißen
Achſelſchnüren und dem krauſen
Kleinen Bärtchen auf der Lippe:
Der Logisherr ihrer Mutter —
Geſtern Abend als die Mutter
Juſt am Sofa eingeſchlafen,
Schlich er nicht herein ins Zimmer
Und — ein ſüß Erinnerungsſchauern
Schwellt den jungen Mädchenkörper,
Daß das ausgewaſch'ne, weiße
Kleidchen kracht in allen Nähten —

Doch, o Gott — ſie ruht ja nicht mehr
Auf dem Divan, auf dem weichen,
Nein, ſie ſchreitet ja im Zuge
Der Fronleichnams-Prozeſſion.
Ängſtlich zerren ihre Finger
An des Roſenkranzes Perlen,
Und die Lippen murmeln wieder
Ihr „gegrüßt ſeiſt du, Maria".
Tromm tam, tam, ſo tönt die Trommel...
Über Fromme, über Sünder,
Über Schafe, über Böcke
Ragt das Holzbild des Erlöſers
Mit den roten Farbentupfen
Statt der tiefen Wundenmale.
Mit den leeren Augen ſtarrt er
In den klaren, lieblich blauen,
Wunderbaren Maienhimmel.
Tromm tam, tam, ſo tönt die Trommel.

München. Georg Schaumberg.

„Dichterheimchen".

Eine ſchwere Wehmutszähre
Hat im Auge mir gehangen,
Als im jungerknospten Lenze
Hummeln, Fröſche, Spatzen ſangen.

Sorgſam ließ auf einen neuen
Bogen Briefpapiers ſie fallen
Ich, daß du mit eignen Augen
An den Tropfen ſchauſt, den drallen.

Zwar das Waſſer iſt verdunſtet,
Doch kannſt du ganz deutlich ſehen
Mitten auf dem Blatt den gelben
Zeugen meiner Liebeswehen.

Schrieb dazu: im Mai, wo Alles
Frühlingsliebetrunken lacht ſich
An und aus, hab' ich geweinet
Achtzehnhundertneunundachtzig.

Unſre guten deutſchen Götter —

Wie der Waldkauz in dem Baumloch
Hocke ich in der Ruine:
Durch des Waldes Wipfelrauſchen
Klingt's wie ferne Violine.

Heut am Wodanstag der alte
Windgott ſpielt verſcholl'ne Weiſen:
Wunderlich doch heimlich klingen
Dem modernen Ohr die leiſen.

Jetzt verſtummt's — der Dörfer Glocken
Rufen zu den erſten Meſſen:
Unſre guten deutſchen Götter
Sind geſtorben und vergeſſen.

Wir können ſogar den päpſtlichen Bann —

Merkwürdig, daß die bigotten Leut'
Sich fürchten beim Gewitter,
Wo doch der Herrgott ſicherlich
Verſchont ſeine beſten Ritter.

Warum fürchten wir Böſen uns nicht,
Wir Dogmaverachtenden Heiden?
Wo hundertfach wir doch Gottes Zorn
Als Sünder müßten vermeiden?

Wir frömmeln doch nicht, wir beichten auch nicht
Unſre himmelſchreienden Sünden!
Wir können ſogar den päpſtlichen Bann
Ohne ſtärkeren Stuhlgang verwinden!

München. M. C. Menghius.

Bergſtieg.

Den Berg erſtieg ich, wo in dunklen Forſten,
Auf Felſen, drauf ſich nur die Fichten wiegen,
Die Gabelweihen und der Habicht horſten,
Und beuteſpähend, gierig thalwärts fliegen.

Das Waſſer ſtürzt, der Felſenſchlucht entronnen,
Mit wildem Brauſen über die Geſteine.
Schier unerſchöpflich quillt der dunkle Bronnen,
Als ob er über einen Toten weine.

Mit Moos umſponnen ſind die Felſenmaſſen,
Um die die Silberwogen glitzernd ſchäumen,
Doch ihre Kraft kann nicht die Blöcke faſſen,
Wie ſich anſtürmend auch die Wogen bäumen . . .

So kämpft mein Denken mit vergangnen Tagen
Und möchte gern hinweg die Felſen räumen,
Doch die Vernunft kann ſie nicht mehr zerſchlagen.
Es ward Granitgeſtein aus meinen Träumen! —

Gleich finſtern Träumen ſtarren dürre Fichten
Zum Himmel auf und kümmerliche Tannen.
Sie gleichen einem ſchmerzlichen Verzichten,
Das nicht vermag zur That ſich zu ermannen.

Und nur der Sturm rauſcht klagend in den Zweigen,
Als wolle er dem Berg das Haar zerzauſen.
Demütig ſich die Fichten vor ihm neigen;
Ein Siegeslied, hörſt du die Winde brauſen.

Ja brauſet nur. — Ein Lied könnt' ich euch ſingen,
Vor dem ſelbſt dies Geheul verſtummen müßte;
So gräßlich würd es durch die Öde klingen:
Wie einſt der blaſſe Tod das Leben küßte. — —

Rings iſt vom Leben nichts mehr zu erſchauen,
Nur nackter Fels ſteigt reglos in die Lüfte. —
Ich liebe dieſen Ort mit ſeinem Grauen,
Ich liebe dieſes wilde Steingeklüfte.

Auch meine Bruſt iſt alſo wild zerriſſen.
Aus ſtarrem Boden ringt ſich keine Blüte;
Denn ſchlummernd ruht der Drache, das Gewiſſen,
In dunkler Höhle, tief mir im Gemüte. — —

Still wird es rings. — Nicht eines Windhauchs Rühren
Läßt ſich an dieſem abgeſchied'nen Orte,
Den ſelten nur ein Menſch betritt, verſpüren;
Weil das Lebendige hier all verdorrte. —

Nachtgraue Wolken ſich zuſammenballen.
Dann ziehn ſie langſam in die lichte Ferne. —
Sieh' hier die Felſen ſenkrecht niederfallen.
Ich ſchaue hinab. — Hinunter ſtürzt' ich gerne! . .

Allein es ſtockt mein Fuß; — und meine Glieder
Wollen mir ewig dieſen Dienſt verſagen —
Langſam und ſinnend ſteig zu Thal ich wieder
Den Tod im Herzen, weiter mich zu plagen.

Berlin. Heinz Covote.

Forderung.

Laßt nur einmal los die alten,
Mit Moral geflickten Zügel!
Laßt nur einmal mich entfalten,
Meine hübſchen bunten Flügel!

Laßt mich frei ſein, wie ich ſollte!
Laßt mich unter Menſchen gehen;
Was ich träumte, was ich wollte,
Werdet ihr verwirklicht ſehen!

Empörung.

Ich weiß, ihr wolltet mich verbilden,
Ihr ſchlugt in Ketten mich und Zwang,
Ihr kanntet nicht den maßlos wilden,
Den ungeſtümen Lebensdrang!

Ihr faßtet nicht, wie mir zu Mute,
Und elend war das Herz vergrollt;
Weil nicht von eurem kalten Blute,
Was heiß in meinen Adern rollt.

Die Ketten weg! die mich geſchloſſen.
Was kommen ſoll, das muß geſcheh'n,
Von wunderbarem Glanz umfloſſen
Seh' ich das Leben vor mir ſteh'n.

Ich bin Euch über!

Ihr ſchämt Euch, mit mir umzugehen
Und ſtolzt an mir vorüber;
Tief unter Euch ſeht Ihr mich ſteh'n,
Und doch bin ich Euch über!

„Ein Schmetterling". — Nun Puppen, das
Macht fleckig nicht, noch trüber;
Ja freilich! bin ich ſo Etwas,
Und doch bin ich Euch über!

Rechtfertigung.

Mit Worten habt ihr mich tauſendmal
Zu Schande und Schmach geſteinigt,
Ich lache! — mich hat eure Moral
Viel ſchauerlicher gepeinigt.

Bei der Moral, welche: „Lüge" getauft
Sich Heimlichkeit erbaten,
Bei dieſer Moral iſt ein Menſch verkauft
Und eine Seele verraten!

Um die Herrlichkeit meiner jungen Kraft,
Hat die ſchöne Welt geworben,
Mich treibt keine ſchamloſe Leidenſchaft,
Das Blut iſt noch unverdorben!

Und ich bin ein Kind der modernen Zeit,
Fliege auf mit wachſender Schnellkraft,
Sie nennt es empört: Verworfenheit;
Ach Gott! die verworf'ne Geſellſchaft.

Was dieſe brutale Geſellſchaft meint,
Das iſt die ſchlammwonnigſte Dichtung!
Ich wäre moraliſch geſunken ihr ſcheint,
Und wär' von der wildeſten Richtung.

Pfui Teufel! Ich ſpucke und pfelfe mit Fleiß
Auf die öffentliche Meinung,
Und ich bleibe meinem Bekanntenkreis
Eine unliebſame Erſcheinung.

Doch das Alte geht. Und der Krieg beginnt,
Denn die Wahrheit will kommen, die los ward;
Und die wildeſte Richtung den Sieg gewinnt
Mit ihrer dämoniſchen Großart!

Der Frühling kommt!

Nun weicht von der Erde der Kummer,
Nun weht es ſo milde und hold,
Es relbt ſich vom Auge den Schlummer
Die Sonne, warmblitzend wie Gold,
Hoch jauchzen die ſeligen Lieder
Auf zur gottblauen Ewigkeit,
Juchheißa! der Frühling kommt wieder,
O du herrliche Frühlingszeit!

Da ſchießt es hervor bei dem Wetter!
Und reißt von dem Staube ſich los!
Am Holderbaum wachſen ſchon Blätter
Wie Kinderfinger ſo groß;
Die Veilchen blüh'n. Und Gefieder, —
Horch! im Walde der Kuckuck ſchreit:
Juchheißa! der Frühling kommt wieder,
O du herrliche Frühlingszeit!

Die Welt geht kopfüber, kopfunter,
Das Klingen und Blühen iſt ſchuld,
Hinunter nun, Herzweh, hinunter!
Und du! alte Stoppelgeduld.
Es ſchmeichelt und zuckt durch die Glieder,
Und die Bruſt iſt wunderſchön weit,
Juchheißa! der Frühling kommt wieder,
O du herrliche Frühlingszeit!

Leipzig. Ottilie Treuenfels.

Geboren vor hundert Jahren.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Wir verzeichnen eine Thatsache, die unbeachtet blieb und deren Nichtbeachtung ein bedeutungsvolles Symptom. In einer Zeit der Jubiläen, des steten Wacherhaltens einer Pietät für Jubelfeiern sogenannter Unsterblicher, ging ein Gedenktag spurlos vorüber. Ende Oktober 1890 erschien dieser denkwürdige Tag, wo der Berühmtesten einer vor hundert Jahren das Licht erblickte, ein Dichter, dessen Gloire die Runde durch die zivilisierte Welt gemacht, und niemand hat sich dessen erinnert! Noch vor wenigen Jahren hatte man seine Bildsäule enthüllt, und heut vergißt man schon die üblichen Jahrhundert-Nekrologe auf seinem Grabe. Alfonse de Lamartine wurde 1790 geboren, 1820 erwachte er eines Morgens und fand, daß er ein „Idol" geworden war. Kein Lyriker, denn auf die Lyrik beschränkte sich sein Können, errang je einen so plötzlichen und langandauernden Erfolg mit nichts als Versen. Verse ohne epische Mischung, meist auch ohne die lyrische Stimmung des Liedes, wie sie Goethe, Burns und Beranger beherrschten, Verse voll melodischer Harmonie, aber voll blasser und vergriffen abgeblaßter Reflexion, teils an Chateaubriand, teils an englische Anregungen — im „Jocelyn" Wordworth, im „Fall eines Engels" Byron — nicht zu ihrem Vorteil gemahnend. Dieser zarte Harfenist, dieser wehmutschwelgende Elegiker mit dem rührenden Mutterauge und einer ewigen Thräne im Wappen, besang den wiederhergestellten Glauben der katholischen Kirche und der heiligen Allianz, nachdem er durch alle Faust- und Kainzweifel sich in den Schoß frommer Entsagung und einer millionenreichen Ehe hinübergerettet. In den ersten „Meditationen" gellte noch ein krampfhafter Verzweiflungsschrei, wie in den Oden an die genannte „Verzweiflung" oder „An Lord Byron"; später in den „Neuen Meditationen" flammte ein düstres Feuer auf, wie in den Gesängen „An Bonaparte" oder „An die Begeisterung"; aber immer tiefer versank er in hohle Schönrednerei und schwärmerische Gefühlsverworrenheit, wie sie in den „Harmonieen" und der lyrischen Novelle „Rafael" sich austobt. Seine Anempfindung des religiösen Mystizismus schlug dann in ähnliche Nachtrompetung des freisinnigen Humanismus um, wie sie mit blendenden Metaphern den sonoren Wortschwall seiner „Geschichte der Girondisten" schmückt. Nachdem er den Namen Gottes in jeder Strophe ganz familiär gemißbraucht, donnerte er in seinen reiferen Jahren die Worte Freiheit und Menschenrecht. Neben solch gehaltlosen

Deklamationen, wo überschwänglicher Singsang in blaue Fernen schweift, wo die Unklarheit zur Schablone wird und Gedankenarmut hinter dröhnendem Pathos sich versteckt, wirkt freilich die markige Anschaulichkeit doppelt wohlthuend, womit Lamartine die äußere Schönheit der Natur auffaßt und malt. Was ihm aber im Grunde seinen ungeheuren Erfolg bei der Mitwelt eintrug, war die reinliche gleichmäßige Vollendung seiner lieblichen Form.

„Das Gedicht ‚Der See' machte die Runde durch Europa, weil es so lange her war, seit man überhaupt die Natur empfunden und sie anders als taktisch mit Rücksicht auf ihre Terrainbildung betrachtet hatte." So urteilt Brandes („Die Reaktion in Frankreich"), aber das stimmt nicht ganz. Die englische und deutsche Romantik hatte schon alle Reize der Naturbeschreibung durchgekostet, Chateaubriand in seinem gekünstelten Stil hatte die ganze Requisiten-Garderobe des Ballets erschöpft, und was in „Corinna" der Staël noch am wenigsten in die Rumpelkammer gehört, scheint uns die farbenglühende Beschreibung Italiens. Nicht hierin also lag der hypnotisierende Einfluß der Lamartineschen Muse.

Was in den Gedichten Lamartines die Frauenwelt bestach, war natürlich nicht der transcendentale Gedankenflug, falls man hier von Gedanken reden darf, sondern die überirdische Keuschheit seiner Erotik. Man kennt jetzt aus Lamartines eigenen Selbstenthüllungen die Kälte seines eiteln Gemütes aus „Graziella", die leidenschaftslose Sentimentalität aus „Rafael". Man weiß, was es mit der platonischen Liebe wider Willen auf sich hat, die seine lyrischen Verzückungen „An Elvira" beseelte: Seraphische Entsagung auf Vorschrift des Arztes bildet ein neues Blatt in der Wundergeschichte menschlicher Heuchelei. Nicht aus innerem Drange, sondern aus geckenhafter Phrasenberauschung klagt dieser Messiasbarde an frühen Gräbern seiner unklaren Sehnsucht. Seine Hochgefühle schnappen über, so daß sein Liebespantheismus darauf hinausläuft, wie man in seinem höchst irdischen Liebespartner die Einheit mit Gott findet, bis das Kruzifix als „Baum der Anbetung" und jeder Baum gleichsam als Kruzifix verehrt wird. Musset irrte sehr, wenn er in seinem „Brief an Lamartine" fragt: „Quel aigle, Ganymède, à ce dieu vous portait?" Byron, der hier gemeint ist, hätte wenig Behagen an diesem Ganymed verspürt. Für Rousseaus Naturanbetung bedeutete der Wald nur eine bequeme Pappelallee, die sich vorzüglich zu Rendez-vous eignet, wo man Ergüsse der edleren Empfindungen deklamiert. Lamartine baute sich ins Hochgebirg dumpfige Höhlenkathedralen hinein, aus welchen allerlei Weihrauchdunst aufquirlte. Übrigens alles nur Brustbilder mit landschaftlichem Hintergrund: Herr v. Lamartine und das Universum dahinter als Staffage. Selbst sein Talent der deskriptiven Landschafterei

wird durch seine Selbstbespiegelung und Hineinpinselung seiner nebelhaft verschwimmenden Empfindelei so verzerrt, daß uns persönlich nur noch das Prosatagebuch seiner „Voyage en Orient" genießbar dünkt. Verfasser dieser Zeilen hat an der Pagnerreschen Ausgabe der „Gesammelten Werke Monsieur de Lamartines" einst sein Französisch gelernt und so etwas verpflichtet. Aber bei aller natürlichen Pietät für so rührende Erinnerung kann er sich das Lachen nicht verbeißen, wenn ihm in den „Recueillements" zufällig das köstliche Albumblatt begegnet: „Einem jungen Mädchen, das eine Locke meiner Haare von mir verlangte". Unglücklicher Herr v. Lamartine! Heut verlangen wir nicht einmal eine Seite ihrer gesammelten Werke, ehrwürdig durch das Alter, vernichtet durch die ruchlose Zeit der Elektrizität. Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch — des Sängers, dem nur die Form, die glänzende Hülle eines winzigen Kerns, die Bewunderung seiner Zeitgenossen verschaffte. Diese Form feinziselierter Verse bewies allerdings die unzerstörbare Übermacht der gebundenen Rede über die Prosa, so lange noch die Herzen und Ohren nicht verschlossen und taub wie heut. Denn Sainte Beuve stellt in seiner „Causerie de Lundi" vom 29. Oktober 1849 mit Recht einige Strophen jener weltberühmten Elegie „Der See" neben die korrespondierenden Prosaumschreibungen, welche der gealterte Lamartine in „Rasael" für seine früheren Versstimmungen gab, und fragt, ob im Vers nicht alles wahrer, einfacher, zusammengedrängter und darum poetischer klinge. Aber der stete Mangel alles Thatsächlichen und alles Kraftvollen in diesen Lamartineschen Versen ermüdet auf die Dauer derartig, daß man lieber noch die steifen Alexandriner in Barthelemys „Napoleon in Ägypten" verdaut, um etwas recht Schweres und Plumpes zu nennen, weil hier doch nicht alles zwischen den Fingern zerflattert. —

Lamartines Ruhm ist tot und begraben und wird nie wieder erwachen. Wir aber fragen uns heut, und das dünkt uns das Anziehende dabei, wie es möglich gewesen, nur durch bestrickend reizende Form das Urteil einer ganzen Epoche zu bestechen. Bedenken wir, daß dieser Lyriker als Präsident der Republik 1848 den Kampf gegen die sozialistische Kommune aufnahm, — wie nahe liegt das alles doch und welche Kluft trennt uns von ihm! Schon Pascal bekannte mutig gegen jede päpstliche Verordnung: die ganze Menschheit werde Galileis Erde nicht am runden Drehen hindern. Für den Romantiker Lamartine aber galt Laplaces Spruch, Newtons Buch über die Gravitation sei das größte Werk des menschlichen Geistes, vermutlich als frevelhafter Unsinn. Ihm galt nichts die Unzerstörbarkeit des Weltgebäudes durch innere Ursachen neben den kleinlichen und eiteln Regungen des „Herzens", des souverainen Ichs. Und doch mußte er mit anhören,

wie sein früherer Genosse Lamennais treffend spottete: „Warum gravitieren die Körper? Weil Gott es will, sagten die Alten. Weil die Körper sich anziehen, sagt die Wissenschaft."

Bei seiner Aufnahme in die Akademie ließ Lamartine in einer geistvollen Antrittsrede die Prophezeiung vom Stapel: „Das Drama wird dem Volke zufallen". Er sollte Recht behalten. Schon hat der Realismus, nicht im republikanischen Frankreich, sondern in Deutschland, wo heut die Entscheidung der Zukunft auszufechten liegt, dem vierten Stand mit seiner „Ehre" die Bühne erobert. Schon trifft hier zu, was Willemain in seiner Vorlesung über Rousseau sagte, daß hier „ein ganz neuer Stand mit stärkeren Leidenschaften auf die Bühne trat: unter der blendenden Sprache wühlte demokratischer Haß".

Still und klanglos, ohne Gedenkzeichen, hat man den historischen Erinnerungsaugenblick vorüberwandeln lassen, wo der berühmteste Barde der Reaktionszeit, der letzte Romantiker der Salons, einem tintenkleckſenden Säkulum geschenkt wurde — vor hundert Jahren.

Lumpe als Helden.

Ein Beitrag zur modernen Ästhetik von Hans Merian.

(Leipzig.)

Unter den mannigfachen Vorwürfen, die dem modernen Realismus von den Anhängern des Althergebrachten gemacht werden, ragt besonders der hervor, daß die realistischen Schriftsteller mit einer gewissen Vorliebe starke sittliche Defekte aufweisende Gestalten in den Mittelpunkt ihrer Dichterwerke, besonders ihrer Romane zu rücken pflegen. Da dieser Vorwurf nicht nur von den ewig zeternden litterarischen alten Weibern beiderlei Geschlechts, sondern auch von hochgebildeten und denkenden Lesern erhoben wird, so verdient er, daß wir uns einmal eingehender mit ihm beschäftigen.

Am genauesten findet sich dieser Vorwurf in einem schriftlichen Gutachten präzisiert, das der berühmte Denker und Philosoph Eduard von Hartmann seiner Zeit über zwei der drei inkriminierten und vom Leipziger Landgericht, sowie neuerdings auch vom Reichsgericht verurteilten Romane, über „Adam Mensch" von Hermann Conradi und den „Dämon des Neides"

von Wilhelm Walloth abgegeben hat. Eduard von Hartmann schreibt in dem betreffenden an den Verleger der genannten Romane, Herrn Wilhelm Friedrich, gerichteten Briefe:

„Sie sagen (in der dem Leipziger Gericht eingereichten Verteidigungsschrift, Seite 176), daß die Darstellung Mitleid mit der Verkommenheit des Helden erwecke; mir scheint, daß je länger je mehr der dégoût (um nicht zu sagen Ekel) über die Verkommenheit so in den Vordergrund tritt, daß das Mitleid keinen Platz mehr in der Seele findet. Das ästhetisch Bedenkliche an solchen Erscheinungen liegt meines Erachtens darin, daß die Darstellung der Verkommenheit, die sonst nur in Episoden, in Nebenfiguren oder im Gegenspiel Platz fand, jetzt wie auf Verabredung in den Helden verlegt wird, oder Lumpe zu Helden genommen werden. Dies ist unbewußter Weise der anstößige Punkt für den Staatsanwalt gewesen, der ihn an der ästhetischen Berechtigung dieser Werke und damit an ihrer strafrechtlichen Immunität zweifeln läßt."

Aus dieser von großem Scharfblick zeugenden Bemerkung geht für uns zunächst zweierlei hervor:

Erstens: Daß die Darstellung der menschlichen Verkommenheit an sich nichts Unästhetisches und auch gar nichts Neues ist. In der That, die Dichter aller Zeiten haben sich ihrer bedient; und wie hätten sie auch anders gekonnt? Sie bedurften zur lebenswahren Gestaltung ihrer Schöpfungen des Lasters mit all seinen Schrecken so gut wie der Maler der Schatten, wie der Musiker der Dissonanzen, und daß in der Schilderung von Bösewichten von jeher ganz Erkleckliches geleistet wurde, ist allbekannt. Ich möchte hier nicht an Shakespeare erinnern; denn diesem Riesen erlauben und verzeihen selbst unsere krassesten Philister einfach alles, obgleich er nirgends in die Schablone unserer Schulmeisterästhetik so recht hineinpassen will — wer weiß? vielleicht gerade deswegen. Je weniger Einer Shakespeare versteht, um so tiefer beugt er sich vor ihm; und dabei steht unsere ganze bisherige Ästhetik, wenn wir aufrichtig sein wollen, vor den Werken dieses Genius immer noch wie der Ochs am Berge. Lassen wir also Shakespeare einstweilen ganz beiseite! Wir denken vielmehr hier, wenn wir von der Selbstverständlichkeit der Schilderung von Laster und Verkommenheit sprechen, an die Rührgeschichten aller Gattungen, die klassischen und die unklassischen, die ohne den traditionellen Bösewicht gar nicht bestehen können, die um so „schöner" sind, je gruseliger es darin zugeht. Je mehr Raub, Mord und Totschlag, jemehr abgefeimte Schufterei, jemehr Bangen, Zittern und Herzklopfen — umsomehr „Spannung". Ja, all dieses Gruselige, Schreckliche, Abscheuliche und Verkommene ist den Menschen von jeher so

lieb und wert gewesen, daß man von Aristoteles bis Lessing sogar die höchste Spitze ästhetischer Wirkung, das Wohlgefallen an tragischen Stoffen, ganz dieser Wertschätzung entsprechend, aus „Furcht“ und „Mitleid“ zu erklären suchte. Die Schilderung des Häßlichen, Schlechten und Gemeinen ist also nicht neu; neu ist nur, wie Hartmann richtig bemerkt, daß das Häßliche und Verkommene mit Vorliebe zum Mittelpunkt der Handlung gemacht wird. Wir haben also hier auch nicht die Berechtigung des Häßlichen zu untersuchen, sondern nur, ob das Häßliche zu der bevorzugten Stellung aufrücken darf, die es in vielen modernen Dichterwerken einnimmt. Diese scheinbar nur formale Frage erhält darum eine tiefgehende reale Bedeutung, weil der nun zum Mittelpunkt des Dichterwerkes emporgerückte Lump oder Bösewicht, als Hauptträger der Handlung, als „Held“, notwendigerweise in dieser oder jener Art das Interesse, ja sogar die Sympathie des Lesers erwecken muß; denn nur dieses nicht gewöhnliche Interesse berechtigt ihn zu dieser bevorzugten Stellung innerhalb des Kunstwerkes. Dadurch könnte nun bei oberflächlicher Betrachtung der Schein erweckt werden, als ob der Dichter in seinem Helden das Häßliche, Verkommene, Unmoralische entschuldigen, beschönigen, verherrlichen oder gar das Schlechte zur Nachahmung empfehlen wolle. Daß dies in realistischen Kunstwerken eben so wenig geschieht und geschehen kann wie in idealistischen, werden wir im Laufe unserer Betrachtung sehen.

Zweitens müssen wir aus der Bemerkung Hartmanns die Worte: „daß die Darstellung der Verkommenheit . . . jetzt wie auf Verabredung in den Helden verlegt wird“ hervorheben. Dadurch deutet Hartmann an, daß es sich nicht um vereinzelte, sondern um zahlreiche gleichartig auftretende Fälle handelt. Und wirklich findet sich dieselbe Tendenz gegenwärtig bei den realistischen Schriftstellern nicht nur Deutschlands, sondern aller Länder und Sprachen. Wenn aber verschiedene, nicht immer gemeinsam strebende und räumlich getrennte, denkende Männer dahin gelangen, „wie auf Verabredung“ dasselbe zu thun, so muß ihrer Handlungsweise irgend eine innere Notwendigkeit, irgend ein „Gesetz“ zugrunde liegen, ein Gesetz, für welches die in Rede stehenden Fälle symptomatisch sind. Könnte das Walten eines solchen Gesetzes, von dem die angefochtenen Kunstwerke nur Äußerungen, naturgemäße Ausflüsse sind, nachgewiesen werden, so dürfte man Dichtungen, in welchen die Verkommenheit zum Mittelpunkt der Handlung gemacht wird, auch „die ästhetische Berechtigung“ nicht mehr absprechen.

Es handelt sich also nur darum, dieses Gesetz aufzufinden.

Die gegenwärtige Betrachtung erhebt keinen Anspruch darauf, diese hochwichtige Frage endgiltig zu erledigen. Im Gegenteil, jemehr wir uns

Digitized by Google

in die Sache vertiefen, um so mehr müssen wir einsehen, daß es sich auch hier im letzten Grunde um ein Stück jener gewaltigen Kulturarbeit handelt, die Friedrich Nietzsche als die „Umwertung aller Werte“ bezeichnet, um einen Baustein zu der nach dem pessimistischen Zusammenbruch der mittelalterlich-christlichen Gedankenwelt so notwendig gewordenen Aufrichtung eines neuen, modernen Weltanschauungsgebäudes. Daß dieser „Neubau“ die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, ist klar, aber wir alle modernen Menschen müssen daran teilnehmen, ob wir wollen oder nicht, der eine als Baumeister, der andere als Kärrner oder Handlanger. Darum ist es uns hier nicht um endgiltige Erledigung, sondern hauptsächlich um die Fragestellung zu thun. Mögen nach uns Andere die Beantwortung ebenfalls und in ihrer eigenen Weise versuchen; denn nur aus dem möglichst vielseitigen Meinungsaustausch kann die richtige Erkenntnis hervorgehen.

* * *

Bevor wir an die Frage selbst herantreten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Ästhetik immer nur ein Ausfluß der jeweiligen ethischen Anschauungen der Zeit ist. Wir sagen der „jeweiligen“ ethischen Anschauungen; denn unser Jahrhundert glaubt nicht mehr an das ewig unveränderte Bestehen gewisser dem Menschengeschlecht gleichsam von Urbeginn angeborener ethischer Grundsätze. Wir wissen, daß die Ethik gleich allen anderen Errungenschaften der menschlichen Kulturarbeit etwas Gewordenes, etwas noch stets und immerdar Werdendes ist. Dies muß uns besonders in unseren Tagen recht fühlbar werden, wo sich unter der zum Teil schon geborstenen Decke der alten Systeme in gährender Jugendkraft eine neue ganz anders geartete Weltanschauung emporzuringen sucht. In diesem allgemeinen Umwandlungs- und Umwertungsprozeß müssen sich auch die ästhetischen Anschauungen ändern, besonders wird die junge Generation der modernen Menschen Manches in den Kreis ihrer ästhetischen Betrachtungen ziehen, was die alte Lehre vom Schönen ignorierte oder gar perhorreszierte. Wir sind deshalb wohl berechtigt, von einer „alten“ und einer „neuen“ oder „modernen“ Ästhetik zu sprechen und diese beiden Begriffe streng auseinander zu halten.

Diese Umwandlung der ethischen und ästhetischen Anschauungen wird uns recht augenfällig, wenn wir uns nur in ganz großen und allgemeinen Zügen die Auffassung des „Bösen“ in den verschiedenen Kulturepochen vergegenwärtigen, des „Bösen“, das die uns hier interessierenden ethischen Begriffe des Verbrechens, der Schlechtigkeit und der Verkommenheit in sich faßt und von welchem auf dem ästhetischen Gebiete die diesen korrespon-

dierenden Begriffe des Schrecklichen, des Häßlichen und des Ekelhaften ebenfalls abzweigen.

Die antike Welt erblickte im Menschen mehr oder weniger nur das willenlose Werkzeug der über der Natur thronenden göttlichen Gewalten. Der Sterbliche ist ein Spielball des allgewaltigen Schicksals, sein Lebenslauf ist von allem Anfang an bestimmt und besiegelt, und selbst der Stärkste und Gewaltigste vermag dieser starren Macht nicht zu widerstehen. Wider Willen wird der Mensch vom allmächtigen Geschick oder durch den Neid der Götter in Verbrechen und Schuld gestürzt. Nach dieser Auffassung ist der Verbrecher ein ehrlicher Kämpfer gegen übermächtige Gewalten. Zugleich aber ist er immer auch ein „Held"; denn um die Mittelmäßigkeit kümmern sich die überirdischen Gewalten nicht; den Schwächling wird der „Neid der Götter" kaum treffen. Das Böse kann also hier nur in der starken Gestalt des Verbrechens auftreten; die ästhetische Wirkung ist Entsetzen („Furcht"). Die Antike nahm deshalb keinen Anstoß daran, die größten Verbrecher und die entsetzlichsten Greuelthaten in den Mittelpunkt ihrer Dichterwerke zu rücken. Das Großartige, Übermenschliche dieser Auffassung bewirkt, in Verbindung mit der das Allzuscharfkantige abschleifenden und das Überstarke mildernden langen Zeitperspektive, daß uns diese antiken Verbrecherhelden auch heute noch erträglich scheinen.

In der mittelalterlich-christlichen Welt ändert sich das Bild vollständig. Der Erlösertod Christi hat als einmaliges und allgemeines Sühnopfer die Menschheit von dem starren Drucke der Schicksalsgewalten (der Erbsünde) befreit. Durch das Heilsmittel des Glaubens ist es dem Willen des Einzelnen anheimgegeben, ob er sich zum Guten (zu Gott, Christus und den Heiligen) oder zum Bösen (dem Satan) halten wolle. Daß der Teufel Gott die Seelen auf jede Weise abspenstig zu machen sucht, hebt von dieser Willensfreiheit nichts auf; denn die zauberformelartig wirkenden ritualen Heilsmittel der Kirche bieten dem Gläubigen den denkbar größten Schutz gegen alle Lockungen des Satans. Dadurch, daß sich der Mensch durch freien Willensakt vom Guten abwendet und auf die Seite des Bösen begiebt, nehmen die bösen Handlungen den Charakter der Verworfenheit, der Schlechtigkeit an und werden in ihren ästhetischen Wirkungen als häßlich empfunden. Daß das Böse dem Mittelalter immer als häßlich erscheint — eine Auffassung, die der Antike ganz fremd ist — geht am klarsten aus der Mißgestalt, dem unanständigen Gebahren und den Zotenreden der Teufel in den Mysterienspielen hervor. Der Schlechte, der mittelalterlich-christliche Bösewicht muß also schlecht sein wollen (diese Anschauung findet sich in den Teufelsverschreibungen plastisch ausgedrückt), um in Schuld und Ver-

brechen zu fallen. Ein ſolcher Böſewicht verdient natürlich keinerlei Sympathie, kaum Intereſſe, am allerwenigſten Mitleid; in Folge deſſen kann er auch niemals im Mittelpunkte eines Kunſtwerkes ſtehn. Wo das Böſe in Kunſtwerken zur Vervollſtändigung des Weltbildes nötig iſt, tritt es in das ſogenannte „Gegenſpiel“.*) Auf dieſem mittelalterlichen Standpunkte beharrte die Äſthetik, die wir die „alte“ nennen, im Weſentlichen bis auf den heutigen Tag.

Wie muß ſich die Anſchauung vom Böſen in der modernen-nachchriſtlichen Periode geſtalten? Hier ſehen wir den Menſchen nicht nur in phyſiſcher, ſondern auch in moraliſcher Beziehung zunächſt als ein Produkt ſeiner Ahnen und der ihn umgebenden Verhältniſſe (Erziehung) an; er iſt mit all ſeinen Willensäußerungen ein Glied in der allgemeinen Kauſalitätskette. Eine freie Entſchließung im Sinne des Mittelalters giebt es alſo nicht mehr. Dem Willen des Einzelnen ſind Schranken geſetzt durch gewiſſe angeborene (ererbte) oder erworbene (anerzogene) Charaktereigentümlichkeiten, ſowie durch die mannigfachen das individuelle Handeln beſchränkenden Verhältniſſe des modernen Lebens. Der Menſch wird alſo nicht immer imſtande ſein, zwiſchen „Gut“ und „Böſe“ zu wählen, oft wird er wider Willen zum Böſen, zu Schuld und Verbrechen geradezu gedrängt werden. Dennoch aber iſt er keineswegs ſo unfrei, wie der unter dem unerbittlichen Schickſal ſtehende antike Held, es iſt ihm im Gegenteil die Möglichkeit gegeben, ſeinen zum Teil ererbten, zum Teil erworbenen Charakter nach der Richtung des „Guten“ hin zu ſtählen und zu feſtigen und es iſt geradezu ſeine Pflicht, den angeborenen oder anerzogenen ſchlechten Charaktereigenſchaften aus allen Kräften Widerſtand zu leiſten. Die zu dieſem harten Kampfe erforderliche Willensſtärke iſt aber ſchon von Natur unter die Menſchen ungleich verteilt, und wenn ſie auch im ſiegreichen Kampfe erſtarkt, ſo erliſcht ſie bei vergeblichem Mühen, bei reſultatloſer Anſtrengung nur allzu leicht. Das Individuum wird alſo halb verſchuldeter-, halb unverſchuldetermaßen auf ſchlimme Bahnen gedrängt, d. h. leicht zu Handlungen veranlaßt, die ebenſo der eigenen Perſon als der Geſamtheit Schaden zufügen. Aus dem eben Ge-

*) Dieſer Behauptung ſcheint die Fauſtſage zu widerſprechen. Man vergeſſe aber nicht, daß ſämtliche „Fauſte“ recht eigentliche Renaiſſance-Dichtungen ſind, alſo Ausflüſſe einer Zeit der Umkehr, die bereits auf die ſpätere, nachchriſtliche Periode hinweiſen, ähnlich wie die ſokratiſch-platoniſche Philoſophie und die ſpätere griechiſche Tragödie auf die nachantike, alſo mittelalterlich-chriſtliche Periode. Zudem iſt die mittelalterliche Form noch durchaus gewahrt. Trotz ſeiner Niederlage vertritt Fauſt als Mittelpunkt der Handlung das Prinzip des „Guten“, während als eigentlicher Böſewicht, das Prinzip des Böſen in eigner Perſon, nämlich der Teufel ſelber, im „Gegenſpiel“ auftritt.

ſagten geht hervor, daß wir modernen Menſchen an das Einzelindividuum gar nicht mehr als ſolches, d. h. losgelöſt von der Geſamtheit aller Individuen und von der Entwicklung des Weltganzen vorſtellen können. Wo immer wir eine Einzelerſcheinung unſeres Lebens genauer ins Auge faſſen, treten ſofort die tauſend und abertauſend das Individuum mit der Geſellſchaft (milieu) und der Vergangenheit (Abſtammung — Darwinismus) verbindenden Fäden und Beziehungen zutage. Unſere Weltanſchauung iſt alſo einerſeits eine ſoziale, andererſeits eine evolutioniſtiſche. Nach dieſer ganzen Auffaſſungsart muß der moderne Böſewicht als ein Kranker erſcheinen. Wir haben nicht mehr den dem Himmel trotzenden Verbrecher der Antike, nicht mehr den freiwillig vom Himmel abgefallenen Höllenkandidaten des Mittelalters vor uns, ſondern einen Degenerierten, einen Verkommenen.

Nun ſtehen wir vor der Frage: Darf ein ſolcher moderner Verkommener, darf eine „Krankheitserſcheinung" zum Mittelpunkt einer Dichtung gemacht werden? oder mit andern Worten: wirkt ein Lump als Held künſtleriſch?

Die alte Äſthetik behauptet: nein!

Wir Modernen behaupten: ja!

Warum „ja"?

Weil alle äſthetiſche Befriedigung in letzter Inſtanz aus dem blitzartigen Erkennen der im Kunſtwerk nachgebildeten logiſchen Kauſalität des Weltganzen hervorgeht, und weil gerade in ſolchen ſcheinbar widerlichen und abſtoßenden Geſtalten, wie ſie uns Doſtojewsky, Zola, die nordiſchen und jetzt auch die deutſchen Realiſten vor Augen ſtellen, dieſes Walten der Kauſalgeſetze und damit der unſerm gegenwärtigen Erkennen entſprechende Begriff der von uns an und für ſich als höchſte Schönheit empfundenen Weltordnung am klarſten und deutlichſten zur Anſchauung kommt. Ja wir können geradezu behaupten, daß die Betrachtung ſolcher Verkommenheiten und die eingehende Analyſe ſolcher Krankheitserſcheinungen den höchſten Troſt und die höchſte Erbauung für den modernen Menſchen bilden.

Das ſtünde zu beweiſen.

Der vorſtehende Satz enthält drei Behauptungen.

Wir behaupten erſtens: alle äſthetiſche Befriedigung gehe in letzter Inſtanz aus dem blitzartigen (d. h. plötzlich aus der Gefühlsſphäre ins Bewußtſein tretenden, überraſchenden) Erkennen der im Kunſtwerk nachgebildeten logiſchen Kauſalität des Weltganzen hervor.

Die Welt ſelber, die Welt im weiteſten Sinne, wie ſie der Menſch,

dem jeweiligen Stand seines Erkennens gemäß, betrachtet, ist und war für uns und für alle Zeiten die denkbar höchste Schönheit und Vollkommenheit. Sie ist es und sie muß es sein, weil wir, selbst als Pessimisten und allen Spitzfindigkeiten einer in zwei Kulturen stehenden Übergangsphilosophie zum Trotz, uns gar keine schönere und bessere denken können. Das im Kunstwerk zutage tretende verjüngte Abbild des Weltganzen muß also ebenfalls als schön empfunden werden. Daß alle ästhetische Befriedigung im Wiedererkennen des Weltspiegelbildes im Kunstwerke beruht, zuerst im modernen Sinne nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Edgar Steigers, der in seinem „Kampf um die neue Dichtung", Seite 112, die Sache folgendermaßen erklärt.

„Alles ästhetische Wohlgefallen hat, genau genommen, denselben Grund wie jede wissenschaftliche Befriedigung. Die Einsicht in die Kausalität der Dinge, die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Erscheinung, die klare Erkenntnis, daß eine gewisse Reihenfolge von Begebnissen so, wie sie wirklich verläuft, auch verlaufen müsse, — das ist im wesentlichen der Grund jenes Wohlgefühls, das uns bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit wie bei der Betrachtung eines Kunstwerkes beschleicht. Nur zergliedern wir dort die Kausalität abstrakt als Gesetz, während wir sie hier konkret als Erscheinung erblicken. Dort erkennen wir, hier fühlen wir die Kausalität. Das allgemeine Gebundensein, die Beseitigung jeder bloßen Willkür, das Gesetzmäßige des Universums — das ist gleichsam der ruhende Pol, an dem sich der winzige Erdenwurm, der sich in der Unendlichkeit zu verlieren fürchtet, getrost festklammern kann."

Obgleich diese Fassung des ästhetischen Problems eine durchaus moderne ist, so läßt sich das Walten des in ihr enthaltenen Gesetzes doch schon in den vergangenen Kulturperioden nachweisen. Auch die antiken, auch die mittelalterlichen Menschen erblickten in den Schöpfungen ihrer Künstler ein Abbild des Weltganzen, aber nicht des Weltganzen, wie es uns, sondern wie es ihnen erschien. Nach Maßgabe seiner Weltanschauung schuf sich der Grieche seinen Helden als einen Liebling der Götter oder als ein Abbild der himmelstürmenden Titanen. Beide Typen sind ihm gleich wert. Im christlichen Mittelalter kann der „Held" natürlich immerdar nur ein Abbild des duldenden, darnach aber die Hölle bezwingenden Christus sein. In jedem andersgestalteten „Helden"typus würde der mittelalterliche Mensch sein Weltbild, seine Weltkausalität nicht erkennen. Auch deshalb kann das Böse in dieser Periode immer nur im Gegenspiel auftreten. Dieser eine Typus des die Hölle besiegenden Dulders wiederholt sich natürlich in unzähligen Variationen und Abschwächungen durch Heiligenlegenden, Sagen

und Moralgeſchichten hindurch, bis er ſchließlich, nach dem allmählichen Verfall der chriſtlich-mittelalterlichen Ideenwelt, in unſeren Tagen, bis zur Karikatur verändert, als der alle „Hinderniſſe" möglichſt elegant beſeitigende und jeder „Unanſtändigkeit" geſchickt ausweichende fad-fromme Idealſalonheld unſerer ſeichten Familienblättermarlittiaden erſcheint. Allen Reſpekt vor der feſtgefügten und in ihrer Weiſe großartigen Weltanſchauung des Mittelalters! Aber dieſer ihr letzter ſchwächlicher Ausläufer, dieſer Damenliebling, dieſer Moralfex, dieſer Nichtlump, kann eben auf uns „Moderne" nicht mehr äſthetiſch wirken; uns erweckt er nur das traurige Bild der Dekadence, wir können in einer ſolchen ſogenannten Idealfigur (wir reden hier nur von Schöpfungen der Künſtlerphantaſie, nicht von lebenden Weſen — in der lebendigen Wirklichkeit kommen übrigens ſolche Geſchöpfe gar nicht vor) nur ein ekelhaftes Zerſetzungsprodukt einer abgeſtorbenen, aber noch nicht begrabenen Kulturperiode erblicken.

Aus dem Geſagten erſehen wir, daß in der That jede Kulturſtufe in der künſtleriſchen Nachgeſtaltung des ihr eigentümlichen Weltbildes ihre äſthetiſche Befriedigung findet. Die „Helden" jeder Periode ſind die perſonifizierte Quinteſſenz der jeweiligen Weltanſchauung. Somit wäre unſere erſte Behauptung bewieſen.

Wenn wir dies erkannt haben, ſo können wir uns fragen: In welchen Geſtalten kann ſich das moderne ſozial-evolutioniſtiſche Weltbild dem Beſchauer am leichteſten enthüllen? oder, mit anderen Worten: Welche Typen wird die Moderne als ihre „Helden" wählen?

Natürlich ſolche, in denen die ſozialen und die evolutioniſtiſchen Faktoren, in denen die Einflüſſe der Erziehung, Umgebung und der Vererbung am klarſten zum Ausdruck kommen. Es können dies weder Tugendſpiegel noch Böſewichter im alten Sinne ſein, beides wären von den tauſend Fäden der Wirklichkeit künſtlich losgelöſte und abſtrakt gefaßte Typen, in denen ſich „unſer" Weltbild mit ſeinen mannigfachen Beziehungen und Verknotungen nicht ſpiegeln könnte. Wir müſſen alſo vorerſt ganz abſehen von „Gut" und „Böſe", wir müſſen uns auf das zwiſchen dieſen „Werten" liegende indifferente Gebiet, oder, wie Friedrich Nietzſche ſich ausdrückt, „jenſeits Gut und Böſe" begeben, wir müſſen für den Augenblick die landläufige moraliſche Wertſchätzung ganz außer acht laſſen. Mit einem in der ſchönen Mitte ſtehenden *Σοφροσύνη*- oder Gleichgewichts-Helden, wie er manchen den Charakter der Antike ganz verkennenden Philologenſchulmeiſtern als höchſtes Ideal vorſchwebt, iſt uns aber auch nicht gedient. Gleichgewicht iſt Ruhe; wir aber wollen in unſerem Helden das Abbild des bewegten Lebens ſehen, wir wollen die Kräfte in ihrer mannigfachen Wirkſamkeit be-

trachten. Es müssen also Gleichgewichtsstörungen vorhanden sein, diese können aber zunächst nicht auf dem Gebiet moralischer Wertschätzungen liegen — durch menschliche Wertschätzungen wird das Kausalitätsgesetz überhaupt nicht gestört — sondern sie müssen in die soziale oder in die evolutionistische Sphäre fallen, d. h. der Held des modernen Kunstwerkes ist gesellschaftlich oder erblich belastet, mit anderen Worten: er repräsentiert den Typus einer sozialen oder einer physischen Krankheit oder beides zugleich. So gelangen wir zum „Verkommenen", zum „Lumpen als Helden".

Verkommenheit und Krankheit erregen, wenn wir sie im Leben oder auf der Straße treffen, ja sogar in bildlicher Darstellung Ekel und Abscheu. Das ist ganz natürlich; denn weder bei den uns flüchtig vor Augen tretenden Erscheinungen des Lebens noch bei dem Werke der bildenden Kunst, das nur einen Moment festzuhalten vermag, können wir die Kausalitätskette, deren Glied die uns abstoßende Erscheinung ist, verfolgen. Dem treuen Freunde und Familiengenossen oder dem Arzte erscheint aber vielleicht derselbe Fall, der unseren Abscheu hervorgerufen, gar nicht ekelhaft. Warum? Weil sowohl dem Angehörigen des Kranken, als dem Arzte die Kausalitätskette wenigstens zum Teil klar vor Augen liegt. Ähnlich wie beim Arzt oder beim Angehörigen verhält es sich mit der dichterischen Darstellung von Krankheit oder Verkommenheit. Der moderne Dichter hat die Macht, alle Fäden der Kausalitätskette bloßzulegen, und wenn ihm dies gelungen, so werden auch die in den Mittelpunkt seiner Werke gerichteten Krankheits- und Verkommenheitstypen nicht mehr Ekel und Abscheu, sondern als Abbilder und Symbole der allgemeinen logischen Weltkausalität ästhetische Befriedigung hervorrufen, ja es werden dies gerade diejenigen Typen sein, an denen er sich bis zu den höchsten Problemen der modernen Erkenntnis emporzuschwingen vermag. Der Dichter befindet sich indessen hier auf einem Gebiet, auf welches ihm die anderen Kunstgattungen nicht mehr zu folgen vermögen; die Grenzlinie ist scharf gezogen, und was dem Poeten erlaubt ist, ist dem Bildner versagt.

Natürlich können auch einzelne Stellen aus guten modernen Dichterwerken Abscheu und Ekel hervorrufen, wenn sie aus dem Zusammenhang herausgerissen und für sich betrachtet werden; denn dadurch ist der im ganzen Werke waltende und vom Dichter mit den Mitteln seiner Kunst geschaffene Kausalnexus, der, wie wir gesehen haben, der vorzüglichste ästhetische Faktor der modernen (wie aller) Kunstwerke ist, zerstört, und der Leser befindet sich in derselben Lage wie ein Mensch, der zufällig auf der Straße einem ekelhaften Gegenstand entgegentritt, oder der ein abstoßendes, widerliches Gemälde betrachtet. Dies sollten sich alle Leute merken, die moderne Dichterwerke nur aus einzelnen in Kritiken zerstreuten soge-

nannten „ſtarken Stellen“ kennen und beurteilen. Ebenſo muß ſich das Urteil eines in den Büchern nur „herumſchmökernden“ Kritikers *immer trüben*; eine Kritik, die alſo den inneren Kauſalnexus — wir meinen hier nicht den „äußerlichen“ Aufbau, nicht die ſogenannte „Inhaltsangabe“ — unberückſichtigt läßt, alſo den Beweis *nicht* erbringt, daß der Kritiker das Kunſtwerk in ſeiner Geſamtheit, in ſeiner logiſchen Entwickelung erfaßt hat, eine ſolche Kritik hat, wenn es ſich um „moderne“ Dichtungen handelt, *abſolut keinen Wert*. An der Wetterſäule vor dem Petersthor in Leipzig war ſeiner Zeit das Thermometer an der Südſeite angebracht, den Sonnenſtrahlen ſchonungslos ausgeſetzt. Wenn man nun im Januar über Mittag, die Schlittſchuhe am Arm, an jener ſchlau eingerichteten Wetterſäule vorbeiging, zeigte dieſes nützliche Thermometer gemütlich ſeine dreißig Grad Hitze — und man hüllte ſich feſter in den Pelz und ſchritt vorüber. Ungefähr gleich nützlich und gleich vertrauenswürdig ſind die obengenannten Kritiker, und leider gehören unſere Berufskunſtrichter faſt ausnahmslos zu dieſer Sorte.

Zudem aber wirkt die Krankheitserſcheinung *an ſich* und außer allem jeweiligen Zuſammenhang betrachtet anders auf den modernen Beſchauer als auf den noch in der chriſtlich-mittelalterlichen Kultur Stehenden. Letzterer befindet ſich, was dieſe Frage anbetrifft, auf äſthetiſchem Gebiet noch auf einer ähnlich kindlichen Kulturſtufe, wie der Wilde, der ſeine Kranken und Sterbenden verläßt oder vor das Dorf hinaus trägt, nur um die ihm furchtbaren Erſcheinungen der Krankheit und des Todes nicht vor Augen zu haben. Auch er fühlt, daß er ſich damit die böſen Feinde nicht endgültig vom Halſe ſchafft; er verſteckt aber wenigſtens den Kopf vor ihnen, wie der Vogel Strauß. Der „moderne“ Menſch aber verwirft dieſe Vogel-Strauß-Theorie, weil er eine ganz andere Auffaſſung von dem Begriff „Krankheit“ hat als die vorangehenden Kulturvölker.

Wir müſſen uns alſo fragen: Was iſt Krankheit im modernen Sinne?

Krankheit nennen wir eine Neubildung innerhalb eines geſchloſſenen Organismus. — Bei wenig oder gar nicht differenzierten Geſchöpfen giebt es keine „Krankheiten“, ſondern höchſtens „Wucherungen“; denn hier erfolgt die Neubildung ohne Störung der benachbarten Organe, weil ſolche differenzierte Organe überhaupt nicht vorhanden ſind. In unentwickelten oder wenig organiſierten Formen der menſchlichen Geſellſchaft giebt es demnach auch wenig oder keine ſozialen Zeitkrankheiten, in hochentwickelten dagegen viele und gefährliche, hier können ſolche „Erkrankungen“ zuweilen zum Untergang des Staatsweſens, ja der ganzen Kultur führen. Der Untergang einer Kultur bedeutet aber keineswegs den Untergang der Menſchheit, nicht einmal den Untergang der wirklichen Errungenſchaften der Kultur; denn dieſe ver-

erbt eine Zeit- (Kultur-) Periode der anderen ebenso wie das Individuum die neuerworbenen zur Erhaltung der Art zweckmäßigen Anpassungen und Differenzierungen seiner Organe seinen Nachkommen als unveräußerliches Besitztum hinterläßt. Diese Neubildungen können also innerhalb der menschlichen Gesellschaft wie im Einzelindividuum einerseits zur Zerstörung (Atrophie) zwecklosgewordener, andererseits zur Fortentwicklung zweckentsprechender Organe führen. Sie sind also, wenn sie auch im Einzelfalle verhängnisvoll werden können, an sich und im Zusammenhang mit dem Weltganzen betrachtet, etwas Zweckdienliches (Gutes). Intensiv auftretende Zeitkrankheiten mit ihren tiefgehenden Gleichgewichtsstörungen sind zumeist nur die dem Erscheinen einer neuen Kultur vorangehenden Geburtswehen. — So hält beispielsweise Friedrich Nietzsche den weisen Sokrates für eine „Krankheit" des damaligen Hellenentums, und merkwürdigerweise stimmt Aristophanes, der Zeitgenosse des alten Fragestellers in diesem Punkte mit dem modernen Denker überein. Desgleichen werden wohl die meisten konservativen Griechen des Perikleischen Zeitalters den Sokrates für einen krankhaften Auswuchs am Staatskörper gehalten haben, und dazu für einen recht bedenklichen, das beweist seine Verurteilung. Der Platoniker, der Urchrist, der Gottesfreund des Mittelalters, der Hussite, der Jakobiner, waren „Krankheiten" ihrer Zeit, wie die Sozialdemokraten, Nihilisten, wie die „Raskolnikows", die „Lantiers" und „Coupeaus" (Assommoir) die „Adam Mensch", die „Bauders" (Dämon des Neides) u. s. w. „Krankheitstypen" unserer Zeit sind.

Es liegt eben ein ungemein tiefgehender Unterschied zwischen der Auffassung des Krankheitsproblems der christlich-mittelalterlichen und der modernen Kultur. Erstere erblickt in der Krankheit etwas was nicht sein soll, etwas vom Teufel Ersonnenes und in die ursprünglich „vollkommene" Welt Hineinpraktiziertes, eine Störung und Verneinung der Weltharmonie; sie muß daher an sich unästhetisch wirken. Dem „modernen" Denken und Fühlen aber erscheint sie als ein logisches Glied in der Welt- und Menschheitsentwicklung, sie stört, sie verneint die Weltharmonie nicht, im Gegenteil, sie fördert, sie bejaht sie. Sie bejaht sogar die logische und harmonische Entwicklung des Weltganzen mehr und energischer als jeder andere, jeder „Gleichgewichtszustand", weil eben hier in der „Störung" (das Wort ist hier nur im physikalischen Sinne gebraucht) die Wirkung der nach unserer heutigen Erkenntnis die Welt aufbauenden und erhaltenden Kräfte am klarsten und deutlichsten zum Ausdruck kommen.

Damit ist die zweite Behauptung des oben aufgestellten Satzes bewiesen, daß nämlich gerade in den scheinbar widerlichen und abstoßenden Gestalten, wie sie uns die russischen, die französischen, die nor-

diſchen und jetzt auch die deutſchen, kurz alle „modernen“ Realiſten vor Augen ſtellen, das Walten der Kauſalgeſetze und damit der unſerem gegenwärtigen Erkennen entſprechende Begriff der von uns an und für ſich als höchſte Schönheit empfundenen Weltordnung am klarſten und deutlichſten zum Ausdruck kommt.

Damit iſt der Beweis für die äſthetiſche Berechtigung der „Lumpe als Helden“ vollſtändig erbracht.

Wir haben aber in dem obigen Satze noch eine dritte Behauptung aufgeſtellt, indem wir ſagten, die Betrachtung ſolcher „Verkommenheiten“, die eingehende Analyſe ſolcher Krankheitserſcheinungen bilden den höchſten Troſt und die höchſte Erbauung für den modernen Menſchen.

Mit den Begriffen „Troſt“ und „Erbauung“ ſchreiten wir aus der rein äſthetiſchen Sphäre hinaus und begeben uns auf das Gebiet der Ethik.

Dieſelben Kritiker, die den modernen Dichtungen die äſthetiſche Berechtigung abſprechen, verurteilen ſie meiſt auch vom ethiſchen Standpunkt. Es werden da allerhand, teils ſehr heuchleriſche, teils aber auch ernſt und redlich gemeinte Jeremiaden angeſtimmt, worin viel von der Troſtloſigkeit der modernen Kunſtrichtung oder gar von ihrem „entſittlichenden Einfluß die Rede iſt. Um der wenigen „Gerechten“ willen, ſei hier auch noch der Beweis für die ethiſche Berechtigung der „Lumpe als Helden“ erbracht.

Wir fragen zuerſt: Muß ein Kunſtwerk unter allen Umſtänden auch einen ethiſchen Gehalt aufweiſen, muß es eine „Moral“ haben? —

Darauf könnten wir nur mit den Äſthetikern aller Zeiten antworten, daß dies an ſich nicht abſolut der Fall ſein müſſe und die beinahe ſchon zur Banalität gewordenen Sätze wiederholen: „Die Kunſt iſt ſich Selbſtzweck. Ein Werk, das äſthetiſche Befriedigung hervorruft, iſt ein vollberechtigtes und ein vollwichtiges Kunſtwerk, ſelbſt wenn es aller und jeder Ethik entbehren ſollte.“ Wir geſtehen indeſſen ſelber: dieſe Sätze ſind, obgleich an ſich richtig, eigentlich graueſte Theorie und in der Wirklichkeit verhalten ſich die Dinge doch etwas anders. Wir ſind im Laufe dieſer Betrachtung mehrfach auf die zwiſchen Ethik und Äſthetik obwaltenden engen Beziehungen geſtoßen, wir haben geſehen, daß die Äſthetik in letzter Inſtanz immer nur ein Ausfluß der Ethik iſt, und ſo werden wir denn auch verſtehen, daß es eine rein äſthetiſche Empfindung in der Wirklichkeit ebenſowenig geben kann als z. B. einen „reinen“ muſikaliſchen Ton. Wie bei dieſem eine Reihe von Obertönen und je nach dem ſchallgebenden Körper noch eine ganze Anzahl von Geräuſchen mitklingen, wir alſo ſtatt eines einfachen Tones einen ganzen Tönekomplex vor uns haben, ſo geraten auch bei den äſthetiſchen Gefühlen immer die engverwandten ethiſchen gewiſſermaßen in Mitſchwingung.

Wir müſſen alſo, um vollſtändig zu ſein und jeden Vorwurf zurückzuweiſen, auch dieſe Seite der Frage beleuchten.

Da wir uns nun auf dem Gebiete der Ethik befinden, ſo müſſen wir die vorhin eliminierten Begriffe „Gut“ und „Böſe“ wieder einfügen, wobei wir allerdings zum voraus bemerken, daß wir, als „moderne“ Menſchen keinerlei moraliſche Wertſchätzung damit verbinden, ſondern ſie nur für die gleichwertigen aber umſtändlichen Bezeichnungen „zweckdienlich“ und zweckwiedrig“ ſetzen. Wir fragen uns alſo: Wie vertreiben ſich und wie wirken dieſe rein ethiſchen Faktoren im Dichterwerke? Wir beginnen mit dem Einfachſten und ſchreiten zum Komplizierteren vor.

Zuerſt unterſcheidet der Menſch nur Gut und Böſe, negativ und poſitiv, darum wählt er ſich ſeine ethiſchen Beiſpiele — wie wir dies noch jetzt thun, wenn wir z. B. Kindern irgend einen Moralgrundſatz in Erzählungsform klar machen wollen — möglichſt draſtiſch. Er übertreibt auf der Seite des Guten, wie auf der des Böſen, und um die Gegenſätze möglichſt klar hervorzuheben, läßt er das Gute in Widerſpruch und Kampf mit dem Böſen treten, wobei er das Gute das Böſe beſiegen oder von dieſem beſiegt werden läßt. Immer aber wird das Gute als *Beiſpiel* aufgeſtellt, es rückt in den Mittelpunkt der Handlung, es wird zum *Helden*. Dieſem „Helden“ ſoll das Böſe nur zur Folie dienen; das Gute im Helden ſoll in der Berührung mit dem Böſen zur Bethätigung gelangen. Bei dieſer Darſtellungsweiſe kann das Böſe niemals in den Mittelpunkt der Handlung treten, es bleibt immer im Gegenſpiel, und der Dichter iſt bemüht, all ſeine Achtung, Verehrung und Bewunderung auf den ſiegreichen, all ſein Mitleid auf den unterliegenden „Helden“ (auf das ſiegende oder unterliegende Gute) zu häufen. Nur für das Gute, nur für ſeinen „Helden“ verlangt er Sympathie, nicht aber für das „Gegenſpiel“. Zum Schluſſe wird natürlich die Tugend belohnt und das Laſter erhält ſeine Strafe. Triumphiert jedoch das Böſe, ſo iſt dies nur ſcheinbar; denn im Jenſeits wird dafür der Gute alle Seligkeit und Himmelswonne genießen, während der Böſe hinabgeſtoßen wird in den tiefſten Pfuhl der Hölle, zu ewiger Qual und Verdammnis. So formt ſich der Dichter ein Bild der Welt, *wie ſie* (nach ſeiner chriſtlich-mittelalterlichen Anſicht) *ſein ſollte*; er wird zum *Idealiſten*.

Dieſes Weltbild iſt aber kein konkretes, ſondern eine reine Abſtraktion, und wenn der Dichter nun von ſeinem Werke aufblickt und die lebendige Wirklichkeit betrachtet, ſo ſieht er, daß ſein ethiſches Schema nicht auf das ihn rings umwogende Leben paßt.

Vor allen Dingen giebt es keinen abſolut guten, oder abſolut böſen Menſchen, ſelbſt im verrufenſten Verbrecher ſchlummert noch ein Funke von Menſchlichkeit.

Sodann wird, wenigstens scheinbar und für uns erkennbar, nicht immer das Gute belohnt und das Böse bestraft. Das wurde zu allen Zeiten eingesehen. Die christlich-mittelalterliche Weltanschauung sucht sich aus diesem Dilemma dadurch zu retten, daß sie den endlichen Ausgleich der „hienieden" verletzten Gerechtigkeit in eine andere Welt, ins „Jenseits" verlegt. Der Glaube an das Jenseits sank mit dieser ganzen Weltanschauung in den Staub, er kann dem modernen Menschen keinen Trost mehr bieten in den Stürmen des Lebens. Eine Folge dieses Absterbens des Glaubens ist der trostlose Pessimismus unserer „Übergangszeit".

Diesen Pessimismus halten wir, die wir alles Mittelalterliche abgestreift haben, wir modernen Weltbejahungsmenschen für ein Unglück.

Wir können aber diesen unglückseligen Pessimismus — auch ein faulendes Zersetzungsprodukt der alten noch nicht begrabenen Kultur! — nicht mit sogenannten positiven Glaubenssätzen bekämpfen, noch viel weniger mit den Dogmen des abgestorbenen Christentums. Wir haben aber gesehen, daß die wirklichen und zweckdienlichen, also die „guten" Errungenschaften einer Kultur selbst nach ihrem Absterben nicht verloren gehen, und so hat denn auch das tote Christentum uns Modernen ein köstliches Erbteil hinterlassen, das uns hoffentlich nie mehr verloren gehen wird, es ist dies das Mitleid und die Menschenliebe, jenes Mitleid, das uns auch im Tier das verwandte Lebewesen erkennen, jene Menschenliebe, die uns nicht nur im gesellschaftlich niedrig Stehenden, sondern sogar im Verworfenen, im Verbrecher, den Menschenbruder achten läßt, und das in dem von uns nicht mehr als „Gotteswort", wohl aber in mancher Beziehung als hohe Kulturerrungenschaft aufgefaßten Evangelium unter dem schönen „dichterischen" Bilde des mit den „Sündern" verkehrenden und die „Verworfenen" tröstenden Christus symbolisiert wird.

In unseren, heute noch vom ästhetischen und ethischen Standpunkte angefochtenen Dichterwerken steigt — um das mittelalterlich-christliche Bild zu brauchen — Christus nicht nur im Geist zu den Sündern hernieder, sondern in der That und in der Wahrheit.

Die Sympathie für den Guten, für den moralisch „Gesunden" versteht sich bei uns von selbst. Die Sympathie für den moralisch Kranken jedoch muß erst erweckt werden. Darum tritt in unseren modernen Dichterwerken der „Kranke" in den Mittelpunkt des Interesses, er wird zum „Helden". Der Kampf zwischen „Gut" und „Böse", der früher äußerlich in getrennten Gestalten personifiziert wurde, wird nun in das Innere des geschilderten Charakters verlegt. Der Held ist „Held" und „Gegenspiel" zugleich, und das „äußerliche", „technische" Gegenspiel dient nur als sogenanntes milieu zur Umgrenzung, zur Definierung des jeweiligen Problems.

Durch dieſe Bloßlegung des Innern des Helden und dadurch, daß wir ihn als ein Glied in der großen Kauſalitätskette des Weltganzen auffaſſen, ſehen wir aber hinter der ſcheinbaren Ungerechtigkeit eine höhere, logiſche Gerechtigkeit walten. Wir ſehen, wie der Böſe (der Kranke, der Lump) ſeine Strafe naturgemäß in ſich trägt. Wir empfinden keine Sympathie für das Böſe, Krankhafte, Verkommene im Helden, ſondern für ſein Ankämpfen gegen die ihm durch das Geſetz der Erblichkeit oder die ſozialen Verhältniſſe aufgedrungenen moraliſchen Defekte, und, wenn ihm dieſe übermächtigen Faktoren zu Falle gebracht, Mitleid mit dem unterliegenden Streiter.

So erhalten wir ein dichteriſches Abbild der Welt, wie ſie (unſerem „modernen" Erkennen gemäß) iſt, wir ſind Realiſten.

Und dieſes modern realiſtiſche Weltbild verweiſt und vertröſtet uns nicht mehr auf ein überirdiſches, ideales Traumreich, dafür wir kein Verſtändnis mehr haben; nein, wir haben alles vor Augen, wir können, wie Thomas, die Finger legen in die Wundmale der Menſchheit und an ihre endliche Erlöſung glauben. Das Jenſeits ſtrahlt in das Diesſeits. Wir ſehen an unſeren „Lumpen-Helden", die in realſter Wirklichkeit vor uns ſtehen, daß eine höhere Macht hinter aller ſcheinbaren Willkür waltet, und wir gewinnen dadurch auch den uns im Peſſimismus verloren gegangenen Glauben wieder, den Glauben an eine ſittliche Weltordnung, den Glauben an eine mächtige transzendentale Gerechtigkeit.

So tröſten und erbauen die zu „Helden" erhobenen „Lumpe" den „modernen" Menſchen im harten Lebenskampfe. Wollt ihr ihm dieſen Troſt rauben, ihr nachgeborenen Spätlinge einer ſchon erſtorbenen Kultur?

Erinnerungen aus dem Kernerhaus.

Von Hofrat Theobald Kerner.

(Weinsberg.)

Herzog Max von Bayern.

Längere Zeit kam alle Jahre ein Handſchuhhändler aus dem Innthal nach Weinsberg. Derſelbe, ein ſehr hübſcher, großer, ſtarker Mann, trug mit Leichtigkeit ſeine ſchweren Kaſten und die Tyrolertracht ſtand ihm überaus gut. Mein Vater unterhielt ſich jedesmal gerne mit ihm und

meiſt aß er bei uns zu Mittag. Er wußte da von ſeiner Heimat, von den Gebräuchen allda, und von ſeinen Wanderungen zu erzählen. Mitunter ſang oder pfiff er auch ein luſtiges Liedchen. Sein Tyrolerhut intereſſierte hauptſächlich meinen Vater, er meinte die Form dieſer Hüte richte ſich nach der Form der Berge Tyrols, ſie ſeien bald flacher, bald höher, ſteiler und ſpitzer je nach den Berggipfeln daſelbſt.

Einſt ſaßen wir mit dem Tyroler bei Tiſch, da fuhr eine Chaiſe vor. Derſelben entſtiegen zwei Herren, der eine im einfachen Reiſeanzuge war der Herzog Max von Bayern, der andere mit grauer Juppe und Kniehoſen ſein ihn begleitender Zitherſpieler. Schnell waren zwei weitere Gedecke auf dem Tiſch und die Mahlzeit verlief fröhlich. Der Handſchuhhändler war bei dem Namen des Herzogs im Anfange etwas verblüfft und wollte beſcheiden vom Tiſche gehen, aber mein Vater und der Herzog litten es nicht, dieſer hatte auch ſeine Freude an dem hübſchen aufgeweckten Manne und nach Tiſch kaufte er ihm einige paar Handſchuhe ab — „für meine Weiberl zu Haus", ſagte er, auch einen ſilbernen Schlagring kaufte er; der Tyroler hatte ſie in ſeiner Kiſte in einem verborgenen Fache und ſagte, eigentlich ſei es verbotene Ware. Später ging mein Vater mit dem Herzog auf die Weibertreu, dann ſaßen ſie lange miteinander im Garten, abends ſpielte der Herzog und ſein Begleiter auf der Bergzither, mein Vater zwiſchenhinein auf der Maultrommel, was den Herzog ſehr intereſſierte, und der Knecht blättelte im Garten auf dem Birnenblatt und mußte es dem Herzog zeigen. Dieſer übernachtete im ſogenannten Sargzimmer und ſein Begleiter in einer Kammer daneben. Von München aus ſandte der Herzog meinem Vater ſeine Photographie mit Inſchrift und ſpäter einen Betſtuhl mit ſchön geſtickter Decke, „von meinen Töchtern extra für Sie gearbeitet" ſchrieb er dazu. Der Betſtuhl ſteht jetzt im Marienzimmer.

Prinz Adelbert von Bayern.

Der Beſuch des Herzogs hatte auch einen diplomatiſchen Nebengrund, es ging ihm ein Brief vom König Max und mehrere Schreiben und ein Beſuch des Sekretärs Heiland, welcher den Prinzen Adelbert meiſt auf ſeinen Reiſen begleitete, voraus. Prinz Adelbert, der Sohn von König Ludwig, war oftmaliger Gaſt im Kernerhauſe, er ſtieg zuweilen mit einem Adjutanten im Falken in Heilbronn ab und fuhr von da jeden Tag nach Weinsberg, meiſt reiſte er aber direkt nach Weinsberg und übernachtete im Sargzimmer, im Gartenzimmer wollte er nicht ſchlafen, es war ihm da zu unheimlich. Er war ein großer, vollblütiger Mann, etwas unbeholfen und phlegmatiſch

in seinen Bewegungen, in seinen Ansichten oft noch sehr unentwickelt, er machte Gedichte, die er teilweise auch drucken ließ und an denen er selbst große Freude hatte, doch waren sie meist bombastisch und sein Dichterquell floß multig, er war wenig belesen und schwärmte hauptsächlich für Bücher mystischen Inhalts, dabei war er aber für poetische Eindrücke sehr empfänglich und konnte sie auch gewandt wiedergeben. So schrieb er am 4. Juni 1855 von Rom: „Eine große Freude wurde mir durch meines teueren Vaters Ankunft dahier, welche am 26. vorigen Monats unter feierlichem Empfang der deutschen Künstler stattfand. Er sieht recht gut aus und ist sehr heiter, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Von meinem hiesigen Aufenthalt bin ich ganz entzückt und finde meine Erwartungen von all den Herrlichkeiten, die das Auge des Fremdlings blenden, noch weit übertroffen. Nach einer anstrengenden Reise über den schneebedeckten Splügen überraschten uns die wie durch Zaubermacht plötzlich vor den Blicken sich ausdehnenden lächelnden Gefilde Italiens, aus denen eine mildere Luft uns entgegenwehte und einen um so frappierenderen Kontrast bildeten. Am Vorabend des Gründonnerstags langten wir in der ewigen Stadt an und konnten demnach all die interessanten Feierlichkeiten der heiligen Woche mitmachen, die, wenn auch etwas ermüdend, doch für das ganze Leben eine ewig denkwürdige Erinnerung mir sein werden. Wunderbar lieblich, ähnlich der Stimme verklärter Geister schwebt der Gesang aus dem heiligen Dunkel der sixtinischen Kapelle in jenen Tagen, wo das große Versöhnungsopfer einst dargebracht war, gen Himmel, bald in klagenden Tönen tiefer Trauer sich ergießend, bald wieder in mildere Akkorde verschmelzend und erfüllt die Seele mit einem wehmütigen, sehnsuchtsvollen, aber dennoch süßen Schmerze. Großartig ist aber das Osterfest, das in all seinem Glanze ein würdiges Symbol der triumphierenden Kirche ist, die über die Schauer des Grabes durch den Auferstehungstot unseres göttlichen Erlösers gesiegt. Ergreifend ist es, den Segen des heiligen Vaters, den er geschmückt mit der dreifachen Krone von der Loggia des Vatikans aus dem unzählbar versammelten Volke erteilt, mitzuempfangen. Imposant ist dieser Akt, unter dem Geläute von 365 Kirchen und dem Donner der Geschütze vor sich gehend. Auch war ich so glücklich die heilige Kommunion aus den Händen des heiligen Vaters selbst zu empfangen. Höchst interessant ist der Vatikan, der nach einer Äußerung des berühmten Cornelius allein schon eine Welt von Kunstschätzen in sich schließt. In diesem Riesenpalaste entzückt den Kunstliebhaber bei jedem Schritte ein neues Meisterwerk des klassischen Altertums. Hier fesselt das staunende Auge die von Winkelmann so herrlich beschriebene Statue Apollos von Belvedere, der im Glanze seiner Jugend und Götterschöne

dargeſtellt Unſterblichkeit der Meiſterhand verlieh, die ihn ſchuf. Man glaubt keinen toten Stein vor ſich zu ſehen, alles lebt an dieſem Marmorbilde und doch iſt es weit über Menſchliches erhaben, die irdiſchen Leidenſchaften ausdrückend und doch nicht von ihnen beherrſcht, ſondern über denſelben ſtehend. Und dort ſcheint Venus Anadyomene dem Meere zu entſteigen, beſeelt von unausſprechlichem Liebreize, der den heitern Göttergeſtalten Griechenlands die zauberiſche Anmut verlieh, welche bis jetzt noch nicht erreicht worden iſt. Ein hoher Geiſt weht durch die Hallen idealiſcher Wirklichkeit. Viel des Herrlichen ſah ich noch hier, doch würde der Umfang eines Buches kaum hinreichen, alles aufzuzählen, was ich geſehen, und bitte mir daher nicht zu zürnen, wenn ich ſchließe. Beim Unfall des Papſtes war ich nicht zugegen.

In Gedanken umarmt Sie Ihr treuer Freund Adelbert."

Der Prinz mußte als Knabe viel in „Tauſend und eine Nacht" von Aladins Wunderlampe, verzauberten Prinzeſſinnen u. ſ. w. geleſen haben, er glaubte allen Ernſtes — und geſtand es mit kindlicher Offenheit — daß man ſich durch den Stein der Weiſen, durch verborgene Zauberkräfte, durch Amulette nicht allein ſtich- und kugelfeſt, ſondern auch zum Herrn der Welt machen könne. In meinem Vater glaubte er den Magier gefunden zu haben, der ihm dazu verhelfen könnte. Mein Vater freute ſich, wenn der Prinz kam, er beantwortete gern ſeine Fragen über Magnetismus, Dämonologie ꝛc., aber er warnte ihn, ſich allzu ſehr in ſolche Gedanken zu vertiefen, ſtellte ihm vor, es ſei lächerlich, von einem Steine der Weiſen, der nur in der Einbildung beſtehe, Reichtum, Macht, langes Leben u. ſ. w. zu erhoffen, aber Adelbert kam immer wieder auf dieſes Lieblingsthema zurück; ſeine Phantaſie erhob ihn zu ſchwindelnder Höhe, er glaubte ſich zum Herrſcher über große Reiche geboren, doch es mangelte ihm jede Energie und männliche Kraft, er glaubte, mit dem Zauberring Salomos werde ihm deſſen Weisheit von ſelbſt zufallen. Nun war eine halbe Stunde von Weinsberg eine alte Bauernfrau, welche bei dem Landvolk umher ſo ziemlich als Hexe galt, aber als eine gutartige. Wenn etwas abhanden kam, gingen die Leute zu ihr, zur Waſſerſchauerin, wie ſie genannt wurde. Sie füllte dann ein Glas mit friſchem Waſſer, ſtellte dasſelbe vor ſich auf den Tiſch, beſtrich es mit ihren Fingern, als ob ſie das Glas magnetiſierte, dann ſtarrte ſie mit ihren ſchwarzen, ſtechenden Augen mehrere Minuten, oft eine Viertelſtunde auf die glänzende Fläche und ſagte dann: Ich ſehe jetzt deutlich, das Geſtohlene iſt da und da, ſo und ſo verſteckt, der Dieb ſteht daneben, hat die und die Kleidung, iſt groß, klein, hat ſchwarze Haare u. ſ. w. Oft ſagte ſie aber auch: es iſt nicht geſtohlen, es iſt nur

verlegt, es wird wiederkommen u. ſ. w. Sie war eine anſpruchsloſe, beſcheidene Frau, hatte Kinder, war fleißig in Haus und Feld. Trotz ihrer Armut forderte ſie nie Geld und häufig traf ſie das Richtige. Nun vermißte einmal eine alte Gräfin Beroldingen in Stuttgart einen koſtbaren Brillantſchmuck, den ſie trotz allen Suchens nicht fand. Von Emma Niendorf hatte ſie von der Waſſerſchauerin bei Weinsberg gehört und ſchrieb meinem Vater, ſie wiſſe faſt gewiß, daß ihr Bedienter, der den Dienſt aufgekündigt habe und mit ſeiner Geliebten nach Amerika auswandern wolle, der Dieb ſei, jedoch möge er auch die Waſſerſchauerin fragen, der Dieb habe eine Livree mit glänzenden Knöpfen, vielleicht könne die Frau ihn an dieſen erkennen.

Mein Vater ließ die Frau kommen und fragte ſie: Können Sie mir nicht ſagen, wo ein Schmuck iſt, den eine Frau in Stuttgart vermißt?

Die Frau beſtrich das Glas, ſchaute lange hinein und ſagte: es ſtellt ſich mir im Glaſe kein Menſch dar, den ich ſehen müßte, wenn der Schmuck geſtohlen wäre, der Schmuck wird wieder kommen. „Sehen Sie nicht einen Mann mit glänzenden Knöpfen?“ fragte mein Vater. „Nein, aber meine Augen ſchmerzen mich jetzt, ich will ein friſches Glas Waſſer. Jetzt ſehe ich etwas Glänzendes, es iſt ein großes, großes Waſſer, weit von Stuttgart, und nun ſehe ich ein Päckchen von gelbem Papier, und da — da — iſt der Schmuck, in der Wand d'rin!“

Mein Vater ſchrieb der Frau Gräfin, die Waſſerſchauerin habe leider nichts Geſcheidtes gewußt, den Dieb nicht geſehen. Die Gräfin aber erinnerte ſich bei dem großen, großen Waſſer an den Bodenſee und ihr Schloß Gottlieben und daß ſie, als ſie nach Stuttgart zog, den Schmuck dort könnte zurückgelaſſen haben; ſie ließ nachſuchen und am 4. Dezember 1849 ſchrieb ſie an meinen Vater: „Welch eine intereſſante Mitteilung, werter Herr Doktor, haben Sie uns gemacht und welchen aufrichtigen Dank bin ich Ihnen ſchuldig für die freundliche, thätige Teilnahme, die Sie die Güte hatten, für mich an den Tag zu legen! Sehr merkwürdig iſt und bleibt es, daß Ihre Somnambule ſo ganz und richtig die Wahrheit getroffen hat, denn der Schmuck war wirklich in Gottlieben in einem wohlverwahrten Schrank zurückgeblieben. Die Schuld dieſes widerwärtigen Mißverſtändniſſes fällt lediglich auf mich ſelbſt, ich bekenne es offen. Zu meiner teilweiſen Entſchuldigung möge angeführt werden, daß ich bei der Abreiſe von Gottlieben an den Augen litt und daß der Amtmann, welchen mein Mann zur Öffnung des Kaſtens nach dem Landſchloß ſandte, bereits wieder die Thür des Kaſtens zuſchlagen wollte, weil er nichts darin ſah, als es ihm einfiel, auch mit den Händen herum zu greifen, wobei er den erwünſchten Fund

machte." — Von dieſer Geſchichte hörte Adelbert und er glaubte nun in der Waſſerſchauerin eine Seherin gefunden zu haben, die ihm jederzeit einen hellen Einblick in die Zukunft gewähren könne. Von da an kam ſelten ein Brief, wo er nicht meinen Vater mit Fragen an die Waſſerſchauerin beauftragte, die dieſer aber meiſt unbeantwortet ließ, da er die arme, ohnedies kränkliche Bauernfrau nicht in unnötige Erregung verſetzen wollte und er überzeugt war, daß Fragen, die weit über ihren Horizont gingen und ihr unverſtändlich waren, ſie auch nur unverſtändlich beantworten konnte. Zugleich ſah mein Vater mit Trauer, welche exaltierte, an Größenwahn ſtreifende Richtung der Prinz in ſeinen Zukunftsträumen nahm. Derſelbe ſchrieb am 8. März 1851:

„Schon lange war es mein Wunſch, mich mit Ihnen einmal ſchriftlich beſprechen zu können, doch leider war meine Zeit beſonders in den letzten Tagen der Anweſenheit meines Bruders Otto ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich nicht dazu kommen konnte. Wie es nun allen Anſchein hat, wird mich nach den letzten Verhandlungen und Stipulationen mit König Otto mein Schickſal bald nach Griechenland führen. Schmerzlich fällt es mir, von ſo vielen Teuern Abſchied nehmen zu müſſen; jedoch erhebt mich der Gedanke, vielleicht ein Werkzeug der Fügungen Gottes zu werden. Eigentümlich ſtimmen faſt alle Ausſagen von Freund und Feind inbetreff meiner kühnſten Hoffnungen überein, als griechiſcher Herrſcher das erlöſchende Licht des Halbmondes aus Europa gänzlich zu vertreiben und den alten Kaiſerthron der Byzantiner vom Glanze des Chriſtentums umſtrahlt wie einen Phönix aus der Aſche erſtehen zu ſehen, denn ſelbſt die Türken haben eine Weisſagung, die den Sturz des Islams in Europa in den Zeitraum zwiſchen 1850 und 60 fallen läßt. Daß die Sterne Einfluß auf die Menſchen haben, ſcheint mir ſehr glaubwürdig, denn die gewaltigen Einwirkungen auch nur des Mondes als eines bloßen Trabanten auf unſere Erde und deren Bewohner ſind doch unläugbar. Warum ſollten nun nicht noch weit größere Weltkörper je nach ihren Konſtellationen auch größere Einflüſſe ausüben? Manch intereſſante Aufſchlüſſe könnten Sie vielleicht durch Befragung der Seherin (Waſſerſchauerin) erhalten. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, — ſollte mich das Schickſal in den Orient, die Wiege der Kabala und der eleuſiniſchen Geheimniſſe, führen, — den Schlüſſel zu den heiligen Myſterien zu finden und hell in dem zu ſchauen, was mit ewiger Nacht bisher die Blicke der Menſchen umhüllte! Für den gewöhnlichen Menſchen hielt ich es für ein vergebliches Streben, das Bild von Sais zu entſchleiern, jedoch für den Mann, der zu Großem berufen wäre, könnte es bloß zum Troſte und zur freudigen Begeiſterung ſeiner Seele gereichen, wenn höhere Anſchauungs-

weise ihn erleuchtete und ihn in seinen Unternehmungen stärkte. Denn sind jemals für mich Hoffnungen vorhanden, einstens den griechischen Thron zu besteigen und dauernd mich darauf zu erhalten, so kann dieses bloß durch meinen Übertritt zur orientalischen Kirche geschehen. Wie schwer solch ein Schritt jedem, der an seiner Kirche hängt, fallen muß, bedarf wohl keiner Erwähnung. Darum könnte auch bloß die Hoffnung, die orientalische mit der abendländischen Kirche zu vereinigen, mich da beruhigen, obwohl der Glaube nach dem Ausspruch der Sorbonne derselbe ist. Und ich denke eben, wie auf einer Seite den bloß Ehrgeizigen, welcher aus irdischen Trieben alles Religiöse aufopfert, nur folternde Gewissensqualen, wenn er auch das kühnste Ziel seiner Hoffnungen erreicht hätte, immer peinigen würden, so geht der von Gott dazu Berufene unversehrt durch alle Stürme, die, um seine Sinne zu verwirren, ihm entgegenbrausen, seinem Ziele zu. Teilweise glaube ich mich dazu berufen, da als dem letzten meines Hauses, den griechischen Thron für dasselbe zu retten, einzig und allein mir in der Hand lag. Auch wurde ich im Anfang von meinen beiden königlichen Brüdern getrieben, bis zuletzt, nachdem ich meine Zustimmung gegeben, König Otto im dunkeln Ahnungsgefühl, daß ich vielleicht zu frühe sein Nachfolger würde, eine Abneigung gegen mich zu fassen schien. Wie schmerzlich es mir daher fallen muß, meinem eigenen Bruder nachteilig im Wege zu stehen, braucht kaum einer Erwähnung. Daher mein beständiges Seufzen nach höherer Erleuchtung über meinen Beruf, daher auch meine fortwährende, qualvolle Unruhe. Sie würden mich darum auch unendlich verbinden, wollten Sie die Seherin fragen, ob es Gottes Wille sei, daß ich König oder auch Kaiser der Griechen werde?"

Je mehr für Adelbert der Zeitpunkt heranrückte, zum einstigen Nachfolger König Ottos proklamiert zu werden, desto mehr schwand sein Selbstvertrauen, seine Phantasie zog die Flügel ein und er schrieb (Nymphenburg, den 25. Dezember 1852) folgende Jeremiade:

„Ich hoffte einst ein Alexander zu werden, doch beuge ich mich in Demut vor Diogenes, denn dieser war größer als jener. Je mehr man Erfahrungen im Leben macht, destomehr erkennt man die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Des Menschen Stolz gleicht einer schwellenden Seifenblase, leer im Innern, glänzend von außen, der nächste Augenblick zerstört sie, und sein Wille gleicht der Windfahne auf dem Turme, die jeder Lufthauch dreht. Nichts ist beständig unter der Sonne und noch ist Saturnus nicht gesättigt. Die List der Menschen gleicht vor Gott den Maulwurfsgängen und unser Bemühen, eine Sache zu beschleunigen, dem Wege einer Schnecke."

In jener Zeit ſcheint er auch ſeinen Verwandten gegenüber aus ſeiner plötzlichen Abneigung, Ottos Nachfolger zu werden, kein Geheimnis gemacht zu haben, und da man ſeine myſtiſche Richtung kannte und er nur auf dieſem Wege zu lenken war, hoffte man durch den Einfluß meines Vaters ihn wieder auf beſſere Gedanken zu bringen, ihn für Griechenland begeiſtern zu können. Darum auch der Beſuch von Herzog Max. Bald nach deſſen Abreiſe langte Adelbert an und ſchnell kam die Rede auf die Waſſerſchauerin und mein Vater ließ ſie kommen. Der Prinz ſtellte nun anfangs Fragen, die ſie gar nicht verſtehen konnte, er wollte wiſſen, ob der oder jener Würdenträger ſein Feind ſei? ob er ihm vertrauen dürfe? welches ſeine ferneren Schickſale ſeien? wohin die nächſte große Reiſe gehe, welche er machen wolle? wo er ſein Glück finden werde? Auch die erregteſte Phantaſie konnte aus einem Glas Waſſer, das ſozuſagen als Zauberſpiegel diente, dies nicht erſehen. Nur bei der Frage wegen der Reiſe wurde die Frau etwas deutlicher: „Sie kommen in große Städte, Sie fahren auf einem großen Schiff, Sie kommen in ein Land, wo die Sonne gar hell und warm ſcheint, der Himmel ſchön blau iſt.“

„Das iſt Griechenland!“ flüſterte mein Vater.

„Ich weiß nicht, wie das Land heißt, aber es iſt nicht Griechenland,“ ſagte die Waſſerſchauerin. „Sie finden dort, was Sie wünſchen, ich ſehe Sie neben einer vornehmen, ſchwarz verſchleierten Dame.“ „Das iſt Spanien!“ rief Adelbert. Wir wußten nicht, hatte er ſchon vorher den Gedanken daran, aber wir ſahen, daß er dieſen Gedanken an Spanien mit Leidenſchaft auffaßte, er ihm ein erlöſender war. Auch nachdem die Frau fort war, kam ſeine Rede immer wieder auf Spanien, es ſchien ihm ordentlich wohlzuthun, den ihm von diplomatiſcher Seite aufoktroyierten Wunſch nach dem Throne Griechenlands auf ein anderes Land, das ſeiner Romantik mehr zuſagte, übertragen zu können. „Die Griechen ſind ein rohes, undankbares Volk, haben meinem Bruder, der es ſo gut mit ihnen meint, von Anfang an gequält und mißverſtanden, ich will nichts von Griechenland wiſſen, auch die Religion widerſtrebt mir dort, ich bin gut römiſch-katholiſch!“

Den andern Tag fuhr der Prinz zu der Waſſerſchauerin und er frug ſie lange allein. „Es iſt ſicher auch nach der Richtung, die ſie mir heute bezeichnet hat, Spanien,“ ſagte er, als er zurückkam, „mein Schickſal weiſt mich nach Spanien.“ Mein Vater ſah jetzt wohl ein, daß er ein ſchlechter Diplomat geweſen war und der Erfolg, den er von der Ausſage der Waſſerſchauerin erhofft hatte, Adelbert nach dem Wunſch ſeiner Verwandten für Griechenland zu beſtimmen, ein durchaus negativer war; allerdings war er auch zu ehrlich geweſen, die Waſſerſchauerin irgend vorher zu inſtruieren,

obgleich dieſe auch kaum zu bewegen geweſen wäre, anderes zu ſagen, als ihr ihr magnetiſches Schauen eingab.

„Von Griechenland will ich nichts wiſſen, ich folge dem Wege, den mir die Seherin gezeigt hat," ſagte er beim Abſchied. Bald kamen Briefe von Rom, Neapel, von da reiſte er nach Spanien, und zurück über einen Teil Marokkos nach Frankreich. Aus Paris (20. Auguſt 1855) ſchrieb er:

„Mein Empfang am ſpaniſchen Hof war ein äußerſt glänzender, ich möchte ſagen beſonders von Seiten der Königin ein äußerſt herzlicher, die Infantin Donna Amalia, ohne gerade eine vollkommene Schönheit zu ſein, iſt ſehr anziehend und hat einen ſanften Charakter, beſonders ſchöne, große Augen. Sie hat mehr einen deutſchen als ſpaniſchen Typus, nur die Augenbrauen erinnern an ihre Abſtammung vom großen Ludwig XIV. Von Seiten Spaniens liegt kein Hindernis zu meiner Verbindung mit ihr im Wege, ja man wünſcht ſogar dieſe Alliance und es hängt nur noch vom Konſens Bayerns ab, daß mein Glück ſich kröne. Beharrlichkeit führt ſtets zum Ziele und ungeſtraft verläugnet kein Sterblicher die innere mahnende Stimme, die Gott in das Herz desſelben legte. Eines ſchmerzlichen Gefühls kann man ſich jedoch nicht erwehren, beſonders wenn man Spanien liebt, über den tiefen Verfall dieſes von der Natur geſegneten und einſt ſo mächtigen Reiches, doch hoffe ich, daß es nun wieder blühen werde." — Bald kündete ein Telegramm ſeine baldige Ankunft in Weinsberg an, die diesmal auch mehr der Waſſerſchauerin als meinem Vater galt, der ihn vergebens von ferneren Fragen an die Frau abzuhalten ſuchte, der Prinz beſuchte die Seherin, wie er ſie nannte, mehrmals und legte ihre klugen Antworten nach ſeinen Wünſchen zurecht. Von Weilheim (im bayriſchen Hochgebirg) ſchrieb er im April 1856: „Gerade von einer Auerhahnjagd in dieſer ſchönen Gegend zurückgekehrt benütze ich die frühe Morgenſtunde, wo der Geiſt am friſcheſten iſt, mich mit Ihnen, mein teurer väterlicher Freund, in geiſtigen Rapport zu ſetzen, was leider bloß durch die Feder als Medium thunlich iſt. Der Tag meiner Abreiſe nach Hiſpanien iſt leider noch nicht feſtgeſetzt, doch denke ich mich ſchwerlich vor zwei Monaten dahin begeben zu können, werde aber nicht verſäumen Sie noch rechtzeitig davon in Kenntnis zu ſetzen, denn ich möchte nicht ohne Ihren Segen den deutſchen Boden verlaſſen. Ihre Seherin hat wirklich Recht gehabt in Bezug auf die Kaiſerin Eugenie. Meine Angelegenheit iſt auf gutem Wege; Ihre Pythia ſagte voriges Jahr, daß ich auch meine Pläne auf jener Halbinſel erfüllt ſehen könnte, doch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben würde, doch das ſchreckt mich nicht, denn ich bebe vor keiner Gefahr zurück, ſobald es Großes gilt. Fragen Sie daher die Seherin, ob ich nicht der ſein könne, der im Werkchen von

der Lenormand bezeichnet ist und ob durch meine Heirat in Spanien dieses Land, welches sie in zweiter Linie stehend bezeichnete, nicht auch nebst dem mir angeborenen mir zufallen würde. Fragen Sie ja jene Frau recht ausführlich und antworten Sie mir gütigst recht bald. Fragen Sie auch über das Los der Türkei, wie es fallen wird, und was aus Griechenland und dem König Otto wird und auch noch zum Schluß über Napoleon III., Deutschlands Zukunft und den großen Monarchen? — Mein Vater unterließ die Wasserschauerin zu befragen und schrieb dem Prinzen, dieselbe sei krank und ihre Sehergabe dadurch getrübt. Hierdurch waren die Fragen und auch die Korrespondenz längere Zeit sistiert, Adelbert reiste nach Spanien und heiratete. Am 18. November 1856 schrieb er von Nymphenburg:

„Leider verhinderte mich die Krankheit meiner Frau, die aber nun Gottlob gänzlich gehoben ist, so lange, Ihnen zu schreiben. Bei mir erfüllte sich leider nur zu bald das Sprüchwort: Der Ehestand ist ein Wehestand. Als die Infantin den ersten Schnee von ihrem Bette aus sah, ergötzte sie das nicht wenig als wie jeder uns seltene Anblick, doch jetzt, wo der Winter die ganze Flur in sein eisiges Gewand gehüllt hat und nicht Miene macht, dessen dustige Falten zu öffnen, hat der Reiz der Neuheit auch bei ihr abgenommen. Letzthin fuhr ich mit ihr ins Theater, wobei sie nach spanischer Sitte die malerische Mantille trug, die mich recht lebhaft an ihr schönes, sonniges, aber unglückliches Vaterland erinnerte, das ich noch immer, so wie sie, innig und warm liebe. Meine liebe Amalie ist sehr betrübt, seit ihrer Abreise von dem teuren Vaterland weder von der Königin von Spanien, noch dem König, ihrem Bruder, eine Zeile erhalten zu haben, ebensowenig war ich so glücklich; alles dies und die nie enden wollenden Wirren, die dieses eben so beneidens- als beklagenswerte Land seit einem halben Jahrhundert sich nie erholen ließen und jetzt mit Riesenschritten an den Rand des Abgrundes zu schleudern drohen, erregt in Amaliens und meinem Herzen große Besorgnis für die Zukunft. Sie würden mich daher sehr verbinden, jene Frau zu fragen, warum man mit uns alle Verbindung von Seiten des Königs und der Königin abgebrochen und was deren Schicksal und das von uns sein würde?"

Mein Vater berief sich wieder auf die Krankheit der Seherin, welche man jetzt nicht mit Fragen belästigen dürfe. Um den Prinzen in ruhigeres Fahrwasser zu bringen und ihm einen Mentor zu geben, hatte er ihn schon früher aufgefordert, die Bekanntschaft von Gotthilf Schubert zu machen. Adelbert befolgte willig diesen Rat und schrieb darüber am 11. Februar 1857:

„In diesem Winter besuchte ich den edlen, vortrefflichen Schubert. Welch' herrlicher Greis! Liebe und Verehrung flößt mir stets seine Nähe

ein. Es dünkt mir alsdann, als stände ich vor einem Patriarchen der Geschichte der alten Vorzeit. Im Gespräche mit ihm lernt man wohl gar bald begreifen, daß es ein Wasser des Lebens giebt, worauf, wenn man davon getrunken, nimmer dürstet —"

Das Urteil Schuberts über den Prinzen spricht sich in folgendem Brief Schuberts an meinen Vater aus:

„Gott vergelte Dir Deine christlich brüderliche und väterliche Teilnahme an den Schicksalen und — ich darf es gegen Dich ja aussprechen — an den Verirrungen dieses begabten, wohlwollenden Prinzen Adelbert. Ich habe ihm nie verhehlt, auf welchen Boden ihn sein Hang zu vorzeitigen Extravaganzen führen werde. Leider habe ich die Sache früher, weil ich nicht daran glauben konnte, daß es ihm so bitterer Ernst damit werden könnte, selber zu scherzhaft genommen und bin zuweilen, wenn er mich so sehr darüber inquirierte, mit ihm geistig spazieren gegangen in die Gebiete des magnetischen Hellsehens u. s. w. Die ernsten Winke, welche ich meinen Berichten einzuweben niemals unterließ, sind ihm zu einem Ohre ein-, zum anderen spurlos wieder ausgegangen, er hat aus jeder Lektüre über dieses Gebiet nicht wie die Biene Wachs oder Honig, sondern Gift für seinen persönlich-geistigen Zustand gezogen und vor allem immer nur seinem Götzen, einer jugendlichen Lüsternheit nach hohem Ruhm und Ehre vor der Welt, Opfer gebracht.

Er selber, wenn nicht Gott, wie ich dies fest hoffe, sich seiner erbarmt, wird diesem Götzen zum Opfer fallen. Hätte er nur Lust zu ernster, gründlicher Beschäftigung! Aber daran fehlt es ihm ganz." —

Bald konnte mein Vater mit Recht das Orakel verstummen lassen, die Wasserschauerin war gestorben. Ich besuchte sie wenige Tage vor ihrem Tode. Sie lag unbeweglich und lautlos zum Skelett abgemagert im Bette, ihr Gesicht war totenkopfähnlich eingetrocknet, nur an den schwarzen stechenden Augen, die zwischen den steilen Backenknochen in unheimlichem Glanze flackerten, konnte man erkennen, daß die Lebensflamme noch nicht erloschen war.

Als Adelbert später nach Weinsberg kam, erschien er sichtlich verändert, seine Romantik war verschwunden, seine Lebensansichten waren ernüchtert. Die Zukunft, welche seiner Phantasie einst in so märchenhaftem Glanze vorgeschwebt hatte, lag jetzt glatt und prosaisch wie ein Parquetboden vor ihm, es gelüstete ihn nimmer, eine Seherin zu befragen, er hatte sich eingezwängt in das harmlose Dasein eines Prinzen zweiter Ordnung, das nur noch durch Hoffeste und offizielle Höflichkeitsreisen kleine Unterbrechungen erfuhr. Von einer solchen Reise schrieb er:

Laxenburg, den 1. September 1858.

„Das frohe Ereignis, welches dem Kaiser einen Thronerben schenkte, veranlaßte auch meine Sendung an das hiesige Hoflager, wie Sie wohl aus den Zeitungen vielleicht ersehen haben werden. Gestern sah ich die kaiserliche Wöchnerin mit dem kleinen Kronprinzen, einem blühenden, recht gesunden Knaben."

* * *

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?"

Eine bulgarische Nationalfeier.

Von Kapitän *.*.*)

(Galatz.)

Unterhalb Lompalanka, gegenüber dem rumänischen Dorfe Kopanitza, tritt das bulgarische Ufer als ein Plateau an die Donau heran, welches in einigen steilen Terrassen gegen den Strom abfällt. So weit das Auge reicht, ist auf dieser Bodenerhebung kein Haus zu sehen, keine Spur einer menschlichen Ansiedlung, alles ist kahl und vegetationslos. Darum fällt, — weithin sichtbar, — ein großes hölzernes Kreuz besonders auf, welches sich auf jener Terrasse erhebt und am Firmamente scharf abzeichnet.

Diese Stelle des bulgarischen Donauufers führt den Namen Goslodoi, und am 19. Mai jeden Jahres versammeln sich hier tausende Bulgaren, um ein nationales Fest zu begehen, in begeisternden Worten und Liedern ihre Freiheit zu besprechen und zu besingen. Denn hier haben Söhne dieses Volkes am 19. Mai 1876 jenen entscheidenden Schritt gethan, der die Losreißung Bulgariens von der Türkenherrschaft beschleunigend herbeiführte, — und das einsame Goslodoi ist nunmehr ein geheiligter nationaler Wallfahrtsort.

Das ist so gekommen:

*) Der Verfasser, Kommandant des Dampfers „Orient", der 1887 den Fürsten Ferdinand nach Bulgarien führte, giebt in dieser Skizze durchwegs authentische Mitteilungen, so überraschend auch einzelne Momente wirken mögen.

Die Schriftleitung.

Der Drang nach Selbständigkeit und Freiheit hatte damals bereits im ganzen Lande siegreich seinen Einzug gehalten, sowohl im reichen Wohnhause des Grundbesitzers und Kaufmannes, als auch in der armseligen Lehmhütte des Bauers. Alles war von jener unheimlichen Gährung ergriffen, die einer Revolution voranzugehen pflegt.

In demselben Maße wuchsen aber auch das Mißtrauen und die Wachsamkeit der türkischen Regierung. — Was geschehen würde, diese gefährliche Glut zu ersticken, erschien den Bulgaren wohl als eine noch unheimlichere Perspektive in die nächste Zukunft, als der Druck der beängstigenden Gegenwart unheimlich war.

Da entschloß sich aber eine Schar heroischer Männer, diese Glut zur lodernden Flamme anzufachen. Sie wollten, dreihundert an der Zahl, in Bulgarien einbrechen und damit das Signal zur allgemeinen Erhebung geben. —

Sie haben es auch gethan, — und die Art und Weise, wie sie es gethan, sucht an Kühnheit und Patriotismus ihres gleichen, da die Aussicht auf einen rasch herbeigeführten positiven Erfolg doch höchst minimal war.

Sie hatten sich sämtlich am rumänischen Ufer verteilt und betraten am 17. und 18. Mai als Passagiere und reichlich mit Gepäck versehen, auf den verschiedenen rumänischen Stationen den Postdampfer „Radetzky" der österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welcher damals gerade auf einer Fahrt von Galatz nach Turn-Severin begriffen war. Alle trugen Zivilkleider und niemand ahnte am Schiffe, mit welch' unheimlichen Genossen man die Reise teile.

Nicht so aber die türkischen Uferbehörden. Diese hatten von der Sache Wind bekommen, und die Besatzungen der bulgarischen Donauorte waren telegraphisch zur größten Wachsamkeit aufgefordert. Man vermutete ganz richtig, daß die Ausschiffung in der Nähe von Lompalanka erfolge, da die Revolutionäre jedenfalls trachten würden, rasch die Straße nach Sofia zu gewinnen.

Unter diesen Umständen verließ am 19. Mai der Dampfer „Radetzky" die rumänische Station Bakat, von wo man nach einer Fahrt von drei Stunden in Lompalanka eintrifft.

Da ereignete sich nun etwas, was vielleicht noch auf keinem Schiffe vorgekommen.

Jene dreihundert Passagiere öffneten, wie auf Kommando, plötzlich ihr Gepäck, und ehe einige Minuten vergangen, standen sie bis an die Zähne bewaffnet da. Dann eilten sie zum Steuerruder, in die Maschine und auf die Kommandobrücke und setzten den diensthabenden Offizieren Revolver an

die Bruſt, mit der Aufforderung, ſie dort zu landen, wo ſie es befehlen würden! Dem Kapitäne, dem Maſchiniſten und den Steuerleuten erklärten ſie noch dazu, daß man ſie augenblicklich niederſchießen würde, wenn das Schiff auffahren oder ſonſt eine Störung der Weiterfahrt eintreten ſollte!

Panik unter den Paſſagieren! — Eine völkerrechtswidrige Situation! — — Aber was iſt der Zwerg „Recht" gegenüber der Rieſin „Gewalt"! — Jene Bulgaren waren damals de facto Herren des öſterreichiſchen Dampfers.

Der Kapitän des Schiffes ſchien jedoch nicht eingeſchüchtert. Er erklärte, daß er das Schiff nur an den von den Uferregierungen bewilligten Plätzen lande, woſelbſt die Ausſchiffung der Paſſagiere der behördlichen Kontrole unterzogen werden kann, daß er daher den Dampfer unbedingt nach Lompalanka führen und ſeinen Poſten nur unter Anwendung von Gewalt verlaſſen werde. Dieſe Gewalt wendete man auch an, man eskortierte ihn in ſeine Kabine, wo man ihn bewachte, — ſtellte ihm aber ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Atteſt aus, womit man beſtätigte: „daß er nur der Gewalt gewichen ſei", — — — ein Beweis, daß es auch mit dem Niederſchießen nicht ſo ernſt gemeint war. —

Die Inſurgenten hatten aber jedenfalls den Widerſtand des Kapitäns in ihr Kalkül gezogen gehabt; denn in ihrer Mitte befand ſich jemand, der imſtande war, ein Schiff nach allen Regeln der Kunſt zu führen, und zwar — — — — ein bulgariſcher Prieſter! — Derſelbe kommandierte die Maſchine und das Ruder deutſch und bewerkſtelligte eine Stunde ſpäter ganz formgerecht in Goslodoi die verbotene Landung ſeiner Genoſſen.

Als alle draußen waren, riefen ſie mit Begeiſterung:

„Hoch Öſterreich! Es lebe der Kaiſer Franz Joſef!" — — —

Worte ſeinen Inſtinktes, vor dreizehn Jahren gedacht! —

Der Kapitän übernahm wieder das Kommando des Schiffes und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Die kühne Schar ſtürmte die Terraſſen hinan. Den türkiſchen Grenzpoſten, der ihr proteſtierend entgegen lief, ſtreckte der Prieſter-Kapitän augenblicklich mit einer Kugel nieder! — — —

Man könnte ſagen, daß die orthodoxe Geiſtlichkeit in gewiſſem Sinne noch ſtreitbar ſei, ſo wie bei uns im Mittelalter die Biſchöfe.

Das Plateau wurde erſtiegen und der gefährliche Marſch angetreten. —

Er war aber nur von kurzer Dauer. Denn von Widdin ſandte man bereits größere Abteilungen Infanterie entgegen, welche ſchon einige Stunden nach der Landung die heroiſchen Männer, die an keinen Rückzug gedacht,

umzingelt hatten und, da ihr Widerstand nicht zu brechen war, erbarmungslos niedermetzelten. —

Das ist das Blutbad von Goslodoi, — die Ursache, welche jene Uferstelle Bulgariens zu einem geheiligten nationalen Wallfahrtsorte gemacht, — — und der einleitende Casus belli zum serbisch- und russisch-türkischen Kriege.

Die Herbeiführung jenes Casus belli entsprang jedoch, obwohl sonst der Inszenierung kleiner Revolutionen im Auslande nicht abgeneigt, nicht der Initiative Rußlands. Es hat es nur verstanden, aus diesem blutigen Zufalle weltgeschichtliches Kapital zu schlagen.

Man betrachtete das Ereignis mit einem Mikroskope von tausendfacher Vergrößerung, und in diesem Maßstabe wurde es dem Panslavismus vorgeführt. Den stumpfsinnigen bildungslosen Massen stellte man es jedoch sichtbar vor. Man verstreute unter sie Bilder, — — nebenbei bemerkt, von scheußlich schlechter Mache, — denn welche gottbegnadete Hand würde sich zu solchem Bildwerke hergeben, — — auf welchen die obligaten Weiber und Kinder von Türken gezwei- und geviertteilt werden, — die stark verbrauchten Greise, an den Füßen aufgehängt, über heimtückischem Feuer schmoren, — und man den unerläßlichen Jungfrauen bei dieser Gelegenheit wieder einmal schändlicherweise die Haut über die Ohren zieht. — — Diese Bilder sollten eigentlich in keinem Museum der Welt fehlen! — Sie sind ein Wahrzeichen der Zeit, deren Produktion unglaublich ist — Aber jedes Museum würde sich wohl weigern, ein solches Pamphlet aufzubewahren, welches sowohl in künstlerischer, als auch in sensationeller Beziehung ein Schandfleck unseres leistungsfähigen, feinfühligen, gelehrten Jahrhunderts ist.

Mit alledem entlockte man jedoch dem Volke wirklich jenen Schrei der Entrüstung, dessen man bedurfte, um, mit den Waffen in der Hand, geräuschvoll für das zertretene Christentum einzugreifen, — im Geheimen jedoch expansiv politisieren zu können. Dazu kamen noch jene historisch-platonische Rede Gladstones über die bulgarischen Jungfrauen, wo er jede Armee Europas, mit Ausnahme der türkischen, von Soldateska freispricht, — das Entsetzen in Bulgarien ob des Vorfalles von Goslodoi, — — endlich das Einverständnis der Großmächte hinsichtlich der Aufteilung der Türkei, — — — und der serbisch- und russisch-türkische Krieg war fertig! —

Was hatte aber die Türkei in Wahrheit bei Goslodoi gethan? — Nur das, was jeder andere Staat, — und Rußland an der Spitze, — unter denselben Umständen ebenfalls gethan haben würde. —

Aber das heilige Motiv der russischen Kriegserklärung: — die bulgarischen Christen frei zu machen, — ist zur That geworden, und das ist

sehr schön! — Nun wird Gott die Freiheit dieses genialen, kühnen Volkes beschützen! — — Und sie bitten ihn auch an jenem Festtage in Goslodoi immer darum. —

Dem Blutbade sind nur drei Männer, verwundet, entgangen. Sie hatten sämtlich für tot gegolten.

Der Eine ist ein gewisser Manoff, der in Varna lebt und eine Staatspension bezieht. Er war mit einundzwanzig Wunden bedeckt, als man ihn rettete, und blieb an einem Arme steif, wie auch sonst sein Körper sonderbare Verschiebungen erlitten hat. — Dennoch erschien er, — neben ihm schritt ein Priester mit dem Kruzifixe, — bei Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges an der Spitze einer Freiwilligenschar und wurde nach Widdin dirigiert. — Das ist ein beißendes Pasquill auf das Manöver mit den russischen Offizieren, denen Bulgarien durch sieben Jahre die doppelte Gage bezahlt hatte, die aber sämtlich im Augenblicke der Gefahr das Land im Stiche lassen mußten.

Der zweite Mann ist der jetzige Subpräfekt von Lompalanka, Herr Natschoff. —

Der dritte rettete sich selbst! — Unter unsäglichen Gefahren und Leiden, — ein Parricida, — gewann er nach einer unheimlichen Flucht den Timok und serbisches Gebiet. Und dieser dritte Mann war niemand Geringerer: — — als der jetzige bulgarische Ministerpräsident, Herr Stambuloff! — — —

Für einen Mann, der schon unter Alexander Battenberg, dann als Regent und jetzt unter dem Fürsten Ferdinand die Schicksale seines Vaterlandes und dessen Drang nach Freiheit mit bewunderungswürdiger Energie so kühn zu verteidigen gewußt, — ist das Blutbad von Goslodoi bei Gott kein schlechtes erstes Debut, als er die Schwelle überschritten hatte, hinter der man Weltgeschichte macht! — — —

Im August des Jahres 1887 kam der neugewählte Fürst, Prinz Ferdinand von Koburg, mit dem Dampfer Orient nach Bulgarien, allseits mit frenetischem Jubel empfangen. —

Dieser Fahrt war aber kein so glattes Prognostikon vorauszusetzen, als man es damals vielfach geglaubt. Es waren alle bulgarischen Emigranten und viele panslavistische Agenten unter der Führung des allverehrten Herrn Hitrowo, des Forterzeugers der von Herrn Stambuloff kalt gestellten Kaulbarsiaden, in Rumänien konzentriert, um die Landung des Fürsten entweder zu verhindern, oder wenigstens zu komplizieren. Man sprach von Mienen, die man in die Donau legen wolle, und plante ein Attentat! — Damals konnte man sich also genau davon überzeugen, wie man hinterwärts des Pruth

eigentlich über die Befreiung Bulgariens denkt, welches jetzt nichts anderes im Begriffe ſtand zu thun, als einen rein platoniſchen, heiligen Akt ſeiner angeſtammten Konſtitution, die Wahl eines Fürſten, zur That zu machen! — Aber dieſe Denkungsart jenſeits des Pruth wirft noch heute ſeine düſteren Schatten bis in die entfernteſten Winkel Europas! — —

Die rumäniſche Regierung machte aber bei der Ankunft des Prinzen Ferdinand dem Treiben der Emigration einen Strich durch die Rechnung. Es wurden zur kritiſchen Zeit alle jene Herren, trotz ihrer lebhaften Proteſte, in ihren Wohnungen interniert, und am eiſernen Thore, wo ſich die Einſchiffung des Fürſten vollzog, hatte man einen ausgedehnten Militärkordon gezogen, der es niemandem möglich machte ſich jener Stelle zu nähern.

Unterhalb der Mündung des Timok, bei dem bulgariſchen Dorfe Woff, erwarteten den Prinzen die Auserwählten des Volkes mit einem Kriegsſchiffe, und ſtiegen auf dem „Orient“ um, worauf der Fürſt ſofort die Regierung übernahm und einem neuernannten Miniſterium ſeine Proklamationen übergab. Als das Schiff Goslodoi erreichte, hatte ihm Herr Stambuloff jenen Vorfall erzählt, und alles begab ſich auf das Salondeck des eleganten Dampfers.

Der Prinz küßte Herrn Stambuloff und ſah dann ernſt mit ſeinen großen, gütigen, hellleuchtenden blauen Augen nach jenem einſamen Holzkreuze und den Terraſſen von Goslodoi, — dem bulgariſchen Thermopylenpaſſe, — hinüber. — Und mit ihm die ganze Suite: die Regenten, die Miniſter, die Hofchargen und die Offiziers- und Zivildeputationen. — Denn hier wurde die Freiheit Bulgariens, die man jeden Jahres am 19. Mai feiert, geboren, und es ſcheint ein Fingerzeig des Himmels zu ſein, daß der Mann, der dieſe Freiheit mit ſo kräftiger Fauſt zu beſchützen verſtanden, der tüchtigſte ſeiner Generation, Herr Stambuloff, jenem Blutbade wunderbarer Weiſe entkommen iſt. —

Die Stellung der Religion im Staate der alten Griechen und Römer.

Von G. A. R.

In unſerer Zeit, wo ſich trotz einer teilweiſen orthodox-fanatiſchen Strömung allmählich die natürlich-wiſſenſchaftliche Forſchung auf allen Gebieten der Spekulation Bahn bricht, wo nicht mehr jeder Wahrheitsflug, wie

zu den Zeiten der Kopernikus und Galilei, von einem engherzig pietistischen Religionsfanatismus gehemmt wird, wo man auch über die „alten Heiden“ in moralischer Beziehung beispielsweise anders denkt, wie früher, dürften Betrachtungen, wie die folgenden, nicht ganz unzeitgemäß sein.

Sehen wir uns die Religion der Griechen und Römer in ihrer Stellung zum Staate an, so merken wir sofort, daß diese Religion nie und nirgends eine solche Bedeutung für das Staatsleben gehabt hat, wie das Christentum für die mittelalterliche und moderne Staatengestaltung sie einnimmt. In Hellas ist die Religion nie eine Macht gewesen, von den Zeiten des Kodros an bis zu Philopoimen herab, und das hat dem hellenischen Vaterlande durchaus genützt. Die hellenische Religion hatte nicht den strengen Dogmatismus, wie das Christentum, eine (religiöse) Hierarchie war unmöglich; überall herrschte die unbeschränkteste Toleranz; was fragte der Staat danach, ob ein Beamter Atheist war oder nicht, wenn er nur tüchtig in seinem Amte war, und wo wir in Hellas Prozesse περὶ ἀσεβείας vor uns haben, da lagen auf Seite der Ankläger alle andern, nur keine religiösen Motive zu Grunde; die Religion diente nur als Vorwand, wie sich ja oft die größte Gehässigkeit und Unlauterkeit in das Gewand der Religion hüllt; man lese doch nur die Prozesse der 10 Feldherrn bei den Arginusen, den Prozeß des Sokrates! Aber wird man mir einwenden, die Religion hat doch in den sog. heiligen Kriegen einen bestimmenden Einfluß ausgeübt auf die äußere Politik Griechenlands. Nun, wenn man diese sog. heiligen Kriege etwas genauer ansieht, so lösen sie sich sehr bald in ziemlich harmlose Grenzräubereien und Plünderungen auf, die sehr bald und mit schwachen Mitteln wieder geregelt wurden. So genügte z. B. im zweiten heiligen Kriege von 447 v. Chr. ein einziges spartanisches Heer, um die Dinge in Mittelgriechenland wieder ins rechte Geleise zu bringen. Griechenland regte sich nicht sonderlich dabei auf, kein Symptom von religiösem Fanatismus zeigte sich, keine Greuelszenen fanden statt, wie sie die Religion „der Liebe“ so häufig aufzuführen beliebt hat (cf. Blutbad von Vassy (1562), Bartholomäusnacht (1572), dreißigjähriger Krieg, Inquisition, Hexen- und Judenschlächtereien.) Auch das delphische Orakel hat sich nur der Religion als Hülle bedient, sein Kern war weltlich-natürlich und seine Erfolge infolgedessen meistens heilsam und seine Ratschläge ehrlich; kluge Männer, die die Verhältnisse von Griechenland genau kannten, fungierten als Priester, gaben den Gesandten ihren etwas mehrdeutigen Rat, der dann von klugen Staatsmännern in geschickter und heilsamer Weise gedeutet wurde und so dem Vaterlande zum Nutzen gereichte (siehe Themistokles und die hölzernen Mauern!).

Was die Römer dann weiter angeht, so sind diese in ihren religiösen Ansprüchen fast noch primitiver und harmloser als die Griechen; sie kennen nicht einmal sog. heilige Kriege, niemals hat bei ihnen religiöser Fanatismus ein Blutbad oder gar einen Krieg entfacht. Die Römer zeichneten sich durch eine Duldsamkeit aus, die ohne Gleichen ist: der römische Feldherr Appius Claudius Caudex, der anno 249 die römischen Legionen in Sizilien gegen die Karthager kommandierte, warf die „heiligen" Hühner, als sie nicht fressen wollten, einfach ins Meer, mit den „profanen" Worten: nun möchten sie saufen! Was würde wohl einem mittelalterlichen Feldherrn geschehen sein, der etwas ähnliches gethan hätte, wie dieser Römer bei Drepanon, dem nichts geschah? Im Mittelalter würde man einen solchen „gottlosen Frevler" inquiriert, mit Acht und Bann belegt, falls ihm überhaupt nichts Schlimmeres passiert wäre. Anders das tolerante Rom, hier wurden die verschiedensten Religionen geduldet: asiatische, afrikanische, jüdische, christliche ꝛc., wenn sie nur nicht direkt gegen den Staat operierten. An dieser Stelle wird man nicht versäumen, mir die Christenverfolgungen als Vorwurf hinzuhalten. Ich bin darauf gefaßt; die Christenverfolgungen sind von jeher ein Kapitel gewesen, das schon so manchen ehrlichen Verfechtern der „blinden Heiden" das Genick gebrochen hat, wenigstens in den Augen unserer Pietisten; kirchenväterische Historiker und deren neuen und neuesten Nachbeter und Nachtreter haben von jeher mit allen erdenklichen Farben diese Christenverfolgungen gezeichnet; nie ist mehr gelogen und gefälscht worden wie hier; nichts ist den „blinden Heiden" mehr auf die Rechnung gesetzt worden, wie diese Verfolgungen. Vor allen fehlen uns hier die echten unverfälschten Quellen; die, welche wir besitzen, sind sämtlich unzuverlässig, weil von den verfolgten, den christlichen Kirchenvätern verfaßt (— eine scharfe, aber gerechte Kritik übt der Gießener Prof. Schiller in seiner „Geschichte der römischen Kaiserzeit", I. 1. 2, II. 1882/88 an diesen Quellen —). Sehen wir uns nun diese Verfolgungen näher an! Die ersten Christen dachten sich auch als römische Bürger nur mit ihrer Religion zu befassen, sie verweigerten den Kriegsdienst und die Verwaltung eines öffentlichen Amtes, schlossen sich ostentativ vom öffentlichen Leben ab; die Rechte eines römischen Bürgers wollten sie wohl genießen, von den Pflichten aber herzlich wenig wissen. Man lese doch nur, was für trostlose Zustände unter den Christen von Korinth zum Beispiel herrschten, weil sie glaubten, die sog. *παρουσία* (Rückkehr Christi) sei nahe; sie legten ganz einfach die Hände in den Schoß und warteten der Dinge, die da kommen sollten — nichts bequemer als das! Daß die Christen mit solchen ihren Ansichten, die nur das religiöse Moment im Auge hatten, vom römi-

ſchen Staate unmöglich geduldet werden konnten, iſt ſonnenklar; der römiſche Staat war am wenigſten geneigt, eine ſolche Geſellſchaft von Faullenzern und Betern, die ſich in ihrer Borniertheit gegen die Staatsgeſetze ſtemmten, noch zu protegieren; welcher Staat würde das auch heute wohl thun wollen! Außerdem muß man ſtets bedenken, daß den Römern die Chriſten weiter nichts waren als eine jüdiſche Sekte. Daß die Chriſtenverfolgungen ungerecht und grauſam waren, gebe ich zu, daß ſie ganz ohne Grund waren, beſtreite ich. Was die Zahl der gefallenen Chriſten angeht, ſo iſt dieſelbe im Vergleich zu den Opfern, die die chriſtlichen Schlächtereien des Mittelalters und der Neuzeit gefordert haben, eine äußerſt minimale.

Kaum waren die Chriſtenverfolgungen zu Ende und die Chriſten zu ſtaatlicher Anerkennung gelangt, ſo drehten ſie einfach den Spieß um und fielen mit beſtialiſcher Grauſamkeit über die „verſtockten“ — ein Lieblingsausdruck der Kirche — Heiden her, mordeten, wie ihnen gutdünkte und orthodoxe Kaiſer, wie Theodoſius der „Große“, der zu dieſem ihm von chriſtlich-ſchweiſwedleriſcher Kriecherei und Vergötzung beigelegten cognomen auch nicht den Schein von Berechtigung hat, und wie einer ſeiner Vorgänger, Konſtantin I., gleichfalls der „Große“ zubenannt, begünſtigten dies ſchändliche Treiben der Heidenverfolgungen. Man ſieht, ſobald das Chriſtentum zu einer realen Macht gelangt iſt, wird dieſe Macht rückſichtslos gebraucht und mißbraucht und keine Korporation hat den Grundſatz von der brutalen Gewalt konſequenter angewendet als die chriſtliche Kirche des Mittelalters. Es geht über den Rahmen dieſer Betrachtungen hinaus, wollten wir die chriſtliche Kirche noch weiter ins Mittelalter verfolgen, wo ſich die Religion „der Liebe“ in immer liebenswürdigeren Formen uns darbietet. — Genug; wir ſehen aus den obigen Andeutungen, welche Stellung etwa die Religion der alten Griechen und Römer zum Staate eingenommen hat, wir ſehen, daß dieſe Staaten wahre Muſterbilder religiöſer Toleranz waren; möchte auch der moderne Staat beſonders in dieſer Beziehung ſich die Griechen und Römer als Vorbilder nehmen! Wer wünſchte das nicht? —

Das Idol des Friedens.

Von Albert Kniepf.

(Langfuhr-Danzig)

So tief wie das gegenwärtige Europa in Kriegsrüſtungen hineingewachſen iſt, ſo ſtark iſt die Sehnſucht nach einem Zuſtande, wo es keine blutigen Maſſenentſcheidungen mehr geben ſoll: das Jahrhundert der erſtaunlichen techniſchen Naturüberwindung erzeugte einen Paroxismus, welcher in dem Stichwort von der friedlichen Entwicklung gipfelt, und nicht allein den Waffenkrieg will man beſeitigen, ſondern auch der ökonomiſche Kampf wird als Erbſtück einer brutalen Epoche des Menſchengeſchlechts von einer großen Partei betrachtet und die Nächſtenliebe, das gute Einvernehmen, das Entgegenkommen als der einzig zuläſſige, menſchenwürdige Faktor der Sozialität hingeſtellt. Eugen Dühring beglückte das Jahrhundert mit einem ökonomiſchen Syſtem, wo aller Verkehr in dieſer Weiſe von Grund aus geregelt werden ſoll, daß jeder ſich an den andern friedlich anlehnt und ein Schema an zwei Perſonen, die ſich vertragen, dazu dient, die Geſellſchaft, dies komplizierteſte, veränderlichſte, gewiſſermaßen lebendigſte aller Gebilde zu rekonſtruieren. Nur im Regime des chriſtlich-humanitären Schein-Idealismus erzogene und für die Welt noch unreiſe Schüler ſind fähig, auf dieſen kommuniſtiſchen Leim zu kriechen, denn eine derartige Sozialität des „guten“ Willens könnte nur vermittelſt eines Gewiſſenszwanges aufrecht erhalten werden, wo die ärgſte Gebundenheit herrſcht, und beim geringſten konträren Lufthauch, bei der geringſten Erſchütterung würde dieſes durch lauter Anlehnungen konſtruierte Kartenhaus in ein Chaos zuſammenſtürzen.

Ich führe dieſen Dühringſchen Kommunismus als warnendes Beiſpiel hier vor, weil der Autor trotz aller Anfeindungen ſeitens der Sozialdemokraten ihr konſequenteſter Theoretiker iſt und der Partei in Deutſchland eine Unzahl Anhänger auch aus den gebildeten Kreiſen zugeführt hat. Er ſelbſt bewies durch ſeine außerordentliche Kampfeswut, daß an der Menſchheit noch unabſehbar viel „gebeſſert“ werden müßte, ehe ſie zu dieſem kommuniſtiſchen Kartenglück reif iſt, und abgeſehen von ſolchem ſehr wenig philoſophiſchen Widerſpruch zwiſchen Leben und Werke verfiel er ſpäter noch in den Fehler, die Juden ausrotten zu wollen, die Juden, welche doch durch eine reſpektable Anzahl Propheten, und durch allerlei Meſſiasglauben bewieſen haben, wie ſehr ſie ſich zur kommuniſtiſchen Verbrüderung qualifizieren würden! — In jener großen asketiſch-moraliſchen Bewegung, welche im Altertum nach mancherlei Schwankungen in den Kreiſen der Gebildeten dem Stoizis-

mus und bei der unphilosophischen Masse dem Christentum zum Siege verhalf, — wo natürlich aber die stoische Philosophie infolge der Minorität und des Herabkommens der sie vertretenden Stände wieder verschwand, auch weil sie ihres Mangels an Mystizismus wegen in der Masse nicht Fuß fassen konnte, — gab Judäa durch den Mosaismus (als Vorläufer) den Ausschlag, zur Entstehung einer Religion der Liebe, der Gleichheit und Gerechtigkeit, welche doch unleugbar noch im modernen Sozialismus ihre Kreise zieht, wenn auch von den Kommunisten der technisch-mechanischen Gegenwart die theistische Mystik abgelehnt wird. Es ist ganz unzweifelhaft, die Juden haben sich um den heutigen Kommunismus schon von altersher verdient gemacht und man kann nicht einsehen, wieso sie um ihrer modernen Erwerbshantierung willen von der goldenen Dühringschen Zukunft ausgeschlossen werden sollen: meinen doch ihre Propheten und Messiasschwärmer von heute, daß ihre Genossen den Handel und die Vorteilswirtschaft trotz ihrer Überzeugung von einer dereinstigen bessern sozialistischen Welt betreiben und unter dem Druck ihrer so unnoblen derzeitigen Thätigkeit seufzen! —

Warum also verdammt Dühring diese Juden, welche doch vorgeblich von den gleichen Absichten beseelt sind wie er, und welche man dreist mit Sokrates und Plato auf eine Linie rangieren muß, denn auch diese großen griechischen Moralsophisten haben einen nicht geringeren Mut zur Tugend der Gerechtigkeit und Gleichheit an den Tag gelegt als der Nazarener und als die Verkündiger des sozialistischen Glaubensbekenntnisses.

Ich wollte mit alledem nur erweisen, zu welchen Widersprüchen das kommunistische Evangelium in Verquickung mit der Judenfrage führt und daß der moralische Genius der Juden einen nicht geringen Anteil daran hat, wenn das in biblischer Moral so sorgfältig erzogene Deutschland den Gesängen der sozialistischen Sirene am tiefgreifendsten erlag, auch Dühring, der zwar den „Glauben" fein säuberlich abgeschüttelt hat, sonst jedoch in dem bescheidenen Idealismus stecken blieb: „Selig sind die Friedfertigen!" —

Wie schon zur Zeit des müde gewordenen Altertums, so ist auch heute die Theorie von der allgemeinen und durchschnittlichen Friedlichkeit des Menschen eine Fabel. Wenn dieselbe gegenwärtig, nachdem sie sich in Gestalt einer Religion zwei Jahrtausende hindurch umsonst praktische Geltung zu verschaffen suchte, wiederum so üppig ins Kraut schießt und allgemein als die Humanität selber, als einzig menschenwürdiger sozialer Affekt gilt, so läßt sich dies nur durch die Überempfindlichkeit und durch die starken Erschütterungen erklären, welche die grundstürzenden, vorher ungekannten, das patriarchalische System zersetzenden Massengruppierungen der Arbeit, die beständigen technischen Neuerungen und auch die technischen Erleichterungen im

ſozialen Körper hervorriefen. Weit entfernt davon, der ziviliſierten Menſchheit eine erhöhte Befriedigung und vermehrte Ruhe in Arbeit und Genuß zu bringen, bewirkten die großen Erfindungen und Produktionsſteigerungen eine gewaltige Zunahme der Unruhe, der Erwerbsjagd, des ökonomiſchen Kampfes, und durch die immenſe Vermehrung der Werte wurde die Kluft von Reich und Arm in einem Maße erweitert, welcher zu der phyſiſchen Macht, die hinter den großen Wertanhäufungen Einzelner ſteht, ſich in einem bedenklichen Mißverhältniſſe befindet.

Craſſus ſagte, reich iſt eigentlich nur derjenige, welcher eine Armee unterhalten, alſo ſein Eigen nennen kann; viel fehlt heute nicht, daß die Reichen die Armeen gegen ſich haben. Hieraus folgt aber nicht etwa die Notwendigkeit der ſozialiſtiſchen Demokratie, ſondern dieſe modernen Thatbeſtände als unhaltbare Extreme eines ziviliſatoriſchen Prinzips — hier des Schutzes des Eigentums, der „friedlichen“ Kultur — beweiſen, daß eben dieſe „Kultur“ ſtets eine problematiſche Sache bleibt und man ſich nie dem Traume hingeben darf, eine abſolut zufriedenſtellende, normale Geſtaltung der menſchlichen Sozialität zu entdecken. Letztere bleibt ſtets ein Produkt der techniſchen, klimatiſchen, ethnographiſchen, hiſtoriſchen, alſo zum größten Teil derjenigen Umſtände, über die kein Volk, kein Staat Herr iſt, ſie wächſt mit elementarer Gewalt aus Bedingungen heraus, welche außerhalb des menſchlichen Geſamtwillens liegen; ſie iſt kontinuierlichen Modifikationen unterworfen, jede kleinſte Veränderung wirkt auf das ganze Syſtem zurück, ſie lebt allein durch die Bedürfniſſe und Begierden des Individuums und es iſt angeſichts der genannten, über der Wirkungsſphäre der Menſchen ſtehenden Einflüſſe und der unendlichen Vielfachheit der Individuen offenbar ein wahnwitziges Beginnen, dieſe lebendige Sozialität durch eine Maſchinerie erſetzen zu wollen, welche ganz gleichmäßig verteilend und ohne Störungen fortarbeitet.

Derartige Konzeptionen können in einem Zeitalter der Maſchinen, der Aktiengeſellſchaften, der ſchwer zu dirigierenden Großſtaaten, der mechaniſchen Weltdeutung allerdings nicht Wunder nehmen; da alles in Mechanik aufgeht, zieht der Menſch die letzte Konſequenz dieſer modernen Einſeitigkeiten, indem er ſich ſelbſt zu einem willenloſen Geſchöpf degradiert. Aber dieſer kommuniſtiſche Mechanismus gleicht durchaus der Quadratur des Zirkels oder dem perpetuum mobile, er hat nichts mit dem Leben gemein, welches fröhlich lachend und unfaßbar hinter dem Menſchen ſteht, ihm unverſehens das gewollte Gute in ein Böſes verkehrt, oder ihn durch Bitterniſſe und Herbheiten zum Beſſern führt, und welches ihn allein durch den ewigen Wechſel

und durch die Unbeständigkeit der Dinge immer wieder anfeuert, es zu lieben und in Wagniſſen groß zu erſcheinen! —

Der Menſch *will* gar kein ſozialiſtiſches perpetuum mobile, er verehrt es zur Zeit höchſtens wie eine Fahne im Kampfe, wie ein Amulet oder einen Fetiſch, und nicht mehr lange, dann wirft er dieſen Fetiſch mit Verachtung weg, wenn er ſich von ihm betrogen ſieht, oder wenn er ſeine Rache an unheilvoll verſchobenen und verſchrobenen ſozialen Zuſtänden befriedigt hat. Der ewige ökonomiſche Friede, das gutmütige Vertragen, welches die Kommuniſten predigen, iſt nur ein Vorwand für den Ingrimm der ſchlechter weggekommenen Klaſſen, die ſozialiſtiſche Gleichheit ein Feldgeſchrei, ein Trommelwirbel behufs Zuſammenſchluſſes der Proletarier — aber man wähne nicht, dahinter ſei die allgemeine Menſchenliebe, die Demokratie der individuell gleichen Beſcheidenheit und eine abſurde Gerechtigkeit verſteckt: ſolche Sophiſtereien vertragen nur moraliſch vertölpelte Philoſophen bei ſich, der gemeine Mann ſucht in dieſem Kriege nur eine Entſchädigung für die Nachteile ſeiner Stellung, er fühlt ſich in der ſozialiſtiſchen Phalanx als *Starker* und von Ferne ſchimmert ihm die Hoffnung, die Täuſchung, ſagen wir beſſer, irgend wann einmal, in einer günſtigen, geſicherten Poſition auszuruhen!

In derſelben Täuſchung leben freilich nicht nur die Proletarier, ſondern faſt alle übrigen Menſchen; der geſamte erwerbende Kleinbürger- und Mittelſtand wird durch ſie aufrecht erhalten.

Der ökonomiſche Guerillakrieg iſt eben eine achtunggebietende Thatſache, der ſogenannte friedliche Kampf nur eine Illuſion, und in dieſem unblutigen Kriege wird oft viel mehr gelitten, mit viel größerer Bosheit und Tücke geſtritten als im Waffenkriege der Soldaten; die Angſt, die Not, die Nervenzerrüttung der ökonomiſchen Ziviliſation bringt oft viel mehr Übel mit ſich, als wenn den Völkern durch einen heißen Krieg Raum zur Entfaltung oder ein endgültiges tragiſches Schickſal bereitet wird; das Gewiſſe zieht der Menſch einem langen, unheimlichen, deprimierenden Zaudern vor und die Thorheit, den Soldatenkrieg, alſo die ultima ratio, eliminieren zu wollen, iſt nicht geringer als diejenige, den Erſatz des ökonomiſchen Individualkampfes durch ein allgütiges Entgegenkommen für möglich zu halten.

Die Kampfinſtinkte ſind dem Menſchen unausrottbar eigentümlich, ſie ſind ſchon durch die ungeheure Mannigfaltigkeit der Individualitäten bedingt und keine Lehre, keine Macht der Welt iſt jemals imſtande, die Spannungen und Differenzen von Menſch zu Menſch außer Funktion zu ſetzen.

In den Moralen und Sitten beſitzen wir allerdings ein zur Ausgleichung treibendes Prinzip, allein der hier wirkſame Zwang ergiebt nur

eine breite Basis, auf der die individuellen Differenzen in Aktion treten, es ist ganz unnötig, man kann sagen unmenschlich, Jeden zur gleichen Leistung und vor allem zu gleichem Maßhalten in den Affekten und Leidenschaften zu zwingen, und eine Kultur, welche hier des Guten zuviel thut und das Individuum zu sehr einengt, korrumpiert sich selbst; sie macht die Menschen durch allzu große Behinderungen krank, nervös, leidend, und wir können schon gegenwärtig die Symptome einer solchen Anämie am Europäer wahrnehmen. Die moderne Volksbeglückung überhebt die Menschen mehr und mehr der selbstverantwortlichen Fürsorge und je mehr das Wohlthun steigt, je „friedfertiger" sich das Zeitalter giebt, je enger die Verklitterung der Menschen, je peinlicher die gegenseitige Beaufsichtigung durchgeführt wird, desto größer wird die Abhängigkeit der Schwächeren von den Stärkeren, mit anderen Worten, desto mehr nähern wir uns wieder der Massenversklavung.

Diese scheint das Ziel der durch die industrielle Technik herbeigeführten Staatsomnipotenz zu sein, und so dürfte sich gerade durch die proletarischen Organisationen das Gegenteil von dem erfüllen, was die Sozialisten beabsichtigten. Es fragt sich nur, welche Gestalt diese Abhängigkeit der großen Masse von der dirigierenden Macht annimmt und hier glauben wir bei der eminenten individuellen Subtilität der modernen Kulturmenschen den Eintritt eines noch ärgeren, empfindlicheren Ringens und Kampfes in dieser Sozialreformation voraussehen zu sollen, welche durch ungleich verhalteneren, intelligenteren und tückischeren Kampf alle früheren Organisationen der Menschheit in dem Lichte der guten alten Zeit erscheinen lassen dürfte! —

Man denke eine Gesellschaft nach dem Muster Bellamys annähernd verwirklicht, so kann man sicher sein, noch viel mehr Unbehagen zu Tage gefördert zu sehen als heute, wenn auch Arbeit und Genuß gleichmäßiger verteilt wäre. Die Arbeit, welche in unserer materialistischen Zeit für die Sittlichkeit selber gilt und auf welche man den Ursprung aller Werte zurückzuführen geneigt ist, verdient keineswegs diese ostentative Würdigung, sondern sie fungiert nur als Waffe und Mittel zur ökonomischen Macht. Die physische Bemühung an sich kann zwischen Mensch und Mensch niemals eine Auslieferung von Werten rechtfertigen, sondern jegliche Arbeit kommt nur mittelbar in Betracht, ihre Bewertung geschieht auf der Grundlage von Macht und nicht minder auch von List, oft hängt sie auch vom Zufall und von Glücksumständen ab. Mitunter ist auch zur Gewinnung der Naturprodukte gar keine sonderliche Arbeit nötig und hier entscheidet nur die Position, die Macht, das Eigentum zur Wertnormierung. Im Ganzen und Großen benötigen wir der roheren Arbeit trotz aller Technik noch mehr oder eben-

ſoviel mindeſtens als in früheren Zeiten, aber weil die einfachere Thätigkeit ein Gemeingut der Meiſten und die Macht der Einzelnen darunter nur gering iſt, kommt die Leiſtung der Maſſe nur inſoweit zur Anerkennung, als deren durchſchnittliche, knapp bemeſſene Unterhaltung erfordert. Hier mögen nun beſſere Organiſationen denkbar ſein oder im Laufe der Kultur geſchaffen werden, es iſt indeſſen eine große Dummheit zu glauben, daß mit einer weiteren materiellen Hebung der breiten Volksmaſſen — ſelbſt *wenn* ſie möglich werden ſollte — der Stachel der Unzufriedenheit und die Abhängigkeit Vieler von Wenigen jemals beſeitigt werden könnte! —

Je komplizierter und ſubtiler der ökonomiſche Mechanismus, deſto empfindlicher die Menſchen; das *erreichte* Gute wird immer ſehr ſchnell vergeſſen, und dann ſollte man doch ſo viel einſehen, daß mit jeder ſozialtechniſchen Verbeſſerung zugleich eine *neue* Abhängigkeit geſchaffen wird, daß eine jegliche Vermehrung der ſozialen Verbindlichkeiten eine neue Belaſtung nach ſich zieht. Wir haben zur Zeit Gelegenheit, dies am deutſchen Geſellſchaftskörper zu ſtudieren; die ſozialpolitiſchen Experimente, welche man an dieſem gegenwärtig vollzieht, laſſen die Verbindlichkeiten des Einzelnen ins Große anwachſen und keinenfalls wird es gelingen, das allgemeine Unbehagen dadurch zu vermindern, ganz abgeſehen davon, daß die enormen Verwaltungskoſten vermöge der Preiskonjunkturen ſchließlich doch wieder auf die Schultern des Proletariats zurückfallen.

Um jedoch das Gute an dieſer Sozialpolitik zu erwähnen, ſo beſteht dasſelbe in der Unterhaltung eines vermehrten Beamtenheeres, welches ähnlich wie der Militarismus den zur Aufſtauung von Werten neigenden groß- und mittelgewerblichen Klaſſen vorübergehend Gelder entzieht, um ſie ſich durch die Finger laufen zu laſſen und ſich ſo Subſiſtenzmittel zu verſchaffen. Ein Teil der ſozialpolitiſchen Arbeit wird freilich auch vielen Beamten ohne Vergütung aufgebürdet werden, ein Beweis dafür, daß Arbeit an ſich durchaus nicht Wertäquivalente bedingt. Im Ganzen und Großen aber wird die Sozialpolitik eine Menge neuer Exiſtenzen ermöglichen und von dieſem Geſichtspunkte aus kann man ſie *als eine Reaktion gegen die Menſchenkraft erſparenden und die Kapitalien konzentrierenden Wirkungen der maſchinellen Ära des Jahrhunderts auffaſſen*, gewiſſermaßen alſo als eine Naturſelbſthülfe.

Die dadurch erzeugte weitere Zuſammenknüpfung und Einengung Aller jedoch, wir können ſagen die Vermehrung der „Ziviliſation“ muß auf die Stimmung der Einzelnen wiederum ungünſtig zurückwirken und das Gefühl der Unzufriedenheit, des „Elends“, die Neigung zum Peſſimismus muß im Verlaufe der kommenden Jahrzehnte ein weiteres Anſchwellen erfahren,

womit aber auch eine gesteigerte Empfindlichkeit, eine Vertiefung der Kampfinstinkte noch dunklere Schatten als bisher über die Kulturwelt werfen werden! —

Wenn die durch regelmäßigere Herbeischaffung der Lebensmittel, Verbilligerung des Luxus, durch vorher unbekannte Ausbeutung der Naturwerte seit einem Jahrhundert zustande gekommene, zuverlässigere Versorgung der Volksmassen die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit nur erhöht hat, so werden nur formale Verschiebungen der sozialen Ökonomie im Sinne eines immer einschneidender durchgeführten zwangsweisen Füreinander dieses unbequeme Resultat schwerlich redressieren. Das „große Elend" ist durchaus nicht in dem behaupteten Maßstabe vorhanden, die materielle Lage der breiten Volksschichten zum mindesten nicht schlechter, im Durchschnitt aber viel besser als in früheren Jahrhunderten, sie nehmen in beschränkter Weise sogar am Luxus teil, die Gesellschaft demokratisiert sich zusehends mit wachsender Geschwindigkeit, der Untere kommt vielfach nach Oben und umgekehrt, wobei natürlich immer eine große Majorität unten bleiben muß, es wird öffentlich für die Ärmsten und Ärmeren gesorgt durch eine ausgedehnte Staats- und Kommunalpflege — und dennoch wogt der Kampf weiter, nicht immer aus Not, oft aus agitatorischen Gründen, und zwar ohne daß im Ganzen und Großen dauernde Vorteile erreicht werden, da sich das Proletariat selbst auch die Produkte und Existenzmittel verteuert, wo es siegt.

Indessen dieses so weithin hörbare und große Kriegsgetümmel verdankt sein Getöse nur der großen Zahl, welche heute in Betracht kommt und man kann mit Sicherheit eine noch lange Fortsetzung desselben annehmen; diese Schlacht ist gewaltiger als alle Kämpfe mit Pulver und Blei, da werden Freundesgruppen zu Feinden, das Bild ist beständig ein wechselndes, Oben, Unten, Rechts, Links und in der Mitte verschiebt sich fortwährend, es ist eigentlich kein Kampf in der Ebene, sondern um den Gipfel eines Berges, der oben von Golde erglänzt und den ein zahlloses Gewimmel von Bosheit, Neid und Habsucht erfüllter Menschen bedeckt, deren Jeder seinen Vordermann in die steinige und gähnende Tiefe zu reißen trachtet, wenn nicht gar der Berg selbst aus einem riesigen Menschenknäuel besteht, wo die Oberen die Unteren treten und nun Jeder mit allen moralischen und unmoralischen Mitteln darnach trachtet, zu oberst oder doch an die Oberfläche zu kommen. Ein Thor, der hier an Ausebnung, an Gleichmacherei denkt, wo die Hände und Füße der Millionen immer wieder das Bestreben und das Bedürfnis haben, über die Leiber der Anderen hinweg-

zuklettern und, hinabgestoßen, die Sisyphusarbeit immer wieder von Neuem beginnen müssen! — So will es das Leben.

Man kette nur die Menschen noch enger zusammen — und es scheint, daß solche Verminderung der freien Bewegung mit der zunehmenden Vermehrung des Geschlechts unvermeidlich ist — so wird das Drängen und Stoßen an peinvoller Nachhaltigkeit und erhöhter Anstrengung nur zunehmen und der Tücke, der Verschlagenheit und des Zähneknirschens wird noch viel mehr sein als ehedem und heute.

Die „friedfertigen" Kulturfortschrittsschwärmer ahnen nicht, wieviel Schicksal in ihren Schritten liegt, daß der von der Kultur — nicht nur von der Kirche und dem Christentum, wie Nietzsche meinte — gefesselte Mensch noch immer das undefinierbare Tier und nur eine gezähmte, eine leidende Bestie bleibt, und daß die Tragödie niemals so nahe ist, wie auf dem Gipfel der Kulturen! — Was einem Friedrich Nietzsche das unheimliche Kapitel vom „asketischen Ideal" eingegeben hat, das war, jede Seite lehrt es, allein das große Leiden der Menschheit an der Zivilisation, an der Sozialität, wie sie durch die Errungenschaften des Nachdenkens, des Wissens geformt wurde, und die Wissenschaft wird inbrünstig angerufen, das Leiden, welches sie brachte, hinwegzuschaffen! — Man steht heute unter der Herrschaft des abstrakten Gedankens, welche Epoche mit der Erkenntnis des einen Gottes, des „Schöpfers" in Judäa und von Griechenland aus durch die abstrakten Spekulationen der Philosophen an den bloßen Formen und Schatten der Dinge so nachdrücklich eingeleitet wurde, und nun will man Alles durch „Erkenntnis" verdauen, man experimentiert mit allerlei Wissenschaft und Doktorrezepten an dem gepeinigten Gesellschaftskörper herum, um seiner ewigen Unruhe und seiner Gefahren Herr zu werden, man sucht die Erlösung in dem abstrakten Gebilde, welches sich Staat nennt, während allein die vielgerühmten „Fortschritte" im Verein mit ihrer zu großen Population alles verschulden!

Und dennoch muß der Gedanke an eine Abschüttelung des Kulturzwanges aufgegeben werden, man wird sogar immer tiefer hineingeraten; die Periode der umfassenden Zerstörung von Völkerexistenzen ist anscheinend vorbei, und selbst wenn größere politische Katastrophen hereinbrechen, so wird doch die Notwendigkeit der industriellen und maschinellen Arbeit — denn die Menschheit ist heute in großen Massen von der Maschine abhängig — die eigentliche Kultur aufrechterhalten und auch die sozialpolitische Technik voraussichtlich wiederherstellen. Je länger hier, je mehr scheint eine Regeneration der Völker durch noch ungeschwächte Barbarenhorden nach Analogie früherer Vorgänge ausgeschlossen, wir dürfen also kaum hoffen, das uns

durch die Ziviliſation geſchmiedete Joch jemals wieder loszuwerden, noch haben wir auf dem Wege der Wiſſenſchaft eine Erleichterung zu erwarten. Was ſich Volkswirtſchaftslehre nennt, iſt das Produkt eines in Technik und „Wohlfahrt“ vernüchterten Zeitalters, welches glaubt, je beſſer es den Leuten geht und je mehr es gelingt, das äußerliche, das „engliſche“ Glück zu verbreiten, deſto höher entwickle ſich auch der Menſch im Allgemeinen, um ſo mehr finde er in ſeineren Bethätigungen, in Kunſt und Wiſſenſchaft Befriedigung. Die Künſtler und Dichter haben alle Urſache, dieſer allgemeinen Glückſeligkeitstheorie den Krieg zu erklären, denn gerade ſie brauchen böſe, außerordentliche und unglückliche Menſchen; der nach modernen Begriffen zufriedene Menſch mag für Staatsmänner ein Ideal ſein, — für die Kunſt und Poeſie, für das Glück der Feineren taugt er nichts, iſt auch ſelbſt nicht einmal glücklich und — exiſtiert er überhaupt? —

Mit Volkswirtſchaftslehre aber und ihrem ſozialtechniſchen Flickwerk ſchafft man nur neue Erſchwerungen und man wird doch noch davon zurückkommen, das Heil auf dieſem ſozialökonomiſchen Wege zu ſuchen. Durch ihn verengt ſich der individuelle Spielraum notwendig immer mehr, und wenn Nietzſches Hypotheſe von der Entſtehung des „ſchlechten Gewiſſens infolge der Einſchließung des Menſchen in die ſoziale Zwangsjacke zutreffend wäre, ſo müßte in der Gegenwart infolge der weiteren Verneſtelung der Menſchen eine erſchreckende moraliſche Depravation umſichgreifen. Aber dieſe Hypotheſe war auch nur das Symptom einer Auflehnung unſeres Denkers gegen den kulturellen Druck, zu welcher Auflehnung die Konzeption des „asketiſchen Ideals“ eine weitere Illuſtration bildet, und die Verzweiflung an der Möglichkeit eines befreienden Gegenwerts legte ihm die bange Frage nach dem „Einen anderen Ziel“ in den Mund, mit der er ſich und der Philoſophie ein ſo ſchweres Rätſel aufgab! — Hier wurde er tief, ernſthaft und ſchwer, hier lagen „ſeine Gewichte,“ aus dieſem ungeheuren Ernſt heraus wurde er von Mitleid, von dem großen Mitleid mit dem Menſchen ergriffen und er entfloh — er ging zu Schiffe, um mit zuſammengebiſſenen Zähnen „über die Moral hinwegzufahren“ uno um drüben, an dem Geſtade des Übermenſchen jene kühne „Umwertung aller Werte“ vorzunehmen, womit er ſeine Zeit zu überwinden vermeinte! — Ob aber Zarathuſtra die Menſchheit erlöſen wird? — —

Sicherlich befindet ſie ſich mit ihrer allzuvielen, moraliſch verengten Ziviliſation in einer großen Kriſis, welche noch ungeahnte ſchlummernde Kräfte lebendig machen und Manchem den Untergang bereiten dürfte, was ſchier ewig zu ſein dünkte! —

Die techniſch materielle Bewältigung der Natur erzeugte eine erſtaun-

liche ökonomische Kraftaufspeicherung, welche in der Geschichte immer großen Ereignissen den Explosivstoff geliefert hat; die Dämonen des sozialen Kampfes rumoren in der Tiefe, höher und höher steigt die Flut — wo ist der Gott, der diese vulkanischen Mächte durch seinen Zauberspruch bändigt?

Man täusche sich nicht, das Nüchterne, Friedliche, der Materialismus und das moralisch Verduselte bedeutet an unserm Zeitalter nur eine kalte Oberfläche, durch welche die alten Kampfinstinkte der Menschheit nur verdeckt und eingeschlossen werden.

Welchem großen Menschenfreunde liegt auch daran, daß der irdische Gesellschaftskörper schon ganz erkaltet sein solle und keine großen Gefahren mehr berge?

Im großen Kreislauf des Lebens ist das Nüchterne, Behagliche und Zufriedene nur ein Durchgangsstadium, zumeist sogar bleibt es nur ein Wunsch; wo aber solche Kräfte aufgehäuft sind, wie in der Gegenwart, ist in ihnen das Material für große Katastrophen, Untergänge und Tragödien gegeben, ohne welche ja auch z. B. eine große und hohe Kunst, eine höhere Kultur undenkbar bliebe! — Bildung und Moral — diese höchst komische Zusammenstellung konnte nur von der heutigen Schulmeisterbescheidenheit erdacht werden, welche alle überragenden immoralischen und bösen Ereignisse der Geschichte nur noch bewundern darf, wenn sie sich die sogenannte ästhetische Brille von den Poeten borgt, und es ist viel Augenverdrehen und Heuchelei in dieser „ästhetischen" Lobpreisung der Poeten und Künstler! — Alle Ehre und Achtung dem Anteile derselben an ihrem Werk, aber die großen Vorlagen, den begeisternden Stoff liefert die Natur, die Geschichte und deren Tragödien sind nicht minder großartig und rührend auch ohne poetische Bearbeitung, sie verlieren durch diese tausendmal öfter als daß sie an Größe des Schicksals gewinnen! — Das Christentum aber verbietet heute dem „Gebildeten" die Bewunderung aller gewaltigen menschlichen Dinge, die außerhalb der Moral, letztere im Sinne der gemeinen Sittlichkeit verstanden, ihren Ursprung haben, und wer auch nicht mehr auf dem Boden der christlichen Religion steht, den hat doch immer noch die christliche Moral ordnungsgemäß im Zügel, er glaubt noch an das eingeborene Gewissen, an den „kategorischen Imperativ" und wagt gegen alle die tausend kleinen und großen Anmaßlichkeiten seiner Mitmenschen, Launen, Traditionen, Lebensregeln des guten Tons, auch oft des beschränkten Unterthanenverstandes und Atavismen von allerlei Sitten und Unsitten, was sich alles neben dem zur Zeit sozial Notwendigen hinter diesem eingefleischten Kommando der Moralität verbirgt, nicht zu mucksen! — Wie wäre er denn sonst „besser" und „fortgeschrittener" als die Heiden? —

Daher macht alle große immoraliſche Leidenſchaft, die volle Wucht und rückſichtsloſe Kühnheit der Affekte, welche Staaten und beſonders die „allgemeine Wohlfahrt" aufs Spiel ſetzt, Hekatomben Menſchen opfert, welche aus Pflicht und Liebe vor Unthaten nicht zurückſchreckt, dem modernen Europäer und Kulturmenſchen eine Gänſehaut, und Kant, dieſer moraliſche Musterasket, verwahrte ſich ſogar ängſtlich gegen alle heftige Leidenſchaft, wie auch Dühring nur konſequent verfuhr, wenn er die dramatiſche Tragödie aus ſeiner kommunitären Zukunft auszumerzen trachtete; denn wo alles bis ins kleinſte moraliſch geregelt iſt, wirkt die Schauſtellung der außermoraliſchen und ſchlimmen Schickſale nur verderblich! —

Man ſieht, zu welchen Monſtroſitäten die Sucht führt, die vollſtändige moraliſche Pazifikation der Menſchheit anzuſtreben. Es war ſtets die Art der Prieſter, durch dies Prinzip herrſchen zu wollen, wo ſie auch immer die Oberhand bekamen! — Ihr Mittel zur Zähmung beſtand immer in der Lehre von Dogmen, welche alle Gemütsaufwallungen, alle ſchädigenden Leidenſchaften niederſchlugen, ihr Ziel war, den Menſchen „gut" d. h. nachgiebig und klein zu machen, und zwar waren ſie nicht nur Gegner der ſchlimmen und böſen Affekte, ſondern ihre Hauptarbeit war auch gegen die feſtlichen, freudigen Sinneserregungen gerichtet, weil dieſe die vornehmſte Urſache ſind, daß die Menſchen aller asketiſchen Moral aus dem Wege gingen! —

Die Pazifierungserbſchaft wurde aber heute vom Staate angetreten, der ja allerdings noch vorwiegend ein Kirchenſtaat iſt. Das Wort Moral riecht hier noch ſtark nach Heiligkeit und kann deshalb eine ſo große Rolle ſpielen, vermöge deren es ſich den herrſchenden Strömungen anſchmiegt. Gegenwärtig bedeutet es z. B. ſo viel wie Gleichheit, Demokratie und Sozialismus.

Je mehr aber die „Gleichheit" und Demokratie um ſich gegriffen hat, deſto mehr Verfeindung nehmen wir wahr, deſto mehr Krieg einerſeits und, wo man entgegenkommt, mehr Abhängigkeit und Verſklavung andererſeits! — Je gleicher die Menſchen, um ſo erbitterter, nachhaltiger die Kämpfe, denn alle Ökonomie und Sozialität wird ſtets ein Kampf bleiben: Individuum ſteht gegen Individuum, die Reibung, Spannung, Differenz, das Mißverhältnis iſt hier unvermeidlich und alle moraliſche Pazifierung der Menſchheit würde nur mit der Auslöſchung des Individuums, des ſozialen Lebens ſelbſt möglich und gleichbedeutend ſein. Was hier im Hintergrunde ſteht, was hier geglaubt wird, in dem Sinne wie man nur jemals in der Menſchheit an Abſurditäten geglaubt hat, iſt ein Idol des Friedens, ein asketiſches Idol obenein! —

Wenn ich hier ein Wort an die Realiſten richten darf, welche ſich

noch über einseitige Moralen und Tendenzen schnell vergänglicher Art erheben können, so möchte ich die Aufmerksamkeit auf die vielfach erschütternden und heroischen Resultate der modernen Gleichberechtigungsbestrebungen richten, auf die Zähigkeit, Energie und vielfache Tragik der großen Strikes, wo man mit Absicht und Bewußtsein leidet, oft, ja im Ganzen und Großen ganz vergeblich! — Mit jedem Schritte, den die sozialen Friedensschwärmer thun, läuft ihnen auch sofort die friedliche Moral aus der Schule, der Erfolg ist immer mehr Kampf und Leiden. Für den Dichter handelt es sich hier nicht um gemeines, sondern um tragisches Mitleid; wer das Große, Allgemeine und das Problematische am Leben erkennen will, der muß die Dinge und Vorgänge weiter von sich abrücken, nur so gelangt er zu erhabenen Rührungen! — Hier liegt die psychologische Ursache, weßhalb die große Poesie mit Vorliebe ihre Stoffe im längst Vergangenen, Entfernten sucht und es ist daher auch besonders schwierig, die Gegenwart im großen Stile poetisch zu meistern. Will man aber auch nur zu einigermaßen tiefer empfundenen Bildern gelangen, so bedingt dies immer ein gewisses Beiseitestehen und die Optik des Jedermann zur Verfügung stehenden poetischen oder philosophischen Augenglases entscheidet über die Distanz. —

Die Besitzer einer poetischen Kamera aber — bei Weitem nicht alle „Realisten" sind es! — haben am allerwenigsten Grund, sich für die Ziele des sozial-moralischen Quietismus zu begeistern, denn diese Ziele würden, wenn sie möglich wären, gerade der großen Poesie den Boden entziehen! —

Aus dem Münchener Kunstleben.

München, im Dezember 1890.

Der November brachte uns noch die mit viel Spannung erwartete Erstaufführung der Chabrierschen Oper „Gwendoline". Das Werk hatte einen riesigen Erfolg, dessen geradezu südländischer Charakter uns — und wohl auch andere — ein wenig verblüfft hat. Doch brauchte kein Denkender lange nach den Gründen der außergewöhnlichen Begeisterung zu suchen. Einmal: das politische Element. Man ergriff die Gelegenheit, dem persönlich anwesenden französischen Komponisten die hohe deutsche Unparteilichkeit kräftigst duftend unter die Nase zu reiben. Ferner war in der Herde

unserer „Musikalischen" — sie zählt sehr viele und zum Teil sehr merkwürdige Stücke — vorher ausgetrommelt worden, die Oper sei zeitgemäß und wagnerisch und werde besonderen Erfolg haben. In solchen Trommel-Fällen muß man bekanntlich sehr begeistert sein: sonst verliert man seinen „musikalischen" Ruf. Von diesen zwei Seiten tönte das Übermaß des Beifalls: einen herzlichen und kräftigen aber hätte das Werk jedenfalls gefunden. Seine Mängel liegen vorwiegend in dem schwachen, ja widerspruchsvollen Textbuch des Catulle Mendès, aus dem sich mit dem besten Wollen und Können nichts bleibend Bedeutendes schaffen ließ. Was kein Drama ist, kann auch komponiert kein Musikdrama werden. Die Musik Emanuel Chabriers, welche unter wenigen Anlehnungen an Wagner und weit mehr an Berlioz, daneben aber auch an die neuere italienische Schule sich bald in robuster Strammheit, bald in eigentümlich sattem Farbenschmelz gefällt, zeugt von entschiedener Begabung: manchmal schießt sie im Eifer über das Ziel hinaus, nimmt den Mund zu voll, gerät ins Bramarbasieren und in unnatürliche Posen — aber das muß man dem Romanen als sein nationales Erbteil verzeihen. „Gwendoline" ist sicher eine der beachtenswertesten Schöpfungen der neuesten Zeit, besonders interessant in der reichen Behandlung des Orchesters: infolge ihrer inneren Widersprüche wird sich aber die Oper bei uns kaum längere Zeit am Leben erhalten können — so vorzüglich sie auch von Meister Levi einstudiert ist. — Der Münchener Oratorienverein weihte sein erstes diesjähriges Konzert im k. Odeon dem Gedächtnisse Franz Lachners, indem er als Hauptnummer des Abends dessen Requiem (Op. 146) zur Aufführung brachte. Diese Wahl war nicht besonders glücklich für eine Lachner-Feier: denn unser heimischer Meister war keine transzendentale Natur — und das muß man ein wenig sein, um ein Requiem im großen Stil schreiben zu können. Immerhin mochten die wundervoll zarten Soloquartettsätze würdig an ihn erinnern. — Zum Schlusse wollen wir noch dankbar Alice Barbis gedenken, welche uns im Odeonssaale mit zwei Konzerten erfreute. Wer diese auf der ganzen Höhe ihrer Laufbahn noch nicht angelangte, in jeder Hinsicht vorzügliche Sängerin gehört hat, dem vergeht das Kritisieren. Eine echte und wahre Künstlerin: erstaunlich vielseitig, voll Geist, Gemüt und Humor. Möge sie nur recht bald wieder ein Gast unserer Stadt sein, damit auch wir uns wieder bei ihr zu Gaste bitten können!

Und noch einen Dank: der musikalischen Akademie für das wahrhaft moderne Programm ihres jüngsten Konzerts! Die große romantische Symphonie von dem genialen Anton Bruckner in Wien war ein Hochgenuß.

Hanns von Gumppenberg.

Die zweite Münchener „Jahres-Ausstellung".

Eine letzte Betrachtung.

184 Ölgemälde, 9 Aquarelle, 1 Pastell, 3 Zeichnungen, 13 plastische Werke, 5 Radierungen, 1 Lithographie, also 216 Kunstwerke im Ganzen wurden verkauft. 362 589 Mark 50 Pfennige wurden dafür eingenommen. Das ist die klingende Summe aus etwa 1800 Kunstwerken. Sie könnte größer sein, weiß' ich — ein besonders üppiges Beweisstück für die thatbereite Kunstliebe derer, die's können, ist sie jedenfalls nicht. Freilich, wirkliche Künstlerschaft zeigte sich auch nicht in allen 1800. Es waren erkleckelich viel schielende Bilder da, solche nämlich, die nach dem schlechten Durchschnittsgeschmack der Zahlungsfähigen schielen, passable Ware mit der Fabrikmarke geschäftskluger Mittelmäßigkeit. Es ist nun einmal so: die Masse drückt auf die Kunst. Wir müssen uns augenblicklich damit bescheiden, zu fordern, daß sie wenigstens die Gnade habe, die Kunst nicht ganz zu erdrücken. Eine lange Zeit hat in der That die Ware das Kunstwerk bei uns stark überwogen, — diese Thatsache fängt nachgerade an selbst einigen von denen klar zu werden, welche jahrelang die ungenierteſten Warenausrufer waren. Es hat sich das stark gebessert, unleugbar. Der große Zug der Emanzipation aller Künste vom Philister weht stark in den bildenden Künsten. Der Stolz der künstlerischen Selbstpersönlichkeit lehnt sich in den Köpfen auf gegen die brutale Diktatur der banausischen Majorität, welche nur in einer so unkünstlerischen Epoche, wie es die verflossene war, so protzig frech werden konnte, wie sie sich in der That geberdete. Neue Kunst! Souveräne Kunst! Freie Kunst! Diese Worte, die einst in den Köpfen stürmten, sind nun zu klaren Zielbegriffen geworden. Darin liegt die Gewißheit des Sieges. Man hält es nicht mehr für nötig, mit grobunmanierlichen Argumenten des Neustreben lärmend zu beweisen; das Rüstzeug der Verblüffung hat seinen Dienst gethan; nun rückt man mit feinerem Kaliber an. —

Wer streitet noch um Freilicht? Man malt einfach nicht mehr anders. Wer vergröbert noch die Wirklichkeit, um pathetisch die Wahrheit zu betonen? Sie ist allen Jungen selbstverständliches und einziges Ziel. Ungefesseltes Entfalten der künstlerischen Wahrhaftigkeit, kühnes Ausleben der künstlerischen Person: das wollen nun alle, die zu rechnen sind. Und zu rechnen sind alle, die wirkliches Eigenwesen besitzen, einen selbständigen Inhalt, der nach scharfer Ausprägung im Kunstwerke treibt.

Unter den Köpfen, die zu rechnen sind, macht sich ein Zug besonders bemerkbar: das ist der Zug ins Seelische. Aber ich bitte da, mich nicht

mißzuverſtehen. Der Zug zum Seeliſchen heißt nämlich durchaus etwas anderes, als das Streben der überwundenen Anekdotenmalerei, welche wunderwas geleiſtet zu haben glaubte, wenn ſie irgend eine ſeeliſch intereſſante Geſchichte erzählt hatte. Das nun will die moderne Malerei am allerwenigſten. Denn auch hierin hat ſie ſich auf ſich beſonnen und auf ihre notwendigen Grenzen: die „rührende“ Geſchichtchenmalerei iſt alſo überwunden. Das Seeliſche liegt im rein Maleriſchen, in einer undeutbaren Farben- und Formenſymbolik, welche übrigens nicht phantaſtiſch, ſondern wahrhaftig berührt. Stimmungsmalerei in einem ganz neuen Begriffe voller Kühnheit. Ich habe hier nicht Raum, mich darüber zu verbreiten. Ich weiſe nur auf die impoſante Schar von künſtleriſchen Perſönlichkeiten hin, welche uns in den Schotten entgegentrat. Für uns Kontinentale bedeutet Böcklin den Gipfelpunkt dieſer Art Malerei. Die Schotten ſind noch abenteuerlicher und dabei naturaliſtiſcher, als er. Sie bedeuten den erquickenden Gegenſatz zu dem blöden Gegenſtändlichkeitsrealismus, für den die Thatſache nicht zu beſtehen ſcheint, daß jedes lebendige Ding ſeine Seele hat. Dieſe iſt übrigens ſehr ſelten geworden. Für alle künſtleriſchen Betrachter waren die Schotten überhaupt diesmal die intereſſanteſte Erſcheinung. In der Technik zuweilen geradezu unverſchämt, in den Sujets exkluſiv bis zur Jagd nach dem Abſonderlichen, in der Stimmung kühn abenteuerlich, — kurz und gut: ſtolze, freie, fröhliche Künſtler. Wie ich von einigen Hellmalern erſt recht den Blick in den Frühling gelernt habe, ſo lernte ich von dieſen Schotten erſt den ganzen Blick in Herbſt und Dämmerung. Das Beides haben ſie unübertroffen in ihre Farbengedichte gefaßt. Ein bischen Spleen lief manchmal mit unter, — ja, aber der Spleen war auch intereſſant.

So verblüffend, wie die Schotten, trat keine andere Nation auf. Naturfreudig und voll Kraft zeigten ſich die Nordiſchen, ihnen voran Fritz Thaulow, ein Meiſter der Friſche. Immer noch gleich und zum Teil neu gaben ſich die Franzoſen. Bernard entzückte die Künſtler und verſetzte die Käufer der Ältlinge in zweifelhaftes Schütteln, Boldini zeigte das moderne Portrait in flotteſter Prägung, Agache bot Allegorien von wundervoller Poeſie. Die übrigen Romanen und die Slaven zeigten wenig Eigenart, die Holländer waren durchſchnittlich die alten Wackerſeelen, welche ſo virtuos langweilig ſind, daß man Intereſſe gewinnt an dieſer Langweiligkeit. Unter den Deutſchen viel kräftiger Kern, entſchloſſenes Abſchütteln der alten Windeln, einheitlicher Zug zur Wahrheit, welche die Schönheit iſt. Dabei kein Mangel an ſolchen, die nach dem oben angedeuteten Geſichtspunkt zu zählen ſind. Neue Namen, neue Kräfte, reiche Unterſchiede. Die Alten, die eigentlich Alten, haben nicht mitgethan. Sie wurden nicht zu ſchmerzlich vermißt.

An ihre Stelle traten die Älteren unter den Neuen, die neuen Meister, zu denen auch Hans Thoma zu rechnen ist. Vielseitig und nach jeder Seite hin bekannt war Uhde vertreten. Deutschland fängt an, zu merken, was es in ihm besitzt. Möge er bei den Jüngeren schnellere Erfassungskraft bewähren. Ich will keine Namen nennen, da jeder zu langes Verweilen lockt und der Raummangel Schluß gebietet.

In den Ateliers rüstet man auf 1891, und eben, da ich diese kurze Bemerkung niederschreibe, tritt man zusammen, um sich über die kommende Jahresausstellung schlüssig zu machen. Auch die Unken rufen schon wieder ihren unanmutigen Ruf der Furcht. Die Philister unter den Münchener Künstlern hantieren schon wieder mit dem Hemmschuh. Im Jahre der ersten Jahresausstellung wiesen sie auf die gleichzeitige Pariser Weltausstellung, diesmal zeigen sie auf den Plan der Berliner Künstler zu einer internationalen Kunstausstellung; heute wie damals ist ihrer Rede letzter Schluß: klein beigeben. Mögen sie heute, wie damals umsonst reden! —

Von den Schauspielbühnen.

Es ist nicht übermäßig viel zu erwähnen. Ein Gutes aber sei vorangestellt: die unwürdige Franzosenwirtschaft am Residenztheater scheint vorüber zu sein, das wirklich moderne deutsche Schaffen wird zwar noch immer vornehm gemißachtet, aber es ist, glaube ich, am Münchener Hoftheater noch am ehesten zu hoffen, daß in Bälde der Baum der Furcht vor dem ehrlichen Modernen gebrochen wird.

Der Schatten unserer Cyklusringelreihen ragen augenblicklich in unser Theaterleben herein. Unter ihnen gedeiht nur die „neue Bühne", deren Grundgedanken neuerdings Herr Prof. Riehl für sich in Anspruch nimmt, und einige von den schnelllebigen Tageserzeugnissen der beliebten Amüsementskunst. Der schlaue Salomo von Heyse ließ sich drei-, viermal rabulistisch-komisch vernehmen, dann legte man ihn zu den übrigen in die Leichenkammer des Sekretariats. Auch Herzl-Wittmanns „Wilddiebe" werden nicht lange leben, obwohl ihre Väter Geist und Laune haben. Aber das Gemüt fehlte und konsequente Einheitlichkeit des Tons. O. J. Bierbaum.

Wiener Theater.

Von J. L. Windholz.
(Wien.)

II.

Deutsches Volkstheater: Gespenster. Ein Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Erste Aufführung am 21. November 1890.

„Du sollst", sagt das Dogma, „Du sollst", sagt das immanente Sittengesetz „Du sollst", sagt der kategorische Imperativ, „Du sollst", sagt die rationale Ethik, „Du sollst," sagt die rationale Ästhetik. Und alle diese „Du sollst" — sie werden uns eingebläut in den Schulen, und aufgezwungen im Leben, ja fast fürchte ich, daß wir sie bereits mit der Muttermilch einsaugen; — „sie leben nicht in uns, aber sie stecken in uns", sie lasten auf uns; — und wir wehren uns gegen sie, wir suchen sie abzuschütteln, wir lehnen uns gegen sie auf; — und in diesem Aufbäumen, in diesem Auflehnen liegt der Grundzug, das Grundmoment der Moderne. — Sie ist die absolute Verneinung der alten abgelebten Lebensweisheit: „Du sollst": Das ist es, was ich die *eine* Funktion der Moderne nennen möchte; und die *andere*: Den Kampf um die Prinzipien einer neuen Lebensanschauung, einer neuen Lebensweisheit, einer neuen Moral, die nicht wie die alte rationale nur Befehle erteilt, auf Grund einer unbekannten, unbewiesenen Autorität, einer Moral, die den geraden Gegensatz zu jener imperativen bildet, einer deskriptiven Moral, und auf ihr organisch aufwachsend einer neuen Kunstanschauung, einer neuen Kunst. In diesem Sinne ist Friedrich Nietzsche der erste Historiker der Moral, der erste moderne Moralist. —

„Du sollst kein ausschweifendes Leben führen! — Warum? — Weil das ewige Sittengesetz es gebietet", sagt die imperative Ethik. Die deskriptive, die moderne Ethik: „Wenn Du ausschweifend lebst, so wirst Du Dich sowohl physisch wie geistig zugrunde richten, auch wirst Du nicht imstande sein, eine gesunde, lebensfähige Nachkommenschaft hervorzubringen. Du wirst also durch ein solches Leben Dich und Deine Art vernichten. Bist Du stark genug, es zu lassen — Heil Dir! Bist Du zu schwach, um es meiden zu können: — Wohl, ich werfe keinen Stein nach Dir, denn ich begreife Dich; den Starken aber muß ich es ans Herz legen, sich Dir ferne zu halten, denn die Schwachen sind die größte Gefahr für die Starken, die Kranken die größte Gefahr für die Gesunden."

In demselben Maße, wie die Moderne Lebensanschauung ist, in demselben Maße ist sie Kunstanschauung.

Man versteht wohl, wenn ich jetzt Ibsens „Gespenster" zur ersten Funktion der Moderne rechne; doch auch die zweite Funktion findet sich bereits angedeutet, z. B. in dem, was Oswald von dem herrlichen Freiheitsleben da draußen erzählt.

Daß es doch keinem von allen den Herren, die sich so redlich bemühten, Ibsens „Gespenster" tot zu machen, einfiel, das Verhältnis des Realismus zur modernen Ethik auseinanderzusetzen! Wollte man einen von ihnen, z. B. den Chorführer, den Privatdozenten und ehemaligen Direktionssekretär des k. k. Hofburgtheaters Herrn Dr. Alfred Freiherr von Berger nach dem Verhältnis von Schillers Dramen zu Kantischer Ethik fragen, wie würde er da Auskunft wissen! Bei dem Realismus jedoch hat es dessen nicht Not, da genügen einige geistreichelnde Bemerkungen, um ihn vollends abzuthun. Bereits acht Tage vor der ersten Aufführung hielt Freiherr von Berger seinen Vortrag über Ibsens „Gespenster", der ihm, wie ein Wiener Blatt in der Einleitung seines Referates sagte, Gelegenheit bot, „sich in niederschmetternder polemischer Weise über den Naturalismus auszusprechen. Er ließ sausende Geißelhiebe auf das ‚mit Kot und verdorbenem Menschenblut geschriebene neueste Evangelium' niedergehen" u. s. w. u. s. w. Es war mir zu meinem überaus großen Leidwesen nicht vergönnt, dem Vortrage beizuwohnen. Ich muß mich daher auf die Berichte der Tagesblätter beschränken, doch zeichnen sie sich sämtlich durch eine so rührende Einigkeit aus, daß ich mich wohl mit Fug und Recht auf sie berufen kann. Der Einleitung seines Vortrages entnehme ich folgendes: „Sie alle kennen wohl die Bildchen, unter denen geschriebeu steht: Wo ist die Katz'? An diese gemahnen uns Ibsens Dramen, bei denen wir immer fragen müssen: Was willst Du eigentlich mit all den greulichen Begebenheiten sagen, die sich da vor unseren Augen abspielen? Es kommt uns vor, als hätten wir eine zufällige Gruppierung von Schmutzflecken vor uns, und erst dem, der diese Schmutzflecken vorurteilslos ansieht, geht ein Licht auf und er sieht die Katz'." —

Wir müssen dem Freiherrn von Berger gewiß dafür dankbar sein, daß er, als ein so reinlicher Herr, sich die Mühe nicht verdrießen ließ, sich längere Zeit in vorurteilsloser Weise mit „Schmutzflecken" zu befassen, denn sonst wäre ihm kein Licht aufgegangen, er hätte die Katz' nicht gesehen, und die Mit- und Nachwelt wäre um seinen Vortrag gekommen.

Nachdem Freiherr von Berger weiters konstatierte, daß sich in Ibsens Dramen kaum verkümmerte Ansätze einer Handlung finden, daß dem modernen Menschen der Sinn für den Begriff „Handlung" überhaupt abgehe, und daß das, was sich in Ibsens Dramen zutrüge, nur Naturprozeß sei, spricht

er die Befürchtung aus, „daß das Theater der Zukunft eine Art psychologisch-anatomisches Theater sein werde, in welchem insbesondere die Pathologie der menschlichen Seele gelehrt werde. Die ‚Gespenster' seien eben ein solches Werk, zu dessen Ausführung Ibsen fünf — Kaninchen braucht. Ferner braucht Ibsen zwei verstorbene Menschen, von denen nach einem alten Spruche die lebenden gelenkt werden, und noch zwei nicht lebende Wesen: Norwegen und das Gesetz der Vererbung."

Hierauf folgt eine Abhandlung über Seelengeographie, wonach Freiherr von Berger den Wunsch ausspricht, Ibsen möge nicht nur Stücke schreiben, die dem Burgtheaterpublikum nicht gefallen, sondern auch einmal ein Stück, daß ihm selbst nicht gefalle. Aus der nun folgenden „Würdigung" Ibsens hebe ich den nachstehenden geradezu monumentalen Satz heraus: „Die moderne Menschheit befindet sich nach Ibsen in einem Umbildungsprozeß, etwa in der Periode des zweiten Zahnens." Aus den Schlußsätzen möchte ich folgendes auslesen: „Ich glaube, wenn man früher bei der alten echten Poesie Tröstung und Erholung suchte und fand von den Schmerzen und Widrigkeiten des Lebens, so dürfte heute eine Poesie um so unentbehrlicher sein, bei der man Erholung finde nicht von den Schmerzen und Widrigkeiten des Lebens, sondern von den Schmerzen und Widrigkeiten dieser Zukunftspoesie!" und: „Ist es nicht, wenn Sie den Gedanken von Ibsen auf Goethe richten (der Vortrag wurde nämlich zu Gunsten des Goethe-Denkmalfonds abgehalten), als hätten Sie das ausgesprochene Gefüht aus der verpesteten schwülen Luft des Lazareths in die herrliche freie Gottesnatur zu treten?" Heiliger Goethe! war es nicht ein deutscher Professor, der die Xenien, ich glaube folgendermaßen parodierte:

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — —

In Jena und Weimar macht man Verse, wie der da ꝛc.

Nun den Nachruhm, den sich dieser illustre Zeitgenosse Goethes hindurch erwarb, hat sich Freiherr von Berger durch seinen Vortrag ebenfalls gesichert. Es ist mir zu meinem Leidwesen noch nicht gelungen, mich in die Kenntnis von des Freiherrn von Berger griechischem Trauerspiel „Önone" zu setzen. Denn ich glaube, und nicht mit Unrecht, darin jene Poesie zu suchen, bei der man Tröstung und Erholung findet von den Schmerzen und Widrigkeiten unserer „Zukunftspoesie". Die Zeitungen wußten zu berichten, daß sowohl der Vortrag des Freiherrn von Berger, als auch die sich daran schließende Rezitation von Stellen aus den „Gespenstern" mit „rauschendem, nicht endenwollendem" Beifall aufgenommen wurden. Ich nehme natürlich an, daß dieser Beifall nicht den rezitierten Stellen, sondern dem Rezitator, Herrn Weisse vom Volkstheater galt. Die Journale prophezeiten auf Grund

dieſes Vortrages eine entſchiedene Ablehnung, während wir einen ganzen, vollen Erfolg zu verzeichnen hatten.

Die Aufführung war gut, ohne beſondere künſtleriſche Leiſtungen darzubieten, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Kutſchera, der ſich in der Rolle des Oswald als ein Künſtler von ganz genialer, großer Auffaſſung und Wiedergabe zeigte. Fräulein Bognar, ein ehemaliges Mitglied des Burgtheaters, ſprach als Mutter, wie ſich ihre zahlreichen Bewunderer ausdrücken, ſehr ſchön. Abgeſehen davon, daß meinem eigenperſönlichen Geſchmacke dieſes „ſchöne Sprechen" mit ſeinem ſüßlich nachklingenden Tonfall nicht zuſagen will, mangelte ihrer ganzen Darſtellung jede innere Wärme und Leidenſchaft. An dem Paſtor Manders des Herrn Eppmes wäre die polternde, faſt an das Poſſenhafte ſtreifende Darſtellungsweiſe in der zweiten Hälfte des Stückes auszuſetzen. Gut ohne hervorragend zu ſein, war Herrn Tyrolts Engſtrand. Große Friſche und Lebendigkeit der Darſtellung zeigte Frau Laskas Regina, wenn ſie auch nicht imſtande war dieſe Problemnatur pſychologiſch feiner auszugeſtalten.

Wie ich höre, iſt für die allernächſte Zeit am Volkstheater die Aufführung von „Rosmersholm" in Ausſicht genommen, auch ſoll gelegentlich des Mitterwurzer-Gaſtſpieles im April die „Wildente" zur Aufführung gelangen.

„Es beginnt zu tagen allerwärts."

Kritik.

Romane und Novellen.

Hermann Bahr, Fin de Siècle. Motto: Je cherche des parfums nouveaux, des fleurs plus larges, des plaisirs inéprouvés. Gustave Flaubert. Berlin, Verlag von Ad. Zoberbier. 188 S. Preis 2 M.

Schreibt da der geiſtreiche Franz Hermann in einem Kunſtberichte der „Tägl. Rundſchau" in Berlin: „Der in Rom lebende Spanier Luis Alvarez teilt die Vorliebe ſeiner modernen Landsleute für grelle, gern in Orgie ausartende Farbe. Die Natur iſt für ihn ein überwundener Standpunkt, für wirkliche Feinarbeit fehlt es dem edlen Herren zumeiſt an Ausdauer und Geduld. Er geht auf Wirkung durch überraſchende und ſich wild in ihrer Menge überſtürzende Töne. Ein bischen viel Geiſtreichelei mit Pilanterie gewürzt, ein als ſchneidig empfundener Künſtlerſtrich — mit dieſen Mitteln wird hier gearbeitet. Hat man ſich in dies hellgeſtimmte Chaos hineingeſehen, ſo iſt viel Anziehendes im Schnitt und ſogar liebliche Stimmen hört man darin. Sieht man aber die im Halb-

kreis um eine Sängerin und den begleitenden Guitarrespieler sehr hübsch gruppierte Festgesellschaft, deren vornehmstes Mitglied ein kirchlicher Würdenträger ist, und dann an den Wänden des reichgeschmückten Prunksaales die Gemälde — Murillo dabei —, so wird einem, als höre man zu gleicher Zeit Mozarts „Requiem" und einen Offenbachschen Cancan". Wie das die Empfindungen trifft, die das Fin de Siècle-Büchlein in mir erweckte! Man soll ihn freilich nicht vergleichen, diesen unvergleichlichen in Berlin lebenden Austriaco-Franco-Hispaniolen Bahr-Alvarez, denn das Einzigsein ist so sehr sein fixer Gedanke, daß er auf seinen eigenen Schatten eifersüchtig würde, hätte er ihn nicht längst verkauft um den Preis der Originalität à tout prix. Peter Schlemil-Bahr-Don Luis Alvarez hat in der That erreicht, was er mit Monsieur Gustave Flaubert auf dem mit einer niedlichen Sphinx verzierten Titelblatt seines Büchleins suchte: neue Düfte, größere Blumen, unversuchte Genüsse weben und schweben über dem schwarzen Spiegel seines Tintenfasses. Ein gesunder Mann von entschiedenem deutschen Charakter und quellender Lebensfrische wird das alles nun als guten Spaß gelten lassen, aber feierlichen Protest dawider erheben, wollte diese Fin de Siècle-Fexerei und internationale Mischmasch-Lüstelei sich als ernstzunehmende Dichtung geben. Als Technik, ja, da steckt Ernst in dieser Schreiberei, wie er in den Übungen des Trapetkünstlers, des Clowns und ähnlicher Artisten steckt. In diesem Sinne kann man auch von einem artistischen Genusse bei der Lektüre dieser Sorte von Schriften des genialen Bahr reden. Fritz Hammer.

Aus Rot-Rußland; Zersplittert. Zwei Novellen von Hermann Menkes. (E. Pierson, Dresden und Leipzig.) Tote Seelen! Unendliche Trauer liegt über den zwei Arbeiten: Tote Seelen, abgestorben, weil der Boden Rot-Rußlands Gifte birgt, keine Nahrung den Seelen; tot, weil dem Volke Rot-Rußlands das „geistige Rückgrat" gebrochen ist. Ein gut Stück modernen Geistes steckt in diesen Grundgedanken. Ihretwegen stelle ich das Büchlein hoch, sehr hoch. Menkes wohnt unter den Rotrussen in Galizien. Wir dürfen ihm die wertvollen Studien danken, die seelische Ethnographie. — Die erste Novelle ist zerfahren, weil — mit offenbarer Absicht — die Typen zu sehr ein Nebeneinander der Komposition bedingen. Ganz ungenügend fast ist sie in der Technik, der äußerlichen Mache. Eben das Typennebeneinander, dabei ein schleppendes Charakterisierungsnacheinander, Beschreibungsnacheinander: Nein! das ist nicht künstlerisch abgemessen. Rundung verleiht ihr nur die verheißungsvolle Seelentechnik, die Art der innerlichen Belebung und Durchwebung, der ganze Habitus, in dem sich der Autor giebt: Die Sprache, kraftvoll, neu — wenigstens durchschnittlich — die Schilderung: Da muß ich ein Pröbchen geben — ein Stimmungsbild von großer Plastik landschaftlich-seelischer Gefühle ist der Anfang — da steht 'mal: „(Der Mond) zaubert seltsame Lichtwirkungen hervor. Er baut silberne Tempel der Trauer in den Lüften und bleiche Flammen wirft er über Gesträuch, Sumpf und Gräser. Erde und Himmel dämmern geheimnisvoll zusammen." Diese realistische Phantastik: Das Bild — und das ist seine psychologische Ursache und Wirkung, drum einzige Rechtfertigung — faßt nach gemütlichen und äußeren Vorstellungsverbindungen in plastischer Realisierung, was aus den unbewußten Gründen und vorbewußten Strömen des Seelenlebens nur ahnungs-, stimmungsmäßig quillt, fixiert so den seelischen Eindruck je:

dämmrig-schleierig oder konturklar, symbolisch-realistisch. Alle Wetter! Menkes hat hier ein Meisterbildchen geschaffen! Und die Hoffnung, welche seine Seelentechnik erweckt, glänzend bestätigt sie die zweite Novelle. Hier ist die psychologische Analyse ihrer untersuchenden Nüchternheit entkleidet — die ihr in „Aus Rot-Rußland" oft anhaftet, manchmal noch mit Rhetorik verbrämt! — ist zur nervösen Wühlerei geworden und zugleich — ein Schritt zur Vollendung — ist gesucht, die wissenschaftliche Analyse in der künstlerischen Synthese zu relativieren, die getrennten Faktoren, Verstandesarbeit und Gemütsarbeit zum Produkt zu verbinden, zu einem Produkt, das merkwürdigerweise seine Faktoren potenziert. Nur in den innersten Gründen der Psychologik kann man die erste der Novellen modern nennen. Die zweite ist modern. Stofflich: ein völliges, versöhnungsloses Insich-aufzehren des Helden. Technisch: Des Dichters Ich ist stark gebändigt. Das muß sein. Gott schaut ja auch nicht aus jedem Menschen und steckt doch in ihm. Komplexer Handlungswille d. i. Notwendigkeit, innere, des Ganges. Keine Flüchtigkeit. Sie führt immer zu Abstraktion der immanenten Tendenz. Hypnotismus. (— Wie hypnotisiert buchstäblich Dostojewskij! —) Ich meine das unbestimmt, traumhaft-unreguliert Schwebende. In uns schafft es das Genie. (Der Trauermarsch der Eroica Beethovens!) Die M'sche Novelle hypnotisiert am Schluß, wo sich der Held mit der Beterin befreundet. Ich nannte oben Dostojewskij, unwillkürlich: hier der innere Grund: bei den eben erwähnten Szenen fielen mir ähnliche aus „Raskolnikow" ein. — Eins fehlt Menkes vor allem häufig — die optimistischen Schönfarben, die er seinen Lieblingen gern aufträgt, wird schon die Bitterkeit der Erfahrungen dämpfen: — Man höre: „Süßen Duft hauchten noch die leisen Winde, die über die weite Ebene strichen, mild, wie der Atem der Geliebten uns anweht." Dies Bild plastifiziert nicht. So noch viele andere. Aber ich sehe bedeutendes Können und ernstes Wollen: Ich brauche drum nicht kleinlich zu tadeln, darf „Eindruckskritik" üben. Noch eins: Das Fasernetz der Analyse — mit moderner Exaktheit — muß schärfer die seelische Synthese durchdringen. Dann kann Menkes über viele Realisten zu stehen kommen, denn er ist Stimmungs- und Herzenssymboliker. G. Ludwigs.

In zweiter Auflage erschien soeben in einer billigen, einbändigen Ausgabe Detlev von Liliencrons prächtige Novellensammlung „Der Mäcen" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich). Liliencrons „Mäcen" wurde bei seinem ersten Erscheinen von Publikum wie Kritik gleich beifällig aufgenommen, die letztere erklärte mit seltener Einstimmigkeit, daß das Buch das Wertvollste repräsentiere, was die deutsche Litteratur der neuesten Zeit hervorgebracht hat. Man darf es dem Verleger Dank wissen, daß er durch Veranstaltung einer billigen Ausgabe das Werk auch weiteren Leserkreisen zugänglich zu machen sucht. Wir wünschen dem eigenartigen Werke weiteste Verbreitung.

Aus der Bahn. Roman von Doris Freiin von Spättgen (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Doris von Spättgen nimmt unter den Erzählern der Gegenwart eine besonders bevorzugte Stellung ein, sie gehört unstreitig zu den beliebtesten und gelesensten Autoren unserer Zeit, und ihr Leser- und Verehrerkreis erweitert sich mit jedem neuen Werk. Ganz besonderen Beifall wird aber ihr neuer Roman „Aus der Bahn" finden, in dem ein interessantes Problem aus dem modernen Gesellschaftsleben in virtuoser Weise behandelt wird; der drama-

tisch bewegte Verlauf der Handlung machen den Roman aber auch zu einer Lektüre, die an reizvoller Eigenart und spannendem Interesse die Wünsche auch des anspruchsvollsten Lesers befriedigt. „Aus der Bahn" dürfte den Höhepunkt des bisherigen Schaffens der an Erfolgen so reichen Autorin bezeichnen und wird zweifellos bald zu den gelesensten Büchern gehören. — Im gleichen Verlage erschienen unter dem Titel „Kämpferinnen" zwei Novellen von Otto Haggenmacher. Durch Frische und Flottheit der Behandlung zeichnen sich diese Erzählungen, in denen scharf aufgefaßte Probleme mit glänzender psychologischer Kunst entwickel werden, ebenso aus wie durch Eigenartigkeit der Charakteristik und der Darstellung. Sie bilden so eine Lektüre, deren origineller Reiz dem Leser eine Fülle von Anregung und genußreicher Unterhaltung gewährt.

Der sechste Band der „Gesammelten Schriften" von Adolf Glaser, die in zwangloser Reihenfolge bei Wilh. Friedrich in Leipzig erscheinen, enthält Glasers bekannten Roman „Weibliche Dämonen", der siebente bringt eine Sammlung der besten Novellen des beliebten Erzählers, deren erste „Geistiger Adel" dem Bande den Namen gegeben hat. Glasers Roman „Der Hausgeist der Frau von Estoval" endlich erschien als achter Band dieser empfehlenswerten Sammlung. Z.

Oskar Justinus. In der Zehnmillionen-Stadt. Berliner Roman aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. — Verlag von E. Pierson, Leipzig. — Ein äußerst freudevolles Werkchen, das in parodistischer Form einen Ausblick auf das Jahr 2000 eröffnet und im übrigen nicht den Anspruch macht, mit dem Bellamyschen Buche etwa in irgend welchen Wettbewerb zu treten. Auch in diesem Büchlein zeigt sich wieder ganz die drollige Eigenart Justinus, jene aller satirischen Angriffe fernstehende Behaglichkeit, der es nicht um Geißelung irgend welcher Zustände, sondern nur um das vergnügte Lächeln des Lesers zu thun ist, das er denn auch häufig genug erregt, ja bis zum herzlichen, laut ausbrechenden Gelächter steigert. Die paar ernstgemeinten, ja pathetischen Stellen in dem Buche wird man allerdings mit in den Kauf nehmen müssen. Jedenfalls eine Erscheinung, die bei der so mangelhaften Vertretung des Humors auf dem deutschen Büchermarkte ein freundliches Willkommen verdient.

Eduard Bellamy. Fräulein Ludwigtons Schwester. Deutsch von Klara Steinitz. Verlag von S. Fischer, Berlin. — Wie schon auf dem Titelblatte angegeben, behandelt der Roman das Unsterblichkeits-Problem. Um es aber gleich zu sagen, er hat uns eine ganz gewaltige Enttäuschung bereitet. Das Ganze läuft nur auf die Enthüllung eines spiritistischen Humbugs hinaus, ein entlarvtes Taschenspieler-Kunststück, und hat mit irgend einer ernsthaften Seite jenes Problems nicht das mindeste zu thun. Ein Buch, das auch auf Grund seines sonstigen litterarischen Wertes kaum eine Erwähnung an dieser Stelle verdienen würde, wenn es nicht eben Bellamy geschrieben hätte. Zu loben ist nur, daß Bellamy in diesem Buche sich ausdrücklich gegen die im intelligenten Berlin jetzt so sehr im Schwung befindliche Logik verwahrt, im Hinblick auf den einen schwindelhaften Fall gleich die ganze spiritistische Richtung in Grund und Boden zu donnern. Vergleiche darüber das glänzende Kapitel über „Verallgemeinerungen" in Nordaus noch lange nicht genug gelesenen „Paradoxen".

Heh. L—r.

Das Recht auf Liebe. Roman von Conrad Alberti (Leipzig, Friedrich). Ein neuer Roman von Conrad Alberti

ist ein litterarisches Ereignis. Der Verfasser nennt diesen Roman ein „lyrisches Zwischenstück" in seinem sozialen Romancyklus. Alberti zeigt mit diesem Buche, daß er nicht nötig hat, durch geniale Excentricität zu wirken — die moderne Litteratur kennt nichts reineres, keuscheres und edleres als diese bei aller Schlichtheit spannende und erschütternde Geschichte, die unbedenklich auf jedem Familientisch liegen kann. Der Realismus hat hier höchste Ausbildung gefunden: Schönheit und Wahrheit durchdringen sich vollkommen. Im Mittelpunkte steht ein ebenso leidenschaftlicher wie großer Frauencharakter — und das Buch wird sofort ein Lieblingsbuch der Damenwelt werden. Sprache und Farbe sind wie immer bei Alberti von höchster Lebhaftigkeit.

Gift und Gegengift. Roman von Anton Freiherr von Perfall. Preis Mk. 4. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Überfahrt nach Amerika und eine Reihe leidenschaftlich bewegter Ergebnisse, die sich während derselben auf dem Ozeandampfer „Hamonia" entspinnen, schildert das erste Kapitel dieses spannenden Romans. Der verbummelte Sprößling eines alten Grafengeschlechtes, der, von seiner Familie aufgegeben und aller Mittel entblößt, sich als Heizer auf dem genannten Dampfer verdingt, um nur aus Europa, wo er sich nicht zu halten vermag, fortzukommen und in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, steht im Mittelpunkte der Handlung. Auf dem Schiffe trifft er mit einem auswandernden Bauer aus seiner engern Heimat und seiner hübschen Tochter zusammen, und diese Begegnung wird bestimmend für seine Zukunft. Der Verfasser führt uns mit seinen Helden nach Kalifornien, das er mit genauester Kenntnis von Land und Leuten zu schildern weiß, und schließlich in die alte Heimat zurück, und überrascht überall durch neue Wendungen seiner reichbelebten Handlung. „Gift und Gegengift" ist ein regelrecht im Stile der alten Schule gearbeitetes Kulturbild, in dem gewisse, scharf zugespitzte Gegensätze des modernsten Lebens zum Austrag gelangen, und das in seinem sittlichen Gehalt ebenso wertvoll als in seinen Schilderungen fesselnd ist. Technisch neue Pfade zu wandeln, scheint des Verfassers Ehrgeiz nicht zu sein. Die „Moderne" als eigenartige Kunst der Darstellung kommt wenigstens in diesem Buche nicht zu ihrem Recht. Modern daran ist nur das Stoffliche, nicht das Künstlerische. Anton v. Perfall ist eine neue Auflage vom altgewordenen Spielhagen.

X. Y. Z.

Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Einar Christiansen. Deutsch von Ernst Brausewetter (Berlin, J. H. Schorer). Es ist wohl das erste Mal, daß ein psychologischer, vom Geiste des modernen Realismus durchdrungener Roman sich an ein größeres Publikum wenden darf, ohne Gefahr zu laufen mißverstanden oder gar seiner künstlerischen Tendenz wegen angefeindet zu werden. Denn der hohe sittliche Gehalt des Buches, die strenge, dem einseitigen Hervorheben des Häßlichen und Nebensächlichen jedoch gründlich abgewendete Wahrheitsliebe des Verfassers, ferner sein glänzender Stil und nicht zu allerletzt der feine, oft sarkastische Humor, alles das ist ganz dazu angethan, die Aufmerksamkeit auf das interessante Buch zu ziehen.

Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren von P. K. Rosegger. Zwei Bände (Wien, Hartleben). Der Überraschungen, welche dieses schelmische Buch enthält sind nicht wenige. Jedes der lebensvollen Stücke packt uns schon

mit den ersten Zeilen, die Entwicklung, der Schluß manchmal ganz unerwartet, und doch wieder ganz selbstverständlich — kühn, naiv. Aus jeder Seite guckt der Schelm hervor, stets ein echter Rosegger. „Die Welt ist so kalt, so überklug, so hart, so ledern, so zum Verschmachten öde," heißt es im Vorworte, und dieses Buch will lustig machen, lachen machen. Es hält Wort. Aber der Schelm kann es, daß man mitten im Lachen feuchte Augen bekommt, sich fest am Herzen gepackt fühlt zur ernsten Selbstumkehr und Läuterung, so daß der Schelm an seinen Lesern das spielend erreicht, was der Lehrer im Schweiße seines und des Lesers Angesichtes oft vergebens anstrebt. Wir finden an dem Werke wohlbekannte Eigenschaften des steierischen Dichters, aber daneben so viele neue frische Seiten, so reiche schöpferische Kraft und Vielfältigkeit, daß uns der wohlfeile Vorwurf, der Mann schreibe zu viel, im Munde stecken bleibt. Rosegger hat seit 25 Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit 25 Werke verfaßt; wenn etwa zwei oder drei Mißjahre zweifelhaftere Früchte zeitigten, dieser Jahrgang reifte eine volle Garbe.

Lyrik.

Kosmische Lieder von Carl Bleibtreu. Leipzig, W. Friedrich. Absolute Kritik ist analytische Charakteristik. Das subjektiv-ästhetische Tagesurteil kommt erst in zweiter Reihe. Das Kunstwerk bleibt; die Stellungnahme der verschiedenen Zeiten, der Geschmacksepochen zu ihm wechselt: vgl. Euripides, Vergil, Corneille, Racine, Jean Paul u. a.

Bilder aus Natur und Weltgeschichte bilden den Vorwurf, den stofflichen Unterbau der „kosmischen Lieder".

Giordano Brunos Weltanschauung spiegelt sich in ihnen;*) ein „pantheistischer Deismus". (Gedicht 79: der Seelen wanderungsgedanke in neuer Fassung). Dazu tritt das zerstörende Element der Schopenhauerschen Philosophie: eine furchtbar-düstre pessimistische Stimmung, die fast all' diese Gedichte durchzieht, läßt keine Freude an der Größe und Erhabenheit des Alls aufkommen; nur Schmerz, nur tiefe Wehmut. Die Ewigkeit der Natur und das winzig-erbärmliche Thun des Menschen! Die Vergänglichkeit des Irdischen! Skepsis. Unendliche Variationen. Ein unerschöpfliches Thema, oft behandelt; nicht immer neue Gedanken. Es wäre albern, daraus einen Tadel zu schmieden. Ein kindlich reiner, idealer Geist („meiner Seele fromme Taube"), der gegen Lüge, Gemeinheit und Heuchelei rastlos ankämpft. Aber die Verzweiflung ist das Ende.

Der Charakter dieser Lyrik besteht in einer kontemplativen Reflexion. Der Stoff wird historisch-philosophisch behandelt. Ein gewaltiger Gesichtskreis, — große Perspektiven. Den Grundzug bilden die Gefühle des Erhabenen. Die lyrische Gestaltungskraft ist erstaunlich; philosophische Betrachtungen werden in Stimmungen umgesetzt, umgewandelt; diese Stimmungen verdichtet, komprimiert; der Leser erhält nur den Eindruck des stärksten Empfindungsausflusses: daher die phänomenale Wirkung dieser kosmischen Lieder; der Bann, in den uns das dichterische Können reißt. Zu der Fülle der Gedanken gesellt sich eine hohe Anschaulichkeit.

Technisch: ein großer Reichtum der Formen. Eine tiefdichterisch durchsättigte, mit starken Bildern getränkte Sprache. Bezeichnende Wortzusammensetzungen schmücken sie. Der lyrische Stil ist im wesentlichen der alte. Der Versbau nicht hart, aber auch nicht gelenk. Ich hebe

*) „Jedenfalls (?) dürfte die Religion Giordano Brunos in ihren Grundzügen als Religion jedes modernen Menschen gelten, der die Irrwege des gedankenfaulen (?) Materialismus flieht".
Bleibtreu („Zeitgenosse" I. 1).

das musikalische Element, die Klangwirkung der Bleibtreuschen Verse hervor. —

Kulturell betrachtet, stellt sich dies Buch als ein letztes mächtiges Lyrik-Produkt des philopathischen Zeitalters dar, dessen philosophischer Wesensausdruck Schopenhauer, dessen musikalischer Richard Wagner; dessen poetischer Ausgangspunkt die Wertherdichtung, dessen Höhepunkt die Romantik ist. Die Poesie einer niedergehenden Weltanschauung des Pessimismus und der Ideologie: die schmerzvoll Verzicht leistende von Byron über Lenau bis auf Bleibtreu und Conradi; die blasiert-nervöse, mit dem Schmerz kokettierende décadence-Poesie von Heine bis auf Arent und Bahr („gute Schule", „fin de siècle"); die zerstörende, den Verfall schonungslos aufdeckende in Zola, Dostojewskij, Tolstoi und in der Degenerationsdramatik der Ibsen, Bahr („große Sünde"), Hauptmann, Holz-Schlaf. Moderne Empfindungen d. h. Empfindungen der neuen auf Darwin und Nietzsche begründeten Weltanschauung enthält das Buch nicht.

Die kosmischen Lieder bilden die Bibel eines Poeten.*) Sie geben sein Glaubensbekenntnis, seine Religion: die innigsten, reinsten Gefühle seines Herzens hat er darin niedergelegt. Höchste Subjektivität atmet jede Zeile. Das Leben schuf den Dichter zum Pessimisten („An meiner Leber frißt der Geier grimmer Erfahrung"). Möchte man sein Wesen und seine Werke aus diesem Büchlein begreifen und lieben lernen!

Heinrich Ernst Wachler.

Modernes Trio. In Folio, 80 Seiten stark — deren letzte 6 Geschäftsreklame — schleudert der Piersonsche Verlag ein „Modernes Trio" mit guter Titelzeichnung auf den Markt, herausgegeben von Wilh. Arent. Hermann Koniecki, A. von Sommerfeld heißen die Genossen. Zunächst will ich die modernen Dichtercharakter zergliedern. Dann eine kleine litterar-ethische Bemerkung.

Da ist Arent. Ich suche seine Eigenart auf den 40 Seiten, die er füllt. Er giebt uns das Tagebuch einer Reise nach der Ostsee. Aus den Gedichten haucht Gemütskrankheit, Senilität des Verlebten. Ich bin nicht befugt dem Dichter deshalb Strafpredigten zu halten. So schaut er aus müden Augen in die Welt, und wie Flecken, die den Blick oft trüben — zumal wenn man in die Sonne gesehen — liegt es für ihn über jeder Wahrnehmung. Er hat in die Sonne des Pessimismus gesehen. Seine sinnliche Feinfühligkeit und orgienhafte Farbschwelgerei verleugnet sich nicht. Ich will ein Pröbchen geben:

Sensitiva Amorosa.

Hingerissen, berauscht von ihrem Anblick,
Dem süßen, so unendlich lieblichen,
In stummem Lustentzücken blieb ich steh'n;
Ganz leise zitterte die weiße Hand,
Nervös nestelnd in innerer Erregung
Am schweren, schwarzen Sammet der Portière . .

Stumm lag sie hingeschmiegt und hingegossen,
Wie keuscher Marmor — ganz ohne Bewegung —
Ganz Lieblichkeit und lilienhafte Blässe
In blauen, goldgestickten Atlaskissen:
Ein zartes Kind, ein Dämon, eine Blume,
Aus deren Reiche Todesdüfte strömen . . .

Dies aber ist das einzige Gedicht, das lyrischen Charakter trägt und wahrt. Die andern, mehr noch naturbildlich-symbolisierend gehalten, sind ja — als Vertreter einer Kunstgattung — nicht zu verwerfen. Doch ist nicht jedem gegeben, derartig lyrisch zu bilden. Am wenigsten fast Arent. Er greift von A bis Z in den Beiträgen über (besser „außer") sein Vermögen — ein Gedicht ist mir noch begegnet, das Lilieneronisch klingt — und leidet so künstlerischen Schiffbruch. Mit dem Apostroph geht er nach wie vor polizeiwidrig um. („'n, 'ne, trop'scher, zerr'nd!") Außerdem: die romantische

*) Als künstlerisch am vollendetsten erscheinen mir Nr. 1—5, 12, 18, 21, 26, 27, 29—32, 39, 45, 50, 57, 62, 79, 83.

Bilddüſelei, die ſich oft einſchleicht, die frivole Dreckwühlerei, die innerlich unvermittelt und unverlangt vordringt, die ſinnliche Gemeinheit des Dichters, welche er nicht ſelten in krankhafter Ehrlichkeit uns geſteht, überhaupt der ganze Ton nonchalanter Verachtung, iſt das modern?! Nein, das iſt vielmehr gerade die Geſinnung, die wir bekämpfen.

Nun zu Hermann Koniecki. Mit Recht begrüßt das Motto ſeiner Gedichte die — wenn auch weltfern geborene — Individualität. Doch ſtets muß ſie modern ſein. Sonſt: Waſchlappigkeit iſt auch Individualität, wenn man ſo will. Koniecki nun — deſſen „Damaskus" ich leider nicht kenne, es wurde von ehrlichen Kritikern ſehr gerühmt — was iſt er? Sechs Seiten hat er nur — auch das muß ich in ſeinem Intereſſe bedauern — beigeſteuert. Ihm fehlt nicht die öde Blaſiertheit; doch die Erhabenheit des Schmerzes. Seine Schwermut hüpft auf den Gedanken ab: „Aber Lump, haſt du kein Geld — Geh und ſuche nach den Äſten — Eines Baumes — ſuch' nicht lang — Häng' dich an den erſten beſten." Philoſophie iſt ihm Poeſie und der Konſequenz — ſubjektiv vielleicht wohlberechtigter — Verzweiflung entſchlüpft er in poetiſchen Worttroſt. Die ganze Denkungsart iſt kulturfremd, alt, matt, leichthin. Keine moderne Titanenhaftigkeit, nicht einmal Strebensemſigkeit; nichts Vergrübeltes. Liebelei, nicht Liebe. Tand und Tändelei. So auch in der Form — im weiten Sinne des Wortes —, welche des Poeten ſchärfſtes Charakteriſtikum. Schärfe und Eigenart der Empfindung? Nein. „Lied Murillos III.," überhaupt der ganze Cyklus; „Abſchied von der Poeſie": armſelig. Nur einzelne Dichterworte. Das iſt alles. „Müd" iſt ſein Lied wie er ſelbſt ſagt, doch nicht ermüdet, ſondern faul. Ein blaſierter Jüngling: keine Spur von Individualität; keine Spur von Modernität: Wüſtlinge — wenn er als ſolcher gelten will — gab's zu allen Zeiten. Alſo auch das giebt kein Anrecht auf den Ehrentitel: modern. Und ſolche Leute geben ein Buch, auf dem Titelblatt als Symbol ein Roman von Zola und „Die Geſellſchaft" ꝛc., leiſten jedoch faſt nichts, was die Leitung der „Geſellſchaft" als druckreif bezeichnen würde. Sind das „moderne Individualitäten?" (Sie geben ſich im Vorwort für: „Vollmenſchen" vom „Zeitodem erfüllt" aus). Dann habt Ihr Recht mit Euren Wehklagen, Ihr Philiſter!

A. von Sommerfeld iſt mit 11 Seiten vertreten. Rührender Mut des Vergeſſens, Entſagens; mehr noch rührender Kampf mit den aufzuckenden Vergangenheitsdämonen: den Gegenwartlüſten. Ein qualvolles Hin und Her zwiſchen erſtarkender Lebens- und Liebenskraft, müdem Ekel, müder Reue, immer mit dem Lächeln des verachtenden Verſtändniſſes. Vor dem Abgrund der Selbſtverachtung ſteht der Dichter: er kennt ja ſeine Nichtigkeit, die Vergänglichkeit ſeiner Ideale. — Und dieſe Seelenglut! Im Wort, im Bild wühlt ſie. Das packt. (Ein herrliches Gedicht von ihm las ich auch „Zeitgenoſſe" Heft 1.) Darin ſteckt ein gut Teil moderner Individualität. Er gehört zu einem Übergangsgeſchlecht; eigentlich iſt's kulturell überwunden. Die Neuen ſind kräftiger, konſiſtenter möcht' ich's nennen und einheitlicher.

Auch Arent iſt ja in dieſem Sinne veraltet. Alſo iſt der Untertitel „Realiſtiſches Versbuch" angemaßt. Je ſchärfer man dem Realismus auf die Finger ſieht, deſto herber muß man ſolche Übergriffe Fremder abwehren. Dabei ſteht als Motto da: „Duck' dich See, es kommt ein Platzregen"!! Ja, Waſſer! wäſſerig! Denn auch die beſten lyriſchen Leiſtungen des Heftes rechtfertigen die Unverfrorenheit nicht, mit der es ſich einführt. Schon äußerlich: wie frech! Das ſoll auffallen! Auch die Reklame, die — im Buchhändlerbörſenblatt war's, glaub' ich — vor-

ausging. Überhaupt — ich will offen reden — das Treiben Arents ist schauspielerisch, amerikanisch, überspannt. Was der Mann sich schon erlaubt hat! Kaum mehr geistig zu rechtfertigen ist es! Lauter Windmacherei, wie seine Selbstmordversuche: er ist gewöhnlich zu feige, mehr zu thun, als an Tod zu denken. Und wir müssen immer das Gejammer mit anhören. Das all ist direkt unmoralisch. Ich besprach Arents letzte Sammlung lobend: die war äußerlich einigermaßen bescheiden, wenn auch absurd. Doch diesem neuen Versuch sich in Szene zu setzen — die andern Mitarbeiter mit ihrem schmalen Anteil darf ich nicht rechnen — glaube ich entschieden gegenübertreten zu müssen. Wir verbitten uns — als Strebensgenossen — das kompromittierende Anschmußen solch spekulativen Pfadsuchers und suchen nach Kräften — als Schriftsteller überhaupt — diesem Preßunfug zu steuern. Pfui, unsolid! Das „moderne Trio" soll sich heimgeigen lassen.

G. Ludwigs.

Dramen.

Adolf Herzog. Merrith. Schauspiel in 4 Akten. Dresden. Piersonscher Verlag.

Wahrhaftig — Herzog ist ein Dramatiker von einer Kühnheit der Situations-Malerei, der seines Gleichen sucht! Er versteht zu wirken mit gewaltigen Mitteln! Sehe man gleich den ersten Akt-Schluß: eine Granate fliegt der Liebhaberin an den Kopf, natürlich steht ein Arzt daneben, der sein Besteck gleich herauszieht und es nach genauer Besichtigung und Erläuterung einiger Knochensplitter präsentiert und die Granate wieder herausholt, was er so geschickt macht, daß die Betreffende schon im vierten Akte wieder heiratsfähig. Das muß man sagen — der Mann versteht sich auf dramatischen Effekt!! Doch Scherz bei Seite — es ist unerfindlich, wie Herzog seine Schauer-Komödie veröffentlichen konnte. Da ist nichts von Charakter-Zeichnung, nichts von Durchführung des einmal Fixierten, nichts von wirklich Natürlichem — Alles widersinnig, unverständig, gezwungen, aus dem Bedürfnis des Herrn Verfassers herausgewachsen. Nichts ist zu entdecken von dem, was ich als unumstößliches Postulat des modernen Dramas aufgestellt (siehe das Vorwort zu meinem Drama „Gerechte Menschen"), nicht ein Zug von Natur und Gesundheit — Zerrbilder — aber keine Menschen! — Es ist ein ungesundes Werk — hervorgewachsen aus völligem Mißverstehen der dramatischen Grundelemente, einer sensationslüsternen Menge fröhnend. Herzog hat dies Schauspiel aus einem Collinsschen Romane zusammengeschustert — daher ein paar — aber nur sehr wenige — ganz hübsche Momente. Wunder nimmt es mich, daß der im übrigen so verdienstliche Piersonsche Verlag derartige dramatische Lächerlichkeiten verbreitet.

Hans von Basedow.

In Heft 1 der Monatsschrift „Das 20. Jahrhundert" schreibt Dr. Erwin Bauer u. a.: „Das Dutzend Rezensionen, die ich über Bleibtreus „Schicksal" gelesen habe, ist nur im Stande gewesen mir zu beweisen, daß von den Kritikern nicht ein Einziger begriffen hat, um was es sich handele, und daß sie alle das, was sie im Stücke nicht verstanden haben, dem Dichter und seiner angeblich mangelhaften Dramaturgie zur Last legen." Mit großem Ergötzen habe er z. B. gelesen, wie diese Kritiker „Schicksal" mit den alten romantischen Schicksalsdramen in einen Topf warfen — ein kaum glaublicher Blödsinn, den sich z. B. der gute Elcho in der „Volkszeitung" leistete, auf dessen „wohlmeinende" Kritik die „Kölnische" ihre unwahre Notiz von einem Mißerfolg stützte. Dr. Bauer verbreitet sich geistreich und richtig über die wahre

Bedeutung des Stoffes und der Form. „In dem ganzen Drama pulsiert ein starkes dramatisches Leben ... die Charakterzeichnung ist durchweg plastisch, originell, wirksam; selbst unbedeutende Nebenfiguren sind mit wenigen Strichen reliefartig herausgearbeitet. Das dramatische Talent Bleibtreus zeigt sich nicht nur in der geschickten Durchführung von Massenszenen, sondern namentlich auch darin, daß er Figuren, die nur momentan in die Handlung eingreifen, so charakteristisch zeichnet, daß sie einen bleibenden Eindruck als Figuren aus dem vollen Leben hinterlassen. Die Sprache der Dichtung ist ungekünstelt und gedankenreich." Über die Aufnahme schreibt Bauer, daß der Erfolg zwar „am stärksten nach den ersten Akten" gewesen sei, daß aber „die Zuhörer sich bis zum Schlusse der Wirkung der Dichtung nicht zu entziehen vermochten." Vor allem: „Der Erfolg des Bleibtreuschen Dramas war ein um so größerer, als dasselbe eine Darstellung über sich ergehen lassen mußte, wie sie verhängnisvoller für eine Erstaufführung kaum gedacht werden kann."

Karl Bleibtreu.

„Getrennt und geeint". Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Streibel (der Julia Alpinula III. Teil) Dresden, E. Piersons Verlag. Was soll man über diese neuste Geburt der Streibelschen Talentlosigkeit sagen? In diesem Buch ist immer noch von Cassius und Julia die Rede, auf Seite 70 wird einer „jäh" vom Tode „zerweicht", damit sich's auf „bleicht" reimt, auf 10 Seiten wird gesungen mit entsetzlicher Sprachschändung.

„Was ein Männerherz erhebet:
Schwerter hier und Armenringe,
Voll von Runen, wovor bebet
Frevler vor des Reiches Dinge."

oder:

„Und der Raum, der weit uns trennet
Von der Gottheit sichrem Ort,
Der trennt uns, so lange kennet
Einer und ausspricht das Wort:
Gottheit! und wir nie ihm nahen.
Wie die Gottheit wir nie sahen!"

Statt „gering" dünkt es dem Verfasser besser stets der Verse wegen „gring" zu schreiben — zum Schluß sagen sich Cassius und Julia recht langsam, „Lebe — — — wohl!" Hoffentlich kommen sie nicht wieder, um uns mit dem vierten Teil der „Julia Alpinula" zu beglücken!

A. v. Sommerfeld.

Über „Karl Bleibtreus jüngste Dramen" bringt der „Pfälzische Kurier" einen interessanten Artikel von F. Zollern, dem wir u. a. entnehmen: „Noch nie wurde ein Dichter von eminenter Begabung so gemein und kleinlich angegriffen. Bleibtreu wurde bekrittelt, nicht kritisiert. Der Dichter hat in „Kampf ums Dasein der Litteratur" diese Helden von der nörgelnden Kritik festgenagelt und tief genug gehängt. Es ist wahr, oft befriedigt das eine oder andere von Bleibtreu nicht vollständig. Sein ungeheurer Gedankenreichtum verschmäht manchmal die rechte Konzentration. Aber was scheeren mich Äußerlichkeiten, wenn das Werk selbst die großartigsten Probeme behandelt. Nun, Bleibtreu mag sich trösten: Goethe hatte seinen Nicolai, Lessing seinen Klotz — und die Klötze verfaulten! Bleibtreu ist Alles ... seine Fruchtbarkeit und die Universalität seines Wissens sind erstaunlich, seine Arbeitskraft unermüdlich." Bei Erwähnung seiner „meisterhaften Byron- und Napoleon-Dramen" heißt es: „Mit congenialem Geist ist dieser Bonaparte aufgefaßt: Richard Voß' „Weh den Besiegten" ist daneben ein schaler Salonfex und Grabbes „100 Tage" ein wirres Machwerk." Mögen gewisse Leute sich das gesagt sein lassen.

Übrigens hat Ernst Ziel, der bereits in der „Frankfurter Zeitung" die Bedeutung von „Der Erbe" richtig würdigte,

jetzt ebendort das „Halsband“ verständisvoll beleuchtet. Bleibtreu habe den Stoff ergriffen mit „der kühnen Initiative des echten Dichters, dem Feinsinn des geschulten Psychologen“ und sich als „berufener Sozialsatiriker“ wiederum bethätigt. Das Stück wird nächsten Februar auf einem Berliner Theater in Szene gehen.

G.

August von Friedler. — Ein echter Rembrandt, Lustspiel in einem Aufzuge. — Der Liebe Fluch, Tragödie in fünf Akten. (Verlag von Oswald Mutze, Leipzig). Das erste Stückchen auf einem sehr hübschen und originellen Grundgedanken aufgebaut, leider aber von einer durchaus nicht genügenden Technik, so daß das Stückchen, um das es schade ist, den Weg auf die Bühne kaum finden dürfte. Wären die Einakter heutzutage nicht an und für sich schon eine so undankbare Arbeit, so würden wir dem Verfasser empfehlen, sich damit an einen Bearbeiter zu wenden. — Ganz dieselbe mangelhafte Technik haftet auch dem Trauerspiel an. Szenen wie im zweiten Akt die Festnahme des Omar, im dritten Akt die Flucht des Boabdil der Angriff Torquemadas auf seinen Bruder, der ganze vierte Akt samt Verwandlung, im fünften Akt der Tod Omars und Achmed — alles Unmöglichkeiten. Der Inhalt der Tragödie dabei noch recht dürftig und die Sprache konventionell und farblos. Das Ganze noch unaufführbar. Der Verfasser thäte gut, sich durch gewisse Schmeichel-Kritiken nicht blenden zu lassen, sondern lieber noch fleißig Schiller zu studieren, namentlich die Maria Stuart, in technischer Beziehung wohl das erste Drama unserer ganzen Litteratur.

Heh. L—r.

Philosophie.

Zur Geschichte des Erkenntnisproblems. Von Bacon zu Hume. Von Eduard Grimm. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1890.) Seit mehr als einem halben Jahrhundert — etwa seit dem Tode Hegels — hat unter allen Kulturnationen Deutschland die Führung auf dem Gebiete der philosophischen Historiographie. Man braucht von der hyperteutonischen Zeitkrankheit nicht angesteckt zu sein und kann doch mit Stolz eingestehen, daß in dem wissenschaftlichen Wettkampf der modernen Völker kein anderes uns an Weite des historischen Horizonts und an Objektivität geschichtlicher Auffassung erreicht. Diese unsere zweifellose Überlegenheit in den historischen Wissenschaften ist ein Erbteil unserer großen philosophischen Vergangenheit, aus welcher wir die Kraft gewonnen haben, die geistige Entwickelung der Völker zu begreifen und aus dem universalhistorischen Thatsachengewirre die beherrschenden Ideen wahrzunehmen. Mit andern Worten: mehr als Franzosen, Engländer und Italiener haben wir die Fähigkeit, den Geist der Weltgeschichte zu erfassen. Kein Volk hat daher so viele Versuche aufzuweisen, das Problem einer philosophischen Auffassung der Geschichte zu lösen, wie wir. Doch gingen diese Bemühungen — im Gegensatz zur exakten Methode der Engländer, insbesondere der Buckle-Spenceerschen Schule — meist von apriorisch-idealistischen Voraussetzungen aus und ließen inbezug auf die Wissenschaftlichkeit der Methode und ihre Durchführung viel zu wünschen übrig. An Stelle dessen, was wir überwunden hatten: die verwirrende Fülle der Thatsachen, trat ein anderer Übelstand: das berauschende Getümmel der Ideen.

Der letztgenannte Fehler allerdings hat sich aus der Geschichte der Philosophie — einem einzelnen, obwohl sehr bedeutenden Ast an dem weitverzweigten Baume der historischen Wissenschaften — schon fast ganz verloren. Werke, wie diejenigen von Heinrich Ritter, Eduard

Digitized by Google

Zeller, Kuno Fiſcher u. a. genügen den höchſten Anſprüchen, die an Reichtum des Inhalts und Strenge der Methode an die hiſtoriſche Reproduktion — dieſes ſoll jede geſchichtliche Darſtellung einer Wiſſenſchaft ſein — der großen Gedankenſyſteme des Altertums wie der Neuzeit geſtellt werden können. Freilich inbezug auf die litterariſche Form ſtehen wir in dieſem Gebiete leider immer noch hinter den Werken von Victor Couſin, Barthélemy St. Hillaire, Henri Taine, Erneſt Rénan und Lewes zurück. Doch hat ſich in dieſer Beziehung ſchon vieles bei uns zum Beſſern gewendet; denn wer die hiſtoriſchen Darſtellungen etwa aus den vierziger Jahren mit unſeren neuſten Arbeiten vergleicht, wird mit Freuden einen unzweifelhaften ſchriftſtelleriſchen Fortſchritt konſtatieren können.

Dem Werke des Herrn Dr. Grimm, welches als Monographie — freilich eine ſolche größten Stils — auftritt, kann ich dieſe Vorzüge im höchſten Maße nachrühmen. Ein Buch von ſolchem Umfange — es enthält faſt 600 Seiten —, welches ſich die Aufgabe ſtellt, die philoſophiſche Entwickelung der Engländer während eines Zeitraums von drei Jahrhunderten zu ſchildern, und vom Anfange bis zu Ende intereſſant und feſſelnd geſchrieben iſt, hat einen litterariſchen Wert und verdient auch außerhalb des verhältnismäßig kleinen Kreiſes, der ſich für die Probleme der Erkenntnistheorie und Metaphyſik intereſſiert, volle Beachtung. Daß aber der Verfaſſer dieſe formellen Vorzüge nicht etwa auf Koſten der Gediegenheit und Tiefe des Inhalts anſtrebte, ergiebt eine nähere Prüfung des Werkes.

Der von mir ſonſt hochgeſchätzte Friedrich Viſcher hat einmal ein Wort ausgeſprochen, das, trotz ſeiner völligen Grundloſigkeit, ſehr oft wiederholt wurde. Die Engländer ſind ſo tief in das Reich der Dichtung hinabgeſtiegen, ſagte er, daß ſie für die Metaphyſik ſich völlig erſchöpft haben — und ein Volk ohne Metaphyſik bleibt — trotz aller exakten Leiſtungen — wiſſenſchaftlich flach. Dieſer Gedanke, der auch ſonſt mit den gewöhnlichen Anſichten vom Geiſte der Engländer übereinſtimmt, entbehrt doch bei ſchärferer Unterſuchung des Sachverhalts — trotz Viſcher — jedweder Wahrheit.

Es iſt ja richtig, eine Metaphyſik im Sinne Spinozas, Leibniz' und Hegels haben die Engländer nicht; aber deshalb darf man ſie ein unphiloſophiſches Volk nicht nennen, etwa wie die ſlaviſchen und ſkandinaviſchen Nationen, die keinen irgend wie nennenswerten Denker hervorgebracht haben. Ein Blick in das Grimmſche Werk giebt uns den richtigen Maßſtab zur Hand, wenn es ſich darum handelt, die weltgeſchichtliche Stellung Englands in philoſophiſcher Hinſicht zu präziſieren.

Dieſe Stellung knüpft ſich an die fünf großen Namen: Francis Bacon, Thomas Hobbes, John Locke, George Berkeley und David Hume. Bacon bedeutet die Zertrümmerung der ariſtoteliſchen Scholaſtik und Theologie des Mittelalters und die Begründung einer neuen Baſis für alle Wiſſenſchaften der Erfahrung, ſowie der erſte Verſuch einer encyklopädiſchen Herleitung aller Wiſſenszweige. Hobbes leitet den Bruch mit der mittelalterlichen Staatsauffaſſung ein und begründet die Erkenntnislehre auf der Pſychologie. John Locke vollendet die pſychologiſche Erkenntnislehre und iſt der Vater aller kirchlich-religiöſen Reformbeſtrebungen in Europa. Berkeleys Verdienſte um die Begründung der idealiſtiſchen Weltauffaſſung ſind unbeſtritten und werden neuerdings auch in Deutſchland gewürdigt, inſofern man ihn hier als einen der Vorläufer von Kants transcendentalem Idealismus anerkennt. David Hume endlich hat mit großer Kühnheit den bis dahin uner-

ſchütterten Pfeiler des Dogmatismus ſelbſt unterſucht, indem er die relative Geltung des Kauſalitätsgeſetzes nachwies und ſo durch ſeinen Skepticismus unſerm großen Kant die Wege ebnete.

Jeder dieſer fünf Philoſophen hat natürlich ſeine Anhänger wie ſeine Gegner, welche alle mehr oder minder das Erkenntnis-Problem, d. h. die Frage des Verhältniſſes des denkenden Subjekts zur gedachten objektiven Welt behandelten und ſo eine reiche philoſophiſche Litteratur zu Tage gefördert haben.

Der Verfaſſer des oben genannten Werkes giebt uns nun eine ſehr gründliche aus den Quellen geſchöpfte Darſtellung dieſer dreihundertjährigen Bewegung und beweiſt hierbei eine ungemeine Fähigkeit, die fremden Gedankengänge mit lichtvoller Klarheit und in plaſtiſcher Schärfe wiederzugeben. Somit reiht ſich dieſe hervorragende Arbeit den bedeutendſten Werken zur Geſchichte der neuern Philoſophie an.

Wir behalten uns vor, einzelne intereſſante Partien des Buches ſpäter noch in ausführlicherer Weiſe in dieſer Zeitſchrift zu beleuchten. Moritz Brasch.

Franzöſiſche Litteratur.

Alphonse Daudet, Port-Tarascon. Dernières aventures de l'illustre Tartarin. (Paris, E. Dentu.) Die Nachricht, daß ein neues Tartarin-Buch Meiſter Daudet's erſchienen iſt, genügt, um alle litterariſchen Feinſchmecker in freudige Aufregung zu verſetzen, und es ſei gleich vorweg bemerkt, daß ihnen in dem vorliegenden Werk eine Koſt beſchert iſt, wie ſie der verwöhnteſte Geſchmack nicht reizvoller wünſchen kann; denn an origineller Friſche, prickelndem Reiz und feinſinniger Satire ſteht Port-Tarascon ſeinen beiden bekannten Vorgängern nicht nach. Die letzten Abenteuer des berühmten provencaliſchen Don quijotes, der durch Daudet zur Weltberühmtheit gelangte, bilden den Inhalt des Bandes, der mit den beiden vorerſchienenen „Tartarin de Tarascon“ und „Tartarin sur les Alpes“ die luſtige Tartarin-Trilogie bildet. Wir begnügen uns für heute mit der einfachen Anzeige des prächtigen Buches und behalten uns näheres Eingehen für ſpäter vor, nur der Ausſtattung, die das Buch zu einem Prachtwerk erſten Ranges ſtempelt, möchten wir noch mit einigen Worten gedenken. In großem Oktavformat, auf ſchönem, ſtarkem Papier ſplendid gedruckt präſentiert ſich der Band, der in der ſogenannten Figaro-Ausgabe der beſtbekannten „Collection Guillaume“ erſchienen iſt, im vornehmſten Gewand und muß unter der diesjährigen Etrennes-Litteratur an erſter Stelle genannt werden. Die prächtig ausgeführten Zeichnungen von Bieler, Conconi, Montegut, Montenard, Myrbach und Roſſi bilden zudem einen Illuſtrationsſchmuck, der inbezug auf Reichtum und Schönheit die weitgehendſten Anſprüche befriedigt. Die äußere Ausſtattung deckt ſich hier aufs glücklichſte mit dem inneren Wert und Gehalt des Buches.

Th. Cahu, Pardonnée? (Paris, Ollendorff). Der Roman, der gleich bei ſeinem Erſcheinen gewaltiges Aufſehen erregte, hat ſich die Gunſt des Publikums im Sturm erobert, und die Kritik kann nicht umhin, das Verdikt der öffentlichen Meinung in dieſem Falle rückhaltslos zu beſtätigen. Cahu behandelt in ſeinem Werke die Frage, ob die Frau, die unter beſtimmten Verhältniſſen ihrem Manne die Treue bricht, wirklich, wie es unſere fadenſcheinige Geſellſchaftsmoral verlangt, ſchuldig zu ſprechen iſt; er nimmt keinen Anſtand, dieſe Frage rundweg zu verneinen, ja er geht noch einen Schritt weiter und geißelt die moderne Konvenienzehe, die oft genug auf eine moraliſche Vergewaltigung eines unerfahrenen jungen Mädchens hinausläuft, geradezu als unſittliches Verhältnis, das den Ehe-

Digitized by Google

bruch als natürliche Folge nach sich zieht. So spitzt sich sein Roman zu einer Anklage gegen die moderne Institution der Ehe zu. Diane Narmande, die, als blutjunges Ding einem alternden Manne angetraut, an der Seite dieses verknöcherten Bureaukraten freudlos dahinlebt und sich dem jungen Dragoneroffizier Mélias aus wahrer Herzensneigung hingiebt, ist ihm nicht die schuldige Frau, sondern das menschlich entschuldbare Geschöpf, das einfach dem Zuge seines Herzens folgt und als Opfer unserer ungesunden sozialen Verhältnisse fällt, ohne irgendeine Schuld auf sich geladen zu haben. Diese Diana Narmande ist eine prächtige, lebenswahre Figur, deren Charakter vom Autor mit hingebender Liebe behandelt ist; weniger glücklich war der Verfasser mit den männlichen Akteuren dieser ehelichen Tragödie, vor allem verfehlt erscheint die Person des Dragoneroffiziers Mélias, eine verwaschene, sentimentale Romanschablone, die alles andere eher als ein Held ist; auch der betrogene Ehegatte, der das ehebrecherische Verhältnis seiner Frau kennt und duldet und dadurch gleichsam — er befindet sich in hoher richterlicher Stellung — zum Zuhälter seiner Frau herabsinkt, ist eine Figur, der es an innerer Lebenswahrheit vollständig gebricht. Trotz dieser groben Fehler in der Charakterzeichnung stellen wir Cahus „Pardonnée?“ sehr hoch; es ist eine tüchtige Leistung, in der sich eine kräftige Eigenart ausspricht.

Henry Gréville, Le Passé (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). Auch eine Ehebruchsgeschichte, die sich indessen in den ausgefahrenen Geleisen dieses in Frankreich zur Specialität gewordenen Genres bewegt. In ihrer gewandten Manier erzählt Gréville hier den Roman einer gefallenen Frau, die für das Liebesglück einer kurzen Stunden ein ganzes Leben hindurch zu büßen hat. Eine neue Variation über ein altes Thema also, zwar ohne sonderliche Tiefe und Originalität, aber hübsch klingend und angenehm ins Ohr fallend; im übrigen ein echter Gréville mit all den Vorzügen und Schwächen, die die Werke dieser begabten Erzählerin fast ausnahmslos aufzuweisen haben. Es sei jedoch billigerweise anerkannt, daß der Roman mit großem technischen Geschick aufgebaut und stilistisch sorgfältig behandelt ist; den zahlreichen Verehrern einer leichten Unterhaltungslektüre wird er daher eine willkommene Gabe sein. — An die stattliche Zahl jener Leser, die lediglich zu Unterhaltungszwecken nach einem Buche greifen, wendet sich auch die jüngste Schöpfung des erstaunlich fruchtbaren Fortuné du Boisgobey, die unter dem Titel „Le Chêne-Capitaine“ soeben im gleichen Verlage erschienen ist. F. du Boisgobey ist ein tüchtiger Fabulierkünstler, der viel Fantasie, noch mehr Kombinationsgabe und ausgesprochenen Sinn für effektvolle, lebendige Darstellung besitzt. Mit diesen Vorzügen ausgerüstet, dazu als ergrauter Routinier mit allen Handwerkskniffen wohl vertraut, weiß er eine Geschichte zusammenzuschreiben, die ein anspruchsloses Publikum noch immer zu blenden und zu fesseln vermag. Vor einer strengeren Kritik kann sein „Le Chêne-Capitaine“ allerdings ebensowenig bestehen, wie die große Schar seiner Vorgänger, der Roman erreicht aber ein anständiges Mittelmaß und hat vor der Menge der konkurrierenden Sensationsromane den Vorzug, die Klippen der Geschmacklosigkeit geschickt zu vermeiden.

Sacher-Masoch, La Sirène. Etude de moeurs russes. (Paris, Marpon & Flammarion). Sacher-Masoch erfreut sich großer Beliebtheit beim französischen Publikum, das bei seiner geringen Kenntnis der modernen deutschen Litteratur in ihm den deutschen Realisten par excellence zu erblicken vermeint. In dem vorliegenden Kulturbild aus dem slavischen Volksleben bewegt sich der Autor

mit beſtem Erfolge wieder auf dem Gebiete, das als ſeine eigentliche Domäne anzuſehen iſt, auch bewährt ſich in der Zeichnung einiger Charaktertypen aufs neue ſein eminenter Blick für nationale Eigentümlichkeit und ſeine ſichere Geſtaltungskraft, an urwüchſiger Friſche und packender Originalität reicht ſeine neueſte Schöpfung freilich an ſeine Jugendwerke nicht heran.

Gustave Guiches, L'Imprévu (Paris, Tresse & Stock). Ein Ichroman aus dem Schriftſtellerleben, der von einem geſunden Realismus erfreuliches Zeugnis ablegt. Der Band enthält das Tagebuch eines jungen Mannes, der in glücklicher Unabhängigkeit lebend die Schriftſtellerei zu ſeinem Lebensberuf erwählt und von den vielerlei Enttäuſchungen, die ihm der intime Verkehr mit ſeinen Berufsgenoſſen bringt, in halb humoriſtiſcher, halb ironiſcher Weiſe berichtet. Dieſe Enthüllungen aus dem litterariſchen Berufsleben, die weniger anziehend als lebenswahr ſind, bilden den erſten Teil der Aufzeichnungen, ſie werden bald unterbrochen durch einen Herzensroman, deſſen Eigenart vorteilhaft abſticht gegen die tradionellen Liebesgeſchichten, die man in der Regel aufgetiſcht bekommt. In etwas draſtiſcher Weiſe ſchildert Guiches in ſeinen Hauptfiguren den Gegenſatz zwiſchen männlichem Egoismus und weiblicher Hingabe und es ſpricht für ſein tüchtiges Können, daß er dem Thema eine neue Seite abzugewinnen weiß. Der Roman iſt der beſten Empfehlung wert.

Physiologie de l'Amour moderne. Fragments posthumes d'un ouvrage de Claude Larcher, recueillis et publiés par Paul Bourget, son exécuteur testamentaire. (Paris, Lemerre.) Wenn irgend einer befugt und befähigt iſt die Grundgeſetze einer Phyſiologie der modernen Liebe zu fixieren, ſo iſt es ſicher Paul Bourget, der ſich auf dem Felde der Herzens- und Seelenkunde ſo oft als genialer Pfadfinder erwieſen hat; man durfte daher dem Werke, in dem er ſeine Beobachtungen und Studien über die moderne Liebe zuſammenfaßt, mit berechtigten Erwartungen entgegenſehen und die Bruchſtücke, die er vor der Buchausgabe in der „Vie parisienne“ abdrucken ließ, waren ganz geeignet, die Neugierde der Leſewelt aufs höchſte zu ſteigern. Das fertige Buch freilich, das nun vorliegt, wird auch die kühnſten Hoffnungen weit überflügeln, und wir dürfen getroſt behaupten, daß wir in dieſer „Physiologie de l'amour moderne“ ein würdiges Seitenſtück zu Balzacs „Physiologie du mariage“ beſitzen, mit der es in Plan und Anlage überdies viel gemeinſame Berührungspunkte hat. Der Untertitel, in dem ſich Bourget als einfacher Teſtamentsvollſtrecker des guten Claude Larcher vorſtellt, iſt eine durchſichtige Myſtifikation, die kaum Einen täuſchen wird. Claude Larcher iſt bekanntlich eine der gelungenſten Figuren aus Bourgets „Mensonges“, und wenn Bourget gerade dieſem ſeine Anſichten über die „Phyſiologie der modernen Liebe“ in den Mund legt, ſo geſchieht es wohl einzig in der Abſicht, für ſeine Sarkasmen einen geeigneten Interpreten zu haben, der es ihm ermöglicht, ſeiner ironiſchen Laune ungezwungen die Zügel ſchießen zu laſſen. Es lag nicht in der Abſicht des Verfaſſers, ein langatmiges Kompendium einer Liebesphyſiologie zu ſchreiben, er begnügt ſich vielmehr damit, die Grundzüge einer ſolchen in 22 „Meditations“ leicht zu ſkizzieren, das umfangreiche Gebiet kreuz und quer zu durchſtreifen und das Terrain mit der Leuchte ſeines durchdringenden Wahrheitsdranges abzuleuchten, ſo zwar, daß auch das verborgenſte Eckchen in blendender Helle uns vor die Augen gerückt wird. Wir dürfen es uns verſagen, den vorliegenden Band unſern Leſern noch beſonders zu empfehlen: wer Bourget kennt und — was dasſelbe iſt — verehrt, wird ohnedies

nach ſeiner jüngſten Schöpfung greifen, ſchon des Themas wegen, das darin behandelt wird. Die Frauen aber werden ihrem vergötterten Liebling für dieſe „Physiologie de l'amour moderne“ noch ganz beſondern Dank wiſſen.

Hérault de Séchelles' Voyage à Montbard bildet den neuſten Band des Sammelwerkes der „Chefs-d'oeuvre inconnus“, eine der intereſſanteſten Kollektionen der rührigen „Librairie des Bibliophiles“ (Paris, D. Jouauſt). Das heute faſt verſchollene Werkchen, das uns den bekannten Revolutionsmann als geiſtvollen Satiriker bewundern läßt, iſt es wohl wert, der Vergeſſenheit entriſſen und dem Publikum von neuem unterbreitet zu werden. Es enthält den intereſſanten Bericht über einen Beſuch, den Hérault de Séchelles 1785 Buffon abſtattete und iſt reich an pikanten Details über das Privatleben des großen Naturforſchers, den es uns gleichſam im Schlafrock vorführt. Eine feinſinnige Studie aus der Feder A. Aulards iſt dem Bändchen als Einführung vorgeſtellt.

Edouard de Morsier, Romanciers allemands contemporains. (Paris, Perrin & Cie.) Es kommt nicht allzuhäufig vor, daß ein Franzoſe ein Buch über die deutſche Litteratur veröffentlicht, und wenn es ja einmal geſchieht, ſo darf man ſicher ſein, allerlei Schiefes und Oberflächliches zu hören zu bekommen. Das Werk, das wir heute anzeigen, macht von dieſer Regel eine rühmliche Ausnahme, es enthält die Arbeit eines Mannes, der mit Geſchmack und Verſtändnis über unſere zeitgenöſſiſche Litteratur urteilt und ſich hierbei als gut unterrichtet erweiſt. Eduard de Morſier iſt durch die eingehenden Studien, die er dem deutſchen Schrifttum widmete, zu einem glühenden Bewunderer der deutſchen Litteratur geworden und nimmt keinen Anſtand, ſeinem Enthuſiasmus in beredten Worten Ausdruck zu verleihen, unbekümmert um das Ärgernis, das er dadurch bei den Chauvins erregen muß. Der Band enthält vier umfangreiche Studien über Friedrich Spielhagen, Guſtav Freytag, Wilhelm Raabe und den unvermeidlichen Paul Heyſe; wichtiger und bemerkenswerter als dieſe Aufſätze dünkt uns jedoch die breit angelegte Einleitung, die den Gegenſatz zwiſchen deutſchem und franzöſiſchen Weſen, wie er in den beiden Litteraturen ſo ſtark zum Ausdruck kommt, trefflich kennzeichnet. Hierbei findet der Verfaſſer auch Gelegenheit, ſich in bitterem Sarkasmus über die dünkelhafte Verbohrtheit und litterariſche Unbildung ſeiner Landsleute zu äußern, die in Bezug auf die moderne deutſche Litteratur eine gradezu rührende Unkenntnis an den Tag legen. De Morſier hat ſich das ſchöne Ziel geſteckt, ein geiſtiger Mittler zwiſchen den beiden Nachbarvölkern zu ſein und bei ſeinen Landsleuten Sinn und Verſtändnis für die moderne deutſche Litteratur zu erwecken, leider iſt bei der krankhaften franzöſiſchen Empfindlichkeit und der ungeſtümen Rückſichtsloſigkeit des Verfaſſers, der der herrſchenden chauviniſtiſchen Richtung ſo gar keine Konzeſſionen macht, auf einen Erfolg in der angeſtrebten Richtung kaum zu hoffen.

Mme. de Staël par Albert Sorel. (Paris, Hachette & Cie). Dieſe treffliche Biographie der Frau von Staël aus der Feder eines der feinſinnigſten franzöſiſchen Litteraturhiſtoriker bildet den neueſten Band der beſtbekannten Sammlung der „Grands Écrivains français“. In knappen Zügen zeichnet uns Sorel den Lebens- und Entwickelungsgang der berühmten Schriftſtellerin, deren Werke gleichzeitig einer gründlichen Analyſe unterzogen werden, in gleich vortrefflicher Weiſe iſt der tiefgehende Einfluß gekennzeichnet, den Frau von Staël auf die Politik und Litteratur ihres Vaterlandes ausgeübt hat.

Emile Faguet, Dix-septième Siècle. Etudes litterarires. (Paris, Lécène, Oudin & Cie). Faguets litterarhiſtoriſche Arbeiten gehören weitaus zum Beſten und Wertvollſten, was auf dem Gebiete der franzöſiſchen Litteraturforſchung in letzter Zeit geleiſtet worden iſt. Ebenſo muſtergültig und gründlich wie ſein früher erſchienenes Werk über die franzöſiſche Litteratur im Jahrhundert der Aufklärung, das wir an dieſer Stelle bereits nach Gebühr gewürdigt haben, iſt auch der vorliegende Band, in dem die litterariſchen Größen des 17. Jahrhunderts einem analytiſchen Studium unterzogen worden. Faguets feiner Sinn für das Typiſche einer Litteraturepoche, der ſcharfe Blick, mit dem er die charakteriſtiſchen Züge einer litterariſchen Phyſiognomie erkennt und im Bilde feſthält, die feinpointierte Art der Darſtellung ſind Vorzüge, die auch in ſeiner jüngſten Schöpfung in glänzendſter Weiſe in die Erſcheinung treten. Wir nehmen noch einmal Gelegenheit, dieſe muſterhaften litterarhiſtoriſchen Studienwerke unſern Leſern angelegentlichſt zu empfehlen.

Aus der reichen Litteratur über den dunklen Erdteil hat Victor Tissot die intereſſanteſten Partieen ausgewählt und zu einem Bande vereint, der unter dem Titel „L'Afrique pittoresque“ bei Delagrave in Paris erſchienen iſt. Der Herausgeber hat ſich in erſter Linie die Aufgabe geſtellt, ein feſſelndes, unterhaltendes Werk zuſammenzuſtellen, das ſich auch an das Verſtändnis der reiferen Jugend wendet; von dieſem Geſichtspunkte aus iſt die Auswahl der einzelnen Stücke getroffen, und man darf ſagen, daß Tiſſot hierbei mit Geſchick und ſicherem Geſchmack zu Werke gegangen iſt. Die Verlagsbuchhandlung hat den ſtattlichen Band in ſplendideſter Weiſe ausgeſtattet und mit Illuſtrationen von Kirſchner, de Bar H. Touſſaint u. A. geſchmückt; der reiche Bilderſchmuck und das vornehme äußere Gewand machen das ſchöne Buch auch zu Geſchenkzwecken beſonders geeignet.

A. G—tze.

Engliſche Litteratur.

„Nigel Browning“, by Agnes Giberne, Author of „Sun, Moon, and Stars etc. (London 1890.)

Als Äquivalent für die Summe von 40,000 Pfund Sterl., um die eine junge Dame von dem Vater gebracht worden iſt, wird ihr teſtamentariſch der Sohn angetragen. Das Fräulein iſt denn auch nicht abgeneigt, ihn zu nehmen, aber die Sache hat einen Haken, denn der junge Mann trägt eine unauslöſchliche Neigung im Herzen zu ſeiner erſten Liebe und dieſe iſt auch reich, aber nur an trefflichen Eigenſchaften. In einer Erzählung wie dieſe, in welcher keine Böſewichter eine Rolle ſpielen, ſondern ſchlimmſtenfalls die Hauptperſonen ſich einige Schwachheiten oder Irrtümer zu ſchulden kommen laſſen, haben die Kataſtrophen der Handlung natürlich nur den Zweck, das Intereſſe und die Spannung zu erhalten. So muß hier verſchiedentlich Feuer- und Waſſersnot herhalten, damit eine wirkſame Steigerung gewonnen werde. Die Erbin nämlich hat das Unglück in Brand zu geraten, nicht figürlich, ſondern thatſächlich und Nigel Browning, kurz reſolviert, ſtürzt ſich mit ihr in den Fluß. Dieſe heroiſche That giebt ihr den Eindruck, als liebe er ſie dennoch. Aber bald darauf iſt Nigels „Herzensmädchen“ in Waſſersnot und ſiehe da: er rettet dieſe mit gleicher Präziſion, iſt aber weit lebhafter um ſie beſorgt, ſo daß die Erbin ſchließlich ihren Irrtum einſehen muß. Sehr zu loben iſt die hohe Lebensauffaſſung der Verfaſſerin, die ernſte Pflichterfüllung, welche das leitende Prinzip der 3 Hauptperſonen iſt, zeugt davon.

Etwas drollig berührt es, wenn wir auf der Titelſeite leſen, daß wir in der Verfaſſerin den „Schöpfer von Sonne,

Mond und Sternen" vor uns haben. Die Geſchichte iſt ja nicht übel, aber da hätte ich mit meiner Allmacht denn doch ein bischen was anderes leiſten wollen!

„The love of a lady". A Novel by Annie Thomas (Mrs. Pender Cudlip; London 1890).

Die Verfaſſerin iſt nicht gerade eine Rieſin an Phantaſie und freilich giebt es deren heut wo mehr als in den Tagen des ſeligen Horaz die goldene Mittelſtraße von Dichtern allerlei Schlages gepilgert wird, ſelbſt im luſtigen Altengland verzweifelt wenige, aber ſie kann, wenn ſie will, ein ganz gutes Engliſch ſchreiben und beſitzt auch Erfahrung und Verſtändnis für das, was zu einer Erzählung gehört. Wenn ſie aber dem Publikum eine Geſchichte bietet, wie dieſe „Liebe einer Dame", ſo erweiſt ſie damit weder ihrem Vaterlande, noch ihrem Geſchlechte, noch weniger ſich ſelbſt eine Ehre. Zunächſt iſt die Geſchichte ſchon in ihrer Kompoſition ſo verfehlt wie möglich. Im erſten Kapitel wird Mrs. Marchant, während ſie mit Mr. Le Breton kokettiert, durch den Arm geſchoſſen. Einige Seiten lang herrſcht nun über den Thäter ein geheimnisvolles Schweigen, dann aber iſt von der Epiſode nicht weiter die Rede und der Leſer mag erraten, wer der Schuldige war. Der Held (Le Breton) und die Heldin (die Zeichnerin Kitty Danbeny) bieten uns das wenig anziehende Schauſpiel großer gegenſeitiger Verliebtheit, was ſie aber beide nicht hindert, noch andere Perſonen in ihr weites Herz geſchloſſen zu haben. Kitty iſt allerdings weiblich genug, um dem einen Geliebten fortdauernd und klar den Vorzug einzuräumen, aber dieſer eine iſt nicht derjenige, welchen ſie heiratet, ſondern einer, der im Buch etwa auf 20 Seiten vorkommt, um dann am Ende für 10 Seiten noch einmal aufzutauchen und an Trunkſucht zu ſterben, in die er ſeit 2 Jahren aus Liebesgram verſunken war. Le Breton iſt auch ein merkwürdiger Menſch; unter andern Eigenheiten hat er die Gewohnheit, junge Damen, die er zum zweiten mal in ſeinem Leben ſieht, und Monate, bevor er ſich in dieſelbe verliebt, bei ihren Vornamen zu rufen; ferner geht er in der Mitte des Buches nach Dublin und lebt dort mehrere Monate, was weiter keinen Zweck zu haben ſcheint, als daß er dort mit einem weitern Mädchen in ein Verhältnis tritt, (ſpäter iſt jedoch nicht mehr von ihr die Rede), oder daß die Verfaſſerin Gelegenheit erhält, uns einen ganz unmöglichen Jargon von Irländerinnen der Mittelklaſſe aufzutiſchen. Durch die ganze Erzählung windet ſich ein widerwärtiges und verrücktes Frauenzimmer in reiferen Jahren, die in Le Breton verliebt iſt und ſich mit ſpiritiſtiſcher Betrügerei abgiebt, aber ſpäter entlarvt wird. Wie es ſcheint, hat Miß Thomas dieſe thörichte Geſchichte, bei der ſogar der Titel nicht zutreffend gewählt iſt, denn eine „Lady" kommt in derſelben überhaupt nicht vor, in größter Haſt geſchrieben und ebenſo flüchtig auch die Korrekturbogen geleſen, denn ſonſt könnten nicht ſo viel Redensarten im Provinzialreporterſtil und ſo viel verfehlte Satz-Konſtruktionen vorkommen (der Leſer verſuche nur einmal folgenden Satz zu konſtruieren: „The deferential curtsey that was dropped to her as she passed the threshold of some mothers whose children were in want of boots and herself of bread, failed to deprecate etc.!!) von kleineren Mißgriffen gar nicht zu reden. Von einer Schriftſtellerin von der Geſtaltungskraft und den Fähigkeiten der Miß Thomas könnte man etwas beſſeres erwarten.

„A modern milkmaid" by the author of „Commonplace Sinners". (London 1890, 3 Bde.)

Der Roman iſt merkwürdig wegen der Eigenheit ſeines Stils und ſeiner

Ausdrucksweise. Die Verfasserin hat ein wahres Repertoir von originellen Beiworten und wendet dieselben auf das Sonderbarste an. So ist es z. B. sehr gewählt zu sagen, daß „Kühe, welche im Klee standen, ihren Rücken auf 4 verdeckten Beinen erhoben", während „als unfehlbare Zeichen ihrer Übersättigung sich ihre friedlichen Flanken ausdehnten" u. s. w. Und so verzwickt wie der Stil, ist, und zwar in noch höherem Grade, die Geschichte selbst. Die Kuhmagd ist ein Genie, eine Sängerin, aber beides Genie wie Gesang können sie nicht vor der Leidenschaft schützen und das mag auch wohl die Moral der Geschichte sein sollen: Ἔρως ἀήττατε μάχαν. Aber trotz alledem ist das Ganze nicht uninteressant und erhebt sich durch die Ursprünglichkeit des Stoffes und der Erfindung, ja wir möchten sagen, gerade wegen der Absonderlichkeiten des Stils und der Konstruktionen, welche das Streben der Verfasserin verraten, nicht die gewöhnliche Heerstraße zu ziehen, über das Niveau der üblichen Unterhaltungslitteratur. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß das Buch einige hochbedeutsame Schilderungen enthält und wenn die entschieden talentierte Verfasserin erst gelernt haben wird, die Natur unverfälscht, sozusagen aus erster Hand, zu geben, so soll es uns gar nicht wundern, wenn sie uns eines Tages mit einer Leistung ersten Ranges erfreut.

„How Stanley wrote ‚In Darkest Africa'." A Trip to Cairo and back by E. Marston (Sampson Low, Lond. 1890). Der erste Gedanke, der uns beim Lesen des kleinen Buches von Marston „Wie Stanley sein Werk: ‚In darkest Africa' schrieb" befiel, war: wen kümmert es, wie Stanley sein Werk schrieb?! Und selbst, wenn Mr. Marstons einleitende Bemerkung, das alles, was sich auf Stanley bezieht, für einen großen Teil des Publikums von verschiedenen Nationen, die höchste Anziehungskraft zu besitzen scheine, richtig wäre, was wir uns denn doch leise zu bezweifeln erlauben! möchten wir daran erinnern, daß uns sowohl Mr. Stanley selber wie seine Verleger über alle Umstände und Einzelheiten der Arbeit eifrig unterrichtet haben, um unsern Appetit auf das Werk selbst und sein Erscheinen zu schärfen. Für Mr. Marston ist es nur zu natürlich, daß ihm jeder mit dem großen Verlagsunternehmen seiner Firma in Beziehung stehende Umstand wichtiger erscheint, als andern Leuten und so mußte es ihn um so mehr reizen, ein Buch daraus zu machen, als er schon einen interessanten Magazinartikel darüber geliefert hatte. Er beginnt mit seiner Fahrt nach Kairo, wo er sich mit Stanley ins Einvernehmen zu setzen hatte und das Manuskript in Empfang nehmen mußte. Mit welchem Eifer er sich seiner Aufgabe entledigte, mag man daraus entnehmen, daß er einen bedeutenden Teil des Manuskripts abschrieb und die Kopie auf einem andern Wege nach Hause schickte, als den er mit dem Original selber nahm, aus Furcht, es könnte dem teuren Manuskript etwas widerfahren. Doch genug davon, wenn die Zungen der Begleiter Stanleys gelöst sind, werden wir so wie so mehr Stanleylitteratur zu verdauen haben, als uns lieb sein dürfte.

Unter den bedeutenden **Neudrucken** sind folgende hervorzuheben:

Chaucers Canterbury Tales mit Anmerkungen und Accentuation, mit Illustrationen von dem Ellesmere-Manuskript. Neu herausgegeben von John Saunders (London 1890). Leider in usum Delphini verstümmelt.

Waverley Novels neue Ausgabe nach handschriftl. Material im Besitz des Verlegers und mit ausführlichen Glossarien

in 25 Bänden bei A. & C. Black (Bd. I, Edinb. 1890).

Von De Quinceys „Geſammelte Schriften" herausgegeben von David Maſſon ebenfalls bei A. & C. Black in 14 Bänden, ſind 13 Bände erſchienen.

Charles Kingsby' Novels erſcheinen in neuer Ausgabe. (Lond. 1890 ff.)

Bei Henry Frowde Clarendon Press erſcheinen (1890) „English Miracle Plays, moralities and Interludes als Beiſpiele des Dramas der prä-eliſabethaniſchen Epoche, mit Einleitung, Noten und Gloſſar, herausgegeben von Alfred W. Pollard.

Bei Blackie & Sohn, London, liegen vollſtändig vor in 8 Bänden Shakespeares Werke, klein 4°, herausgegeben von Henry Irving und dem inzwiſchen verſtorbenen Frank Marſhall; dieſelben enthalten außer dem Text die Litteratur- und die Bühnengeſchichte jedes einzelnen Stückes, kritiſche Bemerkungen; erläuternde Exkurſe von A. Marſhall, Arthur Symons, A. Wilſon Verity, Joſeph Knight, P. J. Round, H. A. Evans u. a., biographiſche Notizen über die hiſtoriſchen Perſonen, Bedeutung dunkler Ausdrücke; Liſte der nur bei Shakeſpeare vorkommenden Worte; Lokalkarten für die Stücke; Index zu den Noten; ſowie 600 Textilluſtrationen und 37 Radierungen von Gordon Browne, Marnetſon, Magnard Brown und Frank David. Die allgemeine Einleitung und Biographie Shakeſpeares entſtammt der Feder Profeſſor Dowdens. Dr. Karl Bieſendahl.

Italieniſche Litteratur.

Il Divorzio, Marescalchi Alfonso. Roma 1889 e 90.

Juſt mit dem 1. Tage des Jahres 1889 hat ein Buch das Licht der Welt erblickt und ganz luſtig in das neue Leben hineingeſchaut. Es war eben ſeiner Sache ſchon ſo viel wie ſicher; aber der junge Knabe fing ſofort an ganz fürchterlich zu werden. Wie konnte es auch anders ſein das Produkt gereifter Manneskraft, voll von hiſtoriſchem Wiſſen und logiſcher Zwingherrſchaft! Il Divorzio e le sua istutuzione in Italia iſt der ganze Titel, den der Chefredakteur des italieniſchen Staatsanzeigers ſeinem 500 Seiten ſtarken Bande voranſtellte. — Es prüfte Herr Cavaliere Alfonſo Marescalchi die Zeiten alle, er hat Notizen von faſt allen Völkern und Epochen, er macht ſeiner Vaterſtadt Bologna (Bononia docet) alle Ehre. Daß die Herren Neu-Italiener ſich doch noch nicht ganz im Zenit der Bildung befinden können, weiſt er nach, „weil die wirkliche Freiheit abgehe". — In der freieſten Republik mit monarchiſcher Verfaſſung rollt eben die Kugel, fervet opus, das Divorçons Sardous ſpielt die Tagesrolle und voran marſchiert der prachtvolle Stoff, den nur ein Bienenfleiß ſammeln und ein acumen ingenii in ſo hervorragender Weiſe verarbeiten konnte.

Schon des erſten Kapitels Überſchrift: Il matrimonio nella natura, nel diritto e nella storia genügte, falls es noch nötig wäre, dem Manne eine bleibende Stelle in der Litteratur zu gewähren und zu ſichern. Im zweiten Kapitel beſpricht er die Unlösbarkeit, Trennung und Scheidung, l'indissolubilità del vincolo, la separazione ed il divorzio. Die Scheidung vom ethiſchen und ſozialen Geſichtspunkte aus: il divorzio e l'etica sociale iſt Gegenſtand des dritten; das vierte endlich beſpricht die Anwendung der Scheidung, l'applicazione del divorzio.

Das Neujahrsgeſchenk nahm S. Exzellenz der Miniſter Zanardelli mit Freuden entgegen und wie ſehr ich recht hatte, dieſe strenna zum Überſetzen zu übernehmen, zeigt der große Disput, der ſich bei einer ſo hochwichtigen Frage entſpann und die raſche Folge der zweiten Auflage trotz der hohen erſten.

Von etlichen Gegenschriften sind mir die Herren Autori namhaft gemacht, aber deren Werke noch nicht zugekommen.

Besonderen Anklang fand Marescalchi bei dem Senatore Mantegazza, welcher von dem ewig blühenden Florenz aus mit einem schneidigen quos ego den Ton angab, dem getreuen Knappen und festen Bannerträger sich zur Seite stellte, auf seine fisiologia dell'amore hinweisend, in der drei Seiten der Befürwortung des divorçons gewidmet sind. Cap. XXII, p. 336 ss.

Hört man den alten Recken, so wird einem wohl, wie beim Anblick des frisch gepflügten Feldes am grünen, duftenden Waldesrand und als Deutscher besonders, Lessing dankend zugewandt, der uns **das Gute zu thun lehrt, nur um des Guten willen.**

„Felice da pìn che trent' anni nel mio matrimonio, invoco il divorzio, **perchè cresca dignità ad un contratto**, che oggi é un patto di schiavitù; lo invoco per molti infelici che pure hanno il diritto di amare onestamente e senza avvelenare il loro amore coi rimorsi del tradimento" sind seine genauen Worte.

Die Menschenwürde predigte auch vor hundert Jahren Schiller als Universitätsprofessor vom Katheder Jenas herab; den größten Humanisten der Neuzeit habe ich schon genannt. Gehen wir Jahrhunderte zurück, so sehen wir den „ersten modernen Menschen" Petrarka mit diesem Probleme beschäftiget und gerade in Bologna hat 1470 Conradus Celtis seine Humanitäts-Lehren, die Grundlehren der schönsten Lebensweisheit vorgebracht, ohne ihnen jedoch mehr als akademische Geltung verschaffen zu können.

Mantegazza bestätiget sein eheliches Glück von dreißig vollen Jahren; aber doch ersehnt er das Scheidungsgesetz (perchè cresca dignità) für die Anbahnung eines würdigen Ehevertrages, der heute nahezu auf dem Niveau eines Sklavenhandels stünde. Der große Physiologe und Psychiker, der mir eben seine Ideen für das neue psychologische Museum in Florenz mitteilte, ruft ein Gesetz herbei für alle jene Unglücklichen, welche ehrlich lieben möchten, ohne ihre schönsten Herzenstriebe, ihre wahre Zuneigung mit den giftigen Gewissensbissen des Verrates vergällen zu müssen.

Ein lumen juris, der Pisaer Universitätsprofessor Dr. Philipp Serafini, Herausgeber der periodischen Zeitschrift la legge kündigt Abhandlungen an zu Gunsten des Gesetzes.

Es ist wahrhaft schön und gut mit Lessings Idee die Geistesherrschaft zu erlangen, die eben das Gute will und thut, um des Guten willen, ohne Abhängigkeit von einem theokratischen Regimente. Die Nation, welche so die individuelle Freiheit anerkennt und ausübt und den wesentlichen Charakter der Ehe, Achtung und Liebe von innen heraus hegt, giebt dem wahren Volkswohle das beste. „Ich diene" ist die Devise des schwarzen Prinzen; legum servi simus, ut liberi esse possimus predigt der alte Rechtsgelehrte; die wahre Freiheit ist im Gehorsame, meint St. Franciscus von Sales; eh bien! dazu brauchts auch guter Gesetze und vernünftiger Vorschriften, mit solchen Grundbedingungen rechnet eben Italien. Möge es das Rechte finden; quod hominēs, tot sensus. Die Sache ist heilig ernst, verhängnisvoll für Volk und Land. Marescalchis „Il divorzio" wird bald in der Übersetzung erscheinen. —

Die Firma Galli in Mailand hat einen guten Klang, und wenn sie etwas bringt, so kann man es, ohne es zu kennen, als Geschenk betrachten. Als solche Freudengaben erscheinen eben die Zwillinge des jungen Roman-Schriftstellers

F. de Roberto vom Lande der Cyclopen. „Ermanno Raeli“ hat 1889 gerechtes Aufsehen bereitet und dem de Roberto Mut eingeflößt, wie das Zwillingspaar seiner litterarischen Brüderchen zeigt; l'Albero della scienza ist eine Sammlung von Erzählungen und Abhandlungen; Processi verbali gesellt sich hinzu als Novellenschatz, welcher voll Frische und lebendiger Wiedergabe kleiner Komödien und zwar wirklicher Begebenheiten in anmutiger Sprache, wie sie der lebhafte Südländer nur kennt, sprüht, wie der heiß belebte und belebende Riese, in dessen Gebiet des glücklichen Vaters Wiege steht. —

In Vicenza ist ein „nomenclator“ aller berühmten Männer, Arbeiten und Werke von Vicenza erschienen, dessen Wohlthat nicht nur die Besucher der Denkmale Palladios würdigen werden und die Liebhaber des Paduano und seiner Schüler, sondern alle die über Italien sich unterrichten wollen. Vivat sequens. —

Eine andere Frucht jahrelanger Studien, auch ein Bienenfleiß, die Freude nach vielen, vielen Opfern ist in Lecce erschienen. Guida della stampa italiana heißt der stattliche 800 Seiten starke Band des Advokaten Nicola Bernardini, dessen Druck die k. Buchdruckerei Salentina besorgte. Daß alles darin sei, was die Geschichte des Druckes mit sich bringt, kann in der ersten Auflage nicht verlangt sein. Et voluisse sat est, muß hier in seiner ersten und vollen Geltung auftreten. So z. B. ist 1588 in Ferrara eine Zeitung gedruckt worden, die in wechselnder Folge sieben bis acht Jahre erschien. Davon, dann von den Flugblättern, die in Florenz zur Zeit Savanorolas erschienen, ist nichts bemerkt; wie gesagt, es ist schwer und mit einem Male alles zu haben, wäre nur mit Staatsmittel nahezu erreichbar; aber um so höher ist das Verdienst des fleißigen Privaten Dr. Bernardini, dem ich wünsche, daß der hl. Nicolo von Bari auch einen goldenen Apfel bringe für die brave Ausdauer und große Opferwilligkeit.

Neapel, das Eldorado von Kunst und Leben, der ewig umstrittene Paris-Apfel, sah sich 1490 durch die Schwiegersöhne König Fereandos, Herzog Hereules I. von Ferrara und König Matthias Corvinus von Ungarn in der glücklichen Lage, vom Aetna bis zu den Karpaten die Völker im trauten Freundschaftsbündnisse zu sehen; der jähe Tod des kunstsinnigen Sohn Huniadys löste alles auf und gab Carl VIII, wenn auch nicht freie, so doch leichtere Hand. L'Italia dalla scesa di Carlo VIII alla pace di Noyon (1494—1516) ist der Titel, welchen Arcangelo Pisani seinen Appunti storici giebt, die uns die Zeit nach dem Tode Matthias Corvinus und Friedrich III., quel memorando periodo, vor Augen führen. — Gleichfalls in Neapel bei Morano erschien noch ein Werk, das uns Neapel vor der französischen Republik zeigt. Napoli nel 1793 due lettere e due Sonetti inediti (dall' Archivio di Stato di Venezia) vom Dr. Guido Bigoni geben uns ein anschauliches und interessantes Bild der Beziehungen der ersten Republik mit dem Napolitanischen Königshofe.

Prof. Dr. Vittorio Rugarli hatte Freunden, welche sich unter Hymineus Schutz begeben, eine frohe Überraschung bereitet mit der Herausgabe der Übersetzung von Apulejus Amor und Psyche. La favola di Psiche e di Cupido (dall' Asino d'oro di Apulejo) tradotta dal Conte Pompeo Vizani bolognese. Die Ausgabe ist in engem Zusammenhange mit dem Original, das vergilbt und vergessen in der Bibliothek des Markgrafen Malvezzi dei Mediei lag. Fleiß und Liebe haben Bojardo

und Firenzuola auf die schöne Wiedergabe des eleganten, feinen Lateins im italienischen Munde verwendet, mit Geschick und Verständnis hat der Bologner Gymnasial-Professor das Idiom der Zeitgenossen getroffen und so einen alten Schatz wieder neu belebt.

Ein fleißiger Priester hat des Tacitus Germania mit Noten, Erläuterungen und Korte herausgegeben. Die Tipografia e Libreria Salesiane di Torino sendet jedem guten Deutschen seinen Spiegel, welchen der hochwürdige Giovanni Garino mit Liebe und glücklichem Griffe den Landsleuten näher ans Herz legt. —

Bloß ein paar Seiten stark, als Abdruck eines längeren Feuilleton erscheint Il Castello (degli Estensi) von Ettore Cavalotti; der brave Mann zeigt eine nicht gewöhnliche Bildung und große Liebe zur Kunst, für die er eintritt gegen die „Tempelschänder", welche aus den alten heiligen Räumen, einige banale, reale Lagerhäuser für Hanf machen möchten, ein Bravo di cuore.

In der k. Gemäldesammlung Bolognas ist ein Bild, meine stete Freude, weil es den Ovid so schön veranschaulichte. Die Götter sitzen auf ihrem Throne, die Musen (links) spielen Musik und die Pieriden (rechts) verwandeln sich in Elstern. Gegenüber der Thür, welche zum studio dell' Ispettore führt, hing das niedere, aber lange Tafelbild, das in Komposition, Zeichnung und Kolorit ansprechend ist; es war das einzige Gemälde in den Räumen dort von dem fleißigen, geschickten Hofmaler Philipp II., der den Escurial mit seines Geistes Gaben schmückte und als erster und bedeutendster Schüler Michel-Angelo-Buonovottis dasteht. Dem 1592 verstorbenen Bologneser schien so ziemlich das Vergessensein zuzufallen; nun hat der unermüdliche, scharfe und feine Kunstkritiker Prof. Cantalamessa seine Augen auch auf ihn gerichtet und in Bologna's Wochenschrift für Litteratur und Kunst (Lettere e Arti) einen größeren Artikel „Pellegrini Pellegrino" gebracht, und die biographischen Notizen aus des wandernden Künstlers Leben zu der herrlichen Beschreibung der loggia in Ancona gefügt; wodurch dieses schöne Denkmal näherer Teilnahme und Rücksicht für würdig gehalten werden dürfte. H. G.

Spanische Litteratur.

Der als Kritiker wie als Novellist gleich geschätzte Valencianer Luis Alfonso, dessen Erzählungen in Spanien einen großen und unbestrittenen Erfolg haben und auch bereits ins Französische übersetzt werden, und dessen Rezensionen in der Madrider Época über Kunst und Litteratur immer der Begeisterung für das Schöne entquellen, veröffentlicht jetzt in der Madrider Ilustración española y americana als Ergebnis seiner Reisen von der Alhambra von Granada bis zum Kreml von Moskau und durch Amerika, und namentlich auf grund der Erfahrungen, die er in der Pariser Weltausstellung von 1889 gemacht, interessante Studien über die Kunst am Ende dieses Jahrhunderts (El Arte al final del siglo), die, in einfach klarem Stile geschrieben, von der Weite seines Gesichtskreises, von großem Wissen, reifem Urteil und gutem Geschmack zeugen.

Mit Recht nennt Alfonso München die Hauptstadt der Architektur des Johrhunderts, ein offenes Museum der Geschichte der Baukunst und all ihrer Stilarten, und mit Recht sagt er, daß seltsamerweise die Zeit des wildesten Kampfes die gotische und islamitische Kunst hervorgebracht habe. Nur in wenigen Punkten wird der spanische Kritiker auf Widerspruch in Deutschland stoßen. Alfonso thut unserer Zeit Unrecht, wenn er nicht rühmend betont, daß sie im Mittelalter begonnene hohe Aufgaben, wie den

Dom zu Köln und das Ulmer Münſter, vollendet, und er thut Deutſchland Unrecht, wenn er nicht ſeine Bildhauer anerkennt, dürfen wir doch einem Benlliure (nicht zu verwechſeln mit dem katalaniſchen Maler des gleichen Namens), Ballmitjana, Oms u. A. einen Schilling, Donndorf, Schaper, Zumbuſch u. A. gegenüberſtellen. Auch iſt es nicht richtig, daß vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, dem goldnen Zeitalter der Malerei, in Wahrheit bloß Italien, Spanien und Flandern gemalt. tritt doch der berühmte Meiſter Wilhelm von Köln, über den der beſte Kenner der Kölniſchen Geſchichte, der kürzlich verſtorbene Dr. Joh. Jakob Merlo gründliche Unterſuchungen angeſtellt, ſchon in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf.

Das Endergebnis der Forſchungen Alfonſos iſt, daß in der Kunſt jetzt die Demokratie die Herrſchaft angetreten, daß es gegenwärtig viele Künſtler, aber kaum ein Genie, keine Könige giebt. —

Halten auch wir jetzt gleich Luis Alfonſo in Amerika Umſchau, ſo finden wir in D. Juan Valera, der ſoeben in Madrid den zweiten Theil ſeiner hochgeſchätzten Cartas americanas veröffentlicht, einen kundigen litterariſchen Führer und angenehm unterhaltenden Geſellſchafter.

Als Odendichter im Geſchmack des Quintana zeigt ſich in ſeinem ſchwungvollen Hymnus auf Cervantes, der in der Revista cubana erſchienen, der ehemalige Gerichtspräſident von Puerto-Rico und Habana und jetzige Advokat in letzterer Stadt, Eugenio Sanchez de Fuentes. Der Erſtgeborene desſelben teilt den Namen ſeines Vaters und hat ſich durch kleine geiſtvolle Artikel unter dem Titel Acuarelas (Habana 1890) bekannt gemacht.

Das in Curazao gedruckte Buch Revoltillo des Gonzalo Picón Febres iſt eine Sammlung anmutiger Aufſätze.

Für Deutſchland aber iſt im ſpaniſchen Amerika der deutſche Buchhändler, Verleger und Schriftſteller Juan Federico Jens thätig, der 1890 in Mexiko eine treffliche Proſaüberſetzung der Ebers'ſchen Dichtung „Elifen“ herausgegeben.

Johannes Faſtenrath.

Polniſche Litteratur.

Die neueſten Erſcheinungen der ſchönen Litteratur in Polen zeugen von einem dauernden und bedeutenden Fortſchritte und legen klar, daß der Realismus, der in der polniſchen Litteratur noch von der Mickiewiczſchen Epopöe „Pan Tadeusz“ (Herr Thaddäus) abzuleiten wäre, bereits daſelbſt heutzutage tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Beweiſe dafür liefern u. a. die neueſten Werke der hervorragenden Schriftſteller, wie Eliza Orzeßko, Boleſtar Prus und Henryk Sienkiewicz, die an der Spitze der modernen polniſchen Belletriſten ſtehen. Der drei Bände umfaſſende Roman „Nad Niemnem“ (Am Niemen) von E. Orzeßko zählt zu den beſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der geſamten modernen Romanlitteratur. Die Verfaſſerin ſchildert uns das Leben und Treiben des polniſch-litauiſchen Kleinadels und entrollt vor den Augen des Leſers ein Bild einer unbekannten Welt der Gefühle und Begriffe, wobei die plaſtiſch durchgeführten Schilderungen der Gegenden am Niemen, die ausgezeichnet durchdachte nnd ausgeführte Charakteriſtik der auftretenden Perſonen nichts zu wünſchen übrig läßt.

Ich erwähne abſichtlich dies ſchon vor einigen Monaten im Buchhandel erſchienene Werk, um demſelben den neueſten, ebenfalls drei Bände umfaſſenden Roman „Lalka“ (die Puppe) von B. Prus (A. Gtoracki) würdig anreihen zu dürfen. Es iſt dies ein ſozialer Roman, oder richtiger geſagt: eine ſoziale Satyre im beſten Sinne des Wortes. Der Dichter läßt in ſeinem Werke keine von den

heutigen Fragen unberührt; er behandelt vielmehr sämtliche — von seinem „gemäßigten" Standpunkte aus, mit beißender Ironie und köstlichem Humor. Die Axe, um die sich die ganze Handlung bewegt, bildet die unglückliche Liebe eines Kaufmanns von niedriger Abkunft, namens Wokulski, zur Tochter des materiell herabgekommenen Grafen Zencki, Isabelle. Nachdem Wokulski aus Bulgarien, wo er als Armeelieferant ein großes Vermögen sich erworben hat, in seine Heimat zurückgekehrt ist, — bewirbt er sich um die Hand der Grafentochter, und seine Millionen sind es, die ihm das „Ja"-wort ihrerseits, jedenfalls nach manchem Bedenken, sichern. Wokulski ist sich dessen wohl bewußt, hofft jedoch auch das Herz seiner zukünftigen Frau für sich gewinnen zu können. Aber ein tieferer Blick in das verottete und lasterhafte Leben und Treiben der aristokratischen Kreise verscheucht ihm alle Illusion; er erkennt in seiner Angebeteten eine — kokette Salonpuppe und nimmt sich in einem Anfall von Verzweiflung das Leben.

Um diese zwei Hauptfiguren des Romanes gruppierte der Dichter eine ganze Menge von Personen und Gestalten, die wahrgetreu geschildert und den thatsächlichen Verhältnissen entnommen den größten Reiz und Wert dem Buche verleihen. Prus ist vorwiegend Meister in der Detaildarstellung und seine früheren Schriften — das einzige große Werk „Placórka" (Der Vorposten) ausgenommen — zeichnen sich eben durch meisterhafte Miniaturzeichnung aus. Außerdem ergötzt Prus durch seinen trefflichen Humor — und kann mit Recht den größten Humoristen des XIX. Jahrhunderts, wie Dickens, Thackeray, Gogol u. a. angereiht werden. In „Lalka" bewies sich die Eigenart Prus sehr markant; das Werk bildet eigentlich kein einheitliches Gemälde, sondern eine Reihe von kleinen, anmutigen und künstlerisch vollkommenen Bildern, deren ein jedes ein fast für sich abgeschlossenes Ganzes bildet und nur in losem Zusammenhange mit der Hauptintrigue steht. — Die Memorien des trefflich gezeichneten alten treuen Freundes Wokulskis, namens Rzecki, der zugleich sein Geschäftsführer ist — gehören meiner Ansicht nach zum Besten, was Prus bisher an tiefer Charakterzeichnung und wehmütigem Humor geschaffen hat. Hervorzuheben sind noch die gelungenen Gestalten des typisch-jüdischen „Skeptikers und Idealisten" Dr. Schumann, des komischen Baronenpaares, des in Wokulskis Magazin beschäftigten Kommis, der aristokratischen Langhälse und vieler anderer. Verhältnismäßig am schwächsten gelang die Hauptfigur des Romanes, die des Wokulski. Der Dichter zeigte sich in der Zeichnung seines Helden sehr erfinderisch und geistreich, ließ ihn die unglaublichsten und doch sehr wahrheitsähnlich ausschauenden Abenteuer durchmachen, vermochte aber seine psychologische Charakteristik nur zu wenig zu begründen.

Im Gegensatz zu „Lalka", die den Leser durch die lebendige Schilderung äußerlicher Vorgänge und ununterbrochen fortschreitender Handlung fesselt, sei hier der neueste psychologische Roman „Brz dogmatu" (ohne Dogma) von Henryk Sienkiewicz erwähnt. Der bewährte Verfasser der bekannten — auch ins deutsche übertragenen — Trilogie: „Ozniemi mieczem", „Potop" und „Pan Wołodyjowski" (Mit Feuer und Schwert, Sintflut und Herr Wolodyjowski) — beabsichtigte im erwähnten Roman eine psychologische Studie nach dem Muster des „Disciple" von Bourget und „Raskolnikow" von Dostojewski zu leisten. Der Held des Sienkiewiczschen Romans, der Aristokrat, und überlebte Skeptiker Ploszowski, ein Cyniker und Don Juan, hat bis zum Augenblicke, wo die Erzählung anfängt,

bloß in ſinnlichen Wollüſtigkeiten geſchwelgt und hat wahre Liebe weder gekoſtet, noch war er ihr jemals begegnet. In Italien, wo er ſeinen ſtändigen Wohnſitz hat, unterhält er ein rein ſinnliches Verhältnis mit der Frau eines kränkelnden Banquiers. Der Tod des alten Ploszowski, des Vaters des Helden, veranlaßt den letztern nach der Heimat — unweit von Warſchau — zurückzukehren, wo er ſeine ihm zur Frau beſtimmte Konſine Anielka kennen lernt. Sie gefällt ihm außerordentlich, aber die Vermutung, ſie wolle ihn mit ihrem Netze umgarnen, um den Wunſch ihrer Angehörigen zu erfüllen — hält ihn von der Brautwerbung zurück. Überzeugt, daß er dies zu jeder Zeit werde thun können, reiſt er nach Italien, wo ihn die Nachricht ereilt — Anielka ſei einem ihr verhaßten Engrosſpekulanten, namens Kromicki, angetraut worden. Ploszowski erkennt darin ſogleich einen Akt der Verzweiflung ſeitens Anielka, und erſt jetzt gehen ihm die Augen auf, welchen unſchätzbaren Verluſt er dadurch erlitten hat. Dieſe Erkenntnis kommt jedoch zu ſpät. Schleunigſt kehrt er auf das Gut ſeiner Tante zurück, unter deren Obhut Anielka mit ihrer ſchwächlichen Mutter während der dauernden Abweſenheit ihres Mannes verweilt, — giebt alle ſeine italieniſchen Bekanntſchaften auf, um in der Nähe des angebeteten Weibes weilen zu können und ihr Herz wiedergewinnen. Anielka, als edelmütige Polin und ihrer Pflicht als Frau eines anderen, wohl bewußt, läßt ſich durch nichts vom Wege der Tugend ablenken, obwohl ihr ſelbſt bei Erwägung ihrer troſtloſen Lage faſt das Herz zu brechen droht. Zwei Bände hindurch ſchildert Sienkiewicz den ſtillen, pſychiſchen Kampf den miteinander und mit ſich ſelbſt zugleich zwei zart empfindende Naturen, zwei lebendige Temperamente und geiſtig hochentwickelte Seelen auskämpfen. Dieſes verzweifelte Ringen endet mit dem Tode Anielkas. Sie unterliegt den furchtbaren Erſchütterungen, welche durch die Nachricht vom Selbſtmorde ihres Mannes, der in ſeinen Spekulationen verunglückte, aufs höchſte geſteigert werden. Ploszowski jagt ſich eine Kugel vor den Kopf.

Der Roman iſt in Form eines Tagebuches des Helden geſchrieben und bietet eine überraſchende Fülle tief phycholologiſcher Momente, die nur eine durch und durch raffinierte Natur, wie die des Ploszowski aufzuweiſen hat und ſollte urſprünglich „Homo novus“ betitelt werden. Dies weiſt genügend auf die Tendenz des Verfaſſers hin, dem übrigens die wohlgelungene Nachahmung des Bourget'ſchen „Disciple“ nicht abzuſprechen wäre.

Unter den jüngeren Schriftſtellern hebt ſich vorteilhaft Marya Rodzieria ab, welche nach Erſcheinen ihres erſten Romanes „Dwajtys“ mit einem Schlage gefeierte Dichterin wurde, in ihren folgenden Schriften jedoch, wie z. B. in „Kriał lotosu“ (Lotosblume), „Błękitni“ (Blaublut), „Ona“ (Sie) ꝛc. die gehegten Hoffnungen nicht erfüllte und nun als bereits gefallene Größe anzuſehen iſt. Ungebändigte Fantaſie wetteifern in ihren Romanen — den erſten ausgenommen — mit ſüßlichthuender Sentimentalität; — dem modernen Leſerpublikum jedoch kann dies unmöglich genügen.

En passant ſei es mir erlaubt, hier noch einige neuere Erſcheinungen der polniſchen Romanlitteratur zu erwähnen, auf die ich künftig zurückzukommen gedenke. Es ſind dies: „Moi znajomi“ (Meine Bekannten), eine Novellenſammlung der begabten Poetin Marya Konopnicka; „Rycesz chrześciański“ (Ein chriſtlicher Ritter) in drei Bänden von J. J. Jeż; „Hanza“ von W. Rapacki, „Hrabia August“ (Graf Auguſt) eine an „Ber dogmatu“ erinnernde,

doch minderwertige Tagebuchſtudie von A. Mańkowki; „Wokowach“ (In Rotten) in 2 Bänden von W. Feldman und „Na przebój“ (Im Durchbruche) von Marya Szeliga.

Von poetiſchen Blüten iſt eine neue Auflage der anonym erſchienenen Gedichtſammlung „Strofy“ (Strophen) zu bemerken, die zum Verfaſſer den bewährten Hiſtoriker A. Kraushar hat. Das kleine prächtig ausgeſtattete Büchlein erfreut ſich in Folge ſeines patriotiſch-nationalen Inhaltes eines beträchtlichen Leſerkreiſes. In nächſter Zeit ſollen einige Gedichtſammlungen der jüngeren Dichter Polens erſcheinen.

Über die Leiſtungen auf dem dramatiſchen Gebiete (letzter Zeit) der polniſchen Litteratur läßt ſich nicht viel ſagen. Dem polniſchen Bühnenweſen haftet derſelbe Fehler an, wie dem deutſchen — und zwar droht die Franzoſenherrſchaft auf der Bühne das originelle kräftige polniſche Drama vollends zu verdrängen. Die neueſten Luſtſpiele polniſcher Dichter liefern unzweideutige Beweiſe mächtiger und ſchädlich wirkender Beeinfluſſung ſeitens der franzöſiſchen Tauſendkünſtler. Es läßt ſich dies mit gleichem Rechte von den neueſten Luſtſpielen des beliebten Luſtſpieldichters Michas Balucki ſagen (z. B. Klub karalwów, der Kavalierklub), wie auch, wenn nicht in größerem Grade, von der frivolen und trivialen Poſſe „Oj mężczyźni, mężczyźni!“ (Ach, die Männer!) die merkwürdiger Weiſe von dem hochgeſchätzten und „ernſtgeſinnten“ Dichter Kazimierz Zelewki herrührt. J. Maciejowki's (Sewr) volkstümliches Schauſpiel „Dla swękj riemi“ (Um des heiligen Bodens Willen) und quaſi-politiſches Luſtſpiel „Pan malszalek“ (Herr Marſchall) bilden eine in dieſer Hinſicht bemerkenswerte Ausnahme. Dasſelbe ließe ſich von Jan Kaſprowir's Volksſtück „Świat się kończy“ (Die Welt geht unter) ſagen, das binnen kurzer Zeit auf der Krakauer Bühne vorgeſtellt werden ſoll. Nachher näheres darüber. Ignatz Sueſſer.

Vermiſchtes.

„Allgemeine Bücherſammlung lebender Schriftſteller“ (Leipzig, Verlag von Guſtav Körner). Indem ſie die Bücher lebender Schriftſteller ſammelt, glaubt die Verlagshandlung der Welt einen beſonderen Gefallen zu erweiſen. Betrachten wir uns dieſe Sammlung aber einmal näher. Außer Stadions Schwalbe und Baſedows Gerechte Menſchen enthält ſie nichts, was für die Litteratur irgendwie von Nutzen wäre. Sie ſteht vollkommen auf dem Gartenlaubenniveau, bringt mit Vorliebe kleine Dorfgeſchichten — harmloſe Kinderluſtſpiele, und dafür nun die viele Reklame!! Die „Braſilianiſchen Novellen“ der Engell-Günther mögen noch paſſieren, aber dann „drei Monate in England“ von E. von Breidenbach — eine Dame natürlich — möglichſt viel Miſſion — kindiſche Weltanſchauung — verſchiedene Geiſtliche — man iſt froh, wenn dieſer „philantropiſche Rundgangskelch“ gnädig vorübergeht. „Dorfgeſchichten aus dem Böhmerwalde“ von Johann Peter. Der „Groſſatſchnoita-Waſtl“ heißt eine dieſer Dorfgeſchichten, die ich glücklich verdaut habe, recht viel Humor — und recht viel Unſinn. Aber für den Horizont einer Gartenlaubengroßmuttergut genug. „Geſchichte der geiſtigen Entwicklung Europas“. Ein amerikaniſcher Bandwurm natürlich, der einem gewiſſen Chemieprofeſſor Draper in New-York ſeine Entſtehung verdankt, und für Gymnaſiaſten von Sexta bis Tertia mit ſeinen hübſchen Anekdoten über Diogenes in der Tonne ꝛc. recht gut ſein mag. Die Fortſetzung dieſes Ungeheuers läßt recht lange auf ſich warten, ebenſo wie der zweite Band von Lemmermeyers „Goldſchmidt von Köln“, den man daher noch nicht beur-

teilen kann. Die „Reform der Lyrik" — schweigen — schweigen — ist das Beste, denn man kann diesen Versuch unmöglich ernst nehmen. Ein Bändchen Lustspiele voll kindlicher Motive und stumpfsinnigen Menschen — und die Büchersammlung ist vorläufig so ungefähr fertig. Basedows Gerechte Menschen und Stadions Schwalbe verdienten eine andere Umgebung als eine derartige. Und mit einem solchen Unternehmen will die Verlagshandlung den Schriftstellern eine geeignete „Selbsthilfe" schaffen!!

A. v. Sommerfeld.

Von Paul Dehn ist ein neuer Band seines großangelegten Werkes „Deutschland nach Osten!" (München, Franzscher Verlag) mit dem Untertitel „Österreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht, I. Teil: Politische und soziale Verhältnisse", erschienen und frisch vom Laden weg in der Habsburger Monarchie konfisziert und verboten worden, genügendes Zeugnis, daß das Buch im Dienste der Wahrheit und Rechtschaffenheit steht und die weiteste Verbreitung verdient. O du mein Österreich!

„Sind wir Sozialdemokraten? An die Gebildeten unserer Tage". Berlin, Paul Wiesenthal. Die 46 Seiten starke Flugschrift giebt eine Antwort, die nicht nur durch überzeugungskräftigen Inhalt, sondern auch durch fesselnde Form den anspruchsvollsten Leser befriedigt. Wer auf dem Boden der modernen Anschauung in Wissenschaft und Sozialpolitik steht und den natürlichen Fortschritt in allen Dingen anerkennt, wird im Verfasser einen geist- und charaktervollen Gesinnungsgenossen vornehmster Art finden. Auch als Beitrag zur Kritik der vulgären Sozialdemokratie ist das Schriftchen höchst beachtenswert.

„Ernste Gedanken" betitelt M. von Egidy, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im k. sächs. 1. Husarenregiment Nr. 18, ein bei Wigand in Leipzig erschienenes Schriftchen (54 S.), worin er sich mit der christlichen Dogmenkirche geistvoll und ritterlich auseinandersetzt. Zeichen der Zeit! Und zwar eins von den guten und untrüglichen Zeichen, daß die sittliche Erneuerung des Volkslebens in Fluß kommt und alle Kreise der Gesellschaft mit in die Bewegung zieht. Am Himmel flammen die ersten Strahlen der Morgenröte des „dritten Reiches" auf! Wie sich von selbst versteht, ist der Verfasser der „Ernsten Gedanken" für seinen Wahrheitssinn von dem Militärregime mit dem Abschied belohnt worden. Ein Kämpfer für Wahrheit, Recht und Gewissenhaftigkeit — und aktiver sächsischer Husaren-Oberstlieutenant, ein Mann der Feder und des Schwertes, ein offenes Christenherz und ein Militärrock darüber, reimt sich, wie die Thatsache zeigt, im Jahre des Heils 1890 noch nicht zusammen. Wie die Zeitungen melden, verläßt Herr M. v. Egidy Deutschland und siedelt nach der Schweiz über. Eine andere Lesart versichert, Herr v. Egidy habe freiwillig seinen Abschied genommen. Bekanntlich giebt's auch eine Art Freiwilligkeit nach der Melodie: „Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Die theatralische Flugschrift-Litteratur schwillt natürlich im Zeitalter der freien Bühnen und der unfreiwilligen Komik der Theater-Zensur und anderer polizeilicher Kunstleistungen ins ungemessene an. Wir müssen uns heute begnügen, auf folgende gutgemeinte und auch gut geschriebene Broschüren einfach hinzuweisen:

Dr. Hugo Kaatz, die Frage der Volksbühnen. Dresden, Piersons Verlag. Preis 1 Mk.

(Der Verfasser hat von der ausgezeichneten Reformstudie, die Kurt Eisner s. Z. in der „Gesellschaft" veröffentlichte,

offenbar nichts gehört. Sein Wissen um die Volksbühnenfrage ist also kein lückenloses.)

Wilhelm Thal, Berlins Theater und die „freien Bühnen". Ein Rückblick. Hagen i. W., Hermann Risel u. Ko.

Schriftsteller und Buchhändler. Wie in Deutschland so klagen auch in Ungarn die Schriftsteller, auch die berühmteren, darüber, daß ihre Bücher zwar viel gelesen, aber nur zu wenig gekauft werden. Moriz Jókai sagte einmal: „Ich bin viel in Ungarn herumgekommen und auch viel gefeiert worden. In manchem Schloß hat man mir zu Ehren die köstlichsten Delikatessen und die teuersten Weine auf die Tafel gestellt, aber fast nirgends — habe ich eines meiner Werke vorgefunden." Als bei irgend einem Anlaß Schriftsteller und Buchhändler Ungarns in Budapest zu einem Festmahl zusammentrafen, stellte der Buchhändler Aigner den scherzhaften Antrag, daß die beiden bekanntesten ungarischen Schriftsteller, Moriz Jókai und Josef Komócsy in die Provinz entsendet werden sollen, um dort ungarische Bücher zu verkaufen. Komócsy bat um Angabe des Rabatts und Jókai erklärte sich sogleich bereit, dem Antrage zu entsprechen, wenn Herr Aigner an seiner Stelle so gütig sein wolle, Romane zu schreiben. Als Aigner zweifelte, ob seine Romane auch gut genug sein würden, schloß Komócsy den heiteren Zwischenfall mit den Worten: „Meine Überzeugung ist, daß Jókai jedenfalls mehr Romane von Aigner verkaufen würde, als Aigner von Jókai verkauft".

A. Haacks Damenkalender 1891 ist erschienen! In duftigem, reich verziertem Einband mit Goldschnitt bietet sich der beliebte kleine Jahresbote in seinem 17. Jahrgange der Damenwelt dar. Mit der beigegebenen fesselnden Novellette „Vor Onkels Geheimschrank", mit zugehörigem Lichtdruckbild, hat die Verfasserin Frau Villamaria wiederum eine ebenso eigenartige als ansprechende Wahl getroffen. Neben diesen Vorzügen bietet der verbreitete Almanach auch eine höchst praktische Einrichtung, als: eine leinene Visitenkartentasche, Geburtstags-, Familien-, Briefwechsel- und Adreßkalender, Einnahme- und Ausgabe-Tabellen ꝛc. ꝛc., so daß der Preis von 2 M. als sehr preiswert erscheinen muß.

Im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin erschien soeben in 5. Auflage: Karl Pröll, Moderner Todtentanz, I. Sammlung. Der bedeutende Erfolg, daß eine Sammlung kleiner Skizzen innerhalb dreier Jahre die 5. Auflage erlebt, beweist mehr als viele Worte, daß Form und Inhalt dieser Skizzen sich über das Gewöhnliche und Alltägliche sich erheben müssen. Die 5. Auflage ist durch einen neuen Beitrag „Der Granatsplitter" bereichert, welcher in gleichzeitig realistischer und symbolischer Weise die Frage, der durch Kaiser Wilhelm II. in Fluß geratenen sozialen Schutzgesetzgebung streift und den Rücktritt des großen Kanzlers berührt. Wir sind überzeugt, daß das Buch fernerhin die Teilnahme finden wird, die es verdient, und besonders, da der jetzige Verleger bemüht war, es möglichst geschmackvoll auszustatten. — R.

Ein junger Schriftsteller, der in ästhetischen Sachen ganz anders beschlagen ist, als ein gewisser Herr Goldmann, ist Ludwig Jacobowski, der soeben ein geistvolles Büchlein über „Die Anfänge der Poesie" als Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Dichtung bei Pierson in Dresden veröffentlicht hat. Die zünftigen Schönheitslehrer der alten Philosophaster-Schule werden an diesem jungen Schönheits-Empiriker noch manchen Schmerz erleben, bevor sie, von der neuen Entwickelung

der Dinge vollständig überwunden, ihre Wackelköpfe in Abrahams Schoß auf ewig zur Ruhe legen. Wir sind nicht in der Lage, jede Zeile Jacobowskis zu unterschreiben, aber wir dürfen selbst da, wo wir von seiner Auffassung abweichen, seinem Scharfsinn, seiner Belesenheit und seiner Ehrlichkeit unser Lob nicht versagen.

Hans Frank.

Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens von Dr. Hugo Kleist. Mit 30 Abbildungen nach Originalphotographien. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) In Form eines Reiseberichtes, unter Hervorhebung des hohen Wertes der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan, deren beiderseitige Flotten sich in gleicher Weise entwickeln, wird die japanische Nation in ihren verschiedenen Volksschichten vom Kaiser bis zum Kuli geschildert, das Wesentlichste aus der Geschichte, Religion, Ethnologie, Ethnographie und Klimatologie des Landes mitgeteilt und ein vollständiges Bild des alten und des neuen Japan unter Beihilfe von dreißig in den Text eingeschalteten Abbildungen entworfen, um den Leser mit allen Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten dieses hochinteressanten Volkes bekannt zu machen. Als Einleitung ist die Reise über Neapel, Suez, Aden, Colomby, Singapore, Saigon, Hong-Kong und Kilong sehr eingehend geschildert und eine Parallele zwischen China und Japan gezogen. G.

Aus der Bibel und dem vielberufenen — „Rembrandt als Erzieher" läßt sich alles beweisen, das Widersprechendste und Gegensätzlichste. Es fängt an belustigend zu wirken, wenn man sieht, wozu dieses tolle Erziehungsbuch ausgeschlachtet wird. Die von Lothar Volkmar ganz vortrefflich geleitete und gegen den Medizinwahnsinn vorzüglich dienende Wochenschrift „Die neue Heilkunde" in Leipzig bringt spaltenlange Auszüge aus dem namenlosen Evangelium der neuesten Deutschen. Man sieht, im Kriege sind alle Waffen gut. Wir leben wahrhaftig in einer heroischen Zeit. Es gehören furchtbar solide Köpfe dazu, sie auszuhalten. M. G.

Julius Beck, der über „Stanley und Emin", über die „Kämpfe der Deutschen in Afrika" und andere tropische Dinge geistreich und belehrsam geschrieben, hat sich jetzt in kühlere Regionen zurückgezogen. Seine neueste Schrift „Zeitstimmen über Oberammergau und sein Passionsspiel 1890" (Leipzig, Karl Minde, 198 S., Preis 1 M.) zeigt ihn uns als einen ebenso geschmackvollen wie unbefangenen Kritiker, der mit vollkommener Ruhe die lauten Stimmen der Zeit zu zählen und zu wägen versteht. Unsere beste Empfehlung! M. G.

Wir wurden darauf aufmerksam gemacht, daß der Standpunkt, den Hercher-Wachlers Sudermanns-Kritik im Oktoberheft der „Gesellschaft" einnimmt, bereits in einer Aprilnummer der „Deutsch-sozialen Blätter" in hervorragender Weise vertreten worden sei. Bei einer angestellten Vergleichung beider Kritiken fanden wir zwar eine gewisse Ähnlichkeit, aber noch mehr einen wesentlichen Unterschied. Hercher-Wachlers Kritik hält durchweg den künstlerisch-realistischen Standpunkt fest, während Th. F. in den „Deutsch-sozialen Blättern", der Grundrichtung dieses Antisemiten-Organs entsprechend, hauptsächlich den „jüdischen Pferdehuf" des Stückes aufzuspüren und dem Verfasser die schlimmsten Absichten — z. B. daß er die Ehrbegriffe überhaupt „verwischen und wegdisputieren", daß er „klassenverhetzend" wirken wolle u. s. w. — zuzuschieben trachtet. Um seiner Kritik die Krone aufzusetzen, ruft Th. F. nach der **Polizei**, damit sie im

Namen der „Zucht und guten Sitte“ das Sudermannſche Stück verbiete.

M. G.

In dem bekannten Realiſtenprozeß wegen Verbreitung „unzüchtiger“ Schriften (und „Gotteslästerung“) hat das Reichsgericht in Leipzig die Reviſion der Verurteilten verworfen. Die verfehmten Romane Walloths, Abertis und des verſtorbenen Conradi ſind alſo der Vernichtung anheimgegeben. Dazu kommen noch ſchwere Geldſtrafen. Ein wichtiges Aktenſtück zur Kennzeichnung der kulturellen Zuſtände im Jahre 1890 wird dieſer Prozeß in ſpäteren Jahren bilden. Und die Litteraturgeſchichte wird die Verurteilten nicht nur freiſprechen, ſondern auch ihren Mut und Eifer für die Befreiung des vaterländiſchen Kunſtgeiſtes aus den Feſſeln hochnotpeinlicher Vorurteile die gebührende Anerkennung ſpenden. Kennzeichnendes Zuſammentreffen: in dem Augenblicke, wo unſere realiſtiſchen Angeklagten vor dem oberſten Gerichtshofe des Deutſchen Reiches unterlagen, wurde in Frankreich das Denkmal des Realiſten Guſtav Flaubert enthüllt, des Verfaſſers der „Madame Bovary“, um welches Romanes willen Flaubert gleichfalls vor 25 Jahren vor die Gerichte geſchleppt, der ſchlimmſten Schandthaten und Läſterungen angeklagt und — mit Glanz freigeſprochen wurde! Die franzöſiſche Litteratur iſt unter der Herrſchaft freiheitlicher Geſetze zu einer Höhe internationalen Anſehens und Einfluſſes emporgeſtiegen, zu welcher unſere ängſtlichen Sittenwächter und polizeifrommen Familienblattſchöngeiſter niemals emporklettern werden. Aber wer hat den Schaden davon, wenn Geiſter wie Friedrich Nietzſche trauernd klagen müſſen, daß die franzöſiſche Litteratur von einer „höheren Gattung“ ſei, als die deutſche, daß Frankreich der Entfaltung und Vereinerung ſeines Schrifttums unvergleich günſtigere Bedingungen biete, als Deutſchland? — —

Nachdem Maximilian Schmidt auf Grund der Plagiatnachweiſe in der „Geſellſchaft“ gegen unſern Mitarbeiter Ernſt Kreowski Klage wegen Beleidigung angemeldet hat, erklärte Heinrich v. Reder, daß er zunächſt keine Veranlaſſung habe, in dieſer Sache in der „Geſellſchaft“ das Wort zu nehmen. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. —

Aus Mannheim wurde uns von unbekannter Hand ein ganzer Ballen der „Neuen Badiſchen Landeszeitung“ zugeſteckt. Die ſeltſame Gabe aus dem badiſchen Muſterland des herrlichen neudeutſchen Liberalismus wurde uns ſofort verſtändlich, als wir „unter dem Strich“ des Mannheimer Weltblattes die wunderbarſten Haken und Klammern, Schlangenlinien und Ruſzeichen in kräftigem Blauſtift gewahrten. „Wie menſchenfreundlich!“ riefen wir, „man will uns etwas Liebes anthun, unſere Weisheit und Bildung vermehren! Ei, ſiehe da, lauter Feuilletons, Theaterrezenſionen u. dergl. ungewöhnliche Sachen von dem genialen Dr. Leopold v. Sacher-Maſoch. Na, mal los!“

O Entſetzen! Alles vom Blauen Ausgezeichnete erwies ſich als ein Kalifornien von kraſſer Unwiſſenheit, von äſthetiſchem Aberwitz, von zopfigſter Kritikaſterei, von logiſcher Viertelsbildung, von quartanerhaftem Größenwahn! „Und dieſen — Augiasſtall ſoll der wirkliche, gute, tüchtige Sacher-Maſoch zum künſtleriſchen Feuilleton erhoben haben? Nein, darauf fällt der blaueſte Affe nicht „rein!“ rief es aus Einem Munde. „Hier liegt der gröblichſte Namensmißbrauch vor, der ſich jemals in der Schuſtengeſchichte der deutſchen Litteratur ereignet hat. Artikel wie „Sudermann und Wildenbruch“, „Das wahre Frankreich“ mit perſönlicher Anſchmutzerei Zolas, „Freund Fritz“ mit den pöbelhafteſten

Ausfällen auf die deutschen Realisten u. s. w. kann überhaupt kein anständiger Mensch, geschweige ein Schriftsteller von Geist, Gemüt und Charakter geschrieben haben! Irgend ein journalistischer Heiduk maßt sich hier den Namen des berühmten Dichters von „Kains Vermächtnis" an. Wir fordern genaue Untersuchung der Sache!" Die Ungespundeten.

Kulturbilder aus Steiermark (Graz, Verlag Leykam).

Graue Geschichten. Novellen von M. zur Megede (Berlin, F. Fontane).

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel Doeberitz. Mit einem Bildnis (Weimar, Herm. Böhlau).

Bauernfeld. Ein Dichterporträt mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern (Leipzig, Liter. Anstalt August Schultze).

Die Sozialdemokratie und der moderne Staat (Berlin, Kurt Brachvogel).

Dr. F. Mehring, der Fall Lindau. 5. und 6. um einen Anhang vermehrtes Tausend (Berlin, Kurt Brachvogel).

Das Lied von der Glocke, technisch erläutert von Paul Uellner (Düsseldorf, Herm. Michels).

Der schwarze Ritter in Schillers „Jungfrau von Orleans". Von Franz Ullsperger (Prag, Fr. Härpfer's Buchhandlung).

Bühnenreform und Volkstheater. Ein Rückschritt oder Fortschritt? (Kreuznach, Schmithals Verlag).

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt von Johann Lewalter (Hamburg, Gustav Fritzsche).

Neue Gedichte von Marie von Najmájer (Stuttgart, Bonz & Comp.).

Der Kultus des modernen Klavierspiels, besonders in den Pensionaten für die weibliche Jugend. Ein Mahnwort von Charitas (Donauwörth, Auer).

Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Kleine Romane aus der Völkerwanderung (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Über Lessings Lehre von der Seelenwanderung. Von Wilhelm Friedrich [Preisgekrönt von der Jenny-Stiftung] (Leipzig, Oswald Mutze).

Die deutsche Schule und das klassische Altertum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts von Arnold Ohlert (Hannover, Carl Meyer).

Aus allen Jahrhunderten. Historische Charakterbilder. Lieferung 3—7 (Münster i. W., Heinrich Schöningh).

Frauenfrage und Männerbedenken. Ein Beitrag zur Verständigung von Natalie von Milde (Berlin, L. Oehmigkes Verlag).

Reclams Universalbibliothek bringt in ihren neuerschienenen Nummern 2731—40: Friedrich von Schiller. Vom Erhabenen. Eine Ergänzung zu den gangbaren Schiller-Ausgaben. Mit einer Einleitung von Dr. S. Saenger (2731). — Die Verfassung des Deutschen Reichs, nebst dem Wahlgesetz, Wahlreglement, Einführungsgesetz für Elsaß-Lothringen und Gesetzen verwandten Inhalts (2732). — Ernst Wichert, Die talentvolle Tochter. Lustspiel in drei Aufzügen (2733). — Musiker-Biographien. Zwölfter Band. Meyerbeer. Von Dr. Adolph Kohut (2734). — Mehemed Tewfik, Die Schwänke des Nasr-ed-din und Buadem.

Mit Genehmigung des Verlegers aus dem Türkischen übersetzt und stellenweise erläutert von Dr. E. Müllendorff (2735). — A. Hill, Diana. Schwank in einem Aufzug (2736). — Maurus Jókai. Die Dame mit den Meeraugen. Roman in drei Bänden. Herausgegeben und mit einer Charakteristik des Verfassers versehen von Oskar von Krücken. Mit dem Bildnis des Verfassers (2737/39). — Friedrich Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. In neuer Auswahl. Erstes Bändchen (2740).

Die „Freie litterarische Gesellschaft" hat ihr bisheriges Programm erweitert. Sie wird fortan große öffentliche Versammlungen veranstalten, in welchen moderne Dichtungen jeder Gattung zum Vortrag und zur Diskussion gelangen. Außerdem wird der Verein Dichtwerke und kritisch-ästhetische Schriften modernen Gepräges, die bisher aus irgend welchem unlitterarischen Grunde von der Publikation ausgeschlossen waren, im Druck herausgeben.

Berlin und Dresden, Datum des Poststempels. J. A. der Ausschuß: Leo Berg, Dr. Heinrich Hart, Julius Hart, Franz Held, Wolfgang Kirchbach.

Karl Biedermann, 1815—1840, fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, zweiter Band, Breslau, schlesische Verlags-Anstalt, 1890.

Die ersten Kapitel des vorliegenden Buches sind dem geistigen Leben in Deutschland zur Zeit der Befreiungskriege gewidmet und zeigen besonders im Kampfe zwischen dem historischen Recht und dem Natur- oder Vernunftrecht, wie sich die Reaktion auch in wissenschaftlichen Kreisen entwickelte. Die folgenden Kapitel schildern die Thätigkeit des Bundestags bis 1824, wobei unter anderm das Auftreten des Kurfürsten von Hessen wie das des Königs von Württemberg und vor allem das Eingreifen Metternichs sehr scharf und richtig beurteilt wird. Die Mainzer Central-Untersuchungs-Kommission erhält mit Recht ein besonderes Kapitel, denn ihre verhängnisvolle Thätigkeit muß immer wieder als ein Monument von jener Zeiten Schande zur Warnung für spätere Geschlechter betrachtet werden. Die Folgen der Revolution von 1830 sind ausführlich behandelt; über die damaligen Verfolgungen wird gesagt: „Es war, als bestände die ganze deutsche Nation lediglich aus einer Rotte Verdächtiger und Unruhiger". Zu freudigen Gedanken veranlaßt die Betrachtung des Zollvereins, dem sich die rasch aufblühenden Eisenbahnen würdig anschlossen. Der hannoversche Staatsstreich wird vorsichtig besprochen. Der Verfasser ist überhaupt bemüht gewesen, höchst objektiv zu sein. Dies zeigt sich besonders in seiner Besprechung der Vorgänge auf kirchlichem Gebiete und hängt wohl damit zusammen, daß das Buch auch der Schule dienen soll. Biedermann hat uns ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes gegeben. Möge sein Werk, das überall Versöhnung atmet, in die weitesten Kreise dringen, damit der Haß der Parteien gemildert werde! H. Solger.

Luther, Crotus und Hutten. Eine quellenmäßige Darstellung der Verhältnisse Luthers zum Humanismus von Dr. Wilhelm Reindell (Marburg, Oscar Ehrhardt).

Diesterweg und die Lehrerbildung. Von G. Hauffe (Breslau, Leopold Freund).

Luis' de Camoens Leben. Nebst geschichtlicher Einleitung von Wilhelm Storck (Paderborn, Ferd. Schönigh).

Alois Meßmer. Leben und Gedichte, herausgegeben von Joh. Georg Vonbank (Vetter & Co., Düren).

Das Stiefkind des deutschen Heeres. Kritische Betrachtungen von Kurt Abel (Freiburg, Friedr. Ernst Fehsenfeld).

Buchhändler Andreas Pecht, ein Opfer napoleonischer Gewaltherrschaft von Dr. Johannes Meyer (Lindau, Joh. Thom. Stettner).

Franz Grillparzer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens von A. Trabert (mit Illustrationen von Kozeluch, Lüttich v. Lüttichheim u. Th. Mayerhofer).

Der Himmel und die Hölle oder die göttliche Gerechtigkeit nach den Aufschlüssen der Kunde vom Geist von Allan Kardec mit Übertragung ins Deutsche durch Chrn. Hch. Wilhelm Feller (Berlin, Karl Siegismund).

Die soziale Frage und ihre Lösung von Ernst Busch (Berlin, Pfeilstücker). Wir können unser Urteil in die Worte zusammenfassen, daß das Buch geeignet und berufen scheint, unsere heutigen Parteiverhältnisse über den Haufen zu werfen und den Ausgangspunkt einer neuen Zeit zu bilden.

Neue Hofgeschichten von Eduard Braunfels. Vierte Auflage (Davos, Hugo Richter).

Zur Unsterblichkeitsfrage, über magische Kräfte und Willensbestimmung im Wort. Von J. Striegel (Leipzig, Oswald Mutze).

Kants Lehre von Raum und Zeit, kritisch beleuchtet vom Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus. Von Hubertus Gisivius (Hannover, Helringsche Verlagsbuchh.).

Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. Erster Band: Lyra. Zweiter Band: Kehraus (Stuttgart, A. Bonz & Co.).

Ludwig Dóczis Novelle Carmela Spadaro erschien soeben in zweiter Auflage bei Bonz & Co. in Stuttgart.

Buntes Jahr. Kinderkalender 1891, herausgegeben von D. Duncker (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei).

Die Jungfrau von Orleans. Ein kirchengeschichtliches Bild aus dem XV. Jahrhundert. Von Dr. J. Riefs. Nebst einem Bilde der Jungfrau von Orleans. (Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben). In der Schrift findet der Leser in zwanzig Kapiteln das Leben und Wirken der Jungfrau in volkstümlicher Sprache geschildert. Sie ist für Jeden von Interesse, da die kirchlichen Fragen, welche damals die Christenheit bewegten, auch heute noch unser Sinnen und Trachten in Anspruch nehmen. Auch für die Schulen, in denen das Schillersche Drama: „Die Jungfrau von Orleans" gelesen und erklärt wird, dürfte die Schrift von Nutzen und eines bescheidenen Plätzchens auf dem Weihnachtstische würdig sein.

Leitfaden für den Unterricht in der jüdischen Geschichte und Litteratur. Von Dr. D. Cassel. Achte Auflage. (Frankfurt a. M., J. Kauffmann).

William Lloyd Garrison. Autorisierter Auszug aus William Lloyd Garrison — The story of his life told by his children von Georg von Gizycki (Berlin, A. Asher & Co.).

Die Religion der alten Ägypter. Dargestellt von Dr. H. Wiedemann (Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung).

Karl von Hases Leben. 1. Abteil. Jugenderinnerungen [Karl von Hases Werke. Band XI. I. Halbband] (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Gregor der Große. Von Dr. Cölestin Wolfsgruber. Mit zwei Bildern (Saulgau, Herm. Kitz).

Digitized by Google

Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Mit Porträt und Faksimile. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz (Leipzig, Rengersche Buchhandlung).

Ahasverus in Tyrol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit von Adolf H. Povinelli. (Leipzig, Litterarische Anstalt [Aug. Schulze].)

Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. (Leipzig, A. G. Liebeskind.)

Populäre Abhandlungen über Erziehung und Unterricht von Gustav Adolf Erdmann. I. Heft. (Gotha, Emil Behrend.)

Lebensprobleme und Welträtsel im Lichte der neueren Wissenschaft. Zur Orientierung über allgemein menschliche Fragen für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. August Vogel. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Ezzelin von Romano. I. Teil: Die Gründung der Signorie (1194 bis 1244) von Dr. John M. Gittermann. (Stuttgart, Kohlhammer.)

Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung angesichts der sozialen Schäden der Gegenwart. (Die Schule und die sozialen Fragen unserer Zeit. III. Heft.) Von J. Trüper. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843 bis 1024. Von L. O. Bröcker. II. Band. Die Zeit von 882—1024. (Braunschweig, Bruhns Verlag.)

Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik von Julius Weil. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.)

Gaspards Nachfolger. Erzählung von Viktor André. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.)

Fredegunde. Trauerspiel in 5 Akten von W. Anhäuser. (Trier, Fr. Lintzsche Buchhandlung.)

Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe 1. Heft: Nationale und humanistische Erziehung! Von Karl v. Kalckstein, Minna Cauer und Alb. Eulenburg. (Kiel, Lipsius und Tischer.) — Im gleichen Verlage erschien als erstes Heft einer von Eugen Wolff herausgegebene Serie: Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst: „Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas" von Eugen Wolff.

Die Grundzinsgemeinschaft. Der deutsche Ursprung dieser Reformation für Abhilfe des wirtschaftlich-sittlichen Völkerrechts. Eine historische Übersicht von Dr. Alfr. Stelzner. (Berlin, Hugo und Hermann Zeidler.)

Von Ludwig Abafis „Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn" erschienen neuerdings Lieferung 8 und 9. (Budapest, Ludwig Aigner.)

Die neue Bizarde oder Herm. Hinderichs verfehlter Beruf. Novelle von Heinrich Steinhausen. (Herrosé Verlag, Wittenberg.) In der glänzenden Weise der „Irmela" führt auch „Die neue Bizarde" dem Leser einzelne Bilder, dunkle und helle, vor, in welchen auf romantischem Hintergrunde an der Hand einer spannenden Fabel Lebensschicksale und Seelenentwickelungen bedeutenden Inhalts geschildert werden.

W. Garschin, Novellen. Aus dem Russischen von Wal Beleno. Zweite Auflage. (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Digitized by Google

Fred. Maison

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Februar 1891.

Kehraus!

Von M. G. Conrad.

(München.)

Der allerliebſte brave Junge witzelte und ſtöhnte und flennte ſtundenlang ſeine Fin de siècle-Jeremiade.

Ich hatte meinen geduldigen Tag.

„Sind Sie ein Franzoſe?“ fragte ich endlich. „Oder bloß ein nachgemachter Deutſcher?“

„I Gott bewahre! Berliner — geborener ſogar.“

„Ja, wenn Sie das ſind, was gehen Sie dann die Franzoſen und ihr läppiſches Fin de siècle an? Ich dächte, wir Deutſchen vom neuen Reich hätten ganz andere Sorgen . . .“

Und ich wandte dem Fin de siècle-Gecken den Rücken. Und ich wurde wieder ſchimpfroh.

Daß ſo etwas Gottsjämmerliches aber auch in der Hauptſtadt des Deutſchen Reiches lebensfähig iſt! So eine undeutſche Mißgeburt, ſo ein krankhafter Unmann!

Dabei ſah er gar nicht ſchlecht aus, eher rot und rund . . .

Kehraus —

* * *

„Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ſich der Naturalismus überlebt hat.“

Ich hatte meinen ſanften Tag.

„Was Sie nicht ſagen! Na, Sie werdens wohl genau wiſſen, verehrter junger Herr,“ erwiderte ich lächelnd.

„Gewiß! Und weil er sich überlebt hat, so muß er überwunden werden."

„Nun, das wird Ihnen nicht schwer werden, die Überwindung des Naturalismus."

„Eine ganze Anzahl beachtenswerter jüngerer Pariser Schriftsteller hat sich bereits von Zola öffentlich losgesagt."

„Der arme Zola, das wird ein harter Schlag für ihn gewesen sein." Meine Stimme zitterte vor Bewegung.

„Zola, sehen Sie, der hat ja das naturalistische Thema längst erschöpft; überdies kann er in der Darstellung der Durchschnittsmenschen, der Durchschnittsdirnen, Durchschnittsarbeiter, Durchschnittsbauern u. s. w. gar nicht mehr überboten werden. Auch in den berühmten naturalistischen Abzweigungen, wie Impressionismus, Intuitivismus, Okkultismus ist die schrankenlose Künstlerwillkür bereits bei ihrem letzten Wort angekommen. Die jungen Dekadents, die Symbolisten und Neuromantiker sind auf dem besten Wege zu einem Mystizismus, welcher der neuen Psychologie —"

„Eine Zwischenfrage —" Aber er plapperte weiter.

„Die befriedigendsten Aussichten eröffnet. Ich schlage als Ersatz für den Naturalismus jedoch einen Neu-Idealismus vor —"

„Zwischenfrage: Sind Sie französischer Schriftsteller oder Künstler?"

„I Gott bewahre! Ich bin ein Vertreter der deutschen Kritik, natürlich Berliner —"

„Ja, in drei Teufels Namen, wenn Sie das sind, was gehen Sie dann die Pariser und ihr Zola und ihr Naturalismus und ihr Antinaturalismus an? Ich dächte, wir Deutschen vom neuen Reich hätten in unserem eigenen vaterländischen Schrifttum an allen Ecken und Enden gerade genug zu thun und brauchten nicht auch den anderen Völkern ihre Litteratur besorgen und ihre Parteistreitigkeiten schlichten zu helfen . . ."

Und ich wandte dem Franzosen-Fexen und Neu-Idealisten von Berlin zornig den Rücken.

So ein undeutsches Kritiker-Gewächs, so eine wurzellose Mischmasch-Kulturpflanze! Äußerlich eine lebendige Reklame für Schneider und Friseur, ganz auf der Höhe der Mode, der Blasiertheit und Verlebtheit . . .

Kehraus —

* * *

Ich hatte meinen einsilbigen Tag.

„Tolstois sensationelle Kreutzersonate haben Sie nicht gelesen?"

„Ich? Nein."

„Und sein erstes Nachwort dazu?"

„Nein."

„Und das noch merkwürdigere zweite Nachwort?"

„Nein."

„Erlauben Sie, die Schriften des größten noch lebenden ruſſiſchen Dichters und Denkers ſollte doch jeder gebildete Deutſche kennen —"

„Dann beſcheide ich mich, kein gebildeter Deutſcher zu ſein."

„Erlauben Sie doch! Aus den Tolſtoiſchen Schriften atmet ein friſcher, ich möchte ſagen ein neuer Zug, den man auf ſich wirken laſſen muß, um die Eigenart und Urkraft des ruſſiſchen Volkes verſtehen zu lernen."

„Kümmert mich nicht. Hab' an meinem deutſchen Volk zu rätſeln genug."

„Aber, erlauben Sie, dieſe überwältigend intereſſante Geſamtentwicklung des ruſſiſchen Dichter-Grafen, der bei uns wie in ganz Europa heute ſoviel Teilnahme erweckt —"

„Heute."

„Da können Sie ja gar nicht mitreden in dem großen Streite, der ſich für und wider Tolſtoi entſponnen hat?"

„Will ich auch nicht."

„Die Kreutzerſonate ſollten Sie wenigſtens ſtudieren —"

„Schreibe ſelbſt eine."

„Ach, Sie ſcherzen! Und unter welchem Titel, wenn die Frage erlaubt iſt?"

„Die Beichte des Narren."

„Erlauben Sie, haben Sie überhaupt ſchon Romane und dergleichen geſchrieben?"

„Unterſchiedlich."

„Merkwürdig, ich habe noch keine Zeile von Ihnen geleſen. Es wird aber auch ſo viel in Deutſchland produziert, daß man beim beſten Willen, hm . . . hm . . ."

Ich mußte dem windigen Hungerkandidaten der ruſſiſchen Litteratur ſo dröhnend in das Geſicht gelacht haben, daß es ihm das Wort verſchlug. Er brachte nichts mehr heraus als ein trockenes Hüſteln . . .

Kehraus —

* * *

All dieſer Aberwitz einer tollen Zeit ſoll uns nicht abhalten, treu bei der Arbeit zu beharren: das Wirkliche, Nahe, Heimatliche mit freier, ruhiger Kraft in unſeren Werken zu zeichnen, jeder nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeiner künſtleriſchen Eigennatur, damit ſich mehr und mehr unſere neue nationale Dichtung aus unſerem wahrhaften nationalen volkstümlichen Leben herausbilde — eine Litteratur aus dem Volke für das Volk.

Unter zwei gleich ſtark Begabten wird der heimatliche Dichter der bedeutendere und wertvollere ſein. Seine einfache, kernige Natürlichkeit wird gehoben werden durch die ſchärfere Realiſtik der Nähe und zugleich durch die Kontrolle ſeiner Umgebung in heilſamen Schranken gehalten bleiben, ohne jemals in verderbliche Abhängigkeit zu geraten, ſei es von den Launen der eigenen Phantaſie, ſei es von der Verführung durch fremdländiſche Vorbilder.

Suchſt zur Natur die rechte Spur: ſei **ſelbſt Natur!**

Wer dies nicht vermag, wird auch nimmermehr den Weg ins Volk finden, ins rechte Volk.

Richtig iſt, daß abgeſehen von allem übrigen, der Weg dahin noch mit allerlei künſtlichen Hinderniſſen verlegt iſt, die mit Wagemut und geduldiger Ausdauer genommen werden müſſen. Die einzelnen Klaſſen und Stände ſind voll Abneigung und Mißtrauen gegeneinander. Keiner verſteht mehr den andern. Sozialer Hader hat die Eintracht und Einmütigkeit des Volkes zerriſſen, ſein Gemeinſchaftsleben zerklüftet. Nicht am wenigſten leidet unſere neue Litteratur darunter.

Wir müſſen alſo von unſerem Werktiſche weg den Gang in die Kreiſe des Volkes machen, nicht mit dem gedruckten Buch allein, ſondern mit unſerer ganzen Perſönlichkeit. Wir müſſen mit dem Volke reden in lebendiger Zunge, wir müſſen uns zu mündlichen Vorträgen in den Vereinen der Arbeiter entſchließen.

Während der Monate November und Dezember 1890 habe ich in folgenden Münchener Kreiſen, oft vor vier bis ſieben und achthundert Zuhörern, ſtundenlange Vorträge über unſer modernes Schriftthum gehalten mit zahlreich eingeſchalteten Probeſtücken:

Im Fachverein der Tiſchler zweimal, im Fachverein der Lithographen und Steindrucker, im Fachverein der Maler, im Allgemeinen Arbeiter-Leſeverein.

Der Erfolg war jedesmal der denkbar größte und erfreulichſte. Ich fand offene Herzen und gute, helle Köpfe im Volke der Arbeiter. Wie die Preſſe ſich dazu ſtellte, will ich heute nur an den Auslaſſungen des Hauptorgans der bayeriſchen Zentrumspartei, des „Münchener Fremdenblattes" nachweiſen.

Dasſelbe ſchrieb in ſeinem Leitartikel „Arbeiterbildung" vom 21. November 1890:

„Man hat oftmals mit Recht betont, daß zwiſchen den Sozialiſten im Frack und denen in der Arbeiterblouſe nur ein äußerer Unterſchied beſteht. Umſturz der beſtehenden Welt- und Geſellſchaftsordnung, das iſt

das Ziel der einen wie der anderen. Zu den Salonrevolutionären gehören in erster Linie auch jene Zolaisten und Realisten der Litteratur und des modernen Dramas, welche mit allem, was dem Menschen bisher heilig war, ein frevles Spiel treiben, denen die Heiligkeit der Ehe ein überwundener Standpunkt ist, und deren Bücher und Theaterstücke im Grunde genommen nur die ‚freie Liebe' predigen. In diesem Punkte und noch in vielen anderen, namentlich auch in der Verhöhnung jeder positiven Religion stehen die modernen Umsturzapostel im Salon auf dem gleichen Standpunkte wie die in den Werkstätten und Fabriken. Es kann deshalb auch kaum Wunder nehmen, wenn die ersteren sich der letzteren in gewisser (aber nur in gewisser) Hinsicht warm annehmen und ihnen alle die schönen Lehren einzuimpfen suchen, welche sie selbst in der Litteratur und auf der Bühne predigen. Während heute nicht nur von hoher kirchlicher Seite, sondern auch von den Thronen immer wieder die Notwendigkeit betont wird, daß die mißleiteten Arbeiter den religiösen Ideen wieder zugeführt werden sollen, daß schon die Jugend in den Schulen durch eine gute religiöse Erziehung und durch den Hinweis auf die konservativen Traditionen des deutschen Volkes gegen die sozialistische Ansteckung gefeit werden müsse, gehen unsere Zolaisten und Realisten offen mit dem Plane um, die Arbeiter der Religion und der alten Väterſitte nur noch mehr zu entfremden, ihnen den letzten idealen Halt zu rauben, der sie noch mit ihrer materiellen Lage aussöhnen könnte.

„Anders können wir es in der That nicht verstehen, wenn gegenwärtig hier in München durch öffentliche Plakate für einen Arbeiterbildungsverein Vorträge über ‚Darwinismus', ‚moderne Litteratur', modernes ‚Drama und Volksbühne' angekündigt werden. Man braucht nur die Individualität der auserkorenen Redner aus ihren Schriften zu kennen, man braucht nur zu wissen, wie dieselben dem nackteſten Realismus und Naturalismus das Wort reden, um die Natur und die erhoffte Wirkung jener ‚volksbildenden' Vorträge beurteilen zu können. Wimmelt es doch in den Werken jener ‚Realisten' von Ehebruch und ‚freier Liebe', die in den verlockendsten Farben dargestellt werden. Nicht immer tritt die eigentliche Tendenz dieser Richtung so klar hervor, oftmals hängt man noch der Sache ein Mäntelchen um, man ‚geißelt' die Schlechtigkeit der Menschen, aber dabei erzieht man selbst schlechte Menschen!

„Diesen geistigen Umsturzbestrebungen gegenüber dürfte es angezeigt sein, unseren Münchener Realisten eine Autorität ihrer eigenen Schule gegenüberzustellen, und zwar keine geringere, als die Heinrich Heines. In Heines ‚Reisebildern' (Norderney 1826) liest

man u. a. folgende interessante Stellen, welche die realistische Richtung des ‚modernen Dramas' in geradezu drastischer Weise geißeln . . ."

Heine als Nothelfer und Wundermann der Ultramontanen!

Und weiter: Leitartikel „Die Münchener Realisten und Zolaisten" vom 18. Dezember 1890:

„Im ‚Allgemeinen Arbeiterleseverein' sprach gestern Abend Herr Dr. Conrad über moderne Litteratur. Über diesen Vortrag wird uns von geschätzter Seite geschrieben: ‚Der ganze Vortrag war eine Verherrlichung des nacktesten Realismus und Naturalismus, gespickt mit allerlei faden Witzeleien über Moral. Aus der ganzen Ausführung ging die geistige Verwandtschaft der Sozialisten im Frack mit denen in der Arbeiterblouse hervor, und als eine wahre Ironie klang das Loblied auf den Kaiser Wilhelm II. Letzterer will, daß die mißleiteten Arbeiter den religiösen Ideen wieder zugeführt werden sollen, daß schon die Jugend in den Schulen durch eine gute religiöse Erziehung und durch den Hinweis auf die konservativen Traditionen des deutschen Volkes gegen die sozialistische Ansteckung gefeit werde, aber die Zolaisten und Realisten, welche mit ihren ‚pikanten' Produkten die Arbeiter der Religion und der alten Väterfitte noch mehr entfremden, sind dem jugendlichen Träger der deutschen Kaiserkrone gewiß ebenso verhaßt, wie die sozialdemokratischen Agitatoren selbst. Zum Schlusse gab Herr Conrad einige realistische Produkte seiner Muse zum besten, von denen eines von ihm in Paris verfaßt und vor einigen Jahren in der ‚Gesellschaft' veröffentlicht war. Den französischen Ursprung verleugnete das Produkt keineswegs. Für blasierte Lebemänner an der Seine mögen solche Stücke passen, der moralisch gesunde deutsche Arbeiter aber wendet sich mit Abscheu von solchen ‚Pikanterien', die der christlichen Sitte und Moral Hohn sprechen, ab. Man mußte wirklich über die Ungeniertheit staunen, mit welcher Herr Conrad ein solches Stück seinem Auditorium vortrug. Unter letzterem befanden sich auch einige Damen, wahrscheinlich — euphemistisch gesprochen — ‚Realistinnen'. Und mit solchen ‚pikanten' Vorträgen will Herr Conrad Arbeiter bilden! Der reinste Hohn!

„Herr Dr. Conrad erlaubte sich auch mehrere Ausfälle gegen das ‚Münchener Fremdenblatt', weil dasselbe sich (in Nr. 538 vom 22. November) in scharfer Weise gegen die Arbeiter-‚Bildungs'-Pläne der antichristlichen Naturalistengesellschaft gewandt hatte. Nun, was das ‚Fremdenblatt' damals aussprach, ist durch den gestrigen Vortrag des Herrn Dr. Conrad leider nur bestätigt worden. Man will die christlichen Begriffe von Sitte und Sittlichkeit aus den Herzen der Arbeiter herausreißen, man sucht die

bestehenden Begriffe von Anstand und Zucht in ihren Augen lächerlich zu machen und auch die jungen Arbeiterinnen auf die höchste Stufe der modernen ‚natürlichen Sinnlichkeit' zu heben. Als ob es in München in diesem Punkte nicht schon schlimm genug stände. Wir halten das Vorgehen der Herren Dr. Conrad und Genossen für ein geradezu gemeingefährliches, dem mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden muß.

„Heute geht uns eine Nachricht zu, welche dem gestern im ‚Arbeiterleseverein' begonnenen naturalistischen Feldzuge einen charakteristischen Reflex giebt. Unter dem Titel ‚Gesellschaft für modernes Leben' hat sich nämlich hier, analog gewissen Gründungen in Berlin, ein Verein gebildet, welcher sich mit hochtönenden Phrasen ‚die Pflege und Verbreitung modernen, schöpferischen Geistes auf allen Gebieten des sozialen Lebens, der Litteratur, Kunst und Wissenschaft' zur Aufgabe stellen soll. Zu diesem Zweck will die Gesellschaft Vortragsabende abhalten, will die Errichtung einer freien Bühne ‚anstreben', welche unter dem Schutze des Vereinsgesetzes auch solche Werke zur Aufführung bringen soll, denen sich die öffentlichen Theater noch verschließen, oder besser gesagt: welche aus Gründen der öffentlichen Moral auf den bestehenden Bühnen nicht aufgeführt werden dürfen. Weiter sollen Sonderausstellungen von Werken bildender Künstler, welche für die moderne Entwickelung besonders kennzeichnend sind, veranstaltet und eine Wochenschrift, die ‚Moderne' herausgegeben werden. Die Einladung zum Eintritt in diese Gesellschaft haben unterschrieben Dr. Conrad, Rudolf Maison, Detlev Freiherr v. Liliencron, Julius Bierbaum, Julius Schaumberger, Hans von Gumppenberg, Georg Schaumberg. Wir verschmähen es, die Polemik gegen diese ebenso verwerfliche wie überflüssige Gründung auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, aber das müssen wir offen heraus sagen: Wenn der Geist, der die genannten Gründer erfüllt, und den man bei der Mehrzahl derselben aus ihren litterarischen Erzeugnissen zur Genüge kennt, in Bayern und in München jemals die Oberhand gewinnen könnte, dann wäre es mit den gottlob noch immer herrschenden Begriffen von christlicher Zucht und Sitte vorbei. Man braucht ja nur gewisse Demimondegedichte und Novelletten in der ‚Münchener Kunst' gelesen zu haben, um zu wissen, welcher ‚Geist' unsere Zolaisten und Realisten beseelt."

Wir kennen diese ultramontane Verleumdungs- und Lästerungsgnadenarie.

* * *

Ich habe meinen Vortrag im Allgemeinen Arbeiterleseverein vor sieben- bis achthundert Männern und Frauen im großen Sale der „Neuen Welt"

frei aus dem Kopfe gehalten. Mit Hilfe der Nachschrift eines Freundes ist es mir möglich gewesen, die einzelnen Teile der mehr als anderthalbstündigen Rede schriftlich wiederherzustellen.

Um den Lesern einen Beweis zu geben von der krassen Abweichung, welche meine Worte in den Ohren des ultramontanen Berichterstatters von den wirklich gesprochenen erfahren haben müssen, setze ich hier die Einleitung meines Vortrages her:

Meine Herren! Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich einzuladen, Ihnen einen Vortrag über die Bewegung in der Litteratur zu halten. Ich folgte Ihrer Einladung, weil ich es als eine Pflicht erkenne, daß jeder an seinem Teile mitwirke zur Hebung und Steigerung des geistigen Lebens im Volke.

Unser alter Kaiser hat das Wort gesprochen: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein."

Dieses Wort müssen wir uns aneignen. Wir Männer in den mittleren und jüngeren Jahren haben nicht nur keine Zeit müde zu sein, wir haben auch keine Zeit, die Zeit mit Nichtigkeiten auszufüllen. Wir müssen an die ernstesten Probleme herantreten. Den furchtbaren Blick, mit dem uns heute das Leben ansieht, müssen wir ohne Scheu und Zagen erwidern und auf das Leben hinblicken mit gefaßter Seele, gereifter Einsicht, mannhaft, heldenhaft.

Mag es für den Kranken und Müden politisch sein, die Dinge leichter zu nehmen, als sie sind, so wollen wir Gesunden und Starken uns daran halten, die Dinge so schwer und schwerer zu nehmen, als sie sind.

Damit erreichen wir wenigstens dies, daß wir ein richtiges Maß für unsere Kraft und Entschlossenheit erhalten.

Jeder soll genau wissen, was er vermag und wieweit die Gesellschaft auf ihn zählen kann im Kampfe um die geistige und sittliche Gesundheit, der ein Volk bedarf, um gewappnet den großen Aufgaben und Anforderungen entgegenzuschreiten, welche die Zukunft bringt.

Nicht ob dieses oder jenes uns persönlich nütze sei, ist jetzt die Frage, sondern ob wir die Kraft und den Mut haben, unsere volle Pflicht gegenüber der allgemeinen Wohlfahrt des Volkes, gegenüber den geistigen und moralischen Forderungen der Zeit zu erfüllen, komme dabei für uns persönlich heraus, was da wolle. Männer und Helden sollen wir sein der Zeit, nicht ihre Lohndiener. Größe sollen wir in uns haben und in das Volk hineintragen, nicht die kleinen Kniffe der Nützlichkeitsrechenmeister, wenn wir das Volk zu einem großen, freien, manneswürdigen Leben emporführen helfen wollen.

Es giebt keine Menschenwürde ohne Menschengröße — und das ist der Prüfstein für alle, die als führende Männer gelten wollen, daß sie in allen Stücken geistige und sittliche Größe erweisen und ein tapferes Herz haben für das Volk.

Lassen Sie mich nun von moderner Litteratur zu Ihnen sprechen . . .

* * *

Mit der „Gesellschaft für modernes Leben" in München hat es seine Richtigkeit. Wenige Tage nach erlangter polizeilicher Genehmigung hatten sich bereits über hundert Personen aus den besten Ständen als Mitglieder angemeldet.

Die „Gesellschaft für modernes Leben" stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Verbreitung modernen, schöpferischen Geistes auf allen Gebieten: Soziales Leben, Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Zu diesem Zweck trifft die „Gesellschaft für modernes Leben", folgende Veranstaltungen:

I. Vortragsabende, in welchen einschlägige Fragen theoretisch und durch Vorlesung moderner Geisteswerke jeder Gattung beleuchtet werden.

II. Errichtung einer freien Bühne, welche unter dem Schutze des Vereinsgesetzes auch solche Werke zur Aufführung bringen wird, denen sich die öffentlichen Theater noch verschließen.

III. Sonderausstellungen von solchen Werken der der Gesellschaft angehörenden bildenden Künstler, welche für die moderne Entwickelung besonders kennzeichnend sind.

IV. Herausgabe einer Wochenschrift, welche die Anschauungen der „Gesellschaft für modernes Leben" nach außen vertreten soll.

Der „Gesellschaft für modernes Leben" sind unterschiedslos alle Personen als Mitglieder willkommen, welche die Kämpfe des modernen Geistes mit ehrlicher Anteilnahme verfolgen.

Der Monatsbeitrag, welcher den Mitgliedern freien Eintritt zu allen öffentlichen Gesellschaftsveranstaltungen und kostenfreie Zusendung der Wochenschrift sichert, beträgt eine Mark. Der erste Vortragsabend mit näherer Entwickelung des Programms findet ehestens statt.

Zustimmungsschreiben und fröhliche Wünsche sind der neuen Vereinigung aus allen Teilen des Reiches zugegangen. Auch mancher Rat und manche gute Lehre, wofür wir nicht minder dankbar sind.

So schrieb uns der Historiker Dr. M. Schwann aus der Einsamkeit eines oberbayerischen Waldnestes:

„Hoffentlich stellt der Verein kein Dogma auf, auch das des Realismus nicht. Denn ich glaube an garnichts; und jeder Glaubensartikel ist eine Fessel, die man dem Menschengeist anlegt, der freie Bahn in die Zukunft haben will. Alle Tendenzmeierei muß verschwinden vor der einen, der Wahrheit zu dienen, in welcher Form auch immer. Der Erzbischof von München-Freising muß Ehrenmitglied werden, wenn er mag, d. h. wenn er kann. Nur keine litterarische Sekte! Wir haben dieses Kleinkram-blödsinns über und über genug."

Jawohl, keinen Kleinkram, keine Sekte, eine ganze, große, stolze Gemeinde des Geistes, der in alle Wahrheit leitet!

Es ist vorbei mit den alten Dummheiten.

Kehraus —

Aus der Zeit — für die Zeit.

Kritische Dokumente, gesammelt von Max Herold.

(Berlin.)

„So kann es nicht weiter gehen!"

Wenn jemals ein Kaiserwort der Mehrzahl der Reichsbewohner aus der Seele gesprochen wurde, so war es dieses.

Nur daß die Mehrzahl der Reichsbewohner auch noch eine ganze Reihe anderer Dinge dabei im Sinne hat, nicht bloß die schulischen.

Der Kaiser meinte bekanntlich nur diese — denn auf diesem Gebiete hat er gerade in seiner unbefangensten und eindrucksfähigsten Jugend die lebhaftesten persönlichen Erfahrungen gesammelt und einen unvergeßlichen Blick hinter die Kulissen gethan. Der Kaiser ist wirklicher Gymnasial-schüler gewesen.

Daran ist nichts zu drehen und zu deuteln: „So kann es nicht weiter gehen!" — auf dem Gebiete des gelehrten Schulwesens.

Nehmen wir nun einmal in aller Ehrfurcht vor des Kaisers Majestät an, er wäre in seiner nachgymnasialen Jugend eine Zeitlang auch wirklicher Arbeiter in einer Fabrik gewesen, wie jener Theologe studierenswegen in Chemnitz unerkannt wirklicher Fabrikarbeiter gewesen ist: kein Zweifel, auch die Fabrikreform stände jetzt auf der Tagesordnung unter dem Vorsitze des Kaisers.

Und so fort von Arbeitsgebiet zu Arbeitsgebiet.

„So kann es nicht weiter gehen!"

Der Kaiser hat die Schule aufgerufen zur Mitarbeit an den modernen Reichsaufgaben, wozu gehören soll u. a. Besiegung der Sozialdemokratie.

Hierüber ist dann viel Widersprechendes in der Zeitung geredet worden. Wie aus den höchsten Kreisen bekannt wurde, hat bloß der „Hannoversche Courier" Glück und Schick gehabt, den kaiserlichen Gedanken frei von Mißverständnis und Mißdeutung zu erfassen und auszulegen.

Es ist daher wichtig, die betreffende Stelle des nationalliberalen Blattes festzuhalten und auf die eigenartigsten Sätze das Nachdenken und die Empfindung des Lesers zu lenken:

„Es wird vielfach die Befürchtung ausgesprochen, daß die eingehendere Behandlung der neuesten Geschichte, daß die Vorbereitung auf das Gefecht gegen die Sozialdemokratie, die in der Rede des Kaisers als eine Aufgabe der Schule bezeichnet sind, die Politik in die Schule tragen müßte. Es beruht diese Befürchtung doch wohl auf einer übertriebenen Ansicht von dem, was der Lehrer zu leisten hätte, um jener Forderung zu entsprechen. Das Ziel ist an einer anderen Stelle der Rede des Kaisers noch mehr präzisiert worden: Die jungen Leute, welche die Schule verlassen, sollen die Überzeugung in sich tragen, daß ‚das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden' oder, wie wir lieber sagen möchten, daß es wert sei, erhalten zu werden. Die Jugend unserer Tage, die in der Zeit des großen Krieges die ersten bewußten Eindrücke empfunden hat, sie kennt nur das mächtige Deutsche Reich der Gegenwart, sie wird vielleicht auf manchen Mangel aufmerksam, der im Verlaufe der politischen Entwickelung sich in den Vordergrund drängt . . . Daß dem Lehrer in der Darstellung jener Verhältnisse einer unerfreulichen Vergangenheit (der politischen Misère des halben Jahrhunderts nach den Freiheitskriegen) die größte Freiheit verstattet werden muß, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich aber ist es, daß nur derjenige zum Lehrer unserer Jugend berufen ist, der treu und aus voller Uberzeugung auf dem Boden der Monarchie und der Verfassung steht. Aber daran kann doch im Ernst niemand denken, daß die Lehren in der Schule im Einzelnen erörtert und etwa durch autoritäre Äußerungen oder in freier Diskussion widerlegt werden sollen. Wer zu einem klaren Verständnis von dem Wesen des Staates, von dem Werden und den Fortschritten unseres Staates durchdrungen ist, der wird im stande sein, das Ungereimte, das Verwerfliche und Gefährliche der sozialdemokratischen Theorie und Praxis zu durchschauen, der wird es als seine Pflicht erkennen, mannhaft seinen Platz in den Reihen derer zu behaupten, welche unseren Staat

gegen feindliche Angriffe, wie von außen so im Innern, verteidigen. Der Staatsverwaltung höchste Aufgabe bleibt es, durch verständnisvolles Ertgegenkommen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt und Freiheit sich die Sympathien aller gemäßigten und einsichtsvollen Elemente dauernd zu erhalten. — Ein anderer Klageruf, dem ebenfalls mißverständliche Auffassungen zu grunde liegen, geht dahin, daß unserer gesamten klassischen Bildung die Vernichtung drohe. Wir meinen, es sind nicht echte Freunde jener Bildung, welche diese Befürchtungen laut werden lassen; zum mindesten kann ihnen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie von dem, was unter ‚klassischer Bildung' zu verstehen ist, nur einen recht oberflächlichen Begriff haben. Das reiche Leben der antiken Welt, ihr Schönheitssinn und ihre Ideale, die Fülle von großen anregenden Gedanken, welche uns die Schriften der Alten überliefern, werden dem deutschen Volke unverloren bleiben — deß sind wir völlig sicher —, auch wenn den erhöhten Anforderungen auf anderen Gebieten in ausgiebigster Weise Rechnung getragen wird."

Dagegen wird sich wenig einwenden lassen, selbst wenn man politisch sehr viel weiter nach links steht, als der Artikelschreiber des nationalliberalen Blattes.

Nur muß davor gewarnt werden, daß man in der Schule neben dem theologischen Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht auch noch das politische Dogma von der Unfehlbarkeit des Kaisers, d. h. von dem durch den Kaiser repräsentierten Reichsverwaltungswesen den unmündigen Kindern eintrichtere. Denn wenn aus den Unmündigen Mündige werden und die Kraft der freien Selbstbeurteilung ihre Schwingen entfaltet, würde die neue politische Glaubenslehre, die aus der Elementarschule stammt, einen gefährlichen kritischen Strauß zu bestehen haben.

Was als der „Staatsverwaltung höchste Aufgabe" in diesem Zeitungsaufsatz hingestellt wird, ist in zu engen Grenzen gehalten, wenn sie nur auf „Entgegenkommen" hinsichtlich der „öffentlichen Wohlfahrt und Freiheit" zugespitzt erscheint. „Höchste Aufgabe" der Staatsverwaltung ist vielmehr, selbst energisch Wohlfahrts- und Freiheitsförderungen im modernen Sinne zu formulieren, bahnbrechend im Reich und in Europa vorzugehen und allezeit des Kaiserwortes eingedenk zu sein: „So (d. h. im alten Stil und Stiefel) kann es nicht weiter gehen!"

Am Volke ist es dann, solche Vertreter in die Land- und Reichstage zu wählen, welche imstande sind, dem führenden Reichsgedanken ein „verständnisvolles Entgegenkommen" zu erweisen. Sitzt aber eine störrige reaktionäre Mehrheitsmasse in den Land- und Reichstagen, so hat der Führer

des Staatswesens alle Einrichtungen zu treffen, daß die politische Einsicht des Volkes erhöht und alle jene Wahlmöglichkeiten gesichert werden, welche der höheren Einsicht des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften zu Sitz und Stimme verhilft und die störrige reaktionäre Mehrheitsmasse als staatsgefährlich beseitigt. („Ja — also!" lautet bekanntlich ein anderes treffliches Kaiserwort.)

* * *

Der Reichstagsabgeordnete Liebknecht hat in einer sozialdemokratischen Versammlung sich die neue Situation von seinem Standpunkt als Parteiführer angesehen. Aus seiner Rede verdienen folgende Ausführungen als Zeitgeistbilder festgehalten zu werden:

„Etwas ernster erscheint auf den ersten Blick der neue Kulturkampf zu sein, der in der Schule gegen uns geführt werden soll. In Wahrheit ist die Sache nicht neu. In Sachsen hat man alles das schon versucht, doch was hat man damit erreicht? Der Lehrer muß dem Kinde eines sozialdemokratischen Vaters lehren: ‚Achte deinen Vater nicht mehr.' Dem Kinde soll Haß gegen den sozialdemokratischen Vater eingeimpft werden. Der Haß des Kindes, das den Vater liebt und es bei ihm gut hat, wird auf den Lehrer zurückfallen. Man sagt, es soll nicht gelehrt werden, die Sozialdemokratie ist etwas Schlechtes, die Kinder sollen nur über das Wesen der Sozialdemokratie aufgeklärt und dadurch gegen die Lehren derselben gefeit werden. Nun, mit geistigen Waffen möge man uns nur kommen, da wollen wir unsern Mann stehen. Es soll Nationalökonomie in der Schule gelehrt werden. Das ist uns recht; da haben wir nur den Vorteil. Die heutigen wissenschaftlich hervorragenden Nationalökonomen haben den Sozialismus anerkannt. Und wo man also die sozialistische Wissenschaft anerkannt hat, sollen die Kinder über die ‚Irrlehren' des Sozialismus unterrichtet werden!

„Man sagt, wir wollen den Staat umstürzen! Das glaubt vielleicht ein Dorfschulmeisterlein. Wer kann denn den Staat wie ein Haus umstürzen? Was ist denn der Staat? Wir alle sind der Staat. Auch wir sind Staat. Da glaubt irgend ein Minister und mächtiger Mann, er ist der Staat, und wird er gestürzt, so muß der Staat zusammenstürzen; ist er nicht mehr am Ruder, so muß das Staatsschiff untergehen. Wir hatten einen sehr mächtigen Mann an der Spitze unseres Staates. Eines Tages war der Mann wie weggeblasen, und der Staat besteht wie vorher und befindet sich sehr wohl dabei. Vor 100 Jahren brach die französische Revolution aus. Wer damals gesagt hätte, es kommt in Preußen zur Abschaffung der Leibeigen-

schaft und zur Einführung der Städte-Ordnung, er wäre als Umstürzler und Jakobiner bezeichnet worden. Einige Jahre darauf war diese soziale Revolution in Preußen, wie Treitschke einmal gesagt, vor sich gegangen und zwar ward sie durchgeführt von dem Freiherrn von Stein. Wenn damals sich der Junker dem Bourgeois fügen mußte, warum nicht heute der Bourgeois dem Arbeiter? Ein Beweis für die Möglichkeit großer sozialer Revolutionen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist die Abschaffung der Sklaverei in Amerika. Es hat sich da gezeigt, daß der Appell an die Gewalt nie von denen ausgeht, welche die Neuerung wollen, sondern von denen, die sich diesen Neuerungen widersetzen.

„Es wurde mir einmal entgegengehalten, wenn Sie nun die Majorität im Reichstage hätten, und der Kaiser ginge nicht, dann wäre doch die Revolution fertig. Wie kindisch ist doch ein solcher Einwand! Können wir im Handumdrehen die Majorität erlangen? Schritt für Schritt erobern wir uns die Welt. Die einzelnen Leute werden aufgeklärter, es bilden sich in allen Kreisen neue Ideen. Mit einem Male kann sich dieser geistige Umschwung nicht vollziehen. Sind die Menschen, welche solche Fragen stellen, denn unfähig, den Geist der Geschichte zu erfassen? Kann die Lage nicht so werden, daß die Fürsten selbst die Lust verlieren, auf einem Thron zu zu sitzen? Ich frage, wer von Ihnen würde tauschen wollen mit dem Kaiser von Rußland. Nicht der ärmste Droschenkutscher. Er würde sagen: ‚Da bleib ich lieber in Berlin, als daß ich mich — wenn auch in einem vergoldeten Käfig — einsperrte und bei jedem Bissen, den ich esse, fürchten müßte, vergiftet zu werden.‘ Haben wir nicht schon Leute aus der Bourgeoisie und Aristokratie in unseren Reihen? Auf der Eisenbahn, wo ich häufig in meiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter erster Klasse fahre, kommt man oft in eigentümliche Gesellschaft. Ein hochadeliger sehr bekannter Konservativer, mit dem ich einmal zusammenfuhr, erklärte sich mir gegenüber mit dem sozialdemokratischen Programm einverstanden, sogar mit der Expropriation der Expropriateure. Die beiden Aber dabei waren nur ‚Religion‘ und ‚Monarchie‘.

„Johann Jacoby schrieb einmal: was zwischen der Monarchie und Republik liegt, ist nicht des Streits wert. Ich antwortete ihm — es mag schon 15, 16 Jahre her sein — es liege sehr viel, ja alles dazwischen. Eine Bourgeoisrepublik könne das Gleichheitsprinzip weit mehr verletzen, als eine Monarchie, die dem Kapitalismus Zügel anlege.

„Der deutsche Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, hat freiwillig auf die Krone verzichtet. Von ihm ward eine Anekdote erzählt, daß er im Kloster St. Just sich mit dem Bau von Uhren beschäftigt

habe. Es war ihm dabei nicht möglich, zwei Uhren ganz gleich gehen zu machen. ‚O, ich Thor,‘ soll der Kaiser ausgerufen haben, ‚ich wollte ein Volk nach meinem Willen lenken und ich kann nicht einmal zwei Uhren nach meinem Willen gehen lassen!‘ Die Ideen der Gleichheit und Freiheit verbreiten sich weiter. Und in der Rede des Kaisers wird ja gesagt, es müsse in der Schule gelehrt werden, daß das jetzige Deutsche Reich seine Wurzeln in der französischen Revolution hat.

„Der Parlamentarismus, das allgemeine Stimmrecht, das bürgerliche Gesetzbuch, alles das sind Wirkungen der französischen Revolution. Und wäre die französische Revolution blutig gewesen, hätte sich die Monarchie nicht in ihrem thörichten Wahne widersetzt? Wäre die Monarchie klüger und ehrlicher zu Werke gegangen, nie wäre es zu Blutvergießen gekommen. Man war Ludwig XVI. noch zu Anfang der 90er Jahre nicht abgeneigt; doch die Monarchie konspirierte gegen die von ihr beschworene Verfassung. Das trieb das Volk zur blutigen Selbstverteidigung. Ich wollte mit den letzten Bemerkungen nur beweisen, daß sich ein Umschwung langsam vollzieht. Aber er vollzieht sich, unsere Ideen kommen in immer weitere Kreise.

„Wir hatten bei der letzten Wahl $1^1/_2$ Millionen Stimmen. Viermal so viel waren gegen uns. Sind unsere Gegner alles reiche Leute? Mit nichten: neun Zehntel derselben sind ebenso arm, wie die $1^1/_2$ Millionen unserer Anhänger. Sie sind nur noch nicht aufgeklärt genug. Wir müssen nun dafür sorgen, daß die unaufgeklärten neun Zehntel unserer Feinde, die noch gegen uns wählen, unsere Genossen werden. Die Gegner helfen dabei aufs beste mit. Die Verteuerung der Lebensmittel, die auf allen Gebieten sich offenbarende Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, die Proletarisierung der Massen, die Krisen — alles das wirkt kräftig für die Ausbreitung unserer Ideen.

„Neben der siegreichen Kraft der Wahrheit bringt uns die eiserne unerbittliche Logik der Thatsachen den Sieg. Das heutige Wirtschafts- und Lohnsystem richtet sich selbst immer mehr zu Grunde. Die Gegner haben nur ein einziges Mittel gegen uns. Es muß ihnen gelingen, die Schäden der heutigen Zeit zu heilen. Können sie das, so wollen wir mithelfen. Aber anders können sie uns nicht besiegen, als mit Durchführung unseres Programms, denn nur mit der Durchführung unserer Ziele können die Schäden beseitigt werden.

„Ich komme noch einmal auf die Schule zurück. Der Lehrer hat bis jetzt wenig Ahnung von Nationalökonomie, er liest nur Prof. Wagner und die von Wagner empfohlenen sozialdemokratischen Schriften, damit bekommt er das sozialdemokratische Gift in den Leib. Jeder, der unsere Schriften

lieſt, hat prinzipiell nichts dagegen einzuwenden, nur ſagen ehrliche Gegner, zur Durchführung unſeres Programms müßten die Menſchen Engel werden. Dieſer Einwand kann für uns nur ſchmeichelhaft ſein. Ein Syſtem, zu deſſen Durchführung Engel gehören, iſt jedenfalls beſſer, als ein Syſtem, bei welchem nur der Teufel im Menſchen großgezogen wird."

* * *

Aus der Rede des Kaiſers am Schlußtage der Schulkonferenz:

„Meine Herren! Wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsſchreitens in ein neues Jahrhundert und es iſt von jeher das Vorrecht Meines Hauſes geweſen, Ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewieſen, daß ſie, den Puls der Zeit fühlend, vorauserſpähten, was da kommen würde. Dann ſind ſie an der Spitze der Bewegung geblieben, die ſie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entſchloſſen waren. Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geiſt, und wohin das zu Ende gehende Jahrhundert zielen, und Ich bin entſchloſſen, ſowie Ich es bei dem Anfaſſen der ſozialen Reformen geweſen bin, ſo auch hier in bezug auf die Heranbildung unſeres jungen Geſchlechtes, die neuen Bahnen zu beſchreiten, die wir unbedingt beſchreiten müſſen; denn thäten wir es nicht, ſo würden wir in zwanzig Jahren dazu gezwungen werden. Deshalb wird es Ihnen Allen ein beſonderes Gefühl der Genugthuung und ein Gefühl der Freude ſein, daß Sie diejenigen geweſen ſind, die ausgeſucht waren, die erſten grundlegenden Prinzipien zu unſeren neuen Bahnen feſtzuſtellen, mit Mir zu arbeiten und mit Mir die neuen Wege zu erſchließen, die wir unſere Jugend dereinſt führen wollen, und Ich bin feſt überzeugt, daß der Segen und die Segenswünſche von Tauſenden von Müttern auf das Haupt jedes einzelnen von Ihnen, die hier geſeſſen haben, herabgerufen werden. Ich nehme davon keinen aus, weder diejenigen, die für Meine Gedanken gearbeitet haben, noch auch die, welche mit ſchwerem Ringen und unter Aufgabe deſſen, was ſie bisher zu verfolgen berechtigt ſich glaubten, Opfer gebracht haben. Allen dieſen danke Ich. Mögen die Opfer, die Sie bringen, Ihnen ſpäterhin das Gefühl geben, daß auch Sie bei dieſer Arbeit Weſentliches mitgeleiſtet haben."

* * *

Einen höchſt bemerkenswerten Vergleich zwiſchen der alten und neuen Richtung brachte die Voſſiſche Zeitung durch folgende Gegenüberſtellung zuſtande:

Minister von Goßler sagte im Abgeordnetenhause am 6. März 1889:

Ich muß daran festhalten, daß alle die Einwendungen, die gemacht werden in bezug darauf, daß wir in der Schule lernen sollen, was wir im künftigen Leben brauchen, für mich nicht entscheidend sind. Wir lernen auf unseren preußischen Gymnasien, wenn ich mich stark ausdrücke, zunächst nichts, was wir im künftigen Leben brauchen, und doch lernen wir gewissermaßen alles. Wir lernen nicht Einzelkenntnisse, wir bereiten uns nicht für einen Einzelberuf vor, sondern wir erwerben uns eine geistige Kraft, eine geistige Zucht, eine moralische Kraft, welche uns befähigt, nicht allein den großen Anstrengungen auf dem Gebiete der Wissenschaft uns zu widmen, sondern auch den großen Anstrengungen und Angriffen mit Erfolg Widerstand zu leisten, die großen Aufgaben zu erfüllen, die im Leben unseres Volkes im Innern und im Verhältnis nach außen an uns herantreten . . . Im Großen und Ganzen steht die Unterrichtsverwaltung noch heute auf dem Standpunkte: es würde ein Unglück für die Nation sein, wenn man frühzeitig ohne die sichersten und reichsten Erfahrungen an den festesten Grundlagen rütteln wollte, auf welchen das humanistische Gymnasium erwachsen ist.

Kaiser Wilhelm sagte bei der Eröffnung der Schulkonferenz am 4. Dezember 1890:

. . . Der Grund ist in der Erziehung der Jugend zu suchen. Wo fehlt es da? Da fehlt es allerdings an manchen Stellen. Der Hauptgrund ist, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen haben und hauptsächlich auf den Lernstoff, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des geistigen Lebens . . . Beim Examen wird von dem Grundsatze ausgegangen, daß der Schüler vor allen Dingen so viel wie möglich wissen müsse; ob das für das Leben paßt oder nicht, das ist Nebensache. Wenn man mit einem der betreffenden Herren sich darüber unterhält und ihm klar zu machen versucht, daß der junge Mensch doch einigermaßen praktisch für das Leben und seine Fragen vorgebildet werden solle, dann wird immer gesagt, das sei nicht die Aufgabe der Schule, Hauptsache sei die Gymnastik des Geistes, und wenn diese Gymnastik des Geistes ordentlich getrieben würde, so wäre der junge Mann imstande, mit dieser Gymnastik alles fürs Leben Notwendige zu leisten. Ich glaube, daß nach diesem Standpunkte nicht mehr verfahren werden kann.

* * *

Zur Abwechslung einen Blick nach Italien!

Die Kluft zwischen den früher so eng verbundenen Sozialisten und Radikalen erweitert sich immer mehr. Bei einem politischen Bankett in Imola gab der sozialistische Führer Andrea Costa die bündige Erklärung ab, die Sozialisten seien müde, sich von den Radikalen länger an der Nase herumführen und zu irredentistisch-republikanischen Skandalen mißbrauchen zu lassen. Er und seine Freunde dächten nicht im geringsten an eine Änderung der Staatsform, sondern seien im Gegenteil sofort bereit, mit der Regierung zusammen an der Lösung der Arbeiterfrage zu arbeiten. Die irredentistischen Phrasen gäben ja doch keinem einzigen Arbeiter Brot. Zum Schlusse teilte Costa, den man einen „Schüler" des deutschen Sozialismus nennen kann, mit, daß die Sozialisten in der Kammer sich nicht mehr mit der „äußersten Linken" verbänden, sondern eine selbständige Gruppe bilden werden. — Die Radikalen sind über die kühlen und entschiedenen Erklärungen des maßgebenden Sozialistenführers außer sich. Verliert doch ihre ohnehin schon dezimierte Partei dadurch einen neuen Teil ihrer Kraft.

* * *

Die „Schweizer National-Zeitung" in Basel, die nichts weniger als ein radikales Blatt, brachte jüngst folgende, für Verschiedenerlei äußerst kennzeichnenden Artikel:

„Wir veröffentlichen heute an anderer Stelle den Brief eines Arbeitslosen, eine Stimme im Namen zahlreicher Schweigenden. Mögen unsere Leser diese Klagen eines Leidenden ihrer Beachtung würdigen; sie berühren einen wunden, vielleicht den wundesten Fleck unserer gesellschaftlichen Ordnung. Wilhelm Klein sel., warf einst bei der Beratung der Bundesverfassung von 1874 den Satz hin, daß heutzutage der Konkurs vor Jedermanns Thür stehe; darum sei es angezeigt, daß der Gesetzgeber die Folgen des Konkurses nicht feststelle, ohne sich über dessen Ursachen genaue Rechenschaft gegeben zu haben. Mit demselben Rechte darf heute gesagt werden, daß die Arbeitslosigkeit eine allgemeine Gefahr geworden ist, nicht nur, weil sie vor jedermanns Thüre steht, sondern weil sie mit ihren Folgen die Grundlagen der Gesellschaft bedroht.

„Denn die Arbeitslosigkeit ist in dem Wesen der heutigen Gesellschaftsordnung begründet. Das System der Privatproduktion bringt es mit sich, daß die menschlichen Arbeitskräfte, nach welchen eine Nachfrage nicht besteht, überschüssig werden und so lange überschüssig bleiben, bis die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes die größere Nachfrage zur Folge haben. Eine

Verpflichtung der Produzenten, überschüssige Arbeitskräfte zu verwenden, besteht nicht. Wenige Produzenten auferlegen sich freiwillig diese Verpflichtung, und nur solche können es, die über bedeutende Kapitalreserven zu verfügen haben. Im Großen und Ganzen aber bewegt sich die Entwicklung der Industrie umgekehrt in der Richtung eines stetigen Minderbedarfs an menschlichen Arbeitskräften. Die Arbeitslosigkeit ist daher auch heute nicht nur eine permanente Erscheinung im wirtschaftlichen Leben geworden, sondern es kann nicht gezweifelt werden, daß sie in stetiger Zunahme und keineswegs in der Abnahme begriffen ist.

„Eine Gesellschaftsordnung aber, die ein großes, die Allgemeinheit bedrohendes Übel erzeugt, ist verpflichtet, in sich selbst die Mittel zur Abhilfe zu suchen. Sie ist verantwortlich für das Übel und muß daher auch verantwortlich gemacht werden für die Beseitigung desselben. Vermöchte sie nicht aus sich selber heraus das Übel zu bekämpfen, so würde sie sich selber das Urteil sprechen.

„Der heutige Staat, der auf dem Boden der Privatproduktion steht, hat daher unseres Erachtens die Pflicht, dem Problem der Arbeitslosigkeit gegenüber umfassende Stellung zu nehmen. Es geht nicht mehr an, daß er sich dieser Pflicht mit den bekannten Redensarten und Ausflüchten einer ökonomischen Schule entschlägt, die heutzutage als ein gänzlich überwundener Standpunkt betrachtet werden darf. Das laisser faire muß auch auf diesem Gebiete völlig aufgegeben werden und an dessen Stelle das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Pflicht treten. Der Staat muß einschreiten.

„Es besteht ein Recht auf Arbeit, wie es ein Recht giebt zu leben und zu atmen, und eine Gesellschaftsorganisation irgend einer Art, welches dieses Recht nicht anerkennt, muß an dem Widerspruch auf die Dauer zu Grunde gehen."

* * *

Wenn ich die großen Artikel, Broschüren und Bücher gegen die Weltherrschaft des jüdischen Kapitals lese, mit denen seit einigen Jahren auch der französische Büchermarkt bedacht worden ist, dann habe ich als Philosoph immer das Eine Wort: Es hat alles ein Ende!

Als das christliche Welthaus Baring in London verkrachte und die Antisemiten in die Allarmtrommel bliesen: „Alle Mann auf Dach! Baring ist gefallen, Rothschild ist der Alleinherrscher der Welt!" — da sagte ich mir: „Es hat alles ein Ende, auch das Haus Rothschild."

Vor einigen Jahren hat sich bereits ein Pariser Rothschild erschossen, weil er den größten Teil seines Erbes an der Börse verloren hatte. Der

Frankfurter Rothschild fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten und hat sich eine eigene Geheimpolizei zugelegt. Eine Tochter des Pariser Rothschild ist Christin geworden und hat ihre Millionen einem armen Hauptmann zugebracht. Neuerdings wird gemeldet, daß Baron Gustav Rothschild in Paris trübsinnig und nach Algier verschickt worden sei, nachdem er 20 Millionen an der Börse verloren hat. Seit 1885 beliefen sich seine Verluste auf 200 Millionen. Wie gewonnen, so zerronnen.

In allen Kulturstaaten hat es solche Welthäuser gegeben, auch jüdische Welthäuser seit den Zeiten der römischen Kaiser. Wiederholt berichten uns die römischen und griechischen Schriftsteller von dem Hasse des ausgebeuteten Volkes gegen die Generalwucherer und Allerweltsplünderer. Auch an antisemitischen Regungen hat es im alten Rom nicht gefehlt. Aber es hat alles ein Ende.

Karthago, diese größte und mächtigste Gründung des Stammes Sem, ist gefallen. Elende Trümmer in einer Wüstenei, wo ehedem die höchste Kultur, Pracht und Kunst sich vereinigte; ein verpesteter Sumpf, wo ehemals die Flotten der drei bekannten Weltteile sich ihr Stelldichein gaben, bezeichnen die Stätte vergangener semitischer Herrlichkeit.

Granada, die stolzeste Kapitale semitischen Machtbewußtseins, die Hauptstadt der kunstreichen maurischen Sultane, zeigt noch in den Resten der Alhambra, wie alles auf dieser Welt eitel ist. Das christliche Schwert hat die semitische Herrschaft in Spanien bezwungen. Und was das Schwert und die Zeit nicht zerstörten, das vernichteten Erdbeben und Brand. Es hat alles ein Ende.

Und wie Karthago und Granada, so fielen Alexandria, Konstantinopel, Venedig und Rom. Und so werden noch andere Emporien des Handels und der Börse fallen und spätere Geschlechter werden von ihnen ebenso erzählen, wie wir von den Thaten und Machenschaften, den Plänen und Fehlern, den Thorheiten und Verbrechen längst vergangener Herrscher und Reiche. Es hat alles ein Ende.

Die semitische Rasse, zu der die Juden gehören, ist unbestreitbar eine geistig best veranlagte; sie ist darin der germanischen und slavischen, ja sogar der romanischen Rasse überlegen. Aber sie hat vermöge ihrer orientalischen Abstammung von Hirten-, Nomaden- und Handelsvölkern den Geist in einseitiger Richtung gebildet, immer in der Richtung auf den raschen und großen Erwerb. So war sie im gewöhnlichen Leben, so in dem großen Leben der Welt. Einem plötzlichen, schnellen, ungeahnten Aufschwung folgte eine unaufhaltsame Periode der Erschlaffung, des Niederganges. Es hat alles ein Ende.

Kaum waren die semitischen Reiche in Babylon, Egypten, Tirus, Sidon und Karthago, die semitisch-arabischen Reiche in Asien, Afrika und Europa in die glänzende Erscheinung getreten, da beginnt auch der unaufhaltsame Verfall. Die höchsten Leistungen im Kriege und Frieden, in der Geistes- und Kunstschöpfung blieben ohne nachhaltige dauernde Wirkung, die Kraft der Intellienz und Phantasie hat sich mit dem allgemeinen, das ganze Volk aufregenden, aufstrebenden, aber auch aufreibenden Elan verbraucht.

Die Reiche der Sultane in Ninive und Babylon, der Pharaonen in Memphis, der Könige von Zion, der Kaufherren in Tyrus und Karthago, der Kalifen in Bagdad und Cordoba schienen unbezwinglich zu sein, da stürzten sie zusammen. Heute heißen diese Weltbeherrscher Rothschild, Bleichröder, Gould — es hat alles ein Ende!

Je größer der Besitz und die Machtfülle, desto größer die Gefahr und vor Allem die Möglichkeit des Herrscherwahnsinns. Die Zäsaren Roms konnten nicht genug bekommen an Land und Leuten, an Leidenschaft und Genuß. Ist es anders bei den Rothschilds? Sie wollen alles haben, sie leben nicht mehr, um zu leben und andere leben zu lassen, sie haschen und raschen alles zusammen, der Spielsatan faßt sie beim Genick und — Mephisto sagt es: Das Völkchen spürt den Teufel nie, und wenn er es am Kragen hätte ... Wir schreiben 1891. Es hat alles ein Ende.

Es hat alles ein Ende ... Nur eins bleibt: die Wahrheit, die das Leben ist. Was aber ist Wahrheit? fragte Pilatus. Vor dieser Frage stehen auch wir in den Kämpfen des Tages. Wahrheit ist Liebe und Gerechtigkeit, Wahrheit ist auch das Schwert! Ich bin — sprach Jesus — nicht zu euch gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Wir leben in einer Zeit, da alles ruft: Friede, Friede! — und es ist doch kein Friede! Die Wahrheit ist heutzutage das Schwert! Mit Honigseim, Süßholz und Zuckerwasser macht auch der mächtigste Kaiser keine Politik mehr. Er muß sich stets das Eine vorhalten, den Knoten, den er nicht lösen kann, mit dem Schwerte zu durchhauen ... Die Wahrheit wird euch frei machen! Und diese Wahrheit haben bahnbrechend vor 1900 Jahren wie in der Neuzeit Söhne der semitischen Rasse verkündet. Vergessen wir das nicht, wenn wir sagen: Es hat alles ein Ende! — —

Darwinismus und Sozialismus.

Von Grant Allen.

(London.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Der hier folgende Aufsatz ist zuerst in vorzüglicher Verdeutschung in Nr. 6 der Wochenschrift „Die neue Zeit" erschienen (9. Jahrgang, 1. Band, Stuttgart bei Dietz). Wir haben schon lange nichts mehr so Herzerfrischendes aus den Kreisen der Naturwissenschaftler gelesen und schon lange nicht mehr ein so glänzendes Zeugnis von der Unbefangenheit und Geistesfreiheit englischer Gelehrter vor Augen gehabt.

Wir geben hier den wortgetreuen Abdruck nach der „Neuen Zeit".

Vorbemerkung des Übersetzers. Bisher gehörten die offiziellen Vertreter der darwinistischen Entwickelungslehre fast ausnahmslos zu den heftigsten Gegnern des Sozialismus. Die Bannflüche, welche die kirchlichen und politischen Reaktionäre gegen den Sozialismus geschleudert, gaben an Leidenschaftlichkeit und Feindseligkeit den Angriffen nichts nach, mit welchen die Häckel, die Spencer, die Schmidt ihn bedacht haben. Hieß es bei Jenen: der Sozialismus bedroht die Religion, den Staat, das Eigentum, die Autorität, folglich ist er vom Übel, so erklärten die meist der Religion und vielfach auch dem Staat sehr feindlichen Anhänger Darwins kategorisch: der Sozialismus widerspricht den Gesetzen der natürlichen Auslese, folglich ist er schonungslos zu bekämpfen.

Die Ungereimtheit dieses Vorwurfs ist sozialistischerseits schon oft nachgewiesen worden. Die Sozialisten haben die Darwinsche Erklärung der Entwickelung und Ausbildung der organischen Lebewesen, soweit sie wissenschaftlich begründet, sofort akzeptiert, aber sie haben nicht anerkennen können, daß, was einst als Naturgesetz die unbewußte, von der Natur abhängige Welt beherrschte, auch für die ihrer Stellung in der Natur bewußte, die Natur immer mehr sich unterwerfende Menschheit Gesetz sein müsse, und sie haben weiter die Richtigkeit der optimistischen Behauptungen in bezug auf die Resultate des Kampfes ums Dasein bestritten. Aber die streitbaren Ritter des Darwinismus wollten sich nicht belehren lassen. Dem Sozialismus gegenüber wurde immer wieder die alte brutale Theorie des Kampfes Aller gegen Alle und des Überlebens, bezw. Sieges der Geeignetsten und Tüchtigsten herausgesteckt.

Vor Kurzem ist nun diesen Herren plötzlich in der Person eines der begabtesten Schüler Darwins ein Gegner entstanden. Herr Grant Allen,

ein namhafter englischer Naturforscher, Verfasser einer ganzen Reihe bemerkenswerter Abhandlungen über Fragen der Biologie, Freund und bisher auch Anhänger Herbert Speneers, hat sich neuerdings zum Sozialismus bekehrt und nicht unterlassen, seinem Gesinnungswechsel offen Ausdruck zu geben. In einer am 17. Oktober abgehaltenen Versammlung der „Fabian Society" in London hat er einen Vortrag gehalten über das Thema: „Steht der Sozialismus im Widerspruch zur Wissenschaft, insofern er in das Gesetz der natürlichen Auslese eingreift," und wenn er in der Hauptsache auch kein Argument beigebracht hat, das nicht schon von anderer Seite ins Feld geführt worden wäre, so sind seine Ausführungen doch interessant und anregend genug, an dieser Stelle Wiedergabe zu finden. Dieselbe rechtfertigt sich um so mehr, als bereits bekannt geworden ist, daß Herr Spencer und seine Anhänger eine geharnischte Erwiderung planen. Die Debatte wird jedenfalls eine recht lehrreiche werden, und wir werden es uns zur Aufgabe machen, ihr in allen ihren Phasen zu folgen.

Dies vorausgeschickt, geben wir im Nachstehenden den Inhalt des Allenschen Vortrages.

* * *

Viele abgeschmackte und von Unwissenheit zeugende Einwände sind gegen den Sozialismus ins Feld geführt worden, aber keiner ist vielleicht abgeschmackter und ein größerer Beweis von Unwissenheit als der, derselbe greife in das Wirken der natürlichen Zuchtwahl ein. Mit dem gleichen Recht könnte man sagen, der Sozialismus greift in das Gesetz der Gravitation oder in das der Erhaltung der Kraft ein. Der Einwand ist auf eine zwiefache Unwissenheit begründet. Diejenigen, die ihn erheben, wissen weder, was der Sozialismus, noch was die natürliche Zuchtwahl bedeutet. Zum Verständnis der Sache ist jedoch eine richtige Auffassung von der natürlichen Zuchtwahl in ihrer vollen Tragweite unerläßlich. Es ist thatsächlich im Grunde eine biologische Frage, und muß von biologischen Gesichtspunkten und nach biologischen Analogien untersucht werden. Ich hoffe im Folgenden den Nachweis erbringen zu können, daß der Sozialismus, wenn man ihn von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sofort in der Geschichte der Erscheinungen der lebendigen Welt seinen richtigen Platz erhält als das letzte und geradezu notwendige Resultat des Wirkens der evolutionären Entwickelungsgesetze auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaften. Er ist nur das letzte Glied in der großen Kette jener biologischen Prozesse, durch die von Anbeginn des organischen Lebens an jeder Fortschritt im Leben der pflanzlichen und tierischen Welt bewirkt worden ist.

Um jedoch erſt das Terrain zu klären, bevor wir auf die eigentliche biologiſche Seite der Frage eingehen, wollen wir zunächſt das gegenwärtige Syſtem des Kapitalismus und des Bodenmonopols näher betrachten und uns die Vorfrage vorlegen: beſchränkt und hindert dieſes Syſtem das Wirken der natürlichen Zuchtwahl oder nicht? Würde der Sozialismus in dieſer Hinſicht ſelbſt bei oberflächlicher Unterſuchung einen biologiſchen Fortſchritt oder einen ebenſolchen Rückſchritt bedeuten? Stoßen wir nicht in unſerem gegenwärtigen, auf Zufall und Willkür begründeten Geſellſchaftsorganismus auf eine Reihe künſtlicher Begünſtigungen und Hinderniſſe, auf ein ſozuſagen regelrechtes Syſtem von Bevorzugungen und Benachteiligungen, bei dem den einen Hinderniſſe in den Weg gelegt und die anderen künſtlich vorwärts geſchoben werden, welches ſomit jetzt das Wirken des Geſetzes vom Überleben des Tüchtigſten ſtört, während es in einer ſozialiſtiſchen Geſellſchaftsordnung, die eine größere Gleichheit der Bedingungen mit ſich bringt, abgeſchwächt oder aufgehoben würde? Wir haben, meine ich, die Frage nur in dieſer einfachen Form aufzuwerfen, um ſofort von jedem denkenden Menſchen die rechte Antwort zu erhalten. Der Kapitalismus und das moderne Bodenmonopol bringen notwendigerweiſe ein ganzes Syſtem von ſpeziellen Hemmniſſen und Vergünſtigungen mit ſich, die die Klaſſe der Kapitaliſten und Landlords, wie unfähig, ſchwach oder verkommen die einzelnen auch ſein mögen, von vornherein in eine vorteilhaftere Poſition ſetzen, die arbeitenden Klaſſen aber, das Proletariat, benachteiligen, wie kräftig, intelligent, hochgeſinnt ſeine einzelnen Mitglieder auch ſein mögen.

Ich brauche das nicht näher darzulegen, da es jedermann in die Augen ſpringt. Wir ſind täglich in der Lage, zu beobachten, wie eine ganze Maſſe tüchtiger und brauchbarer Mitbürger, wohlgeeignet, die Intereſſen der Geſamtheit zu fördern und die Eltern einer geſunden Nachkommenſchaft zu werden, von Hauſe aus durch den Mangel gleicher Bedingungen, gleicher Nahrungsmittel, gleicher Erziehung und gleicher Verfügung über Rohmaterial und Naturkräfte herabgedrückt werden; andererſeits giebt es eine große Anzahl Menſchen, die untauglich und unangenehm ſind und, ſowohl in bezug auf Charakter wie auf Verſtand zu allen höheren Funktionen im Staate unfähig, und nicht geeignet, eine brauchbare Nachkommenſchaft in die Welt zu ſetzen; trotzdem werden ſie mit künſtlichen Vorteilen über ihre beſſer organiſierten Mitmenſchen ausgeſtattet, und während ihres ganzen Daſeins voller Schwäche oder Schlimmerem geſchont und verzärtelt und ermutigt, ihr verkommenes Geſchlecht zum Schaden der kommenden Geſellſchaft ins Ungemeſſene fortzupflanzen.

Dieſe Ungerechtigkeit macht ihre Wirkungen nach zwei Seiten hin geltend. Sie bringt die Betreffenden in eine falſche Poſition, was die

natürliche Zuchtwahl, und in eine noch falschere Position, was die geschlechtliche Zuchtwahl anbetrifft.

Was den ersten Punkt, die natürliche Zuchtwahl, anbetrifft, so werden die unfähigen Elemente aus der kapitalistischen und Landlordskaste durch ihre bis aufs äußerste getriebene Pflege künstlich am Leben erhalten und durch Familieneinfluß an Stellen geschoben, zu denen sie von Natur aus absolut ungeeignet sind. Einer derselben sagte neulich offen heraus zu mir: „Meiner Treu, es ist ein verwünscht gutes Ding für mich, daß ich mit einem Einkommen von 4—5000 Pfund auf die Welt gekommen bin, denn wenn ich zum Arbeiter geboren wäre, würde ich mein Lebtag nicht im stande gewesen sein, meinen Lebensunterhalt zu verdienen." Und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen und gestehen, daß, als ich seine physischen und geistigen Eigenschaften Revue passieren ließ, ich ihm in bezug auf seine Leistungsfähigkeit durchaus Recht geben mußte. Und doch war er Vater von neun kränklichen und geistig verkrüppelten Kindern. Wie die Dinge heute stehen, hat der schwächliche, idiotische Sohn eines Herzogs weit bessere Aussichten im Kampfe ums Dasein, als der kräftige und intelligente Sohn eines Arbeiters, der in den Höhlen des East-End oder in den Fieberlöchern der Industriebezirke von Lancashire aufwächst. Die künstliche Beschränkung im Gebrauch des Bodens, der Luft, der Kohle, des Sonnenlichts bilden gewaltige Hindernisse für die kräftigsten, besten und vielversprechendsten Elemente der Bevölkerung im Hinblick auf die natürliche Zuchtwahl.

In bezug auf den zweiten Punkt — die geschlechtliche Zuchtwahl — wird unter den heutigen Verhältnissen diesen unfähigen Elementen aus der Kaste der Landlords und Kapitalisten die Ehe und die Kindererzeugung künstlich erleichtert. Die Männer können unter den schönsten und kräftigsten Frauen nach Belieben wählen und sie zu Müttern ihres verkrüppelten Nachwuchses machen. Die Frauen, wenn sie Erbinnen sind, können die begabtesten und nützlichsten Männer monopolisieren und so die Gesellschaft der Vererbung der trefflichen Eigenschaften derselben berauben — sei es durch ihre eigene Unfruchtbarkeit, sei es dadurch, daß sie die Vorzüge des Vaters höchst unvollkommen auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Mit einem Wort, Reichtum, Stellung oder Titel verschaffen vielen der geistig und körperlich schwächlichsten Elemente der Gesamtheit einen ungebührlichen Vorzug in bezug auf die geschlechtliche Zuchtwahl.

Nachdem wir so das Terrain vorläufig geebnet und an einem greifbaren Beispiel gezeigt haben, daß die bestehende monopolistische Gesellschaftsordnung in vieler Beziehung wider das Gesetz vom Überleben des Tüchtigsten verstößt und infolgedessen sein Wirken mindestens beeinträchtigt, wollen wir auf die

ſpeziell biologiſche Seite der Frage eingehen und zu zeigen verſuchen, daß in der ganzen tieriſchen und pflanzlichen Welt jeder Fortſchritt einer natürlichen Auswahl zuzuſchreiben iſt, die ſich in genau derſelben Weiſe vollzieht, wie ſie in einer ſozialiſtiſchen Geſellſchaft unſerer Anſicht nach vor ſich gehen würde. Denn es iſt nicht wahr, daß die abſolut unbeſchränkte natürliche Zuchtwahl im rohen und populären Sinne des Worts die höchſten Reſultate in der Natur gezeitigt hat. Im Gegenteil, jeder Schritt vorwärts in bezug auf die Fortpflanzung, bezw. das Wachstum der Horde, des Stammes oder der Nation iſt zum Teil durch eine ausgeſprochene Beſchränkung der natürlichen Zuchtwahl — oder beſſer eine neue Form der natürlichen Zuchtwahl — bewirkt worden; Beſchränkungen, die ſich gewiſſermaßen von ſelbſt aufdrängten.

Abſolut unbeſchränkte natürliche Zuchtwahl findet nur unter den niedrigſten Pflanzen und Tieren ſtatt. Da produziert jeder Organismus Unmaſſen kleiner und unbeſchützter Sprößlinge — Samen oder Sporen, Eier oder Knoſpen — die auf einmal in eine kalte und mitleidloſe Welt geſchleudert werden, den Kampf mit einander, ſo gut ſie können, auszufechten und dem großen Geſetz des „Friß oder werde gefreſſen“ Folge zu leiſten. Bis zu einer verhältnismäßig hohen Stufe der Lebeweſen iſt dieſe unbeſchränkte Fruchtbarkeit, begleitet von einem unbeſchränkten Konkurrenz- und Daſeinskampf, thatſächlich die Regel in der organiſchen Welt. Wir alle wiſſen, wie viele Millionen Eier ein einziges Stockfiſchweibchen jährlich in die Welt ſetzt, wie viele Millionen junger Stockfiſche aus dem Laich ausgebrütet werden, und wie viele Millionen der Brut in jedem Stadium der Entwickelung vernichtet werden, bis ſchließlich im Durchſchnitt nur ein einziges Paar von Stockfiſchen zur Reife gelangt. Da haben wir die natürliche Zuchtwahl rein und unverfälſcht an der Arbeit, und ihr Wirken iſt abſolut grauſam, blind, verſchwenderiſch und abſtoßend. Bei dem höheren Organismus dagegen beginnt die natürliche Zuchtwahl durch die Einführung von Einrichtungen und planmäßigen Vorkehrungen der Eltern zum Schutz ihrer Nachkommen ſozuſagen ihr eigenes Wirken zu beſchränken. Die Härte des Kampfes ums Daſein wird gemildert, der Spielraum des Zufalls wird eingeſchränkt oder ſeine Wechſelfälle werden ausgeglichen, ja, innerhalb der Familie, der Herde oder des Schwarms direkt aufgehoben. Ein flüchtiger Blick auf eine oder zwei dieſer auf einander folgenden Stufen in der Entwickelung werden die Analogie, die ich mit Bezug auf den Sozialismus darzulegen wünſche, verſtändlicher machen. Jeder junge Stockfiſch ſieht ſich, ſobald er ausgebrütet iſt, im Waſſer auf ſich allein angewieſen und hat für ſich ſelbſt zu kämpfen und zu ſorgen. Niemand füttert ihn, niemand kümmert ſich um ihn, niemand beſchützt ihn gegen feindliche Angriffe oder läßt ihm den Vorteil ſeiner

eigenen praktiſchen Erfahrungen zu gute kommen; ein Ismael der Gewäſſer, hat er von Anfang an ſeine Zähne gegen jeden anderen Fiſch zu richten und ſieht die Zähne jeden anderen Fiſches gegen ſich gerichtet. Bei den Vögeln dagegen wird die Härte des Kampfes ums Daſein für die Jungen jeder Brut nach verſchiedenen Richtungen hin gemildert und eingeſchränkt. Zunächſt bauen die Vogeleltern an geſchützter Stelle ein warmes, weiches Neſt, mit Moos und Federn gefüttert, in dem die nackten Jungen, geſichert vor den Angriffen ihrer Erbfeinde, ruhen können und die nötige Wärme von dem Leib der Mutter zugeführt erhalten. Die jungen Neſtlinge werden von den Eltern während der Periode der Kindheit gefüttert; ſelbſt ſpäter noch werden ſie, wie bei unſerem Huhn, mit warnendem Ruf unter die ſchützenden Fittige der Mutter gerufen, ſobald der Schatten eines Habichts in der Ferne ſich zeigt. Sie werden im Schwimmen unterrichtet, wie die jungen Enten, oder im Fliegen, wie die jungen Spatzen. Alle dieſe Dinge ſind in ihrer Art Eingriffe in das rohe Wirken der natürlichen Zuchtwahl, aber ſtehen ſie deshalb in Wirklichkeit im Widerſpruch zu ihr? Ganz und gar nicht! Jeder Biologe findet auf den erſten Blick die Löſung dieſes ſcheinbaren Gegenſatzes. Es folgt aus dem Geſagten nur, daß die natürliche Auswahl hier bis zu einem gewiſſen Grade in einer höheren und humaneren Form zwiſchen Brut und Brut, anſtatt wie bisher zwiſchen Individuum und Individuum ſtattfindet.

Wenden wir uns nunmehr den Säugetieren zu, ſo ſtoßen wir auf einen noch größeren Fortſchritt. Hier wird nicht nur das Ei im Körper des einen der Eltern zurückbehalten und entwickelt, ſondern ſelbſt nach der Trennung vom elterlichen Organismus wird das Junge überwacht, erzogen und durch eine wertvolle Abſonderung ernährt, — die Milch — die auf Koſten des Organismus der Mutter ſpeziell für dieſen Zweck produziert wird. Andererſeits iſt dagegen bei den Vögeln und noch mehr bei den Säugetieren die Geſamtzahl der produzierten Eier viel geringer, dafür aber auch die Geſamtzahl der im Prozeß der Entwickelung zu Grunde gehenden Jungen auf einen verhältnismäßig niedrigen Prozentſatz reduziert. Statt einer Million Junger, bringt das Pärchen jedesmal nur drei, vier, fünf oder ſechs Junge hervor, von denen durchſchnittlich zwei zur Reife gelangen. Die natürliche Zuchtwahl iſt inſoweit faſt aufgehoben und ihr Wirken wird auf jeder höheren Stufe weiter eingedämmt. Doch wirkt ſie trotz alledem mit vermehrter und wachſender Intenſität auf die kleinere Zahl; der Fortſchritt vollzieht ſich am raſcheſten da, wo die Zahl der Geburten am geringſten iſt. Mit einem Wort, die natürliche Zuchtwahl ſteigert in ihren höheren Formen die Wir-

kungsfähigkeit jedes Gliedes der Brut, Herde oder Gattung und vermindert daher die Zahl der Individuen, auf die sie selbst zu wirken hätte.

Weiter; nehmen wir den Ursprung des Menschengeschlechts und der menschlichen Gesellschaft selbst. Unzählige Erscheinungen im Leben und der Entwickelung des Menschen legen beim ersten Blick die Idee nahe, daß hier, wenn irgend wo, der natürlichen Zuchtwahl einfach die Stirn geboten und die Vernichtung vieler zu gunsten einiger weniger, den Verhältnissen am besten angepaßten, auf ein Minimum reduziert wird. Die lange und hilflose Kindheitsepoche des jungen Menschen bedingt einen Aufwand elterlicher Sorgfalt und Pflege, der überall sonst unbekannt ist, und der der natürlichen Zuchtwahl in seiner Art geradezu ins Gesicht schlägt. Wenige Junge werden erzeugt und die meisten derselben werden erhalten. Der Kampf ums Dasein unter dem Nachwuchs ist außerordentlich beschränkt. Andererseits fördert jedoch die natürliche Auslese gerade die Gruppen, bei denen diese Sorgfalt und Pflege im weitesten Umfange aufgewendet werden, und diejenige Rasse erhält sich schließlich am besten, die am meisten für die Auffütterung, Ausbildung, Erziehung und Ausstattung ihrer Kinder thut.

Ebendasselbe ist der Fall in bezug auf hundert andere menschliche Eigentümlichkeiten. Die Bekleidung greift in die Aktion derjenigen Auslese ein, die durch Kälte, Feuchtigkeit, Regen, durch Schwindsucht und andere innere Erkrankungen bewirkt wird. Aber es sind die am besten bekleideten, nicht die am wenigsten bekleideten Rassen, die im Kampfe ums Dasein schließlich die Oberhand gewinnen. Ebenso greifen Gesetz und Ordnung, moralisches Empfinden ꝛc. in die einfache Aktion der natürlichen Auslese und der geschlechtlichen Zuchtwahl ein. Im Naturzustand schlägt der Stärkere den Schwächeren nieder, er raubt, wo immer er will, und eignet sich die kräftigsten und schönsten Weiber an, aber die Wilden sind weder stärker noch widerstandsfähiger, noch schöner als die Zivilisierten. Mit einem Wort, der dem Sozialismus gegenüber erhobene Einwand hätte mit genau demselben Recht gegen die Zivilisation überhaupt von Anfang an erhoben werden können. Jetzt ist es viel zu spät zum Protest. Die Befürworter der uneingeschränkten natürlichen Zuchtwahl hätten vor der Verkündigung des ganz gewaltig in dieselbe eingreifenden Verbotes: „Du sollst nicht töten" beginnen sollen. Der Fehler, den sie begehen, liegt in dem Umstande, daß sie die natürliche Zuchtwahl in einem ganz beschränkten, rohen und unwissenschaftlichen Sinne auffassen, statt sie in ihrer weitesten biologischen Bedeutung zu begreifen; sie denken nur an das Individuum, nicht an die Gruppe oder die Gattung, während der geschulte Biologe die Rasse als eine Einheit im Kampfe ums Dasein zu betrachten gewohnt ist.

Eine weitere Analogie wird dies noch klarer machen: ich meine den Vergleich mit den sozialen Insekten. Innerhalb des Schwarms ist die natürliche Auslese so gut wie aufgehoben. Jedes Ei wird sorgfältig ausgebrütet, jede Larve wird aufmerksam gewartet und genährt, unter gleichen Daseinsbedingungen auferzogen und gelehrt, seiner Zeit ihre bestimmten Funktionen innerhalb der Gemeinschaft zu erfüllen. Haben sich nun die schlechten Resultate, die unsere Schwarzseher befürchten, innerhalb der Insektenschwärme gezeigt? Sind die Honigbienen oder die weißen Ameisen in irgend einer Beziehung den einzellebenden oder räuberischen Insekten untergeordnet? Nicht im geringsten. Thatsächlich wirkt da die natürliche Zuchtwahl, wie Darwin längst hervorgehoben, zwischen Schwarm und Schwarm, zwischen Stamm und Stamm, nicht zwischen Individuum und Individuum, und diejenigen Arten, die die vollkommenste Verfassung und die entwickeltsten Einrichtungen haben, tragen im Kampfe ums Dasein über die weniger vorgeschrittenen den Sieg davon.

Aus allen diesen Analogien können wir daher den Schluß ziehen, daß, je mehr die Gesellschaft in ihren vorgeschrittenen Stadien die künstlichen Begünstigungen und Benachteiligungen einzelner ihrer Mitglieder und Klassen beseitigt, je mehr sie für die Gesundheit, Tüchtigkeit und den Unterricht ihrer Jugend sorgt, je mehr sie darauf achtet, daß niemand Mangel leidet, niemand überarbeitet wird, daß keinem unverdiente Chancen geboten werden, keinem die Benutzung der nötigen Arbeitsmittel und Werkzeuge vorenthalten wird, die Individuen um so besser geraten werden. Es heißt das nicht die Wirksamkeit des Gesetzes des Überlebens des Tüchtigsten einschränken, sondern ihm im Gegenteil freien Spielraum geben. Die natürliche Auslese wird auch dann noch in Form von Krankheiten ꝛc. die weniger brauchbaren innerhalb der Gemeinschaft ausmerzen, aber es werden unbedingt viel weniger unbrauchbare auszumerzen sein als heute, genau so, wie beispielsweise viel weniger unter den Lerchen ausgemerzt werden als unter den Stockfischen. Denn der Sozialismus wird in jeder Gruppe danach trachten, die Fähigkeiten und Kräfte der einzelnen zu erhöhen, und die natürliche Zuchtwahl, die nur noch zwischen Gruppen Spielraum findet, wird die Vorzüge der einen Gruppe und die Fehler der anderen deutlich zeigen, um die Zurückgebliebenen zu veranlassen, sich jeweilig nach dem Muster der höheren und besseren Typen zu vervollkommnen.

Mit einem Worte, es werden, wie überall im Laufe des Fortschritts, weniger Unvollkommenheiten als bisher durch die natürliche Auslese zu beseitigen sein. Aber nichtsdestoweniger werden sie beseitigt werden, wahrscheinlich ebenso sicher, wenn auch gewiß nicht auf so grausame oder

schmerzhafte Weise wie bisher. Ein auf humanem Wege bewirktes allmäliges Aussterben fehlerhaft begabter Familien wird vielleicht mit der Zeit an die Stelle der gewaltsamen Vernichtung schwächlicher Individuen treten; Krüppel, Verbrecher, Idioten dürften durch Überredung veranlaßt werden, davon abzustehen, ihresgleichen in die Welt zu setzen. Auf jeden Fall wird der Sozialismus, selbst wenn er die mit körperlichen oder geistigen Fehlern Behafteten persönlich schont, sicherlich nicht, wie unser gegenwärtiges System, eine Extraprämie auf die Erhaltung und Fortpflanzung herabgekommener, ungesunder und leistungsunfähiger Generationen setzen. Er wird nicht die Familien, in denen der Wahnsinn, verbrecherische Neigungen, geistige oder körperliche Mängel erblich sind — die Gichtigen, die Schwindsüchtigen, die Skrophulösen, die mit Krebs behafteten — Familien, wie die der spanischen Granden, der englischen Aristokratie, der Geldwucherer Londons ꝛc., künstlich züchten.

Es sind das nur allgemeine Gedanken, ein skizzenhafter Grundriß des großen Gegenstandes, um den es sich hier handelt. Das Leben ist kurz, die Wissenschaft unvergänglich. Ich hoffe jedoch, die Frage in ihr rechtes Licht gestellt zu haben, damit andere sie nach allen Richtungen hin im einzelnen weiter erforschen.

Lothar Bucher und Ferdinand Lassalle.

Von M. Goldstein.

(Berlin.)

Es ist bekannt, welche Teilnahme seiner Zeit der Ministerpräsident Bismarck dem Agitator Lassalle entgegenbrachte. Bismarck hatte größtes Gefallen an dessen geistiger Kraft und Tüchtigkeit. Daraus entsprang sein Wunsch, Näheres über die Beziehungen zu erfahren, in welchen früher sein jetziger jüngster Hilfsarbeiter, der Legationsrat Lothar Bucher, zu Lassalle gestanden. Diesem Wunsche zu willfahren, entwarf Bucher im November 1865 eine Denkschrift, die er Bismarck durch Heren v. Krudell überreichen ließ, und der wir das Folgende entnehmen:

„Es war kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus England im Mai 1861, als ich Lassalle in einer Sitzung der Philosophischen Gesellschaft hierselbst zum ersten Male sah. Er kam mir mit großer Freundlichkeit entgegen

unter Berufung auf meine Thätigkeit in der National-Zeitung und auf den Bruch mit ihr, den mein Widerstand gegen ihre damalige Richtung herbeigeführt hatte. Nachdem ich ihm noch einmal in einer Familie begegnet war, lud er mich zu sich ein. Bei dem Rufe, den er in der Berliner Gesellschaft hatte, folgte ich trotz der großen Anziehung seiner Unterhaltung nur mit Widerstreben der Einladung und beobachtete in dem Umgange, der sich schnell entwickelte, noch lange Zeit eine Zurückhaltung, die gegenüber seinen unverkennbar freundschaftlichen Gesinnungen mir zuweilen als ein Unrecht erschien.

Von der Rücksicht auf meine übrigen Bekannten dispensierte ich mich indessen, nachdem ich als Lassalles Gäste Männer wie den Geheimrat Böckh, den General Pfuel, den Geheimrat Frerichs und Andere gesehen und von seinem Briefwechsel mit den ersten philosophischen Autoritäten Kenntnis erhalten hatte. Das erheblichste innere Bedenken schwand, nachdem ich mich durch die Lektüre seiner rheinischen Prozesse und durch Beobachtung dessen, was um mich her vorging, überzeugt hatte, daß das Verhältnis, aus welchem die meisten Vorwürfe gegen ihn hergenommen wurden, seit vielen Jahren seine Natur verändert hatte, und nie das gewesen war, für das die Welt in eigener Gemeinheit oder in Unfähigkeit, etwas Außergewöhnliches zu begreifen, es angesehen oder anzusehen affektiert hatte.

Lassalle teilte mit mir die Abneigung gegen die Berliner Bier- und Weinstuben, er liebte es, in seinem bequem eingerichteten Hause Gesellschaft zu sehen; so kam es bald, daß ich jede Woche einen Abend mit ihm in seiner reichen Bibliothek zubrachte. Wir fanden viel Berührungspunkte und einen immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen uns: er, Metaphysiker, Hegelianer, ging stets von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen, von dem Abstrakten zu dem Konkreten; ich, mit einer realistischeren Anlage, mit lückenhaftem Wissen von den Schulsystemen und mit einem zehnjährigen Aufenthalt in England hinter mir, hatte stets die Neigung, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Oft hatten wir Gelegenheit, darüber zu scherzen, daß unsere Unterhaltungen einen Kommentar zu Rafaels Philosophenschule von Athen zu liefern pflegten. Freilich habe ich es ebenso oft anerkannt, und möchte es am wenigsten hier verschweigen, wie sehr ich bei diesem Verkehr der Gewinner war.

Etwa um Weihnachten 1861 versuchte es Lassalle, mich für eine Agitation zu gewinnen, mit der er sich damals trug und von der er mich, bei der Zurückhaltung, die ich damals noch beobachtete, in seiner ersten Eröffnung nur die politische Seite sehen ließ. Ich hielt eine solche Auffassung und also einen jeden darauf gebauten Plan für falsch und brachte, da ich ihm im Gespräch nicht gewachsen war, am folgenden Tage meine

Gedanken für ihn zu Papier, entwickelte namentlich die Gründe, aus denen ich mich, lange vor dem äußeren Bruche mit meinen alten Parteigenossen, innerlich von der dogmatischen, formulierten Demokratie des Jahres 1848 losgesagt hatte. Leider habe ich keine Abschrift von diesem Briefe bewahrt, dagegen besitze ich das Original der Antwort und erlaube mir dasselbe beizulegen.

Das Resultat der Unterredung, die Lassalle darin fordert, war eine Übereinstimmung unserer Vorstellungen von dem Wesen der Gesellschaft und dem Gange der Geschichte im Großen; sofort aber trat der Konflikt zwischen uns und nun in der Form hervor, daß er, von der Ideenentwicklung in der Geschichte ausgehend, die Realisierung der nächsten Phase bald, noch während seines Lebens, erwartete, während ich, ausgehend von der Betrachtung der Klassen und Gruppen, wie sie mir in einzelnen Typen erschienen, von dem natürlichen Egoismus der Einen und der Trägheit der Anderen einen langen Widerstand der Materie gegen den Gedanken, daher den Durchbruch neuer wirtschaftlicher Formen erst in Menschenaltern vorherzusehen glaubte. Dieser Irrtum Lassalles (dafür habe ich ihn gegen Lassalle ausdrücklich erklärt und die Erklärung habe ich nie zurückgenommen, wenn ich auch später den theoretischen Streit ruhen ließ und an den Erfolgen der Agitation den lebhaftesten Anteil nahm), dieser Irrtum war mir übrigens nicht neu; ich hatte ihn an anderen Hegelianern beobachtet und er erklärt sich ganz natürlich aus dem Wesen der Hegel'schen Philosophie, die es bekanntlich unternimmt, einen Parallelismus, eine Identität nachzuweisen zwischen der Entwicklung der Begriffe im reinen Denken (gleichsam der Algebra) und den Erscheinungen der Natur und den Vorgängen der Geschichte (gleichsam der Rechnung mit benannten Größen). „Sein und Denken sind identisch". Lassalle nahm meine Einwürfe nicht leicht; ich erinnere mich, daß meine Berufung auf Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", namentlich auf § 90 dieser inhaltreichen kleinen Schrift, Eindruck auf ihn machte.

Er ging lange mit sich zu Rate, aber der Einfluß einer anderen, leidenschaftlichen Persönlichkeit überwog, und er begann die Agitation mit der Hoffnung, die er oft gegen seine Freunde aussprach, noch des Sieges sich zu freuen. Er begann sie als eine politische (durch Vorträge in den Bezirksvereinen über Verfassungswesen), leitete sie aber nach Jahresfrist auf das wirtschaftliche Gebiet. An der ersten habe ich mich gar nicht beteiligt, an der letzteren durch eine kurze Zusammenfassung dessen, was ich seit Jahren gegen die Manchesterschule geschrieben hatte.

Von den Vorgängen der letzten vier Wochen seines Lebens habe ich erst nach seinem Tode erfahren.

Sein Teſtament iſt voll von Beweiſen freundſchaftlicher Zuneigung zu mir, brachte mich aber in eine höchſt ſchwierige Situation. Seine Inteſtaterben, Mutter und Schweſter, die ich ihn nie anders als mit kindlicher und brüderlicher Liebe hatte behandeln ſehen, waren an dem Totenbette mit der Frau Gräfin v. Hatzfeldt und dem Oberſten Rüſtow in einen heftigen Konflikt geraten. Die Mutter, vor dem Teſtament hier eintreffend und deſſen Echtheit und Rechtsbeſtändigkeit beſtreitend, ſetzte ſich als Inteſtaterbin in den Beſitz des Nachlaſſes. Es entſpann ſich ein Prozeß, der um deswillen ſehr weitläufig und von einem ungünſtigen Ausgange zu werden drohte, weil die Genfer Behörden ſich weigerten, das Original des Teſtaments zur Rekognition oder Vergleichung der Handſchriften hierher zu ſchicken. Als Teſtamentsexekutor hatte ich den letzten Willen gegen die Inteſtaterben zu vertreten; aber ich hatte weder Beruf, noch Neigung, mich in die perſönlichen Zwiſtigkeiten zu miſchen und ſo ſehr ich die Verpflichtung fühlte, die nächſte Freundin meines verſtorbenen Freundes nicht im Stiche zu laſſen, ſo konnte ich es doch mir ſelbſt nicht verhehlen und habe es ſeit dem Herbſte vorigen Jahres der Frau Gräfin nicht verhehlt, daß bei den Verhältniſſen, die zwiſchen ihr und dem Verſtorbenen beſtanden, zum Beiſpiel bei der Gemeinſchaftlichkeit des Beſitzes oder wenigſtens des Gebrauches von Mobiliarſtücken, ein Konflikt der Anſprüche zwiſchen ihr und den Teſtamentsexekutoren, wenigſtens theoretiſch, eintreten könnte.

Nachdem die Frau Gräfin jenen antiken Leichenzug von Genf nach Düſſeldorf geführt hatte, verſenkte ſie ſich hier, umgeben von den Bildern der Totenmaske, den Schriften und Reliquien des Verſtorbenen, täglich mehr in die Erinnerung an ihn, in die Fortſetzung deſſen, was er unvollendet gelaſſen. Um die Entwicklung ihrer Gedanken zu verſtehen, den Standpunkt zu begreifen, auf dem ſie zuletzt ankam, muß man ſich erinnern, daß Laſſalle in ſeinem großen rechtsgeſchichtlichen Werke eine neue Erklärung des rätſelhaften römiſchen Erbrechts gegeben hatte, darauf hinauslaufend, daß der inſtinktive Gedanke des römiſchen Erbrechts der geweſen ſei, den *Willen*, auch den Eigenſinn des Erblaſſers zu perpetuieren, nicht über ſein *Vermögen* zu verfügen, muß man ferner wiſſen, daß dieſe außerordentliche Frau an dieſer, wie an allen Arbeiten ihres Freundes mit eindringendem Verſtändnis den lebendigſten Anteil genommen hatte. Unter ſeinen Manuſkripten habe ich Auszüge aus dem Corpus juris gefunden, die von ihrer Hand geſchrieben waren.

In dem irretierenden Streit mit der Laſſalleſchen Familie, in der Beſchäftigung mit dem Arbeiterverein, in den Mißhelligkeiten mit einzelnen Legataren lebte ſie ſich allmählich in die Vorſtellung hinein, daß ſie in einem

noch eminenteren als jenem römischen Sinne die Fortsetzerin seines Willens sei, nicht die Vollstreckerin seines Testaments, zu der sie nicht bestellt war, sondern die Verkünderin des Willens, den er unter den gegenwärtigen Umständen haben würde. Im April d. J. versuchte sie diese Vorstellung zu realisieren, indem sie nach Breslau ging und die Witwe Lassalle nötigen wollte, den Besitz des (damals noch immer arrestierten) Nachlasses und die Verfügung darüber ihr, nicht etwa für sich, aber nach ihrem Ermessen, zu verschaffen. Im Juni kam ein Bevollmächtigter der Frau Lassalle hierher, um nicht der Frau Gräfin, sondern, wie das gar nicht anders sein konnte, den Testamentsexekutoren Vergleichsvorschläge zu machen. Damit war der längst vorhergesehene Augenblick eingetreten, wo ich mich mit ihr auseinandersetzen mußte. Ich that das in einem Briefe, von dem Abschrift beigefügt ist.

Ich glaube nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß der Vergleich der Frau Gräfin alles gewährt, was ihr in dem Testament zugewandt ist und nur Rüstow und Herwegh, von welchen die Mutter und Schwester Lassalles schwer beleidigt waren, zum Prozeß über die Rechtsfrage verweist, ob ein Preuße im Auslande in den ausländischen Formen gültig testieren kann. Auch diese Legatare sind durch den Vergleich besser gestellt, weil darin die Echtheit des Testaments anerkannt wird. Die Frau Gräfin haben wir mit der ihr vermachten Leibrente von 1200 Thalern zunächst bis zum Jahre 1870 auf eine Dividende von mehreren tausend Thalern angewiesen, welche der Verstorbene bis dahin von der Breslauer Gasgesellschaft zu erheben hatte, und außerdem eine pupillarisch sichere Hypothek von 15 000 Thalern erworben, um ihr damit Sicherheit zu bestellen.

Ein anderer Punkt hat sich leider nicht so ordnen lassen, wie diese Vermögensangelegenheit, sondern hat mich in ein Dilemma der peinlichsten Art gebracht und mir die bittere Feindschaft der Gräfin von Hatzfeldt zugezogen. Er betrifft die Briefschaften des Verstorbenen, die er ihr vermacht hat. Wäre sein letzter Wille so zur Ausführung gekommen, wie er sich ohne Zweifel gedacht hat, wären wir Testaments-Exekutoren sofort in den Besitz des Nachlasses gelangt, so würden wir den Schrank, der die Briefe enthielt, der Gräfin ausgeliefert haben und aller Verantwortung ledig gewesen sein. Bei dem Verlauf aber, den die Sache genommen hatte, kamen die Papiere, mit anderen Gegenständen in zwei Kisten verpackt, in unsern Besitz, nachdem der Arrest aufgehoben war. Es war unvermeidlich, sie durchzusehen. Aus Rücksicht auf die Gräfin Hatzfeldt erbot ich mich gegen den andern Testaments-Exekutor Holthoff, die Ordnung und Extradition der Papiere und die daran haftende Verantwortlichkeit allein zu übernehmen.

Ich wußte, daß der Verſtorbene viele Akten der Gräfin in Verwahrung gehabt hatte; ich wußte, daß ſie den pp. Holthoff als einen politiſchen Gegner und Freund der Familie Dönniges mit Mißtrauen betrachtete und ſeit dem Winter offen mit ihm zerfallen war und daß es ihr ſehr widerwärtig ſein würde, zu wiſſen, daß er ihre Akten perluſtriert hätte. Herr Holthoff nahm meinen Vorſchlag gern an und hat ſich mit den Papieren gar nicht befaßt.

Die Aktenſtücke und Packete, die ſich durch eine Aufſchrift oder durch die Handſchrift als der Gräfin Hatzfeldt gehörig oder von ihr herrührend zu erkennen gaben, habe ich gar nicht geöffnet. Gewiſſe Korreſpondenzen des Verſtorbenen mit ſeinen Verwandten, Korreſpondenzen, von denen die Gräfin mir geſprochen, waren nicht mehr vorhanden. Dagegen fanden ſich einige andere Konvolute, die nach Aufſchriften von der Hand des Erblaſſers ſich auf Liaiſons mit Frauen bezogen und deren weſentlichen Inhalt ich in einzelnen Fällen mit Sicherheit erraten konnte. Eine Veröffentlichung dieſer Papiere würde längſt vergeſſene oder doch vergrabene Skandale erneuert und unbekannt Gebliebenes aufgedeckt haben. Die Gräfin Hatzfeldt hatte gegen Perſonen, deren Zeugnis mir für den nötigen Fall geſichert iſt, erklärt, daß ſie es für recht halte, dergleichen Briefwechſel des Verſtorbenen zu publizieren und daß ſie das gegenüber einer beſtimmten Dame gewiß thun werde. Es war alſo unmöglich, ihr dieſe Briefe in die Hände zu geben. Wenn ich nicht ſittlich berechtigt war, das Unrecht gut zu machen, was mein verſtorbener Freund durch die Aufbewahrung ſolcher Briefe begangen hatte, ſo war ich den übrigen Beteiligten gegenüber ſittlich verpflichtet dazu, ſelbſt wenn ich, was übrigens nicht der Fall iſt, mich anderen juriſtiſchen Folgen als der (gar nicht zu ſubſtanzierenden) Klage auf Schadenserſatz ausgeſetzt hätte. Ich mußte mich entſchließen, die Papiere zu verbrennen. Daß ich das gethan, teilte ich ſelbſt der Gräfin ſchriftlich mit. Bucher."

Wir entnehmen dieſe Mitteilungen dem zweiten Bande der Lebensbeſchreibung Lothar Buchers von Heinrich v. Poſchinger. Daß Bismarck ſich nicht bloß als Privatmann, ſondern auch als Politiker für Laſſalle intereſſierte, ſcheint uns trotz aller Ableugnungen über jeden Zweifel erhaben. Die Thatſache, daß der biographiſch zuverläſſige Herr v. Poſchinger gerade über die politiſchen Beziehungen Bismarcks zu Laſſalle mit der etwas hochnäſigen Phraſe: „Was hätte der Privatgelehrte, was hätte der Agitator dem Miniſterpräſidenten bieten können?" wegzuhüpfen ſucht, beweiſt für die Kenner der politiſchen Kuliſſen gar nichts. —

Unser Dichteralbum.

Sancta Simplicitas.

O heilige Einfalt, wie bist du so kostbar!
Ein tändelndes Wort, ein schmachtender Blick —
Du giebst ihnen gleich die rechte Bedeutung,
Und siehe! — es wird ein Körnchen Glück.

O heilige Einfalt, wie machst du glücklich!
Ja, selbst die Liebe, einfältig geriert,
Ist schön und löblich, so bürgerlich ruhig —
Ein Fieberchen, das nicht ernstlich geniert.

Ich selber erlaub' mir: Das Fieberchen haß' ich,
Die Fünkchen haß' ich, ich will einen Brand; —
Ich kann nur von Ferne respektieren
Wo Einer in Einfalt Genüge fand.

Erinnerungen.

Ja freilich! — Liebtest mich unendlich,
Ich bin es sicher. — Nur, o weh!
Vergessen auch ist unabwendlich,
Wie an der Sonne schmilzt der Schnee.

Ja freilich — „Lauf der langen Zeiten
Entfernung, Angst, et cetera —"
Verstehe schon, — das ist bei weitem
Jetzt nicht zum ersten Male da. —

Madame, ich bitte, derangieren
Sie gar nicht im geringsten sich! —
Erinnerungen, ja, genieren
Mitunter wirklich fürchterlich.

Görz. Otto von Leitgeb.

Für ewig.

„Für ewig!"—Recht so;— und so gläubig
Wie ich nun bin schon von Natur,
Gabt das zu unsrer jungen Liebe
Mir als die „große Signatur". —

Dann — konnt' ich messen fast nach Wochen
Die Ewigkeit. — Ich bitte schön,
Wie viele Ewigkeiten mögen
Auf ein gemeines Jahr wohl gehn? —

Los des Denkens.

Das ist ein Augenblick der Seligkeit,
Wenn uns ein weltbeleuchtender Gedanke
Das Hirn durchzuckt und so die Seele faßt,
Das sie durchbrochen wähnt des Denkens Schranke,

Wenn unſer Geiſt den Brand entzündet glaubt,
Der in des Daſeins Rätſeltiefen leuchtet
Und ſich im Rauſche der begeiſterten
Entzückung unvermerkt die Wimper feuchtet.

Da wähnt das Aug', es ſähe rein und klar
Den Geiſt des Alls durch Erd' und Himmel wandeln;
Aufatmend ſpricht das Herz: „Ich bin getroſt:
Feſt ruht fortan mein Fühlen und mein Handeln."

Gewißheit! — Schöner Wahn des Augenblicks!
Bald wieder wird der alte Zweifel nagen.
Der feſte Boden weicht — dir ſchwindelt — weit
Ins öde Meer hinaus wirſt du verſchlagen.

Die kluge Antwort, welche du erſannſt
Auf Fragen, die die Menſchenbruſt zerfleiſchen,
Sie löſte ſich in tauſend Zweifel auf,
Die doppelt gierig neue Antwort heiſchen.

Dem Schiffer gleich fährſt du auf hohem Meer
In Nacht und Sturm durch lange, düſtre Jahre,
Bis endlich deinem Fuß das Schickſal gönnt,
Daß er der Heimat feſten Grund gewahre.

Doch kurz iſt deine Raſt! Von neuem bläht
Der Wind am hohen Maſt die weißen Linnen:
Kaum haſt du noch des Ufers Sand geküßt,
So jagt des Zweifels Qual dich neu von hinnen.

Und dies bleibt immer deines Denkens Los:
Wenn dich ein Strahl aus höchſtem Himmel grüßte,
Er bleibt nicht dein — er ſchwindet hin in Nacht,
Wie die Morgana ſchwindet in der Wüſte.

Zum Strande der Gewißheit lenkt dein Schiff
Nur, um ins Unbeſtimmte neu zu fliehen,
Bis einſt auf hoher See in ihren Schlund
Das ſturmzerſchlagne Wrack die Wellen ziehen.

Hamburg. Otto Ernſt.

Morgenandacht.

Verſchwunden iſt der Mondenſchein
Von Zimmerwand und Decke;
Nun gleißt der dumme Tag herein
In unſre Dämmerecke.

Die Lichter ſind herabgebrannt,
Die ich nicht löſchen wollte;
Das Glas, das auf dem Tiſche ſtand,
Hin auf den Boden rollte.

Nun ſchleicht um unſre Schlummerſtatt
Ein gelbes Morgenleuchten;
Noch ſind die Strahlen allzumatt,
Daß ſie den Schlaf Dir ſcheuchten.

Und blaß, in dem verſchwomm'nen Licht,
Inmitten heller Linnen,
Schau ich, wie um Dein Angeſicht
Die Locken ringeln und rinnen.

Und neige ſtill zu Dir mich hin,
Will Deinen Atem fühlen,
An meine Lippen will ich ziehn
Den feuchten, morgenkühlen.

Was hab ich all in dieſer Nacht
In Dich hinein geträumet!
Den Leib, von wilder Luſt umfacht,
Mit heilger Glut umſäumet!

Wie hab ich Dich gebenedeit,
Wie hoch emporgehoben!
Von einer neu'n Jungfräulichkeit
Den Glanz um Dich gewoben!

Das war von einem holden Wahn
Der trügevolle Schimmer.
Ach, was Du je gefühlt, gethan,
Schleppſt Du mit Dir für immer!

Und darum haſt Du dieſe Nacht,
Dir kaum bewußt im Innern
In unſre Kammer mitgebracht
Vergangner Luſt Erinnern.

. . . Nun öffneſt Du die Augen ſchwer,
Die großen, dunklen, matten;
Es fließen bläulich um ſie her
Vergeſſner Freuden Schatten.

Und lachſt! — Es iſt dasſelbe doch,
Dem ich berücket lauſchte,
Die heißen Lippen ſind es noch,
Daran ich mich berauſchte.

Und ach! — ein Duft, ſo ſüß und ſchwül,
Wie nachts, umfängt mich wieder . . .
Doch zitternd auf den weißen Pfühl
Senkt ſich die Sonne nieder.

Und alles, was uns aufgeblüht
So trunken, wird zu nichte.
Ja! was ſo heilig Dich umglüht,
War Licht von meinem Lichte.

Wie hat die ſchale Träumerei
Den wachen Sinn verdroſſen.
O dummer Tag! nun iſt's vorbei,
Die Zauber all verfloſſen.

Mein ſüßes Mädel lagſt Du hier
Und biſt nun eine Dirne —
Es blinkt der fahle Morgen Dir
Im Goldhaar auf der Stirne.

Wien. Arthur Schnitzler.

Fatum.

Tief unten, wo unwirtlich Haideland ſich dehnt
Weithin, begrenzt vom fernen Horizont,
Kann man in einem wüſten Winkel
Drei Gräber ſehen, ohne Schmuck und Kreuz.
Der Menſchen Blicke gleiten ſcheu vorüber.
„Wer ruhet hier? Wen decken dieſe Hügel?"
Nur flüſternd wird's dem Fremden zugetragen,
Als bärg' es ſich vor Tag und Sonnenlicht,
Verkröche ſchaudernd ſich ins Undurchdringliche.
Neugier'ger forſcht man nur: „Wer ſchläft hier?"
„Drei Unglückſelige: Vater, Mutter, Tochter;
Sie ſtarben unnatürlich, jäh, gewaltſam.
Dort draußen wohnten ſie im letzten Haus.
Der Mann war grauſam, roh; er quälte
Sein Weib, die Kinder . . . Und doch ſo grauſen Tod
— Er fiel durch ſeines Sohnes Hand —
Hat er ſich nicht geträumt" . . .

An einem trüben Tage, ſpät im Herbſte
Lag's auf dem kleinen Hauſe ſchwül,
Wie knapp vor Ausbruch drohenden Gewitters.
Ein ält'rer Mann von hartem Angeſicht
Schritt finſter grollend auf und nieder
Und ſeine groben Stiefel knarrten laut,
Unheimlich die geſpenſt'ge Stille unterbrechend.
Im Schatten kauert regungslos ſein Weib
Mit blaſſen Zügen, eingefallnen Wangen;
Wie Märtyrer ſie ziert, von jener Schönheit.
An ſie geſchmiegt, dicht, ſtand ein junges Mädchen,
Hold wie ein Reh, ihm gleich an Zartheit, Scheu.
Wie ſchützend ſchlang ſie ihre Arme
Sanft um die Leidende: „Wie iſt Dir, Mütterchen?"
„Laß ab von ihr!" ſchrie hart der Mann ſie an.
Und als das Mädchen zögernd nur gehorchte,
Fuhr wutentbrannt er auf: „Laß ab von ihr!
Zurück ſag' ich. Welch' Stimme hat hier Macht?"
An allen Gliedern zitternd wich das Mädchen
Bis in die fernſte Ecke ſcheu zurück.
Die Frau ſchlug müd' die trüben Augen auf.
„Was ſoll der vorwurfsvolle Augenaufſchlag,
Der Trotz im Blick, was ſoll er heißen?"
Da öffnet haſtig ſich die Thür,
Ein junger Menſch ſteht ſtramm in ihrem Rahmen,
Sein blühendes Geſicht von Zorn und Leid entſtellt:
„Die Mutter leidet ſchwer, vermag die Glieder kaum zu rühren.
Sieh doch ihr ſchmerzerfülltes Antlitz!"
„Schweig, Bube! Ihre freche Duldermiene
Iſt Heuchelei nur, Lug und Trug.
Der Herr bin ich! Ihr ſeid mir untergeben."
Die Frauen beben ſtumm und weinen,
Und zornig wühlt es in des Sohnes Zügen.
„Oho, Herr Vater, bin ich noch ein Kind:
Die Mutter ſeh' ich leiden, meine Schweſter weint,
Und nicht ſoll ſprechen da mein Mund?"
„Schweig, Bube, ſag' ich Dir, und keine Widerrede:
Der Herr bin ich im Haus!
Mein Wille muß geſchehen, meine Macht muß gelten.
Schau her, wie weit ſie reicht!"
Roh hebt die Fauſt er, läßt ſie fallen
Der Dulderin ins weiße Angeſicht
Ein Schreckensruf erſchallt. „Halt ein!" — —
Wild ruft's der Sohn, die Tochter ſtöhnt zu Gott,
Indes der Mutter Haupt nach hinten ſinkt.
„Schweig Bube, oder wahrlich" — — doch nicht länger
An ſich mehr hält der tief Gereizte;
Er reißt vom Haken wild das Jagdgewehr

— „Zuviel ſchon haſt Du uns gethan" —
Er rief's, legt auf den Vater an,
Blind, ohne Säumen drückt er los
Und ſieht ihn — namenloſes Grauen — fallen:
Der Vater ſtürzt getroffen von des Sohnes Hand.
Entſetzen ſtarrt aus ſeiner Mutter Augen,
Entſetzen hält die Schweſter dumpf im Bann
Und drückt — ein eiſern Band — die Kehle ihm zuſammen.
Der Tode regt ſich nicht.
Angſtvolles Schweigen
Liegt auf den Unglückſeligen.
Da rafft der junge Mann ſich jäh empor
Und ſtürzt zu ſeiner Mutter Füßen nieder:
„O Mutter, fluch' mir nicht."
Die Hände ringt verzweiflungsvoll die Frau.
„O ſprich mir, Mutter, laß mich hören
Noch einmal Deiner Stimme Laut!
Sonſt zähl ich hier ſchon unter die Verdammten.
O Mutter, fluch mir nicht ob des Entſetzlichen!"
„Unſelig Kind, nicht Dich, nur Deine That verfluch' ich."
„Ich konnt's nicht ſehen, Mutter . . ."
„Weh mir, ich mußte Ärg'res ſehen:
Den Sohn, der ſeinen Vater fällt."
Bleich, halb entſeelt ſpricht nun der Sohn:
„Mein Herz brach faſt bei Eurem Leide,
Ich wollte helfen! O was hab' ich nun gethan!"
Sie drängen zitternd aus des Toden Nähe
Und halten ängſtlich ſich umſchlungen.
„Wir Armen, o wir Armen!" ſchluchzt das Mädchen.
Faſt wie der Tode ſtarr hält ſich der Sohn,
Verzerrt das Angeſicht, die Augen eingeſunken,
Als hätt' in wenigen Minuten
Jahrhunderte des Jammers er durchlebt:
„Lebt wohl, Ihr Lieben, lebt auf ewig wohl!
Freiwillig ſtell' ich mich nun ſelbſt dem Richter!"
Sie baten ihn, beſchworen ihn, zu fliehen,
Er ſchüttelt ſtumm, verneinend bloß das Haupt,
Miſcht ſeine Thränen mit den ihrigen,
Küßt ſie zum letzten Mal und geht:
Ein Vatermörder! . . .

Nun zogen ohne Ende die Verhöre ſich
Der grauenvollen, unbegriff'nen That. —
Die beiden Frauen lagen auf den Knieen
Ohn' Unterlaß,
Zu betteln um des Sohnes, Bruders Leben,
Das er unwiderruflich hat verwirkt
Sie litten tauſend Tode für den Schuldigen,

Deſſ' Mordthat ſie mit Angſt und Grauen füllte,
An dem ihr Herz mit allen Faſern hing. —

. . . Und eines Tags ereilte ſie die Kunde,
Das Urteil ward dem Schuldigen geſprochen:
Zu enden ſchmachvoll durch den Strang. —
Sie hörten's an und brachen nicht zuſammen,
Sie ſchleppten mühſam ſich nach Haus:
Die Mutter auf die Tochter ſchwer geſtützt.
Dort ſuchten ſie vereint den Tod: Erlöſung.
— Ihr Unglückſelgen, ruht in Frieden! —

Wien. Ottilie Siebenliſt.

„Neue Bahnen".

Wer ſind die Neuen?! Ohne Scheu
Verkünden wir es weit und breit;
Wir kämpfen kühn, wir kämpfen treu
Den Kampf für eine neue Zeit.
Wir ſind das Maſſenaufgebot
Zur großen Weltbefreiungsthat;
Uns treibt der Geiſt, uns treibt die Not,
Wir ſind das Proletariat.

Wir tragen in die Welt hinein
Ein neues Evangelium
Von einem beſſeren Menſchenſohn,
Von einem edleren Menſchentum.
Wir pflügen gern der Arbeit Feld,
Wir ſchaffen gern der Welt zum Heil,
Doch wollen wir in dieſer Welt
Dafür ſchon unſer rechtlich Teil.

Wir ſind aus einem neuem Holz
Und wollen unſer gutes Recht,
Wir ſind ſo frei, wir ſind ſo ſtolz,
Wir brauchen weder Herr noch Knecht.
Hie Kapital, und Arbeit hie!
An Leib und Seel' die Sklaverei.
Wir zwingen ſie, wir brechen ſie,
Wir ſind ſo ſtolz, wir ſind ſo frei!

Wir kämpfen nicht mit Kreuz und Schwert
Und nicht um Formen ſtarr und alt,
Wir zieh'n zum Streite wohlbewehrt
Mit des lebend'gen Geiſt's Gewalt.
Die Arbeit und des Geiſtes Kraft
Entrollt der Menſchheit neu' Panier;
Die Arbeit und die Wiſſenſchaft,
In dieſem Zeichen ſiegen wir.

Und ſchreiten vor trotz Sturm und Nacht.
Es gehet vorwärts Schlag auf Schlag;
Es bricht herein mit aller Macht
Die Röte ſchon vom neuen Tag.
Kein Stillſtand hilft und kein Zurück,
Es frommt kein Aber und kein Wenn,
Noch vor uns liegt das goldne Glück,
Auf „neuen Bahnen" vorwärts denn!

Es gilt! Die Zeit, ſie ruft uns auf,
Des Großen iſt zu viel zu thun;
Wir folgen ihr, wir ſteh'n zu Hauf,
Wir ſind es nicht gewohnt zu ruh'n.
Das Unrecht, wenn's auch mächtig iſt,
Wir thun's in Acht, wir thun's in Bann;
Gerechtigkeit zu jeder Friſt,
In jeder Art, für Jedermann!

Es ſoll kein Fleiß'ger trauernd ſteh'n
Als Sklav, um ſchnöden Hungerlohn,
Kein edler Geiſt ſoll untergeh'n
In Lebensnot und Geiſtesfron.
Der Müſſiggang, er ſei verwehrt, —
Wir brauchen keine Drohnenbrut!
Die Arbeit nährt, die Arbeit ehrt,
Zur Arbeit, da iſt jeder gut!

Und Freiheit Jedem, der da lebt,
Und gleiches Recht und gleiche Pflicht!
Entwicklung jedem, der da ſtrebt
Nach der Erkenntnis heilgem Licht!
Verroſten ſoll das Pfund nicht mehr,
Das jedem die Natur verlieh'n,
Und jedem, der da ſchafft, ſei Ehr'
Und jedem Freud' für ſeine Müh'!

Die Welt iſt ſchön, die Welt iſt groß
Beut allen Raum und Brot genug:
Wir ringen um ein würdig' Los
Als Menſchen nur mit Recht und Fug.
Das neue Heil, es naht heran.
Es iſt kein Wahn, es iſt kein Traum,
Der Kaiſer ſelbſt geht kühn voran,
Für „neue Bahnen" gebt uns Raum!

Buffalo. Wenzel Breuer.

Mondnacht.

Es hebt die Silberhörner
Der Mond aus Wolkenflor
Und wandelt ſtill und ſchweigſam
Durch lichter Sterne Chor.

Mit mildem Glanz umſtrahlet
Er Hütte und Palaſt,
Dort, wo die Sorge brütet,
Hier, wo der Reichtum praßt.

Ihn kehrt's nicht, ob manch Schmerzſchrei
Von fiebernden Lippen bricht,
Ob Schande und ſünd'ges Verbrechen
Sich blähen in ſeinem Licht.

Geruhig zieht er von dannen,
So wie er lächelnd kam —
Und läßt's dem Tag, zu dämpfen
Der Menſchheit Leid und Gram.

München. Ernſt Kreowski.

An die Modepoeten.

Wie ſpielt ihr leicht mit fremdem Schmerz,
Ihr ſeichten Modepoeten!
Wie höhnt ihr witzelnd ohne Herz
Des Armen Flehn und Beten!

Ihr kennt ja keine bittre Not —
Ihr ruht auf weichen Pfühlen
Und tändelt über Hungertod
Und träumt von Arbeitsmühlen.

Ihr ſaugt aus euerm Nikotin
Die reizendſten Geſchichten —
Das Honorar liegt euch im Sinn,
Dem Gold dient euer Dichten!

Ihr fragt: „Was lieſt das Publikum?
Man muß es amüſieren!
Ein ſchlauer Mann ſei niemals dumm —
Wie wird man reuſſieren?"

Ihr könnt durch eure Klemmer Trug
Und Lüge nur erfaſſen,
Denn niemals ſind ſie ſcharf genug,
Um Wahrheit ſehn zu laſſen.

Ihr ſchaut nie des Jammers Leid,
Verſchließt ihm eure Thüren,
Ihr bannt es von euch meilenweit,
Mögt nichts „Unfeines" ſpüren.

„Salonunfähig" iſt die Luft,
Die ſtrömt aus niedern Hütten —
Ihr könnt nicht eau de mille fleurs-Duft
In ihre Kammern ſchütten . . .

Der Landmann ſchwitzt in Sommersglut,
Zu füllen eure Scheuer —
Ihr ſchlaft im Strandkorb wohlgemut, —
Im Winter vor dem Feuer.

So lebt ihr vieler Jahre Zahl
Und werdet immer fetter,
Und doch fegt euch hinweg einmal
Ein ernſtes Sturmeswetter!

Manch Tüchlein wird wohl feucht geweint,
Wann ihr dahingegangen,
Doch wird ſich nur das Kind, das greint,
Nach euerm Singſang bangen.

Memel. Max Wittenberg.

Denkſt Du daran, als wir zuerſt uns trafen.

Denkſt Du daran, als wir zuerſt uns trafen
Am linden, milden, goldnen Sommertag,
Als wonnedürſtig unſ're Augen ſprachen:
Ich liebe Dich, ſei mein, gieb nach?

Denkſt Du daran, wie Du das Wort mir ſandeſt,
Das inhaltsſchwere Wort, ſei mein, o bleib . . .
Unweigerlich in Deine Näh' mich bannteſt,
Daß Dein ich ſei für lange, lange Zeit.

Denkſt Du daran, wie wir uns wiederſahen,
Im fremden Land, im feſtlichen Gewühl?
Erkennend Dich, konnt' ich Dir doch nicht nahen,
Ergriffen ganz von mächtigem Gefühl.

Denkſt Du daran, wie wir uns dann beſeſſen,
Im Glückstriumph, im Wolluſtliebesrauſch,
Aus ſelgen Freudenquellen tranken unermeſſen
Und feiernd leerten nie den Becher aus?

Denkſt Du daran, da wir uns jetzt verlaſſen,
An unſer armes, liebes, todes Glück?
Wehr Dich nur zu, und zwing Dich, mich zu haſſen;
Die Sonne alter Lieb' ſtrahlt Dir ins Herz zurück.

München. Max Brehna-Firduſy.

Abend.

Nebel fängt ſich in den Bäumen,
Matt verblaßt das Abendrot;
Auf den Wald ſenkt ſich ein Träumen,
Schwer und bleiern, wie der Tod.

Tage ſinken, Nächte kommen,
Nacht vergehet, Tag erwacht:
Ewger Wechſel, bis verglommen
Aller Tag in ewge Nacht.

Am Friedhofe.

Durch düſtere Cypreſſenhaine
Der Mond in bleichem Glanze bricht.
Er küßt die weiſen Leichenſteine
Mit geiſterhaftem Licht.

Und durch der alten Bäume Kronen
Geheimnisvoll ein Windhauch zieht.
Er ſinget denen, die dort wohnen,
Ein leiſes Schlummerlied.

München. K Helfferich.

Eine Dirnenlaune.

Ein Tanzlokal in einer großen Stadt . . .
Zigarrendampf und Staub und tauſend Dünſte;
Zum dritten Mal ſchon nach demſelben Walzer
Drückt ſich und ſchiebt die Maſſe durch den Saal.
Das Laſter lacht aus ſchweißigem Geſichte,
Und die Begierde taſtet mit den Händen. —

Zur Seite, wo der laute Strom der Menge
Nicht allzu nah, ſaß ich an einem Tiſche;
Bei mir ein Weib. — Ein Weib von jenen Weibern . . .
Mit leerem Auge ſtarrt ſie ins Gewühl,
Nur leiſe fingert ſie den Takt des Tanzes
Am Rand des Glaſes vor ſich auf dem Tiſche. —

— „Auf, trink' mal, Mädchen, werde wieder munter,
„Was träumſt Du ſo? — Was fehlt Dir? — Komm, ſtoß an! —
„Du willſt nicht? — Gut, ſo gehen wir zum Tanzen,
„Die trübe Laune hält nicht lange vor. —
„Du ſagſt kein Wort? — Geh her, ſei nicht ſo dumm,
„'s iſt Sonntag heut, mußt morgen wieder nähen."

Sie hört mich nicht. Ihr Auge glänzt ſo feucht
Und blickt ſo weit, gleichwie in eine Ferne,
Wo keine Grenze mehr die Ausſicht hemmt.

Ich weiß, was ſonſt die Grillen ihr vertreibt,
Der ſchalſte Witz wird laut von ihr belacht;
Doch ſeh' ich heut in dies Geſicht, verſchließt
Ein ungeſeh'nes Etwas mir den Mund. —

Wie blaß ſie iſt, die Lippen zucken leiſe!
Was ihr nur fehlt? — „Willſt Du mit mir nach Hauſ'?
„Bleibſt Du noch da? — Willſt Du noch etwas eſſen?
„Beſtelle nur, bezahlen will ich gern;
„Mit Liebe machſt Du alles wieder gut." —

— Da wendet ſie den Kopf. — Ein tiefer Blick,
Wie nie geſtillt, wie nie erhofft Begehren,
Ein fahles Lächeln dann, und eine Thräne; —
„Mit Liebe ich? — Nein, auf dem Speiſezettel
„Fehlt eines, was ich brauche; — gieb es mir,
„So will ich nie mehr unzufrieden ſein,
„Nie, niemals mehr! — Ich brauche — Cyankali.

Leipzig. Heinrich Welcker.

Heimweh.

Steiermark, ſchönes, geſegnetes Land,
Auf deinen Firnen ruht Gottes Hand,
In deinen Menſchen, da lebt ſeine Güte,
Steiermark, herrlichſte Erdenblüte!

Glücklich verweilt' ich im Steirerland,
Als mir das Leben noch Kränze wand,
Als mir der teuere Sohn noch lebte,
Selig das Herz in der Bruſt mir bebte.

Seit ich von dir fortzog, liebliches Land,
Dem mich ſo innig die Liebe verband,
Find'ich nicht Ruhe, nicht Raſt, noch Frieden,
Heimatlos irr' ich ſeither hinieden.

Feſt mit der Steiermark blühendem Land
Eint euch das heiligſte Liebesband:
Dort ruht der Staub der verklärten Lieben—
Begraben, was mir an Glück geblieben.

Führt mich nach Steiermarks Edenland,
Wenn ich das Leben dereinſt überwand.
Zu meinen Toten verſenkt meine Truhe,
Daß ich, gleich ihnen, in Steiermark ruhe.

Wien. Margarethe Halm.

Im Feuerſchein.

Dunkel war's im trauten Gemache,
Durch das ich ſinnend hin und wieder ſchritt:
Nur flammendrot
Wie Sonnenuntergang im ſüdlichen Meer,
Wie voller Frauenmund,
Der üppig dem Manneskuß entgegen loht,
Warf zauberiſch zu dieſer Stund'
Der hohe helle Spiegel,
Der dunkle blanke Schrein
Zurück vom Kamin den Feuerſchein.

Und mitten ſtand ich ſtill im Gemache;
Du aber ſaßeſt, weich gebettet,
Auf zottigem Bärenfell,
Und es hob ſich hell
Dein lichtes Gewand vom dunklen Grunde.
Da fühlt ich's mächtig,
Zu prächtig
War dieſe Stunde,
Und Du mußteſt mein eigen ſein,
So wie Du juſt ruhteſt,
Und Dir erglänzte wunderbar
Die dunkle Wange, das helle Haar
Im Feuerſchein. —

Görbersdorf.

Leiſe zur Seite Dir ließ ich mich nieder
Auf zottigem Bärenfell,
Und jähe vom Buſen Dir ſtreift ich die Hülle,
Und meine Augen konnten nun ſehen
Das Schönheitswunder Deiner Geſtalt.
Doch ihnen mißgönnend die ſeltene Luſt
Preßteſt Du mit ſanfter Gewalt
Mein flammendes Antlitz an Deine Bruſt:
Und tief aufſeufzend in ſeliger Pein
Schauerteſt Du im Feuerſchein.

Raſch aber folgte dem Froſte die Glut,
Und tobte im Blut
Und löſte die Glieder
Und ſtreckte Dich nieder
Wehrlos ins zottige Bärenfell:
Da plötzlich ſchlugen auf die Flammen
Tageshell —
Und ſanken dann jähe zuſammen,
Als wären ſie tot,
Dunkelrot:
Und wie wir uns hielten in ſüßem Verein,
Verglomm der letzte Feuerſchein.

Oskar Welten.

Ein Zweikampf.

Von O. von Oberkamp.
(Berlin.)

Motto: „Wenn man ein Wesen tot hat, das man liebt, so glaubt man sich einheimisch in zwei Welten.“ Wilh. von Humboldt.

I.

Sturm! — Er fegt hin über den Kirchhof des kleinen, westphälischen Dorfes. Jetzt schüttelt er die Trauerweiden auf den Gräbern, jetzt rüttelt er an den morschen Kreuzen und jetzt reißt er den einen Thorflügel der alten verwitterten Kirche auf.

Man sieht den Pfarrer im weißen Priesterrock auf der Kanzel stehen. Er hat die Sonntagspredigt beendigt und verliest mit eintöniger Stimme:

„Morgen um acht Uhr ein feierliches Seelenamt für unseren bei Wörth gefallenen Gutsherrn, den Freiherrn Siegfried von Moltheim. Übermorgen ein zweites Seelenamt, für den, in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre, auf der Jagd verunglückten Sohn des Freiherrn Siegfried Hans von Moltheim.

„Diese Seelenämter sowohl als auch die folgenden täglichen Messen finden bis auf weiteres in der Schloßkapelle auf Rittergut Moltheim statt, da auf Wunsch der hinterbliebenen Witwe des Baron Siegfried, der Baronin Wera und auf Verlangen des jetzigen Besitzers der Domäne Moltheim, des Baron — Walther von Moltheim, die Kirche hierselbst wegen dringender Baureparaturen vor der Hand geschlossen bleiben muß.“

Der Priester hat die Verkündigungen für die Gottesdienste der nächsten Woche beendigt und verläßt die Kanzel. —

Das Gotteshaus beginnt sich zu leeren. — Nur zwei Gestalten verharren noch reglos in dem Betstuhl, der zunächst des Hochaltars steht — und der auf kunstreich geschnitztem Holzgetäfel das Wappen der Freiherrn von Moltheim, eine drohend erhobene Hand im Panzerhandschuh, zeigt.

Diese beiden letzten Beter sind ein junger Mann und ein junges Weib; mit einem gewissen finsteren Trotz stehen sie beide nebeneinander, als wolle keines vor dem anderen vom Platze weichen.

Jetzt aber wirft die Dame das Haupt in den Nacken und sagt: „Gehen Sie noch nicht, Baron Walther?“

„Nicht ohne Sie, Wera!“ entgegnete der Mann sanft, aber fest.

„Dann muß ich bedauern, ich bleibe hier!“

„Wera!“ Er hatte sie jetzt, ehe sie's zu verwehren vermochte, mit

einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit bei beiden Händen gefaßt: „Immer der Tote draußen auf dem Friedhof zwischen mir und Ihnen!?“ murmelt er leise, aber leidenschaftlich.

„Immer der Tote!“ giebt sie ebenso leise zurück und nun schlägt sie den schwarzen Schleier zurück und ein wunderbares Antlitz wird sichtbar; ein Antlitz, das in seiner duftigen Blässe an jene weißen, märchenschönen Magnoliablüten gemahnt; — die wohl einen Lenz, doch keinen Sommer haben.

Wera von Moltheim ist jetzt aus dem Betstuhl herausgetreten und schreitet dem Ausgang zu. Baron Walther folgt ihr; — da jedoch schwankt die Voranschreitende plötzlich; ein Schrei des Schreckens durchzittert das Gotteshaus. Der Sturm hat jetzt beide Thorflügel der alten Kirche aufgerissen, ein Stein fällt aus dem brüchigen Gefüge oberhalb des Thorbogens, streift die Schulter der Frau und schleudert sie in die Arme des Mannes. —

Dieser aber reißt die Besinnungslose an seine Brust, und während er sie auf starken Armen ins Freie trägt, murmelt er wie verloren über ihr — hin: „Ich mache sie dir streitig, bleicher Schatten, koste es auch mein Leben!“

* * *

Noch immer Sturm! Er fegt den Staub der westphälischen Ebene auf, treibt die niederhängenden Wolken vor sich her und zerbricht da und dort wie mit zürnender Faust die morschen Kreuze; denn unter dem grauen Wolkenmantel, aus dem im Hochsommer die Blitze sprühen, da zieht der westphälischen Sage nach Odin einher und Odin zerstört mit gewaltiger Götterhand die Kreuze, die man dem neuen Christengott gesetzt.

Aber ein Denkmal braucht der alte Heidengott nicht zu brechen, das ragt gebrochen aus den windgepeitschten Trauerweiden hervor und auf der gebrochenen Säule steht die Inschrift:

„Hier ruht Freiherr Hans von Moltheim, gestorben im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens!“

Es ist ein einsames Denkmal, diese weiße Marmorsäule, — abseits von den übrigen Gräbern erhebt sie sich, als hätte den, der unter ihr ruht, ein besonderes Schicksal betroffen, das ihn trenne von den Alltagstoten.

Und so ist es auch. —

Freiherr Hans von Moltheim wurde in frühester Kindheit mit Wera Gräfin von Laweningen verlobt, aber Schicksal und Willkür hatten es anders bestimmt. Die Braut des Sohnes wurde die Gattin des Vaters und Hans von Moltheim empfing die als Stiefmutter, die er als Weib hätte empfangen sollen.

Ob dies grausame Spiel des Schicksals sein junges Leben gebrochen hatte? Viele meinten es; aber niemand wußte es. Baronin Wera allein war zugegen gewesen, als Baron Hans auf einem großen Herbsttreibjagen vom Pferde stürzte, und Baronin Wera schwieg.

Indes wo die Wirklichkeit schweigt, da mit hundert Zungen beginnt die Sage zu reden. Und die Sage erzählte, daß die junge Witwe drüben vom Schloß den Toten unter der gebrochenen Säule lieben gelernt, so heiß lieben gelernt, in nagender Reue, daß ihr junges Leben erlöschen müsse, der Flamme gleich, die keine Nahrung mehr findet; und die Sage erzählte, daß die Thränen der Frau den Toten nicht ruhen ließen und daß er von ihren Thränen geweckt manchmal sich höbe aus seinem kühlen Bette, um mit der Geliebten vereint, im Dämmer des Abends, dahin zu wandeln, über den Malen der Toten.

* * *

„Ist der Doktor Weilandt zu Hause?" fragt der Herr, der soeben aus dem Wagen gestiegen ist und der mehrmals die Glocke an dem Doktorhause der Provinzstadt in Bewegung setzen mußte, bis der graubärtige Diener erschien, der jetzt mit der Laterne vor ihm steht und der ziemlich übel gelaunt auf die gestellte Frage erwidert: „Zu dienen, gnädiger Herr, aber der Herr Doktor sind bereits zu Bett gegangen."

„Das ist gleich" — lautet die ungeduldige Entgegnung. „Geh er hinauf. Bring er den Doktor auf die Beine und wenn er nicht will, so sag er ihm, sein Freund und Studiengenosse von ehemals, — Walther von Moltheim, warte auf ihn mit Pferd und Wagen."

Der Baron, der diesen Befehl erlassen, geht ungeduldig vor dem Hause auf und ab, die Uhr in der Hand.

Es dauert eine Viertelstunde, dann wird es drinnen laut; und der Arzt erscheint auf der Schwelle. — Die Männer schütteln sich die Hände. Der Schlag fällt hinter ihnen zu und der Wagen setzt sich in Bewegung.

„Ist etwas neues vorgefallen?" fragt der Doktor, der seinem Freunde gegenüber Platz genommen.

„Ja und nein," entgegnet der Gefragte. „Wera wurde heute morgen von einem niederstürzenden Stein getroffen und schwer an der rechten Schulter verletzt."

„Wie war das möglich?"

„Der Stein löste sich aus dem Thorbogen der baufälligen Kirche just in demselben Augenblick, als Wera und ich über die Schwelle schreiten wollten."

„Hat ſich Fieber eingeſtellt?"

„Gegen Abend ſehr ſtarkes, Wera phantaſiert, und ihre Phantaſieen beſchäftigen ſich mit — Hans von Moltheim."

Der Doktor ſchüttelt das Haupt: „Alſo noch immer derſelbe Zuſtand geiſtiger Entrücktheit?!" ſagt er leiſe.

„Noch immer derſelbe. Wera lebt in zwei Welten, oder vielmehr ſie lebt nur noch in jener geheimnisvollen Rätſelwelt, — die ſie jenſeits des Grabes vermutet, ſeit man vor nunmehr anderthalb Jahren Hans von Moltheim in die Gruft geſenkt."

Der Doktor nickte: „Das iſt die Liebe, ſagt er, jene Liebe, die ſich dem Staub und der Vernichtung zum Trotz, eine Ewigkeit ſchafft; um in ihr ein Verlorenes wieder zu finden."

„Du magſt Recht haben," entgegnet Walther von Moltheim. „Dieſe Liebe Weras zu dem Toten aber iſt um ſo mächtiger, weil ſie nichts von der Wirklichkeit empfangen hat. Sie ſucht das Glück, das ihr die Zeit verweigert, in einer erdfernen Ewigkeit."

Der Arzt lächelt ſkeptiſch: „Biſt Du denn in der That ſo feſt davon überzeugt, daß zwiſchen Hans und Wera niemals ein Wort von Liebe fiel?"

„Niemals!" entgegnet Baron Walther beſtimmt. „Hans von Moltheims Liebe zu Wera war, wie ich Dir ſchon mehrmals bedeutete, bis kurz vor ſeinem jähen Tode eine unerwiderte. Stolz einerſeits, Pietät andererſeits, verſchloſſen dem Sohne, der Gattin des Vaters gegenüber die Lippen.

Der Arzt zuckt die Schultern: „Der Vater ſtatt des Sohnes; allerdings, hinſichtlich der Verſchiedenheit der Jahre ſchon eine verfehlte Wahl," meint er.

„Und doch keine unerklärliche" — wirft Baron Walther dazwiſchen, „denn wenn man Hans auch ſchon in früheſter Kindheit mit Wera verlobt hatte; der bleiche, ſtille Träumer Hans; der von der Univerſität Bonn zurückgekehrt; nur über Büchern und gelehrten Problemen brütete und der neben dem reckenhaften, durch ſeine vollendete männliche Schönheit alle Sinne berückenden Siegfried, nur noch ſchwächlicher und unbedeutender erſchien, vermochte einer Wera nicht zu gefallen, und als die letztere eines Tages, bei einem Beſuche Siegfrieds auf Schloß Leweningen, auf dieſen zueilte und ſagte: „Hier ſteht der Mann meiner Wahl!" — und als Baron Siegfried — Wera an ſich ziehend, auf dieſe ſtolzen Worte hin, die noch ſtolzeren Worte ſprach: „So reißt der Löwe die Löwin an ſich" — da wunderte ſich kaum einer über dieſe Wahl, trotz des großen Unterſchieds der Jahre."

Der Arzt ſchüttelt das Haupt: „Und nach ſolch einem Ausbruch der Leidenſchaft die jäheſte Ernüchterung! Wie war das möglich!" murmelt er.

„Sehr einfach, mein Lieber; es ſpielt mancher den Löwen, der keiner iſt. Auch Wera mußte dieſe Entdeckung machen. — Ihr Gatte ſoll ſich bei dem Brande, der ein Jahr nach Weras Vermählung auf Schloß Moltheim ausbrach, geradezu feig benommen haben."

Der Arzt neigt ſich vor. „Haſt Du an Wera eine Veränderung bemerkt in jenen Tagen nach dem Brande?" . . . fragt er.

„Allerdings!" erwidert Baron Walther. „Aber dieſe Veränderung kann dem Umſtand zugeſchrieben werden, daß Weras Kind in jener ſchrecklichen Nacht in den Flammen erſtickte."

„Ich weiß . . . ich weiß . . . ein entſetzlicher Fall" — murmelt der Arzt — indem er ſtarr vor ſich niederblickte. — „Und dann, nach einer Weile tiefen, ſchweigenden Nachdenkens ſich plötzlich zu dem Freunde wendend, fragt er:

„Und Du — wie ſteht's mit Dir, liebſt Du Wera noch immer und biſt Du noch immer von der fixen Idee befangen, ſie zu Deinem Weibe zu machen?"

Noch immer lächelt Baron Walther; — „die Liebe iſt die fixeſte aller fixen Ideen, wie Du weißt, und ich armer Narr, der von dieſer fixen Idee behaftet bin, ringe mit meinem Nebenbuhler Tag und Nacht, in einem Zweikampf, der um ſo unheimlicher iſt, da er nicht mit irdiſchen Waffen ausgekämpft wird."

Der Arzt zuckt die Schultern: „Du verleihſt dem Staub eine Macht, die er nicht beſitzt," ſagt er.

„Du haſt gut reden, Freund," entgegnet der Baron: „Aber Du haſt ſie eben nicht wie ich durch anderthalb Jahre empfunden, die Macht, die dieſer ſtille Tote über Wera beſitzt; eine Macht, die ſo groß, ſo gewaltig iſt, daß ſie ans myſtiſche grenzt."

„Alle Myſtik iſt Thorheit," erwidert der Arzt, „nur Geiſtes- und Seelenkranke verirren ſich aus der Wirklichkeit in jene Welt des Myſtizismus!"

„Gewiß! — „Aber kannſt Du's ändern, kann ich's, daß ſich Wera in jene Welt verirrt hat. Wer einen Toten liebt, mein Freund, der iſt, ſo lange dieſe geheimnisvolle Liebe anhält, verloren für die Wirklichkeit, denn er iſt nur noch im Reiche der Schatten daheim."

* * *

Im Reiche der Schatten daheim! Horch?! — Hat da nicht die Kirchhofspforte in ihren Angeln geächzt? Abendſchwüle webt über den Fluren, die Bäume neigen die Wipfel vom Kuſſe der Tagesſonne matt, und zwiſchen den Kreuzen hin — ſchreitet Frau Wera von Moltheim.

Wenn man der Frau in das Antlitz blickt, begreift man, daß der Volksmund sie mit wunderlichen Sagen umkleiden muß und daß die Leute stehen bleiben, wenn sie an ihnen vorüber schwebt, um sich zuzuflüstern: „Die küßt allnächtlich einen Toten."

Ja, Frau Wera küßt einen Toten! Wie Nebel um eine Götterstatue scheinen die Schatten des Todes um die hoheitsvolle Gestalt der Dahinschreitenden zu weben.

Und Wera schreitet heute langsamer denn sonst die wohlbekannten Pfade entlang. — Das lichte Gewand zeigt leichte Blutspuren an der rechten Schulter, die seltsam kontrastieren mit den blutlosen Wangen der Kirchhofbesucherin, deren Schleppe über versunkene Male dahinrauscht. — — Und dann . . . verstummt ist das Rauschen. — — Unter den wunderbaren, weltabgewandten Augen der Frau, Augen, die aus dem Diesseits schon ins Jenseits geblickt zu haben scheinen, scheint alles in der Runde ein anderes Gepräge anzunehmen. Die weißen Wolkenbilder, die vorhin noch wie in Purpur getaucht erschienen, verblassen jetzt zu farblosen Scheinen.

Es ist, als ginge von dem blassen Antlitz der Frau dort, das so geisterhaft in das Zwielicht hineinleuchtet, eine dunkle Macht der Beschwörung aus. — Das meilenweit sich ausstreckende Moor, jenseits des Friedhofs, gemahnt jetzt an jene schwermütigen Haideſtrecken Irlands, über welche die Schatten erschlagener Helden ziehen und auf welchen die Maid von Inverneſt ihre geliebten Toten sucht und der Mond, der nun — höher und höher steigend, das „Requescent in Pace" da und dort auf den Denkmälern von Stein hervortreten läßt, scheint derselbe zu sein, der Bürgers Leonore geleuchtet auf ihrem nächtlichen Ritt zum Grabe.

Noch einmal aus der Ferne tönt der melancholische Ruf eines Wasservogels herüber und dann langsam kommt die Nacht gezogen; die den Träumen und den Schatten gehört.

* * *

„Haben Sie die Eisumschläge über der Schulterwunde erneuert, wie ich es Ihnen anbefohlen?" fragt der Arzt mit halblauter Stimme das Kammermädchen, das eben das Gemach Wera von Moltheims verläßt

„Alle fünf Minuten, Herr Doktor — regelmäßig bis zum Morgen."

„Dann ists gut; Sie können gehen."

Die Thüre des Krankenzimmers öffnet und schließt sich hinter Doktor Weilandt und Baron Walther, und wieder, nach kurzer Rast — am Pfühl der Kranken, die sie vor wenigen Stunden besinnungslos über dem Grabe Hans von Moltheims gefunden, bleiben die beiden Männer allein.

„Das Fieber hat nachgelaſſen und iſt faſt gänzlich verſchwunden," ſagt der Arzt, die Hand der Baronin aus der ſeinen gleiten laſſend. „Und doch bleibt mir der Zuſtand der Kranken ein Rätſel."

Wera aber erwacht in demſelben Augenblicke und ſie muß die Worte Weilandts vernommen haben; denn ſie ſagt jetzt leiſe: „Die Rätſel des Lebens laſſen ſich löſen, alle — alle — . . . es giebt nur ein Rätſel, das keiner löſt — und das iſt das Rätſel, das auf der Schwelle ſteht, die das Diesſeits vom Jenſeits ſcheidet."

Der Arzt ſieht Baron Walther bedeutungsvoll an und Baron Walther verſteht dieſen Blick, und ſich zu Wera niederneigend, murmelt er:

Und die ſeeliſchen Konflikte in einer Menſchenſeele, Wera, ſind ſie nicht ebenfalls Rätſel?"

„Nein — denn ſie laſſen ſich löſen." Und die Baronin hat ſich aufgerichtet, und auf die beiden Männer vor ſich blickend, ſagt ſie: „Ich weiß, daß mein Leben und mein Lieben vielen ein Rätſel dünkt, und doch, drei Momente aus meinem Daſein genügen, es zu löſen.

„Und würden Sie uns dies Rätſel löſen, Wera?" fragt Baron Walther.

Und da nickt die Baronin, und ſich aufrichtend, ſagt ſie:

„Das erſte Moment in meinem Leben, das eine Wandlung in mir vollzog, war das, als ich, mit Siegfried verbunden, erkennen lernen mußte, daß ich ihm nicht mehr war, als ihm andere Weiber geweſen, das flüchtige Spiel einer Stunde, die vorübergehende Laune eines Augenblicks."

„Das zweite Moment," fährt Wera mit einer gewiſſen Bitterkeit fort, „fiel in jene Nacht, da wir, Siegfried, Walther und ich, von einem Feſte zurückkehrend, Schloß Moltheim in Brand fanden. Mein Kind befand ſich in dem brennenden Haus, und ich forderte ſein Leben ein zweites Mal, mit der ganzen jammervollen Angſt eines Mutterherzens, von ſeinem Vater. Aber wehe mir, der ſtolze Recke war zum Feigling geworden angeſichts der Gefahr, und da von dem Manne, den ich ſtark gewähnt wie Siegfried den Niflungen, und den ich ſchwach erfand wie Günther, für den ein anderer die Waffen führen mußte, für immer löſte ſich meine Seele. Ekel ergriff mich in jenem Augenblicke und von Verzweiflung erfaßt, im leichten Feſtkleide, vorſtürzend, erklomm ich nun ſelbſt eine der angelegten Leitern. Das ‚Zurück' der untenſtehenden Menge gellte mir nach, aber umſonſt — ich wollte es nicht hören; war mir doch, wie ich weiter und weiter klomm, als wäre mir erſt wohl, wenn die Flammen der Vernichtung zuſammenſchlügen über mir und meinem Kinde.

„Aber es ſollte anders kommen.

„Wie ich die letzte Sproſſe erklommen hatte, wie ich vordringe durch

Glut und Rauch, da mitten in dem Feuermeer, das mir entgegenlohte, groß, kühn, totverachtend erblickte ich Hans von Moltheim. Der hatte mein Kind erretten wollen. Aber zu spät! Das letztere lag erstickt in seinen Armen. Und ich ... ich sah das Kind, ich sah ihn ... ich streckte die Arme aus nach beiden ... und fand mich und meine Sinne erst wieder unten im Freien in Hans von Moltheims Armen ... Des anderen Morgens aber war Hans fort und ein Brief an seinen Vater, den er zurückgelassen, sagte uns, daß er erst in Monaten zurückkehren werde ..." Wera schweigt einen Augenblick und neigt ihr Haupt auf die weißen Hände.

„So geht es im Leben oft ..." sagt sie leise. „Jahrelang kann man neben einander hergehen, ohne sich zu kennen; dann aber, — urplötzlich kommt ein Tag, da erkennt man sich, in Not und Gefahr, oder es kommt eine Nacht; da mit einem Mal findet man sich in den Flammen, wie sich Brynhildur und Sigurd in der nordischen Sage gefunden."

Wera verstummt eine Weile, dann aber plötzlich auffahrend, sagt sie mit einem matten Lächeln: „Aber ich wollte euch ja noch von einem dritten Moment sprechen, das mich verwandelt und gewendet hat ...

„Im Spätherbst wars, — vor anderthalb Jahren auf einem Treibjagen in der Umgegend, als ich Hans wiedersah. —

„Eine Zeitlang ritt er neben mir her ... Von was wir sprachen? Gleichgültige Dinge waren's ... wie man sie eben spricht, um den wilden Schlag der Herzen zu überstimmen ... Aber trotz der gleichgültigen Dinge ... noch heute höre ich jeden Laut, der durch das Schweigen klang. — Weit hinter uns zurück war das Treiben der Jagd geblieben ... Eine vereinsamte Lerche sang in der Luft ... Das Herbstlaub raschelte unter den Hufen unserer Pferde ... Wandervögel zogen über uns hin nach dem Süden ... Von einem Kreuzbild ... das am Wege stand, lächelte ein toter Christus zu uns hernieder ... dessen nebelfeuchte Wundmale zu bluten schienen.

„Und da, — von dem toten Christus hinweg, zu mir herüberblickend, sagte Hans plötzlich: ‚Nicht nur das Leben, auch der Tod kennt eine Vereinigung, die keine Schuld vergiftet und der keine Reue folgt.'

„Und wie er die Worte gesprochen, da sah er mich an mit leuchtendem Liebesblick, und sein Roß gewendet, sprengte er zur Jagdgesellschaft zurück.

„In mir aber, wonnejauchzend und weinend, klangen die Worte nach, immer und immerdar:

„Auch der Tod kennt eine Vereinigung — und mir war ... als müßt ich sie suchen, diese Vereinigung — irgendwo — am Saume der abendrot umsäumten Wolken ... jenseits der Erde, gleichviel wo! ...

„Ich spornte mein Roß an . . . ich fuhr wie auf Sturmesflittigen dahin.

„‚Haltet das Pferd, es geht mit ihr durch!‘ hörte ich einmal' von den Stoppelfeldern herüberrufen.

„Aber die Stimmen blieben weit hinter mir zurück . . . und erst eine andere Stimme sollte mich aus meiner Betäubung wecken: ‚Wera! Wera!‘ rief es plötzlich hinter mir.

Es war Hans . . . Er mußte mich vermißt haben und mußte mir nachgejagt sein . . . Und ich wollte mein scheu gewordenes Tier zügeln . . . Aber vergebens. Mein Fuß glitt aus dem Bügel . . . mein Körper verlor das Gleichgewicht . . . im nächsten Augenblick mußte ich stürzen und geschleift werden . . . da aber plötzlich brachte eine eiserne Faust mein Pferd zum Stillstehen und riß es in die Kniee.

„Eine Sekunde lang — flüchtiger wie ein Blitz — leuchtete Hans von Moltheims Antlitz über mir . . . dann aber von der Wucht, mit der er mein scheu gewordenes Roß in den Staub gebändigt, wurde er selbst aus dem Sattel gerissen, und über das Haupt seines Pferdes geschleudert, schlug er mit dem Kopf zur Erde . . .

„Und es ward still . . . ganz still in der weiten Runde. Keine Lerche sang mehr in der nebelfeuchten Luft . . . nur durchs dürre Laub ging ein Rascheln und Rauuen.

„Ich hatte das Haupt des Gestürzten in meinen Schoß gebettet . . . Er mußte es empfinden . . . denn schwer noch einmal schlug er die Lider auf . . . ‚Vereinig—ung‘. Es war sein letztes Wort . . . Blut trat auf seine Lippen . . . sein Antlitz nahm den feierlich erhabenen Ausdruck des Todes an und seine Glieder wurden starr. —

„Ich aber saß und saß auf der Haide . . . sein Haupt im Schoß . . . als müßte ich ewig so sitzen . . . Ich saß, bis die Leute kamen, um ihn fort zu tragen durchs herbstliche Dämmergewog . . .“

Die letzten Worte sind wie in einem Gelispel erstorben. — Wera schweigt, auf das Kissen zurückgesunken, und der Arzt und Baron Walther verlassen geräuschlos das Gemach.

Draußen angelangt aber, erfaßt Doktor Weilandt die Hände des Freundes:

„Laß die Waffen sinken, Freund“ — murmelt er, „nimmer in diesem Zweikampf wirst Du Sieger bleiben; denn nicht gegen einen Toten kämpfst Du an . . . sondern gegen jene Allmacht der Liebe, die die Vereinigung heischt . . . wär's auch im Staube! . . .“

* * *

Digitized by Google

Vereinigung! — Sie haben sie gefunden.

Neben dem Grabe, auf dem sich die gebrochene Säule erhebt, wölbt sich nun ein zweiter Hügel und vor dem frisch aufgeworfenen, der die irdischen Reste von Wera von Moltheim birgt, und über dem die weißen Lilien schwanken im Sommerwind, stehen zwei Männer, Baron Walther und Doktor Weilandt.

„Du weinst?" sagt der letztere, indem er die Hand des Freundes ergreift. „Und Du hast Recht; . . . wenn eines beneidenswert ist auf dieser armen, leidvollen Erde, so ist es das, daß selbst das Schönste und Herrlichste zerstieben muß in nichts und daß selbst die hehrste Entsagung keinen andern Lohn findet als den, den die Schläfer hier zu unsern Füßen gefunden haben."

Das sprach der Arzt. Baron Walther aber schüttelte das Haupt. „Weißt Du das so bestimmt?" entgegnete er. „Läge nicht eine Inkonsequenz darin, wenn Gott das Schöne und Große, das er schuf, nur geschaffen hätte, um es wieder zu zerstören? Nein, mein Freund . . . Ihr redet mit Euren fünf Sinnen, so gut Ihrs versteht. Wir aber, die wir am Sterbebette eines Geliebten gestanden — wir empfangen gleichsam einen sechsten Sinn und uns ist es nicht anders, als hätte der geliebte Tote, der uns vorangeschritten, die lichten Pforten der Ewigkeit hinter sich aufgelassen, auf daß unsere Blicke ihm zu folgen vermögen auf seinem leuchtenden Fluge durch die Unendlichkeiten!"

Verdorben.

Novellistische Skizze von Traugott Pilf.

(Vatenstedt, Braunschweig.)

Der Leichenzug hielt an dem offenen Grabe. Die Pferde, mit schwarzen Decken behangen, schnauften und stampften unruhig. Der einfache, schwarze Sarg, reich mit Blumen geschmückt, wurde in die Gruft hinabgesenkt. Der Dorfpastor näselte ein paar Trostworte von dem „Überwinder, der dort oben die Friedenspalme trägt und in den ewigen Chören Halleluja singt".

Ein junger Mann, der Sohn des begrabenen Schullehrers Stange,

trat näher an das Grab und warf die üblichen drei Hände voll Erde hinein.

Damit war die Feierlichkeit zu Ende, und der Totengräber ſchaufelte gleichgültig die Gruft zu.

Als das Gefolge von Bauern, Weibern und Kindern kaum den Kirchhof verlaſſen hatte, pfiff der Mann am Grabe ein luſtiges Lied in den friſchen Septembermorgen hinein. Er ſchüttete nachläſſig einen Hügel auf, warf ſeine Gerätſchaften über die Schulter und ging heim. Auf ſeinem Wege kehrte er in die Dorfſchenke ein, trank einen Schnaps und ſagte zu dem Wirt:

„Nu liet de verſopene Schaulmeſter ok butten.“ —

Auf dem friſchen Grabe aber tummelten ſich ein paar zwitſchernde Sperlinge. Dann wars ſtille auf dem Friedhof. Nur vom Dorfe her tönte das Summen der Dreſchmaſchine. Peitſchenknall. Pferdegewieher.

Konrad Stange war langſam in das ſtille Schulhaus gegangen. In der Stube herrſchte noch der friſche Geruch von Lack und Totenkränzen.

Am Fenſter ſaß ein junges Mädchen. Ihre Geſtalt war kräftig und voll, und doch ſchlank. Ihr Geſicht war leidlich hübſch. Sie lehnte ſich gleichgültig in den Seſſel zurück und las mit gleichgültiger Miene in einem Roman. Sie ſah kaum auf, als ihr Bruder hereintrat; nur als er ſie anredete, ſchlug ſie die etwas trüben, ſinnlich blickenden Augen groß auf.

„Friderike, kannſt Du ſelbſt jetzt nicht, wo ſie eben unſeren Vater begraben haben, Deine gefühlloſe Gleichgültigkeit ablegen? Bedenke doch endlich, was aus uns werden ſoll. Wir müſſen über unſere Zukunft ſprechen.“

„Ach was, laß mich mit Deinen ewigen Gefühlen und Deiner Zukunft,“ entgegnete das Mädchen gähnend und das Buch zuſammenklappend. „Derartige Gedanken ſind mir zu ungemütlich. Ich werde mir ſchon zu helfen wiſſen und Du“ — —

„Ja wohl, leider, ich weiß es, Du biſt raſch mit allem fertig; Du weißt Dir zu helfen — pfui — o, ich wollte“ —

Konrad Stange konnte vor Grimm und Verachtung nicht weiter reden.

Das üppige Mädchen lehnte ſich laut lachend zurück, die Hände über dem Kopfe faltend:

„O Gott, wie regt ſich der Menſch wieder auf! Verſchone mich doch heute nur mit Deinen Sittenpredigten. Ich bin froh, daß dieſes Leben in dem elenden Dorfe ein Ende hat. Geh mir doch mit Deinen brüderlichen Ermahnungen; Du weißt ja, daß ſie nichts helfen. Ich bin nicht zum Spießbürgertum geboren. Ich bin ſchlecht; ich weiß es. Warum hat mich

denn Dein berühmter lieber Gott so werden lassen? Nun will ich auch ganz schlecht sein. Ich hasse das Halbe. Meine Reize werden hoffentlich hinreichen, mir ein Leben zu verschaffen, wie ich es wünsche."

Das Mädchen war vor den Spiegel getreten und betrachtete wohlgefällig ihre üppige, ebenmäßige Gestalt.

Konrad warf einen Blick der äußersten Verachtung auf seine Schwester:

„Es ekelt mich, heute noch länger mit Dir zu reden. Hätte ich es nicht unserer toten Mutter versprochen, Dich nicht zu verlassen, — Du sähest mich nie wieder, Du — Du" — — er sprach das Wort nicht aus; er verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Oktober zogen die Geschwister nach der Stadt, wo Konrad seine chemischen Studien vollenden wollte. Das kleine Vermögen, das die Kinder von der Mutter geerbt hatten, reichte grade dazu aus.

Sie bezogen eine Wohnung von zwei Zimmern; selten sahen sie sich. Konrad war den größten Teil des Tages im chemischen Laboratorium beschäftigt, und seine sittenlose Schwester hatte sehr bald das gefunden, was sie suchte. Sie war besonders bei den Offizieren der Garnison sehr beliebt, und stolzierte in kostbaren Kleidern und Schmuckstücken. Sie amüsierte sich köstlich.

Ihr Bruder wußte um ihr sittenloses Treiben, doch kümmerte er sich nicht darum. Er sah ein, daß bei seiner verdorbenen Schwester eine Besserung nicht möglich war.

Wenn Konrad im Laboratorium beschäftigt war, erblickte er durch das Fenster oft die Tochter des Wärters, die sich im Hof und Garten beschäftigte. Anfangs betrachtete er das niedliche junge Mädchen gleichgültig; schließlich verliebte er sich in sie und hielt mit seiner starren, leidenschaftlich harten Energie fest an dem Plane, das unverdorbene Kind zu seiner Frau zu machen. Er suchte eine Annäherung, und schon im Februar war das Mädchen seine Braut.

Der wenig weltkluge Konrad hielt es für seine Pflicht, seine künftige Gattin mit seiner Schwester bekannt zu machen. Er wußte nicht, daß mehr oder weniger in jedem Weibe eine gewisse Anlage zur Kurtisane steckt.

Friderike schloß ihres Bruders Braut mit theatralischem Pathos in ihre unkeuschen Arme, nannte sie ihre kleine süße Schwägerin und sprach den Wunsch aus, sie öfter zu sehen.

Konrad sah zu spät ein, daß er einen Fehler begangen hatte. Seine Braut, die in ihrer Unschuld keine Ahnung von der Verworfenheit ihrer Schwägerin hatte, schloß sich mit naiver Einfalt an die Schwester ihres

Bräutigams an. Sie verſtand Konrads Andeutungen nicht, und er wagte es nicht, ſich deutlich auszudrücken.

So entſpann ſich bald ein reger Verkehr zwiſchen den beiden Mädchen. Sie unternahmen oft gemeinſame Spaziergänge.

Eines abends ſpeiſte Friderike bei dem Lieutenant von Haſſelſtein, ihrem ganz beſonderen Freunde und Gönner. Mehrere Kameraden nahmen an dem Souper teil. Das Mädchen ſaß in üppiger Toilette auf dem Sofa neben ihrem abgelebten, ausgemergelten Liebhaber. Der feurige Wein hatte ihre blaſſen Wangen gerötet und ihren ſchlaffen Zügen ein friſcheres Ausſehen gegeben.

„Sagen Sie doch mal, ſchönes Riekchen, was war denn das für ein janz famoſer Käfer, mit dem Sie da jeſtern Nachmittag promenierten? War wohl ſo eine friſche Auflage, was? Janz jroßartiges Mädel, auf Ehre! Kuſine von Ihnen oder ſo was, he?“

„Pah, das glaube ich, alter Freund! Haben Sie Appetit auf den friſchen Braten? Fürchten Sie meine Eiferſucht nicht?“

„Auf Ehre, koloſſal, ſchönſtes Riekchen — aber ich meine, das wäre ſo was für unſeren Jüngſten da. Wie wäre es, wenn Sie dem kleinen den Vogel fingen?“

„Ich danke, fällt mir garnicht ein!“

„Aber laſſen Sie doch mit ſich reden, — äh, wird wohl nicht ſo ganz weit her ſein, — wiſſen Sie, ſo Ihre Bekanntſchaften — — na na! So janz, — äh, äh, wie wäre es denn, wenn Sie das kleine Juwel mal ſo mitbrächten; kommt mir jarnich auf ein famoſes Souper an — ſo nächſten Sonntag Abend, wiſſen Sie.“ —

„Nein, nein, ich thue es nicht!“

„Na aber, Sie ſträuben ſich ja auf janz unglaubliche Weiſe. Kennt man jarnich an Ihnen, ſind doch ſonſt nich ſo? Im Jejenteil. — Äh, wie war doch das mit dem joldenen Armband? Soll mir effektiv nich drauf ankommen!“

Schließlich ließ ſich das gewiſſenloſe Mädchen durch allerlei Verſprechungen überreden und hatte am nächſten Montage für gut geleiſtete Dienſte ihr Armband. Bald waren die beiden Mädchen unzertrennlich und Konrads unſchuldige Braut war in die Amüſements ihrer Schwägerin eingeweiht.

Konrad ahnte den Sachverhalt nicht in ſeinem ganzen Umfange. Aus den Reden ſeiner Braut merkte er allerdings, daß ſie viel von ihrer früheren Unbefangenheit verloren hatte. Er faßte einen wilden Zorn und Haß gegen ſeine Schweſter und beſchloß, ſeiner Braut den Umgang mit ihr zu unterſagen.

An einem Sonntagnachmittag ging Konrad mit seiner Braut spazieren. Zwei Offiziere kamen aus dem Kasino; sie hatten sich augenscheinlich etwas im Wein übernommen. Als sie das Paar kommen sahen, klemmte sich jeder von ihnen ein Monokle ins Auge und musterte das Mädchen.

„Äh, scharmant! Da is ja das jroßartige Mädel! Äh, famos, äh — wie heißt sie doch gleich?"

Konrad wurde blaß, aber er hörte die unverschämten Bemerkungen ruhig an. Als die Lieutenants vorüber waren, forderte er eine Erklärung von seiner Braut, die er dann auch ziemlich deutlich empfing. Er zitterte vor Wut und konnte seinen Jähzorn nicht bändigen. Er ließ seine Braut mitten auf der Straße stehen und rannte fort. In später Nacht kam er betrunken nach Hause. Wut und Ekel hatten ihn bemeistert. Am anderen Morgen suchte er seine Braut auf; er war ruhiger geworden. Sie gab ihm schnippische, herausfordernde, fast freche Antworten und zeigte sich als würdige Schülerin der liebesdurstigen Friderike. Konrad schleuderte seiner Braut Beleidigungen ins Gesicht und verließ sie. Statt zu arbeiten, betrank er sich wieder und stürmte in das Zimmer seiner Schwester. Er fand sie vor dem Spiegel; sie schminkte sich.

Er hielt ihr ihre Verkommenheit vor; sie antwortete höhnisch. Er wurde fast wahnsinnig vor Trunkenheit und vor Zorn über seine verlorene, verdorbene Liebe.

„Warum zogst Du das unschuldige Mädchen mit in Deinen Lastersumpf, Du verdammte Buhldirne!"

Das Mädchen wurde totenblaß unter der rosigen Schminke.

„Bruder, nenne deine Schwester nicht noch einmal so!"

„Ja, noch einmal, und immerfort: Verdammte, gemeine Buhlerin!"

Mit einem wilden Schrei stürzte sich das Mädchen auf ihn. Sie schlug ihn ins Gesicht: er packte sie mit wahnsinniger Wut. Sie rangen. Des Weibes Kraft erlahmte. Da faßte er sie mit der ganzen Wucht seines trockenen Zornes und schleuderte sie von sich. Mit einem Schrei stürzte sie mit dem Kopfe gegen die scharfe Ecke der Kommode und blieb nach einigen Zuckungen regungslos liegen. Ein schmaler Blutstreif rann langsam die weißgescheuerten Dielen entlang. — — —

Konrad stand unbeweglich, die Augen starr auf das bleiche, halbgeschminkte Antlitz gerichtet. An der linken Schläfe strömte heftiger das rote Blut . . . Und jetzt rann es auch über die rote Schminke und immer weiter über die Dielen bis zu Konrads Füßen.

Er stand in dem roten Blute seiner Schwester. Jetzt schlug sie noch einmal die Augen auf, die trüben, sinnlichen, glanzlosen, starren Augen.

Der Bruder ſah ſelbſt hinein in die brechenden Augen ſeiner Schweſter; er war wie gebannt, er konnte nicht anders.

„Schweſtermörder," las er in den ausdrucksloſen Augen. Das Blut floß rings um ſeine Füße. „Schweſtermörder," las er in roter Blutſchrift auf den weißen Dielen. Jetzt regte er ſich. Seine Glieder zitterten. Er trat heraus aus der Blutlache. Aber ſeine Sohlen waren gerötet vom Blute der Schweſter, und wo er hintrat, da wurden die Dielen blutig. In wahnſinniger Angſt raffte er ſich auf und lief aus dem Hauſe. Er rannte in das Laboratorium. Niemand war dort. Er wühlte unter den Flaſchen und Fläſchchen, bis er das richtige fand.

Unter der lateiniſchen Aufſchrift war ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen gemalt. Er beſah die Flaſche genau, ſchüttelte die Flüſſigkeit und trank.

Nach einer Stunde kam zufällig der Wärter und fand eine lebloſe Geſtalt. — — —

Gegen Abend ſaßen die Lieutenants verſammelt und warteten auf ihre Freundin Friderike. Als ſie garnicht kam, machte ſich Haſſelſtein auf nach ihrer Wohnung.

„Äh, kann ſie vielleicht jrade in einem intereſſanten Negligee überraſchen."

„Beneidenswerter Sterblicher!"

Der Lieutenant ſtolperte ſäbelraſſelnd die Treppe hinauf und klopfte an die Thür.

Alles blieb ſtill. Er trat ein; es war dunkel im Zimmer; er trat in das teilweiſe ſchon getrocknete Blut.

„Riecht ja verdammt hier, äh, ſo — ſchlächterhaft."

Er ſah jetzt die regungsloſe Geſtalt.

„Äh, was liegt denn da? — — Donnerwetter, nich zu jlauben! Is ja janz fabelhafter Raubmord!" — — —

„Schade, war doch merveljöſes Frauenzimmer!" ſagten die bezechten Lieutenants, als ſie das Ereignis erfuhren. Sie fanden aber bald einen Erſatz in der ehemaligen Braut des toten Konrad.

Aus dem Verbrecher-Album einer kleinen Garniſon.

Von Eugen Croiſſant.

(Germersheim.)

I.

„Kirchweih? . . . am Sonntag, wo? . . . Ah, in Freisbach! . . . Vielleicht komme ich hin!“

„Ja, ſehen Sie einmal, ob es Ihnen möglich iſt!“ meinte Hubert, der Bediente des Herrn Major, im Begriffe, einen Eimer Waſſer ins erſte Stockwerk zu tragen. „Trateriti, da tanzen wir aber einen! Alſo, vergeſſen Sie's nicht!“ rief er lachend zum Fenſter herein.

Klementine, die beim Küchenfenſter am Waſſerſtein mit Kartoffelſchälen beſchäftigt war, nickte dem über den Hof gehenden Burſchen kokett zu, wobei ſie einen flüchtigen Blick auf ihr Spiegelbild, das ſie in dem an der Wand angelehnten Fenſter gewahrte, warf und freundlich lachte. Dann aber ſchien plötzlich dieſes Lächeln auf ihrer Miene zu erſtarren, ihre Züge gewannen etwas Hartes; ſie trat zurück an den Herd, woſelbſt ſie einen Hafen aufdeckte, deſſen kochender Inhalt überſprudelte. Sie rückte den Topf etwas beiſeite und ſchüttelte die geſchnitzten Kartoffeln hinein.

Klementine war eine mittelgroße Perſon mit blaſſem, angenehmen Geſichte; ſie hatte brünette Haare und verliebte dunkle Augen, in denen aber etwas ungemein Leichtſinniges zu liegen ſchien. Nichtsdeſtoweniger war ſie fähig, ſich über irgend ein Geſchehnis ſtark zu alterieren, nur pflegte dieſe Stimmung nicht ſonderlich lange bei ihr nachzuhalten. Sie konnte ſich im Handumdrehen z. B. über den herbſten Verluſt tröſten und ein Unglück, unter deſſen Laſt ſie jetzt zuſammenzubrechen ſchien, nach einer halben Stunde faſt vergeſſen haben.

Klementine entſtammte einer etwas beſſeren, ſeinerzeit ſogar in ziemlich geordneten Verhältniſſen lebenden Kleinbürgerfamilie, die nach und nach durch die Trunkſucht ihres Vaters tiefer und tiefer ins Elend gekommen war, ſo daß in dem kalten Winter 1883, wie ſich Klementine noch recht wohl erinnerte, die Not im Hauſe ſich ſo ſehr geſteigert hatte, daß ſie, um nicht vor Kälte umzukommen, mit den ſchon halb verſporten Diehlen des Stubenbodens feuern mußten, und Klementine, die bis zum 17. Jahre ihre Zeit zu Hauſe verbracht hatte, ſah ſich genötigt, um ihr Leben zu friſten, in den Dienſt der Leute zu gehen. Eine ſtark ſinnlich angelegte Natur, war ſie indeſſen vor einem halben Jahre mit einem Knaben niedergekommen, welchen ſie, um ſich weiter durchſchlagen zu können, einer älteren Frau, einer

Obſtlerin, die in früheren Jahren längere Zeit hindurch ihren Stand vor dem Hauſe ihrer Eltern aufgeſchlagen hatte, in Koſt gegeben. Dieſe letztere nun war unterdeſſen nach dem eine halbe Stunde entfernten Oſtheim verzogen, was Klementine ſehr gelegen gekommen war; denn dies unſelige Kind war trotz des von ihr ſonſt an den Tag gelegten Leichtſinnes eine Quelle unaufhörlicher Qual und aufregender Grübeleien für ſie, ſo daß ſie allmälig gegen dasſelbe verbittert ward und froh war, es nicht immer auf dem Nacken haben zu müſſen. So oft ſie ſich über irgend einen Gegenſtand freuen wollte, fiel ihr, wie der Hagel ins blühende Getreideſeld, all ihr Unglück, dies unſelige Weſen ein. So auch heute, als eben Hubert ihr von der Kirchweih geſprochen hatte und ſie gerade im Begriffe war, ihrer Freude vollen Lauf zu laſſen . . . ach, es war ihr einmal im Wege, wo ſie ging und ſtand; ſie grübelte und grübelte, wie ihre Lage zu wenden ſei . . . und dabei ſtieg manchmal ein häßlicher Gedanke in ihrem Herzen auf, beſonders wenn ſie der cyniſchen Worte gedachte, mit denen ſie ihr früherer Liebſter, der Vater des Kleinen, abgefertigt hatte: „Wirf doch den Balg ins Waſſer, dann haſt Du die Schererei los.“ Das war ſeine Antwort auf ihre Thränen, ihr Lamento.

Er war ein roher Menſch und ſie wollte auch nichts mehr von ihm wiſſen, aber dennoch verweilte ſie oftmals ganz unwillkürlich mit ihren Gedanken bei dieſen Worten und ſie trat innerlich der Idee derſelben näher und näher: „Ins Waſſer . . . ja, ja, 's iſt wahr, alles wär' vorbei!“ —

Als ihre Madame in die Küche trat, kniete Klementine, den Kopf gegen den Boden geneigt, am Herde nieder, damit beſchäftigt, vermittels eines Schürhakens die Aſche unter dem Roſte hervorzuziehen.

„Geben Sie doch acht, Klementine, da kocht ja alles drunter und drüber . . . machen Sie ein andermal dieſe Arbeit!“ meinte Frau Stötzel.

Bei der Anrede ihrer Madame fuhr das Mädchen wie aus einem Traume empor und ſtarrte, indem ſie die durch Aufſtülpen der Ärmel entblößten Arme matt ſinken ließ, die Sprecherin an. Nach einer Pauſe Überlegung indes begriff ſie und begann eifrig an den Häfen herumzurücken.

„Sie haben Recht, Madame; aber ich weiß gar nicht, was ich eigentlich gedacht habe!“ murmelte ſie zu ihrer Entſchuldigung vor ſich hin.

Ihre Madame ſchien im übrigen gut aufgelegt und Klementine rückte nach einigen, die Hauswirtſchaft betreffenden Hin- und Herreden mit einer Bitte an ſie heraus.

„Madame Stötzel,“ meinte dieſelbe nach einer Weile, „könnte ich vielleicht heute Nachmittag auf zwei Stunden abkommen, um nach meinem Kinde zu ſchauen.“

Sie war zwar bis dahin noch zu keinem sicheren Entschluß gekommen, die Idee, zu ihrem Kinde zu gehen, war ihr vielmehr ganz zufällig durch den Kopf gefahren und doch stotterte ihre Zunge, bebte leise ihre Lippe und eine Muskel zuckte merklich auf ihrer rechten Wange.

„Ach, Ihr Kind! Nun wo haben Sie es denn jetzt?"

Klementine war erschrocken über den plötzlichen Einwurf ihrer Madame, so daß sie gar keine Antwort zu finden wußte.

„Nun, Sie werden doch wissen, wo sich Ihr Kind in der Kost befindet — oder nicht?" . . .

Bei den letzten Worten hüstelte Madame Stötzel und sah ihre Magd einigermaßen befremdet an. Sie war eine große, magere Frau in den dreißiger Jahren, mit gelbem, unsauberen Teint, großen, etwas blöden Augen und dunklem Haar, das sie in Zöpfen aufgesteckt trug. Ihre Lippen kniff sie nach Art habgieriger Leute zusammen; auch hatte sie etwas Steifknochiges in ihren Bewegungen. Ihre Toilette war beinahe defekt zu nennen; über dem grauen, an den Ärmeln verstoßenen Baumwollkleide trug sie eine verwaschene blaue Schürze. Um die Handgelenke hatte sie rote, gerippte Pulswärmer und ihren langen, dünnen Hals umschlang ein schmales, schwarzes Sammtband, an dem ein silbernes Kreuzchen hing. In ihrem Haushalte war sie genau und energisch und da sie niederen Lohn zahlte und den Mägden das Brot vorschnitt, hielt keine der letzteren lange bei ihr aus. Mit Klementine war sie übrigens zufrieden, weil dieselbe, was das Essen anging, ziemlich anspruchslos war.

„Mein Kind? . . . natürlich . . . ich habe es bei einer Frau in Ostheim in Kost; aber warum fragen Sie danach?" Es wunderte sie dies, da sie wußte, daß ihre Madame sonst nicht die Gewohnheit hatte, sich um die mehr privaten Angelegenheiten ihrer Dienstboten zu kümmern.

„Nun ich meine ja nur . . . man wird doch noch danach fragen dürfen? . . . Was zahlen Sie übrigens der Frau?"

„Viel! — hm, was denken Sie? . . . Fünfzehn Mark!"

„Naah! Aber wie wollen Sie denn das aufbringen, liebes Kind? Sie haben ja nur zwölf Mark im Monat . . . überlegen Sie sich doch einmal die Sache, das ist ja ganz unerschwinglich für Sie und Sie wollen doch auch etwas auf dem Leibe haben, brauchen bald Schuhe, bald Strümpfe, bald dies, bald jenes! Und ich . . . ich kann Ihnen unmöglich mehr geben . . . nein, den Gedanken schlagen Sie sich aus dem Kopfe! Fünfzehn Mark! nein, Sie sind ja doch ganz gewiß nicht bei Verstand!" Sie sagte das in pikiertem Tone, schüttelte den Kopf und sah das Mädchen fragend an. Nicht die nachlässige Weise allein, die die junge Person an den Tag legte, brachte

Digitized by Google

ſie auf, es kam noch die Sorge um ihren Schmalztopf dazu; denn auf die eine oder die andere Art, folgerte ſie, mußte doch wohl die Koſtfrau zu ihrem Guthaben gelangen.

Klementine ſtand am Waſſerſteine angelehnt da und ſtarrte mit froſtigem Blick ihrer Madame auf den Mund; ihre Züge ſchienen marmorhart.

Madame Stötzel war einfach verblüfft über das gleichgültige Benehmen des „leichtſinnigen Dienſtmädchens".

„Nun . . . das nehmen Sie ſo kalt hin? . . . Meinetwegen! — Sie können übrigens abkommen heute Nachmittag!" brummte ſie im Hinausgehen.

II.

Gegen drei Uhr desſelbigen Tages ging Klementine, ein wollenes Tuch, unter welchem ihre im Lichte ſchimmernden braunen Locken hervorquollen, um den Kopf geſchlungen, die ſonnige Landſtraße entlang, dem Dorfe Oſtheim zu. Es war ein hübſcher Spätherbſttag; die rötlich gefärbten Strahlen des Tagesgeſtirnes zeichneten mit ſcharfen Konturen zu ihren Füßen die Schatten der endlos ſich die Chauſſee entlang ziehenden Pappelreihe und brachen ſich in den Scheiben der zerſtreut am Wege ſtehenden Häuſer, daß es den Anſchein hatte, als ob praſſelnde, rote Flammen aus deren Fenſtern ſchlügen. Bei der Biegung, welche die Straße gegen Südweſten machte, bekam Klementine die Sonne ins Geſicht, was die blaſſe Farbe ihres Teints etwas belebte und auch auf ihre Seele Eindruck machte. Sie hielt in ihrem Laufe etwas inne und ſchöpfte mit weiter Bruſt die reine Luft ein, indem ſie über die friſchgepflügten, teilweiſe ſchon wieder ſprießenden Winterfelder hinblickte. Mit ihren Füßen tändelte ſie in den raſchelnden gelben und braunen Pappelblättern, die da wie aufgehäuft lagen und ſog den bitteren Geruch derſelben ein. Dabei kamen ihr ſo allerlei Gedanken: ſie erinnerte ſich, wie ſie das letzte Mal dieſen Weg gewandert, in welcher Abſicht, mit welchen Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft und zuletzt mußte ſie ſich faſt beſinnen, weshalb ſie eigentlich heute ſich unterwegs befinde.

Mit der Frau Binder wollte ſie reden, die ihr Kind in der Koſt hatte, und ihr vorſtellen, wie ihre Verhältniſſe lägen, um ſie zu einem Nachlaß von einigen Mark zu bewegen . . .

Ja, das war's! So hatte ſie wenigſtens, als ſie das Geſchirr nach dem Mittagseſſen abtrug, der Madame berichtet. Aber ſchon während des Abſpülens hatte ſie dieſen Gedanken wieder verworfen, ohne jedoch imſtande zu ſein, eine andere völlig brauchbare Idee an deſſen Platz zu ſetzen. Sie wußte nur Eines: daß ſie das Kind, das ihr überall im Wege war, haßte, das Kind und jenen Elenden, von dem ſie es hatte. Sonderbar!

ihn hatte sie eigentlich immer gehaßt, da sie wußte, daß er sie betrog und doch . . .

Als sie den letzten Teller abgetrocknet und Messer und Gabeln gesäubert in ihre Schublade gelegt hatte, war sie in ihr Dachstübchen hinaufgestiegen, um sich daselbst für den Gang nach Ostheim fertig zu machen. Droben angekommen, setzte sie sich halb stumpfsinnig vor Niedergeschlagenheit hin, indem sie den schweren heißen Kopf in die Hände drückte. — Das Licht fiel durch ein liegendes, an der Dachdecke angebrachtes Fenster, in die mit rohem Kalk beworfene Kammer. Außer einem Bett befanden sich an Gerätschaften nur dürftige Toilettengegenstände in dem Raume und eine Truhe, auf welcher Klementine neben einer Schüssel voll schmutzigem Waschwasser, in dem Knäuel ausgekämmte Haare herumschwammen, Platz genommen hatte. Ein auffallender Geruch nach Äpfeln, welcher von den Lattenverschlägen des Bodenraumes herrührte, drang durch die offen gebliebene Thür in das Stübchen.

Nach einer Weile erhob sich Klementine wieder, schloß die Thüre und begann, während sie beständig vor sich hinsimulierte, langsam Toilette zu machen. Als sie ihre Schuhe nestelte, fiel ihr auf, daß das Oberleder an der inneren Seite mehrfach durchbrochen war, worüber sie förmlich erschrak. Unwillkürlich kamen ihr die Worte ihrer Madame in den Sinn: Sie wollen doch auch etwas auf dem Leibe haben, brauchen bald Schuhe, bald Strümpfe, bald dies, bald jenes! . . .

„Der Balg ist an allem schuld," murrte sie, sich erhebend. Als sie sich im Spiegel besah, bemerkte sie, daß sie stark blaß war und häßliche dunkle Ringe um die Augen hatte, weshalb sie das Handtuch netzte und über ihr Gesicht wischte.

„Was nützt's," meinte sie, „wenn Frau Binder mir auch drei — vier Mark nachläßt? . . . es langt doch nicht . . . Was aber sonst anfangen?"

Wieder stieg jener häßliche Gedanke in ihrer Seele auf, der sie im Augenblick wie ein Frostfieber schauern machte und dabei war es ihr, als sähe sie einen nackten Kinderleichnam vor sich liegen, das Fleisch schien durchsichtig wie Milchglas und die kleinen Fingernägel waren blau, wie mit Tinte gefärbt. Ein widerliches Bild! . . . immer und immer wieder stand es vor ihren Augen mit seinem halbgeöffneten, zahnlosen Mund, dem schwachbehaarten Kopfe, der voll schwarzer Schuppen war und den Schürfungen an dem dünnen Hälschen . . . Es schüttelte sie, daß ihr die Zähne klapperten.

Einen Augenblick noch war sie, die Finger auf die Thürklinke gelegt, unschlüssig, mit verzerrter Miene stehen geblieben, dann aber hatte sie sich gefaßt und war die Treppe hinabgestiegen. —

Die Luft auf der Landſtraße that ihr, wie geſagt, wohl und der Sonnenſchein heiterte ſie ſogar etwas auf, ſo daß ſie, als ſie unweit von Oſtheim bei der Holzmühle vorüber ging, mit dem Müllerburſchen einige Worte wechſelte und munter über deſſen derbe Späße lachte. Auf der Mühlbachbrücke blieb ſie nochmals ſtehen und ſtarrte in das Waſſer hinab; ſie war wieder ganz tiefſinnig geworden, ſie grübelte und grübelte. Der Kopf brummte ihr förmlich; endlich raffte ſie ſich auf, ſie hatte einen feſten Entſchluß gefaßt. —

Von der Straße war ſie abgegangen und ſchritt auf einem lehmigen, ſchlechten Feldweg, der an verſchiedenen Stellen ſogar überackert war, geradewegs auf das Dorf zu, das ſie, im Schweiß gebadet, denn endlich auch erreichte.

Beim Eingange in den Ort befand ſich ein Kruzifix aus weiß übertünchtem Stein. Der Gemarterte hing in Perſon nicht daran, ſondern vielmehr war derſelbe nur durch ein flammendes Herz und je ein Paar durchnagelte Hände und Füße angedeutet. Am Sockel hingegen ſah man ein von unbeholfener Hand gemeiſeltes Relief, die Gottesmutter mit dem Kinde darſtellend; auf dies Relief fiel Klementines Blick und ſie fuhr förmlich zuſammen vor den leeren, ſie anglotzenden Augen der beiden Geſtalten; ſcheu lief ſie vorüber.

Die Gaſſen des Dorfes waren öde; Gänſe mit ſchmutzigem Gefieder liefen mit den gelben Schnäbeln in den Pfützen herum ſchlappernd, wacklig über das ſchlechte Pflaſter hin; da — dort krähte ein Hahn in einem Gehöfte oder brüllte im Stalle eine Kuh. Einige Kinder in Holzſchuhen tappten ſchreiend an ihr vorüber; ab und zu auch gewahrte ſie Leute hinter den halb erblindeten Fenſtern der blau, gelb und rot getünchten, meiſt einſtöckigen Häuſer. Ein alter Bauer, der ſeine Pfeife zum Fenſter heraus rauchte, nickte ihr zu und frug, wohin die Reiſe gehe.

„Schön Wetter heut!“ meinte er, die Pfeife aus dem Munde nehmend, nachdem Klementine verlegen einige Worte der Erwiderung hergeſtottert. „Heute Mittag hat's ordentlich warm gemacht, aber lange hält es um dieſe Zeit nicht an . . . 's geht auf den Winter zu!“ Dabei nickte er ihr nochmals zu und ſchloß das Fenſter.

Als ſie um die Ecke bog, gewahrte ſie einen Wagen, mit zwei Kühen beſpannt, ſchwerfällig die Straße herauf holpern. Sie kannte den jungen Menſchen, der, eine ſchmutzige Soldatenmütze auf dem Kopfe, darauf ſaß und mit der Peitſche knallte, vom Tanzboden her, aber ſie ſcheute ſich zu reden und beſchleunigte ihren Schritt um durch das Gehöfte eines der beſſer ausſchauenden Häuſer zu entwiſchen. Sie lief die Scheune hindurch und

gelangte so wieder außerhalb des Ortes in die Nähe der Eisenbahnstrecke, welche sie auch, nachdem sie etwa hundert Schritte derselben parallel gegangen, unweit des Bahnhofes überschritt. Da stand sie nun auf einer Anhöhe, unmittelbar vor dem roten Hamm, einem Flußaltwasser, längs dessen das Schienengeleise in der Richtung Ostheim-Friedrichsstadt hinzog. Das steil abfallende, etwa 30 Fuß hohe Ufer war mit Weidengestrüppe bewachsen. Dem kiesigen Bahndamm entlang spähend, gewahrte sie von dem Bahnwärterhäuschen ungefähr 10 Minuten entfernt, bei der Biegung des Beckens, woselbst das Wasser ganz nahe an den Bahndamm herantrat, eine Art Bucht, die sehr tief zu sein schien. Diesen Ort prägte sie ganz genau ihrem Gedächtnisse ein.

„Zwei . . . drei . . . vier . . . also bei der vierten Telegraphenstange!" murmelte sie vor sich hin . . . „bei der Pappel dort, wo die Weiden ins Wasser hängen." Eine Weile noch simulierte sie, wie sie alles anpacken wollte, als sie auf dem Bahndamme jemanden gehen hörte. Das weckte sie aus ihrem Brüten auf und sie trat den Rückweg in den Ort an. Nachdem sie das Geleise wieder hinter sich hatte, merkte sie im Vorbeischreiten noch einen am Rande des Weges befindlichen Feldstein, bei welchem sie, um nicht vom Bahnwärter beobachtet zu werden, die Straße verlassen wollte.

In den Ort zurückgekehrt, schlug sie rechts einen Pfad ein, der zwischen Heckenzäunen hinführte und bog endlich durch einen verwildert aussehenden Garten, in dem in einer Ecke Kohl und Salat eingeschlagen war, in den kleinen Hofraum eines halbzerfallenen Hinterhauses ein. Sie mußte, ehe sie die aus zwei rohen Steinen bestehende ungemauerte Treppe hinaufsteigen konnte, durch einige niedrig gespannte Seile, an welchen bunte Kinderwäsche und zerrissene Linnenstücke flatterten, hindurchschlüpfen. An der Hausthüre, deren oberer Halbflügel offen stand, blieb sie stehen und blickte unschlüssig in den weißgestrichenen, backsteingeplatteten, engen Hausgang, der in gerader Richtung auf die Küche auslief, in deren Halbdunkel man einen Herd mit schwarzem Rauchfang bemerkte.

Klementine überlegte, was sie bei der Alten vorgeben sollte, um ohne deren Verdacht zu erregen, in den Besitz des Kindes zu gelangen. Es fiel ihr ein, daß sie ja schon oft mit derselben von der Tante Mine in Offenbach gesprochen habe; einmal sogar hatte sie, soviel sie sich erinnerte, mit Frau Binder über den Plan schon verhandelt, das Kind für die ersten zwei Jahre wenigstens, wenn möglich, jener Frau in Verpflegung zu geben. — Damit war ja die Frage gelöst und wenn die Alte beruhigt war . . . mein Gott, wem sollte es sonst einfallen, sich zu erkundigen! Und doch mußte sie sich förmlich Mut fassen, um die Schwelle des Hauses, welches das elende

Würmchen beherbergte, zu betreten. Irgend etwas ſtieß ſie zurück; ſie hatte Furcht, ihr Geſicht zu zeigen, — zaudernd ſtand ſie da — mit ſtarrem Blick, bleichem Munde und verzerrten Zügen . . .

Plötzlich hörte ſie drinnen hinter der Stubenthüre das eintönige Wimmern des Kindes. Wie ein Dieb ſchrak ſie zuſammen und wendete ſich um zur Flucht, als ſich die Thüre öffnete und eine kleine, ältere Frau, eine blaukattunene Haube auf dem Kopfe, heraustrat.

„Ach, Sie ſind es, Klementine!“ wandte ſich dieſelbe an das Mädchen, etwas verwundert über deren eigentümliches Gebahren. „War mir's doch gleich, als ob ich jemanden auf der Treppe hörte; na, 's iſt gut, gehen Sie doch herein! . . . mit dem Kleinen geht es ſo ziemlich, er ſchreit gerade etwas. In der letzten Zeit überhaupt iſt er recht grämlich und beſonders nachts macht er mir viel zu ſchaffen . . . Sie ſollten den Zornnickel ſehen, wenn er ſeinen Schnuller verliert, das giebt einmal einen eigenſinnigen Kopf . . . gehen Sie übrigens doch herein! . . . ich habe geſtern Wäſche gehabt, wie Sie da ſehen.“ Damit waren Sie in die Stube getreten.

„Ich trage Holzſchuhe und Salbendſocken, ſchauen Sie her!“ Dabei wies ſie, im Begriffe die Thüre zu ſchließen, auf ein Paar vor der Schwelle ſtehende Holzſchuhe. „Sie halten eben doch die Füße wärmer als Lederſchuhe und um dieſe Zeit beſonders muß ich mich wegen des Rheumatismus in acht nehmen.“

Ein beengendes Gefühl ergriff Klementine, als ſie das Zimmer betrat; die niedere Decke fühlte ſie förmlich auf dem Kopfe liegen und die Luft, die warme, verbrauchte, mit Speiſegerüchen und Ausdünſtungen erfüllte Luft ſchien ihr anfangs ganz unerträglich.

Sie hatte ſich beim Tiſche, auf welchem Geſchirr ſtand und Löffel und Gabeln herumlagen, auf einer Lambrisbank niedergelaſſen. Aus der Tiſchſchublade ſtrömte ihr der ſäuerliche Geruch vom ſchwarzen Brote in die Naſe, der ſie anekelte und ſie zwang, ans Ende der Bank zu rücken. Ihre Lippen ſchienen blutleer, ſie atmete tief und mit Anſtrengung.

Die Alte ſchwatzte unterdeſſen, geſchäftig ſich um das Kind zu thun machend, in ihrer gutmütigen Art fort und das letztere ſchrie, ſtreckte die Ärmchen hilflos aus und ſtrampfte mit den nackten, fleiſchigen Beinchen ungeduldig in der Luft umher. Es lag in einer kurzen, hölzernen Wiege, welche Klementinen heute wie ein kleiner Sarg vorkam; neben derſelben befand ſich ein hohes Bett mit gewaltigem Deckbett und rotkariertem Kopfkiſſen.

„Er iſt noch nicht zufrieden,“ meinte die Alte . . . „Na was fehlt denn, Grieskram kleiner?“ ſchäkerte ſie, dem Kinde zugewandt . . . „Ja, ja, da gehen Sie einmal her, Klementine, und gucken Sie ſich den Saububen

an! Pfui, pfui, ich muß ihn schon wieder trocken legen, sonst nimmt das Geschrei kein Ende."

Klementine ermannte sich endlich und trat hin. Der Kleine hielt inne und betrachtete sie mit großen Blicken. Dann streckte er die Ärmchen gegen sie aus.

„Adale, adale," schäkerte die Alte, „da da da, wo ist's Bübele? . . . er kennt Sie gleich, sehen Sie . . . auf den Arm genommen möchte er sein!"

Einen Augenblick dachte Klementine daran, dem Kinde zu willfahren, dann aber packte sie ein Widerwille; sie nahm das Händchen des Kleinen und versuchte zu lächeln; aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Plötzlich fielen ihr die Schuppen an seinem schwachbehaarten Köpflein auf und jenes ekelhafte Bild von heute Nachmittag trat wieder vor ihre Seele. Sie sah den Kinderleichnam wieder vor sich, die blauen Nägel, den zahnlosen, halboffenstehenden Mund und sie mußte sich unwillkürlich abwenden. Wie trunken taumelte sie zu der Bank hin, um wieder ihren Platz dort einzunehmen.

Frau Binder fuhr immer fort mit ihrem Gerede.

„Aber zu schaffen macht der Bursch," meinte sie, während sie aus dem in der Ecke stehenden Kleiderkasten ein frisches Stück Linnen herauszog und es dem Kinde unterlegte. „Zu schaffen, ja — ich kann es Ihnen nicht sagen, wie, Klementine. Die fünfzehn Mark sind, Gott weiß, sauer verdient. Und nachts, das sollten Sie hören; kaum meine ich, ich dusselе ein bissel ein, da fängt das Lamento an. Und das geht schon so fort, seit Sie — wann war's nur . . . 's ist bald 14 Tage, nicht wahr? — das letzte Mal da waren!"

„Ja, so 14 Tage etwa," bestätigte Klementine zerstreut . . . „Übrigens, weil Sie gerade davon anfangen, ich bringe ja das Geld kaum auf . . . und anzuziehen habe ich ohnehin bald nichts mehr." Sie wollte bezüglich Nachlaß von einigen Mark eine Bemerkung machen, aber sie brachte kein Wort davon über die Lippen. Sie überlegte und verwarf den Gedanken endlich vollends: Es hieße ja das allen Ansprüchen auf Jugend und Leben entsagen, und das wollte sie keinesfalls. Sie hatte noch ein Recht ans Leben, sie wollte gefallen, den Sonntagnachmittag in einem hübschen Kleide mit den jungen Burschen bei Tanz und Musik verbringen — das war ihre höchste Idee von jeher gewesen, das hieß bei ihr gelebt und sie brannte vor Verlangen, zu leben und zu genießen. „Ja, ja, Frau Binder," hub Klementine nochmals an, „ich muß die Sache anders zu regeln suchen, vielleicht, daß sich bei Tante Mine etwas thun läßt."

Nach und nach war sie aus ihrem Stumpfsinn etwas erwacht, sie begann mitzuschwatzen und sogar Einiges über die Zukunft des Kleinen zu äußern.

Unterdeſſen war es dunkel geworden und Frau Binder brachte aus der Küche eine blecherne, langſchnauzige Öllampe herein, die ſie, nachdem ſie mit der Schere den Docht herausgezogen hatte, anzündete.

„Ich werde das ſo machen," meinte Klementine im Verlaufe des Geſprächs, ohne Frau Binder dabei anzuſchauen, „am Samstag, alſo übermorgen, gegen Abend werde ich kommen, um den Kleinen zu holen . . . ich fahre nach Offenbach zur Tante Mine, von der ich Ihnen ja ſchon öfter geſagt habe."

„Ach ſo, nach Offenbach! . . . haben Sie mit der Madame geredet? — Na, ich werde es beſorgen, ich richte den Kleinen her . . . Es wird Ihnen viel Mühe machen, bis Sie ihn dort haben und auf der Bahn hat man mit kleinen Kindern viel auszuſtehen!" —

„Schon fünf Uhr, was?" warf Klementine ein, als das eintönige Geläute der Dorfkirche, deren Glocken zur Betſtunde riefen, an ihr Ohr klang. „Ich muß ſofort gehen!" Noch einmal kam ihr der Gedanke, vielleicht noch alles zum Guten zu wenden und die Frau um Gottes Willen zu bitten, ihr das Koſtgeld auf etwa 10 Mark herabzuſetzen, ſpäter wollte ſie ihr ja es wieder vergüten — ſie merkte indes, daß der Blick der Alten auf ihr ruhte und das trieb ihr das Blut in das Geſicht.

„Ja, ja, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren," meinte ſie, indem ſie ſich erhob. Sie hatte ſich, um den forſchenden Blicken der Alten zu entgehen, welcher, wie es ihr ſchien, ihr aufgeregtes Weſen auffiel, umgewendet, und war anſcheinend an ihrer Kleidung etwas ordnend vor dem kleinen hölzernen Spiegel, der zwiſchen den beiden Fenſtern angebracht war, ſtehen geblieben. Ihre Hände bebten vor Erregung, einige Minuten lang ſchien alles vor ihren Augen zu tanzen; ſie war kaum fähig, ihr Ausſehen vermittelſt des Spiegels zu beurteilen . . . „Sie mußte einen erſchrecklichen Eindruck machen" . . . Sie that indes, als ob ſie die oberſte Hafte an ihrem Kleide ſchließen wollte, wobei ihr das defekte Ausſehen ihres Mantels auffiel, deſſen verſtoßene Ränder und ausgeriſſene Knopflöcher. „Sie wollen doch etwas Ordentliches auf dem Leibe haben, brauchen bald Schuhe, bald Strümpfe, bald dies, bald jenes!" Wieder kamen ihr dieſe Worte ihrer Madame in den Sinn. „Nein, fort mit dem Balg," dachte ſie, ſich entſchloſſen umkehrend. Mit gezwungenem Lächeln reichte ſie der Alten die Hand, indem ſie ihr bemerkte: „Es kommt darauf an, Frau Binder, ob ich den Kleinen wieder zurückbringen werde; wenn es ſich irgendwie ausführen läßt, werde ich ihn bei der Tante Mine laſſen; wenigſtens für die zwei erſten Jahre, Sie werden ja ſo viel Einſicht haben und verſtehen, daß mir die Sache auf dieſe Weiſe billiger zu ſtehen kommt und Tante Mine war immer ſehr gut

gegen mich; sie wird mir's kaum abschlagen." Indes wagte sie während der Dauer ihres Gesprächs die sie bestürzt anblickende Frau nicht anzuschauen; sie starrte in der Richtung gegen das Fenster hin und verfolgte mit zerstreuten Blicken die an den von der Ausdünstung angelaufenen Scheiben herabkännelnden Tröpfchen.

„Na, wie Sie wollen, Klementine, Sie wissen zwar, daß das Kind bei mir gut aufgehoben ist und daß ich recht an ihm hänge, aber freilich, wenn es Ihre Tante übernehmen will, ist's ja für Sie ein Glück!"

„Ja, also, richten Sie den Kleinen her, ich denke so etwa um halb sechs bei Ihnen zu sein." Damit reichte Klementine Frau Binder nochmals die Hand und ging.

Als sie die Schwelle überschritten hatte, atmete sie auf; es war ihr, als ob sie den schwierigsten Teil ihres Vorhabens schon hinter sich hätte und sie lief, was sie die Füße tragen konnten, um nicht zu Hause irgendwie Argwohn zu erwecken.

Die Alte hatte sie bis zur Treppe begleitet; noch eine Weile starrte sie dem davoneilenden Mädchen nach. Der Wind blies sie förmlich durch; sie schauerte zusammen und gedankenvoll den Kopf schüttelnd, kehrte sie in die trübe beleuchtete Stube zurück.

III.

Auf der Bahnstrecke Heiligenfeld-Ostheim brauste, einen langen, heiseren Pfiff ausstoßend, am übernächsten Tage gegen 6 Uhr des Abends der Zug daher. Das Geleise zieht sich daselbst eine Strecke von ungefähr 10 Minuten Wegs gegen erstgenannten Ort zu durch eine Art Hohl hin, so daß man bei Herannahen des Zuges in der Dunkelheit wähnt, ein schwarzes, schnaubendes Ungetüm mit großen, feurigen Augen aus der geborstenen Erdrinde hervortauchen zu sehen.

Die Sträucher und Bäume in den das Bahnhofgebäude umgebenden Anlagen tropften von dem wie feiner Staub niederrieselnden Nebel. Bei den Weichen und Übergängen braunten trübe einige Laternen, deren Licht in der finsteren, feuchten Luft einen rötlichen Schimmer verbreitete. Auf dem Perron hörte man Tritte und rauhe Stimmen, sonst war es ziemlich leblos ringsum. Nur vom Dorfe her eilten einige Personen; als dieselben in die Nähe des Schienenüberganges kamen, huschte im Dunkel eine Frauengestalt, von welcher sie jedoch in ihrer Hast kaum Notiz zu nehmen vermochten, an ihnen vorüber. Die Gestalt bewegte sich bis in die Nähe der Laterne, woselbst man notdürftig ihre Züge erkennen konnte: es war Klementine. —

Sie überlegte einige Sekunden, ob sie den Zug nicht vorbeifahren lassen

ſolle; aber ſie glaubte, vom Orte her wieder Schritte zu vernehmen und es ſchien ihr zu unſicher. Sie beſchloß denn, ſo raſch als möglich und ehe der Bahnwärter aus ſeinem Häuschen heraustrete, die Strecke zu überſchreiten, um ſich jenſeits derſelben in dem Weidengebüſche verbergen zu können.

Genau an dem Steine, welchen ſie ſich zwei Tage zuvor auserſehen hatte, wandte ſie ſich vom Wege ab und ſchlich dem Bahndamme entlang. Vorſichtig blickte ſie um; es befand ſich niemand in der Nähe und der Bahnwärter, den ſie durch ſein kleines Fenſter gewahrte, machte ſich um ſeine Laterne zu ſchaffen. Sie ſchritt weiter, über Wieſen dahin, über Gräben und Ackerfelder ſtolpernd, der an dem Altwaſſer ſich hinziehenden Strecke Oſtheim-Friedrichsſtadt entlang, welche der im Bahnhof ſoeben anlangende Zug wenige Minuten ſpäter paſſieren mußte. Das Kind, das in ihrem Shawl eingewickelt geſchlafen hatte, war indeſſen durch das Rütteln und Schütteln bei dem Marſche über die Felder aufgewacht und begann zu ſchreien, was Klementine ganz in Verzweiflung brachte. Sie drückte dem armen Geſchöpfe die Hand auf den Mund, um es daran zu hindern und lief, daß ihr die Tropfen auf der Stirne ſtanden. Vorſichtig ſpähte ſie noch einmal auf und ab und überſchritt endlich das Geleiſe, wobei ſie ſich duckte und auf den Fußſpitzen über eine Schwelle ſchlich. Sie ſtand jetzt am Rande des Hanges, der auf etwa zwanzig Fuß mit Weiden bepflanzt, zur Waſſerfläche hinabführte. Bei der Telegraphenſtange hielt ſie nochmals inne und ſpähte nach der die Stelle bezeichnenden Pappel, wobei ſie auf den Bahnwärter aufmerkſam wurde, der gerade aus ſeinem Häuschen trat. Erſchrocken kauerte ſie, die Stange mit dem ihr freigebliebenen Arm umſchlingend, um von jenem nicht bemerkt zu werden, ſich zur Erde nieder, in welcher Stellung ſie zu verharren gedachte, bis der Zug vorbeigebrauſt wäre. Mit Zittern und Beben erwartete ſie den das Stationsgebäude ſoeben verlaſſenden Zug. Derſelbe ſchien im Anfang faſt ſtille zu ſtehen; dann aber einer Schlange gleich ſchneller und ſchneller geräuſchlos auf ſie zuzuſchießen. Es war ihr, als ob er ſie förmlich mit ſeinen unheimlich glühenden Augen ausſuchte, als ob er ſie überrumpeln, zermalmen wollte. Sie erſchrak bis in den Tod, als die Schienen neben ihr zu klirren begannen. Jetzt war ſie verloren! Die Erde erdröhnte unter der gewaltigen Eiſenlaſt der Maſchine, wie die Hölle raſten die Räder; einem ſchadenfrohen Jauchzer gleich kam ihr der ſchrille Pfiff, den die Lokomotive im Vorbeiſauſen ausſtieß, vor; Funken ſprühten aus dem Schlot, der Kies praſſelte vom Damm herab über Klementinens Füße, heißer Dampf fuhr ihr ins Geſicht . . . ſie ſchrie auf, das Kind zeterte — endlich war er vorbei. Es kam ihr vor, als ob es eine Ewigkeit gewährt und ſie ſtarrte ihm lange, lange nach, bis das rote Licht der Schlußlaterne gänzlich

ihren Augen entſchwunden war. Der Kleine wimmerte unaufhörlich weiter, was Klementine faſt außer ſich brachte. Sie war indeſſen wieder aufgeſtanden und taſtete ſich mühſam durch das Geſtrüpp ſchlüpfend, bis zum Rande der fahl ſchimmernden Waſſerfläche hinab, woſelbſt ſie ſich auf dem Sande niederkniete und das Kind zu entkleiden begann.

Auf dieſe Weiſe konnte nach ihrem Dafürhalten, wenn das Kind einmal in einem halben Jahre vielleicht aufgefiſcht werden ſollte, ihr niemand es nachweiſen, daß es das ihrige ſei. Die Kleider wollte ſie vergraben, damit ſie kein Menſch auf der Welt je mehr zu Geſicht bekommen ſollte... nur die Bindergretel? ... Wenn ſie nach Offenbach ginge oder ſchriebe?

„Hm — wie ſollte ſie aber darauf verfallen?... und wenn auch!“... Dann fände ſich ſchon wieder eine andere Ausrede, meinte ſie weiter.

Während ſie eben dem Kleinen die Strümpfe von den Füßen zog, hörte ſie unweit von ſich etwas raſcheln; ſie ſpähte nach der Richtung und bemerkte, wie ein Gegenſtand auf dem Waſſer hin und her huſchte. Sie hielt den Atem an — als ſie die Sache jedoch aufmerkſamer beobachtete, nahm ſie wahr, daß es Rohrwedel waren, die in der Luft ſchwankten. Ab und zu gerieten ihr die wie lange Bärte herabhängenden Waſſerwurzeln der Weiden ins Geſicht oder ins Genick und machten ſie nervös. Der gräßlichſte Schreck aber ergriff ſie, als ſie oben auf dem Geleis Tritte vernahm. Es war der Bahnwärter, der ſeine Strecke beging. Alles dünkte ihr verloren; ſie ſah ſich ſchon gepackt und ins Polizeibureau geſchleppt; mit dem letzten Funken Geiſtesgegenwart preßte ſie noch dem nackten, frierenden Kinde das ihm ausgezogene Strümpfchen in den Mund. Die Schritte kamen näher und näher; jetzt konnte ſie jenen beim Schein der Laterne, die er niedrig trug, um das Geleis zu beſehen, erkennen. Es war ein kräftiger Mann mit dunklem Bart; die Hoſen in den Stiefelſchäften trat er wuchtig von Schwelle zu Schwelle und blieb in der Nähe ihres Verſteckes ſtehen: Jetzt mußte er das erſtickte Wimmern des Kleinen vernehmen — ſie war wie gelähmt; ihr Verſtand ſtand ſtill — ſie atmet kaum mehr — endlich ging er weiter, er hatte eine Schienenſchraube angezogen.

Als er fort war, packte ſie die Sachen des Kleinen: Wämschen, Schuhe, Strümpfe in ihren Shawl zuſammen und legte das Bündel zur Seite nieder. Das Fläſchchen mit dem Schnuller ſchleuderte ſie weit hinein in das Waſſer, wobei ſie den Knaben in das ſchnell herausgeraffte Kleid nahm, da es ihr doch widerſtrebte, ihn mit nacktem Körper auf den naſſen, kalten Boden zu legen. Dann richtete ſie ſich langſam auf und lauſchte aufmerkſam ... kein Laut, kein Tritt, nur das ſchwache Wimmern des ſchon halb erſtickten, vor Kälte erſtarrten kleinen Weſens. Noch eine Pauſe — der Kopf ſchwindelte

ihr, sie verspürte Übelkeit; dann aber wendete sie ihr Gesicht ab, gab ihren Armen einen kräftigen Schwung und — patsch! . . . auf etwa fünf Meter Entfernung sprangen die Wellen auf, ein Windstoß raschelte durchs Rohr — — — Klementine stahl sich, hastig das Bündel aufraffend, davon. — — — — — — — — — — — — — — — —

Spiritismus und Antispiritismus.

Homes-Fey betreffend.

Von Karl du Prel.

(München.)

Sehr geehrter Herr Redakteur! Ihrer freundlichen Einladung, über die öffentlichen Vorstellungen des Künstlerpaares Homes-Fey einige Erläuterungen zu schreiben, will ich gerne nachkommen, und die Erwägung soll mich davon nicht abhalten, daß ich es damit weder den Spiritisten recht machen werde, noch den Antispiritisten, und wahrscheinlich auch nicht dem Künstlerpaare selbst.

Herr Homes ladet das Publikum zu antispiritistischen Vorstellungen ein, d. h. zu solchen, in welchen die bei spiritistischen Sitzungen vorkommenden Phänomene nachgeahmt werden, bei welchen also nicht Kräfte eines Mediums und angeblicher Geister, sondern die mechanische Geschicklichkeit der Frau Fey wirkt. Das Publikum — wie wir es gesehen haben — drängt sich in diese Sitzungen und verläßt sie mit einem Bedauern über die Schwachköpfe von Spiritisten, die ein von einem Vorhang verhülltes Kabinett, in dem eine Taschenspielerin sitzt, mit einem von den absonderlichsten Geschöpfen bewohnten Olymp verwechseln, trotzdem sie nun bereits in den Tingeltangels von ihrem Irrtum belehrt werden könnten. Was soll man aber nun gar von einem Menschen sagen, der das Tingeltangel aufgesucht, Homes-Fey gesehen hat, und dennoch in seinem Irrtum verharrt! Kann der überhaupt noch ernst genommen werden, oder muß man nicht etwa gar auf ihn den Vers anwenden: Scio meliora proboque, deteriora sequor?

Es wäre mir nun ganz recht, wenn man in den Besitz der Wahrheit so leichten Kaufes gelangen könnte; wenn man die Erkenntnis, auf dem Holzwege zu wandeln, um $2^1/_2$ M. sich holen könnte; aber so einfach liegt der Fall Homes-Fey und die Frage nach dem Verhältnis des Spiritismus

zum Antispiritismus denn doch nicht, und das aus einem sehr einleuchtenden Grunde: Es giebt nämlich Spiritisten von sehr großer Erfahrung, die bei ihren Experimenten niemals etwas gesehen haben, das mit den Produktionen von Homes-Fey irgend eine Ähnlichkeit hat, wohl aber Dinge, die weit darüber hinausragen, und mit dem Maßstabe Homes-Fey überhaupt nicht gemessen werden können. Ich selbst gehöre nicht zu den Neulingen im Gebiete des Spiritismus; aber ich habe nur ein einziges Mal — d. h. bei einer Reihe von Sitzungen mit Einem Medium — Dinge gesehen, wie nun bei Homes-Fey. Daraus ergiebt sich, daß das Programm dieser Künstler nur einen sehr kleinen und untergeordneten Teil spiritistischer Phänomene umfaßt, nämlich nur einen Bruchteil dessen, was die Spiritisten physikalische Manifestationen nennen. Ich vermag es also nicht, den mir von Homes-Fey gelieferten Maßstab an den Spiritismus anzulegen; ein Meterstab ist zu kurz, um einen Meridian zu messen.

Ein Enthusiasmus, die Leistungen der Frau Fey für den Spiritismus zu reklamieren, kann also bei mir wahrlich nicht vorhanden sein; im Gegenteile bedauere ich es, daß mir kein besserer Anlaß gegeben ist, den Spiritismus zu verfechten, als diese Phänomene, die, wenn sie vom Publikum als echt angesehen würden, ihm eine ganz falsche Vorstellung vom Spiritismus geben müßten, und denen ich selbst keine Thräne nachweine — da ich sie als unecht erkenne.

Wenn aber auch der Spiritismus über den Antispiritismus hinausragt, wie etwa der Welthandel über einen Jahrmarkt, so ist es doch Thatsache, daß in manchen spiritistischen Sitzungen physikalische Manifestationen vorkommen, und bei diesen drängt sich von selbst die Frage auf, ob die Erklärungshypothese der Taschenspielerei nicht einfacher wäre, als die dem Anscheine nach sehr hyperbolische Erklärung durch ein Geisterreich. Daraus ergiebt sich für den Experimentator die Nötigung, sich bei physikalischen Manifestationen gegen die Möglichkeit eines Betruges zu sichern, und diese Möglichkeit sucht man dadurch auszuschalten, daß man das Medium möglichst kunstgerecht fesselt, eine Prozedur, die sich die Medien gefallen lassen müssen, darum aber auch die antispiritistischen Scheinmedien. Bei Frau Fey sind es Herren aus dem Publikum, die eingeladen werden, die Fesselung vorzunehmen, und der dicke Waschstrick, der ihnen dazu zur Verfügung gestellt wird, hat ein imponierendes Aussehen — für den Laien. Wer in diesem Gebiete schon experimentiert hat, weiß es, daß ein dünner Faden, der sich eng um die Handgelenke legt und bei eventuellen Befreiungsversuchen reißen würde, ein weit besseres Versicherungsmittel ist. Immerhin ist auch die Befreiung aus einem mehrfach verknoteten Waschstrick ein Kunststück, und Frau Fey

besorgt es mit verblüffender Schnelligkeit. Kaum wird der Vorhang des Kabinetts, in dem sie sitzt — und an welchem nicht das geringste Verdächtige zu finden ist —, zugezogen, so beginnt der Hexentanz. Wir sehen Hände, die sich durch den Spalt des Vorhangs strecken, und zwar bewegliche Hände — eine ganz offenbare und auch allsogleich erkenntliche Holzhand habe ich nur ein einziges Mal gesehen —, und Kartoffel, Tamburine, Bratpfannen ꝛc. fliegen aus dem ungedeckten Kabinett heraus, ohne daß man zu sagen wüßte, woher alle diese Dinge kommen.

Mit der Erklärung sind nun Spiritisten, wie Antispiritisten schnell fertig. Die Spiritisten sagen, daß Frau Fey sich nicht selbst befreie, sondern auf spiritistischem Wege befreit werde, vielleicht sogar, daß sie gefesselt bleibe und Geisterhände thätig seien, ja daß die herausgeschleuderten Gegenstände auf Apporte beruhen. Frau Fey sei also nur angeblich Antispiritistin, in der That aber ein Medium, das den Mantel nach dem Winde drehe, welcher Wind in der grellen Aufklärung unserer Tage ein antispiritistischer sei. Als Medium — so sagen die Spiritisten — würde Frau Fey nur eine kleine Schar von Gläubigen anlocken; als Antispiritistin aber sei sie vorweg des großen Zulaufes sicher, den wir gesehen haben. Die großen Menschen in unserer großen Zeit sind ja jederzeit bereit, im Dienste der Aufklärung das Opfer eines Eintrittsgeldes zu bringen.

Als Medium, so sagt man auch, würde Frau Fey nicht einmal die polizeiliche Erlaubnis zu ihren Sitzungen erhalten, die aber als antispiritistische von der Behörde sogar gerne gesehen werden; denn davon abgesehen, daß sie circenses für das Volk sind, arbeiten sie dem so gemeinschädlichen Treiben der Spiritisten entgegen, die in ihrer Frechheit so weit gehen, die verderbliche Irrlehre der Unsterblichkeit zu verbreiten, eine Irrlehre, die doch schon längst durch Professor Ludwig Büchner widergelegt ist.

Diese Urteile der Spiritisten sind nun allerdings vorschnell; aber zu ihren Gunsten läßt sich immerhin Manches sagen. Der Fall, daß wirkliche Medien das Auge der Polizei täuschen und antispiritistische Vorstellungen geben, ist durchaus nicht neu. Wer sich dafür interessiert, findet einige Beispiele in meinen „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" (II. 138). Häufiger aber scheint der umgekehrte Fall zu sein, daß wirkliche Taschenspieler angeblichen Spiritismus produzieren, was nach längerer oder kürzerer Zeit mit einer Entlarvung endigt. Mit frommer Miene schreiben alsdann die Journalisten über die Schlechtigkeit solcher angeblicher Medien, und das giebt dann wieder Anlaß, über die Spiritisten loszuziehen, welche das von jeder Redaktionsbude ausgehende Aufklärungslicht gleichsam mit dem Schilde auffangen, damit die Menschheit im Dunkel bleibe. Nun kommen

aber ihrerseits wieder die Spiritisten mit der Behauptung, daß bei der Entlarvung der Medien häufig nur die Unwissenheit der Experimentatoren entlarvt wird, die beispielsweise nicht einmal den Unterschied zwischen Transfiguration und Materialisation kennen. Kurz, das Problem „Spiritismus oder Antispiritismus?“ gleicht einem so gordisch verschlungenen Rattenschwanz, daß nicht einmal wissenschaftliche Koryphäen sich daran wagen, und darum sich lieber mit Publikationen abmühen, die des Beifalls um so sicherer sind, als sie nichts Neues bieten.

Die spiritistischen Beurteiler der Sitzungen von Homes-Fey bringen auch einen Gedanken vor, dem einige Berechtigung zukommt. Die Geschicklichkeit, sagen sie, sich aus künstlichen Fesseln zu befreien, kann allerdings durch Übung, und wäre es jahrelange Übung, erlernt werden. Übung setzt aber ihrem Begriffe gemäß eine sich gleich bleibende Manipulation voraus, welche eingeübt wird. Niemals aber wäre eine Übung erreichbar, wenn der Gegenstand derselben immer wechseln würde. Ein solcher Wechsel tritt nun aber bezüglich der Fesselung der Frau Fey thatsächlich ein; die Fesselung wird bei jeder Vorstellung von anderen Zuschauern, also in beständig wechselnder Weise vorgenommen. Demnach sei es ein logischer Widerspruch, anzunehmen, daß Frau Fey eingeübt sei, aus allen möglichen Arten von Fesseln sich zu befreien. Was aber logisch undenkbar ist, das ist nicht möglich. Man kann sich nicht an Leberknödeln dadurch gewöhnen, daß man alle Tage etwas anderes ißt.

Das ist nun unbestreitbar richtig; aber dieser an sich richtige Gedankengang findet gerade auf Frau Fey nicht seine volle Anwendung. Man könnte nämlich einwenden, daß ihre Selbstbefreiung sich auf die beiden Handfesseln überhaupt nicht erstreckt, sondern nur auf die diese beiden verknüpfende dritte Fessel, welches vollständig genügend wäre, ihre Arme frei zu machen. Sie läßt ferner zwar der Willkür jener Herren, welche die Fesselung vornehmen, einigen Spielraum, giebt aber doch im Allgemeinen selbst die Art an, wie sie gefesselt werden will, nämlich mit drei getrennten Stücken. Das Entscheidende ist, daß ihre Hände auf dem Rücken zusammengebunden werden. Dieser scheinbar erschwerende Umstand könnte die Lösung des Rätsels enthalten. Die beiden Hände kommen nämlich dadurch in unmittelbare Nachbarschaft; es könnte also immerhin sein, daß die eine durch die andere befreit wird. Es scheint mir, daß die Taschenspielerei sich sicherer ausschalten ließe, wenn die Fesselung bei ausgespannten Armen der Frau Fey vorgenommen würde, und zwar so, daß die beiden Endstücke der Fesseln durch den Vorhang des Kabinetts hindurch gezogen und von Außenstehenden gespannt gehalten würden.

Wir Anderen, die wir uns mit Taſchenſpielerei niemals beſchäftigt haben, kennen übrigens die Grenze derſelben nicht. Wir ſind inkompetente Beurteiler. Kompetent ſind die Fachleute, in dieſem Falle alſo die Taſchenſpieler, und ſogar unter dieſen könnte der talentvollere einen Kunſtgriff durchſchauen, der dem minder Begabten rätſelhaft bleibt. Immerhin muß es hier erwähnt werden, daß gerade die berühmteſten Taſchenſpieler, Bosko, Houdin, Bellachini und andere, ſpiritiſtiſche Phänomene geprüft und erklärt haben, das gehöre nicht in den Bereich ihrer Kunſt, ſondern ſei ein genus für ſich.

Die Spiritiſten ſagen ferner: Angenommen ſelbſt, Frau Fey hätte die unglaubliche Geſchicklichkeit, ſich aus ihren komplizierten und mit jedem Tage wechſelnden Feſſeln im Nu zu befreien, ſo könnte ſie doch unmöglich eben ſo ſchnell wieder hineinſchlüpfen. Thatſächlich werden aber nach Beendigung jeder Einzelproduktion die Feſſeln geprüft und als unverletzt befunden.

Richtig. Aber dieſe Prüfung der Feſſeln auf ihre Identität mit den von den Kontrolierenden angebrachten findet erſt nach Beendigung der Einzelproduktion ſtatt, und das heißt, einem geübten Taſchenſpieler ſeine Aufgabe ſehr erleichtern. Ich will daher anführen, was in meiner Wohnung gelegentlich jener Sitzungen geſchehen iſt, wobei das Medium ganz ähnliche Leiſtungen, aber nicht als Taſchenſpielerei, produzierte. Die Feſſelung der Hände nahmen wir natürlich ſelber, und zwar mit Leinwandſtreifen, vor, banden beide Hände auf dem Rücken zuſammen und nagelten die Endſtücke an einem aufrecht ſtehenden Holzpfahl feſt. Wir legten auch den Hals in eine Schlinge mit Knoten und behandelten die Endſtücke in der gleichen Weiſe. Wir feſſelten auch die Füße durch einen längeren Strick zuſammen und ließen das lange Ende des Strickes durch einen außerhalb des Kabinetts Sitzenden geſpannt halten, der die geringſte Bewegung zwiſchen ſeinen Fingern verſpürt hätte. Wir legten in jede der beiden Hände des Mediums eine abgezählte, ihm aber nicht bekannt gegebene Anzahl von Schrotkörnern, damit der Gebrauch ſelbſt der eventuell befreiten Hände verhindert wäre. Wir legten auf beide Füße je ein Markſtück, das bei der geringſten Bewegung herabfallen mußte. Wir zogen vom Handgelenke des Mediums aus über die Feſſel und bis zur Handoberfläche einen Strich mit blauem Stift — die Beweiskraft dieſes Striches erſtreckte ſich nicht auf die dritte, vereinigende Feſſel — und konnten konſtatieren, daß wenigſtens die beiden Handfeſſeln nicht abgeſtreift worden waren. Wir vernähten nicht nur die Knoten, ſondern nähten auch die Handfeſſeln an den Kleiderärmel des Mediums an — Frau Fey trägt, vielleicht wohlweislich, nur kurze Ärmel. Wir verſchoben die Kontrole der fortbeſtehenden Feſſelung nicht bis nach dem Ende der Produktion, ſondern unterbrachen dieſelbe, ſo oft es uns beliebte, und fanden ſie

immer tadellos. Endlich ließen wir die Hände des Mediums durch einen hinter dem Kabinett Stehenden zwar nicht direkt halten — die Rückseite des Vorhanges hatte keine Spalte — aber doch so, daß sie mit dem gefalteten Vorhang zugleich gehalten waren.

Die Kontrole bei diesen Sitzungen war also viel strenger, als bei Homes-Fey; die Phänomene aber gingen doch vor sich. Gleichwohl ließ ich über diese Sitzungen keinen Bericht drucken, weil sie mir nicht genügten. Nachdem das Medium uns zudem noch ein paar Dunkelsitzungen gegeben, deren Echtheit sich wenigstens aus einzelnen Bestandteilen erwies, reiste es nach Wien und gab dort — was hier nicht geschehen war — öffentliche Vorstellungen, bezeichnete seine Leistungen auf den Annoncen mit einem indifferenten Namen, und die Zeitungen erhoben ein Triumphgeschrei, die Leistungen der Medien seien nun sogar übertroffen, und der Spiritismus sei tot. Bekanntlich wird er schon seit 50 Jahren beständig totgeschlagen und lebt noch immer.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß, wenn die Spiritisten die Leistungen der Frau Fey für sich reklamieren wollen, erst eine viel strengere Kontrole angewendet werden müßte. Aber auch was die antispiritistischen Beurteiler sagen, muß teilweise zurückgewiesen werden. Diese berufen sich auf das mit phantasieloser Unveränderlichkeit ablaufende Programm, was eine fast pudelhafte Abrichtungsfähigkeit der Geister voraussetzen würde, dagegen selbstverständlich sei, wenn wir Taschenspielerei voraussetzen. Das klingt sehr plausibel, trifft aber doch nicht zu. Zunächst verbinde ich mit dem Begriffe eines Geistes durchaus nicht den eines Genies. Ferner wundere ich mich über die pudelhafte Abrichtungsfähigkeit eines Geistes innerhalb seiner physikalischen Thätigkeit ganz und gar nicht, weil ich eine solche, und zwar sogar im Gebiete des Denkens, als die Regel innerhalb der menschlichen Geister finde. Sind denn die Anschauungen der allermeisten Menschen etwas anderes, als das Resultat der Abrichtung? Ist nicht der Geist von uns allen mehr oder minder in spanische Stiefel eingeschnürt? Die meisten glauben eben, was Man glaubt, was in den Tagesblättern seinen tagtäglichen Niederschlag erfährt, der dann seinerseits wieder dazu beiträgt, die Ansichten dieses Herrn Man noch weiter zu befestigen. Erlaubt sich aber Einer, gegen dieses Bevormundungssystem sich aufzulehnen und seinen eigenen Verstand zu gebrauchen, dann wird er angeschaut, wie eben ein nichtdressierter Pudel, der in die Schar der dressierten geraten ist.

Aber noch mehr: Bei physikalischen Manifestationen supponierter Geister müßte sich die einer Dressur gleichstehende Thätigkeit, die der Improvisation keinen Spielraum läßt, aus äußeren Gründen noch notwendiger zeigen,

als beim Taſchenſpieler, bei dem ſie als ſelbſtverſtändlich erſcheint. Der Taſchenſpieler arbeitet nicht in ſeinem Elemente, weil er in einer von der Kauſalität beherrſchten Welt den Schein erzeugen will, von ihr unabhängig zu ſein. Darum iſt er beſchränkt auf ſolche Phänomene, bei denen ſich dieſer Schein erzeugen läßt. Ein Geiſt aber, der thatſächlich nicht dem irdiſchen Kauſalnexus angehört, und doch in denſelben eingreifen wollte, wäre noch weit weniger in ſeinem Elemente; er wäre bei phyſikaliſchen Manifeſtationen auf einen ſehr eingeſchränkten Operationsmodus angewieſen, der ihm nur ein ſehr armes Programm geſtattet.

Ein prinzipieller Fehler der Antiſpiritiſten iſt der, zu meinen, es könnte durch derartige Vorſtellungen, wie Homes-Fey ſie bieten, entſchieden werden, ob es überhaupt einen Spiritismus gebe, oder vielmehr aller Spiritismus in Taſchenſpielerei ſich auflöſen laſſe. Das iſt aber durchaus nicht der Fall. Der Wert ſolcher Vorſtellungen beruht ausſchließlich darauf, daß die Grenzlinie zwiſchen dieſen Gebieten, welche beide exiſtieren, allmählich feſter gezogen werden kann. Eben weil beide Gebiete exiſtieren, iſt der Entſtehungsprozeß des Spiritismus nicht etwa der geweſen, daß er aus der Taſchenſpielerei herausgewachſen wäre, indem ſcharfſinnige Taſchenſpieler dieſe verblüffenden Phänomene erfunden hätten. So iſt es nicht geweſen; vielmehr haben ſich die ſpiritiſtiſchen Phänomene zuerſt bei ganz ungelehrten Leuten, ja Kindern eingeſtellt, und weil der phyſikaliſche Teil der Phänomene aus dem oben angeführten Grunde mit der Taſchenſpielerei einige Ähnlichkeit hatte, ſind die Taſchenſpieler natürlich auf die Nachahmung verfallen. Sie hatten ein Vorbild und brauchten nicht frei zu erfinden, fanden auch bald heraus, daß ein ſolches Geſchäft noch viel einträglicher ſei, als das der Medien. Freilich wird die Wahrheit geſchädigt, wenn man ihre Karrikatur vorzeigt; aber das geſchieht der Wahrheit ganz recht, warum trägt ſie kein Geld ein.

Mögen aber noch ſo viele Taſchenſpieler Antiſpiritiſten werden, und mögen ſie ſelbſt ihr Programm noch beträchtlich erweitern, ſo wird es ihnen eben doch nie gelingen, unter den gleichen Bedingungen, wie bei Medien, den Spiritismus nachzumachen; und nie werden ſie auch nur annähernd die phänomenale Fülle von Erſcheinungen bieten, die uns Medien bieten. Es iſt nach einer Vorſtellung von Homes-Fey ſehr ſchnell geſagt, daß nun der Spiritismus entlarvt ſei. Aber ſo kann nur der reden, der nichts geſehen und nichts gelernt hat. Auch umſchließt die Betrugstheorie die Privatmedien nicht, die viel zahlreicher ſind, als die von Profeſſion. Wenn z. B. in einem mir bekannten Falle ein wiſſenſchaftlich gebildeter Vater mit ſeinem ebenfalls der Wiſſenſchaft angehörigen Sohne, welcher Medium iſt, Jahre lang experi-

mentiert, so wird hier die Annahme eines Betruges an sich schon absurd, um so mehr aber für den, der die stupende Qualität der dabei stattgefundenen Phänomene kennt, die für einen Taschenspieler so unerreichbar sind, wie der Mond.

Diejenigen Verächter der Wahrheit, die nur antispiritistische Vorstellungen besuchen, spiritistische aber niemals, sollten dem audiatur et altera pars wenigstens in der gelinderen Form nachkommen, daß sie einige Bücher lesen. Das erfordert die einfache Ehrlichkeit; denn unehrlich ist es, in einem Gebiete, das man nicht studiert hat, ein Votum abzugeben. Zur Lektüre schlage ich ein Buch vor, worin die spiritistischen Phänomene sehr übersichtlich behandelt sind, das des Staatsrats Aksakow „Animismus und Spiritismus" (Leipzig, Mutze). Aus demselben ist zu lernen, daß man den Spiritismus durch antispiritistische Kunststücke eben so wenig ausschöpfen kann, als einen See mit einem Becher. Aus demselben ist ferner zu lernen, daß überhaupt nicht die Alternative „Spiritismus oder Taschenspielerei" vorliegt, sondern noch eine dritte Kategorie gegeben ist, die des Animismus, welchem ein Teil der Phänomene zugeschoben werden muß. Hat man dieses Buch gelesen, so empfehle ich zur historischen Orientierung nach Kiesewetters „Geschichte des Occultismus" (Leipzig, Friedrich), daraus zu lernen ist, daß der Spiritismus unserer Tage nur der letzte Ausläufer einer ganzen Reihe von Vorstellungen ist, mit welchen sich von jeher die besten Köpfe getragen haben, die teilweise davon schon weit mehr wußten, als unsere oberflächliche Generation und unsere Wissenschaft, welcher alle Tiefe abgeht. Wer sich aber nicht entschließen kann, Bücher zu lesen, um sich über die für den Menschen allerwichtigste Frage zu orientieren, dem erleichtert das vorliegende Heft der „Gesellschaft" die Aufgabe noch weiter, indem es ihm Deinhards Aufsatz über die Experimente von Crookes bietet. Von diesen Experimenten sprechen die Antispiritisten niemals, weil eben das Steinebeißen hart ist. Wer sich aber durch Deinhard nicht verführen lassen will, Crookes Schriften zu lesen, nun gut, der halte sich eben nach wie vor an die Tagesblätter, wo er häufig genug Feuilletons finden wird „Aus dem Reiche der Geister" oder „Aus der vierten Dimension" oder „Aus der intelligiblen Welt" ꝛc., geschrieben von Leuten, die nicht einmal die Titel ihrer eigenen Feuilletons verstehen. Von der Aufklärung findet er darin allerdings nur das Aushängschild; aber den praktischen Vorteil gewinnt er dabei immerhin, für wirklich aufgeklärt zu gelten; denn er glaubt ja das, was der oben erwähnte Herr Man glaubt.

Der Vormarsch des Spiritismus wird aber davon nicht gestört werden, daß die geistigen Nachzügler hinten bleiben. Dieser Vormarsch wird auch durch öffentliche antispiritistische Vorstellungen nicht gestört, sondern eher gefördert; sie erhalten das Bewußtsein des Problems; sie veranlassen — das

hat sich in München gezeigt — Manchen, nun erst recht bedenklich zu werden, erweisen sich also als ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft.

Im Vorstehenden habe ich nun allerdings die Sitzungen Homes-Fey mehr zum Anlaß, als zum Gegenstand einer Diskussion benützt; aber meine Absicht war auch nicht die, den Antispiritismus zu analysieren, als vielmehr zu erläutern, warum er nur die urteilslose Menge in ihrem Vorurteil bestärken, aber nicht den Kenner des Spiritismus in seinem Glauben erschüttern kann. Wenn die antispiritistischen Sitzungen identisch wären mit den spiritistischen, so würden die Anhänger des Spiritismus vielleicht nach Hunderten zählen, aber sicherlich nicht nach Millionen.

Immerhin hat Frau Fey — in den letzten Sitzungen bei offenem Vorhang — gezeigt, daß sie sich aus den Fesseln zu befreien vermag, die von beliebigen Leuten aus dem Publikum ihr angelegt worden. Daraus geht für die Spiritisten die Lehre hervor, daß sie es auf Versuche, wo die Fesselung des Mediums von der Vorsicht geboten erscheint, überhaupt nicht ankommen lassen sollten. Sie sollten sich auf solche Phänomen beschränken, in welchen das Medium überhaupt nicht in den Verdacht kommen kann, der Agent zu sein — mag es gefesselt sein, oder nicht. Direkte Schriften in verschlossenen Tafeln und Materialisationen bei gleichzeitiger Sichtbarkeit des Mediums — beides Lichtsitzungen — werden jedermann überzeugen. Wer solche Phänome nicht gesehen hat, der möge so freundlich sein, uns mit seinem gewichtslosen Urteil über Spiritismus zu verschonen; wer sie aber gesehen hat, der wird den Antispiritismus den Kindern überlassen, die sich daran ergötzen wollen.

Professor Crookes' psychische Forschungen.*)

L. Deinhard.
(München.)

I.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot."

Der bekannte Schriftsteller auf dem Gebiete des Hypnotismus und Sekretär der Berliner Gesellschaft für Experimentalpsychologie, Dr. Max Dessoir, veröffentlichte in „Nord und Süd" (Heft 155) eine recht fleißige Studie über die Taschenspielerkunst unter dem Titel: „Zur Psychologie der

*) Dieser Aufsatz wurde im April 1890 geschrieben. Die hier behandelten Fragen scheinen neuerdings ein erhöhtes Interesse dadurch zu gewinnen, daß gegenwärtig die

Taschenspielerkunst." Man wird gewiß mit großem Interesse dem Verfasser jenes Aufsatzes durch alle die netten kleinen Erzählungen folgen, die er an die Namen der berühmtesten Taschenspieler, physiciens und escamoteurs knüpft, man wird sich ihm gerne anschließen, wenn er den Leser auf unterhaltende Weise in die Entwickelungs-Geschichte dieser Kunst einzuführen bestrebt ist. Ebenso wird man auch gerne Herrn Dessoirs Ausführungen folgen, wenn er als Psychologe von Fach dem Leser im III. Abschnitte auseinandersetzt, in welcher Weise die beiden psychischen Funktionen der Association und Imitation zur Kunst der Täuschung in Beziehung treten.

Herr Dessoir wagt es aber endlich im letzten Abschnitte seines Artikels, den „Gang zu den Müttern" anzutreten; naturgemäß führen ihn nämlich seine Betrachtungen auf die Frage: Ist Spiritismus wirklich nichts anderes als Taschenspielerei, wie dies ja gewöhnlich angenommen wird? In der Beantwortung dieser Frage bewährt sich unser Psychologe als vorsichtiger Mann der Wissenschaft. Er findet zunächst, daß solchen Strömungen gegenüber die besonnene Wissenschaft vollständig machtlos sei. „Wem der Spiritismus eine Herzenssache bildet, — sagt er — den überzeugen keine Vernunftgründe, wie denn stets die Logik den Gefühlen und Stimmungen unterlegen bleibt. Es wird also ganz vergeblich sein, in die Glühhitze einer psychischen Epidemie ein paar Wassertropfen zu werfen. Neben den Fanatikern des Geisterglaubens stehen indes viele, welche in vorurteilsfreier Gesinnung die merkwürdigen Berichte zu prüfen und die Phänomene zu untersuchen für ihre Pflicht halten u. s. w."

Sicherlich! denn gerade auf solche Untersuchungen ist das Bestreben aller Vereine für psychologische Forschung gerichtet, diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans. Ob aber die Erklärung der dabei auftretenden Phänomene ohne die Geisterhypothese möglich ist, ist eine andere Frage. Herr Dessoir möchte die letztere allerdings aus der Welt schaffen. Er hätte gerne seinen Lesern zum Schlusse gesagt: Mit Hilfe der Geschicklichkeit eines echten Taschenspielers lassen sich also alle Sitzungsergebnisse der Professoren Zöllner, Crookes u. s. w., an welche sich das Gros der Geistergläubigen anklammert, als geschickte Prästidigitationen physikalisch erklären. Zu seinem eigenen Leidwesen gelingt ihm aber der Beweis der Richtigkeit der Gleichung: Spiritismus ist Taschenspielerei, nicht, und er muß sich mit dem Geständnisse

Berliner Zeitschrift: „Deutsche Dichtung" Gutachten, welche Koryphäen der Wissenschaft ihr Dasein verdanken, veröffentlicht über die Frage der sogenannten Suggestion. Diese Gutachten streifen mehr oder weniger alle das Gebiet, welches den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet. „Unsinn" und „Aberglauben" sind, wie zu erwarten, die Schlagworte, womit jene Herren diesen hier behandelten Teil der psychischen Forschungen unserer Tage aus der Welt zu schaffen versuchen.

von seinen Lesern verabschieden, daß gewisse Phänomene bis jetzt wenigstens allen derartigen einfachen Erklärungen getrotzt hätten.

Herr Dessoir hätte zu diesem, im Sinne der anerkannten Naturwissenschaften negativen Schlußergebnisse seines gewiß verdienstlichen Essay's aber auf einem viel kürzeren Wege gelangen können. Es ist naheliegend, die Frage zu stellen: Giebt es denn keine Aussprüche der professionellen Taschenspieler über dieses scheinbar ganz in die Domäne ihrer Kunst fallende Gebiet? Freilich sind diese Herren keine Psychologen, aber umsomehr Künstler und ihnen fällt doch vor allen Dingen die Lösung jener interessanten Streitfrage, welche mit einem Schlage der grauenhaften geistigen Epidemie des Spiritismus ein Ende bereiten könnte, zu.

Meines Wissens giebt es eine ganze Reihe von Urteilen aus dem Lager der Berufstaschenspieler über die „behaupteten" spiritualistischen Manifestationen. Das bekannteste ist das Zeugnis des kaiserlichen Hoftaschenspielers Samuel Bellachini in Berlin, welches Professor Zöllner im 3. Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlungen Seite 197 zum Abdruck gebracht hat. In diesem notariell beglaubigten Zeugnis über die Mediumschaft des Amerikaners Dr. Henry Slade ist ganz klar und unzweideutig ausgesprochen, daß Bellachini — nachdem er einer Reihe von Sitzungen in Gegenwart des Professors Breslauer, sowohl am hellen Tage als auch des Abends mit Slade absolviert hatte, wobei die phänomenalen Leistungen Slades auf das schärfste beobachtet wurden — zu dem Ergebnisse gelangte, daß eine Erklärung dieser unter den obwaltenden Umständen und Bedingungen stattgefundenen Experimente in Bezug auf Prestidigitation absolut unmöglich sei.

Da nun infolge der Gründung von Gesellschaften zur Erforschung psychologischer Phänomene in München und Berlin sich auch in Deutschland ein regeres allgemeineres Interesse an diesem interessanten Erscheinungsgebiet neuerdings zu regen beginnt ganz im Gegensatz zu den Anschauungen der deutschen Ärzte und offiziellen Naturforscherwelt, die diesen Fragen beharrlich den Rücken zuwendet, so wird es gewiß zeitgemäß erscheinen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Experimente zu lenken, welche allseitig als die am schärfsten angestellten betrachtet zu werden pflegen — ich meine die genaue Experimental-Untersuchung, welche der bekannte englische Chemiker und Physiker Professor Crookes in London im Beginne der siebziger Jahre in Gegenwart des Mediums D. D. Home anstellte.

Crookes hatte damals in einer englischen Zeitschrift seine Sitzungsergebnisse veröffentlicht, was ihm vielerlei Angriffe zuzog. In den letztverflossenen 15 Jahren aber war seine Thätigkeit ganz und gar seinem eigentlichen Berufe gewidmet gewesen. Das Komitee zur Erforschung der

sogenannten spiritualistischen Phänomene, welche die vor einigen Jahren begründete Society for Psychical Research in London aufstellte, dem als weitaus Erfahrensten auf diesem Gebiete naturgemäß auch Crookes angehört, veranlaßte ihn offenbar zu einer neuerlichen umgearbeiteten Publikation seiner früheren Home-Experimente.

Die Betrugstheorie, die sich ja mit der Prestidigitations-Theorie deckt, war natürlich im Kreise der genannten Gesellschaft vielfach Gegenstand der Erörterung, wie dies Herr Dessoir in seinem obenerwähnten Essay hervorgehoben hat. Auch Crookes hat bei seinen ausgedehnten psychischen Forschungen gelegentlich ebenfalls Betrug entdeckt; trotzdem aber denkt er heute noch nach etwa 20 Jahren über seine Home-Experimente gerade so, wie damals bei der ersten Veröffentlichung derselben, nämlich, daß dieselben die Wirkung einer unsichtbaren intelligenten Kraftäußerung unwiderlegbar nachwiesen. In dieser Auffassung seiner Home-Experimente haben ihn die Verhandlungen der Londoner Gesellschaft über die Erklärung durch einfache Betrugstheorie nicht nur nicht erschüttert, sondern im Gegenteil wurde diese Überzeugung im Laufe der Jahre noch fester. Er spricht demnach seine Anschauung auf das allerbestimmteste aus, daß gewisse Home-Phänomene jedenfalls außerhalb der Kategorie von Wundern liegen, die durch Handgeschicklichkeit oder durch Apparate darstellbar sind. Nicht alle allerdings. Bei vielen einfachen Phänomenen, wie leichte Tischbewegungen, hätte Home — dies räumt Crookes bereitwilligst ein — betrügen können, wenn er gewollt hätte, so peinlich wurde nicht viele Abende hindurch stundenlang jede Hand- und Fußbewegung seitens der mit Crookes versammelten Beobachter detektivartig auf einen möglichen Schwindel gelauert, wie dies eine gewisse Klasse von Forschern — in Amerika fraud-hunters (Betrugsjäger) genannt — neuerdings beanspruchen, sondern die Gesellschaft wird logischer Weise dem Medium gegenüber, nachdem einmal mehrere physikalisch und physiologisch unerklärbare Phänomene in seiner Gegenwart eingetreten waren, ein sich immer mehr steigerndes Vertrauen zur Redlichkeit seiner Absichten entgegengebracht haben. Dies ist a priori wahrscheinlich, und Home scheint auch dieses Vertrauen in jeder Beziehung verdient zu haben, um so mehr, da er, wie dies aus dem nach seinem Tode von seiner Wittwe geschriebenen Werke (D. D. Home, his life and mission) hervorgeht, in die Geheimnisse der Taschenspielerkunst recht wohl eingeweiht war.

Es ist nun äußerst wertvoll für die psychologische Forschung, daß Professor Crookes das Protokoll jener Sitzungen in den Proceedings der obengenannten Londoner Gesellschaft wiederum veröffentlicht, weil naturgemäß sein langjähriges Schweigen seitens der Naturforscherwelt nachgerade als eine Art von Rückzug, wenn nicht gar als eine Zurücknahme seiner früheren

Publikation über diese Frage aufgefaßt zu werden begann. Diese bequeme Voraussetzung ist damit gründlich widerlegt worden.

So weit es nun ohne Zuhilfenahme von Zeichnungen, wie sie dem Crookesschen Originalbericht*) beigegeben sind, möglich ist, wollen wir versuchen, die wichtigsten Phänomene, welche in jenen Sitzungen auftraten, zu beschreiben.

Die erste Sitzung fand am 9. Mai 1871 Abends von 9—11 Uhr in London, 81 South Andley Street, in dem Hause einer mit Crookes bekannten Dame, die sich selbst beteiligte, statt. Anwesend außer dem Professor Crookes, seiner Frau und dem Medium noch zwei Damen und zwei Herren. Die Gesellschaft sitzt um einen runden Tisch herum; im Kamin brennt ein Feuer und verbreitet angenehme Temperatur, auf einem Seitentisch steht ein brennendes Licht. Eine Dame liest einen Auszug aus Robert Chambers Vorrede zu Homes Buch: „Ereignisse aus meinem Leben" vor. Die Hände der sämtlichen Teilnehmer ruhen leicht auf dem auf vier Füßen stehenden Mitteltisch, welcher nach kurzer Zeit nach verschiedenen Richtungen zu kippen beginnt. Aufgefordert von Home holt Crookes eine Federwage und befestigt dieselbe an der Tischkante. Man sprach nun, von Home hiezu aufgefordert,

1) die Worte: „Sei leicht" und konstatierte, daß ein Aufwärtsdruck von 2 Pfund erforderlich war, um einen der vier Tischbeine vom Boden zu erheben. — Dabei immer alle Hände mit Ausnahme des operierenden Crookes und eines der Herren auf der Tischplatte.

2) Die Situation blieb wie vorher, die Beine des Mediums befanden sich unter dessen Stuhl zurückgezogen, wo sie natürlich beachtet blieben. Man sprach: „Sei schwer" und Crookes konstatierte, daß das Erheben des Tisches jetzt einen Aufwärtsdruck von 36 Pfund erforderte, was mehrfach festgestellt wurde.

3) „Sei leicht." Diesmal erforderte es 7 Pfund, um den Tisch seitlich zu heben.

4) „Sei schwer." Unter denselben Bedingungen wie vorher, wobei genau kontrolliert wird, daß sämtliche Beine der Anwesenden unter die Stühle zurückgezogen sind, konstatiert Crookes jetzt einen zum Heben des Tisches notwendigen Druck von 48 Pfund; der Tisch kracht.

5) Noch einmal: „Sei schwer." Die Federwage zeigt einen Zug von 46 Pfund und der Tisch hebt sich kaum merklich; plötzlich beginnt er sich etwas weiter zu heben, in demselben Moment aber reißt der Haken der Federwage aus der Tischplatte und die Versuche werden vorläufig eingestellt.

*) Es kann hier des Raumes wegen nur das Wichtigste angeführt werden. Ich verweise auf den mittlerweile bei R. Sigismund-Berlin erschienenen Originalbericht: „Aufzeichnungen über Sitzungen mit D. D. Home" von W. Crookes-Übersetzung der psychologischen Gesellschaft in München.

Konstatiert wurde noch, daß der Tisch ursprünglich 32 Pfund wog und daß ein Aufdruck von 8 Pfund nötig war, um denselben, wie bei den Versuchen, deren analoge Zahlen also zwischen 2 und 48 geschwankt, einseitig zu heben.

Man hörte nun Klopftöne vom Tisch und Boden her und der Tisch zitterte mehrmals heftig. Home, der ein leichtes Zucken in den Armen zu fühlen angab, sagte laut: „Robert Chambers ist hier, ich fühle ihn." Sofort ertönten drei laute Klopftöne hinter Home und ein kleiner Sophatisch hinter dem Medium, welches mit eingezogenen Beinen und mit auf der Tischplatte liegenden Händen am Mitteltisch sitzt, glitt langsam zwischen diesem und dessen Nachbarin von hinten kommend hinein. Home forderte während dieser Tischbewegung auf, ihn streng zu beobachten; man überzeugte sich, daß er absolut außer stande war, jene Tischbewegung physikalisch hervorzurufen. Wo bleibt hier die Taschenspielerkunst?

Nachdem noch eine auf dem Tische in einer Vase stehende Blume von unsichtbarer Hand bewegt und eine Dame eine Berührung empfunden hatte, nahm Home ein herbeigebrachtes Akkordion (Harmonika) in eine Hand und hielt es so unter den Tisch, daß die Tastatur frei nach unten hing — die andere Hand lag auf dem Tische: sogleich fing das Instrument zu spielen an und ließ einige Arien ertönen. Crookes sah natürlich nach, ob Home mit den Fingern die Klappen berührte; dieser hielt aber das Instrument so, daß er dieselben gar nicht berühren konnte. Crookes sah trotzdem, daß sich die Klappen gerade so bewegten, wie es die Musik erforderte, die bewegende Hand blieb aber unsichtbar. Nun nahm aber auch noch einer der Beobachter gleichzeitig mit Home das Akkordion in die Hand; das Instrument spielte gleichwohl und fuhr auch noch fort zu spielen, als Home seine Hand ganz zurückzog.

Ein Skeptiker, der sich selbst einen besonderen Scharfsinn zutraut, wird nun allerdings dieses Akkordionspiel einfach damit erklären wollen, daß er annimmt, Home wird ein zweites, automatisch spielendes und ähnlich tönendes Instrument in der Tasche gehabt haben. Das aber hätte doch sicher Crookes entdeckt, wenn der Ton aus den Kleidern Homes herausgekommen wäre! Doch vielleicht ist Herr Dessoir, als Kenner der Taschenspielerkunst, im stande, für dieses Phänomen eine physikalische Erklärung anzugeben.

Es wurden nun allerlei Fragen gestellt, welche durch Klopftöne alphabetisch beantwortet wurden. Eine auf solche Weise erhaltene Botschaft lautete: „Es ist eine großartige Wahrheit. Sie bildete den Trost meines Erdenlebens und den Triumph über den Tod genannten Wechsel. Robert Chambers."

Der Tisch wurde dann von unsichtbaren Händen verschiedene Male gekippt und sodann bis zu einer Höhe von 3 Zoll über dem Boden frei aufgehoben. Auch dieses Phänomen dürfte scharfsinnigen Skeptikern Gelegenheit bieten, ihre Virtuosität in der Erfindung physikalischer Erklärungen zu üben.

Home fiel nun in einen Stuhl zurück und blieb einige Minuten lang still liegen. Er erhob sich dann in sogenanntem Trance*) und machte Zeichen, man möchte ihm die Augen verbinden. Als dies geschehen, ging er an eine brennende Kerze und ließ die Finger einer Hand einige Male ganz langsam durch eine Flamme gleiten, so zwar, daß er dieselben unter gewöhnlichen Verhältnissen ernstlich verbrannt hätte. Hierauf ließ er sich von einer Dame ein feines weißleinenes Taschentuch geben, faltete es zusammen und ging ans Kamin. Er nahm nun die Augenbinde ab und eine rotglühende Holzkohle aus dem Feuer, welche er auf das zusammengefaltete Taschentuch legte; dann schritt er damit durchs Zimmer und sagte, man möchte das Licht ausmachen; hierauf kniete er dicht bei einer Dame nieder und sprach mit leiser Stimme gegen dieselbe. Von Zeit zu Zeit blies er die Kohle zur Weißglut an — immer natürlich in Trance. Dann ging er auf die Besitzerin des Taschentuches zu und sprach: „Wir werden ein kleines Loch in das Taschentuch brennen müssen. Wir haben hierfür einen Grund, den Sie nicht verstehen." Er trug hierauf die Kohle zum Feuer zurück und übergab das Taschentuch an die Besitzerin zurück. Ein kleines Loch von etwa $^1/_2$ Zoll Durchmesser war in dessen Mitte durchgebrannt und außerdem zwei kleine Punkte dicht daneben, im übrigen war es nirgends auch nur versengt.

Crookes nahm später das Taschentuch mit in sein Laboratorium zur Untersuchung, konnte aber keinerlei Spuren einer chemischen Präparation nachweisen, welche dasselbe feuerfest gemacht hätte.

Home ging nun zum Kamin zurück und holte, nachdem er mit der Hand in den heißen Kohlen herumgeschürt, ein rotglühendes Stück etwa von der Größe einer Orange heraus, nahm es in die rechte Hand, bedeckte es mit der Linken, so daß die Holzkohle vollständig umschlossen war, und blies in den kleinen so extemporierten Ofen, bis die Kohle weißglühend wurde, zeigte dann Crookes die lodernde Flamme, welche über der Kohle flackerte und durch seine Finger schlug, fiel auf seine Kniee (immer in Trance) und schaute andächtig nach oben, hielt die Kohle vor sich hin und sagte: Ist Gott nicht gut? Sind seine Gesetze nicht wunderbar?

Er ging dann wieder zum Feuer, nahm eine andere glühende Kohle mit der Hand heraus, hielt sie zu Crookes empor und sagte: Ist das nicht ein hübsches großes Stück? Wir müssen es Ihnen bringen. Schauen Sie jetzt weg. Die Kohle wurde jedoch nicht gebracht. Home sagte: die Kraft ist zu Ende, ging hierauf zu seinem Stuhle zurück und erwachte.

Dies ist etwa der Verlauf der ersten Sitzung. Der von Crookes selbst

*) Englische Bezeichnung für eine Art von hypnotischem Zustand, wobei ein vom gewöhnlichen normalen Tagesbewußtsein verschiedenes Bewußtsein handelnd und sprechend auftritt.

gegebene Bericht ist wörtlich nach dessen unmittelbar während der Sitzung und sofort nach derselben gemachten Bleistift-Notizen zusammengestellt. Crookes giebt absichtlich durch Anführung der unbedeutendsten Details dem skeptischen Leser, welcher etwa die Passionen der fraud-hunters teilt, die beste Gelegenheit, den Betrug zu entdecken, den er und seine Freunde ausfindig zu machen, außer Stande waren.

Die beschriebenen Phänomene wiederholten sich in der Hauptsache in den folgenden Sitzungen. Während des Spielens der Akkordions unter'm Tisch, welches Home wie früher nur leicht oben mit einer Hand hielt, indem er die andere auf den Tisch legte, bemerkte ein Anwesender eine dritte Hand deutlich das Instrument ziehen und heben und deren Finger auf den Klappen spielen. Home sah allerdings mehr als eine bloße Hand; er gab gewöhnlich an, eine ganze menschliche Gestalt zu sehen, die ihm aber nicht immer bekannt war. In einer Sitzung frug Frau Prof. Crookes, die immer anwesend war, nach dem Spiel des Akkordions, ob diesmal nicht eine verstorbene Kousine von ihr gespielt habe. Der Gedanke, sie müsse es sein, sei ihr plötzlich gekommen. Diese Vermutung wurde durch Klopflaute bestätigt.

Leider lassen sich später erhaltene Phänomene nur an der Hand von Zeichnungen demonstrieren, da kleine Apparate in Anwendung kamen.

Über alle diese Sitzungen wurde mit größter Gewissenhaftigkeit Protokoll geführt, welches hier nur im flüchtigen Auszuge gegeben ist. Wer bei dieser Lektüre aber hartnäckig die Hypothese des Spiritualismus,*) daß die meisten dieser Phänomene nur durch unsichtbare Intelligenzen — allem Anscheine nach verstorbenen Menschen — ausgeführt gedacht einen logischen Sinn haben, trotzdem verwerfen will, dem bleibt nur die Hallucinations-Theorie übrig, wonach sämtliche Teilnehmer an sämtlichen Sitzungen fortwährenden Hallucinationen unterlagen. Das Unvernünftige einer solchen Annahme liegt auf der Hand.

Mit diesen Crookesschen Home-Experimenten ist aber demnach die wissenschaftliche Erforschung der spiritualistischen Phänomene in Europa, das dieselbe 25 Jahre lang für amerikanischen Humbug gehalten hatte, in mustergültiger Weise begonnen worden. Freilich fehlen uns heute die Individuen wie Home, um sie fortzusetzen. Aber wenn wir sie auch hätten, wenn wir sie, wie Baron du Prel jüngst vorgeschlagen hat, auf hypnotischem Wege uns selbst heranbilden könnten, so lastet doch auf dem ganzen Forschungs-Gebiete der Druck eines ungünstigen Vorurteils, daß man versucht ist, die Abhaltung einer sozialistischen Führer-Versammlung und die Veranstaltung derartiger Versuche in größerem Maßstabe in eine Parallele zu stellen, be-

*) Die Hypothese des „Animismus" (Siehe das Aksákowsche Werk: „Animismus und Spiritismus"), welche Baron du Prel Seite 233 hervorhebt, wird auf die hier erwähnten Gravitations-Phänomene kaum Anwendung finden können.

züglich des darauf lastenden Odiums. Wie ungerechtfertigt dieses Vorurteil ist, haben wohl die Crookes'schen Berichte schlagend nachgewiesen. Im Gegenteil wäre der Segen, den derartige psychische Forschungen zu stiften vermögen, gewiß größer, als die damit etwa verbundene Gefahr, Zustände von Aberglauben herbeizuführen, welche an das Mittelalter erinnern. Den Nutzen solcher Forschung aber in philosophischer, speziell in ethischer Beziehung sich klar zu machen, möge dem denkenden Leser überlassen bleiben.

II.

Der vorhergehende Absatz war ursprünglich für die Leser der Zeitschrift „Nord und Süd" bestimmt, bei welchen ja der Dessoirsche Essay: Zur Psychologie der Taschenspielerkunst, als bekannt vorausgesetzt werden konnte. Da ich es aber auf Grund eigener Erfahrungen nicht vermag, einen solch' ungläubigen Ton anzuschlagen, wie der genannte Psychologe, mich im Gegenteil selbst den „Fanatikern des Geisterglaubens" zugeselle, so blieben meinem obigen kurzen Aufsatze die Pforten von „Nord und Süd" verschlossen. Ich pochte noch an einigen andern Redaktions-Thüren mit meinem Manuskripte an. Alle bedauerten höflich. Welche Zumutung aber auch an eine deutsche Monats-Schrift im Jahre 1890! Hätte ich einen Artikel geschrieben: Die psychische Epidemie des Spiritismus, ich glaube, mein Manuskript hätte sofort Aufnahme gefunden, wäre nur sein Inhalt so skeptisch gescheut und aufgeklärt gewesen, wie ein Aufsatz mit ähnlichem Titel, den vor Jahren die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" gebracht hat.

Dank dem gesunden Sinne für Wahrheit und Unabhängigkeit des Herausgebers der „Gesellschaft", einer Zeitschrift, welche ja ohnehin ein fröhlicher Tummelplatz geworden ist für die Pioniere auf den verschiedensten Gebieten deutschen Geisteslebens, haben die Irrfahrten meines Manuskriptes denn doch nun ihr Ende gefunden, und man wird es dem Verfasser nicht verübeln, wenn er aus Freude über die gastliche Aufnahme in die „Gesellschaft" von den interessanten psychischen Forschungen des Physikers William Crookes noch etwas weiteres berichtet.

Jene oben in kurzem Auszuge gebrachten Sitzungs-Ergebnisse mit D. D. Home, welche Crookes neuerdings in zweiter vervollständigter Auflage veröffentlichte, sind in der Zwischenzeit in autorisierter deutscher Übersetzung von der „Psychologischen Gesellschaft in München" im Verlag von C. Siegismund-Berlin herausgegeben worden und auch in der „Sphinx" erschienen.*)

*) Der Titel des ins Französische übersetzten ursprünglich englischen Originalwerkes lautet: Nouvelles expériences sur la force psychique par W. Crookes — (Paris, librairie des sciences psychologiques, rue des Petits-Champs 5.)

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Crookes sich über kurz oder lang veranlaßt sehen wird, auch seine Forschungs-Ergebnisse in den Sitzungen mit Miß Cook, einem sehr jugendlichen weiblichen Medium, die ebenfalls anfangs der siebziger Jahre bereits stattfanden, von neuem zu veröffentlichen. Diese letzteren sind insofern noch viel merkwürdiger, als jene Home-Sitzungen, als bei denselben das sogenannte Materialisations-Phänomen, und zwar in voller Gestalt, auftrat, deren Individualität allerdings in körperlicher und geistiger Hinsicht mit derjenigen des Mediums manche Verwandschaft zeigte. Jene Crookes'schen Berichte, die aus einem englischen Journal übertragen, damals in die „Psychischen Studien" (Leipzig, Oswald Mutze) I. Jahrgang 1874 übergingen, tragen vor allen Dingen den Charakter einer streng-wissenschaftlichen Studie und unterscheiden sich in dieser Beziehung ganz wesentlich von dem auch in der „Gesellschaft" 1889 besprochenen Brackett'schen Buche ähnlichen Inhaltes, welches wohl Aufsehen erregte, aber wenige Leser überzeugt haben wird. Der Bildhauer Brackett mit seiner langjährigen Erfahrung ist viel weniger imstande, dem merkwürdigen Phänomen der Materialisation gegenüber ein kühler und ruhiger Beobachter zu bleiben, als der Physiker Crookes, der dasselbe zum ersten Mal beobachtet, dem aber der ganze komplizierte Apparat eines modernen physikalischen Kabinetts zur Verfügung steht, mit Hilfe dessen er jede auch die geringste Bewegung des Mediums zu kontrollieren, und zu registrieren imstande ist.

Die Gestalt des sich manifestierenden weiblichen Geistes, welcher sich Katie King nannte, wurden vielfach bei elektrischem Licht photographisch aufgenommen. Das in München im Besitz von Baron du Prel befindliche Exemplar weist eine eigenartige Anmut der Gesichtszüge auf.

Ein wohl jeden wissenschaftlichen Anforderungen Genüge leistender Bericht über diese Forschungen fand sich im „Spiritualist" vom 20. März 1874 aus der Feder des als hervorragender Fachmann seiner Zeit berühmten Elektrikers Cromwell F. Varley (deutsch im I. Jahrgang 1874 der „Psychischen Studien" Seite 342 u. f.)

Die Experimente fanden in London im Hause des Friedensrichters Luxmoore statt und wurden von fünf Herren, worunter Crookes und Varley, und zwei Damen, Mrs. Crookes und dem Medium Miß Cook durchgeführt. Letzteres wurde isolirt in einem Dunkelkabinett sitzend mit seinem Körper in den Stromkreis zweier Daniellscher Elemente eingeschaltet, so zwar, daß dieser äußerst schwache Strom denselben während der ganzen Dauer der Experimente — an dem jenem oben citierten Bericht Varley's entsprechenden Abende 38 Minuten lang — durchfloß. Es wurde dies so bewerkstelligt, daß man auf jedes der beiden Handgelenke des Mediums ein zuvor durch

Anfeuchten leitend gemachtes Stück Fließpapier legte, darüber je eine englische Goldmünze band, welche ihrerseits mit den Polen der Batterie in leitender Verbindung ſtand. In dieſen ſo hergeſtellten Stromkreis ſchaltete man das empfindlichſte elektriſche Meß-Inſtrument, welches die Experimental-Phyſik beſitzt, ein Spiegel-Galvanometer, und war ſo imſtande, jede, auch die geringſte Änderung im Stromkreis ſelbſt zu beobachten; wenn alſo das Medium die Arme bewegte und damit den elektriſchen Widerſtand durch geringe Verſchiebung des Kontaktes zwiſchen Papier und Münze änderte, ſo zeigte ſich dies ſofort an einer Skala durch Änderung der Stellung des auf dieſelbe reflektierten Lichtpunktes.

Das Medium konnte ſich alſo nicht im geringſten rühren, ohne daß dieſe Bewegung außerhalb des Kabinetts ſich regiſtrierte.

Auf dieſe Weiſe hatte man eine abſolute Sicherheit geſchaffen, daß das Medium die erſcheinende Geiſt-Geſtalt nicht darſtellen konnte, ohne ſich zu verraten.

Mehrere Jahre lang fanden dieſe Sitzungen mit dem Medium Miß Cook ſtatt, in welchen jene Geiſtgeſtalt, Katie King, erſchien, mit den Anweſenden ſprach und bald darauf wieder verſchwand. Dieſes fabelhafte Weſen behauptete, vor 200 Jahren ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft geweſen zu ſein. Beſonders anziehend abgefaßt iſt der von einer Dame geſchriebene Bericht über die Abſchieds-Sitzung der Katie King. (Pſych. Studien 1874 — Seite 486.) Hier erſchien die Geiſtgeſtalt in reines Weiß gekleidet mit bloßem Hals und kurzen Ärmeln und trug einen langen weißen Schleier, der aber während der Sitzung nur ein oder zwei Mal über ihr Geſicht gezogen wurde. Das Medium dagegen war mit einem hochgehenden Kleide von lichtblauem Merino angethan.

Es geſchahen im Verlaufe dieſer rührenden Abſchiedsſzene ſo fabelhafte Dinge, daß ich es vorziehe, dieſelben lieber unerwähnt zu laſſen und den Leſer zu bitten, den Originalbericht nachzuſehen, umſomehr, da man ſich denſelben äußerſt leicht von der Verlagshandlung in Leipzig verſchaffen kann. Nur derjenige, der ſolche außerordentliche Ereigniſſe ſelbſt miterlebt, kann dieſelben in Wort und Schrift ſo darſtellen, wie es des Gegenſtandes würdig iſt. Möge alſo der Leſer an der angegebenen Litteraturſtelle ſelbſt nachforſchen.

Was ich wollte mit meinem kurzen Aufſatz, beſteht ja nur in einem Fingerzeig. Seit Zöllners Tode wurde mit wenigen rühmlichen Ausnahmen das leidige Thema des Spiritualismus ſeitens der deutſchen Zeitſchriften totgeſchwiegen. Man glaubt es in den Redaktions-Stuben nicht mehr nötig zu haben, ſich mit dieſen Fragen die Gemütsruhe ſtören zu laſſen; denn es könnte doch an dieſem verwünſchten Thema der eine oder andere ältere Abonnent Anſtoß nehmen. Alſo überläßt man es ruhig der „Sphinx", den „Pſy-

chischen Studien" und den „Spiritualistischen Blättern", das deutsche Publikum über solche Dinge aufzuklären. Wie wenige Leser finden aber diese letzteren! Und wie wenig wird im Vergleich zu anderen Ländern in Deutschland, dem „Land der Denker" (?) psychischen Forschungen gehuldigt, obgleich — wie ich dies in den beiden ersten Heften des Jahrgangs 1890 der „Gesellschaft" nachzuweisen bestrebt war, gerade Deutschland einen hervorragenden, auch von ausländischen Forschern voll anerkannten Denker besitzt, dessen ganze eminente Kraft der philosophischen Verwertung dieser mystischen Phänomene zugewandt ist. Du Prel hat in seiner „Philosophie der Mystik" seinen Landsleuten den Weg gewiesen, den sie wandeln müssen, wenn sie psychischer Forschung sich hingeben wollen, indem er auf die Wichtigkeit des Studiums des animalischen Magnetismus hindeutete, welcher so recht eigentlich den Schacht bildet, der zu den dunkeln Gängen hinabführt, aus welchen der Forschergeist das edle Metall der psychischen Wissenschaft ans Tageslicht zu fördern imstande ist.

Ein brasilianischer Lenau.

Litterarhistorische Skizze von Wm. Fiedler.

(Leipzig.)

Zu denjenigen Poeten portugiesischer Zunge, welche in Deutschland nur etwa Solchen bekannt sind, die Lusitaniens Sprache beherrschen, gehört auch A. Gonçalves Dias, einer der hervorragendsten Dichter Brasiliens. Auch seine Dichtungen haben bislang noch ebenso wenig einen Übersetzer gefunden, als diejenigen des namhaftesten und beliebtesten spanischen Volksdichters Antonio de Trueba y la Quintana, mit dem wir an anderer Stelle*) die deutschen Leser bekannt zu machen versuchten. Dies ist um so befremdlicher, als wir es in diesem Falle nicht mit einem Naturdichter und Autodidakten, wie Trueba, gegen welche Art Leute wir Deutsche uns in der Regel immer etwas kühl und mißtrauisch verhalten, sondern mit einem geistreichen, mit der gediegensten klassischen Bildung getränkten Poeten zu thun haben. Wenn wir den hochbegabten Naturdichter als den „spanischen Burns" bezeichneten, so glauben wir den Brasilianer mit gewisser Berechtigung den „brasilianischen Lenau" nennen zu dürfen. Wenngleich er sich auch keineswegs

*) S. die Skizze: „Ein spanischer Volksdichter" in der „Gesellschaft", Monatsschrift f. Litteratur u. Kunst, Heft 7, Jahrg. 1888.

an den unglücklichen Niembsch anlehnt und seine Eigenart durchaus bewahrt, so finden wir doch bei Beiden dieselbe Anmut, dasselbe innige Naturgefühl, dieselbe Formschönheit, denselben Reichtum an kühnen Bildern und dieselbe tiefe Schwermut, obschon dieselbe bei Dias nie in so grenzenlose Verzweiflung überspringt, wie wir es nicht selten bei Lenau bemerken. Sehr wohlthuend berührt jedes wahrhaft gläubige Gemüt der Mangel jener wühlenden, selbstquälerischen Skepsis, über die Lenau nie hinauskam und woran er schließlich zugrunde ging. Auch Dias ist völlig durchdrungen von der Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdischen und drückt sich oft sehr pessimistisch aus, doch wohnt dem Pessimismus noch immer der Glaube an eine bessere Welt inne und seine innige Todessehnsucht äußert sich zuweilen sehr rührend; sie gleicht dem Sehnen eines leiderfüllten Kindes nach dem Schoß des geliebten Vaters, bei dem es reichen Trost für all sein Leid erwarten darf.

Für die Liebe und alle ihre Äußerungen, ihr Hoffen und Verlangen, Trauern und Bangen, Jubeln und Klagen weiß er stets gleich dem nordischen Dichter die süßesten innigsten Töne auf seiner Leier anzuschlagen, doch wird man auch zugleich daran erinnert, daß diese Lieder unter dem ewig blauen, brennenden Himmel des sonnigen Südens entstanden, und wie berauschender, sinnberückender Duft jener fremdartigen Tropenblumen wogt es uns aus ihren Strophen entgegen. Das Leben des Dichters war ein sehr wechselreiches. A. Gonçalves Dias wurde in Caxias in der Provinz Maranhão im Jahre 1823 geboren. Nachdem er einige Jahre ein Lyceum besucht, wurde er im achtzehnten Jahre nach Portugal auf die Universität Coimbra gesandt. Hier lieh er im Juli 1843 seiner tiefen und innigen Sehnsucht nach der Heimat den schönsten und rührendsten Ausdruck in dem Cancão do Exilio (Lied aus der Verbannung), welches er später in seine Poesias americanas einfügte. Nachdem er seine Studien in der Philosophie und der Rechtswissenschaft vollendet, kehrte er nach seiner Heimat zurück, wo er zunächst in Maranhão als Staatsanwalt wirkte. Bald siedelte er aber nach Rio de Janeiro über, wo er für verschiedene litterarische Journale thätig war und auch sein Drama „Leonor de Mendonça“ herausgab, dessen Stoff er der portugiesischen Geschichte entnommen hatte. Seinen Dichterruf begründeten aber erst seine „Primeiros cantos“, die 1846 in Rio de Janeiro erschienen und von denen besonders die Poesias americanas durch ihren Lokalton die ungeteilteste Bewunderung erregten. Auch nach dem Mutterlande Portugal drang bald der Ruhm des jungen Poeten und der berühmteste Lyriker desselben, Alexander Herculano, veröffentlichte in der in der Hauptstadt erscheinenden Revista Universal Lisbonense eine sehr günstige, ja fast begeisterte Kritik dieser Poesien und nannte sie die Inspirationen eines großen

Dichters. Bald darauf wurde Dias als Anerkennung seiner litterarischen Verdienste die Professur der brasilianischen Geschichte an der Universität zu Rio de Janeiro übertragen. Er beschäftigte sich nun vorzugsweise mit historischen Studien und Arbeiten, war aber auch noch außerdem als Dramatiker thätig, indem er die Dramen „Boabdil", „Beatrice Cenci" und „Patkul" schrieb, die aber trotz mancher Schönheiten seinen lyrischen Erzeugnissen nicht gleichkamen. Im Jahre 1857 ging er im Auftrage der Regierung nach Europa, um die höheren Lehranstalten, vornehmlich die technischen Hochschulen kennen zu lernen, und kam auch in dieser Mission nach Deutschland, wo er sich besonders in Dresden längere Zeit aufhielt und hier auch einen Neudruck seines Cantos veranstaltete. Diese Sammlung umfaßt indessen auch die Segundos und Novos Cantos. Die Ultimos Cantos, mit welcher er seiner Poetenlaufbahn hatte Valet sagen wollen, waren bereits im Jahre 1850 in Rio de Janeiro erschienen. Einige Jahre nach seiner Rückkehr unternahm er eine zweite Reise nach Europa, von welcher er aber leider nicht lebend wiederkehren sollte. Er erkrankte auf dem Schiffe, das ihn seiner Heimat zuführte und starb angesichts seines von ihm mit so rührender Innigkeit geliebten schönen Vaterlandes. — Wir glauben uns den Dank des Lesers zu verdienen, indem wir ihm durch Wiedergabe nachstehender von uns verdeutschter Gedichte, die man mit Recht zu seinen schönsten und lieblichsten zählt, Gelegenheit geben, sich über diesen hochbegabten Lyriker selbst ein Urteil zu bilden.

Die Flatterhafte.

An Lieblichkeit gleichst Du der Rose,
Im linden Lenzhauch aufgeblüht,
Der lichten, goldumsäumten Wolke,
Die fern im blauen Äther glüht.

Unstät und wankelmütig bist Du,
Dem schönen, flücht'gen Falter gleich,
Der alle Blumen nur umgaukelt
Und achtlos schweift im Lenzesreich.

An Lauterkeit gleichst Du dem Sterne,
Deß Abbild sich im Meere malt,
Dem milden Mondlicht gleicht die Seele,
Die aus den holden Augen strahlt.

Die schönen, anmutsvollen Glieder,
Sie eignen dieser Erde nicht,
Ein Engel scheinst Du, wunderlieblich,
Entstiegen aus dem ew'gen Licht.

Dich nur zu küssen fast erbeb' ich,
Zu pressen fest Dich an mein Herz,
Mich dünkt, dem zarten Blumenleibe
Bereitet nur ein Kuß schon Schmerz.

Doch sag' nicht, daß Du nur mein Eigen!
Das Leben gleich dem Glück entflieht.
O daß nicht einst auf meinem Grabe
Man scherzen Dich und kosen sieht!

So wie die finst'ren Gräber rötet
Des Morgens purpurfarb'ges Licht,
So spielt und ruht ein flücht'ger Falter
Auf eines Toten Angesicht.

Lied aus der Verbannung.

Aus den Poesias americanas.

Mein Land nur hat Palmenwälder,
Wo ſüß klagt der Sabiá;*)
Vögel, die mich hier umflattern,
Singen nimmer doch, wie da.

Unſer Himmel hat mehr Sterne,
Unſere Auen ſchöner blühn,
Unſere Wälder reich'res Leben,
Unſere Herzen heißer glühn.

Sinnend einſam nachts und träumend
Find' ich mehr Vergnügen da;
Mein Land nur hat Palmenwälder,
Wo ſüß klagt der Sabiá.

Mein Land zeiget üpp'ge Reize,
Wie ich ſie hier nirgends ſah,
Einſam ſinnend nachts und träumend
Find ich mehr Vergnügen da.
Mein Land nur hat Palmenwälder,
Wo ſüß klagt der Sabiá.

Güt'ger Gott, laß mich nicht ſterben,
Eh' mein Land ich wiederſah,
Und ſein Zauber mich beglückte,
Wie es niemals hier geſchah,
Eh' ich ſchau die Palmenwälder,
Wo ſüß klagt der Sabiá.

Getäuſchte Erwartung.

Aus den Poesias americanas.

Was ſäumſt Du, Jatyr, daß ſo oft vergebens
Ich muß aufs Nahen Deiner Schritte lauſchen?
Des Urwalds Leben ſank in tiefe Ruh,
Die Palmenkronen nur im Nachtwind rauſchen.

Die ſtolze Mango hab' ich auserſehn,
An ihrem Fuß den Ruhſitz uns errichtet,
Mit grünen Blättern reich ihn ausgeſchmückt,
Wo mattes Mondlicht unter Blumen flüchtet.

Schon öffnet ſich der Tamarinden Kelch,
Dem Bogari**) entſteigen ſüße Düfte,
Es iſt des Urwalds leiſes Liebesflehn,
Das nächtlich er entſendet in die Lüfte.

Es ſtrahlt der Mond und Sterne ohne Zahl,
Im weichen Nachthauch wonn'ge Düfte ſchweben,
Ein holder Liebesbann umſtricket mich,
Der teurer dünkt mich, als das ganze Leben.

Die Blume, die im Frühlicht ſich erſchließt,
Erſchaut die Sonne nur ein einzig' Mal,
Der Blume gleich' ich und erwarte noch,
Der mich belebe, meinen Sonnenſtrahl.

*) Sabiá: braſilianiſche Nachtigall.
**) Bogari: Eine Art Schlingpflanze.

Ob Du auf Bergen oder Seeen weilſt,
Im Lärm des Tags und in der Nächte Schweigen,
Dir folget doch mein Sinnen überall,
Dich lieb' ich nur allein und bin Dein Eigen.

Der Andern Keinen ſah ich zärtlich an
Und keines Mannes Arm durft mich umfangen,
Es waren Deine, keine andern Hände,
Die mir den Schmuck um meinen Gürtel ſchlangen.

Halboffen liegt die Blüt' der Tamarinde
Und ſtärkern Duft der Bogari verſendet,
Mein ſehnend Herz, das dieſen Blumen gleich,
Beim Fliehn der Nacht die ſchönſten Düfte ſpendet.

Du hörſt mich nicht, Jatyr, und folgeſt nicht
Selbſt ſpät noch meiner Liebe, die Dich ruft!
Tupan!*) Die Sonn' geht auf, und in den Blättern
Der Mango ſäuſelt ſchon die Morgenluft.

Wir geben der Hoffnung Raum, daß dieſe kleine Skizze dem deutſchen Leſer einiges Intereſſe für unſeren Poeten abgewonnen haben und daß ſich bald einer unſerer Verleger veranlaßt finden möge, eine Übertragung der Cantos zu veranſtalten, dann wäre der Zweck dieſer Zeilen erreicht.

Emile Zola als Dramatiker.

Kritiſche Studie von Ernſt Brauſewetter.

(Zürich.)

Über Zola als Romanzier iſt ſoviel geſchrieben worden, daß es kaum möglich iſt, darüber noch etwas Neues zu ſagen. Anders verhält es ſich mit dem Dramatiker Zola, der in Deutſchland bisher meines Wiſſens überhaupt noch keine zuſammenhängende Würdigung gefunden hat. Es liegen auf dieſem Gebiete von ihm ſelbſt bis jetzt vier Werke vor. — Die Dramatiſierungen ſeiner Romane durch Andere übergehe ich füglich. — Das erſte „Therèse Raquin“**) erlebte ſeine Première am 11. Juli 1873

*) Tupan: Manitu: großer Geiſt.

**) Théâtre. Paris, Charpentier, 3,50 Fr. (Enthaltend: Therèse Raquin, Les héritiers Rabourdin, Le bouton de rose.) Deutſche Überſetzung des erſten von J. Savits. Berlin, S. Fiſchers Verlag. 1 Mark.

auf dem „Théâtre de la renaissance“, das zweite „Les héritiers Rabourdin“ folgte am 3. November 1874 auf dem „Théâtre Cluny“, und am 6. Mai 1878 auf dem „Théâtre du Palais“ das dritte „Le bouton de rose“. Dann trat eine lange Pauſe ein, da „Renée“,*) obwohl bereits im Jahre 1880 geſchrieben, erſt am 16. April 1887 im „Théâtre de Vaudeville“ zur Aufführung kam.

Wie eine Betrachtung der dramatiſchen Werke Leſſings eine Unmöglichkeit wäre, ohne ſeine „Hamburger Dramaturgie“ zu berückſichtigen, wie dieſe häufig nur aus jener zu erklären ſind, ſo können wir auch den Dramendichter Zola nicht würdigen ohne einen Blick auf ſeine kritiſche Thätigkeit zu werfen. Der berühmte Romanzier iſt in Frankreich ein ebenſo berühmter, faſt könnte man ſagen berüchtiger Theaterrezenſent. Wie einſt Leſſing dem herrſchenden Zeitgeſchmack zu Leibe ging, wie er die angeſtaunten Muſterbilder von ihrem Piedeſtal herabriß und ſtatt des verzopften Franzoſentums die deutſche Natürlichkeit auf die Bretter forderte, ſo hat auch Zola in ſeinen Aufſätzen in „Bien public“ über den „Naturalismus auf dem Theater“**) dem Geſchmack, der heute die franzöſiſche Bühne beherrſcht, den Krieg erklärt und gerade alle jene Erſcheinungen zerpflückt, die den Beifall der Menge, ja ſelbſt den der Kritik errangen. Er verlangte in dieſen Abhandlungen immer wieder und wieder die Verbannung des Konventionellen, das immer, zur Zeit der Klaſſizität, der der Romantik, wie der des modernen Senſationsdramas den Grundzug der franzöſiſchen Bühnenlitteratur gebildet habe, er verlangte die Beſeitigung jener Theatermache, die ein Scribe ins Leben gerufen, und die die Wahrheit dem Effekte opfere. Er verlangte die Charakter-Analyſe an Stelle der perſonifizierten Ideen und Tendenzen, Individualitäten ſtatt der Typen, eine wahre, natürliche Sprache ſtatt der Pointenhaſcherei und Deklamation, mit einem Wort: ein wahres Bild der Wirklichkeit ſtatt des konventionellen Scheins. Genug es iſt der jetzt überall und auf allen Gebieten der Kunſt tobende Kampf des Realismus gegen den ſogenannten Idealismus, und von ganzem Herzen unterzeichnen wir dieſes Programm und machen es zu dem unſrigen, denn in der That iſt es dieſes, woran die moderne Dramatik krankt.

Betrachten wir nun, wie ſich Zolas dramatiſche Schöpfungen zu ſeinem Syſtem verhalten. Allerdings verwahrt ſich Zola in den Vorreden zu ſeinen Dramen dagegen, daß man ſeine Werke als Muſterbeiſpiel für ſeine Theorie betrachtet, aber wenigſtens wird man ſie doch als Verſuche in dieſer

*) Paris, Charpentier, 2,50 Fr. Deutſche Überſetzung von J. Savits. Berlin, S. Fiſchers Verlag. 1 Mark.

**) Bei Charpentier auch als Buchausgabe erſchienen.

Richtung ansehen müssen, da es ja keinen Zweck hätte, für eine Sache theoretisch einzutreten und in der Praxis der eigenen Theorie zu widersprechen. Zolas Dramen haben bei ihren Aufführungen in Paris, wenn wir von Renée absehen, völliges Fiasko gemacht. Das Publikum hat sie ausgepfiffen, die Kritik in Fetzen gerissen. Mögen bei der letzteren auch eine Reihe persönlicher Gründe dabei mitgewirkt haben, — ein solch' wilder Kämpe, wie Herr Zola, erfreut sich keiner Beliebtheit — so ist das Urteil des ersteren, wenn auch keineswegs maßgebend, so doch auf effektiven inneren Gründen beruhend. Hier wird also die deutsche Kritik, die durch keine persönlichen Gründe beeinflußt ist und seinen Werken vorurteilsfrei gegenübersteht, entscheiden können, ob Kritik und Publikum in Paris Recht hatten; denn Zola ist ein Schriftsteller, dessen Schaffen stets einer Betrachtung wert ist. An seinem Können wird kaum jemand zweifeln, vielleicht aber war sein Wollen ein falsches; vielleicht täuschte er sich darüber, wie sein Ideal zu erreichen ist, oder vielleicht verdient sein Ideal überhaupt nicht die Billigung eines heutigen Publikums. Um diese Fragen zu entscheiden, muß ich die Bühnenwerke in zwei Klassen scheiden, seine Lustspiele: „Le héritiers Rabourdin" und „Bouton de rose" und seine ernsten Dramen: „Therèse Raquin" und „Renée". Es sei mir vergönnt dieselben der Reihe nach einzeln zu besprechen.

„Les héritiers Rabourdin" führt uns einen Mann vor, der von seinen Erben, die ihm immer auf dem Halse sitzen, vollständig ausgeplündert ist und nun sich selbst durch ihre Geschenke unterhalten läßt, indem er ihnen seine zerrütteten Verhältnisse verheimlicht. Da er auch die ihm anvertrauten 3000 Francs, die seiner Pate, der einzigen Person, die seine Lage kennt, gehören, verschwendet hat, zwingt ihn diese, durch eine Sterbekomödie von seinen Erben größere Opfer zu erpressen, und so erhält sie ihr Geld wieder und Herr Rabourdin noch dazu eine herrliche Uhr im Werte von 12000 Francs. Die Erben kommen dabei schließlich zur Erkenntnis der Wahrheit, sehen aber gleichzeitig ein, daß sie Herrn Rabourdin nicht verlassen dürfen, da ihre ganze Machtstellung in dem kleinen Orte eben darauf beruht, daß man sie für die Erben des reichen Rabourdin hält. In der Vorrede erklärt Herr Zola, daß keiner der französischen Kritiker das Stück richtig verstanden habe, daß es nicht eine Comédie im modernen Sinne sein soll und daher auch nicht mit diesem Maßstab gemessen werden dürfe, sondern eine Farce à la Molière. Warum hat er das denn nicht gleich auf dem Titelblatte gesagt? Wenn er eine neue Dramengattung einführen will oder vielmehr in der Rückgreifung auf ein längst verschollenes Genre das Heil der Bühne erblickt, warum das nicht gleich frei und offen

erklären? Er hätte ſich dadurch viele unnötige Anklagen erſparen können. Einer Farce wird niemand die Unwahrſcheinlichkeit, die Übertreibung zum Vorwurf machen. Es iſt ja eben ihr Weſen, durch ſtarkgemalte Striche, gleichſam mit Keulenſchlägen ſeine Wirkung zu erreichen, unter „homeriſchem" Gelächter den behandelten Gegenſtand zu begraben. Wenn Herr Zola ſagt: „Les héritiers Rabourdin" iſt eine Farce, muß die Kritik mit dem Vorwurf der Unmöglichkeit der Vorausſetzung, der Übertreibung der Verhältniſſe, der Undenkbarkeit der Situationen ſchweigen. Aber Herr Zola hat geſagt, das Theater müſſe ſein Heil in der Einführung der Wahrheit, der Darſtellung des Lebens, wie es iſt, ſuchen, er bekämpft jene Schriftſteller, die das Leben ſchildern, wie es vielleicht ſein ſoll. Und was thut er hier nun ſelbſt? Er zeichnet es, wie es nicht iſt, ja er will eine Dichtungsart neubeleben, deren Prinzip darin liegt. Das heißt doch ſeinen eigenen Lehren vor den Kopf ſtoßen.

Aber ſehen wir ſelbſt von dem Verhältnis ſeiner Werke zu ſeiner Theorie ab, worauf ich noch bei „Bouton de rose" zurückkomme, und betrachten wir unſere Farce ganz für ſich. Die Farce darf in groben Zügen malen, man darf in ihr keine volle Wahrſcheinlichkeit verlangen, ſie will nichts als eine Satire auf das menſchliche Leben ſein, ſie will nur unſer Gelächter erregen. Thut das unſer Drama? Was iſt das für eine Komik, die darin geſucht wird, daß jemand allerhand Medikamente und zwar in großen Quantitäten in den Leib gegoſſen bekommt, daß ihm rieſige Brotſchnitten verabfolgt werden, damit er — der „kranke" Rabourdin — bald ſterben ſoll u. ſ. w. Gewiß der Pöbel wird darüber lachen, vielleicht ſogar „wiehern", iſt das aber eine Kunſt, brauchen wir dazu ein Theater? Dann ſind die Clown im Circus auch Künſtler. Das gebildete Publikum wird derartigen Späßen mit verlegener Miene zuſehen, wenn es denſelben nicht einfach den Rücken kehrt. Aber weiter. Iſt denn alles in dieſer Farce wirklich komiſch, das komiſch ſein ſoll? Nein. Dieſer Herr Rabourdin, dieſer betrügende Betrogene iſt überhaupt nicht komiſch — wohl verſtanden im Grundzug ſeines Weſens — er iſt nur gemein. Soll es etwa komiſch wirken, daß er das ihm anvertraute Gut ſeiner Pate durchgebracht hat? Komiſch wirkt nur das Harmloſe, nicht das Schlechte. Über eine Schlechtigkeit kann ein anſtändiger Menſch nie lachen, ſondern nur empört ſein. Oder wenn derſelbe Herr Rabourdin einem harmloſen Burſchen, der ihm nichts gethan hat, ſein mühſam erſpartes Geld abſchwindelt, wo er weiß, daß er es niemals zurückgeben kann, ſo iſt das einfach unanſtändig, und Unanſtändigkeit iſt gar nicht komiſch. Und ferner dieſe Charlotte, Rabourdins Pate! Iſt das, was ſie begeht, nicht geradezu Diebſtahl.

Mögen die andern daran Schuld sein, daß sie bestohlen ist, ist sie deshalb berechtigt, das ihr Gestohlene zurückzustehlen? Nein, und daher werden wir über ihren Erfolg nicht lachen, sondern uns nur ärgern. Sicher sind die andern offener, weniger hinterlistig, als sie, verfahren. Wir erfahren zwar nicht, wie die Erben Herrn Rabourdin soweit gebracht haben, sich völlig zu ruinieren, sicher ist aber, daß sie es höchstens durch Schmeicheleien ꝛc. erreicht haben, das heißt, sie haben seine Schwäche benutzt, aber ihn nicht betrogen. Das aber ist es, was er und Charlotte mit den Erben machen, und darüber sollen wir lachen! Das Lachen entspringt der Freude. Über den Erfolg der Schlechtigkeit können wir uns nicht freuen.

Betrachten wir nun „Le bouton de rose“. Nehmen wir einen alten Hôtelbesitzer (Ribalier), der durch allerhand Toilettenkünste noch immer „fesch“ erscheint und auf seine kleinen Liebesabenteuer nicht verzichten will, und setzen wir voraus, daß diesem wenig moralischen Herrn sein Freund und Associé (Brochard) während der Zeit einer Reise seine Frau (Valentine) zur „Bewachung“ anvertraut. Setzen wir ferner voraus, daß diese Reise in der Hochzeitsnacht, bevor der Gatte das Zimmer der jungen Frau betreten hat, stattfindet, und daß dieser Gatte ein wilder Poltron ist, der dem Freunde mit Mord und Todtschlag droht, wenn er ihm die Gattin nicht „intakt“ zurückliefert. Setzen wir ferner voraus, das die Gattin diese Unterredung behorcht und beschließt, sich an ihrem Manne zu rächen und ihm zu beweisen, daß man die Frauen nicht bewachen kann, sondern daß sie sich selbst bewachen. Setzen wir ferner voraus, daß in dem Hotel ein Ehepaar (Chamorin) wohnt, das sich gegenseitig betrügt, daß der Ehemann aber niemals seine Frau hat in flagranti ertappen können, obwohl dies sein sehnlichster Wunsch ist, und daß er alle Männer bittet, ihm dazu Gelegenheit zu verschaffen. Setzen wir ferner voraus, daß auch Ribalier mit ihr Zärtlichkeiten getauscht, dann aber mit ihr gebrochen hat, und daß sie sich ihn zurückerobern möchte. Setzen wir ferner voraus, daß Valentine die Tochter eines Offiziers ist, und daß ihre Mutter eine Pension für Offiziere hatte, und sie daher das ganze 207. Regiment, das jetzt in Ribaliers Stadt in Garnison liegt, kennt. Setzen wir ferner voraus, daß in einem Hotel alle Welt bei offenen Thüren schläft, — selbst in den Armen der Geliebten — daß man aus einem Zimmer in das andere ohne weiteres gelangen kann, setzen wir endlich voraus, daß man bei einer nächtlichen Liebeszusammenkunft kein Wort mit einander spricht, und daher statt einer Dame eine andere untergeschoben werden kann, ohne daß der Liebhaber es bemerkt, — so ist es ersichtlich, daß sich aus diesen Voraussetzungen einige köstliche komische Situationen schaffen lassen. Frau Valentine Brochard wird es durch eine

Komödie mit den Offizieren des 207. Regiments leicht dahin bringen, daß Herr Ribalier sie für ein ganz liederliches Frauenzimmer hält, sodaß er ihre Tugend nicht mehr zu bewachen braucht, da dieselbe gar nicht mehr vorhanden ist und, indem er sich sagt: wo alles liebt, kann Carl allein nicht hassen, sie um ein nächtliches Rendezvous in ihrem Zimmer bittet, was ihm auch gewährt wird. Das heißt an Valentinens Stelle erscheint Frau Chamorin, die sich durch diese Liebesnacht Herrn Ribaliers Zuneigung zurückzuerobern hofft. Da alle Welt bei offenen Thüren schläft, kann nun durch Veranstalten Valentinens Herr Chamorin seine Frau mit einem Liebhaber überraschen, sodaß sein sehnlichster Wunsch erfüllt ist, und seine Frau ihm nun nicht mehr ungestraft Vorwürfe machen kann. Herr Ribalier aber glaubt sich von dem plötzlich zurückgekehrten Brochard überrascht und wird infolgedessen von Gewissensbissen und Angst vor den Folgen seines schlechten Thuns, das ihm jetzt plötzlich klar wird, gefoltert. Kommt nun noch dazu, daß Brochard am nächsten Morgen wirklich in wütender Stimmung heimkehrt, was Ribalier natürlich auf seine Rechnung setzt, so entsteht daraus eine Szene, die im Publikum wahrhafte Lachstürme hervorrufen muß, und deren Wirkung sich dadurch noch nach und nach steigert, daß Ribalier allmälig seine vermeintliche Schuld gegen den Freund beichtet und diesen so in eine noch größere Wut versetzt, bis die Lösung durch Chamorin herbeigeführt wird, der sich bei Ribalier für den ihm geleisteten „Freundschaftsdienst" bedanken kommt. Brochard erfährt nun die Wahrheit, Ribalier aber hält die Erklärung Chamorins für eine Erfindung Valentinens, um sich und ihn zu retten.

Gewiß ein ungemein lustiger, zwar allzu frivoler, aber als Ganzes nicht gerade unmoralischer Schwank; eine Farce, wie Herr Zola ja selbst sagt. Die Charakterzeichnung ist hübsch ausgeführt, so daß das lustige Machwerk auch nach dieser Richtung hin nichts zu wünschen übrig läßt. Die Intrigue und Verwicklung ist geschickt eingefädelt, weiter gesponnen und aufgelöst. Hätte das Ganze ein beliebiger Possenfabrikant hergestellt, so könnte man seine Töchter zu Hause lassen und lächelnd im Theater Beifall klatschen für den lustigen Abend, der einem vom Verfasser bereitet ist, und das Theater mit dem in meiner Heimat in solchen Fällen gebräuchlichen Ausdruck: „So'n Blech!" verlassen, um bereits in acht Tagen das Ganze vergessen zu haben. Mit solchem Maßstabe wird Zola aber wohl nicht gemessen werden wollen und kann es auch nicht. Wenn man zwei Jahre lang öffentlich für eine Reform des Theaters auf Grundlage der Wahrheit und Natur eingetreten ist, wenn man wieder und immer wieder gesagt hat: „Was ihr liefert, ist Theaterleben, nichts Wirkliches, und dieses allein gehört auf die Bühne" — dann darf man nicht zu der alten Intriguen- oder gar

Komödien-Komödie zurückgreifen. Man darf dann nicht die unwahrscheinlichsten Voraussetzungen häufen und die Komik in erster Reihe in den Situationen suchen. Das ist die niedrigste Art der Komik und eines Reformators unwürdig. Das ist Theaterleben und nicht Wirklichkeit. Die wahre, feine Komödie, das Lustspiel, darf seine Komik nicht in den Situationen suchen, sondern in den Charakteren. Bei den germanischen Völkern ist man sich darüber längst einig und unsere wenigen Meisterwerke auf dem Gebiet des Lustspiels, wie Lessings „Minna von Barnhelm", Kleists „Zerbrochener Krug", Gutzkows „Zopf und Schwert", Freytags „Journalisten", Schlesingers „Mit der Feder", Wildbrandts „Maler", Jordans „Durchs Ohr", Björnsons „Neuvermählte" und Ibsens „Bund der Jugend" sind nach diesem Prinzip gearbeitet. Die Komik liegt hier in erster Reihe in den Charakteren und zwar sind diese bis auf die feinsten Details individualisiert, und aus ihrer Konsequenz folgt die komische Handlung, die komischen Situationen. Das ist die einzig wahre Komödie, die einzig erstrebenswerte. Zu ihrer Erreichung ist keine Reform nötig, denn die Muster sind da, aber gottbegnadete Dichter, denn nur solche können derartige Werke hervorbringen. Nach Zolas Erklärungen hat Frankreich seit Molières Tagen keine Charakter-Komödie gehabt. Ich will darüber nicht streiten, sei es im großen Ganzen so; aber dieses Übel wird dadurch nicht gebessert, daß man selbst Werke mit vorwiegender Situationskomik schreibt. Arbeiten wie „Les héritiers Rabourdin" und „Le bouton de rose" hat uns August von Kotzebue haufenweis geliefert, aber bei uns sind diese längst als Nichtigkeiten in die Rumpelkammer geworfen und auf Lessings Grundlage weitergebaut.

Auf dem Gebiete der Komödie erfüllt Zola also die in seinen theoretischen Werken aufgestellten Principien nach keiner Richtung und kann keineswegs als Reformator betrachtet werden. Der Mißerfolg bei Kritik und Publikum ist begründet in dem hohen Ruf, den der Verfasser genießt, und der Niedrigkeit der Leistung. Mit der Erneuerung der als berechtigte Kunstgattung längst begrabenen und nur noch zur Erheiterung des Publikums ihr Leben fristenden Farce ist niemand gedient.

Anders steht es mit Zolas ernsten Dramen. Zwar ist er auch hier für die Weltlitteratur kein Reformator, denn alles das, was er theoretisch will und hier auch praktisch ins Werk setzt, hat Hebbel in seiner Maria Magdalena, Ibsen und Björnson in ihren Familiendramen, Voß in seiner Alexandra, Sudermann in seiner „Ehre" längst geleistet, aber als Franzose ignoriert er das ja natürlich und kann daher für Frankreich der Schöpfer der realistischen Familien-Charakter-Tragödie werden. (Schluß folgt.)

Bildhauer Rudolf Maison.

Von Fritz Hammer.

(München.)

In Berlin haben einige jüngere Schriftsteller die Losung ausgegeben: „Überwindung des Naturalismus!“ Als ob sich so etwas überhaupt nach Lust und Laune kommandieren ließe! Als ob die geistigen Bewegungen im Völkerleben sich wie ein Exerzier-Reglement behandeln und die schöpferischen Köpfe wie Rekruten drillen ließen! Heute so, morgen so, übermorgen wieder anders, wie es einigen nervös verwirbelten und verzwirbelten Inhabern unstät sich jagender Einfälle gerade in ihren Paranoia-Kram paßt. Das ist wie mit jenem tollen König von Polen: weil er betrunken war, sollte das ganze Volk besoffen sein. Dem Volk fiel es aber gar nicht ein, den Rausch seines Despoten zu teilen, es blieb ruhig und vernünftig und ließ den königlichen Söffling zum Teufel fahren.

Die Herren Überwinder des Naturalismus mögen also eifrig weiter überwinden und sich in ihrem Siebenmeilenstiefel-Fortschritts-Rausch nicht stören lassen; indessen werden die ernsthaften Arbeiter Deutschlands mit hellen Sinnen an ihren Werktischen verharren und das reiche, vielgestaltige Leben, das Dichten und Trachten ihres Volkes so echt und kraftvoll als möglich in ihre Schöpfungen zu bannen suchen. Die Franzosen und ihr Naturalismus gehen uns dabei gar nichts an. Wir kümmern uns so wenig um sie, als sie sich um das Ausland kümmern. Der deutsche Naturalismus steht nicht am Ende, sondern am Anfange seiner Entwicklung. Wir haben noch heidenmäßig viel zu thun, um die Summe von modernen Werken in Schrifttum, Malerei und Plastik hervorzubringen, auf welche die Franzosen schon seit Jahrzehnten zurückblicken können — nicht die Art von modernen Werken; denn der deutsche Naturalismus wird sich in seiner Art und Entwicklung von dem französischen unterscheiden, wie sich der deutsche Bürger vom französischen, die deutsche Landschaft von der französischen, kurzum die deutsche Natur mit allem Drin, Drum und Dran von der französischen unterscheidet. Und aus den Reihen der Schaffenden werden die Individualitäten und Charakterköpfe immer kräftiger und leuchtender heraustreten und zu Trägern aller künstlerischen Spielarten werden, die in dem großen naturalistischen Prinzip verschlossen liegen. Nur die Schablonisten und Nachahmer werden an der allgemeinen, groben Norm kleben bleiben und die naturalistische Dutzendware fabrizieren, deren Massenhaftigkeit erst den Unterscheidungssinn des Volkes auf das Feine und Auserwählte der neuen Kunst lenkt!

Ja, erst am Anfange der naturalistischen Entwicklung stehen wir in Deutschland, während in Frankreich der naturalistische Geist nicht nur in allen Kunstgebieten als umgestaltende und verjüngende Kraft eingedrungen ist, sondern auch das Leben des Volkes nach allen Richtungen hin durchgepflügt und für die Aufnahme der neuen Schöpfungssaaten urbar gemacht hat.

Am kräftigsten hat der naturalistische Geist in der Kunststadt München eingesetzt, obwohl er hier nicht weniger Widerständen und Schwierigkeiten zu begegnen hatte, als in irgend einer andern Kunststadt in deutschen Landen. München beherbergt heute nicht nur die entschiedensten Naturalisten in der Litteratur und Malerei, sondern auch in der Plastik spricht sich das Prinzip der Moderne immer nachdrücklicher aus. Der hervorragendste Vertreter derselben ist der geniale Bildhauer Rudolf Maison, den wir heute unsern Lesern im Bilde vorführen.

Seit bald zehn Jahren schon steht sein Name im Vordertreffen bei allen Schlachten, die hier zwischen den Alten und Jungen, zwischen den Nachzüglern der Klassizistik, der Romantik und aus beiden und anderen Richtungen gemischten Kompromiß-Macherei einerseits und den entschlossenen Verfechtern der neuen Kunst andererseits geschlagen werden. Leider sind es keine frische, fröhliche Schlachten, die auf freiem Plane, bei gerechter Verteilung von Sonne und Schatten und anderen elementaren Faktoren ausgefochten werden. Der Ausgang des heißen Ringens entzieht sich meist den Mächten, die allein göttlichen Sieg verleihen: der Herrlichkeit des stärkeren Talentes, der Reinheit des künstlerischen Charakters, dem teilnehmenden, unbeirrten Sinn des Volkes, das in jubelnden Zurufen seine siegreichen Helden kürt; die Entscheidung wird hinter verschlossenen Thüren gefällt, nach Gesichtspunkten und Erwägungen, von denen sich ein arglos Gemüt meistens nichts träumen läßt.

So jüngst wieder, als es sich um den Wettbewerb für die Errichtung eines monumentalen Brunnens als Abschluß der Anlagen auf dem Maximiliansplatze handelte. Die Stadt München hat für dieses Werk einige Hunderttausend Mark bewilligt, und der hohe Magistrat ist gehalten, dafür die Augen aufzumachen und etwas Tüchtiges herbeizuschaffen. Sollte das so schwierig sein? Sieh', das Gute und Beste liegt so nah'! Es begab sich aber folgendes bei der Konkurrenz: Unter den eingesandten, die Münchener Bildhauerei auf einer hohen Stufe zeigenden Arbeiten ragten besonders zwei hervor. Die eine, ein Werk voll kühner Individualität, reicher, freischöpferischer Phantasie und jener entzückenden Naivität, die an das Traumleben des Genies gemahnt, die andere, ein Werk voll technischer

Bravheit, gereift in einer technischen Schule, in welcher die „goldene Mitte" als der Gipfel aller Kunst gilt. Die freien Kunstfreunde und die unabhängigen Kritiker in der Presse erklären sich mit Begeisterung für die erste Arbeit — ihr Urheber heißt schlichtweg Rudolf Maison. Die Preisrichter schwanken, denn der Urheber der zweiten Arbeit nennt sich Rümann, ist Professor und Gunstperson in den höchsten Kreisen. Und wie gesagt: Rümanns Arbeit ist tadellos vom Standpunkt der konventionellen Kunstmoral, ein ehrbar, züchtiglich Werk. Was thun? Ei Saperlot, man beschließt eine — engere Konkurrenz, vielleicht geschieht da ein Wunder, das den weisen Richtern aus der Klemme hilft. Angenommen. Die Herren Preisrichter versammeln sich vollzählig zum zweiten Gerichtstag — nur einer giebt seinen Abschied: Professor Hildebrand in Rom. Ergebnis der erneuten Juroren-Anstrengung: Lobsprüche links und Lobsprüche rechts, zur Ausführung jedoch kann keins der geprüften Modelle mit Bestimmtheit empfohlen werden. Festessen, Festreden, Tusch, allgemeine Heiterkeit. Kommt Zeit, kommt Rat. Der Rat erschien nach einigen Monaten in Gestalt eines — Gratis-Modells von dem absentierten Exjuror Professor Hildebrand in Rom! Alle Welt schüttelte den Kopf, niemand ist von diesem nüchternen, klassizistischen Ding ohne Freude nnd ohne Leben befriedigt, niemand, außer den Herren im hohen Magistrat der Kunststadt München. Und das römische Gratis-Modell wird amtlich zur Ausführung angenommen.

Das war nun doch selbst dem biederen Oberkritikus Friedrich Pecht zu starker Tabak, und er setzte sich hin, probierte seine patriotischen Diplomatenfedern, nahm die gelindeste und schrieb gelassen den großen Satz: ... „Es ist aber sehr bedauerlich, daß der Münchener Magistrat der doch wahrlich hochachtbaren Münchener Bildhauerschule bei dieser Gelegenheit ohne allen zureichenden Grund ein sehr auffälliges Mißtrauensvotum zuziehen zu müssen sich in die Lage gebracht hat."

„Müssen?" verehrter Herr Pecht? Aber Schwamm drüber! — — —

Rudolf Maison kann sich trösten. Was der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt gesündigt, hat der Magistrat einer kleinen Provinzstadt im Voraus gut gemacht: auf dem Bahnhofsplatz in Fürth bei Nürnberg prangt einer der herrlichsten Monumentalbrunnen der Neuzeit, hervorgegangen aus der Werkstatt des genialen Meisters Rudolf Maison. Und hat die Kunststadt München keinen Auftrag für ihn, die Reichshauptstadt Berlin ist auch da — und Berlin hat Maison in die Reihe jener vaterländischen Künstler aufgenommen, welche berufen worden sind, die Wände des erstehenden Reichstagsgebäudes mit großartigem Figurenschmuck zu zieren. Und wissen die Väter der Kunststadt München heute noch nichts aus der unerschöpflich

quellenden Bildkraft Maisons zu machen, der bayerische Landesvater Ludwig II. hat es bereits vor Jahren bei der Erbauung seines Herrenchiemsee-Schlosses verstanden, dem Genie des jungen Künstlers eine würdige Aufgabe zu stellen: die berühmteste Brunnen-Kolossalgruppe ist Maisons Werk!

Und wer in aller Welt hätte nicht im Modell oder in der Abbildung oder aus der Beschreibung jene wunderbare, verblüffend neue Gruppe der „Kreuzerhöhung Christi" kennen gelernt, mit der sich der tiefsinnige Naturalist Maison vor acht Jahren mit einem Schlage als schöpferische Großmacht ersten Rangs den Kunstfreunden vorstellte? Die Ausstellung dieses unvergleichlich kühnen Werkes wirkte bei seiner ersten Ausstellung im Odeon zu München und später in Wien wie eine neue Offenbarung und alle Zeitungen waren voll davon. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo sich irgend eine fromme Gemeinde zu einem künstlerischen Augenaufschlag aufrafft und Verständnis auch für eine solche Offenbarung gewinnt und das Maisonsche Modell in Stein oder Holz zur Ausführung bringen läßt. Denn diese Kreuzerhöhung, so fest sie auch auf dem Boden modernster künstlerischer und geistiger Auffassung steht, ist im tiefsten Grunde ein eminent religiöses Werk, ganz in dem Sinne wie Fritz v. Uhdes Evangelienbilder „Abendmahl" u. s. w. religiöse Bilder sind.

In jeder Faser modernster Künstler ist Maison da, wo er seinen Werktisch mitten in die heutigen sozialen Alltagskämpfe hineinrückt und uns z. B. in einer figurenreichen Gruppe eine „Streikszene" schildert oder die „Ausgrabung eines verschütteten Arbeiters". Hier erleben wir staunend die Wunder des künstlerischen Impressionismus und die viel mißbrauchten Redensarten von „elementarer Leidenschaft", „dramatischer Spannung" erfüllen sich mit stärkstem Inhalte. Freilich ist das eine Kunst, die bei den Reichen und Satten, die nur nach Amüsement lüsteln, noch lange vergeblich nach Brot und Anerkennung gehen wird. Ja, diese Reichen und Satten, hat sie uns Maison nicht selbst mit rücksichtslosem humoristisch-satyrischen Griff in seinem „römischen Epikuräer" typisch verkörpert? In diesem feisten Glatzkopf mit den wollüstig schmatzenden Wulstlippen, den Zwinkeraugen in Erwartung eines lukullischen Mahles?

Das ist das Auszeichnende des wahrhaft großen Künstlers, daß er alle Seiten des Lebens erfaßt, ein gleich treues und promptes Auge hat für Hohes und Tiefes, ein gleich bereites Herz für alle Empfindungszustände des Ewigmenschlichen. Ein Besuch in dem mit Arbeiten und Entwürfen überfüllten Atelier Maisons zeigt dem Aufmerksamen sofort, daß er bei einem solchen wahrhaft großen Künstler zu Gast ist.

Und wie schlicht und liebenswürdig giebt sich da die Persönlichkeit des

Künſtlers ſelbſt, wie weiß er die natürliche Beſtimmtheit und Offenheit ſeiner Urteile und Meinungen mit geſundem Humor und feinem Spott zu vereinen! Trotz ſeines franzöſiſchen Namens iſt Maiſon in jedem Zoll ein kernig deutſcher Mann. Er wurde 1854 als der Sohn eines Schreinermeiſters in Regensburg geboren. Er machte den elementaren Bildungsweg bis zum Polytechnikum durch, immer den leidenſchaftlichen Drang im Herzen, Künſtler zu werden. Die Vermögensverhältniſſe ſeiner Eltern waren nichts weniger als glänzend, und ſo mußte er ſich an frühzeitigen Selbſterwerb gewöhnen. Neben ſeinen Studien gab er Privatunterricht, zeichnete, trat dann, als er bei Profeſſor Halbig einige Übung im Modellieren erlangt, als Arbeiter in ein Bildhauergeſchäft, wurde aber wegen unzureichendem techniſchen Geſchick bald wieder entlaſſen. Und die Jahre der Not begannen, auch der geiſtigen Not, denn nur die Arbeit ſchmeckte und glückte ihm, die er nach eigenem Sinn ausführen durfte. Um ſich über Waſſer zu halten, nahm er eine zweite Lehrerſtelle an einer Schnitzſchule in Südtyrol an. Aber das paßte ihm auch nicht auf die Dauer. Streifzüge durch ganz Deutſchland folgten, unterbrochen durch kurze Brotſtellen in künſtleriſchen Geſchäften. Dann quälte er ſich eine zeitlang in München als Arbeitſuchender herum, bis er ſich ſtracks entſchloß, ſich hier ſelbſtändig zu machen und als eigener Herr und Meiſter Aufträge in allerlei dekorativen Arbeiten, Porträts u. ſ. w. zu bekommen — und friſch drauf los nur eine ſich als Ziel und Richtſchnur zu nehmen, die über allen Schulen und Richtungen und Betrieben ſteht: die ewige, unerſchöpfliche Natur!

Und es ging, zwar mit Ach und Krach zuweilen, aber es ging. Und als er ſein ſiebenundzwanzigſtes Jahr hinter ſich hatte, nahm er ſich ein ehelich Weib und aus dem ehelichen Weibe ward eine kluge und beratſame Freundin, die den größten Teil ihrer materiellen Gabe auf dem Altare der Kunſt opferte — klaſſiſch ausgedrückt — und dem tapferen Rudolf geſtattete, ſeinen großen Entwürfen und Plänen etwas Erkleckliches zu Liebe zu thun. Zwiſchen den monumentalen Werken von der Art der „Kreuzerhöhung“ ſchuf er eine Menge marktfähiger Genreſiguren, um als guter Hausvater im ſchönen Gleichgewicht zu bleiben, und ſein Fleiß, ſeine Kraft und ſein unerſchütterlicher Glaube an den Sieg der hehren Kunſtideale führten ihn aus Drangſal und Wirrnis auf die reine Höhe echten, mannhaften Künſtlertums, auf der ihn heute das deutſche Volk erblickt, ſoweit es ſcharfe, weitdringende Augen hat und ein kühnes, kunſtfreudiges Herz. Amen. —

Aus dem Kunstleben.

I.

Verein „Deutsche Bühne" in Berlin; 3. Vorstellung am 30. November 1890. „Brot!" Schauspiel in 5 Akten von Conrad Alberti.

Die Thatsachen: das Drama, gut gespielt (ich hebe Herrn Purschian in der Hauptrolle, Herrn Woldemar als Luther, Frl. Burska als Grafentochter Gerlind hervor) und geschickt inszeniert, errang einen starken Erfolg. Die ersten drei Akte einen vollen, die letzten einen teilweisen. Sämtliche anderslautende Berichte sind Entstellungen der Wahrheit.

Der künstlerische Wert des Stückes? Es ist hier nicht der Ort, darüber zu sprechen. Kein naturalistisches Meisterwerk; auch kein „revolutionäres" Stück, wovon gewisse Leute fabelten. Das vor sechs Jahren geschriebene Drama ist als ein soziales angelegt und hat, trotz romantischer Züge, einen Stich ins Moderne, was auch Erwin Bauer, der sich als vorurteilsfreien und einsichtigen Kritiker zeigte, in seinem „20. Jahrhundert" anerkannte. Bereits 1888 sagte Bleibtreu im „Kampf ums Dasein der Litteratur", S. 40 ff. in einer Besprechung, die als den Hauptfehler des Schauspiels die Herabwürdigung des genialen Münzer zu einem sentimentalen Liebhaber bezeichnete, die theatralische Wirkung des Stückes voraus. Alberti, eine vorwiegend didaktisch veranlagte Natur, war einer der ersten, der als scharfer, geistvoller Ästhetiker eine neue Litteratur in Deutschland anbahnen half; es ist erklärlich, daß er damals sein Stück für realistisch und für modern hielt. Man hat „Brot!" inzwischen überholt, man ist weit radikaler, extremer und auch einseitiger geworden: nun, Alberti wird durch sein nächstes dramatisches Erzeugnis beweisen, daß er hinter seiner Zeit nicht zurückgeblieben ist.

Die Berichte über die Aufführung lieferten einen schwer wiegenden Beitrag für die Thatsache der Korruption der Kritik. Gerade die Helden, welche die oft recht fragwürdigen Jambenhistorien des starken realistischen Novellisten Wildenbruch (auch die „Haubenlerche" erklärt sich nur aus seiner modernen Produktion), den Kompromißrealismus eines Sudermann — nach dem äußern Erfolge — verherrlichten und die rein stofflich wenig ansprechenden Produkte des extremen Naturalismus (Hauptmann) verdammten, die zumeist nicht aufgeführte „Buchdramatik" unserer Litteratur (Bahr, Halbe, Kummer, Lienhard, v. Basedow, Bleibtreu u. s. w.) aber gar nicht kennen, — haben am allerwenigsten das Recht, einen erhabenen, arrogant absprechenden Standpunkt einem derartigen geschichtlichen Drama gegenüber einzunehmen. Wenn sie Kunstrichter wären, die auf einem einseitig naturalistischen Standpunkt

ständen, — schön: so wie sie sind, brauchen sie sich jedenfalls über Alberti nicht mehr als über Wildenbruch zu beklagen. Man benahm sich unfein, erlaubte sich über die Person des Autors hämische Bemerkungen, die durchaus nicht zur Sache gehörten, man urteilte ungerecht: kurz: man benutzte die gute Gelegenheit, alle Scharten wieder auszuwetzen und an dem unbequemen, rücksichtslosen Gegner sein Mütchen zu kühlen. Da „Brot!" von einem Berliner Theater noch für diese Saison zur Aufführung angenommen ist, so wird die Öffentlichkeit nochmals zu dem Stück Stellung zu nehmen haben.

Heinrich Ernst Wachler.

II.

München hat seine dritte „Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen" für 1891 gesichert. Um der Konkurrenz von Berlin und Stuttgart erfolgreich zu begegnen, soll diesesmal der ganze Glaspalast als Ausstellungshalle benutzt und einzelnen Zweigen, wie der Plastik, der Graphik, eine bedeutendere Aufmerksamkeit geschenkt werden, als in den Vorjahren. Wie wir hören, beabsichtigt man auch, die zu vergebenden Preise wertvoller und zahlreicher zu machen und bei erzielten Verkäufen den Künstlern weniger hohe Prozente für die Vermittlung abzuzwacken. —

Der in dieser Zeitschrift und in den Münchener Neuesten Nachrichten angeregte „Verein für Originalradierung in München" scheint eine sehr schwere Geburt zu haben. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird aber das neue Geschöpf bald mit gesunden Gliedern das Licht der Kunststadt erblicken. Unsere besten Wünsche im voraus. Auf die näheren Umstände der Entbindung werden wir später einen dankbar beschaulichen Blick werfen. —

In der Oper und im Schauspiel haben interessante Neubesetzungen der Rollen stattgefunden. Der wichtigste dieser Auffrischungsversuche wurde an der Wagnerschen Brünhilde in der „Walküre" vollzogen. Künftig wird Wodan nicht mehr der Frau Vogl, sondern dem Fräulein Ternina die Gottheit von der Stirne küssen. Ternina ist eine hervorragende Sängerin, aber den Ruhm ihrer Vorgängerin (aus deren besten Tagen) wird sie nicht zu trüben vermögen. Das Waldfrische, Urgermanisch-Rassige im Spiel der Brünhilde-Vogl wird nicht so leicht eine andere Darstellerin erreichen. —

Am 7. Januar wurde im Gärtner-Theater „Arbeit", Schauspiel in vier Aufzügen von Jones, deutsch von W. Wulff, zum ersten Male gegeben. Als Gäste wirkten mit: Fräulein v. Hausen aus Berlin und Herr Knorr vom Hoftheater in Meiningen. Der erste Akt sprach wenig an, er wurde auch nicht sonderlich gut gespielt. Besser wirkten die letzten Akte. Die Darsteller der Hauptrollen und die Gäste wurden am Schluß stürmisch ge-

rufen. Herr Knorr, der früher mehrere Jahre der Münchener Hofbühne angehörte, erhielt zwei Lorbeerkränze. Er hatte die dankbare Rolle des Robert Duncan inne. Das Stück hat manche hübsche und ergreifende Einzelheit, ist jedoch im ganzen wenig bedeutend. Die gute Absicht des Verfassers, ein richtiges modernes Volksstück mit modernen Problemen zu schaffen, soll lobend anerkannt werden. —

Im königl. Residenztheater erzielte am 10. Januar das Otto Ludwigsche Schauspiel „Das Fräulein von Scuderi" in der Wilhelm Buchholzschen Bearbeitung einen durchschlagenden Erfolg. Diese Thatsache ist um so erfreulicher, als damit der deutschen Bühne ein überaus merkwürdiges Kunstwerk gewonnen wurde. Freilich wird man für die entscheidende Rolle des dämonischen Goldschmiedes Cardillac nicht leicht anderswo einen so außerordentlichen Darsteller finden, wie ihn München in dem vortrefflichen Wilhelm Schneider zu besitzen das Glück hat. Seine Auffassung und Darstellung dieser wahrhaft shakespeareschen Charakterfigur war in jedem Zuge eine Meisterleistung erster Größe. —

Ibsens neuestes Drama „Hedda Gabler" wird auf der Münchener Hofbühne in Deutschland seine erste Aufführung erleben. —

M. G. Conrad.

Kritik.

Romane und Novellen.

Schamyl. Roman von A. G. von Suttner. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

A. G. von Suttner ist bekanntermaßen in seinen Romanen immer da am glücklichsten, wo er den Kaukasus zum Schauplatz und die eigenartigen Kulturzustände desselben zum Ausgangspunkt der geschilderten Vorgänge nimmt. Die Reihe interessanter Werke, die er in diesem Sinne früher schon geschaffen, erhält einen sehr erfreulichen und beachtenswerten Zuwachs durch diesen soeben erschienenen Roman. Ein heißer Kampf zwischen den Ureinwohnern des Kaukasus und den vordringenden Russen, zwischen Islam und Christentum ist es, der sich hier in bewegten Bildern vor uns abspielt, ein Stück moderner Völker- und Kulturgeschichte im Rahmen des episch gerundeten Kunstwerks. Durch das Ganze geht der Pulsschlag einer stürmisch erregten Zeit, die auch die Geschicke junger Herzen, für die der Verfasser uns lebhaft zu interessieren weiß, in ihre verhängnisvollen Wirren mit hineinzieht.

Dichterisch noch bedeutender, weil persönlich eigenartiger, erscheint uns desselben Verfassers kleine Novellensamm-

lung „Kinder des Kaukasus“ (Dresden, Pierson). Das Skizzenhafte weht uns so ursprünglich, frisch und künstlerlaunig an, daß wir gern zu einigen besonders gelungenen Stücken immer wieder zurückkehren. „Daredjan“ und diese „Kinder des Kaukasus“ halten wir für die blutvollsten und rassigsten Schöpfungen Suttners. X. Y. Z.

Kulturkampf. Erzählende Dichtung von Franz Kranewitter. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1890.)

In Versen à la Cid schildert uns der Dichter einen Kulturkampf, der in einem Dörfchen am oberen Inn spielt. Die Personen, welche handelnd erscheinen, sind gut gezeichnet; der Kampf zwischen einem fanatischen Priester und einem aufgeklärten Bauer führt zu ergreifenden Szenen. Der Schluß ist versöhnend und wird viel dazu beitragen, der wertvollen Dichtung auch dort Leser zu gewinnen, wo es am nötigsten, an den Sitzen der Intoleranz, „im heilgen Land Tyrol“. S.

Setze einem litterarischen Durchschnitts-Prüfling die Pistole auf die Brust mit der Frage: Welches ist der bedeutendste elsässische Roman der letzten fünfzig Jahre? — und der Unglückselige wird sich stumm niederschießen lassen. Giebt's das überhaupt, einen elsässischen Roman, und von einer Bedeutung, daß man in einem Litteraturexamen danach fragen dürfte, ohne eines unpassenden Scherzes geziehen zu werden? Unglaublich, nicht wahr? So steht's mit unserer schöngeistigen Bildung in Deutschland, daß man alle egyptischen Romane von Ebers am Schnürchen haben und von dem himmelhoch darüber stehenden typischen elsässischen Roman von Ludwig Spach keine Silbe wissen kann. Wer ist Spach? Die allermeisten klassisch gebildeten Reichsdeutschen von heute werden auch hierauf keine Antwort wissen, so wenig bewandert sind sie in der geistigen Geschichte der deutschen Lande. Denn das ist das Kennzeichnende unserer Bildung, daß wir im Heimatlichen am wenigsten daheim sind, wir Allerweltswisser. Wer noch einen Rest von vaterländischem Gewissen hat, der wende sich an die nächste — Leihanstalt: Geben Sie mir gegen die übliche Leihgebühr „Heinrich Farel“ von Ludwig Spach, verdeutscht und bearbeitet von Hermann Ludwig, erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart!

Gott segne deine Studia, du bist ein — Deutscher, Halleluja.

Fritz Hammer.

„Passionsblumen“ betitelt sich das erste um Weihnachten herausgekommene Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dasselbe enthält vier auserlesene Geschichten: Seelenverwandt — Mimis Weihnachtsabend — Warum? — Hochzeitstag. Von der nämlichen Verfasserin erscheint um Ostern das zweite Novellenbuch, betitelt: „Helldunkel“. Dieser Hinweis genügt für den Litteraturfreund. X. Y. Z.

Die Versuchung. Eine Studie von Wilhelm v. Polenz. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Es ist die Geschichte eines naiv-idealistischen Jünglings, der vom Weibe besiegt wird und auf dem Weg der Sünde zu einer Welt- und Menschenanschauung gelangt, welche der Wirklichkeit und seiner eigenen Natur mehr entspricht, als seine vorige jungfräuliche Schwärmerei. Das Buch glänzt nicht gerade durch psychologische Tiefe, hat aber den Vorzug einer einfachen, klaren, geistreich anregenden Darstellung. Der Verfasser ist mehr Naturalist des Stoffes als Naturalist in der erzählenden Technik. Also ein Moderner im älteren Stile.

Fast das Gleiche läßt sich von Junius sagen, der unter dem Titel „Philister

über Dir!" (Berlin, H. Steinitz) in sehr temperamentsvoller, flotter Weise für die moderne Lebensgestaltung eintritt und seine Ideen in angenehmer novellistischer Form zum Ausdruck bringt. Sein philosemitischer Eifer spricht die Sprache des eleganten Weltmannes.

X. Y. Z.

Die Ölmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen von Gerhard von Amyntor. (Im Spreewald. Die Folgen einer Flucht. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das Gebiet des Spreewaldes besitzt nicht nur seine eigenartig fesselnden Reize für den Touristen, der sich hier in eine ganz in sich abgeschlossene Welt versetzt sieht — es beherbergt auch ein Geschlecht von nicht minder scharf ausgeprägter Eigenart. Welch ein Fund für den Romanschriftsteller, diesen bis heute an seinen Sitten und Gebräuchen festhaltenden Menschenschlag in seiner Heimat aufzusuchen, zu beobachten und dessen Thun und Treiben zum Ausgangspunkt seiner durch die Poetenphantasie belebten Darstellungen zu machen! Gerhard von Amyntor hat diese günstigen Vorbedingungen in vorliegendem Buche auszunützen verstanden. Die idyllisch angelegte Natur und ein urwüchsiges, dramatisch bewegtes Leben weiß er zu Gesamtbildern zu verflechten, die den mit dem Spreewald Bekannten nicht minder anziehend erscheinen werden als denen, die ihn durch Gerhard von Amyntors Darstellungen erst eingehender kennen lernen.

Juliane. Roman von Richard Voß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Es ist die Geschichte einer Frau, die sich als reiche Erbin von einem Grafen hat kapern lassen, der sie heimführte nicht als das Weib seiner Liebe, wie er vorgab, sondern als die Besitzerin einer reichen Mitgift, deren er für sein ausschweifendes Leben benötigte. So oft dagewesen diese Grundlage des Romans ist, so eigenartig sind die Folgen, die sich daraus in dem Voßschen Werk ergeben. Hier tritt ganz der nervös empfindende Seelenmaler in seine Rechte, als den sich Voß von Anfang an und in immer gesteigertem Maß zu erkennen gab. Wir sehen die von Natur sanfte, aber willensstarke Frau schließlich zur Heroine werden, die in der Verteidigung des Glückes ihrer Kinder gegen den, der ihr eigenes Lebensglück zerstört hat und nun auch das des heranwachsenden Geschlechtes untergraben will, vor dem Äußersten nicht zurückschreckt. Mit diesem Äußersten hat sie zugleich die letzte Aussicht zerstört, die ruhige Harmonie ihrer Seele jemals wiederzufinden, und in einem elegischen Mollakkord hören wir den Roman ausklingen. Der Roman zeigt leider an verschiedenen Stellen eine zu flüchtige Hand. Um nur ein Äußerliches zu erwähnen: die häufige Wiederkehr des nämlichen Beiworts auf wenigen Seiten, z. B.: der steile Kopfputz, der steile Zylinderhut, der steile Kirchturm, das steile Hausdach. Steil, nebenbei bemerkt, scheint auch das Lieblingswort Hermann Bahrs zu sein: er kennt nicht nur den steilen Anstieg, sondern auch steile Gefühle, steile Hymnen, steile Empfindungen und ähnliche fabelhaft widerborstige Dinge, die sich nur gewaltsam zusammenspannen lassen zur Verblüffung naiver Leser. X. Y. Z.

Der Student von Salamanca und andere Novellen. Von Hugo Rosenthal-Bonin. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Von dem unerschöpflichen Fabulierer Rosenthal-Bonin liegt wiederum eine neue Sammlung von Novellen unter obigem Titel vor. Auch in ihr bewähren sich die bekannten Vorzüge des Autors, Reichtum an Stoffen, lebhaftes Kolorit

und der Reiz eines lebendigen Vortrages. Die erste Novelle spielt in Salamanca, die zweite „Bei der letzten Laterne" in Berlin, „Die scharfe Ecke" in Tiefenwyl bei St. Gallen, „Der folgsame Zögling" in Brüssel und Wien, „In Kairo" in Ägypten; überall weiß der Verfasser Land und Leute anschaulich zu charakterisieren.

Der Reichskanzler. Roman von Karl Theodor Zingeler. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Nicht den Fürsten Bismarck und noch weniger seinen Nachfolger, den General Caprivi, dürfen wir unter dem Titelhelden dieses Romans vermuten. Der geschichtskundige Verfasser führt uns um nahezu ein Jahrtausend in unserer Zeitrechnung zurück zu jenen Tagen, in denen das Deutsche Reich unter blutigen inneren Kämpfen schwer zu leiden hatte. Damals saß König Konrad auf dem Throne des Reichs, sein Kanzler aber war der ebenso scharfsinnige und beredte als thatkräftige Bischof Salomon, einem edlen alamannischen Geschlecht entsprossen. Als geistiger Mittelpunkt der Reichsregierung steht er auch in der Mitte der stürmisch bewegten Handlung. Ihm gegenüber steht Erchanger, der kühne Pfalzgraf von Schwaben, der die Herzogswürde erstrebt, und, da sie ihm hartnäckig versagt wird, zu den verwerflichsten Mitteln greift, um sie zu erzwingen. Daraus ergeben sich blutige Kämpfe. Gleichwohl ist es keineswegs nur eine historische „Haupt- und Staatsaktion", die sich hier vor unseren Augen entrollt; vielmehr nimmt inmitten dieses tosenden Waffenklirrens, dieser Umtriebe, die mit dem ganzen, übermütig kecken Humor des ritterlichen Mittelalters geschildert sind, eine tiefe Herzensgeschichte unsere Sympathien gefangen.

Lyrik.

Liebestraum. Lieder-Cyklus von Sandor Barinkay. Mit einem Geleitswort von M. G. Conrad. (München. G. Franzscher Verlag.)

Sandor Barinkay weiß, wie es scheint, nicht, daß er in unserer schachtelbegrifflich umgrenzten Zeit Gefahr laufen kann, dem groben Unfugsparagraphen zu verfallen, wenn er öffentlich träumt und gar öffentlich Liebe träumt. Er ist ein junger Dichter, sagt Conrad uns, und deshalb hätte er ihn auf diese Gefahr, da er sein Führer ist, noch mehr aufmerksam machen sollen. — O, du Pappelbaum! — Wir nehmen an, der gute Sandor hat es wie sein Führer gewußt, und beide haben sich soviel darum bekümmert, als wir es auch eben zu thun beabsichtigen. Meine Worte seien ein verstärkter Aufruf an das Publikum, mit unserm Dichter ein schönes Stündchen zu verträumen. Holen wir unsere achtzehn Jahre her aus dem Schrein des Vergessens und thun wir mit, so gut es der Altersweisheitspferdefuß noch gestattet!

„Als ich ins Aug' Dir sah,
Kam's wonnig über mich —
Ich weiß nicht, wie's geschah,
Ich mußte lieben Dich!"

Das ist einfach, klar und natürlich, und wir haben mit der ersten Zeile unsere erste Position gewonnen. Wir sind verliebt.

„Das macht der Mondnacht tiefer Zauber,
Der wie ein Märchen Dich umfängt,
Und Dir ins Herz, ins glanzberauschte,
Ein seltsam heißes Sehnen drängt!"

Die Sehnsucht ist also da — nach einem Etwas. Da begegnet Sie uns. Es ist nicht das erste Mal, aber wir haben die Mondnacht im Herzen und da Sie uns jetzt wieder begegnet, ist der Blick ein anderer. Wir sehen anders, und darum sehen auch andere uns anders. Der elektrische Liebesapparat ist in Thätigkeit, und aus den Augen springen die Funken über, d. h. wir meinen das. Nun beginnt das ganze frohschmerzliche Gebahren, das uns wie Hoffnung und Siegeszuversicht, allen andern so liebes-

linkiſch und einfältig erſcheint. Was kümmert das uns! Wir wiſſen, was wir wollen, d. h. wir meinen es zu wiſſen, wir ſind ſelig und, ſtatt mit Ihr, reden wir mit dem Strom und den Sternen, ſind dann wieder traurig, weil von Ihr, die wir nicht gefragt haben, die Antwort ausbleibt, und weil wir es am Tage nicht wagen, umſchleichen wir abends ihr Haus. Eigentlich haben wir ein Recht, böſe zu ſein, d. h. wir meinen das, weil einſt noch in der Zeit, da wir nichts von unſerer Liebe wußten, ein Wort von Ihrer Seite fiel, welches uns jetzt als kalt und lieblos erſcheint. Das muß geſühnt werden. Und wir träumen alſo, daß Sie, die Stolze, Kalte, uns küßt. Und nachdem wir das Ihr zur Strafe geträumt, werden wir wieder gnädig und verzeihen. Aber alles hilft nichts. Unſer ganzes Thun und Träumen iſt einſeitig, ſie träumt noch gar nicht mit. Da hören wir den Fährmann zufällig ſingen: „O, wär ich tot!“ und das lebensfrohe und liebeſehnende Herz, das gar nicht ans Brechen und Sterben denkt, klingt plötzlich mit: „O, wär ich tot!“ Das dauert eine Zeit lang, dann iſt's wieder vorüber. Was ſoll das? — Wir ſind eben verrückt, „ganz knatſch geck“, wie ich das einſt mit 18 Jahren auch einmal zu hören bekam. Alles lacht über uns, Mond, Himmel, Sonne und Sterne. Uns geniert das gar nicht, wir träumen weiter.

„Ich wollt ich wär die Roſe
Im hellen Morgenlicht,
Die Deine Hand, die weiße,
Voll zarter Liebe bricht!

Ich wollt ich wär die Welle,
Die Welle kühn und wild,
Die Deine welchen Glieder
Voll Übermut umſpielt!

Ich wollt ich wär das Kiſſen,
Darauf Dein Köpfchen liegt —“

Ja wohl, Gedankenſtrich, du ſtehſt hier am richtigen Fleck! Denn was wir denken, ſagen wir nicht, und was wir ſagen, denken wir nicht. Übrigens kann's nicht lange mehr ſo fortgehen. Es iſt unerträglich! Die Ichabſtraktion zur Roſe ginge noch, zur Welle kaum, zum ſächlichen, alſo geſchlechtsloſen Kiſſen iſt für einen Nicht-Liebenden ein Unding, wie viel mehr für einen Liebenden! Der aber hat das Recht, inkonſequent zu ſein, und da wir uns infolgedeſſen gar nicht mehr anskennen, laufen wir hinaus in die ſternbeglänzte Flur und weinen, und Sie weint nun endlich auch. Wie kommt das? Das geht uns nichts an. Es iſt eben ſo und kommt von ſelbſt. Ein doppelſeitiger Unſinn — und doch, wie ſchön! Der Aberglaube von Sünde und Schuld kommt über uns, und da wir die „Sünde“ dennoch lieben und unbewußt begehren und uns außerdem gar nicht mehr zu helfen wiſſen, ſo beten wir noch einmal. Alles umſonſt! Endlich — auf Seite 35 werden wir erlöſt — es wird geküßt. Und da jeder weiß, daß wir damit ſobald nicht aufhören und dieſes Kunſtſtück in allen Variationen verſuchen werden, können wir hier einen Augenblick verweilen.

Es ſind nicht tiefe Gedanken, keine ringenden Leidenſchaften, keine entzückenden Situationen, welche der Dichter bis hierher geſchildert. Das erſte Erwachen der Liebe mit ſeiner ganzen köſtlichen Unbeholfenheit, mit ſeiner duftigen Naivetät wird durchlebt. Demgemäß ſind die Verſe einfach und rein. Wie eine liebliche anſpruchsloſe Lenzblume ſteht das Bildchen vor uns, die man überſehen kann, wenn man Eile hat, die einen entzückt, wenn man ſie ſieht in ihrer taufriſchen Reinheit. Wir danken dem Schöpfer für dieſe lenzduftige Blüte.

Und nun weiter! Wir haben angefangen zu küſſen. Und da erfahren wir denn, was wir Ältere übrigens ſchon lange wiſſen, daß die Frauen ſtets die gleichen ſind. Kaum iſt der erſte Kuß verhallt, ſo fragen ſie ſchon. Nehmen

und geben, wie's der Augenblick erheischt, verstehen sie nicht. Sie fragen immer und beäugeln mißtrauisch Vergangenheit und Zukunft und verderben damit alle Gegenwart. Nur wenige können vergessen, und diese wenigen findet man nicht. Und doch hat Lohengrin gesagt, man soll ihn nicht befragen. Fragen bedeutet Mißtrauen, und Mißtrauen ist der Wurm im Kelche der Blüte. Sie fragt — und wir zweifeln an unserm Glück. Und gerade weil wir zweifeln, flammt unsere Leidenschaft für Augenblicke um so höher empor. Diese Augenblicke sind das Glück.

„Reich' mir zum Kuß Dein Lippenpaar
Und Deine weißen Hände dar —
Laß küssen Dir die Kehle sein,
Die Wangen und die Stirne Dein —
Laß küssen Dir das duft'ge Haar,
Das süße liebe Augenpaar —
O, neige zärtlich Dich zu mir,
Laß küssen auch den Nacken Dir —
Reich mir zum Kuß die weiche Brust,
O, wunderbare Himmelsluft!
O, bleibe ruh'n, so wie Du bist,
Bis gänzlich Dich mein Mund geküßt!
Und hab dies Alles ich gethan,
Fang wieder ich von vorne an —
Und wenn Du grollst mit finstrem Blick,
Nun denn: So gieb's mit Zins zurück!"

Das macht das Fragen. Die Wiederholung aber ist das Ende, und aus den letzten vier Zeilen erklingt dieses Ende. Immer weiter wirft dasselbe nun seinen Schatten voraus. Es liegt nicht außer uns, sondern in uns, weil wir wiederholen, statt weiterzuwachsen. Wir klagen uns gegenseitig unser Elend mitten im Liebesleben. Wir wollen trösten — es geht nicht. Wir ringen und sträuben uns gegen das Ende — es kommt immer näher. — In seinem Gebiete erscheint die Ernüchterung, und hinter dieser die Vernunft, die Mörderin aller ins Un- oder Übernatürliche geratenen Empfindung, und:

„Weil ich Dich liebe,
Muß ich von Dir lassen!"

So ist's! Und damit könnten wir als praktische Menschen schließen. Der Dichter ist anderer Meinung, und wir sind in seiner Gewalt. In seinem Schmerz um die verlorene Liebe findet der Dichter die Liebe und ihre wahre Natur wieder. Er wächst nun mit ihr, und seine Schmerzenslieder sind die poetisch schönsten. Aber jetzt verrate ich nichts mehr. Ich verweise auf das reizende Lied: „Ich soll Dich grüßen!" Manchmal klingt Heine an. Aber der Dichter bleibt positiver — ein gutes Omen für die Zukunft! „Weißt Du es noch?" ist lieb und schön empfunden. Hoffnung dämmert durch den Schmerz, und mit dieser Hoffnung, einem Gruß an den neu erwachenden Frühling, verlassen wir den Dichter:

„Dir klage ich's: Es war ein Traum.
Nur Traum, so süß wie Maienzeit."

M. Schwann.

Dramen.

Karl Bleibtreu, der Unermüdliche, hat zwei Dramen veröffentlicht: „Rache". „Auferstanden". Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Es sind geschickt und wirksam dramatisierte Novellen — in der ersteren hat auch der Satiriker Bleibtreu Gelegenheit, seine Bravour zu zeigen; — wer aber den Dramatiker Bleibtreu kennen lernen will, muß zu seinen früheren großen Geschichtsdramen greifen. Moderne Problemstücke sind beide Dramen nicht, eher einfache Liebesgeschichten, aber kräftig und eigenartig vorgetragen.

In Friedrich von Hinderfin scheint ein Rivale Shakespeares zu stecken; wenigstens bemüht er sich in seinem „Julius Cäsar" krampfhaft mit diesem zu wetteifern — umsonst, der „Alexander" war schon keine glänzende Leistung — aber am Cäsar ist Hinderfins Kunst völlig unterlegen. Allegorien, Sibyllen, Geister- und Ahnenspuk sollen die fehlende Kraft ersetzen. Der Anfang erregt einige Hoffnungen, die Charakteristik Cäsars

interessiert, wenn auch Shakespeare über der Hindersinschen Dichtung steht wie ein ferner, unerreichbarer Stern; dagegen verstimmt schon die Idee, den jüngern Markus Brutus als Sohn Cäsars gegen diesen auftreten zu lassen — solche furchtbar tragischen Momente der Geschichte brauchen derartiges Gewürz nicht — es ist aber für die meisten Neuern charakteristisch, daß sie ohne erotische Pikanterieen nicht auskommen können. — Erotomanie der Litteratur? Das ist übrigens Hindersins geringster Fehler, für den ich ihm gern Absolution erteilen würde — schlimmer ist, daß er ganze Stellen dem Shakespeare entnommen hat. Zum Beispiel die Szene, da Porzia dem Brutus sein Geheimnis entlockt, ist wie eine Abschrift aus Shakespeare. Einzelnes ist hier fast wörtlich entlehnt, z. B. sagt Hindersins Porzia, der Shakespeareschen sprechend ähnlich bei dieser Gelegenheit folgendes:

„Es muß ein finstres Werk sein, das Du planst,
Laß mich es wissen! Deine Gattin bin ich,
Genossin Dir in Freude und in Leid
Und nicht Genossin nur für Tisch und Bett.
Wär' ich nur das, wär' ich nichts andres, Brutus,
Ich wäre Deine Dirne, nicht Dein Weib." —

Referent ist gewiß ein Feind der beliebten Reminiscenzenjägerei — da aber hier keine bloße Anlehnung vorliegt, sondern einfach ein ganzes Motiv offenbar entlehnt ist, war ein Hinweis nötig. Stoffe wie dieser „Cäsar", denen Shakespeare, mit genialer Simplicität einfach den Plutarch dramatisierend, sein monarchisches Siegel aufgedrückt hat, eignen sich nicht zur Behandlung der Modernen. Und wer nun gar auf litterarische Anlehen ausgeht, der sollte überall eher borgen als bei Shakespeare, von dem Lessing bekanntlich bemerkt: leichter ließe sich dem Herakles die Keule stehlen, als dem Shakespeare sein geistiges Eigentum.

Auch in der großen Trilogie von Oskar Linke, „Triumph der Liebe, drei weltgeschichtliche Bühnenspiele, Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) muß der starke Maschinenmeister dem schwächern Dramatiker auf die Beine helfen. Linke hat, was Hindersin in dem Grade nicht entfernt zukommt, eine berauschende, malerische Phantasie. König Ludwig II. von Bayern, der Erwecker Kalidasas, hätte wahrscheinlich, von der Kraft der Linkeschen Imagination entzückt, eine Aufführung dieser Trilogie ins Werk gesetzt — uns, denen es im Drama vor allem um die Charakteristik, um Menschen, Charaktere, nicht um Bilder und Symbolik zu thun ist, konnte die Dichtung des begabten Verfassers, dessen Talent aber offenbar mehr der lyrisch-epischen Seite zuneigt, weniger zusagen.

Eine tüchtige dramatische Leistung stellt das Drama dar „Preußische Männer", Schauspiel in vier Aufzügen von Wilhelm von Polenz, Berlin 1891, Druck von H. S. Herrmann. Keine Nebelgebilde, sondern gesunder Realismus. Das Drama stellt York und Stein im Wendepunkt der preußischen Politik nach der Moskauer Katastrophe dar. York ist das nüchtern berechnende Talent, Stein das feurig drangvolle Genie. Fährt der Verfasser auf diesen Wegen fort, so können wir noch viel von ihm erwarten. Freilich ist bei all diesen patriotischen Stücken der Patriotismus ein Bundesgenosse des Dichters, der mithin hier nicht bloß auf den Kunstsinn des Zuschauers, sondern unter Umständen bloß auf dessen Gesinnung zu wirken braucht (ebenso wie bei sozialen Tendenzstücken); in dieser ganzen Kategorie von Kunstwerken stellt der Wille dem Intellekt sozusagen Fallen — indessen gilt dies vom vorliegenden Stücke wohl nicht, weil es sich frei von der Phrase sowie von allen wohlfeilen Prophezeiungen und Anspielungen auf die Gegenwart hält. —

Digitized by Google

Wers noch nicht glaubt, daß unſere Zeit die der Gegenſätze iſt, der leſe „Genoveſa“ von Franz Wichmann (Leipzig, Verlag von Mutze) und „Angele“, Komödie von Otto Erich Hartleben (Berlin, S., Fiſcher, Verlag). Die gute Genoveſa! Was mußte ſie leiden im Leben und erſt nach ihrem Tode! Aber ich bin gewiß, lieber läßt ſie ſich in einer Bauernſchenke tragieren und Golos Bauernſpäße über ſich ergehen, — als von einem Neuern affektiert-naiv beſingen. Es giebt nichts Poetiſcheres als das Volksmärchen in ſeiner unbewußten Naivetät und nichts Unpoetiſcheres als die modernen Bearbeiter desſelben, die naiv ſein wollen und (da Naivetät eine angeborene, niemals eine erworbene Eigenſchaft iſt), bloß einfältig werden. Was kümmert mich der Stoff, was der Name, was der Codex irgend welcher Schule? Meinetwegen ſchreibe Einer Ramſes I. in Alexandrinern oder ſchreibe Paranoia, eine Kataſtrophe aus Dalldorf — aber einen Menſchen will ich hinter ſeinem Werk ſehen, einen individuellen Künſtler, keinen Handwerker. Die „Genoveſa“ von Wichmann iſt leider Handwerksarbeit — zu welchem Zwecke, weiß ich nicht. Sind Proben gefällig meine Herren? Hier:

Siegfried.

Lieb, aus dem Abſchied ſprießt die Luſt
Des Hoffens, komm an meine Bruſt,
Nicht helfen Thränen aus der Not.
Dein Siegfried kehrt aus Blut und Tod ...

und ſo weiter. Im ganzen Stück kein packender Gedanke, keine neue Situation, die Charakteriſtik plump — alles wie in den Volksſtücken, ohne deren geniale Sprachprägnanz und Naturſinnlichkeit.

Otto Erich Hartleben wandelt dagegen in ſeinem von der freien Bühne geſpielten Stück auf den Wegen der Moderne. Das Stück hat zum Motto, zur Theſe: „Verachte das Weib“; lehrt aber nur, daß (um in der Sprache Luthers zu ſprechen) Huren eben Huren ſind, — oft ganz gute, oft bemitleidenswerte Dinger, nur ſoll man nicht, wie der angeblich abgebrühte, in Wirklichkeit ſich wie ein ſoeben dem Gymnaſium entronnener Novize gebahrender, angeblich cyniſche, in Wirklichkeit widerlich-ſentimentale Hörnerträger Karl Braudes den Artikel „Liebe“ bei ihnen kaufen wollen! Was kann der arme Kaufmann dafür, wenn ſein Kunde Waren verlangt, die er nicht führt? Wer einen goldenen Ring kaufen will, ſoll eben nicht zum Zinngießer gehen, ſondern zum Juwelier.

Auf die Männer der Hartlebenſchen Dichtung ließe ſich jedenfalls mit noch größerem Recht das Motto anwenden: „Verachte den Mann!“ Vater und Sohn ſuchen ſich in cyniſchen Redensarten bei Angele gegenſeitig auszuſtechen, ein Predigtamtskandidat tritt auf, von unqualificierbarer Dummheit. (Ibſen hat dieſe Karrikaturen zwar vorgemacht und ſie ſind ein ziemlich wohlfeiles Mittel, die Lachmuskeln zu erregen, geworden — indeſſen iſt der Predigtamtskandidat Hartlebens, der noch dazu in Berlin leben ſoll, doch von einer polizeiwidrigen und einfach unmöglichen Einfalt.) Daß Hartlebens Talent ſich auch in dieſem Stücke nicht verläugnet, iſt gewiß — indeſſen iſt dasſelbe ſowohl als Problem- und Charakterſtudie wie nach ſeiner litterariſch-poetiſchen Seite wenig belangreich. Da iſt Strindberg doch ein anderer Problematiker — das iſt ein „Zukunftskandidat“ — wenigſtens greift er tief auf; — bei ihm lodert die Eſſe des Gedankens, wenn auch das Sonnenfeuer der Poeſie ihn nicht erwärmt. Wenn man eine Theſe wie die: „Verachte das Weib“ beweiſen will (und nicht bloß als décadent, fin de siècle, Nietzſcheaner u. ſ. w. guten dummen Jungen imponieren, was auch vorkommen kann), ſo darf man keine Durchſchnittsdirnen von der Straße aufleſen, ſondern muß die Unzulänglichkeit

des Weibes in ethiſcher und intellektueller Hinſicht an einem ausgezeichneten Exemplar dieſer Gattung nachweiſen. Ob das gelingt, iſt eine andere Frage.

Sonſt ließe ſich leicht ein Gegenſtück ſchreiben mit dem Motto: „Verachte den Mann", deſſen Held eine Blüte der Großſtadt, etwa ein Louis oder Bauernſänger wäre. (Dieſe Angele iſt ja auch nicht mehr als eine Bauernſängerin.)

Es iſt ein wahres Wort von Bleibtreu, wenn er ſchon ſeit Jahren darauf hinweiſt, wie die ausſchließliche Behandlung des Geſchlechtlichen die Litteratur entmannt und jedenfalls jeder anderen Richtung mehr anſteht, als einer litterariſchen Reform- oder Revolutionspartei, die das ganze ſoziale Daſein unter dem Geſichtswinkel einer neuen Weltanſchauung zu ſehen behauptet.

Julius Brand.

Engliſche Litteratur.

Angſt und bang würde uns werden, müßten wir von dem Roman, welcher uns heute zur Beſprechung vorliegt, eine Inhaltsangabe geben. Nicht als ob es ſchwer fiele, mit wenigen Worten über den Gang der Handlung und über das Schlußergehen der Helden unſerer Geſchichte zu referieren, aber man würde zweifellos durch ſolch einen Auszug einen total falſchen Eindruck von dem Ganzen bekommen. Der Roman ſetzt ſich nämlich aus einer Reihe von Ereigniſſen, Vorkommniſſen und Schickſalsſchlägen zuſammen, wie wir ſie in ſchlechten engliſchen Romanen vulgo Abenteuergeſchichten nur zu oft finden, und die es oft unmöglich machen, ſich durch das litterariſche Kauderwelſch durchzuarbeiten.

Was bei dieſen für ein Publikum, das ſich gern an Mord und anderen Verbrechen ergötzt, beſtimmten Schauderromanen uns geradezu anekelt, iſt aber hier mit ſoviel Feinheit, poetiſchem Empfinden, Gemüt und Talent wiedergegeben, daß wir ohne Beſinnen dem Romane „The bondman" by Hall Caine (Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 2 Bände) die Zenſur: ſehr gut erteilen. Sehr gut für jedermann, für Leute, die denken wollen und für ſolche, die, denkfaul, nur ſich zu unterhalten begehren. Vom erſten bis zum letzten Kapitel iſt der Roman ſpannend, denn er iſt ſehr handlungsreich. Da geſchieht immer etwas, und nicht ſelten etwas ganz anderes, als der Leſer erwartet. Dabei wird kein überflüſſiges Zeug geplappert, die Helden der Geſchichte aber wiſſen das, was ſie zu äußern haben, treffend wiederzugeben. In der Kunſt, ſeinen Phantaſiekindern aus dem Herzen kommende Worte in den Mund zu legen, iſt Hall Caine Meiſter; er wird dabei nie läppiſch.

Natürlich muß es erſcheinen, daß bedeutende äußere Ereigniſſe Einfluß auf das Denken der Menſchen gewinnen. So ſehen wir auch hier, wie ſich Haß in Liebe verwandelt, ein nicht aus Vorurteilen entſtandener, ſondern wohlbegründeter Haß! Beweiſe von Mut, Ausdauer, Heldenſinn werden uns vorgeführt. Der Macht wahrer Liebe und Treue wird ein großer Platz eingeräumt und mancher Kritiker würde hier wohl die Behauptung am Platze finden, Menſchen von ſolch ausgezeichneten Charaktereigenſchaften giebt es nur in Romanen, ſolche Geſinnungsveränderungen kenne das wirkliche Leben nicht.

Dem äußeren Anſcheine nach, hätte ein ſolcher Einwand volle Berechtigung, aber wir nehmen dennoch keinen Anſtand, ihn zu verwerfen. Warum ſollte es ausgezeichnete Menſchen, welche die Alltagsgeſchöpfe um Kopflänge überragen, nicht geben? Weil uns noch keine begegnet ſind? Was mag das heißen! Wir ſuchen ſie eben einfach nicht, und wenn uns ein ſolches Sonntagskind in den Weg kommt, ſo weichen wir ihm aus, weil wir im Vergleiche zu ihm vielleicht

Digitized by Google

gar zu erbärmlich daſtehen würden. Aber Daſeinsberechtigung haben außergewöhnliche Menſchen, wenn der Schriftſteller auch ſich einen Fehlgriff zu Schulden kommen läßt, der ſie uns frei von allen irdiſchen Schlacken vorführt. Dieſen Fehler begeht Hall Caine nicht, im Gegenteil, er weiß ſeine Helden natürlich zu geſtalten, ſie vorzüglich zu charakteriſieren und den Umſchwung ihrer Denkungs- und Handlungsweiſe pſychologiſch einwandfrei zu veranſchaulichen. Dabei fehlt es, wie bereits angedeutet, dem Roman an Tiefe nicht, und unſere Leſer werden dies erkennen, wenn wir ihnen das Vorwort und den Epilog an dieſer Stelle in freier Überſetzung bieten. Wir halten uns dazu umſomehr berechtigt, als Einleitung wie Schlußwort aus ſehr hübſchen Legenden beſtehen, welche die größte Verbreitung verdienen.

„Es giebt eine ſehr ſchöne nordiſche Legende von einem Manne, der eine gute Fee liebte. Er warb um ſie, gewann ſie zum Weibe, um dann erkennen zu müſſen, daß ſie nicht beſſer war als andere Frauen. Ihrer überdrüſſig, wandte er ſich von ihr und wanderte über die Berge. Da erblickte er plötzlich auf der entgegengeſetzten Seite einer Schlucht eine andere Fee, welche ihn durch entzückende Muſik und innigen Geſang bezauberte. So liebenswert war ihm noch kein Weib erſchienen. Sein Herz war mit Luſt und Bitternis erfüllt und er ſeufzte: „O hätten die Götter mir doch dieſe zum Weibe beſchert und nicht die Andere!“ Unter großer Anſtrengung und Lebensgefahr bahnt er ſich einen Weg durch die Schlucht, um ſich der ſchönen Fee zu nähern. Sie floh vor ihm. Er aber ließ nicht ab, ihr zu folgen. Er rann ihr nach und endlich gelang es ihm, ſie zu erreichen, er wollte ſie küſſen, und da er ihr nun von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſtand, erkannte er in der ſchönen Fee — ſein Weib.“

„Dieſe alte Volksſage iſt die eine Hälfte meiner Erzählung“, bemerkt der Verfaſſer, „das Spiel der Aufregung gleicht den Schattenſpuren, welche über ein Kornfeld flattern.“

„Und es giebt noch eine andere nordiſche Legende von einem Manne, der ſich einbildet, er werde von einem Kobolde verfolgt. Seine Schober gingen in Feuer auf, ſeine Scheunen wurden abgedeckt, ſein Vieh vernichtet, ſein Land verſenkt und ſein Erſtgeborener erſchlagen. Er wartete auf das Ungeheuer, welches in einer Kluft, nahe am Hauſe, ſein Unweſen trieb, und in der Dunkelheit der Nacht ſah er es. Mit einem Schrei ſtürzte er ſich auf dasſelbe, packte es und es hielt ihm Stand, ſodaß ſie kämpften. Lange dauerte das Handgemenge, ſie taumelten, wankten, fielen und erhoben ſich wieder. Zuletzt aber überwältigte er es doch und er ſtand vor ihm, bereit, es unſchädlich zu machen. Schon zog er ſein Meſſer, das Ungetüm zu töten, als der Mond durch Wolken drang und ein Meer von Licht ſich über ſie ergoß. Jetzt erſt ſah er des Kobolds Antlitz und er erkannte: es war ſein eigenes.“

„Dies iſt die zweite Hälfte meiner Geſchichte“, ſchließt der Verfaſſer ſeine Einleitung. „Die Gewalt der Leidenſchaften hat die Wirkung eines Gewitters.“

Noch ein Vorwurf ließe ſich gegen den Roman anbringen: der Zufall ſpielt eine große Rolle in demſelben. Aber geht es im Leben nicht noch viel „ſonderbarer“ zu? Kommen da nicht Ereigniſſe vor, welche man in Büchern als unmöglich bezeichnen würde, behauptend, der Schriftſteller habe ſich ſeine Arbeit zu leicht gemacht, und wo er nicht mehr weiter wußte, ſich ein Hilfsmittel konſtruiert, das ihm einen Ausweg aus der Sackgaſſe, in die er ſich verrannt hatte, finden ließ.

Im Epiloge erzählt uns der Verfaſſer eine Geſchichte, die den Beweis dafür erbringen ſoll, welche ungeahnten Folgen an und für ſich kleine Urſachen haben können.

„Es war einmal ein Mann in Mekka, Namens Abd al Muttalib, welcher ſich gegen die Vorſehung verſündigt hatte, und alle Familien ſeiner Vaterſtadt waren ihm feindlich geſinnt. Er hatte nur einen Sohn, und dieſer blieb ihm treu und ſtand ihm in den Tagen des Leides wacker zur Seite. Gerührt durch ſoviel Liebe, gelobte er, daß wenn die Vorſehung ihm zehn Söhne gewähren würde, er einen der Gottheit opfern wollte. Jahre vergingen und zuletzt umgaben ihn zehn Söhne in ſeiner Zelle. Da erinnerte er ſich ſeines Gelöbniſſes, und trauernden Herzens machte er ſich auf den Weg nach Kaaba und befahl ſeinen Söhnen ihm zu folgen. Dort ließ er ſie loſen, welcher von ihnen geopfert werden ſollte, und das Los traf Abdallah, den jüngſten, geliebteſten, ſchönſten und löwenmutigen. Abd al Muttalib zerriß ſeine Kleider und ſeine neun anderen Söhne verſuchten vergebens ihren Kummer zu unterdrücken. Da ſagte Abdallah: „Mein Vater, hat der Herr ſein Verſprechen Dir gehalten, ſo halte Du Deines dem Ewigen!“ Aber der Vater jammerte laut: „Wenn ich es thue, mein Sohn, ſo werde ich den Schlaf für alle Zeiten von meinen Augen bannen.“ Da kamen die Töchter und ſagten: „Vater, ſind nicht 10 Kameele ſoviel als das Blut eines Mannes?“ und er entgegnete: „Sicherlich, wenn der Herr dieſes Löſegeld nehmen würde, das Leben meines Sohnes wäre gerettet.“

So unterwarfen ſie ſich zum zweitenmal dem Schickſalsſpruch des Loſes und es galt 10 Kameele gegen den Sohn, und ein zweitesmal fiel das Los auf Abdallah. Immer wieder verſuchten ſie es nochmals und bei jeder neuen Ziehung fügte der Vater 10 Kameele zu den vorigen, bis zuletzt deren 90 gegen Abdallah ſtanden, aber auch diesmal beſtand der Herr auf das Blut des Mannes. Da weinte Abd al Muttalib laut, denn 100 Kamele waren ſein ganzer Reichtum, aber ſein Sohn rief: „Laß es ſein, Vater, wer darf ſtreiten wider Gott?“ „Niemand!“ entgegnete der Vater, „aber vergießeſt Du denn keine Thränen, mein Sohn?“ Da richtete Abdallah ſein Antlitz auf und ſagte: „Nein, aber dann würde ich weinen, wenn ich mein Leben gewänne und Du Dein ganzes Leben lang der Armut preisgegeben ſein würdeſt.“ „Vergieb mir!“ bat hierauf der Vater und Abdallah verſuchte ihn zu tröſten.

„So wurde Abdallah auf den Altar gelegt und gebunden; aber als ſchon das Meſſer gegen ihn gezückt war, rief der Vater: „Einhundert Kameele — nimm alles, was Du mir gegeben haſt, Herr, für meines Sohnes Leben.“ Und ſie warfen noch einmal die Loſe und diesmal, das elftemal, fiel das Los auf die Kameele, ſie wurden geſchlachtet, Abdallah war wieder frei und Abd al Muttalib und ſeine Kinder ſchluchzten und weinten vor Freude.

„Aber derſelbe Abdallah, ſo ſchön von Angeſicht, ſo heldenhaft, ſtarb in der Blüte ſeiner Tage und alle Hoffnungen ſeines Vaters auf ihn waren vernichtet. Sein Sohn aber war Mahomet, der Prophet, der Führer und Heiland ſeines Landes, der Retter von ungerechten Herren und falſchen Göttern.

„So rätſelhaft iſt die glorreiche Folge, welche über die Zukunft leuchtet wie ein Stern.“

M. A. Deniſon hat in zwei reizenden Eheſtands-Humoresken anſprechende Familienbilder geliefert, welche uns Einblick in das Leben lieber Menſchen gewähren. Schon der Titel der erſten: „So ein Mann wie mein Mann“, weiſt darauf hin, daß neben den vielen vor-

züglichen Eigenschaften des Herrn Gemahls Frau Elsa Harmann manches an ihrem Luddi auszusetzen hat und er Thorheiten begehen wird, welche selbst die zärtlichste Gattin in eine gelinde Verzweiflung versetzen können. Aber alle kleinen Mißverständnisse werden durch das leuchtende Licht der Liebe und Harmonie glänzend überwunden. Die Handlung der Geschichte spielt zwischen Lina, Frau Elsas Schwester, und Jack, einem Freunde des Hauses.

Der beste Beweis, wie lieb' uns die guten Leute geworden sind, wird erbracht, wenn wir das zweite Büchlein zur Hand nehmen, welches sich „So 'ne Frau wie meine Frau" betitelt. Während in dem ersten Werke Frau Elsa die Erzählerin war, hat hier Luddi das Wort.

„Meine süße Elsa war von mir gegangen. Ich hatte drei Jahre um sie getrauert." Wahrlich wir trauern mit ihm, und können es fast nicht begreifen, wie er sich zu einer zweiten Ehe entschließen konnte. Aber es währt nicht lange, so gelingt es der lieblichen Lissa sich in unser Herz einzustehlen. Sie ist eine Deutsche, ein echtes deutsches Mädel, mit echt deutscher Denkungsweise. In ihrem Lieben, Schmollen, Handeln, Haushaltungführen und Thorheiten begehen zeigt sie sich als ein gewinnendes Wesen, so daß man gerne an das Glück glaubt, welches ihr Gatte in seiner zweiten Ehe findet. Nicht aber möchte man glauben, daß dies der gleiche Luddi ist, wie er uns im ersten Buche geschildert wurde. Während sonst die Charakteristik eine gute ist, wurde sie in dem Übergange nicht ganz festgehalten. Die beiden Bücher sind recht witzig geschrieben, der Gegensatz zwischen Mann und Weib, zwischen Amerikanerin und Deutsche ist geschickt beleuchtet. Eine deutsche Übersetzung von Egon Berg (Verlag Hans Lüstenöder, Berlin) verdient volles Lob.

Max Osterberg-Berakoff.

Neue Werke v. H. Rider-Haggard u. Andrew Lang u. v. Francis Marion, Crawford.

„The Worlds Desire" (Die Welt und ihr Trachten) von H. Rider-Haggard u. Andrew Lang. London 1890.

Ist es schon ein kühnes Unterfangen, das nicht immer glückt, einen Roman in Gemeinschaft zu verfassen, so streift es fast an Verwegenheit, eine Erzählung zu schreiben, über die Schicksale des Odysseus, welche dort einsetzt, wo Überlieferung oder die klassischen Dichter des zweiten Ranges, welche sich mit der Ausgestaltung der Nostoi (Heimkehr der einzelnen Helden v. Troja) befaßten, abbrechen. Rider-Haggard u. Lang haben die schwierigen Aufgaben mit ziemlich glücklicher Hand gelöst. Die Handlung ist spannend genug. Der Entwurf, die Szenerie und die Abenteuer des Odysseus und vor allem die Kämpfe, mit denen die Erzählung sehr freigebig ausgestattet ist, verraten alle mehr oder minder entschieden die Manier Rider-Haggards, andere Stellen, worin liebevolle Kenntnis des Homer hervortritt, sowie die zahlreichen lyrischen Partieen, dürfen wir wohl kühnlich Mr. Andrew Lang zuschreiben, wenn wir auch dabei bemerken möchten, daß auch Mr. Haggard viel mehr von der Natur eines Poeten besitzt, als er der Welt bis jetzt gezeigt hat. Von den Liedern sind manche in der That recht schön, so dasjenige, welches von der Helena gesungen wird, die merkwürdigerweise in dem Roman eine höchst respektable Rolle spielt. Es lautet, aus der englischen Langzeile in die bequemere deutsche Kurzzeile übertragen, etwa so:

An die Schönheit!

Mal' sie mir mit ihren Lippen
Ewig schön und ewig jung,
Schönheit, die von je für Heiden
Quelle der Begeisterung,

Mal' sie mit den goldnen Locken,
Die des Winters Schnee nicht bleicht,

Schönheit du, soweit die Erde,
Trachten, Sehnen unerreicht.

Tosend rollt im Sturm der Schlachten
Wagenkampf dahin durchs Feld,
Schäumend wirft zum Strand die Brandung
Schiffe, die im Kampf zerschellt.

Aber wenn vor Pfeilgewölke
Auch die Sonne finster wird,
Wie ein Stern ob Kriegesbrausen
Glänzt die Schönheit unbeirrt.

Wie ein Stern, der bleich und zitternd
Auf den Wogen wiederglänzt,
Wie der Kranz, der schwer erstritt'ne,
Der den toten Sieger kränzt.

Bedauern könnte man, daß die Verfasser es für passend erachtet haben, Odysseus mitten hinein in die ägyptischen Plagen zu versetzen, und die biblische Episode ziemlich auszudehnen. Da kommt nicht nur Pharao vor, wie er den Abzug der Israeliten verweigert, sondern auch Moses und Aaron, wie sie mit der ägyptischen Obrigkeit in Streit geraten. Die Beraubung der Ägypter wird nicht ohne Geist geschildert, doch kommt ein Gegensatz zur biblischen Darstellung des Pharao allein wieder zurück aus dem roten Meer, um von seinem Schicksal in anderer Weise ereilt zu werden. Mit all dieser Sonderbarkeit und trotz eines hie und da sich unangenehm bemerkbar machenden Mystizismus ist „The worlds Desire" ebenso reich an Abenteuern, Überraschungen, Zauberei und Blutvergießen wie „Allan Quatermain", mit dem es auch den Schluß: Tod und Leichenfeierlichkeiten des Helden, gemeinsam hat. Wer nun Lust hat, in recht eleganter Sprache von den Heldenthaten des Odysseus in dessen alten Tagen zu hören, von der goldenen Rüstung des Paris, von dem riesigen Bogen des Eurytus, der nur seinem Besitzer vernehmlich, während der Schlacht deutlich Kriegslieder (und zwar recht ansprechende!) zu singen wußte, wer sich für die Unsterblichkeit, die Tugenden und das treue Gemüt der Helena, für die Thorheit Pharaos, die Gottlosigkeit, die Verbrechen und den Tod der Meriamum, seiner Gemahlin, für die Geschwätzigkeit des alten ägyptischen Priesters Re-i und für die Träume aller dieser und die Magie mancher dieser Personen interessiert, der wird das Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Unter den originellen Zügen, die das Buch enthält, ist bemerkenswert, daß Helena erzählt, Paris habe, als sie ihm folgte, durch Zauberkraft die Gestalt des Menelaos angenommen, so daß sie der Ansicht gewesen sei, es wäre ihr Gatte, dem sie folgte. Diese Wendung der Sache mag ja richtig sein, früher aber hat man sich von der Helena ein anderes Bild entworfen.

A. Cigarette-Makers Romance. By F. Marion Crawford (London 1890, 2 Bde.)

Mr. Crawford hat seine rührende Erzählung: „Eines Zigarettenmachers Roman" mit dem zarten Duft eines Sommernachtstraumes umwoben, was den Reiz des eigenartigen Werkes noch beträchtlich erhöht. Der Vorwurf ist, wenn nicht neu, so doch jedenfalls noch nicht allzusehr verwendet und in der Entwicklung ist eher zu wenig entlehnt als zu viel. Die Gestalten sind klar herausgearbeitet und jede von besonderem Schlag, dabei alle aus dem wirklichen Leben gegriffen und muten den Leser trotz ihrer Eigenartigkeit wie alte Bekannte an, denen er schon längst nicht mehr begegnet, auf deren Namen er sich auch nicht mehr besinnen kann, die er aber mit Vergnügen wieder trifft. Sie sind wahr, treue Abbilder der Wirklichkeit. Was ich in dem Buch vielleicht als die schwache Stelle bezeichnen möchte, ist, daß der emsigste der Zigarettenmacher, Graf Skariatine mit Namen, des unausrottbaren Glaubens lebt, daß einmal an einem **Mittwoch** seine Freunde aus Rußland kommen müßten, um ihn im

Triumph wieder in seine Würden und Güter einzusetzen und daß sich dies allwöchentlich wiederholt. Diese Illusion nimmt ihren Anfang stets am Dienstag und währt bis Mittwoch Mitternacht; dann erwacht er aus seinem Traum und ergiebt sich für die folgenden Tage geduldig in sein Schicksal. So beruht eigentlich das ganze Interesse des Buchs auf der Frage nach dem geistigen Gesundheitszustande des Grafen. Welches ist nun eigentlich der wahre Charakter? Spielt er Mittwochs den Aristokraten oder an den übrigen Tagen den Plebejer? Dem Schluß und Mr. Crawford zum Trotz möchten wir für das Erstere stimmen! Wenn er wirklich der Graf Skariatine war, warum hätte er nicht fortwährend in jener Erwartung bleiben sollen und warum sollte er nur zeitweise und zwar einen besonderen Tag für diesen Gedankengang festgesetzt haben? Gründe sind hierfür nicht angegeben. Andererseits wurde durch die Gewährleistung seiner edlen Geburt eher eine Erklärung seiner großartigen Manieren, seiner so sorgfältig verheimlichten Armut, seiner Verachtung des Geldes, wenn er welches besaß, ja selbst seiner Erwartung an dem einen Wochentage mit den festlichen Vorbereitungen für das große Ereignis gewonnen, die rührende Wirkung aber durchaus nicht abgeschwächt worden sein. Der vertrauensvolle Kosack, der unverbesserliche, doch gutherzige Dumnow, die offene, aber dabei ernste und treue Vjera, sind typische Charakterköpfe, wie man sie in Rußland vielleicht alle Tage finden könnte.

Was wir Mr. Crawford und seinem Buch besonders hoch anrechnen, ist, daß er auch hier, wie in seinen anderen Werken, eine neue Bahn eingeschlagen hat. Er gehört nicht zu denjenigen, welche sich und ihre Figuren immer wiederholen und niemals langweilt er durch Nachlässigkeit, sondern ist immer sorgfältig, neu und fesselnd. Wollte Gott, daß auch unsere Novellisten hingehen wollten und desgleichen thun!

Dr. Karl Biesendahl.

Polnische Litteratur.

„Dla Włościan" betitelt sich ein vom litterarisch-artistischen Klub (Lemberg) herausgegebenes Album, welches Artikel aus der Feder der bedeutendsten polnischen Schriftsteller und Dichter, Illustrationen von den berühmtesten Zeichnern, und Kompositionen von den hervorragendsten Musikern enthält. — Der Reinertrag dieses Albums ist zum Besten der Notleidenden Galiziens bestimmt.

Eine polnische Übersetzung von Heines ausgewählten Werken begann in Warschau zu erscheinen. Den Umschlag ziert ein wohlgetroffenes Brustbild des Dichters.

Einer der besten Romane, die Elise Oreszko geschrieben: „Mirtala" mit Titel, in welchem uns die Verfasserin in spannender Weise eine Geschichte aus dem ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb. erzählt, wurde von Malvina Blumberg ins Deutsche übersetzt.

M. Gawalewicz gab eine Sammlung von Skizzen unter dem Titel „Arme Leute" heraus.

Ein neuer Roman von Kasimir Gliński erschien unlängst in Warschau unter dem Titel: „Czarodzieje".

Josef Starkmann in Warschau begann die Herausgabe einer „Illustrierten Encyklopädie der Medizin und Hygienie". Wie aus den bereits erschienenen Heften zu ersehen ist, ist das Werk nicht nur für Ärzte, sondern auch für Gebildete aller Stände bestimmt.

Die Redaktion des in Warschau erscheinenden kritischen Blattes „Echo muzyczne i literackie" schrieb einen Konkurs von 300 Rubel für das beste polnische Volksstück aus. Bei der am 19. Mai l. J. stattgefundenen Sitzung erteilte das prüfende Komitee dem Volks-

stücke „Najnowsi“ den Preis. Der Autor dieses Stückes, der Dramatiker und Schauspieler Jan Galasiewicz, hat sich bereits durch Dramatisierung einiger polnischer Erzählungen manches Verdienst um die polnische Litteratur erworben.

Unter dem Titel „Trybuna“ hat im Monate Mai eine neue sozial-politische Wochenschrift zu erscheinen begonnen, aus deren bis jetzt erschienenen Nummern wir ersehen können, daß diese Zeitschrift, ein treffliches Organ ist, in dessen Spalten nicht nur die Politik, sondern auch Litteratur und Kunst in ausführlicher und sachkundiger Weise behandelt wird. Als Redakteur zeichnet sich Sigmund Halucinski.

* * *

Am 4. Juli l. J. fand die Beisetzung der irdischen Überreste des größten polnischen Dichters, Adam Mizkiewicz, in der Königsgruft auf dem Wawel in Krakau unter Teilnahme der ganzen Nation statt. Aus Anlaß dieses Nationalfestes erschien eine große Anzahl von Schriften von und über Mizkiewicz, über welche wir in einem der nächsten Hefte der „Gesellschaft“ Bericht erstatten werden.

* * *

In Lemberg hat sich vor einigen Monaten ein wissenschaftlicher Verein gebildet, der sich zur Aufgabe gemacht, ein Sammelpunkt der Lemberger Intelligenz zu sein. Der Verein führt den Namen „Czytelnia naukowa“ und besitzt bereits eine Lesehalle mit einer beträchtlichen Anzahl deutscher, französischer, englischer, bulgarischer, böhmischer, ruthenischer und polnischer Zeitschriften, sowie eine Bibliothek mit zahlreichen Werken aus allen Zweigen der Wissenschaften. Jeden Samstag findet ein Diskussionsabend statt. — Zum Vorsitzenden dieses Vereines wurde der als polnischer und ruthenischer Litterat rühmlichst bekannte Iwan Franko gewählt.

* * *

Einen unersetzlichen Verlust erlitt die polnische Litteratur durch den am 16. Mai l. J. in Posen erfolgten Tod der Schriftstellerin Anastasia Gräfin Dziedusycka, welche auf dem Gebiete der nationalen Pädagogik sich einen großen und wohlverdienten Ruf erwarb. Die Verblichene erreichte ein Alter von 48 Jahren und widmete sich, ihr ganzes Leben hindurch, der Pädagogik. Sie gab eine größere Anzahl pädagogischer Werke heraus, unter denen besonders hervorgehoben zu werden verdienen: „Gedanken über Erziehung und Ausbildung unserer Mädchen“ (Lemberg 1871) und „Briefe einer Lehrerin“ (Krakau 1883). Dann ließ sie noch mehrere Broschüren und Jugendschriften erscheinen und übersetzte außerdem solche aus fremden Sprachen ins Polnische.

A. L—n.

Italienische Litteratur.

Das bemerkenswerteste biografische und geschichtliche Buch, welches im Jahre 1890 in Italien erschienen ist, führt den Titel: „Cesare Forrenti in seinem Leben und Wirken.“

Der Autor ist einer der eifrigsten Patrioten Italiens, der Senator Tullo Massarani; sein Werk ist in der Tipografie des Senats in Rom herausgegeben.

Tullo Massarani hegte für Cesare Forrenti, dem bedeutenden Staatsmanne, eine brüderliche Liebe, welche sich im obgenannten Buche aufs glänzendste zeigt. Der Eine, wie der Andere, waren in den fieberhaften Kämpfen des Jahres 1848 verwickelt, beide teilten das Exil, um sich dann am Tage der erlangten Freiheit an die höchsten Stellen versetzt zu sehen.

Beide, sowohl Massarini, als Correnti sind geborene Künstler, und sie wußten es, selbst der Politik eine geniale Note beizubringen. Correnti behandelte seit seiner frühesten Jugend die ernstesten

Themas in einer reichen Sprache und mit brillantem Stile.

Dasselbe kann man von Massarani sagen, welcher in dieser, seiner letzten Arbeit, Meister der Sprache und des Stiles ist. In seinen Blättern ist nicht der Schatten von Gemeinheit zu finden; er ist immer jener edle Denker und Schriftsteller, welchen alle bewundern, ein wahrer Nachfolger Carlo Cattaneos, dessen hohen und liberalen Sinn Massarani sowohl wie Correnti einst mit Begeisterung studierten. Der Enthusiasmus für das Vaterland, für die Poesie, die Wahrheit und die Studien waren die fortwährenden Leiter Correntis und welche Begeisterung blitzt aus dem Buch seines Biografen, welcher von der jetzigen Jugend mitten in der großen, positiven Arbeit des modernen Italiens, demselben Genius und derselben Begeisterung huldigen lassen möchte!

Wenn manches Mal eine melancholische Färbung im Buche sichtbar wird, so entsteht diese aus dem Wunsche, welchen die Patrioten aus der glänzenden Kampfepoche, für die Glorie des Vaterlandes nähren. Sehr traurig ist die Beschreibung der letzten Tage Correntis; man hört darin den Abschiedsgruß des Greises an das Leben, welches entflieht und an seinen Freund Massarani mit Worten eines Mannes, der viel geliebt hat und viel liebt.

Der Verfasser führt uns in den vollen Kampf des Jahres 1848. In Mailand ist Cesare Correnti, welcher unter allen am meisten hervorragt. Mit seinen Schriften bereitete er die Revolution vor und in der Revolution, obgleich noch sehr jung, zeigte er eine bewundernswerte Überlegungskraft.

Er hatte überall seine Augen und griff überall handelnd ein. Ein so rascher, thätiger Geist sollte später als faul und apathisch von seinen Gegnern hingestellt werden; aber die Ungerechtigkeit ist ein Kraut, welches oft und leicht im Garten der Politik wächst!

Niemand kümmerte sich eifriger als Correnti um das Gesetz des pflichtgemäßen Schulbesuchs, er befürwortete die Eröffnung der Gotthard-Bahn und war ein wahrer Leuchtpunkt der Staatskunst. Die Geschäfte um den Staat ließen sein litterarisches Talent nicht zur vollen Entfaltung kommen, deshalb blieb auch seine „Geschichte Polens", jenes Landes, welches einst so heiße Sympathieen in Italien erweckte, unvollendet; er dachte bloß Bücher, welche er dem italienischen Volke bestimmte, schrieb sie aber nicht.

Wohl wenige besitzen Tullo Massaranis Kenntnisse, es ist dies ein solides Wissen, Frucht von ernster Lektüre und geduldigem Studium. Auch in die alten Wissenschaften findet er Gelegenheit einen Strahl herrlicher Poesie und liebevollen Wohlwollens durchblitzen zu lassen.

Alderich Andt.

Spanische Litteratur.

Die spanische Muse hat uns zu Ende des verflossenen Jahres noch einen duftigen Liederstrauß beschert.

Die sevillanische Dichterin Antonia Diaz de Lamarque versteht es nicht bloß durch weihevolle, tief empfundene religiöse Töne die Herzen bald zu erheben, bald zu rühren, sondern sie hat auch in die Fabel den reichen Schatz ihres zarten poetischen Empfindens zu legen gewußt. Die moralischen Fabeln, die sie unter dem Titel Aves y flores in Barcelona erscheinen ließ, und die der catalanische Künstler Francisco Blanch auf jedem Blatt mit Blumengewinde und gefiederten Sängern zierte, haben von den Nachtigallen den Wohllaut und von den Rosen und Veilchen den Duft entliehen. Schon das Eingangsgedicht, „Spanische Rosen" betitelt, in welchem den verschiedenen prachtvollen Rosenarten, die von der launischen Göttin der Mode

geſchaffen, die duftige Roſe gegenübergeſtellt wird, die unter Dornen erſcheint, iſt bezeichnend für den ſchlichten Sinn der Dichterin, die durch ihre Fabeln zur liebenswürdigſten Lehrerin ihres Volkes geworden. Welch ein unerſchöpfliches Gebiet einem echten Dichter die von Äſop in Phrygien, von Ariſtophanes in Athen, von Phädrus in Rom, von Laſontaine in Frankreich, von Gellert, Hagédorn, Lichtwer, Pfeffel und Leſſing in Deutſchland, von Samaniego, Tomás de Iriarte, Pascual Fernández Baeza, Miguel Agustin Prinzipe, Raimunda Miguel, Juan Eugenia Hartzenbuſch, Ramón de Campoamor, Joſé María Gutiérrez de Alba und Cayetano Fernández in Spanien gepflegte Fabel erſchließt, zeigt die ſevillaniſche Dichterin in ihrem neueſten Buch. Wenn Samaniego moraliſche, Tomás de Iriarte litterariſche Fabeln dichtete und Gutiérrez de Alba politiſche Fabeln in einer Zeit ſchrieb, in der die Freiheit des Gedankens in Spanien ſich in die Allegorie flüchten mußte, und wenn Cayetano Fernández myſtiſch-religiöſe Fabeln herausgab, ſo bietet die Fülle der Natur dem Fabeldichter doch nach unendlichen Stoff. Keine von den 60 Fabeln, die Antonia Diaz de Lamarque bringt, möchten wir entbehren, und in keiner iſt ein Wort zuviel. Aber die Dichterin weiß auch, daß Kürze den ſinnlichen Gehalt der Fabel vernichtet. Es wechſelt das Versmaß, aber der edle poetiſche Geiſt, der in der anmutigſten Form zu uns ſpricht, iſt überall derſelbe. Sollten wir der Dichterin, die in der Fabel nach einen willkommenen Gegenſtand poetiſchen Schaffens ſah, einen Platz auf dem ſpaniſchen Parnaß einräumen, ſo wäre es neben dem feinſinnigen murcianiſchen Poeten Joſé Selgas.

Das Fabelbuch der Sevillanerin beweiſt aufs neue, wie herrlich die Catalanen Bücher auszuſtatten vermögen. Aber ſie können noch viel mehr: ſie können auch die trefflichſten Bücher ſchreiben. Drei Jahrhunderte lang ſchienen ſie, fremdem Sange lauſchend, das Geheimnis ihres eigenen Liedes verlernt zu haben, aber plötzlich iſt ihnen das Gedächtnis wiedergekommen, das Morgenrot eines neuen Lebens hat ihnen die ſüßen Erinnerungen der Vergangenheit zurückgebracht.

Der Dichter der Atlántida und der Idyllen, Jacinto Verdagnez, iſt in ſeinen Liedern Betlehem wieder der zartſinnigſte religiöſe Dichter catalaniſcher Zunge, und der Barcelaneſer Maler und Poet Apeles Meſtres ſchlägt in ſeinem Buche „La Garba“ (Garben) wieder neue Töne an. Zu einem formvollendeten ſatyriſchen Gedicht entflammte ihn die Weigerung eines Kaiſers, einem Dichter, deſſen Stirn die Poeſie mit ewigem Lorbeer ſchmückt, ein Standbild von Stein errichten zu laſſen. Dichter zahlen in Liedern: ſo thut es Apeles Meſtres in ſeinen Garben für die Huldigungen, die ihm das Centre catalá im vorigen Jahre dargebracht.

Einen gewaltigen Verluſt aber hat 1890 das catalaniſche Drama erlitten: der große Schauſpieler, der es verkörpert, der ihm Leben eingehaucht und auf ſein Banner die Wahrheit geſchrieben, der Künſtler, der ſo oft Angel Guimerá begeiſtert, Lleó Fantava, iſt in Barcelona im Dezember im Alter von 52 Jahren geſtorben. Was Rafael Calva für die Caſtellaner, war er für die Catalanen.

Das caſtellaniſche Theater hat der geniale Joſé Echegaray mit dem Drama Siempre en ridículo (Immer lächerlich) zwar vermehrt, doch nicht bereichert. Die Grundidee, daß der Edle, der Gute, der an Freundſchaft und Liebe glaubt, immer lächerlich erſcheine, iſt doch gar zu unnatürlich. Und doch wird von einigen ſpaniſchen Kritikern dies Stück eines der beſten des Dichters genannt.

Den Spaniern ein wahrhaft kritiſches Organ zu geben, iſt jetzt die Galicierin Emilia Pardo Bazán bemüht. Sie läßt ſeit dem Beginn dieſes Jahres in Madrid ein Nuevo Teatro Crítico erſcheinen, deſſen ſämtliche ſowohl Spanien wie das Ausland betreffende Artikel aus der glänzenden Feder dieſer einen Dichterin gefloſſen. Nur bevorzugte Naturen wie dieſe vermögen aus eigenem Geiſt ſo Großes zu vollbringen.

Johannes Faſtenrath.

Portugieſiſche Litteratur.

Visconde de Ouguella: Gil Vicente. (Lisboa-Livraria Ferin.)

Der Verfaſſer dieſer außergewöhnlichen Studie ſagt in der knappen Vorrede an den Leſer, daß bei der Ausführung ſeiner Arbeit ihn der Gedanke geleitet habe, einen Bauſtein herbeizutragen zu dem Sockel, den die Jahrhunderte einem Manu errichten, der ausgeprägt national geweſen ſei in ſeinem Denken, Leben und Dichten: Gil Vicente, der Schöpfer des volkstümlichen Luſtſpiels.

Wir, die wir das Werk vor uns haben und uns in die plaſtiſche Arbeit vertiefen, können die portugieſiſche Litteratur nur beglückwünſchen zu demſelben.

Der Name Gil Vicente iſt den Gebildeten kein fremder. Seine Bedeutung iſt gleich groß für Portugal wie für Spanien. Dichtete er doch ſeine erſten „Autos“ in ſpaniſcher Sprache, und die dramatiſche Schule, deren Begründer er war, verzweigte ſich über die ganze Halbinſel. Man weiß nicht mit Beſtimmtheit wann und wo er geboren ward. Drei Städte in Portugal ſtritten ſich um den Ruhm, ſeine Wiege getragen zu haben. Und ſeine Eltern gehörten einem alten vornehmen Geſchlecht an. „In der geſchichtlichen Periode, in welcher wir uns befinden, in dieſer vollſtändig demokratiſchen Epoche, iſt es nur Läpperei von Kleinlichkeitskrämern, genealogiſche Eitelkeiten zu prüfen. Uns beſchäftigt nur der Dichter.“ Wir wiſſen aus Schriften, die über Gil Vicente ſprechen, daß er bald der Schöpfer des ſpaniſchen Theaters, bald ein Nachfolger des Caſtellaners Juan del Encina genannt wird. Einige Litterarhiſtoriker behaupten, bei ſeinen „Autos“ ſei er durch die mittelalterlichen lateiniſchen und franzöſiſchen Myſterien — in formeller Hinſicht — weſentlich beeinflußt worden. Ganz treffend ſagt der Visconde de Ouguella u. a.: „Uns geht es nichts an, wo er die Elemente fand, mit welchen er ſeine Schöpfungen organiſierte. Er war fruchtbar und eigenartig, das genügt uns.“ Und wenn Gil Vicente aus alten und zeitgenöſſiſchen Muſtern ſchöpfte, ſo iſt das eben ein Beweis ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit, ſeines Wiſſensreichtums. Er war in fremden, altklaſſiſchen und modernen Litteraturen kein Gaſt, er war zu Hauſe.

Juan del Encino gab den Schäferſpielen eine Natürlichkeit und Harmonie, die einen ſüßen Reiz ausüben. Z. B.:

„Una virgen de quince años
morencia de tal gala,
que tan chapada zagala
no se halla en mit rebaños:
nunca tal cosa se vió,
huihó!
ni jamas fue ni será
huihá!
pues aquel que nos crió
por salvarnos nació ya:
Huihá, huihó!
que aquesta noche nació.“

Gil Vicente ſuchte ähnliche, farbenprächtige, zuweilen unnachahmliche Bilder:

„O tristes nubes escuras,
Que tan recias caminais,
Sacadme destas tristuras,
Y llevadme á las honduras
De la mar adonde vais.
Duélanoos mis tristes hadas,
Y llevadme apresuradas
Aquel valle de tristura
Donde estan las mal hadadas,
Donde estan las sin ventura Sepultadas.“

Digitized by Google

Dieser Vers aus der „Comedia do Rubena“ giebt uns eine leichte Idee von den Hülfsquellen des Dichters, wenn es sich um den Lyrismus der Form handelt.

Sein erstes Stück schrieb Gil Vicente ums Jahr 1502 zur Geburtsfeier des nachmaligen Königs D. João III. Er schrieb es und führte es vor dem versammelten Hofe auf: „Visitação oder Monologo do Vaqueiro“. Der Visconde de Ouguella bemerkt hier: „Er schrieb es und führte es auf ohne sich nur eine Linie von den volkstümlichen Sitten und Bräuchen zu entfernen, die ihn unzählige Male begeisterten. Er war die vermittelnde Seele in ihrer ganzen Natürlichkeit. Und in der Herbheit seines Spottes drückte er den Zustand einer Gesellschaft aus, die aus dem Ruhmesglanz kühner Seefahrten und Eroberungen dem Verfall zuschwankte, den ihre Sorglosigkeit und ihr Fanatismus ihr bereitete. In allen Dramen, Lustspielen und Farcen Gil Vicentes spiegelt sich das Zeitalter. Er war der getreue Ausdruck seiner Zeit.“ Seine lebendige reiche Einbildungskraft, die Liebe und Hingebung zur Kunst rissen ihn nie mit sich fort, etwas falsches zu zeichnen. Seine Kenntnis fremder Sprachen und Litteraturen bewies er noch in dem „Auto de Fama“, in welchem er die Personen vier verschiedene Sprachen sprechen läßt. Im „Auto de Sam Martinho“, das in der Kirche von Caldas vor der Königin D. Leonor aufgeführt ward, machte er sehr geschickte Anspielungen auf die in Frankreich gebräuchlichen Martinales.

Bei Gil Vicente müssen wir vorzugsweise bewundern, was er sagen wollte und nur skizzierte — als den feinen Spott seiner kühnen Feder, sagt der Verfasser. „Es findet sich in seinen Werken Werken die feinsinnigste Ironie, die kühlste Verachtung, von künstlerischem Verständnis durchhaucht. Aber dieser Spott wurde wohl kaum verstanden von seinen Zeitgenossen. Wäre er fünfzig Jahre später geboren und zwar in einer Bevölkerung, die nicht von der Geistlichkeit unterjocht war, würde vielleicht Shakespeare von seinem Jahrhundert nicht als der einzige Nachfolger altgriechischer Klassiker gelten. Leider war Gil Vicente durch die Umstände gezwungen, sich engbegrenzten Arbeiten hinzugeben, Arbeiten, die längst nicht den Reichtum, die Kraft seines Talentes und die Lebhaftigkeit seiner anmutigen und farbenglühenden Phantasie auszudrücken vermögen.“

Er schrieb hauptsächlich zur Feier von Jahresfesten. Weihnachten und Vermählungen und Geburtstage bei Hofe feierte er durch seine Autos und Comedias — oder er schrieb Farcen, um die Langeweile des portugiesischen Hofes zu zerstreuen. So können wir begreifen, daß durch seine Arbeiten die unwiderstehliche Macht seines Geisteslebens nur durchblickt. „Seinen Farcen hätte Gil Vicente den reichen Schatz seines Humors einflößen können — aber der Hof inspizierte ihn. Zu ihm sprach er von seinen Freuden und Leidenschaften. Er war gezwungen, der Spaßvogel, der Narr zu sein und so ward er ein Possenreißer. Aus diesem Grunde duldete der fanatische, der heuchlerische oder — der fromme D. João III., der Einführer der Inquisition und der Jesuiten in Portugal ihn und lachte rückhaltlos über den beißenden Spott, mit dem der geniale Dichter Rom, die Geistlichkeit und die Mönche beglückte.“

Die Zeit, in welcher dieser riesenhafte Geist erstand, war seine Gegnerin. Der Dichter unterhielt den fanatischen, heuchlerischen Hof, er war der Possenreißer — das erklärt seine Straflosigkeit. Der Visconde de Ouguella stellt ihm den Verfasser von Gargantua und Pantagruel gegenüber. Auch Rabelais war ein Spaßvogel, auch ihm stand das Lachen des

Volkes und der Schutz der Monarchen zur Seite.

Aber nichts schüchtert Gil Vicente ein, wenn er durch die Eingebung seiner Satyre und entfesselten Muse getragen wird. „Der Teufel ist ihm unentbehrlich.“ Ihm überträgt er die mißlichste und schwierigste Lage. „Der Engel der Finsternis schrickt vor keiner boshaften Zensur zurück. In der Tragikomödie ‚Romagem de Aggravados“ — vor D. João III. aufgeführt — tritt kein Teufel auf, sondern der Dichter sucht eine exzentrische Allegorie, personifiziert durch den — Frei Paço.“ Der Visconde de Ouguella begleitet seine Ausführungen durch eine Szene aus dem genannten Stück, in welcher der Mönch auftritt, die ihresgleichen sucht an strotzender Ironie und attischem Salz.

Jenes verderbte Zeitalter, die Schamlosigkeit der Nonnen und Mönche, von der Äbtissin bis zur Novize, legte Gil Vicente in seinen Comedias bloß. Er war der Todfeind der fanatischen Heuchler, der Todfeind der Mönche.

„Welch merkwürdiges Zusammentreffen,“ fährt der Verfasser fort — „das Jahr 1536, in welchem Gil Vicente sein letztes Lustspiel aufführte ‚Floresta de Enganos‘ war dasselbe, das die Inquisition in Portugal einführte.

Dann verstummte dieser große Geist.

Hier endet seine dramatische Laufbahn, die mit dem Auto da Visitação 1502 begonnen hatte. Vier und dreißig Jahre in Versuchen und Anstrengungen, um ein Theater zu begründen, das ganz unser sei — das portugiesische Theater. Die Verstümmelungen, die seine Werke erlitten haben, sind augenscheinlich . . . die zweite Auflage seiner Werke wurde in Lissabon herausgegeben ums Jahr 1585 bei André Lobato. Diese Ausgabe ist von der abscheulichen Bemerkung begleitet: Vam emendadas pelo Sancto Officio, como se manda no Cathologo d'este Reyno.“ Die Tiger der Inquisition sättigten an den Werken den Haß, der dem Dichter galt.“

In dem ersten Teil seines Werkes unterbreitet uns der Verfasser Gil Vicente in seiner Eigenschaft als Schöpfer des nationalen Dramas, als geistvollen Spötter, als Possenreißer. Er fügt die Folgerungen so klar und sicher in einander, kennzeichnet den Dichter so treffend durch eingeschobene Szenen aus seinen Werken, daß wir das Buch mit hoher Befriedigung lesen und studieren. In dem zweiten Teil macht er uns auf die zarten harmonischen Abtönungen der Lyrik Gil Vicentes aufmerksam. Näheres Eingehen behalten wir uns vor. Vielleicht fällt das prächtige Buch in die Hand eines Berufenen, der den litterarisch-philosophischen Wert desselben für die Gesamtlitteratur vollauf zu schätzen weiß und es uns verdollmetscht.

Hedwig Wigger.

Vermischtes.

Über Bruno Wille wird uns aus Berlin geschrieben:

„Wille ist durchaus nicht der Rabulist, zu dem ihn die öffentlichen Blätter gelegentlich seiner Mensur mit Bebel gestempelt haben. Er möchte nur möglichst vielen Menschen ein selbständiges Gehirn in den Schädel setzen, und sein Sozialismus bezweckt die Erlösung des selbsteigenen Gemütes der Einzelnen durch Befreiung von der Not des Lebens. Lesen Sie doch mal sein „Gescholtenes Märchen“! Das ist charakteristisch für ihn. Aus einem ganz instinktiven Gefühl heraus hat er auch damals den autoritativen Spinnen der sozialistischen Partei in die Netze gepustet: nun es geschehn, steckt er ruhig den politischen Blasebalg in die Tasche und schmiedet in der Einsamkeit ethische Beglückungspläne. Denn er ist Phlegmatikus und will nicht „dem Übel wi-

derstreben", sondern nur es feststellen und sagen, was er für gut hält. Also keine Spur von dem Streber, der einen intriganten Skandal einfädelt, um sich daraus eine toga tribunalis zu nähen! Daß die Presse ihn in solch ein Licht stellte, ist bezeichnend nur für sie selbst. — — R.

Fr. Kreyssig: Geschichte der französischen National-Litteratur. Sechste vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage von Dr. Adolf Kreßner und Dr. Adolf Sarrazin, Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. (II Bände).

Studium der Weltlitteratur wie der Einzellitteratur ist eine Anforderung, die man an jeden Gebildeten stellen kann. Gerade auf dem Gebiete der französischen Litteratur fehlen tiefgehende, gediegene Lehrbücher — die vorhandnen sind zumeist in Bezug auf Anschauung zersplittert, in Bezug auf das Urteil schwankend und formell. Auch Kreyssigs Litteratur-Geschichte wies manche Fehler und Irrungen auf — die in der Neu-Auflage glücklich vermieden sind. Der erste, von Dr. Kreßner herausgegebene Band ist durchaus gediegen, tiefgründig im Urteil, mit vorsichtigem Abwägen und liebevollen Versenken ist der Stoff geschaffen. Kreßner hat die neuen Studien über altfranzösische Litteratur glücklich verwertet und so ein Musterbuch geschaffen. Nicht auf derselben Höhe steht der von Dr. Sarrazin herausgegebene zweite Band — d. h. nur in Bezug auf die Schlußabteilung. Was Sarrazin über Zola und den Naturalismus sagt, ist einseitig und nicht verstanden. Gerade der Litteraturforscher soll seinem Stoffe gerecht werden, das ist bei Sarrazin nicht der Fall — sein Urteil über die neueste Litteraturströmung läßt an Unsicherheit nichts zu wünschen übrig — das Wesen des Naturalismus ist völlig mißverstanden (man vergleiche hierzu meine Studien: Zola und der Naturalismus im Februar-Heft 89 der „Franko-Gallia"). Der übrige Teil läßt den gediegenen ernsten Forscher erkennen — und für das hervorragende bibliographische Material können wir Sarrazin zu lebhaftestem Danke verpflichtet sein. Gerade in diesen bibliographischen Hinweisen liegt ein fester Wert — Sarrazin hat es verstanden, so Gediegenes zu bieten, daß er kaum übertroffen werden kann. — So ist das Werk wärmstens zu empfehlen — es verdient einen Platz in jeder Bücherei und wird Manchem bald ein notwendiges Hilfsmittel sein — denn gerade die zahlreichen, detaillierten Fingerzeige Sarrazins ermöglichen ein eingehendes Studium der einschlägigen Litteratur. Hans von Basedow.

Von Johann v. Wildenradts Heldengedicht „Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else" (Hamburg, Otto Meißner) ist die dritte Auflage erschienen. Der gewandte Dichter hat die Bahn der beliebten Mannen Dahn, Wolff, Scheffel, wie man sieht, mit Erfolg beschritten. Die Kritik ist ihm hold gesinnt, und wenn er nur ein bischen fleißig ist, kann er jetzt nach dem Muster seiner Vorgänger mit der Schutzmarke „Dichter von Gottes Gnaden" alljährlich die besten Weihnachtsgeschäfte machen.

Fröhlich staunt das Volk, das junge,
Auf das altbekannte Schauspiel,
Die um Winters Sonnenwende
Alles was „von Gottes Gnaden"
Singt und pfeift und tirelieret
Oder Ebersche Romane
Mit dem Schlamm des Nils schreibt,
Deutschem Haus sein Büchlein spendet.
„Schöne Büchlein, brave Büchlein,
„Zieh' den Beutel, Publikum,
„Besseres ward nie geleistet
„In dem deutschen Musenhain!"
Also locken die Verleger,
Deutscher Dichtkunst hohe Förderer.
Mit geheimem Widerstreben,
Doch getreu der guten Sitte
Greift Herr Michel in den Beutel.

Hat er nur sein Weihnachtsbüchel,
Kann er dann zwölf lange Monde
Pfeifen auf die Litteratur. —

X. Y. Z.

Gustav Schwarzkopf: „Moderne Typen", Novellistische Studien. (Stuttgart. Bonz & Comp.)

Es ist wunderlich, wie wir neben einer Reihe romantisierender Dichter auch eine hübsche Anzahl reiner Verstandesbegabungen besitzen. Der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller ist wohl hauptsächlich der, daß da, wo der erstere empfindet, erlebt, in ein Fremdes auf- und untergeht, der letztere nur begreift, prüft und wägt. Schwarzkopf ist kein Dichter; er besitzt einen superioren Verstand. Seiner Schreibweise fehlt es an Wärme, Gemüt und Empfindungskraft. Seine kalte Phantasie ist wohl nur das Organ seines Verstandes. Er ist Satyriker, aber seine Satyre erstreckt sich oft auf Motive, die eigentlich eine dichterische, tragische Auffassung zulassen. Man vergleiche die Skizze „Wahn!" Die wäre eine pathologische und tiefpoetische Studie unter der Feder eines Dichters, und was hat Schwarzkopf daraus gemacht? — Das Wort „lächerlich" ist zweimal fast auf jeder Seite dieses Buches zu finden. Hingegen ist Manches aber gelungen. Für menschliche Schwächen, gesellschaftliche Verkehrtheiten hat Schwarzkopf ein feines Auge. Er ist Realist — warum fällt mir nur die Bezeichnung „Reporter-Realismus" ein? — ihm fehlt's aber an Kraft und Frische. Sein trockener Bureaukratenstyl hat wenig Ansprechendes. Ausgeklügeltes, wenn auch sehr wahr, dem Leben Abgelauschtes. Sein Humor lächelt nicht unter Thränen, er ist kühl „bis ans Herz hinan". Er besitzt Talent und Geist, seine Skizzen sind lesenswert. Hermann Menkes.

Tolstoi-Kreutzersonate mit Nachwort. Zweifellos eine scharf gezeichnete tragische Erzählung, welche Charaktere und Handlung in vollendeter Weise einheitlich motiviert und uns mit dem in neueren Kunstwerken seltenen Eindruck entläßt, daß es so kommen mußte, deren Schluß, wie leider so oft in modernen Produkten der Bühne und des Romans, keine Farce ist! — Das macht, der Verfasser hat noch moralische Ideale und zwar recht starke, die im europäischen Westen zur Seltenheit zu werden beginnen, weil der soziale Zersetzungsprozeß sie nicht mehr duldet. Er empfindet noch das Tragische der Modernität, an welches freilich viele nicht glauben, obgleich es bereits in allen Ständen gespenstisch umgeht und das aus Gründen der internationalen wirtschaftlichen Konstellation und der physiologischen Schwächung schwierig gewordene Dasein nur noch mehr verdüstert.

Nichtsdestoweniger ist auch Tolstoi ein décadent, er meistert nur das Ungesunde, Hysterische, den Marasmus; seine Figuren haben nichts mehr von einer noch gesunden Verantwortlichkeit und Willensstärke und ihr Untergang erschöpft nicht die Tiefen der Menschheit im höchsten tragischen Sinne — doch wo wäre heute ein solcher Dichter?

Was das angehängte Nachwort betrifft, so hat sich hier der Verfasser auf seine Psychologie eine Philosophie zurechtgemacht, worin er asketisch alle geschlechtliche Lust verurteilt. Dies ist interessant, aber nur eine tendenziöse Motivierung für poetisch unbewußt gefühlte Dinge und Konflikte, die zwar auf den festen Pol seines psychologischen Fühlens hinweist, die man jedoch nur als extreme ins christliche Abstinenzideal hineingepreßte Auslegung seiner moralischen Instinkte anzusehen hat, wie wenn sich etwa irgend ein frommer Ausleger über die Geschichte erbarmt hätte, um uns ihren Sinn — von seinem höchst persönlichen, ihm durch Sektiererei eingedrillten Standpunkt aus

Digitized by Google

natürlich — zu entschleiern. Wozu das? Sind Kunstwerke dazu da, Sekten-Propaganda zu machen? — Die guten Leute, welche Herrn Tolstoi aufdringlich fragten, was er mit seiner Erzählung sagen wollte, thun einem aufrichtig leid: sind sie auch so neugierig, wissen zu wollen, was Shakespeare mit seinem „Othello" hat sagen wollen, ist dieser vielleicht auch ein Anathem gegen die Ehe? — So kam Tolstoi dazu, sich hinterher über seine Dichtung Aufklärung zu geben, und er verriet uns nur seine außerordentlichen taktischen Befangenheiten, sein geringes Talent zur theoretischen Psychologie: er ging wahrlich bei seiner Weltverbesserei sehr ausgetretene Pfade, während er doch mit seinem Talent zur poetischen Darstellung schon zufrieden sein könnte! —

Albert Kniepf.

Unter deutschen Palmen. Roman von Christian Benkard. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Christian Benkard, der das Kolonienwesen aus eigener, langjähriger Anschauung und Lebenserfahrung kennt und seinen Beruf, diese Kenntnisse zum Mittelpunkt einer fesselnd angelegten, eigenartigen Novellistik zu machen, schon durch seinen Roman „In ferner Inselwelt" glänzend dargethan hat, bietet in dem vorliegenden zweibändigen Roman ein Werk, das sich dem genannten ebenbürtig zur Seite stellt. Hatte er dort die deutschen Niederlassungen auf Samoa und die Kämpfe unserer daselbst ansässigen Landsleute gegen amerikanische Übergriffe zum Ausgangspunkt genommen, so faßt sein neuer Roman die kolonisatorischen Bestrebungen unserer deutschen Brüder im dunkeln Erdteil, insbesondere in Kamerun und Elobh ins Auge. Die Verschmelzung des fremdartigen Lokalkolorits, das die äußeren Vorgänge kennzeichnet, mit der echtdeutschen, kerngesunden und anheimelnden Gesinnung, die Benkards Darstellungen durchdringt, verleiht ihnen, ganz abgesehen von der glücklich gewählten und interessant durchgeführten Fabel, einen besonderen Reiz. Immerhin müssen wir uns wundern, daß eine so begabte und tüchtige Natur wie Benkard, nicht künstlerischen Ehrgeiz genug besitzt, nach der litterarischen Seite hin schärfere Fühlung mit dem vaterländischen Realismus zu gewinnen und Werke zu schaffen, die schon durch ihren Kunstwert in erfolgreichen Wettbewerb mit den Hervorbringungenund ereser Erzählungslitteratur so schwer belastenden Ausländer treten müßten. X. Y: Z.

„Aus drei Ländern" betitelt sich ein im G. J. Göschenschen Verlage in Stuttgart erschienener Band novellistischer Sittenbilder, der sowohl des Inhaltes wie der Verfasserin wegen lebhaftes Interesse erregt. Die Verfasserin, Olga Wohlbrück, hat ihre Ausbildung in Rußland genossen, war dann drei Jahre erfolgreich an der zweitgrößten Bühne von Frankreich thätig und trat vor kurzem als jugendliche Salondame in den Verband des Königl. Schauspielhauses in Berlin. Olga Wohlbrück arbeitet mit Geist nnd Geschmack. Es sind interessante Menschen und Dinge, aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt, die sie uns in diesen Skizzen vorführt.

Isolde Kurz, trotzdem sie aus der Heyseschen Schule, ist eine wirkliche Dichterin, ein sieghaftes Talent. Einen vollgültigen Beweis dafür bieten die im Göschenschen Verlage in Stuttgart erschienenen „Phantasien und Märchen". Das erste, „Haschisch", ist ein Traum, in welchem die höchsten philosophischen Fragen gestreift werden und der zugleich die Phantasie des Lesers aufs tiefste erregt. Das zweite Stück „Der geborgte Heiligenschein" sprudelt von feinem Humor. Wenn auch der Belletrist Heyse ihr Vorbild, so über-

ragt sie ihn doch durch ihre kräftige, frische Eigenart. Der Feminismus, an Heyse widerlich, spricht uns bei weiblichen Dichtern vom Schlage der Isolde Kurz als pikante Natur an. Auch ihre „Gedichte", eben in neuer Auflage heraus, stehen hoch über dem lyrischen Dünnschiß der Heyseschen p. t. Muse.

X. Y. Z.

K. Chr. Planck. Halbes und ganzes Recht.*) Dem originellen Titel des Buchs entspricht voll und ganz der Inhalt. Hier treten uns keine Windbeuteleien oder „konventionelle Kulturlügen" entgegen, die für neuentdeckte Wahrheiten gelten möchten; was uns geboten wird, ist vielmehr der Einblick in eine umfassende, ernsthafte, durch langjährige, selbständige Geistesarbeit errungene Weltanschauung.

Nach Plancks Auffassung herrscht heute in jeder Beziehung nur halbes Recht.

In wirtschaftlicher Beziehung hatte das durch die Reichsgesetzgebung der siebziger Jahre zum Siege gelangte Manchestertum, dessen Prinzip „die reine Erwerbsfreiheit bis zur Quacksalberei hinaus" ist, ein Heer von sozialen Mißständen zur Folge, als da sind: Warenfälschung, willkürliches Steigern und Schrauben der Preise, Ausartung und Verschlechterung des Lehrlingswesens, vor allem aber die Überproduktion „eine notwendige Folge unorganisch regelloser, nur auf die ‚freie Konkurrenz' gegründeter Erwerbs- und Verkehrszustände." Mit einem Worte: der Staat ist zur organisierten Erwerbsgenossenschaft degradiert worden. Innerhalb des jetzigen Verhältnisses von Arbeitern und Unternehmern ist eine wahre Abhilfe gegen dies Übel unmöglich. Auch die Assoziationen unter den Arbeitern selbst sind nicht imstande, die Privatkonkurrenz, eine der Hauptwurzeln des wirtschaftlichen Übels, zu beseitigen. Dies vermag nur die bedingungslose „Anerkennung der Rechtspflicht Aller gegen Alle".

Diese Auffassung von den sozialethischen Pflichten des Staates ist freilich schon oft in Deutschland gelehrt und begründet worden, zuerst wohl von Fichte in seinem „geschlossenen Handelsstaate", dann von Hegel und seinen Schülern. Wenn aber diese Staatsidee einst nicht nur zum theoretischen, sondern auch zum praktischen Siege gelangt sein wird, das Christentum hat kein Verdienst daran. Denn dieses ist „der ausgesprochenste entschiedenste Gegensatz, gegen jeden Gedanken an Herstellung eines äußeren Reichs des Guten, in welchem das allgemein sittliche Bewußtsein zugleich die ihm angemessene allgemeine rechtliche Ordnung vor sich hätte."

Der Begriff der Wohlthätigkeit z. B., von so hoher Bedeutung für das Urchristentum verhält sich ganz indifferent zu der Rechtspflicht Aller gegen Alle. Der sozialen Halbheit entspricht die Halbheit im Unterrichte, besonders demjenigen der mittlern Lehranstalten. Hier herrscht, wie Planck sehr scharfsinnig hervorhebt, „die immer noch unüberwundene einseitige Abstraktion (oder Transcendenz) des religiös-sittlichen Bewußtseins, die notwendig auch in dem Gebiete, in welchem sie eine geschichtliche Ergänzung und frei menschliche Anregung zu finden sucht, in der Aneignung des klassischen Bildungselementes, sich wiederholt und dieses so selbst wieder zum äußerlich transcendenten gegen die volle lebendige Menschennatur fremden und ihr mechanisch aufgenötigten Elemente verkehrt" (S. 87).

Wem dieser Satz nicht einleuchtet, der sehe sich die Bände sprechende Illustration dazu, „dies irae" von Heinrich Noe an. Da das beherrschende Prinzip das gleiche ist, damals wie heute, so sind Noes Erlebnisse jetzt noch, natürlich nicht

*) Mit einer Einleitung von Adolf Gubitz. Tübingen 1885.

in allen Punkten, aber im großen Ganzen, lange kein überwundener Standpunkt. Eine Waffe nach der andern entreißt Planck den ſchwächlichen Händen der Klaſſikeranbeter.

Es wird erſtens nachgewieſen, daß, wie gerade vom ſtreng philologiſchen Standpunkt aus zugeſtanden werden muß, für alle die, welche (z. B. um die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen zu erlangen) nur einige Klaſſen des Gymnaſiums abſolvieren, der höhere menſchlich bildende Inhalt und Zweck des klaſſiſchen Studiums verloren geht es wird zweitens nachgewieſen, daß „die innere Anſchauung von dem Leben des Altertums“ abſolut nicht zu ihrem Rechte kommt bei der ſprachlich-formellen Verſtandesbildung, welche den eigentlichen Inhalt des humaniſtiſchen Gymnaſialunterrichts bildet. Wird doch z. B. bei der Lektüre eines Demoſthenes mehr Zeit auf die Erklärung mancher Partikel verwendet als auf die Darlegung der damaligen Zeitverhältniſſe!

Iſt es etwa kein Widerſpruch, daß wir bei der ungeheuer anwachſenden Menge neuen Wiſſensſtoffs, bei der täglich zunehmenden Bedeutung der Naturwiſſenſchaften uns noch ſo ziemlich mit derſelben Vorbildung begnügen, wie ſie das vorige Jahrhundert hatte? Indeſſen entſpricht auch die Realſchule Plancks Anforderungen nicht, da ſie ihm zu ſehr den bloßen Erwerbsſtandpunkt zu berückſichtigen ſcheint.

Hieran nun ſchließt ſich der 2. Teil des Buches, der aufbauen will, was im 1. Teil kritiſch zerſtört worden.

Bildung für Alle! Zuerſt in der Volksſchule „allgemeine und gleichmäßig menſchliche und ſtaatsbürgerliche Erziehung“ (S. 97). Dann ſich verzweigende Vorbildungsſchulen für die beſtimmte Berufsbildung und endlich fachlich berufsmäßige Ausbildung in der Berufsſchule.

Das Studium der alten Sprachen wird dann von ſelbſt Unterrichtsgegenſtand nur für den Gelehrtenberuf, während Geſchichte und Naturwiſſenſchaft die Grundlage der Volksſchule bilden werden. Was der Verfaſſer des Weiteren über die Reform der Berufsſchulen (Fakultäten) und die Erſprießlichkeit eines engeren Zuſammenhangs derſelben mit den Berufsgenoſſenſchaften mitteilt, verdient ebenfalls ſehr beherzigt zu werden.

Arbeit für Alle! Kein körperlich und geiſtig geſunder Bürger ſoll ſich fortan der Rechtspflicht der Arbeit entziehen dürfen. Dieſe Arbeit muß der Geſellſchaft nützlich ſein, ſie darf keine bloße Erwerbs-, ſie muß eine Berufsform ſein. „Jener Zuſtand dagegen, der jetzt bei uns ſanktioniert iſt und der insbeſondere auf dem Gebiete des Handels herumtaſtende und pfuſchende Erwerbsverſuche hervorbringt, zu eigenem und anderer Schaden, dieſer Zuſtand iſt nichts als die letzte und vollendete Auflöſung in eine zerfahrene und regelloſe Maſſe ſelbſtiſcher Erwerbsexiſtenzen, die bloßen Atomen gleich ſich durch einander bewegen und ſo in der mannichfachſten Weiſe mit ihren Sonderintereſſen auf einander ſtoßen und ſich ſchädigen“ (S. 125). Eine Seite der rechtlichen Berufspflicht iſt die Verkehrspflicht. Denn auch der Preis der eigenen Berufsthätigkeit muß von Geſellſchaftswegen (nicht durch perſönliche Willkür oder den Zufall der Konjunktur wie jetzt) beſtimmt werden. Vor allem aber würde das Berufsgeſetz ſeine Wirkſamkeit in völliger Umgeſtaltung des Handels- und Fabrikweſens äußern.

Eigentum für Alle! Planck vindiziert hier Grund und Boden der Geſellſchaft als der von Natur allein berechtigten Eigentümerin desſelben.

„Es kann alſo auch kein Recht der erſten Beſitzergreifung oder des langverjährten Beſitzes geben, durch welches der

ursprüngliche Grund und Boden aufhören würde, die nächste und erste Eigentumsgrundlage für alle diejenigen zu bleiben, die einer solchen noch bedürftig sind (S. 162).

Indessen macht sich hier Planck selbst einer großen Halbheit schuldig. Grundrente wie Kapitalgewinn, d. i. die Rente überhaupt, haben ihren Grund darin, daß die Arbeit, seit sie geteilt ist, immer produktiver wird, d. h. immer mehr Nichtarbeitern Lebensunterhalt gewähren kann, ferner darin, daß Boden und Kapital niemals den Arbeitern selbst, sondern eben den — Nichtarbeitern gehört haben. Wer also wie Planck die Bodenrente angreift, der greift auch den Kapitalgewinn an, greift das rentierende Privateigentum überhaupt an.

Wenn „jeder Mensch (wie der Herausgeber im Vorwort S. XXII Plancks Gedanken erläuternd sagt) ein ursprüngliches Anrecht an das von Natur vorhandene Eigentum hat", nun so gehören auch dem Menschen und nicht einzelnen die Produkte, soweit sie Erzeugnisse der Natur sind, soweit sie aber Erzeugnisse der menschlichen Arbeit sind, gehören sie dem Arbeiter, — das sind die logischen Konsequenzen der Planckschen Berufsordnung und seines natürlichen Grundeigentumsgesetzes.

Friede auf Erden! „Eine politische Phantasie" hätte der Herausgeber hinzufügen können. Es liegt uns ferne, den Friedenszustand in Permanenz für einen „Traum" zu halten; aber die Art, wie sich Planck die Durchführung des ewigen Friedens vorstellt, ist eine phantastisch-traumhafte.

Wir sind allerdings der Meinung, daß gerade die Kulturgeschichte beweist, daß der Friede unter Staaten so gut erreicht werden kann, wie der unter Stämmen und Familien. Warum soll dem „ewigen Landfrieden" kein ewiger Völkerfriede folgen können?

Aber jedenfalls führt ein anderer Weg zu diesem Ziele als der von Planck vorgeschlagene, der darauf hinausläuft, daß die Staaten Europas sich in Wahlmonarchien verwandeln sollen (Alter Ovid! Deine Metamorphosen sind die reine Stümperei dagegen!) und die Hegemonie des Deutschen Reichs anerkennen. Gegen diese Utopie sind doch Kants Vorschläge „zum ewigen Frieden", (vor 90 Jahren geschrieben!) von dem theoretischen Werte abgesehen, heute noch ungleich realpolitischer.

Ich verweise besonders auf Kants „zweiten Definitivartikel zum ewigen Frieden", in welchem in klassischer Weise dargelegt wird, daß und warum das Völkerrecht auf einen Föderalismus freier Staaten, also auf Gleichberechtigung, nicht auf Überordnung gegründet sein muß. Planck dagegen variiert das l'empire c'est la paix in deutscher Übersetzung und stellt an alle anderen Völker die naive Zumutung, daß sie seine, die Plancksche Schablone der Wahlmonarchie annehmen.

Doch sollen uns diese willkürlichen Konstruktionen nicht hindern, die Logik und Originalität des Buches anzuerkennen. Schade, daß es zu sehr in abstrakt-gelehrter Sprache geschrieben ist. Der deutsche Mittelstand (an dessen Adresse zunächst solche Bücher wie das vorliegende gerichtetet sind) liest ohnehin nicht zu viel, es gilt ihn aufzurütteln, nicht ihn einzuschläfern. Verabschieden wir darum endlich den alten philosophischen Jargon, dieses Surrogat des aus der Mode gekommenen Latein, und halten wir uns an das in einem weitern Sinn noch heute nicht veraltete Kernwort Ulrichs v. Hutten:

Latein ich vor geschrieben hab,
Das war ei'm Jeden nit bekannt.
Jetzt schrei ich an das Vaterland
Teutsche Nation in ihrer Sprach
Zu bringen diesen Dingen Nach!

Julius Brand.

„Ungeschminkt". Autobiographische Skizzen von Alois Wohlmuth, kgl. bayer. Hofschauspieler. Mit Zeichnungen von hervorragenden Münchener Künstlern und dem Porträt des Verfassers. — Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. Preis 3 Mark, geb. 4 Mark.

„Und wandern, wandern, wandern ruhelos"! Diese Worte stehen über dem XI. Kapitel des kleinen, originell ausgestatteten Buches „Ungeschminkt", von Alois Wohlmuth. Sie könnten als Motto auf dem Titelblatte stehen. Denn ein ruheloses Wandern zieht sich von Blatt zu Blatt durch das ganze Buch, ein Wandern mit zahllosen Stationen, die uns der Autor in so fein humoristisch-gemütvoller Weise schildert, daß wir ihm gerne bis zur nächsten Station folgen. Wir machen die weite Reise im Zick-Zack durch alle möglichen Länder deutscher Zunge und sogar über den Ozean in einem Zuge mit dem Erzähler und werden nicht müde dabei.

Wenn das Leben dieses Künstlers, dem überall auf seinen Fahrten zwei Sterne voranleuchteten

„Das unbesiegte Ideal
Und der Humor",

reich an Enttäuschungen war, so war es auch reich an interessanten Erlebnissen, an Begegnungen mit interessanten Menschen. Eine ganze Galerie bedeutender Persönlichkeiten: Ludwig Löwe, Ludwig Dessoir, Emil Devrient, Heinrich Laube Herr von Wolzogen, Franz Liszt, Sarah Bernhardt, Makart, Wilhelm von Kaulbach, Piloty, Gabriel Max, Lenbach, Grützner, Defregger, die alle auch illustrativ an dem originellen kleinen Buche beteiligt sind. Zu den anziehendsten Blättern aus dem Bilderschmuck des Buches gehören die Porträts dreier Kolleginnen des Autors: der Hofschauspielerinnen Hermine Bland von Gabriel Max, Clara Heese von F. A. Kaulbach und Clotilde Schwarz von F. v. Lenbach. Eine Kollegin aus der Zeit des „poesieverbrämten Vagabundentums" hat dagegen H. v. Lossow zierlich dargestellt. Ein famoses Kinderbildchen hat F. v. Uhde beigesteuert. Grützner verewigt in einer köstlich-drolligen Zeichnung den wackeren Pater Glatzel, den Lehrer des jungen Wohlmuth, der zuerst das Theaterblut in seinem Zögling witterte. Von nicht minder originellem Reiz sind die von F. v. Defregger, W. Dietz, N. Gysis, T. E. Rosenthal, O. und R. Seitz, Th. Schorn, E. Wahle und A. beigetragenen Zeichnungen. Eine Skizze von R. Seitz schmückt das Titelblatt. Dem interessanten Inhalt entspricht überhaupt die eigenartig-geschmackvolle Ausstattung, welche die Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Co. dem Buche angedeihen ließ.

Alles in Allem: ein Buch, so voll von intimen Lebensäußerungen echten Künstlertums, so reich an Humor und gemütvollem Ernst, einen so tiefen Einblick in das so reizvolle Halbdunkel der Koulissenwelt gewährend, daß Jeder das Buch mit dem Wunsche aus der Hand legen wird, bald zu einer weiteren Folge dieser interessanten Streifzüge eingeladen zu werden. Nur Eins wünschen wir dann von dem tüchtigen Verfasser vermieden: das allzu üppige Weihrauchspenden! Viele Seiten des vorliegenden Buches sind derart mit Komplimenten an mehr oder weniger einflußreiche Persönlichkeiten parfümiert, daß es dem schlichten Leser, der ja schließlich auch die Menschen im Allgemeinen und seine „Pappenheimer" insbesondere kennt, fast den Atem benimmt. Dem reichen, enthusiastischen Gemüte des Künstlers macht das ja alle Ehre, und die Künstlerkreise werden ja auch wissen, was sie von den überreichen Lobsprüchen abziehen müssen, um annähernd auf die Wirklichkeit zu kommen, allein wir anderen sind nun einmal anders! Justus.

Der Friede am Berge. Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit von Fedor Sommer. (Graudenz, Jul. Gaebels Buchhandlung.)

Die von Vinc. Chiavacci und Ludw. Ganghofer besorgte Ausgabe der „Gesammelten Werke von Johann Nestroy" (Stuttgart, A. Bonz & Comp.) schreitet rüstig vorwärts, es liegen bereits 14 Lieferungen vor, welche Nestroys „Der böse Geist Lumpazivagabundus", „Die Familie Zwirn, Knieriem und Leim", „Einen Jux will er sich machen", „Die schlimmen Buben in der Schule", „Die Papiere des Teufels", „Der Talisman", „Verwickelte Geschichte", „Die verhängnisvolle Faschingsnacht", „Kampl" und „Das Mädl aus der Vorstadt" enthalten. Durch die Herausgabe der sämtlichen Werke des klassischen Vertreters des Wiener Volkshumors haben sich die Herausgeber ein wahres Verdienst den Dank jeden Litteraturfreundes erworben. Wir empfehlen die schöne Ausgabe, die die Verlagshandlung sehr splendid ausgestattet hat, unsern Lesern bestens und werden über den Inhalt der weiteren Lieferungen fortlaufend berichten. R.

Tillier, Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Elegant gebunden ord. 3 Mk. 60 Pfg. (Stuttgart. Riegersche Verlagshandlung.) Dritte durchgesehene Auflage. Es ist das Verdienst Ludwig Pfaus, dieses Buch des uneigennützigen Volksfreundes vor Jahren der Vergessenheit entrissen und in die deutsche Sprache eingeführt zu haben. Es ist eine so frische, lebenslustige Erzählung, daneben ein so drastisches Sittenbild und in alledem eine so eindringliche Volksschrift, wie wir kaum in unserer deutschen Litteratur ein Gegenstück wüßten; es hat vom ersten bis zum letzten Blatt jenen Sonnenblick unzerstörbarer heiterer Genialtät und Welt- und Menschenliebe, der dieses Buch zu einer wahrhaft erquicklichen Lektüre macht. Einzelne Kapitel, z. B. das neunte „Wie sich mein Onkel vom Marquis küssen ließ", und das zehnte „Wie mein Onkel seinem Buchhändler half, ihn auszupfänden", gehören zu den witzigsten und lustigsten Dingen, die je geschrieben sind. Ludwig Pfau hat es daneben vortrefflich verstanden, es so, in all seinem sprudelnden Übermut, ins Deutsche zu übertragen, daß schon damit ein Kunstwerk gegeben ist. — Eine warme Aufnahme verdient das Buch in vollem Maße.

Die Nachäffung französischen Wesens, als eines vermeintlich besonders feinen, hat sich nirgendwo so lange behauptet als im Ballsaal, und nirgendwo wird so viel mit meist unverstandenen französischen Brocken herumgeworfen als dort, wo leider vielfach heute noch, trotzdem doch Deutschland seiner selbst bewußt geworden ist, mit welschem Wesen eine lächerliche Schönthuerei und Windbeutelei getrieben wird. Immer in näselndem Ton und überall gleich monoton klingen noch vielerorts im Ballsaal wie zu Urgroßvaters Zeit in der „Quadrille" die französischen Kommandos, als sei unsere herrliche deutsche Sprache zu arm, zu rauh und zu ungeleckt, um in ihren Lauten zu den Reigen des Tanzes aufzufordern. Und doch, um wie vieles schöner, kürzer, bezeichnender, musikalisch taktfester und voller klingt unser eigenes gutdeutsches Wort! Es ist daher sowohl in ästhetischer wie patriotischer Hinsicht eine berechtigte Forderung, auch hier die leidige Ausländerei abzuthun. Wir glauben uns daher den Dank der beteiligten Kreise zu verdienen, wenn wir auf das soeben im Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf erschienene, reizend ausgestattete Werkchen: „Die deutsche Tanzkarte" von Dr. Theodulf Fels. 2. Aufl. — Preis 50 Pf. — aufmerksam machen. In sprachlicher Hinsicht ist dasselbe ein kleines

Meisterwerk und wird seinen Zweck, die französischen Kommandos aus unseren Ballsälen immer mehr zu verdrängen, auch erreichen. C.

Neues vaterländisches Ehrenbuch, herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn v. Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg (Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska). Eine litterarische Walhalla Österreichs könnte man das Buch nennen, welches der auch als vortrefflicher Schriftsteller anerkannte Feldmarschall-Lieutenant Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach, der Verfasser des bereits in den 70er Jahren erschienenen Vaterländischen Ehrenbuches, jetzt im Bunde mit 117 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen herausgiebt. Es ist eine Ruhmeshalle der österreichisch-ungarischen Monarchie, beginnend mit der ersten geschichtlichen Persönlichkeit auf Österreichs Boden, dem heiligen Severin: Heilige und große Männer, wie Stephan, der erste König von Ungarn, werden uns vorgeführt; aber auch eine Rothburga, die heilige Dienstmagd von Rotenburg, der in ihrer Niedrigkeit ein Kaiser, der ritterliche Maximilian I., gehuldigt, fehlt nicht in dieser Gallerie der Berühmtheiten, unter denen auch die hehre Tochter Ungarns, die heilige Elisabeth und die mittelalterlichen Sänger des sangesfreudigen Österreich, Walther von der Vogelweide und Ulrich von Liechtenstein, sowie dessen Schwiegersohn Herrand II. von Wildon prangen. Wenige Werke sind so geeignet, um die Vaterlandsliebe in der großen östlichen Monarchie der deutschen, magyarischen und slavischen Völker zu entflammen wie dieser neueste „Österreichische Plutarch", dieser neueste „Ehrenspiegel des Erzhauses Österreich". Den ersten dieser Titel gab der Freiherr von Hormayr, den zweiten verlieh Johann Jakob Fugger seinem Werke.

Freiherr von Teuffenbach hat sich gleich dem Erzherzog Rudolph mit einem Generalstab von Mitarbeitern umgeben, aber auch auf ihn selbst entfallen viele Artikel. Jeder erscheint im Gefolge interessanter historischer Bilder. Die auf Quellenstudien beruhende Schilderung von Persönlichkeiten wechselt mit der von Begebenheiten ab. Als goldene Lehre der Geschichte strahlt uns der Satz entgegen, daß eine Nation eins mit ihrem König, ein König eins mit der Nation, Großes zu vollbringen vermögen. Die Artikel des Herausgebers stehen noch aus. Besonders gespannt sind wir auf die Lebensbeschreibung der erlauchten deutschen Dichterin Erzherzogin Maria Antoinette, einer Tochter Toskanas, die niemand mehr zu schätzen Gelegenheit hatte, als der Herausgeber und deren Begabung sich bei der Erzherzogin Valerie, der Protektorin des Scheffelbundes in Österreich, wiedergefunden zu haben scheint. Der Poesie ist überhaupt in diesem von einem hohen Militär herausgegebenen Werke eine hervorragende Stelle eingeräumt, und wie die deutsche Litteratur wird auch die cechische, kroatische, serbische, polnische und ungarische dargestellt. Wenn der von Dr. Franz Proschko zu schildernde K. K. Feldmarschall Rudolph Freiherr zu Teuffenbach ein „großer Wohlthäter" gewesen, so ist es sein Nachkomme nicht minder durch die Herausgabe dieses echt patriotischen und hochinteressanten Buches.

Johannes Fastenrath.

An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Von Leopold von Jedina, K. und K. Linienschiffslieutenant (Wien und Olmütz, Verlag von Eduard Hölzel.) Die Angehörigen des Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana haben einen Trieb in die Ferne: sein Bruder Ludwig Salvator hat Weltreisen gemacht und, was er gesehen, beschrieben und gezeichnet, er ist der treueste Schilderer der Schön-

heiten der Balearen geworden, auf denen er sinnesverwandt dem großen Philosophen Ramon Lull im felsigen Miramar ein Heim sich gegründet. Johann Orth durchschifft die Meere, und auch der junge Seekadett Erzherzog Leopold Ferdinand hat die entferntesten Länder kennen gelernt, als er auf der Korvette „Fasana" am 31. August 1887 von Pola aus eine 18 Monate dauernde transozeanische Übungsfahrt antrat, die ihn nach Asiens Küsten und Fürstenhöfen führte. Diese Fahrten hat der Schiffslieutenant von Jedina so anschaulich und unterhaltend beschrieben, als ob wir ein Buch von Hackländer oder Gerstäcker läsen; aber sein Werk hat vor diesen voraus, daß es nur der Wahrheit dienen will. Eine Zierde seines in Lieferungen erscheinenden Buches sind die phototypisch reproduzirten Bilder, die vielfach der Erzherzog selbst an Ort und Stelle aufgenommen.

Johannes Fastenrath.

„Blüten und Früchte der Moderne". So betitelt sich eine in Nr. 49 der mit Recht so beliebten „Grenzboten" enthaltene „Blüte" vom Mistbeete der deutschen „Litteraturkritik"; der Verfasser des lesenswerten Aufsatzes verschweigt natürlich in liebenswürdiger Bescheidenheit seinen Namen — mein Gott, ein deutscher Kritiker hätte viel zu thun, wollte er für das, was er im Schweiße seines Angesichts geschrieben, auch noch die Verantwortung übernehmen.

Ich hab heute weder Zeit noch Lust, die famose „Kritik" Satz für Satz vorzunehmen, — dies behalte ich mir vor für eine größere Arbeit, die mich eben beschäftigt, — nur ein paar der größten Dreistigkeiten will ich diesmal herausgreifen und „niedriger hängen". Daher überspringe ich die albernen Späße, die sich unser „Kritiker" über das in der „mod. Dichtg." enthaltene Porträt von Georg Brandes leistet, auch die geistreichen Bemerkungen, die ihm der Aufsatz „Donatello" von Brandes entlockt — über des Letzteren Bedeutung herrscht ja doch wohl unter Gebildeten kein Zweifel mehr?! — und stoße auf folgende Worte unseres großen Unbekannten: „Er (nämlich Ohquist, der ja auch den Lesern der „Gesellschaft" kein Fremder ist) nennt in den einleitenden Worten Herrn Brandes in einem Atem mit Lessing und Taine! Noch weiter zu lesen, kann wohl niemand zugemutet werden." Der Mann hat ja so recht; nur vergißt er, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, sich selbst auszunehmen. Denn wenn er sich über den citierten Satz öffentlich lustig machen will, muß er ihn doch zunächst im Zusammenhang kennen lernen.

Im folgenden greift er aus einer Novelle Conradis — die beiläufig erst nach des Dichters Tode erschienen ist! — willkürlich ein paar Sätze heraus und nagelt sie als „Stilblüten" fest. Allerdings, den Stil des Wortmusikers und Wortmalers Conradi versteht nun mal nicht der erste Beste, der erfordert schon mehr Nachdenken, als z. B. der Heyses oder Ebers. Drum will ich hier bloß eine dieser „Stilblüten" beleuchten. „Der Kutscher querte den Hof", schreibt Conradi, und der Anonymus bemerkt in Parantheſe sehr scherzhaft: „Wie schade, daß er ihn nicht längste"! Ich will gar nicht davon reden, daß die augenscheinlich beabsichtigte Analogiebildung „vorbeigelungen" ist — das Zeitwort „durchqueren" scheint unserem Anonymus noch gar nie begegnet zu sein? Warum soll man von diesem keineswegs ungewöhnlichen Kompositum nicht auch das Simplex gebrauchen? Ich halte sogar dieses für das sprachlich bessere, da jenes immerhin etwas nach Tautologie schmeckt.

Dann: „Dieser Jünger Zolas mit Namen Hermann Conradi" — „ik schrei' mer dod," ruft der Berliner unter schallendem Lachen. — Ich argwöhne, Anony-

mus hat von Conradi höchstens das eine Novellchen, — wenn dieses überhaupt, — und von Zola keine Zeile gelesen! Wie könnte er sonst Conradi, den größten Subjektivisten der Weltlitteratur, mit dem peinlich objektiven Zola in einem Atem nennen!

Nach diesem einen Pröbchen bestreite ich dem Herrn Anonym. ganz entschieden das Recht, über die dem zu früh verstorbenen Conradi gewidmeten Nachreden zu hohnübeln, — ganz abgesehen von der in solchem Spotte liegenden Herzensrohheit; — wer Antikritik üben will, muß doch den fraglichen Autor mindestens ebenso genau kennen, wie der kritisierte Kritiker; die von Anonymus citierten Nachrufe können aber nur von genauen Kennern der Conradischen Werke herrühren, denn *nur solche* können ihn begeistert lieben.

Wenn sich Anonymus bei dieser Gelegenheit über die Nachreden von des Dichters „Freunden" lustig macht, so liegt darin eine versteckte Verleumdung; zu Anfang des Aufsatzes steht nämlich folgendes zu lesen: „Es bleibt ihnen vielleicht keine Zeit, da sie unablässig ..... sich selbst verherrlichen müssen. Denn so gründlich ihr Abscheu vor aller Reklame ist, halten sie (!) doch treulich zusammen, und wenn A den B „gewaltig" genannt hat, so nennt B den A einen „Heros" und C den A und den B „Titanen" u. s. w. Es ist bezeichnend, daß unser „Kritiker" nicht einmal den Versuch macht, seine dreiste Behauptung auch zu beweisen. Wozu auch? Sie ist ja gedruckt, demnach muß sie doch wahr sein. — Ob nun die Nachrufe, die er citiert, in der That auf einen oder den anderen der wenigen Freunde des Verstorbenen zurückzuführen sind, erlaube ich mir, trotz aller anonymen Versicherungen des Gegenteils, solange stark zu bezweifeln, bis man es mir schwarz auf weiß nachgewiesen.

Ich möchte eigentlich auch 'mal wissen, was unser Gründescheu an folgendem Nachrufwort zu bemängeln findet: „Er dachte zu tief über das Leben nach, ohne zu fühlen, daß es nur dann erträglich, wenn man nicht darüber nachdenkt." Außer dem „ist", das Anonymus nach „erträglich" einzuschalten für geboten hält, ist die Stelle meines Erachtens unanfechtbar. Hat Anonymus schon einmal über *sein* Leben nachgedacht? Und fand es dann noch erträglich?? Dann beneide ich ihn; nur verstehe ich dann nicht, warum er es S. 475 einigen Mitarbeitern der „Mod. D." — Namen nennt er natürlich nicht, sunt odiosa — verdenkt, daß sie „ganz ohne" Scheu noch Freude am Leben dieser Welt verraten!" Örindur!

Aus einem Nachruf, der allerdings von einem Freunde Conradis herzurühren scheint, citiert Anonymus: „Kaum des Gymnasiums Grabesthor sich schloß, da wardst du mein, da ward ich dein Genoß." Was ihn aber dann berechtigt, fortfahrend auszurufen „Glückliches Zeitalter, glückliche Nation, deren Führung die Studenten im ersten Semester übernehmen!" das ist mir nicht recht klar. Einstweilen bin ich so frei, dies als eine dreiste Fälschung zu bezeichnen.

Aus einem Aufsatze von „einem Herrn Hermann Bahr" wird unter etwas vager Begründung ein Satz an den Pranger gestellt. — Gesagt ist sonst nichts über den Aufsatz und seinen Wert, aber von einer Novelette Schwarzkopfs heißt es, sie stehe „ungefähr auf gleicher Höhe", eine Behauptung überdies, die ich gelinde bezweifeln möchte, denn obwohl ich Sch.s „Moderne Typen" für ein vortreffliches Buch halte, glaube ich kaum, daß er den Vergleich mit Hermann Bahr aushalten würde.

Nun kommt unser Anonymus auf einmal ganz zusammenhanglos mit einer 25 Zeilen langen Abschweifung über ein Machwerk Henri Meilhacs, über das er einen Zeitungsartikel gelesen — „dabei fällt mir etwas ein", beginnt er den

Absatz. — Was in aller Welt hat denn aber dieser Pariser Unsittendramatiker mit moderner Kunst oder überhaupt mit Kunst zu schaffen?? Und was soll eigentlich der ganze Passus??

Zum heulen komisch ists, daß ein Herr der für eine Kritik mit offenem Visier einzutreten nicht den Mut hat, einen Karl Henckell anulkt, der für seine ehrliche Überzeugung gelitten, der, weil er seiner Entrüstung ob der Schmach des heißgeliebten Vaterlands offen Ausdruck verliehen, heimatlos ist.

Auch bei den paar Citaten aus dem „Diorama" zeigt Anonymus wieder glänzend sein Geschick, den Sinn durch Aus-dem-Zusammenhang-Reißen zu verdrehen. Das erste ist dem Gedicht „Moralitäten" entnommen („Diorama" S. 139):

Sie stecken uns noch tief im Blut,
Die rohen Henkersmisse,
Der Unterschied von Bös und Gut.
Die sittlichen Begriffe.

Wir sprechen immer noch von Schuld,
Von Sühne und Verbrechen,
Wie wir noch stets von Gottes Huld
Und Gottes Gnade sprechen.

Ich aber weiß, ich bin durch Nichts
Vom Mörder unterschieden,
Als durch die Gabe des Gedichts
Und freiern Seelenfrieden.

Anonymus citiert einfach die erste Strophe ohne jede Bemerkung! Ja es gehört eben ein grauum salis dazu, sich in Vers 4 Anführungszeichen zu denken, oder ein „sogenannten" zwischen den Zeilen zu lesen! Ob es übrigens so ganz absichtslos geschehen [ist], daß er umstellt: „Sie stecken uns tief noch im Blut"? Nach dem Ton der ganzen Schmieralie glaub' ichs kaum.

Einer Schriftstellerin, die er gar nicht nennt, wünscht Anonymus, „daß sie bald in die Lage kommen möge, wie Gretchen schaffen zu müssen früh und spat" — der richtige Proletenstandpunkt, der im sozialistischen Staat die Kunst abschaffen will: „Die Künstler sollen auch arbeiten!" gerade als ob Geistesarbeit keine Arbeit wäre! — dann werde sie sich nicht mehr über Dinge den Kopf zerbrechen, die sie gar nichts angehen!" Wer lacht da?

Wenn Marie Janitschek den Gedanken ausspricht, — wo? und wie? verschweigt Anonymus natürlich — eine Witwe begehe durch Wiederheirat ein unsühnbares Verbrechen, so beansprucht sie wohl kaum, damit eine „Entdeckung gemacht" zu haben; ebensowenig kann ich den Gedanken an sich „unerhört" oder „überspannt" nennen; denn ich habe, Frau Janitschek gewiß auch, einmal gehört, daß in Indien die Witwen bis vor kurzem noch verbrannt wurden, und Milton, den meines Wissens bis jetzt noch niemand der „Überspanntheit" oder übertriebener Neigungen zum Naturalismus bezichtigt hat, war der Ansicht, ein feinfühlender Mann dürfe keine Witwe heiraten.

Das „Rezept" für das „naturalistische Zukunftsdrama" ist, mit Lessing zu reden. „erstunken und erlogen". U. a. heißts darin: „Der Realismus ist in allen Nebensachen streng zu wahren" und dann: „Nur wo der Realismus dem Autor unbequem sein würde, ist von ihm abzusehen."

Daß „Sodoms Ende" von Sudermann auch so ein „naturalistisches" Drama sei, war mir funkelnagelneu; man lernt doch nie aus! Zwar kennts Anonymus gewiß nur aus Zeitungsberichten, doch was thuts? Und ob Janikos Eindringen in Kittys Kammer gerade die „Glanzszene" des langweiligen Stückes, das ist schließlich Geschmacksache — ich halts nicht dafür.

Wenn übrigens Anonymus von „Erfindung" des Naturalismus redet, so verrät er dadurch eine bedauerliche Unkenntnis des größten Naturalisten, Homers!

Doch für heute seis genug. Nur noch das: unser namenlos gewissenhafter Kollege hat mich vielfach an den famosen Dr. jur. Anton Schmid in der Klemme erinnert: par nobile fratrum. Mit beiden hoffe ich in kurzem an anderer Stelle noch ein paar ernste Wörtchen reden zu können. Bis dahin „Gott befohlen!" Und nun zum Waschtisch!

Ernst Otto Nodnagel.

Karl Henckell schickt uns aus Lenzburg (Schweiz) die Erklärung, daß Herrn Beetschens Angabe im Dezemberheft 90: Mackays „Sturm", Holz' „Buch der Zeit" und Henckells „Amselrufe" bildeten ein Echo der „Proletarierlieder" von M. v. Stern — falsch sei. „Meine ‚Amselrufe', weit entfernt, ein Echo irgendwelcher ‚Proletarierlieder' zu sein, sind lediglich ein schlichter Widerhall meines eigenen Lebens in Zeit und Einsamkeit." — John Henry Mackay erklärt: „Als ich im Spätherbst 1884 die Gedichte meines ‚Sturm' schrieb, war mir der Name M. v. Stern so fremd, als mir dessen ‚Proletarierlieder' heute noch sind." — Arno Holz schreibt, daß er diesen Erklärungen nichts beizufügen habe, da ihn die Auslassungen des Herrn Beetschen vollkommen gleichgültig ließen. — Zur Genugthuung der betreffenden Lyriker und zu Nutz und Frommen der künftigen Düntzer und Genossen geben wir hiermit von diesen litteraturgeschichtlichen Thatsachen geziemend Nachricht.

Der vom Allg. Richard Wagner-Verein herausgegebene „Bayreuther Taschenkalender" für das Jahr 1891 hat es nicht unterlassen können, sich in namenlosen Xenien ein wenig am modernen Realismus zu reiben. Was seiner Zeit den großen Denker und Schriftsteller Nietzsche von Bayreuth vertrieb und der Wagnersache entfremdete, war nicht zum wenigsten der aufdringliche Schwindel, den die auf Bayreuth eingeschworenen Leute mit der idealistischen Phrase treiben. Diesen Phrasenhelden, die so wenig echt deutsch und echt geistig Heldenhaftes an sich haben, muß natürlich eine Erscheinung wie die unseres deutschen Realismus stark wider den Strich gehen. Daß sie ihren Ärger in Xenien-Ergüssen Luft machen, ist begreiflich; daß sie es ohne Geist und Geschmack thun, ist ebenso begreiflich. Einige Proben mögen genügen:

Ihr rühmt euch, daß in euren Bildern
Auf jedem Mist die Sonne brennt?
Was hilft es euch, das Licht zu schildern,
Wenn ihr uns nicht erwärmen könnt?!

* * *

Pflanzt ihr vor der Mutter Erde
Euren Spiegel auf,
Daß er um so klarer werde,
Spuckt ihr noch darauf.

* * *

Was treibt ihr nur für unvernünftige Scherze?
Am rechten Platz ist jedes Ding von Nutz.
Der Volksbelehrer beste Druckerschwärze
Ist auf der freien Bühne nur ein Schmutz. — —

Armer genialer Richard Wagner — und das nennt sich Deine Jüngerschaft! Allah ist groß, aber die ihm in solcher Weise zu dienen und sein Werk zu verherrlichen meinen, sind nicht seine Propheten. Seine wirklichen Anhänger wissen, daß das Wagnersche Musikdrama und der Geist des Realismus in der neuen Litteratur eine gemeinsame Wurzel haben: Wahrheit und Wahrhaftigkeit, und ein gemeinsames Ziel: die heilsame Wirkung der Kunst zu steigern und dem gesamten Volksleben zu gute kommen zu lassen. Für viele von uns — Conrad hat dies in seinen „Deutschen Weckrufen" jüngst erst von sich bezeugt — ist das Wagnersche Kunstwerk der Ausgang zum Realismus gewesen. Lassen wir die armseligen Xenien-Macher laufen! Mit dem Unverstande ist nicht zu verhandeln.

F. H.

Während die Presse hier und dort mit mehr oder minder sensationell gefärbten Artikeln über Emin Pascha und Stanley das Verhältnis der beiden Reisenden zu beleuchten sucht, ein Bestreben, das durch das Eintreten Jephsons, der durch seine Unkenntnis von Land und Leuten und sein Nichtverstehen der afrikanischen Sprachen von allen Eingeweihten als die einzige und eigentliche Ursache der Entzweiung der beiden Forscher bezeichnet wird, leider nur noch mehr gehindert, als gefördert wurde, vollzieht sich der Druck jenes Buches, das für besonnene Wahrheitsfreunde die Lösung bringen wird — des Reisewerkes Casatis. Wir sprechen nicht von der glänzenden Ausstattung, die einen Triumph der neuesten Fortschritte der Technik bezeichnet, nicht von den kartographischen Beilagen, sondern, angesichts der immer wieder neuerdings wogenden Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten über die Afrikareisenden, ihre Resultate und Erfolge, einzig und allein davon, daß mit dem Erscheinen von Casatis Werk zwar die Parteiungen nicht aufhören werden; denn diese schafft ja persönliches und materielles, politisches und momentanes Interesse, wohl aber der Zweifel über einzelne Vorgänge, die man bisher unvermittelt zu lesen bekam.

Wir dürfen sagen, daß mit Casatis Werk es erst jedem ermöglicht sein wird, ein selbständiges Urteil zu fällen, ein Urteil, das er selber aus den unverzerrten Thatsachen schöpfen kann. Ohne Zweifel wird es eine der schönsten Weihnachtsgaben bilden, voll Belehrung für Jung und Alt, reich an wissenschaftlichen Neuerungen, eine Geschichte der afrikanischen Stämme, ja sogar ihrer heimatlichen Volkserzählungen und bei alledem ein unparteiisches Buch. So sehr die Persönlichkeit Casatis in demselben verschwindet, fühlt man doch heraus, daß ein warmer Freund der Menschheit und ihrer höchsten Güter — der Freiheit, der Wissenschaft, der Zivilisation — es niederschreibt, kein bezahlter Parteimann, kein unberufener Abenteuerer, kein planloser Streber. Es ist ein Buch aus treuem Herzen, und wenn irgendwo das so oft mit Unrecht angebrachte Wort Montaignes über seine Essais Geltung findet, so ist es bei Casatis Werk. Über dieses Buch darf man schreiben: C'est icy un livre de bonne foy, lecteur.

Bildung nicht Gelehrsamkeit! Ein Beitrag zur Schulreform von Hermann Walter. (Gotha, Emil Behrend).

Die Verurteilung einer Unschuldigen. Aktenmäßige Darstellung des Straffalles der Amalie Schlimmel in Breslau und Beleuchtung seiner Lehre. Von Rechtsanwalt Dr. Lichtenstein (Königsberg, Braun & Weber).

Dr. Carl du Prel, Phänomenologie des Spiritismus. Sonderabzug aus dem zehnten Bande des „Sphinx" (Gera, Expedition der Sphinx).

Paul Lindaus Glück und Ende oder „Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!" Von Georg Hartwich. III. Auflage (Berlin, Georg Höppner).

Ezzelin von Romano. I. Teil: „Die Gründung der Signorie" von Dr. John M. Gitterman (Stuttgart, Kohlhammer).

Artisten-Lexikon. Herausgegeben von H. W. Otto (Düsseldorf, C. Kraus).

Das katholische Passionsspiel in Oberammergau und das protestantische Christusdrama. Von Ludwig Kelber (Stuttgart, Balserſche Verlagsbuchhandlung).

August Sach's, Deutsches Leben in der Vergangenheit ist durch das Erscheinen des zweiten Bandes nunmehr komplett geworden (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Das großangelegte

Digitized by Google

März 1891.

Gedanken-Falschmünzerei.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Videant consules!

Wenn irgend etwas beweist, wie weit unser deutsches Volk um die Klarheit der Begriffe und um die Schärfe des Gewissens in allen öffentlichen Fragen des Staatslebens gebracht worden ist, so ist es die Haltung der Parteipresse jener Volksteile, welche sich mit Pharisäerhochmut als die einzigen und unerschütterlichen Stützen des Staates austrompeten, sich mit gewaltigen Phrasen den unerreichbar hohen Vorzug der Ordnungstifter beilegen und jeden als Umstürzler und gemeingefährliches Subjekt bei der hohen Obrigkeit anschwärzen, der in Fragen der Gesellschaftswissenschaft, der Moral, der Litteratur und Kunst u. s. w. seine eigene ehrliche Meinung vertritt.

Nächst der ultramontanen war es nicht am wenigsten die nationalliberale Parteipresse, welche sich in einer Vergewaltigung des öffentlichen Geistes nicht allein, sondern auch in einer Verfälschung und Verdrehung abweichender Ansichten und Bestrebungen gefiel, daß einem rechtlich denkenden Manne das Blut vor Empörung kochen mußte. Aber wie selten regte sich bei den besseren Mitgliedern der Partei selbst etwas wie Ekel vor diesem würdelosen Preßgebahren und wie noch seltener trat der Fall ein, daß ein Parteigenosse zur Feder griff, um die geschändete Wahrhaftigkeit öffentlich zu rächen und seinen Leuten einmal gründlich hinter die Maske zu leuchten!

In der letzten Zeit ist es der ehemalige nationalliberale Abgeordnete Kulemann gewesen, der all' seinen männlichen Mut und persönlichen Unabhängigkeitssinn zusammennahm, um in einer etwas zahm geratenen Erklärung in der „Magdeburger Zeitung" den rheinisch-westfälischen Industrie-Größen,

soweit sich dieselben äußerlich zur nationalliberalen Partei bekennen, den Text zu lesen. Abgesehen von der besonderen Veranlassung hierzu, die als politischer Einzelfall mit dem Tag gekommen ist und mit dem Tag ihr Interesse verloren hat, sind die Worte des Herrn Kulemann an sich kennzeichnend genug, um als symptomatische Erscheinung einer Empörung des Einzelgewissens gegen die Parteityrannei festgehalten zu werden. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hatte sich die gewöhnliche Dreistigkeit gestattet, das arbeiterfreundliche Entgegenkommen eines nationalliberalen Volksvertreters als „unwürdig" und „demagogisch" zu bezeichnen und dessen Recht, sich ferner zur nationalliberalen Partei zu zählen, frech zu bestreiten. Diesen Angriffen gegenüber erklärte Herr Kulemann zu gunsten seines verwehmten Parteigenossen u. a.:

„Es ist tief traurig, daß unsere rheinischen Großindustriellen so wenig Verständnis für unsere Zeit besitzen, daß sie einer Forderung Widerstand leisten, die wie kaum eine andere geeignet ist, eine soziale Versöhnung anzubahnen, indem sie das gewährt, was der Kaiser mit klarem Blicke als das erste Erfordernis zur Besserung bezeichnete, nämlich das „Fühlung halten" mit den Arbeitern, und indem sie Ernst macht mit dem „Verhandeln auf dem Boden der Gleichberechtigung", das nicht entfernt den berechtigten Anforderungen der Disziplin innerhalb des Betriebes zu nahe tritt, aber allerdings ein Ende macht mit dem Zustande, wo der Arbeiter schlechthin als der Untergebene behandelt wurde, der schweigend die Befehle seines Herrn entgegenzunehmen hatte. Hier ist der Punkt, wo sich unsere Wege scheiden. Es ist nach meiner Ansicht die wichtigste Aufgabe, welche die nationalliberale Partei zu erfüllen hat, um wieder zu einer gesunden, kräftigen Stellung im Volks- und Staatsleben zu gelangen, daß sie diejenigen Elemente von sich ausscheidet, die dem großen Zuge der Zeit sich widersetzen, indem sie innerlich überlebte soziale Zustände eigensinnig festzuhalten streben."

Mit diesem schlichten Bekenntnis des ehrlichen Mannes hat natürlich der gute Herr Kulemann sich arg an den „bewährtesten Grundsätzen und Gepflogenheiten der Partei" versündigt und es wird ihm über kurz oder lang blühen, daß er als räudiges Schaf von der gesunden frommen Herde ausgestoßen wird.

Wir in Süddeutschland, speziell in München, haben es aber nicht einmal so gut wie Herr Kulemann in Magdeburg und Umgegend. Die Tyrannis unserer Ultramontanen und Nationalliberalen arbeitet in der Presse mit ganz anderen Mitteln gegen jene Volksmänner, die, auf dem Boden

der Kaiserlichen Sozialreformgedanken stehend, mit den Arbeitern auf dem Fuße der „Gleichberechtigung" verkehren und „innerlich überlebte soziale Zustände" auf dem Wege friedlicher Entwickelung beseitigt sehen möchten. Hier wird nicht mehr mit Ausdrücken wie „demagogisch" oder „unwürdig" operiert, hier heißt es gleich: Umstürzler im Frack, Atheist, Nihilist — und der erste beste Reporter schreibt kaltblütig auf seine Zeitungstafel: Die Herren X, Y, Z wollen unter dem Vorgeben, im Volksleben, in Litteratur und Kunst gesündere Zustände oder die sogenannte „Moderne" anzubahnen, einfach „Gottesglauben und Religion, Sitte und Sittlichkeit über den Haufen werfen und den puren Atheismus nebst dem Kultus der natürlichen Sinnlichkeit an deren Stelle setzen."

Als Ende Januar 1891 die „Gesellschaft für modernes Leben" in München zum erstenmal in die Öffentlichkeit trat, da verkündigte das Organ der bayerischen Zentrumspartei im üblichen Tone der Unfehlbarkeit:

„Diese hier in München aufstrebende modern-realistische Strömung verdient die schärfste Aufmerksamkeit, denn sie stellt eine eminente Gefahr für die Zukunft dar. Obwohl gesellschaftlich durch eine breite Kluft geschieden, durch eine Kluft, die so weit auseinandergähnt wie der krasse Unterschied zwischen harter Arbeit und schöngeistiger Tändelei, zwischen Entbehrung und lachendem Genuß — steuern diese beiden Flügel des modernen Sozialismus doch einem und demselben Ziele zu, dem Umsturz der ganzen christlichen Weltanschauung und damit dem Ruin unseres ganzen auf dieser beruhenden Gesetzes-, Kultur- und Sittensystems. In erster Linie richtet sich naturgemäß der Kampf gegen die christliche Religion und die christliche Gottesidee als solche, die ja der Ausgangspunkt der gottlob heute noch herrschenden Ideen von Sitte und Zucht, von Ehre und Familienleben u. s. w. sind. Es ist ein geradezu lächerliches Beginnen, wenn die Hauptwortführer der ‚Modernen' jetzt vor der Öffentlichkeit den Schein wahren möchten, als hätten sie Gott und die christliche Gottesidee nicht in den Bereich ihrer alles zersetzenden und alles negierenden Kritik gezogen. Das nennt man dem Publikum Sand in die Augen streuen wollen."

Und das ultramontane „Münchener Fremdenblatt" konnte sich dabei den Luxus leisten, die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" (ein in der Bourgeoisie und Beamtenwelt weitverbreitetes, seinem Verleger Millionen einbringendes Blatt) als edle Kampf- und Gesinnungsgenossin zu citieren und mit ihr Arm in Arm vor der Front aufzumarschieren:

„Hören wir doch, wie ein liberales, ‚ultramontaner' Anwandlungen gewiß unverdächtiges Blatt, die ‚Augsburger Abendzeitung', über die

vorgestrige erste öffentliche Manifestation der ‚Gesellschaft für modernes Leben' sich ausläßt. Die ‚Abendzeitung' berichtet: ‚Unter dem modernen Geiste, der die neue Gesellschaft durchwehen soll, versteht der Vortragende (Dr. Conrad) die durch die moderne Naturforschung großgezogene atheistische Weltanschauung, welche mit rücksichtsloser Aufklärung zeigt, daß hinter dem verschleierten Bilde, vor dem der fromme Glaube in Andacht betet, ein leeres Nichts ist, vor dem man nicht mehr in Furcht zu schweben braucht. Diese Angst vor dem Unbekannten, welche in Kultus- und Lebensgewohnheiten sich abspiegelt, ist es vornehmlich, welche den feigen Gewohnheitsmenschen abhält, mit den bestehenden Anschauungen in Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu brechen. Diese Angst muß ihm benommen werden, und dies kann nicht erfolgreicher geschehen, als dadurch, daß sich in den Zentren des geistigen Lebens Gesellschaften derer bilden, die weitblickenden, besonnenen Geistes jener Vorurteile sich schon mit starker Hand entledigt haben und nun mit gutem Beispiele, die große Masse sich nachziehend, vorangehen.' — Der Atheismus, die Leugnung Gottes ist also die notwendige Voraussetzung der Zugehörigkeit zu dieser ‚modernen' Gesellschaft, der fromme Glaube an Gott, die positive Religion muß rücksichtslos bekämpft, die Furcht vor religiösen Vorstellungen muß gebrochen werden. Ganz genau so lehren die sozialistischen Agitatoren, mit dem Unterschiede vielleicht, daß sie ihre Worte etwas weniger vorsichtig abwägen und mit etwas mehr Mut das, was sie bekämpfen wollen, beim rechten Namen nennen. Wir erheben laut und eindringlich unseren Warnungsruf an alle, denen die bestehende göttliche Weltordnung und unser ganzes christliches Gesellschafts- und Kultursystem am Herzen liegt, wir fordern sie auf, offen Front zu machen gegen eine ‚Gesellschaft', welche . . ." und so weiter in dem bekannten Kapuzinadenton der klerikalen Hetzpresse.

Und die citierte nationalliberale „Augsb. Abendzeitung" Schulter an Schulter mit dem frommen Eiferer im „Fremdenblatt"?

Jawohl, diesmal hatte sie sich ein Stücklein von Perfidie und Gedankenfalschmünzerei von ihrem anonymen Berichterstatter leisten lassen, das in den Annalen der journalistischen Lügenwirtschaft nicht seines gleichen hatt, denn das ganze Referat über den Conrad'schen Vortrag*) ist von A bis Z, Lessingisch geredet, „erstunken und erlogen". Die Absicht des anonymen

*) Derselbe ist inzwischen als erstes Blatt der „Münchener Flugschriften" erschienen und kann durch die Druckerei und Verlagsanstalt von Max Poeß, Goethestraße 8, München, um 10 Pf. bezogen werden.

Falschmünzers, der in dem Lager der seinerzeit in der „Gesellschaft“ angenagelten „Schleicher und Genossen“ sein Standquartier haben dürfte, ist trotz der vorgenommenen Maske des harmlos objektiven Tones leicht zu erkennen. Die erbärmlich giftige Seele erstrebte nichts Geringeres mit dieser schurkischen Referentenleistung, als den Vorsitzenden der „Gesellschaft für modernes Leben“ in Untersuchung und Prozeß wegen Angriffe auf anerkannte Religionsgesellschaften, Dogmen u. s. w. zu verwickeln und, so ergebnislos dieser Gerichtsversuch auch verlaufen müßte, damit den jungen Verein selbst dermaßen in Mißkredit zu bringen, daß kein braver Bürgersmann in der Haupt- und Residenzstadt München mehr wagen dürfte, seine Versammlungen zu besuchen, ohne in Verruf zu kommen.

Es ist die einfache Schreckensherrschaft, welche diese ehrenwerten Preßhelden des Ultramontanismus und Nationalliberalismus in Bayerns Hauptstadt errichten möchten. Nachdem sie das lesende Publikum Jahrzehnte lang mit dem Stoffwechselprodukt ihrer Geschäftspolitik geimpft, sind sie nun doch entsetzt, daß ihre Lymphe so wenig gewirkt und vor dem „Tuberkelbazillus der Modernen“ vollständig versagt. Die Künstler, die Schriftsteller, die Sozialpolitiker, die Akademiker, sie alle, die in jugendlicher Kraft und Blüte dem neuen Geiste huldigen und auf neuen Bahnen nach dem Vorbilde des jungen deutschen Kaisers befriedigendere Zustände im geistigen und materiellen Volks- und Einzelleben erstreben, sie haben sich von dem Bann der ultramontanen und nationalliberalen Partei- und Kliquenwirtschaft freigemacht. Wie können sie wieder in die alte Fessel zurückgezwungen werden? Das ist die Frage. Und darauf wissen die Schildknappen der alten Parteien keinen anderen Rat als den: Verbreiten wir Schrecken in allen Farben! Drohen wir in allen Tonarten und Lautgraden mit dem Ende der Welt! Verhetzen, verleumden, verdrehen, verfälschen wir ungescheut Tag für Tag was zu verhetzen, zu verleumden, zu verdrehen, zu verfälschen ist! Brüllen wir einzeln und im Chorus spät und früh das nämliche Lied: Wir sind der Staat, wir sind die Kunst, wir sind die Dichtung, wir sind die Sitte und die Sittlichkeit, wir sind die Religion und die Philosophie — außer uns kein Heil! — —

Und damit das schreckliche Lärmkonzert ausgiebiger wirke und auch die kleinen Leute, das „niedrige Volk“ etwas Erkleckliches abbekommen, werden die Drehorgelmänner der kleinen Volkspresse mit ihren sentimental-hanswurstigen Leierkastenstückchen in Dienst genommen und die gefügigen Reporter, die arbeitsuchend auf dem journalistischen Neuigkeitsmarkt herumspähen, um ein Billiges angeworben, damit auch die auswärtige Presse vom Neuen Tagblatt am Nesenbach bis zum Buxtehuder Lokalanzeiger etwas

Zuverläſſiges erfahre von den ſchauderiöſen Dingen, die ſich in Deutſchlands erſter Kunſtſtadt an der Iſar ereignen — — —

Es wär' ja zum Lachen, wär's nicht ſo ernſt als Zeichen der Zeit und als Beweis, wie weit unſer deutſches Volk um die Klarheit der Begriffe und um die Schärfe des Gewiſſens gebracht worden iſt, da eine ſolche Hunde-Komödie von den Vertretern der „öffentlichen Meinung" überhaupt, wenn auch mit noch ſo winziger Hoffnung auf Erfolg, in Szene geſetzt werden kann.

Videant consules!

Zur religiösen Bewegung.

Von Feodor Stein.

(Berlin.)

I.

Die Sozialdemokraten mögen tauſendmal erklären: „Religion iſt Privatſache", ſobald ein gewaltiger Denker der religiöſen Bewegung neuen Anſtoß giebt, ſtellt ſich ſofort das öffentliche Intereſſe von ſelbſt ein. Der Berliner Profeſſor Otto Pfleiderer iſt nun zwar kein gewaltiger Denker, aber er iſt ein klarer, mutiger Kopf, der klarſte und mutigſte vielleicht auf einem theologiſchen Lehrſtuhl im Reich. Daher die Aufmerkſamkeit, die man in den weiteſten Kreiſen ſeinen Kundgebungen widmet. Von ganz erheblicher Bedeutung iſt ſeine letzte Rede, in welcher er vor Mitgliedern des Proteſtantenvereins die Aufgaben der wiſſenſchaftlichen Theologie in ihrem Verhältnis zur evangeliſchen Kirche entwickelte. Wir gewinnen durch Pfleiderer einen Einblick in die Tiefe der Gegenſätze, welche die Kirche der Reformation erfaßt haben. Dieſe Gegenſätze ſind jetzt viel weiter, als zur Zeit Luthers, wo der Bruch mit Rom ſich vollzog. Denn damals war es noch möglich, für die beiden ſich befehdenden Richtungen in dem ſogenannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis ein beide Kirchen umſchlingendes Band zu gewinnen, während jetzt innerhalb der proteſtantiſchen Kirche zwiſchen der Orthodoxie und der wiſſenſchaftlichen Theologie keinerlei Zuſammenhang mehr beſteht. Die gegenſeitige Entfremdung zeigt ſich in dem Verhalten der jungen Studierenden zu den Lehrern. Die Zuhörer kommen

nicht, um von uns Professoren zu lernen, sondern sie wissen bereits alles viel besser, und schnell fertig sind sie mit dem Urteil, die wissenschaftliche Theologie sei glaubenslos, also schlechtweg zu verwerfen. Sie folgen den Sätzen des Katechismus, und darüber hinaus begehren sie nichts zu wissen. Die theologische Jugend von heute folgt blindlings den Glaubensanschauungen einer Orthodoxie, die sich an das Apostolikum anlehnt und auf jede andere Erkenntnis verzichtet. Wir gewahren, daß der Zwiespalt, der durch die evangelische Kirche hindurchgeht, dadurch entstanden ist, daß die Reformation nur ein halbes Werk blieb. Luther rettete uns die Bibel und verwies uns für unsern Glauben ausschließlich auf sie, aber die Reformation brach nicht zugleich mit dem altkirchlichen Bekenntnis, das doch nur Menschenwerk war, und daher der spätere Wirrwarr in der Kirche. Damals konnte noch nach dem Stand der Wissenschaft das Dogma als die Zusammenfassung biblischer Lehren angesehen werden, aber heute ist es nicht mehr möglich, denn die wissenschaftliche Erkenntnis hat wesentlich andere Ergebnisse aufzuweisen, und deshalb erachtet es die heutige Theologie als ihre Aufgabe, das Werk der Reformation zum Abschluß zu bringen. Die Wissenschaft der Theologie arbeitet nach derselben Methode wie die der übrigen Lehrgebiete, und namentlich hat die Geschichtsforschung keine Zweifel darüber gelassen, daß das apostolische Bekenntnis nicht der apostolischen Zeit zugehört, sondern Jahrhunderte später zusammengestellt wurde. Es kommt hinzu, daß die bewiesenen Sätze der Naturwissenschaft unsere gesamte Erkenntnis eine andere haben werden lassen, und infolge dessen haben wir uns den Himmel anders vorzustellen, als dies vor tausend Jahren geschah. Die historische Wissenschaft lehrt uns unzweideutig das Zustandekommen der Bücher der Schrift nicht auf Grund von übernatürlichen Eingebungen, sondern von rein menschlichen Gedanken. Wir haben vom Boden der Wissenschaft aus jedes Wunder in Abrede zu stellen, und indem sich die Theologie auf diese Weise in Harmonie weiß mit allen übrigen Wissenschaften, gewinnen wir die Möglichkeit, alle Diejenigen an uns heranzuziehen, denen die orthodoxe Welt- und Himmelsbetrachtung zuwider war. Die Mediziner begrüßen in dem Rob. Kochschen Heilverfahren eine vermutlich erfreuliche, vielleicht sogar bahnbrechende Neuerung, und in völliger Unbefangenheit wird das vorgeschlagene Mittel geprüft, seine Wirkung beobachtet. Wer von den Theologen mit einer Neuerung hervorzutreten wagt, der wird verlästert, verhöhnt, einfach weil er Neues bringen will. Das Anathema ist längst vor der Prüfung des Gegenstandes ausgesprochen, und der Vorwurf der Ungläubigkeit bleibt auf jedem denkenden Theologen lasten. Das sind Unnatürlichkeiten, die nicht fortbestehen dürfen, wenn der Kirche nicht die Teil-

nahme aller verloren gehen soll. Pfleiderer läßt von allen Dogmen nicht ein einziges gelten, wohl aber findet er, daß die Bibel für unser religiöses wie sittliches Empfinden das wertvollste Urkundenbuch bleibt, je mehr wir uns über ihr Entstehen klar werden. Unbedingte Freiheit der Forschung und damit die Befreiung des Menschengeistes von jeder überlieferten Formel, von jeder Voreingenommenheit, von jeder Wahnvorstellung — der Bruch mit den alten Anschauungen ist bei Pfleiderer ein unbedingter, die wissenschaftliche Theologie setzt sich mit den übrigen Wissenschaften in ein volles Einvernehmen, und nur so kann der lebensvolle Fortbestand der evangelischen Kirche erwartet werden. Alles scholastische Wesen ist von ihr abzustreifen, mit allen dogmatischen Überlieferungen ist zu brechen und in allen theologischen Hörsälen das Paulinische Wort anzubringen: Als ich ein Kind war, war ich klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; als ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Pfleiderer erstrebt völlig neue Zustände und dabei geht ihm der Begriff der Kirche, wie sie jetzt sich darstellt, ganz verloren. Sein Wort ist das denkbar freimütigste, das um deswillen viel von sich reden machen wird. Was vor ihm in gleicher Richtung Adolf Harnack entwickelt hat, war nicht ganz so durchsichtig, wie das jetzt rückhaltlos abgelegte Bekenntnis, das die Ziele der wissenschaftlichen Theologie offen darlegt.

II.

„Ein neuer Reformator!" — unter diesem Titel erscheint soeben eine anonyme Schrift, die in Form eines Briefwechsels zwischen zwei christlichen Freunden die „Ernsten Gedanken" des Herrn v. Egidy befehdet, und gleichzeitig giebt „Zum Ausbau der Ernsten Gedanken" M. v. Egidy selbst einige weitere Ausführungen. Wir stehen seit Wochen in einer Egidy-Litteratur, die noch lange nicht zum Abschluß kommen wird, denn von verschiedenen Seiten werden neue Angriffe auf Egidy vorbereitet, und er selbst gedenkt seinem neuesten Hefte andere folgen zu lassen. Gegenüber der Bewegung, die durch den mutigen Offizier hervorgerufen worden ist, hat die Einrede seiner Gegner, dem Publikum werde nichts neues geboten, die „Ernsten Gedanken" seien ein dünner Aufguß des vulgären Rationalismus, und nur buchhändlerische Mache habe der Egidyschen Schrift zu ungewöhnlicher Verbreitung verholfen, herzlich wenig auf sich. Wer mit Unbefangenheit dem wichtigen Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, der bekennt ohne Weiteres, daß durch M. v. Egidy ein Thema zur Erörterung gestellt worden ist, das ungezählt Vielen auf der Seele lag. Gewiß ist,

was wir bei Egidy lesen, nichts neues: die Vertreter der wissenschaftlichen Forschung haben alles, was die „Ernsten Gedanken" zur Sprache bringen, ausführlich und gründlich lange vor Egidy in gelehrten Werken entwickelt, und ein kleiner Kreis gebildeter Laien ist den Ergebnissen dieser Forschung näher getreten. Allein es war doch wohl noch zu wenig und der rechte Ton noch nicht gefunden, um das Interesse des großen Publikums für diese Fragen zu gewinnen. Die rasche Verbreitung und das Aufsehen, das die „Ernsten Gedanken" hervorriefen, bewahrheiteten nur zu sehr den Ausspruch Rankes: „Was war und was ist lebendiger in Deutschland, als der religiöse Gedanke?" Egidy wies als Laie nach, es bestehe zum Schaden des religiösen Empfindens und Denkens ein geradezu gefährlicher Dualismus, dem ein Ende gemacht werden müsse. Dieser Mahnruf ließ erkennen, daß der Verfasser ein ernster Mann sei, den einzig und allein sein religiöser Idealismus bewegt. Es war auch wohl (was sich leider nicht verkennen läßt) das rein äußerliche Moment bestimmend für den Eindruck, daß ein damals noch aktiver Offizier sich zu solchen Bekenntnissen gedrungen fühlte. Wird jetzt die Frage erhoben, ob er ein „neuer Reformator" sei, und wird diese Frage mit Spott über den „Eindringling" versetzt, so genügt zur Abwehr solcher Behauptung der einfache Hinweis auf Egidys eigene Erklärung, er wolle nichts so wenig sein, als gerade ein Reformator. In Wirklichkeit hat er, wovon die täglich anwachsende Flut guter wie schlechter Streitschriften Zeugnis ablegt, weithin die Gemüter angeregt und damit erreicht, was er einzig und allein gewollt hatte. Er gestand freimütig sein unzulängliches Wissen ein und schrieb anderen die Ehre zu, alles, was er berührt, besser gesagt und gründlicher nachgewiesen zu haben. Als dann die Gegenschriften erschienen, wiederholte er unbefangen, es fehle ihm das wissenschaftliche Rüstzeug, um auf theologische Polemik sich einzulassen. Gleichwohl empfand er die Notwendigkeit, in acht Sätzen näher darzulegen, was er nicht wolle und was er wolle. Hier sind diese Sätze: „Ich will nicht entweihen, sondern heiligen; nicht antasten, sondern verehren; nicht trennen, sondern vereinigen; nicht zerstören, sondern bauen; nicht nehmen, sondern geben; nicht unfreundlich sein, sondern christlich denken; nicht mich weise dünken, sondern demütig beten; nicht meistern, sondern dienen." Diese Sprache rechtfertigt keinerlei lieblose Angriffe und hochmütige Schmähungen, wie deren bisher nur zu viele laut geworden sind, denen zum Schaden, die sich ihrer schuldig machten. Völlig verkehrt ist es, beharrlich mit spöttischer Ironie ihn einen Reformator zu heißen, der er nicht sein will und auch in Wirklichkeit nicht ist. Was er „zum Aufbau" seiner „Ernsten Gedanken" beigebracht hat, ist nicht ebenso belangreich wie seine erste Schrift, in welcher der Inhalt seines neuesten

Nachtrages bereits enthalten ist. Egidy wird unseres Erachtens abwarten dürfen, wie über den von ihm angeregten Gegenstand andere sich äußern werden, die als Gegner des dogmatischen Christentums lange vor ihm in die Schranken getreten waren. —

Parnell.

Von George Gower.

(London.)

Parnell, der „ungekrönte König" von Irland, das parlamentarische Haupt der Home Rulers, hat, nach menschlichem Ermessen, seine Rolle ausgespielt für immer.

Für unpolitische oder nichtpolitische Leser zunächst einige Bemerkungen. Home Rulers sind Leute, die in ihrem eigenen Heim Herr sein wollen. Die irischen Home Rulers, als politische Partei, verfolgen den Zweck, für ihr Land eine einheimische Regierung, d. h. nationale Selbständigkeit mit einem besonderen irischen Parlament zu erlangen, also die Unterdrückung und Bevormundung durch die Engländer zu beseitigen.

Die Home Rulers-Bewegung trat äußerlich hervor, als 1869 England die irische Staatskirche (katholisch) abschaffte. Damit wurde die Masse der niederen Geistlichkeit und ein Teil des höheren Klerus der Bewegung gewonnen. Dieselbe bekam neue Nahrung durch die 1870 durchgeführte irische Landbill, welche die fast erstorbenen Hoffnungen der älteren Nationalisten frisch belebte. Die Elemente der Home Rulers-Partei sind also wenig einheitlich; dies zeigte sich schon 1875, wo zwischen den gemäßigten Nationalisten und den radikalen Ultramontanen heftige Streitigkeiten entbrannten. Auch das Jahr 1876 brachte nur Unheil durch die Zerwürfnisse zwischen den entschiedenen Nationalisten und den verschwommenen Föderalisten. Erst in den parlamentarischen Sessionen von 1877 und 1878 wandte sich das Blatt zu gunsten der Home Rulers-Partei, als die radikalen Mitglieder Oberwasser bekamen und eine vollständige Trennung Irlands von England fest ins Auge faßten. Parnell trat da neben Carthy, Biggar, O'Donnell u. a. zum erstenmal durch seine Energie bemerkenswert hervor. Ende 1879 war sein Ansehen bereits dermaßen gewachsen, daß der alte Führer Schaw abdankte. Parnell, unzufrieden mit der parlamentarischen Wirksamkeit der

Home Rulers, begründete als neues Hauptorgan die Land-Liga und rief zugleich eine so tiefgehende Volksbewegung hervor, daß von 1880—1882 in Irland der Bürgerkrieg vor der Thür stand und nur durch die allerschärfsten Unterdrückungsmaßregeln von Seite Englands und eine neue umfassendere Landbill abgewehrt werden konnte. Die englische Regierung ließ Parnell, den Präsidenten der Irish National Landleague, verhaften und behielt ihn mit mehreren seiner Genossen über ein halbes Jahr im Gefängnis. Zur Anerkennung seiner Verdienste um die Wiedergeburt Irlands veranstalteten seine Anhänger bald darauf eine große Sammlung, die ihm mehr als 40 000 Pf. St. (achtmalhunderttausend Mark) einbrachte, welche ihm im Herbst 1884 feierlich überreicht wurden. Dem Führer ihrer irischen Nationalpartei zu Ehren nannten sich die Home Rulers fortan kurzweg Parnelliten. Ihrer Verbindung mit den Tories im Parlament erlag im Juni 1885 das Ministerium Gladstone. Parnell revidierte jetzt das alte Parteiprogramm und forderte die vollständige legislative Unabhängigkeit Irlands und ein irisches Parlament. Der kaum neunundreißige Führer galt jetzt seinen Anhängern und Bewunderern, und das war nahezu das ganze irische Volk, als der „ungekrönte König" von Irland.

Parnell verfügte über alle Eigenschaften eines geborenen Herrschers: er war kalt, zurückhaltend, zäh, berechnend, verschlossen und zugeknöpft, wo es am Platze war von überströmender, einschneidender Beredtsamkeit; niemals hielt er eine überflüssige Rede, niemals machte er sich gemein mit dem Volke, zeitweise zog er sich ganz zurück, um durch das Geheimnis der Abschließung den Glanz seiner Stellung und die Reinheit seiner Popularität zu erhöhen. Er war von einer wunderbaren Selbstbeherrschung — nur in einem Punkte nicht: dem Ewigweiblichen gegenüber. Er liebte das Weib eines anderen, eines gutmütigen Dummkopfes, bis zur Raserei. Wäre er ein Herrscher nach der feudal-mittelalterlichen Schablone gewesen, ein Fürst mit gottesgnadentümlichen Traditionen — all right! Die größte Ausschweifung, der unmenschlichste Weiberverbrauch hätte ihn die hohen königlichen Vorbilder der englischen Geschichte auch nicht annähernd erreichen lassen. Allein er war ein selbstgemachter Mann, — er hatte keinen kirchlichen Gnadenschatz für seine kleinen Sünden, er lebte in einem Lande der höchstentwickelten Prüderie und der fashionabelsten Sittenlosigkeit — und als sein heimlicher Ehebruch durch die emsigste Mitwirkung seiner politischen Feinde zu einem Monstreprozeß gediehen und sein Liebesverhältnis durch alle Gossen und Kloaken der gesamten Presse des In- und Auslandes geschleift war, da stürzten sich die legitimen Sittenlosigkeits-Ritter, die Prüden und die Heuchler von ganz Großbritannien und dem angrenzenden Europa,

das ja auch von Tugend und Enthaltſamkeit trieft und nur alle tauſend Jahre einmal ein Ehebrüchlein erlebt, auf ihn und ſtrampelten mit ihren lilienweißen Füßen ſeinen glänzenden Namen in den tiefſten Kot moraliſcher Entrüſtung.

Denn ſo ſteht es in der angefaulten Welt: der Geſundeſte muß fallen, ſobald die Moralkranken nur ein kleines Fleckchen öffentlich an ihm entdecken; Proſtitution, Fleiſchesluſt, Völlerei, Ausbeutung, Blutſaugerei dürfen unter dem Deckmantel der „Ordnung" im ganzen Lande im Schwange gehen, Gott iſt gnädig und barmherzig: alles wird mit Gebetbüchern, Kirchengeſang und dem „Mantel der chriſtlichen Liebe" zugedeckt: trifft aber die ſündliche Verſuchung durch ein Weib einen im freien Geiſte, im freien Willen und in freier Männlichkeit Höchſtſtehenden, dann wird er beſpieen, gejagt und geſchlagen wie ein räudiger Hund, verfolgt von dem ganzen ekelhaften Gezücht der konventionellen Scheinmoral, geſteinigt von Vergangenheits-Menſchen, die nicht wert ſind, dieſem „Kandidaten der Zukunft" in natürlicher Sittlichkeit auch nur die Schuhriemen aufzulöſen.

Es iſt das Kennzeichen einer niedergehenden Kultur, einer verſinkenden Welt, wenn das Weibliche übermäßig betont und das Schickſal des Männlichen angekettet wird an die Art ſeines Verhaltens zum Weibe im Erotiſchen. Eine Weltanſchauung und Geſellſchaftsordnung iſt verrottet, wenn ihr der Mann nicht als Mann, ſondern nur als Anhängſel des Weibes gilt. Die Frauenemanzipation, die bei uns in England ihre hitzigſten Verfechter hat, lehrt mehr als alles andere, wie not uns eigentlich eine Männeremanzipation wäre.

Geben wir ohne weiteres zu, daß Parnell in ſeinem Verhältnis zum Weibe ſchlechte Eigenſchaften entwickelt hat, ſo liegt doch auch die Frage nahe: woher hatte er die Verführung und das böſe Beiſpiel? Die Antwort lautet: aus der Schule der engliſchen Großen und Unterröcke. Die engliſche Ariſtokratie und Plutokratie, alſo der Geburt- und Geldadel, beſitzt eine ſo ſteifleinene Extra-Moral, daß das Entſetzen über ſexuelle Ausſchreitungen nur dann losplatzt, wenn die letzteren außerhalb der geweihten Geſellſchaftskreiſe ſtattfinden. Parnell, als engliſcher Ariſtokrat, wäre wegen eines Ehebruchs nicht als Politiker angegriffen und unmöglich gemacht worden. Innerhalb der ariſtokratiſchen vier Pfähle ſind Ehebrüche billig wie Brombeeren. Es iſt richtig, daß er einer alten engliſchen Proteſtantenfamilie entſtammt, die ſchon auf mehrere als Politiker, Feldherren und Dichter bedeutende Abkömmlinge zurückblicken kann. Allein als Ire und iriſcher Führer mußte er ſich von den Engländern die ſchärfſte Kritik ſeines Privatlebens gefallen laſſen. Was in dem Auge eines Engländers nur ein Splitter ge-

weſen wäre, erſchien den Engländern im Auge eines ſo gefürchteten Iren gleich als ein Balken. Merkwürdigerweiſe war der ſonſt ſo ſcharfſinnige Mann naiv genug, dieſe Thatſache nicht in Rechnung zu ſtellen, und ſo iſt es gekommen, daß er ſich durch das allgemeine Heuchler-Halloh über die Aufdeckung ſeines ehebrecheriſchen Verhältniſſes auch ſein politiſches Konzept verrücken ließ. Die iriſche Geiſtlichkeit, die vorher mit ihm durch Dick und Dünn gegangen, hatte nun natürlich keine andere Wahl, als ſich auf ihre religiöſe Pflicht zu beſinnen und ſich auf den ſtrikten ſittlichen Standpunkt zu ſtellen. Der kirchlichen Stütze beraubt, mußte Parnell ſchließlich auch als Parteiführer fallen. Man kann alſo ruhig behaupten: die unſinnige Schätzung des Ewigweiblichen hat Irland um ſeinen beſten Mann gebracht.

Charles Stewart Parnell wurde 1846 zu Arondale in der iriſchen Grafſchaft Wicklow geboren. Nachdem er ſeine Studien in Cambridge beendigt hatte, machte er eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zurückgekehrt, wurde er 1874 zum Sheriff der Grafſchaft Wicklow ernannt. Im Jahre 1875 trat er ins engliſche Unterhaus ein und begann ſofort als entſchloſſener Home Ruler eine unermüdliche Agitation. Seitdem iſt die iriſche Frage nicht mehr von der parlamentariſchen Tagesordnung verſchwunden. Den Iren wird ſobald nicht wieder ein Staatsmann wie Parnell erſtehen. Keiner hat ſo lange die Einigkeit ſeines Volkes aufrecht erhalten wie er. Nun beginnt für Irland wieder die ſchreckliche, die herrſcherloſe Zeit, und die Kraft des armen Volkes wird ſich abermals in wüſten Treibereien, fruchtloſen Putſchen und blödſinnigen Greuelthaten aller Art erſchöpfen. Wie einſt an dem Haſſe und Kleinſinne der Stämme und Gaue das ſchöne Irland als Nation zugrunde gegangen und in engliſche Knechtſchaft geraten, ſo nährten faſt ſeit hundert Jahren die ſich befehdenden iriſchen Parteien die Zerſplitterung und den Unverſtand. Nur vorübergehend einigten ſich die feindlichen Brüder unter hervorragenden Führern. Parnell iſt einer der hervorragendſten — geweſen. Daß mit ihm auch der einundachtzigjährige liberale Komödienſpieler Gladſtone von der politiſchen Bühne herabgeriſſen wird, iſt ein ſchwacher Troſt. Der „große alte Mann“ hat ja längſt keinen Trumpf mehr in ſeinen Karten und kein Mark mehr in ſeinen Knochen, mag er ſich auch noch ſo oft als wuchtiger Baumfäller abbilden laſſen.

An Gladſtone hat die Natur ihr gutes Recht, an Parnell die Weibermoral und politiſche Perfidie ein beklagenswertes Opfer gefordert. Möge ihm aus ſeinem Gebein ein Rächer erſtehen — ex ossibus ultor!

Aus der Zeit — für die Zeit.

Kritische Dokumente, gesammelt von Max Herold.

(Berlin.)

Ein katholischer Kaufmann in Würzburg schreibt:

Abgeordneter Singer, Mitglied des sozialdemokratischen Parteivorstandes, wird in verschiedenen Blättern heftig angegriffen, weil er seinen Näherinnen — er ist bekanntlich Millionär und der Chef einer großen Mantelfabrik in Berlin — nur soviel Lohn gab, als eben auf dem Berliner Arbeitsmarkt bezahlt wurde (nach dem Gesetz des Angebotes und der Nachfrage). So konnte sich eine Arbeiterin bei zehnstündiger täglicher Arbeit per Woche 12 Mark verdienen, was allerdings für Berlin gerade ausreicht, um durch Hunger sein Leben fristen zu können. Der Geschäftsteilhaber Rosenthal habe die klagenden Arbeiterinnen auf den — Straßenverdienst angewiesen. Endlich wurde dem Herrn Singer der Vorwurf gemacht, ein gerichtliches Urteil vom Jahre 1888 beschwere ihn mit dem Tadel, daß er seinen Arbeiterinnen kein besonderes Wohlwollen entgegengebracht habe. Das „St. Kiliansblatt" des Herrn Wörl in Würzburg bemerkt dazu:

„Diese Thatsachen können jeden Arbeiter aufklären über die vielgepriesene Arbeiterfreundlichkeit der Sozialdemokraten. Eine Partei, welche an ihrer Spitze einen Mann duldet, in dessen Geschäft die Arbeiterinnen Hungerlöhne erhalten, als Arbeitsmaschinen ausgenützt und nicht als Menschen geachtet und behandelt werden, ist gerichtet, und möge das Mäntelchen der „Arbeiterfreundlichkeit" getrost zum alten Plunder geworfen werden! Der Jude Singer als Erlöser des darbenden Proletariats — welche Komödie!!" —

So ruft das „St. Kiliansblatt" aus. Wir haben nun nicht den Beruf, den Herrn Singer zu verteidigen, zumal die ihm zugelegten Dinge nicht abgeleugnet werden können. Wir glauben auch, daß die Sozialdemokratie solange keinen großen Fortschritt, weder einen politischen noch wissenschaftlichen mehr machen wird, solange in ihr kapitalistischer Ehrgeiz das Regiment führt. Die Unzufriedenheit und der Widerstand gegen den Singerschen Parteivorstand werden vielleicht sogar Sektenbewegungen innerhalb der Partei hervorbringen, allein die Sozialdemokratie bleibt wie der Sozialismus, bis ihre Mission erfüllt sein wird. Der Sozialismus ist eine Notwendigkeit. Wenn solche Blätter wie das katholische „St. Kiliansblatt" die Angelegenheit der arbeitenden Klassen am besten zu vertreten vorgeben und dies ohne Widerspruch seitens der maßgebenden Kreise vorgeben dürfen, dann behält die Sozialdemokratie nicht bloß ihre Anhänger, sondern

sie macht noch immer mehr dazu. Denn was in dem Artikel des „St. Kiliansblattes“ gegen den sozialdemokratischen Parteivorstand Herrn Singer gesagt ist, daß paßt ganz genau auf den viel älteren katholischen Parteivorstand Herrn Wörl in Würzburg. Bezahlt Wörl vielleicht seine Kommis und Ladnerinnen viel besser als Singer? Richtet er sich nicht ebenfalls nach Angebot und Nachfrage? Bringt er ihnen ein besonderes Wohlwollen entgegen? Zeugt dafür etwa die Thatsache, daß er in seinem Blatt die Sonntagsruhe vertritt und gleichwohl seine Arbeitsleute an Sonn- und Feiertagen hinter geschlossenen Läden für einen Hungerlohn sich abrackern ließ?! Wahrlich, die Worte des „St. Kiliansblattes“ treffen auf den Katholiken Wörl noch besser zu als auf den Juden Singer.

Wir haben auch hier wieder die Geschichte aus dem Evangelium vom Pharisäer, der vor den Altar tritt und ausruft: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser Jude da!“

So lange solche Blätter wie das „St. Kiliansblatt“ die Sozialistentöterei betreiben, kann sich die Sozialdemokratie lustig ihres Lebens freuen; denn sie muß einfach da sein, schon als Purgierungsmittel für die anderen. Nicht die sozialistische Partei allein braucht eine Säuberung . . .

* * *

Die Kardinalspolitik, wie man in Paris kurzweg die Schwenkung des Kardinals Lavigerie vom monarchischen ins republikanische Lager bezeichnet, begegnet bei den Machthabern des Staates einer Kälte, welche jener der römischen Senatoren um nichts nachgiebt, nur mit etwas weniger innerlicher Würde ausgestattet ist. Trotzdem läßt der Kardinal nicht ab, die Marseillaise blasen zu lassen. In den ihm untergebenen Klöstern und Anstalten müssen die Musikanten jetzt, so oft sich dazu eine Gelegenheit giebt, z. B. beim Besuch von Offizieren oder Regierungsbeamten das zur Nationalhymne gewordene Revolutionslied aufspielen. Und ein Bischof nach dem andern schickt ihm einen zustimmenden Brief. Freilich giebt es auch gegnerische Bischöfe, welche die Republik wie den Belial hassen. Allein einer der ersten Bischöfe des Landes, gewissermaßen der erste, nämlich der von St. Denis — in diesem Orte ist das Nationalheiligtum der Franzosen — hat sich ebenfalls für den Kardinal erklärt. Der Brief ist um so bedeutender, da er von dem Bischof aus Rom und nach einer Unterredung mit dem Papste geschrieben wurde. Der Bischof meint, der Kardinal habe der Kirche einen großen Dienst geleistet. Die Folgen würden sich nicht sofort, aber sicher mit der Zeit sich fühlbar machen. Die Kirche in Frankreich müsse sich von den monarchistischen Parteien losmachen, die ohnmächtig seien, etwas

zu erhalten oder neu zu schaffen und sich so weit erniedrigten, die ehrlosen Waffen der Bestechung und Verschwörung zu ergreifen. Man dürfe die Sache der Kirche nicht mit der von Leuten vermischen, welche die bestehende Regierung bekämpften. Ein derartiger Bund erschwere der Geistlichkeit ihre Einwirkung auf die breiten Volksmassen und mache sie mißliebig. „Wir haben kein Recht, die Barke der Kirche an ein Ufer anzubinden, das von den Fluten verlassen ist. Sie muß zum Heile der Welt dem Strome nach neuen Ländern folgen . . . Männer des ewigen Lebens, warum sollen wir unter den Trümmern des alten Europas begraben werden, das in allen Fugen kracht? . . . Laßt uns darum die Toden begraben." Auch die Erzbischöfe und Bischöfe von Tours, Cambrai, Digne, Bayonne, Langres, Bayeux ꝛc. haben das Auftreten des Kardinals in Briefen an denselben gebilligt.

Der „Temps" bemerkt dazu: „Mehr und Schlimmeres ist nie von der republikanischen Presse gegen die Anhänger des Königtums gesagt worden. Die Kundgebungen der Bischöfe sind ein Beweis für die Lebenskraft der Republik, und die Konservativen werden, vom Klerus im Stich gelassen, nur noch ohnmächtiger als sie schon waren. Aus diesem doppelten Gesichtspunkte betrachtet, haben diese Erklärungen um so mehr Bedeutung, wenn man in ihnen das Ergebnis einer jener geschickten und weitsichtigen Berechnungen vor sich hat, wie sie die Kirche anzustellen pflegt, und nicht die Ansicht eines Einzelnen. Es kann der Republik nur nützen, wenn die Kirche sich von einer Sache abwendet, die allein durch ihre Unterstützung lebte und unvermeidlich untergehen muß, sobald ihr dieselbe entzogen wird."

So schreibt ein Blatt der herrschenden Richtung. Es läßt sich ja denken, daß derselben die „Kardinalspolitik" wie gewünscht kommt. Aber wir bezweifeln, ob durch die Schwenkung ins republikanische Lager die breiten Volksmassen, welche zum Teil der Kirche gleichgiltig gegenüberstehen, gewonnen werden. Diesen wird ja bei der fortschreitenden Zersetzung der staatlichen Gesellschaft an der Republik so viel oder so wenig wie an der Monarchie gelegen sein, zumal das Verständnis für die sozialen Tagesfragen auf Seiten der kirchlichen Würdenträger in Frankreich noch vielfach durch den Glauben an das gerade auch von den blauen Republikanern vertretene Manchestertum getrübt wird. Es ist in Frankreich wie in Italien. Der Papst steht sogar mit seinen platonischen christlich-sozialen Anschauungen noch vereinzelt da; die meisten Bekenner derselben hat er unter dem deutschen und englischen Klerus. Was allerdings auch nicht viel sagen will und keine Fettaugen auf die papistischen Wassersuppen zaubert.

* * *

Unter dem Titel: „American Atrocities“ (Amerikaniſche Scheußlichkeiten) wird der „Frkf. Ztg.“ über die Behandlung der Indianer durch die Amerikaner geſchrieben:

Ihrer beſten Ländereien beraubt, von der Regierung auf Schritt und Tritt getäuſcht, von den Indianer-Agenten in ſchmählicher Weiſe betrogen und bewuchert, durch Hunger und Kälte zur Verzweiflung getrieben, greifen dieſe Stämme wieder einmal zu den Waffen. Dies iſt der ganz natürliche Zuſammenhang der Dinge. Daß er der Wahrheit entſpricht, daß die „Meſſiasidee“ lediglich eine ſekundäre Urſache für die gegenwärtige Aufregung unter den Indianerſtämmen iſt, da dieſelben in ihrer äußerſten Not ihre Rettung eben nur mehr in Übernatürlichem zu finden glauben, das iſt allgemein anerkannt, auch in Nordamerika iſt man davon überzeugt. Nichtsdeſtoweniger ſieht ſich die Unionsregierung nicht bemüßigt, den berechtigten Klagen dieſer Unglücklichen abzuhelfen, ſondern ſchickt Truppen gegen ſie ab. Und wie human wird der Kampf gegen die Indianer geführt! Mit cyniſcher Offenheit verkündet ein offizielles Telegramm, daß im letzten Kampfe nur wenige Frauen und Kinder getötet worden ſeien, den meiſten ſei es gelungen, zu entkommen! Und die öffentliche Meinung in Europa? Und der große alte Mann in England? Und vor allem die Preſſe? Wo bleibt die Entrüſtung, wo bleiben die Proteſtmeetings gegen dieſe American atrocities? Ja, wenn in Armenien ein paar Mordthaten oder Räubereien von kurdiſchen Räubern verübt werden, oder wenn eine Schauergeſchichte, die in Macedonien vorgekommen ſein ſoll, von Athen oder Belgrad aus verbreitet wird, dann iſt die Entrüſtung fertig. So etwas kann nur in der Türkei vorkommen! Intervention iſt geboten! Die öffentliche Meinung proteſtiert, die Preſſe wütet, die Diplomatie ſogar regt ſich.

Die Scheußlichkeiten gegen Indianer — um von denen gegen die übrigen „niedrigen“ Raſſen, Chineſen und Neger, ganz zu ſchweigen — ſind ja nicht jüngeren Datums. Die Raſſenmetzeleien in früheren Jahren, die ſyſtematiſchen Brunnenvergiftungen u. ſ. w., durch welche man die „rote Raſſe“ dezimiert hat, ſind nicht unbekannt, aber man tröſtet ſich leicht darüber.

Wie der gegenwärtige Indianer-„Aufſtand“ endigen wird, kann ja nicht zweifelhaft ſein. Die „rote Raſſe“ wird viele Tauſende ihrer Mitglieder verloren, große Flächen Landes an die unerſättlichen Weißen abgetreten haben und ſo wird die Geſchichte des kommenden Jahrhunderts vom Untergang der Indianer Nordamerikas erzählen . . .

* * *

Zum Kapitel der Fälſchungen hat neuerdings der bekannte katholiſche Sozialpolitiker Freiherr v. Fechenbach folgendes geſchrieben:

„Als ich im letzten Frühjahr in Mainz war, wo bekanntermaßen die Weinfälscherei schon lange „wissenschaftlich“ betrieben wird, hörte ich von drei vor mir gehenden jungen Leuten nachstehendes Gespräch: „Du kannst aber doch nicht läugnen, daß das reiner Betrug ist!“ — „Was ist denn überhaupt Betrug?“ entgegnete der größere in der Mitte gehende junge Mann. Er fuhr fort: „Du kannst das Geschäft gar nicht machen, wenn Du es nicht wie die Andern machst, — Du gehst einfach zu Grund, wenn Du nur ehrlich sein willst. — Geld verdienen, daß Du nicht umsonst arbeitest, das ist doch die Hauptsache.“ — Was dieser Mainzer Jünger des Merkurius seinem jüngeren Kollegen auseinandersetzte, ist leider typisch für weite Kreise und ein „unbestrittener Lehrsatz“ für gewisse Kategorien der Handels- und Geschäftswelt. Man denke nur an die meist betrügerische Verwendung des Schwerspates, an die Fälschung der Weine, Biere, Farben, Butter, Milch, Honig, Mehl u. s. w. Diese offenen Betrügereien, die bei der Handelswelt bereits eine Praxis erreicht haben, die zu den „geschäftlichen Usancen“ gezählt werden, bei dem großen Publikum aber eine Konnivenz erfahren, welche sehr bedeutungsvoll für das allgemeine Ehr- und Rechtsgefühl ist, spielen bereits eine sehr bestimmte Rolle bei den Deduktionen der Sozialdemokratie, die sie über die Verwerflichkeit der kapitalistischen Produktion anstellen. Und daß alle diese Betrügereien in dem Sozialistenstaate rein unmöglich ja! daß sie schon aus dem einfachen Grunde nicht möglich sein können, da sie keinen Sinn und Zweck haben würden, darin haben die Sozialdemokraten vollständig Recht.

„Und noch einmal muß ich auf die Sozialdemokratie zurückkommen. Wer sie nicht als eine rein zufällige Erscheinung betrachten, sondern sich auch etwas mit ihrer Genesis betrachten will, der wird nicht läugnen können, daß bei ihrer auffallend raschen und tiefen Verbreitung nicht nur wissenschaftliche, sondern auch in sehr bestimmter Weise rein moralische Gründe eine Rolle spielen. Nicht bloß die Härten und Unzulänglichkeiten der rein kapitalistischen Produktion, sondern vielleicht in noch höherem Grade als diese hat die im modernen liberalen Staate Platz gegriffene Korruption die sozialdemokratischen Bestrebungen erleichtert, großgezogen und vertieft. Man verwechsle hier erst recht nicht die Ursachen mit den Wirkungen. Wer sich mit Gewalt täuschen will, täuscht hierdurch noch nicht Andere; außerdem ist es stets einer der verhängnisvollsten Fehler gewesen, Schäden und Fehler nicht einsehen oder sie gar noch beschönigen zu wollen. Die Lauheit, welche man heutzutage an den verschiedenen Betrügereien beobachtet, eifert nicht allein für sie an, sondern man untergräbt mit ihr auch den Respekt und das Vertrauen für die staatlichen Autoritäten; man erzeugt ein gewissermaßen ver-

ächtliches Gefühl gegen die bestehende Gesellschaft überhaupt. Ist diese wirklich nicht fähig, den Betrügereien ernstlich und erfolgreich zu begegnen, so erweist sie allerdings Mängel der bedenklichsten Art und kann man sich nicht wundern, wenn diese „beste der Welten" immer mehr Widersacher erfährt und diese auf eine radikale Abhilfe dringen. Eine Gesellschaft, in welcher die Betrügereien förmlich zu den gewerblichen und kommerziellen Gewohnheiten gehören, trägt so ernste und bedenkliche Zeichen der allgemeinen Korruption, daß es zur Pflicht der staatserhaltenden Tendenz geworden ist, mit möglichstem Nachdruck auf die Gefahren zu verweisen.

„Will man mit irgend einer Aussicht auf Erfolg die Sozialdemokratie besiegen, so fange man zu allererst mit der unerbittlichen Bekämpfung aller Betrüger, Fälscher und Ausbeuter an. Man schaffe wieder den nötigen Schutz für die ehrliche, harte und mühevolle Arbeit. Die ganze Gesetzgebung muß Zeugnis von dem ernsten Willen geben: die Erwerbung von kleineren und mittleren Vermögen in jeder Weise zu erleichtern und zu fördern, das weitere Anwachsen der Riesenvermögen und die Sammlung solcher aber möglichst zu erschweren. Die Mittel hierzu haben wir oft genug genannt und eingehend erörtert, die gesetzgebenden Faktoren schreiten jedoch vornehm an ihnen vorüber.

„Ohne Regeneration des öffentlichen Ehr- und Rechtsgefühls bleiben alle legislatorischen Versuche eitel Stümperei. Der Arzt, der helfen soll, muß die Krankheit kennen. Allerdings bleibt noch manches im staats- und gesellschaftserhaltenden Sinne übrig, das geschehen müßte, um die treibenden und bisher siegreichen Kämpfer der Sozialdemokratie zu lähmen und ihr selbst den Boden abzugraben, doch das gehört in andere Kapitel. Kurz streifen möchte ich nur den psychologisch wirklich interessanten Widerspruch, daß man die sogenannten „wissenschaftlichen" Gottesläugner immer noch anhört, sie „interessant" findet, ihnen Gelegenheit bietet, im echten Sinne des Wortes: „Schule zu machen", sich aber vor dem Manne in Blouse entsetzt, wenn dieser in seinem Herzen ganz dasselbe denkt. Mit gutem Recht hat Herr Bebel erst neulich wieder darauf hingewiesen, daß der Atheismus durchaus nicht bloß ein Gemeingut der Sozialdemokratie sei, sondern von den oberen Zehntausend zuerst kultiviert und gerade von diesen aus verbreitet worden sei; ebenso verhalte es sich mit den schlechten Sitten, deren Weg stets von „oben nach unten" sei. — Wir können daher nur den allerdings etwas harten Rat geben: bevor man direkt an der Sozialdemokratie herumdoktoren will, wende man sich den vielen anderen offenen Wunden zu, welche unsere gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse aufweisen. Man heile sie und die Wunde: „Sozialdemokratie" wird sich von selbst schließen.

„Will oder kann man das nicht, so erklären wir, daß die Wunde: „Sozialdemokratie“ in die Kategorie derjenigen gehört, welche einem Organismus zur Zeit nur nützlich sind.“

* * *

Lothar Bucher sagt in seinem famosen Buch „Der Parlamentarismus, wie er ist“, die Lehre von der Trennung der Gewalten habe in den Köpfen unserer Politiker wie Aqua Toffana, nämlich hirnerweichend gewirkt. In noch höherem Grade kann man sagen, daß das Hereinzerren der Religion in den Kampf gegen die Sozialdemokratie in den Köpfen wie Aqua Toffana gewirkt und sie am Verständnis der sozialen Bewegung unserer Zeit verhindert habe. Ich weiß, daß es nichts hilft, auch wenn man zum hundertsten Male erklärt, die soziale Bewegung sei ein wirtschaftlicher Kampf, er richte sich gegen die kapitalistische Produktionsweise mit ihren menschen- und volksverwüstenden Wirkungen. Er sei das Emporringen, der Emanzipationskampf des sog. vierten Standes, der seine Befreiung erkämpft, gerade wie vor hundert Jahren der dritte Stand seine Befreiung erkämpft und solche wirtschaftliche und politische Institutionen durchgesetzt hat, welche er für seine Zwecke für angemessen und nützlich hielt, bürgerliche Gesetze und Einrichtungen, die jetzt zu Recht bestehen und die für ewig und unwandelbar angesehen werden, obgleich sie bürgerlich sind, d. h. einer bestimmten Entwicklungsperiode angehören und jetzt von einer anderen, der sozialen verdrängt werden.

Die soziale Bewegung schreitet fort, so gut und ebenso gesetzmäßig, wie der Tag und die Nacht, wie die Jahreszeiten, und wie das Leben der Pflanze, des Tieres oder des einzelnen Menschen. Geistige oder nicht geistige Bekämpfung, Religion oder nicht Religion, es giebt nichts, was sie aufhalten kann. Was sich entgegen stellt, wird auf die Seite geschoben, oder vielmehr, der große Gang der Weltgeschichte schreitet darüber hinweg. Alle Revolutionen und Umgestaltungen der menschlichen Gesellschaft haben sich vollzogen, die Priester mochten erklären, es sei gegen die Religion oder es sei für die Religion.

Das Treibende in dieser großen Bewegung, es sind nicht die „Ideen“, es ist nicht das „Rechts-“ oder das „Nationalgefühl“, es ist auch nicht die Religion, sondern es ist die wirtschaftliche Entwicklung. Eine Zeit und ein Staat, der große Grundbesitzer mit Sklavenhaltung besitzt, hat andere „Ideen“ und ein anderes „Recht“, als eine andere Zeit ohne Sklavenhaltung und mit anderer Verteilung des Grundbesitzes. Die gegenwärtige wirtschaftliche Bewegung ist fürwahr schnell und großartig genug,

um sich auch blöden Augen zu zeigen. Der Handwerkerstand ist ruiniert, der Bauernstand geht zu Grunde. Das offene Land entvölkert sich und Riesenstädte wachsen heran. Alle Mittel, welche versucht werden, dieser Bewegung Einhalt zu thun, sind ohnmächtig. —

* * *

Es gab eine Zeit, wo das deutsche Bürgertum mit neidischer Bewunderung auf das benachbarte Belgien blickte. Erfreute sich doch der kleine Staat der berühmten Charte vom 7. Febr. 1831, die, genau nach den besten Rezepten des französischen Liberalismus zubereitet, weit und breit als das Muster aller Konstitutionen galt und deshalb z. B. auch unserer preußischen Verfassung mehrfach zum Vorbild gedient hat. Man ist heute von der naiven Ansicht der regenschirmtragenden Bourgeoisie aus der Zeit Louis Philipp's längst abgekommen. Man hat erkannt daß das geschriebene Wort der Verfassungen an sich allein es nicht thut, und daß auch von den Staaten das Wort gilt: der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Besitzt doch England, die Heimat des Konstitutionalismus, noch heutigen Tages keine geschriebene Verfassung!

In Belgien sind alle Dogmen des parlamentarischen Systems in Geltung. Das Land besitzt ein Königtum, das sich in gewissenhaftester Weise in den engen Grenzen seiner Befugnisse hält, und überdies bisher durch zwei auch persönlich untadelige Könige verkörpert wurde. Die beiden Parteien des Landes, die Klerikalen und die Liberalen, lenken den Staat in regelrechtem Wechsel. Dem „freien Spiel aller Kräfte" ist der weiteste Spielraum gewährt; der Staat greift so wenig wie nur möglich in das Treiben der Gesellschaft ein. Überdies genießt Belgien der Wohlthat seiner durch die Großmächte verbürgten beständigen Neutralität. Dank einem 60jährigen Frieden hat die fleißige Bevölkerung Handel, Industrie und Landwirtschaft zu großartiger Entwickelung gebracht. Die sechs Millionen Menschen, die auf einem Gebiete von nur 29500 Quadratkilometer (nicht ganz so groß als Pommern) leben, führen jährlich für 1534 Millionen Frank Güter aus, für 1244 ein. Und doch herrscht heute in diesem parlamentarischen Musterstaate eine Gährung, die nachgerade einen bedenklichen Umfang angenommen hat.

Haben sich auch längst an dem belgischen Himmel allerlei düstere Wolken gezeigt, insbesondere die wachsende Verschärfung des nationalen Gegensatzes zwischen dem vlämischen Norden und dem wallonischen Süden, so ist doch neuerdings eine Wetterwolke aufgezogen, deren lautem Grollen kein Ohr sich mehr verschließen kann: die soziale Frage. Liberale und Klerikale tragen gleichermaßen die Schuld daran, wenn es so weit gekommen ist. Beide

Parteien haben auch nicht einen Finger gerührt, der ungemein zahlreichen Arbeiterbevölkerung in ihrer bedrängten Lage Hilfe zu leisten, beide haben gleichmäßig nur ihre Parteiinteressen gefördert. Die katholische Kirche ist sich ihrer sozialen Pflichten ebenso wenig bewußt geworden, als die bürgerliche Gesellschaft. Selbst die großen Ausstände der Arbeiter im Borinage, die einem Aufstande bedenklich ähnlich sahen, vermochten die herrschenden Klassen nicht aus ihrer Unthätigkeit zu reißen. Erst das stürmische Verlangen der Arbeiterpartei nach einer Verfassungsrevision und vornehmlich nach dem allgemeinen Wahlrecht — heute sind nur 230 000 Bürger wahlberechtigt — haben einen tiefen Eindruck gemacht, der sich zunächst als unglaublicher Schrecken äußert.

Der Progressist Janson legte in den letzten Novembertagen einen Gesetzantrag auf Abänderung der Verfassung vor und die Zweite Kammer fand sich einstimmig bereit, dem Antrag die früher verweigerte Erörterung zu bewilligen. So ist die Frage nun feierlich gestellt, und während im Dezember die Bergleute des ganzen Landes erklären ließen, daß sie sich in Ausstand versetzen würden, falls ihrer politischen Forderung nicht in einer gegebenen Frist Genugthuung würde, begannen die theoretischen und praktischen Erörterungen über die Art der Reform, über das Wie der Erweiterung des Wahlrechts. Der zu Weihnachten tagende radikale Kongreß erklärte sich einstimmig für das allgemeine Wahlrecht, fast einstimmig für die Vertretung der Minderheiten und mit Mehrheit für die Einführung des Referendums; mit letzterm soll zunächst ein Versuch nur in Gemeindeangelegenheiten gemacht werden. Woeste, der Führer der Rechten, trat in Wort und Schrift immer schärfer gegen eine Verfassungsdurchsicht zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts auf und sucht die Gegner desselben zu sammeln, aber Viele seiner Partei sind für die Durchsicht und Erweiterung des Wahlrechts. In den Reihen der Gemäßigtliberalen machen sich verschiedene Strömungen für und gegen das allgemeine Wahlrecht geltend, die Mehrheit scheint jedoch die Auffassung der liberalen Liga zu teilen. Dieselbe forderte anfangs dieses Jahres die Radikalen und Fortschrittler auf, zu den „unsterblichen Prinzipien" des natürlichen Gleichgewichts im Parlament, wie sie der Liberalismus vertritt, zurückzukehren und wies darauf hin, daß in Belgien alle öffentlichen Gewalten vom Wahlkörper ausgehen. Wenn die Wählerschaft auf Hunderttausende anwachsen würde, dann könne eine Mehrheit in die Kammer einziehen, welche jenes ideale Gleichgewicht der Parteien nicht mehr einhalte. Die Herrschaft des Parlaments aber sei die Grundlage des belgischen Staates, die nur durch eine Revolution (die sie ja auch geschaffen hat) wieder beseitigt werden könne. Die Konsequenz des Parlamentarismus,

sobald die Mehrzahl der Wählerschaft aus den arbeitenden Klassen bestände, sei der sozialistische Zukunftsstaat. Das allgemeine Stimmrecht bedrohe die Freiheit, das Gedeihen und den Frieden des Landes; außerdem entstehe noch die Gefahr, daß die klerikale Landbevölkerung die liberale der Städte unterdrücke. Dagegen empfiehlt man eine Wahlreform nach dem Muster Englands; anstatt des Haushalters, an den dort das Wahlrecht gebunden ist, solle ein Zensus und fester Wohnsitz das Wahlrecht bedingen. Ferner wird das Muster Italiens empfohlen, wo das Wahlrecht von der Kunst des Lesens und Schreibens abhängig gemacht wird.

Wie hiernach die Entscheidung der Kammer ausfallen wird, ist nicht leicht zu sagen. Vermutlich wird sie sich ablehnend gegen das allgemeine Wahlrecht verhalten, und das ist der Grund, weshalb die Sozialisten im Bunde mit den Radikalen durch eine Kundgebung vor dem Landhause einen kräftigen Druck auf die Volksvertretung ausüben wollten.

Das liberale Musterland Belgien wird durch keine parlamentarische Quacksalberei über den Graben kommen, den ihm die Entwicklung der Dinge und die eigene Verblendung der Protzenbürgerschaft gezogen. Mene tekel upharsin!

Zum Schlusse ein warnendes Wort aus dem „Philadelphia Tagblatt“ an die thatlustigen Leser und Bewunderer des Buches „Freiland“, das auch in der „Gesellschaft“ wiederholt empfohlen wurde:

Die Gründung kommunistischer oder sozialistischer Kolonien wurde bis jetzt vielfach von Amerikanern betrieben und trotz des Mißlingens fast aller derartigen Versuche giebt es immer wieder Leute, welche sich bethören lassen. Daß aber jetzt noch gar ein Deutscher kommt und durch die Thorheit der Koloniengründung die Welt reformieren will, das thut uns eigentlich leid. Sein Name ist Dr. Theodor Hertzka. Er hat ein Buch geschrieben, das den Titel „Freiland“ führt. Wir haben das Buch zwar nicht gelesen, aber es soll sehr gut sein. Und nun fordert der Mann zur „Gründung eines Gemeinwesens auf Grundlage vollständiger Freiheit und wirtschaftlicher Gerechtigkeit“ auf.

Zu diesem Behufe soll — sagt der Aufruf, dem wir Vorstehendes entnehmen — „auf bisher herrenlosem, fruchtbarem und zur Besiedelung wohlgeneigtem Gebiete ein größerer Landstrich besetzt werden. Auf diesem seinem Gebiete wird das zu gründende Gemeinwesen keinerlei Eigentum an Grund und Boden anerkennen; die Produktionsmittel werden durch die Gesamtheit aufgebracht und den Produzenten zinslos zur Verfügung gestellt“ u. s. w.

Wir begreifen vollständig den inneren Drang eines Menschen, in dessen Kopf sich das Bild einer besseren Welt befindet, dieses Bild zu verwirklichen

aber leider ist es so vollständig unmöglich, in der Wüste der heutigen allgemeinen Zustände eine Oase zu schaffen, daß man nicht oft genug und nicht ernstlich genug vor der Torheit solcher Unternehmungen und der Beteiligung an denselben warnen kann.

Wir wollen ganz davon absehen, daß der Einfluß der kapitalistischen Umgebung selbst auf eine blühende sozialistische Kolonie verderblich wirken müßte; wir wollen davon absehen, daß der Untergang solcher Kolonien den Spöttern über die fortschrittliche Bewegung nur wünschenswertes Material liefert, wir wollen nur darauf hinweisen, daß der Gründung solcher Kolonien eine ganz falsche Idee zu Grunde liegt.

Die Erneuerung der Gesellschaft muß auf der Basis aller erworbenen durch Generationen und Jahrtausende hindurch angehäuften Kulturschätze geschehen. Sie muß sich die Kulturarbeit vorausgegangener Jahrtausende zu Nutze machen.

Das Werdende muß das Produkt der Seienden sein, wie das Seiende das Produkt des Gewesenen ist. Jeder Fortschritt innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist nicht eine unabhängige, außer Zusammenhang mit Anderem stehende Erscheinung, sondern eine natürliche notwendige Folge der durch Jahrtausende fortgesetzten Kulturarbeit der Menschheit.

Welche Torheit also ist es, zu glauben, daß Menschen im stande sind, eine bessere Welt zu schaffen, wenn sie hinausziehen in die Einöde, die Kultur hinter sich lassen und so zu sagen wieder von vorn anfangen! Daß das praktisch unmöglich ist, muß Jedem einleuchten. Ja, wenn es Millionäre wären, die sich an solchen Unternehmungen beteiligten, Leute, denen die Mittel zu Gebote stehen, die Schätze der Kultur in die Einöde zu verpflanzen. Aber das ist ja nicht der Fall. Denn Millionären geht es im Allgemeinen auch ohne sozialistische Kolonien gut genug, und sie haben kein besonderes Bedürfnis für solche. Es sind nur Leute ohne Mittel, deren Geist- und Gemütsanlage einen trefflichen Boden für die Sehnsucht nach Besserem bildet, deren Intelligenz ihnen das Bestehende unerträglicher erscheinen läßt, als dem gewöhnlichen Menschen, und welche daher im buchstäblichen Sinne von vorne anfangen, indem sie als Pioniere ausziehen.

Man lasse ab von solchen Unternehmungen. Sie sind zwecklos, und jedes Opfer, das man ihnen bringt, ist vergeblich.

Wer sich berufen fühlt, für die Besserung der Verhältnisse aufzutreten, der strebe diese Besserung an und predige sie inmitten der Menschen und begebe sich nicht abseits von der großen Heerstraße, auf der die Menschheit sich fortbewegt. —

Sitting Bulls Tod.

Von Eduard Dworzak.

(Omaha.)

Omaha, Nebraska, 11. Street. 19. Dez. 90.

Seit zwei Monaten ist die alte Indianer-Romantik, wie wir sie in unseren Knabenjahren so sehr geliebt haben, im „far west" der Vereinigten Staaten von Nordamerika wieder zu neuem Leben erstanden. Fünfhundert englische Meilen westwärts von Chicago wohnen die herabgekommenen Söhne der stolzen Apachen, der kriegerischen Comanchen und Sioux und wie die zahllosen Stämme der „redmen" alle heißen. Schreiber dieses ist unzähligemale mit den Angehörigen der blutdürstigsten Indianerstämme auf den weltablegensten Punkten der westlichen Prairien zusammengetroffen, ohne jemals irgend ein Abenteuer bei solcher Gelegenheit bestanden zu haben. Seit Kurzem aber ist eine für die westlichen Ansiedler höchst bedenkliche Änderung eingetreten, und derzeit sind die Rothäute wieder, was sie einstmals waren: ein wildes Kriegsvolk, der Schrecken der Weißen.

Sitting Bull, der Führer der Bewegung, hat seine Geschichte: er war es, der zu Ende der Sechziger Jahre den Unions-General Custer in einem mörderischen Treffen schlug und dem General samt drei Vierteilen seiner aus etwa 3000 Mann bestehenden Abteilung am Little Big Horn einen blutigen Untergang bereitete. Seit jener Zeit genießt denn auch der Häuptling unter seinen Stammesgenossen ungeheures Ansehen.

Wie kostbar auch die Geschenke an Waffen, Pferden und Teppichen waren, welche die Regierung dem Indianerfürsten anbieten ließ, sie wurden stolz zurückgewiesen, denn, so ließ jener sagen: „Sitting Bull nimmt kein Maiskorn aus der Hand eines Weißen". Woher aber jener unbezwingliche Haß, jene fanatische Feindschaft, welche den roten Mann beseelte? Sie ist, es muß zugegeben werden, nicht ohne tiefen Grund. Als vor Erbauung der Pazific-Eisenbahn von den Goldlagern Kaliforniens monatlich einmal ein mit zehn Pferden bespannter Postwagen nach dem Osten abging, da hatte Sitting Bull Gelegenheit, die Mannschaft dieser „Pazific-Post" vor dem in den Schneewüsten des damaligen Nebraska drohenden Tode zu erretten. Er nahm die Leute in seinen Wigwam und labte sie, wie er es Brüdern gethan hätte. Dem roten Manne wurde übel gelohnt. Die halbwilden „Driver" der Post-Car schändeten die Squaw (Frau) ihres Gastgebers, töteten dessen Pferde, um die sonst unausbleibliche Verfolgung zu verhindern, und waren spurlos verschwunden, als Sitting Bull zurückkehrte. Als dieser

aber bei dem Kommandanten des nächsten Forts Klage erhob und bat, man möge die Schändlichen ausforschen und zur Verantwortung ziehen, da ließ ihn Oberst Cundy, eben jener Kommandant, auspeitschen und vor das Thor werfen ... Die Schändlichkeit jener Buben und die Rohheit des Kommandanten haben seither Ströme von Blut gekostet; nichts konnte den unersättlichen Rachedurst des beleidigten Kriegers stillen, und selbst als er den Skalp des Obersten Cundy am Gürtel hängen hatte, wurde seine fanatische Verfolgungswut um nichts geringer.

So war der Mann beschaffen, der die ihm blind ergebenen Indianerscharen gegen die weißen Eindringlinge aufstachelte. Sein Hauptquartier hatte er in der Nähe der Standing-Rock-Agentur in Süd-Dakota, inmitten einer pittoresken Felsengruppe aufgeschlagen. Weg und Steg in diesem Steinmeere kennen nur die Indianer. Als nun aber am 10. Dezember ein Detachement der Regierungstruppen unter Major Tupper von unzweifelhaft zur Umgebung Sitting Bulls gehörenden roten Kriegern überfallen und niedergemacht wurde, da gab die Regierung in Washington dem General Miles den Auftrag, Sitting Bull „tot oder lebendig einzubringen".

Bill Stockes, ein Kundschafter der Indianerpolizei und selbst Halb-Indianer, meldete schon am 13. Dezember, daß Sitting Bull an einem der nächsten Tage, von wenigen Kriegern begleitet, sein Lager verlassen werde, um nach Bad-Lands im Norden zu ziehen. Sofort wurden alle Pässe und Schluchten, die aus den Felsen in die Ebene führen, durch starke Abteilungen besetzt.

Der Morgen des 15. Dezember graute herauf. Die Morgennebel strichen über die Felsen hin, und jener feuchtkalte Wind, der im Westen der „Staaten" stets der Morgensonne voranzieht, machte die wachhabenden Mannschaften erzittern. Da kam an einen der von der Indianerpolizei aufgestellten Posten ein Kundschafter: „Sitting Bull kommt!" Der Schall von Pferdehufen war vernehmbar. In atemloser Spannung harrt das Detachement. Endlich tauchen in dem ungewissen Dämmerlichte die Gestalten von Reitern auf. Immer Einer hinter dem Andern, wie es die Art der Rothäute ist. Voran auf einem kräftigen Ponny reitet ein hochgewachsener Mann, den eine Wolldecke vor der Morgenkälte schützt. Er trägt den Kriegsschmuck der Siouxhäuptlinge, lange Adlerfedern in dem straffen Haar, in seiner Rechten ruht die lange amerikanische Flinte. Es ist Sitting Bull.

„Stop!" (Halt!) ruft unten der Postenkommandant.

Die Pferde der Indianer scheuen und tanzen unruhig im Kreise — endlich nimmt der Häuptling das Wort und begehrt in gebrochenem Englisch freien Durchzug. Es wird ihm erklärt, daß er verhaftet sei und den

Truppen zu folgen habe. Der verſchlagene Indianer thut, als verſtünde er nicht und will weiter — da greift die Hand eines Indianerpoliziſten dem Pferde des Häuptlings in die Zügel und in dieſem Augenblicke ändert ſich die Szene. Schüſſe fallen, der Kriegsſchrei der Sioux gellt über die Felſen, das Ächzen der Getroffenen erfüllt die Luft und in dichten Schwaden ſtreicht der Pulverdampf dahin ... Nur wenige Minuten dauert der Kampf — denn die Bundestruppen bekommen von den herumſtreifenden Patrouillen Unterſtützung und das „Hip, hip, hurrah!“ der herangaloppierenden Reiter verſcheucht die Rothäute.

Da liegt Sitting Bull mit der Todeswunde in der Bruſt auf der kalten Erde, unweit von ihm ſein 12jähriger Sohn, welch' letzterer, wie die Häuptlinge Black Bird und Catch Bear, bereits tot iſt, während Sitting Bull noch atmet. Kapitän Fechet, ein Franzoſe, kniet neben dem Sterbenden und ſucht das ſtrömende Blut zu ſtillen. Sitting Bull öffnet noch einmal die Augen, eine leichte Bewegung mit der Hand, dann ſtreckt ſich der muskulöſe Körper — der Löwe iſt tot.

Werden die Indianer den Tod ihres Häuptlings ungerochen laſſen? Niemals. Der blutige Tanz wird beginnen. Machen wir uns auf ſchlimme Botſchaft gefaßt. — —

Napoleon und Goethe.

Von M. Goldſtein.

(Berlin.)

Aus den in den nächſten Tagen erſcheinenden Denkwürdigkeiten Talleyrands teilte ihr Herausgeber, der Herzog von Broglie, der franzöſiſchen Akademie in ihrer jüngſten Sitzung einige Bruchſtücke mit, die jetzt auch im „Correſpondant“ veröffentlicht werden. Sie behandeln den Erfurter Kongreß, jene in der Geſchichte faſt einzige Zuſammenkunft von Herrſchern, während welcher nach einem berühmten Worte die franzöſiſchen Schauſpieler „vor einem Parterre von Königen“ ſpielen konnten, nämlich vor Napoleon, dem Zaren Alexander und ſämtlichen Königen und Großherzogen des Rheinbundes. Für den deutſchen Leſer hat eine Stelle dieſer Bruchſtücke ganz beſondere Anziehung. Sie erzählt nämlich die bekannte Zuſammenkunft Napoleons mit Goethe. Talleyrand, der ſich der Bedeutung dieſer Begeg-

nung zweier ſo großer Männer voll bewußt war, hat das Geſpräch der Beiden genau aufgezeichnet. Es lautet in ſeiner Faſſung:

„Herr Goethe, ich bin entzückt (charmé), Sie zu ſehen. — Sire, ich ſehe, wenn Ew. Majeſtät reiſen, ſo verfehlen Sie nicht, Ihre Blicke auch den geringfügigſten Dingen zuzuwenden. — Ich weiß, daß Sie der erſte Tragödiendichter Deutſchlands ſind. — Sire, Sie thun unſerm Vaterlande ſchweres Unrecht; wir glauben auch unſere großen Männer zu haben: Schiller, Leſſing und Wieland müſſen Ew. Majeſtät bekannt ſein. — Ich geſtehe, daß ich ſie kaum kenne. Indeſſen, den „dreißigjährigen Krieg“ habe ich geleſen; nehmen Sie mir es nicht übel, aber es hat mir geſchienen, als ob dieſes Werk höchſtens für unſere Boulevards Tragödienſtoffe liefern könnte. — Sire, Ihre Boulevards kenne ich nicht. Ich glaube, daß dort die Volksſtücke geſpielt werden; es thut mir leid, Sie über eins der ſchönſten Genies der neueren Zeit ſo ſtreng urteilen zu hören. — Sie wohnen gewöhnlich in Weimar; das iſt ja wohl der Ort, wo die berühmten Schriftſteller Deutſchlands ſich verſammeln? — Sire, man iſt dort ſehr wohlwollend für ſie; aber augenblicklich haben wir in Weimar von Männern, die in ganz Europa bekannt ſind, bloß Wieland. — Ich würde gern Herrn Wieland ſehen. — Wenn Ew. Majeſtät mir geſtatten, ihn rufen zu laſſen, ſo bin ich ſicher, daß er ſich ſofort hierher begeben wird. — Spricht er franzöſiſch? — Er verſteht es, er hat mehrerere Überſetzungen ſeiner Werke ins Franzöſiſche ſelbſt durchgeſehen. — So lange Sie hier ſind, müſſen Sie jeden Abend zu unſeren Theatervorſtellungen kommen. Es wird Ihnen nicht ſchaden, gute franzöſiſche Trauerſpiele darſtellen zu ſehen. — Sire, ich werde ſehr gern hingehen und ich muß Ew. Majeſtät bekennen, daß dies meine Abſicht war; ich habe ſelbſt einige franzöſiſche Stücke überſetzt oder richtiger nachgeahmt. — Welche? — „Mahomed“ und „Taukred“. — Ich werde Rémuſat fragen laſſen, ob wir Schauſpieler hier haben, die ſie ſpielen können. Ich hätte ſehr gern, daß Sie ſie in unſerer Sprache ſpielen hörten. Sie ſind nicht ſo ſtreng wie wir in den Regeln des Theaters. — Sire, die Einheiten ſind für uns nicht von Bedeutung. — Wie finden Sie unſeren Aufenthalt hier? — Sire, ſehr glänzend, und ich hoffe, er wird für unſer Vaterland nützlich ſein. — Iſt Ihr Volk glücklich? — Es hofft viel. — Herr Goethe, Sie ſollten während der ganzen Reiſe hier bleiben und den Eindruck beſchreiben, den das große Schauſpiel, welches wir Ihnen bieten, auf Sie macht. — Ah, Sire, es würde die Feder irgend eines Schriftſtellers des Altertums dazu gehören, um eine derartige Arbeit zu unternehmen. — Gehören Sie zu denen, die Tacitus lieben? — Ja, Sire, ſehr. — Nun denn, ich nicht.

Doch davon wollen wir ein andermal reden. Schreiben Sie Herrn Wieland, er soll hierher kommen. Ich werde ihm seinen Besuch in Weimar erwidern, wohin der Herzog mich eingeladen hat. Es wird mich sehr freuen, die Herzogin zu sehen. Sie ist eine hochbegabte Frau. Der Herzog war während einiger Zeit recht schlimm, aber er ist zurechtgewiesen. — Sire, wenn er schlimm gewesen ist, so war doch die Zurechtweisung etwas stark. Doch ich bin nicht Richter über solche Dinge. Er beschützt die Dichtung, die Wissenschaften, und wir können Alle mit ihm sehr zufrieden sein. — Herr Goethe, kommen Sie heute Abend zur „Iphigenie". Es ist ein gutes Stück, zwar keins von denen, die mir am liebsten sind, aber die Franzosen schätzen es sehr hoch. Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl Souveräne sehen. Kennen Sie den Fürst Primas? — Ja wohl, Sire, beinahe intim. Es ist ein Fürst von sehr viel Geist, sehr viel Wissen und viel Großherzigkeit. — Nun gut, Sie werden ihn heute Abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehen. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen? — Nein, Sire, noch niemals. Ich hoffe aber, ihm vorgestellt zu werden. — Er spricht Ihre Sprache gut. Wenn Sie etwas über die Begegnung von Erfurt machen, so müssen Sie es ihm widmen. — Sire, das ist nicht meine Gewohnheit. Als ich anfing, zu schreiben, machte ich es mir zum Grundsatz, niemals eine Widmung zu machen, damit ich es nicht später zu bereuen habe. — Die großen Schriftsteller des Jahrhunderts Ludwigs XIV. sind nicht so gewesen. — Das ist richtig, Sire, aber Ew. Majestät würden mir nicht versichern, daß sie es niemals bereut haben. — Was ist aus diesem schlechten Kerl (mauvais sujet) Kotzebue geworden? — Sire, man sagt, er ist in Sibirien, und Ew. Majestät werden vom Kaiser Alexander seine Begnadigung verlangen. — Sie wissen ja, daß er nicht mein Mann ist. — Sire, er ist sehr unglücklich, und er hat viel Talent. — Leben Sie wohl, Herr Goethe."

Der Wortlaut dieses unvergleichlich merkwürdigen Zwiegesprächs kann als zuverlässig angesehen werden, denn Talleyrand sagt ausdrücklich, daß er es unmittelbar, nachdem es stattgefunden hatte, niederschrieb und Goethe vorlegte, der es auf seine Richtigkeit prüfte. Napoleon führte die Unterhaltung etwas sprunghaft und streifte vieles, ohne auf etwas näher einzugehen. Was Goethe betrifft, so wird der deutsche Leser empfinden, daß wir mit ihm in dieser schwierigen Lage sehr zufrieden sein können. Später hat er sich, wie alle Vaterlandsfreunde stets schmerzlich empfinden werden, in seinem Mißtrauen gegen die ausdauernde Kraft der nationalen Erhebung und in seiner Parteinahme für die gewaltige Persönlichkeit Napoleons stark am Genius seines Volkes versündigt. Hier aber hat er — abgesehen von

einigen konventionellen Höflichkeiten, die im Zuſammenhange des Ganzen noch dazu wie Ironie wirken — dem Dämon des romaniſchen Egoismus gegenüber die Würde des Deutſchtums im Sinne edler Menſchlichkeit mit echtem Stolz, ja mit einer gewiſſen Schroffheit vertreten. Das wollen wir dankbar erkennen und uns deſſen von Herzen freuen.

So viel über Goethe! In die edle Seele Napoleons aber giebt folgendes Stück aus den Memoiren einen Einblick. Napoleon hatte den Direktor der Comédie française, Dazincourt, zu ſich befohlen, um ihm ſelbſt die Weiſungen für Erfurt zu geben. Talleyrand verzeichnete bei dieſer Gelegenheit folgendes Geſpräch:

„Wiſſen Sie, Dazincourt, daß ich nach Erfurt gehe? — Ja, Sire. — Ich möchte, daß die Comédie française auch hingeht. — Soll ſie dort Komödien oder Tragödien aufführen? — Ich will nur Tragödien haben, denn unſere Komödien nützen mir nichts; ſobald man über den Rhein geht, werden ſie nicht mehr verſtanden. — Eure Majeſtät wünſchen jedenfalls ein hübſches Schauſpiel. — Ja, unſere beſten Stücke. — Sire, da könnte man „Athalie“ geben. — „Athalie“? Gehen Sie doch! Sie begreifen mich nicht! Gehe ich denn nach Erfurt, um dieſen Deutſchen einen Joas in den Kopf zu ſetzen? „Athalie“! Was das dumm iſt! Lieber Dazincourt, genug davon! Benachrichtigen Sie Ihre beſten tragiſchen Schauſpieler, daß ſie nach Erfurt gehen ſollen; den Tag der Abreiſe und die Stücke werde ich beſtimmen. Gehen Sie! . . . Was die alten Leute borniert ſind! „Athalie“! Es iſt wahr, es iſt mein Fehler; was brauchte ich ſie zu fragen? Ich brauche niemand zu fragen! Wenn er mir wenigſtens „Cinna“ genannt hätte! Da kommen Staatsaktionen vor, dann eine Szene des Edelmuts, was immer gut iſt. Ich kann faſt den ganzen „Cinna“ auswendig. Sagen Sie, Rémuſat, heißt es nicht im „Cinna“: „Alle dieſe Staatsverbrechen, für eine Krone begangen, wird der Himmel uns verzeihen, wenn er uns die Krone verleiht!“ Rémuſat beſtätigte, daß die Worte aus „Cinna“ ſeien, worauf Napoleon fortfuhr: „Wie heißt es nur weiter? Holen Sie den Corneille! — Sire, es iſt nicht nötig; ich kann die Stelle auswendig. Es heißt weiter: „Und an jener heiligen Stelle, wohin der Himmel ihn ſetzte, wird das Vergangene gerecht und alles Zukünftige erlaubt. Wer dahin gelangen kann, der kann nicht ſchuldig ſein; was er auch that oder thue, er iſt unverletzlich!“ — Vortrefflich! Ausgezeichnet, namentlich für die Deutſchen, die immer an alten Ideen hängen und jetzt noch vom Tode des Herzogs von Enghien reden! Man muß ihre Moral erweitern. Ich ſage dies nicht für den Kaiſer Alexander, denn um ſolche Dinge kümmert ſich ein Ruſſe nicht; ſondern das iſt gut für Menſchen mit melancholiſchen Ideen, von denen Deutſchland voll

ist. Man wird also „Cinna" geben; das ist das Stück für den ersten Tag. Rémusat, sehen Sie zu, was man an den anderen Tagen geben könnte und berichten Sie mir darüber. — Sire, wollen Ew. Majestät, daß einige Schauspieler in Paris bleiben? — Ja, Stellvertreter. Was gut ist, nimmt man mit. Besser zu viel als zu wenig."

Unser Dichteralbum.

Naturspiel.

„Mir gefällt mein Leben nicht" —
Traurig ein Prinzeßlein spricht
Und weint ins Tüchlein von Seiden:
„Ich wünsche oft — Gott verzeih' mir die Sünd'! —
„O wär' ich doch nur ein Bürgerskind!"

„Mir gefällt mein Leben nicht" —
Traurig ein Bürgermägdlein spricht
Und weint ins Tüchlein von Linnen:
„Ich wünsche oft — Gott verzeih' mir die Sünd'! —
„O wär' ich doch nur ein Königskind!"

* * *

Der Fräulein Begehr erklärt sich so:
Der König von China, Nanking-Po,
Ein bürgerlich Mädel besiegte;
Zur selben Stunde aber war
Bei seinem Weib ein Proletar,
Mit dem sie sich vergnügte . . .
Die Mägdlein, lieblich und gesund,
Erwuchsen aus jener Schäferstund'. —

München. Lorenz Kroidl.

Unser Geist.

Unser Geist ist uns voran geflogen,
Bis in die fernste Ewigkeit;
Er hat das Zauberland durchzogen:
Unendlichkeit.

Er konnt' der Erde Bahn ergründen,
Als er empor zum Licht sich schwang;
Er konnte donnernd uns verkünden:
Weltuntergang.

Doch wie er herrlich auch errungen,
Was in Aeonen werden mag;
Sein Schicksal hat er nie bezwungen:
Vom nächsten Tag.

Wien. Felix Salten.

Fin de siècle.

Zur Neige geht unſer Jahrhundert,
Umtoſt von lautem Geſchrei,
Als ob zugleich auch das Ende
Der Welt gekommen ſei.

Die Eltern waren kränklich,
Die unſer Jahrhundert gezeugt,
Sein Vater war philoſophiſch,
Seine Mutter dogmatiſch geaicht.

Der Vater ſchwärmte für Rouſſeau,
Natur als Erziehungsnorm,
Die Mutter pries wahren Glauben,
Jedoch in erſtarrter Form.

Als dann unſer Kindlein geboren,
Hat's traurige Jugend verlebt,
In traurigen Jünglingsjahren
Armſelige Ziele erſtrebt.

Doch wie es zum Manne geworden,
Hat's endlich ſich aufgerafft,
Mit echt teutoniſchen Fäuſten
Sich Ruhm und Anſeh'n verſchafft.

Und jetzt? Verlebt ſind die Züge,
Die Glieder zittern ſchon,
Es winſelt, Betſchweſter und Hure
In einer einzigen Perſon.

Es droht ganz kindiſch zu werden,
Kriecht ſchon auf allen Vieren
Und will an feilen Brüſten
Den „Weltſchmerz" auskurieren.

Hinweg von der ekelen Leiche,
Ihr Ritter von ſtarkem Geiſt,
Es gilt den höchſten Pflichten,
Die Zeit in Wehen kreiſt.

Hinweg mit dem Jammern und Plärren,
Es gilt ein ganzes Herz,
Hinweg von dem cyniſchen Lachen,
Dem lendenlahmen Schmerz.

Steht feſt, mit nüchternen Blicken
Im Tammel weit und breit
Und bahnt mit nüchternen Worten
Den Weg der neuen Zeit.

Und kränkelten auch die Eltern
An Weltſchmerz und anderem Weh,
So ſchafft durch geſunde Thaten
Dem Kind ein geſundes Milieu.

Marburg a. L. H. Fiſcher.

Im Bann der Sünde.

Dem Tage Fluch, wo eine ſündige Hand
Mir dunkle Roſen um die Stirne wand!
Der heiße Duft, der aus den Blüten quoll,
Die Rede, die von weicher Lippe ſcholl,
Das Leuchten eines nachtumflorten Blicks:
Das traf mich, wie das Beil des Mißgeſchicks.

Nicht ſinn' ich mehr geweihten Tränen nach ...
Des Buſens Sehnſucht ſchwieg und ſtarb gemach.
Ihr Grabgeläut' iſt wilder Becherklang,
Ihr Totenlied ein wüſter Weingeſang,
Der Nachts in meerumbrauſter Schenke dröhnt,
Dieweil der Sturmwind klagend faucht und ſtöhnt.

Wie Seufzen klingt und ſchallt es mir im Ohr
Um all das Glück, das meine Bruſt verlor.
O toter Klang, du flatterſt in der Luft,
Wie Geiſtertanz um eine Heldengruft!
Vergebens lockſt du mich zu Pflicht und Lehn ...
Mich heiſcht die Sünde, laß den Sünder gehn!

Hamburg. Bruno Salmer.

Sinnſprüche.

Trоſtloſes Träumen,
Mutloſes Säumen
Iſt ſichres Verderben
Und langſames Sterben!

Vorwärts nur ſchauen,
Sich ſelber vertrauen:
Kämpfen und Streben
Iſt Atmen und Leben!

Hat man den Mut und redet wahr,
So ſagt die Welt: wie unmanierlich,
Und findet voll Entſetzen gar
Natur noch ſchließlich — unnatürlich!

Straßburg i. E. Marie Jerſchke.

Γλαυκῶπις Ἀθήνη
Und meine Lene.

Trotz gräßlichen Schulſtaubs und Schulfuchſerei
Las gern den Homer ich und freute dabei
Mich ſtets aufs neue, kam jene
Begrüßung *γλαυκῶπις Ἀθήνη*.

Dann dachte ich Dein, die mir Wonne und Glück,
Las zwiſchen den Zeilen von Deinem Blick,
Von blauen Augen, o Lene —
So ſchön wie *γλαυκῶπις Ἀθήνη*.

Und wenn Dir die Winde im Haare geſpielt,
Hab' ſtets mit Entzücken nach Dir ich geſchielt,
Dich ſchmücket lichtgoldnere Mähne
Als einſtens *γλαυκῶπις Ἀθήνη*.

Oft zeigteſt Du ſpröde Dich, kalt und geſpreizt,
Dann hab' ich Dich ſcherzend zum Zorne gereizt —
Schön warſt Du, im Auge die Thräne —
So ſchön wie *γλαυκῶπις Ἀθήνη*.

Die Griechen verehrten ein göttliches Weib,
Ich liebe ein Mädchen von herrlichem Leib.
Du biſt jetzt die Schönſte, o Lene! —
Einſt war es *γλαυκῶπις Ἀθήνη*.

Würzburg. Eduard Steidle.

Sterben müſſen . . .

Schlaf umfing mich, und der Traumgott
Trat ans Lager, beugte nieder
Sich mit liebvoll-ernſtem Antlitz,
Beugte ſich zu meinem Haupt;
Küßte leiſe meine Lippen,
Blickte auf zu Himmelsfernen,
Blickte wieder auf den Schläfer;
Seine ſanfte Stimme klang:
„Rätſelvolle, weſenloſe,
Ewige Naturgewalten!
Senkt euch, ſenkt euch, wache Geiſter,
In das ſtille Herz des Schläfers,
Daß es poch' mit laut'rem Schlage,
Daß der heiße Atem fliege
Aus dem Munde, der jetzt lächelt,
Und die Wimper, nun geſchloſſen,
Nicht dem Lauf der Thräne wehre.
Schwach iſt und im Sturm gebrechlich
Dies Geſchlecht der ſtolzen Menſchen.
Wohl bedarf's der zukunftsſchweren
Ahnungen der düſt'ren Träume,
Die in heilſam-unheilvollen
Nächten es mit Qualen ſtärken.
Herrſchend in dem Reich der Träume,
Bin ich Freund den ſtolzen Menſchen,
Die ſich meinem Szepter beugen
Und, erfüllt von Traumgedanken,
Treu nach gold'nen Zielen jagen.
Vor Enttäuſchung ſie zu ſchützen,
Vor Verzweiflung ſie zu wahren,
Mahn' ich ſie mit ernſter Deutung. —
Senkt euch, ſenkt euch, rätſelvolle,
Ewige Naturgewalten,
Auf dies ſchlafbefang'ne Haupt!"

Er verſchwand. — Vor meiner Seele
Plötzlich, nie, nie noch geahnt,
Stand — der Tod. Nicht wie der Grieche
Ihn geſehn, der Schönheitspriester,
Als den holden, ſanften Genius
Mit der umgekehrten Fackel.
Nein, das Schreckgeſpenſt der Chriſten,
Das entfleiſchte, fürchterliche,
Stand vor mir. Ich fühlte ſchaudernd
Dieſes Lebens holde Wärme
Fliehn aus meinen jungen Gliedern;
Tief im Herzen traf ein Hauch mich,
Kalt, ach eiskalt ſondergleichen!
Des Gehirnes Feuerlohe
Schien zu löſchen; ſtumpf, verödet,
Wollt' es Eines nur begreifen,
Eines, das es nicht konnt' faſſen,
Und die Lippe, ſchreckerzitternd,
Stammelte das eine Wort
Dieſes einzigen Gedankens:
„Sterben müſſen".

Mählig aber
Sammelten ſich meine Sinne,
Neue Lebenswärme ſtrömte
Durch die Adern. Schwer nur lag es
Im Gemüte. Und ich fuhr
Taſtend mit der Hand zum Arme:
„Bin ich's, der ich mich hier greife?
Und wie ſollte, was ich fühle,
Daß es lebt, dereinſt nicht leben?
Dieſes ganze, volle Ich
Sollte modern und zerſtieben?
Fern, auf ewig fern dem Leben,
Ewig nicht ſein — iſt es denkbar?!
Bricht die Welt nicht aus den Angeln,
Stürzt das All nicht mit zuſammen,
Wenn das Ungeheure eintritt
Und ein Menſchenleben auslöcht?
Was kann leben, wenn ich ſterbe?!" —

Sieh'! Da trat ein ander Traumbild
Augenblicklich aus dem Dunkel:
's war ein Weib mit hoher Stirne,
Weiß behaart, doch ungealtert,
Denn im Glanze ihrer Augen
Spiegelte ſich ewige Jugend.
Hochgewachſen, majeſtätiſch,
In der linken Hand den Lorbeer,
In der rechten Hand das Richtſchwert,
Stand ſie. Heiliges Erkennen
Gab der Traumgott meinem Geiſte,
Und ich ſah — die Weltgeſchichte.
Zürnend aber ſprach die Hohe:
„Thörichter! Vermeſſ'ner! — Was denn
Biſt du?!
Eine Sonne ohne Leuchte.
Eine Quelle ohne Waſſer,
Eine Welt, doch ohne Leben;
Denn dein Leben iſt vergänglich,

Nur der Tod, der Tod iſt ewig.
Du biſt Nichts und nichts, als Nichts.
Wähnſt an dich das All gekettet?
Glaubſt, es ſtürz' mit Dir im Sturze?
Stirb getroſt! Es bleibt doch Frühling,
Und die Menſchen werden leben,
Keine Lücke bleibt im Weltbau:
Stirb getroſt und ſei verſchollen!
Millionen waren lebend,
Millionen ſind geſtorben:
Stirb getroſt, Du armer Erdſohn!"

Dieſe Worte kaum geſprochen,
War vorüber die Erſcheinung.
Tiefer drückte ich mein Antlitz
Nun ins Kiſſen und ich klagte:
„Was du ſprachſt, ich muß es denken,
Überzeugungsklar begreif' ich's;
Aber weh'! es ſträubt das Herz ſich,
Das Gedachte zu empfinden.
Dränge der Gedanke haltlos
Bis ans Herz, es würde nicht mehr
Schlagen. Hilflos bin ich, hilflos!"

Mitleid faßte nun den Traumgott,
Und er wollte Troſt mir ſpenden.
Durch das finſtre Schlafgemach
Zog ein unſagbarer Duft;
Roſen können und Reſeden
Nicht ſo wunderlieblich duften.
Und ein Schimmer lag im Raume, —
Süßer noch wie Mondeshelle.
Zaub'riſch klangen ſanfte Töne,
Töne, fremd und höhern Reizes,
An mein Ohr: Ich ſchlief und ſchwelgte!
Da, umfloſſen ganz von Düften,
Schwebte nieder eine Jungfrau
Von den hohen, freien Wolken;
Eine Jungfrau, ſchön wie keine
Sonſt ich ſah: ein ſtiller Glanz
Spielte um die zarten Glieder,
Süße Reinheit, Herzensgüte
Lag in ihren ſel'gen Zügen.
Wer dies Frauenbild erblickt,
Der muß weinen, tief ergriffen
Von der namenloſen Schönheit,
Weinen muß er und muß glauben,
Weinen muß er und muß hoffen,
Weinen muß er und muß lieben!

Zu mir ſprach das heil'ge Weſen:
„Sterben ſollſt Du nicht, Erlöſter!
Komm, ich führe dich ins Leben,
In das beſſ're — jenſeits, jenſeits!" —

Wunderliches Spiel des Schlafes!
Als mich ſchwarze Träume faßten,
Träumte ich in tauſend Qualen,
Litt, was nur ein Wacher leidet
In des Traumgotts Eiſennetzen;
Jetzt, da mich das Glück umſtrömte,
Ward ich plötzlich mir bewußt,
Daß ich träume, und erbittert
Sah ich dieſes Traums Betrug:
„Willſt Du, Traumgott, mich berücken?
Töde, Töde erſt mein Denken,
Deinem Spiel iſt es zu wachſam!
Laſſ' uns ſcheiden, holdes Traumbild,
Ewigſchönes: Religion! —"
Und im Nu verſchwand die Jungfrau.

Um die Seel war's wieder finſter.
Dort im Dunklen ſtand, wie ehdem,
Das entſetzliche Gerippe.
Lange ſtarrt' ich auf das Schrecknis,
Und im Ohre klang's beſtändig:
„Sterben müſſen! Sterben müſſen!"
Antwort gab mir eine Stimme:
„Sieh! Ich fürchte nicht das Sterben."
Ich erſchrak vor ſolcher Kühnheit;
Staunend ſuchten meine Blicke
Nach dem heldenmüt'gen Sprecher.
In der Stube Eck' gekauert,
Saß er, ſchon gebeugt vom Alter.

„Sprich, wer biſt Du, mut'ger Alter?"
„Schwer iſt's," gab der Greis die Antwort,
„Dir, o Frager, zu genügen.
Was ich bin? — Wer kann das Rätſel
Löſen? Wer kann es erklären,
Was wir ſind? — Ein Nichts und Alles.
Nichts, ſo glaub' ich, wenn ſich Jeder
Nur erkennt als eig'nes Ich.
Denn der Einzle muß verweſen,
Kurz iſt ſeines Lebens Dauer,
Und der Größte des Jahrhunderts
Iſt nicht größer wie der Kleinſte;
Auch die Namen müſſen ſterben,
Und der Ruhm iſt ein Phantom.

Alles aber ſind wir Menſchen,
Wenn wir uns als Ganzes fühlen,
Engverbrüdert durch die Zeiten,
Engverwandt durch alle Räume,
Alle Glieder einer Kette,
Sproſſen einer großen Leiter,
Steigend zu des Lichtes Höhn.
Keiner ſtirbt, der ſich entäußert
Seines Ichs. Er lebt im Ganzen."

Und der Philoſoph erhob ſich,
Schritt zur Thüre. Freundlich lächelnd
Sprach im Gehn er noch die Worte:
„Wie du ſchwankeſt! Wie du grübelſt!
Was wird's helfen? Du mußt ſterben."

„Bleib'!" ſo rief ich, „ſag' mir mehr,
Daß ich mich daran gewöhne
Und mich zu verlieren lerne —"

„Nicht verlierſt Du, was nicht Dein iſt.
Lebe wohl!"

Der Greis verließ mich.
In mich ſelbſt war ich verſunken:
„Hab ich Kraft, mich loszuſagen
Von dem Ich, für das ich lebe,
Und dies Leben, dies mein Alles,
Hinzugeben für die Menſchheit?
Hinzugeben Ruhm und Ehre?
Oder log der Greis, und ewig
Lebt die Spur des Thatgewalt'gen?
Was iſt Tugend! Was iſt Ehre!
Soll ich ſterben für die Tugend!
Auch ein Nero iſt unſterblich . . .
Iſt er's? Lockt dich ſolch ein Leben?
Aber ſterben! 's iſt undenkbar!
Gieb Heroſtratos, die Fackel,
Und ich zünde einen Tempel . . .
Weh'! dann ſterb' ich zwiefach, dreifach,
Denn, was leben bleibt, iſt Scheuſal,
Bin nicht ich, iſt die Vereinung
Meines Ichs, des ſchon geſtorb'nen,
Iſt die Schande, die lebend'ge . . .
Halt! Wer naht? O ſchrecklich! ſchrecklich!
Weiche, gräuliche Erſcheinung . . ."

Doch es blieb.

An meinem Lager
Stand der wegesmüde Wand'rer,
Waller ohne Ziel und Ende;
Grau, verworren Bart und Haare,
Tiefermattet ſeine Glieder,
Sehnſuchtbrennend ſeine Augen,
Heißer Schmerz in jeder Miene,
Glich er einer böſen Ahnung,
Mehr dem Schatten, als dem Weſen:
Ahasver, der ewige Jude.
Wenig Silben ſprach der Müde,
Doch aus jedem Laute gähnte
Mich ein Abgrund an, wie keinen
Je des Menſchen tiefſtes Sinnen
Sich ermißt, begreift, noch ahnt.
Dröhnend, lähmend klang die Stimme,
Wie der Hauch des Urwelt-Chaos,
Wie der Hauch des Grenzenloſen,
Aber friedlos, markerſchütternd.
Alſo ſprach der ewige Jude:

„Willſt Du ſein wie Ahasver?"

Und es traf ſolch' maßlos Elend,
Solch ein endlos tiefer Jammer
Mich aus ſeinem hoffnungsloſen,
Ewig hoffnungsloſen Auge,
Daß ich, kaum der Stimme mächtig,
Heulte, kreiſchte vor Entſetzen:
„Nein, Verdammter! Maßlos, endlos
Iſt der Wahnſinn — ich will ſterben!"

Und das Siegel war gefunden
Und die Geiſterwelt gebannt.
Aus des Traumes wachem Spiegel
Lachte wieder mir das Leben.
Ich begriff des Daſeinswillens
Zweck und rechtliche Begrenzung,
Und, ſchon nahe dem Erwachen,
Sprach ich noch im Traum die Worte:
„Zwiſchen Ewig-ſein und-nichtſein
Blüht die Maienblüte Leben,
Wächſt die Dornenſtaude Leben.
Haſche nach der Maienblüte,
Fliehe vor der Dornenſtaude,
Denke nicht an Ewigkeiten
Und verneine deines Wunſches
Abgeſchmackte Überhebung!

Dann haſt Du den Mut zu leben
Und, des Lebens Zweck erfüllend,
Findeſt Du den Mut zu ſterben!"

Lächelnd neigte ſich der Traumgott
Über den geheilten Schläfer:
„Wie Du bitteſt, armer Schwärmer!
Der Geneſung voll, erwache!"

Traumgott ſchwand, und ich erwachte.

Wien. Hermann Kienzl.

Servus.

Biographiſches Kapriccio von Hermann Bahr.

(Berlin.)

Kennen Sie Linz, mein Freund — Linz an der Donau? Und dann will man aber über mich reden, will mich verſtehen und ſchmeichelt ſich mit dem vermeſſenen Wahn, meine Art zu erfaſſen! Leichtfertig, frivol und ohne Scham iſt ſolche Kritik — außerhalb Linz an der Donau.

Das war mein erſtes Kunſtſtück: daß ich mich entſchloß, in Linz geboren zu werden — in Linz an der Donau. Es giebt bloß einen einzigen Kollegen, der die gleiche Unerſchrockenheit bewieſen hat: das war Herr Kürnberger, der das Lied von den Nibelungen ſang, in einem Wirtshaus hinter dem Freinberg, wo es auch heute noch ſehr gute „Strauben" hat. Die Linzer halten darum von ihm ſehr viel, trotzdem es freilich nicht ganz ſicher iſt mit ihm. Mit mir hingegen iſt es ganz ſicher; aber von mir halten ſie wieder nicht ſo viel. So unverſtändig und wenig logiſch iſt oft der Menſchen Sinn.

Meine Geburt iſt vorderhand das bemerkenswerteſte, das ſich mit mir zugetragen hat. Seitdem geht es entſchieden fortwährend bergab. Arm an Abenteuern iſt mein Leben und langweilig wie ein realiſtiſcher Roman — ich wünſchte, es käme endlich einmal ein konfiszierliches Kapitel.

Gymnaſium, erſt in Linz, dann in Salzburg — flau und fade. Univerſität — flott und feſch. Burſchenſchafter mit Leib und Seele — das war noch ſo ziemlich das geſcheiteſte, was ich mein Lebtag gethan, und oft ſehne ich mich nach der hellen Waffenfreude zurück. In Wien relegiert und ſonſt allerhand Händel in Graz, Czernowitz, Berlin. Und auf einmal der große ſozialiſtiſche Duſel, als ob gerade die Arbeiter weniger Geſindel wären, als es ſchon einmal unter den Menſchen Brauch und Herkommen iſt, und als ob die Welt gerade nur auf mich gewartet hätte, um von allem Übel erlöſt zu werden — zwei Jahre habe ich mit den marxiſtiſchen Auguren

vergaſpelt, bis ich ſie erkannte. Dann Soldat — da war ich mit ganzem Herzen dabei: es iſt doch das herrlichſte Handwerk. Und Paris.

Paris. Paris. Milliardenmale müßte ich es ſchreiben, um mein Gefühl auszudrücken. Da bin ich zum Menſchen erwacht. Da iſt der Künſtler in mir auferſtanden. Da habe ich das Glück erlebt. Meine ſchlanke, blaſſe Nini! die einzige, die ich lieben durfte, immer noch liebe, ohne ſie verachten zu müſſen. Wenn ich vielleicht was kann, und was ich noch jemals werde, das alles verdanke ich Paris.

Und wieder weiter, in luſtigem globe-trot: die Loire hinab, die Gascogne entlang, die Pyrenäen hinauf, ins Spaniſche, Marokkaniſche, Algieriſche, und durch den ſeligen Garten der ſchimmernden Provence. Und wieder Paris. Und dann habe ich eine raffinierte Dummheit gemacht: wie Victor Hugoſche Helden vom Thron aufs Schafott, um des romantiſchen Kontraſtes willen, ſo bin ich aus der höchſten Kultur in die tiefſte Barbarei geſprungen. Nach Berlin. Reden wir lieber nicht davon.

Beſondere Kennzeichen: ſehr eitel, ſehr faul und ziemlich frech. Und niemals habe ich ein Weib einen Augenblick begehrt, ohne ſie im nächſten zu beſitzen. Das iſt auch zu berückſichtigen.

Noch etwas. Auf meinem Tiſche liegt ein Buch, alt, vergriffen und zerleſen. Das darf nimmermehr von mir weichen. Das iſt mir das Buch der Bücher. Alle anderen könnte ich entbehren. Es heißt: Rouge et Noir. Darin ſteht ein Satz, der wird auch einmal auf meinem Grabe ſtehen. Das iſt mein Wunſch. Der Satz lautet: „Il ne pouvait plaire, il était trop different“.

Servus!

P. S. Sie brauchen das ja aber nicht alles zu glauben, was ich Ihnen da erzählt habe.

Realiſtiſches aus dem Schulleben.

Von einem Lehrer in Schleſien.

Gegen 4000 deutſche Lehrer haben den edlen Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, den großen Pädagogen Dr. Dittes aus Wien, am 8. deutſchen Lehrertage in Berlin jubelnd begrüßt. Die große Mehrheit dieſer 4000 hat wohl auch mit Begeiſterung den Worten des freimütigen Redners gelauſcht, und es wird ſich hoffentlich niemand den Hochgenuß dadurch ver-

kümmern lassen, daß Stöcker die Rede des Dr. Dittes als eine Schmach bezeichnete. Dieser eifrige „Protestant" mag sich übrigens trösten, denn nicht zu viele der deutschen Lehrer, kaum 25%, stehen auf dem erleuchteten — nach Stöcker gottlosen — Standpunkte eines Dittes. Die übrigen 75% sind zum großen Teil froh, daß sie sich über religiöse, wie über andere wichtige Lebensfragen keine eigene Meinung zu bilden brauchen. Sie sind ihrem alten Kinderglauben treu geblieben, besitzen auch darob einen gewaltigen Stolz, aber eben keine Spur von Selbständigkeit in den wichtigsten geistigen Dingen. — Dittes aber hat entschieden recht, wenn er unsre Schulreligion, wie sie unter der Aufsicht der Kirche gepflegt wird, geist- und gemütlos nennt, wenn er diesem „Mechanismus" den sittlich bildenden Wert abspricht. Die eigentliche Bedeutung dieser Religion erkennt man deutlich, wenn man sich das Verhalten derer ansieht, welche nach achtjährigem Genusse des Religionsunterrichts die Schule verlassen haben. Ist es nicht eine offenkundige Thatsache, von der Geistlichkeit viel und laut beklagt, daß erwachsene Christen, besonders evangelische, ihrer Kirche kalt und gleichgültig gegenüberstehen?

Junge Burschen, die nach Beendigung ihrer Schulzeit in die Lehre treten, gehen höchstens, vom Meister gezwungen, selten aus eigenem Antriebe in die Kirche. Sie betrachten das, was sie in der Religionsstunde gehört und gelernt haben, als überwundenen Standpunkt. Wenn nun durch eine achtjährige Religionsarbeit keine sichtbare Wirkung auf das ganze Geistesleben des Kindes ausgeübt worden ist; wenn diese Religion keine dauernde Anziehungskraft auf das Gemüt der Jugend auszuüben vermochte: dann muß dieser Unterricht etwas Mangelhaftes oder Verkehrtes an sich haben, und die Kirche, welche die Religion formt und den Religionsunterricht bewacht, hat sich die Gleichgültigkeit der erwachsenen Christen selbst zuzuschreiben. Diese Thatsachen sprechen für Dittes. Ich darf seinen Äußerungen, welche seinerzeit verschiedene Lehrerzeitungen in allgemeiner Weise brachten, umsomehr zustimmen, da ich selbst als Religionslehrer Erfahrungen gesammelt habe. Wer Schüler, welche das 14. Lebensjahr überschritten haben und „konfirmiert" sind, weiter zu unterrichten hat, der kann sich leicht ein Urteil bilden über den erziehlichen Wert, welcher unsrer heutigen Religionslehre beizumessen ist. Außer einer Menge meist nur mechanisch angelernter Stoffe, Dogmen, Mysterien, ist bei den Schülern, selbst bei begabteren, selten was zu verspüren. Da ist herzlich wenig in Geist und Gemüt lebendig geworden; da fehlt fast überall die klare Erkenntnis dessen, was Christus eigentlich von den Menschen gewollt hat. Man bietet ja auch Kindern schier unbegreifliche Dinge. Da soll der Lehrer Kindern die Drei-

einigkeit Gottes, die Ewigkeit des Gottessohnes, die jungfräuliche Empfängnis der Maria, das Wesen des Teufels u. s. w., erklären; der vorgeschriebene Katechismus verlangt es. Wie aber ist's möglich, und welcher wirkliche Pädagoge kann es? Freilich geht's! Giebt es doch Kinder genug, welche einem schön und sicher sagen können, was Engel und Teufel sind, was Zaubern und Beten heißt u. s. w.; aber wie steht's mit der wirklichen Erkenntnis dessen, was sie hersagen? Wie steht's vor allen Dingen mit dem Bewußtsein der sittlichen Pflichten und deren Erfüllung? Es scheint so, als ob es in der Religion nicht notwendig wäre, das, was man sagt, auch nur einigermaßen zu verstehen, zu begreifen und zu befolgen. Forscht doch einmal genau nach bei den Konfirmierten, und ihr werdet finden, daß ihre Religion nichts ist, als ein Durcheinander unverstandener Glaubenssätze und Mysterien!

Wie gestaltet sich denn überhaupt gegenwärtig das Leben eines Christenkindes in religiöser Beziehung bis zu seinem vierzehnten Jahre?

Die Taufe, welche nach Annahme der „Gläubigen" ein Wunder bewirkt und auch wieder nicht bewirkt, wird an dem Kinde vollzogen, ehe es das geringste Bewußtsein hat. Wie mag dabei auf den Geist des Täuflings eingewirkt werden, auf einen Geist, von dem doch eigentlich noch nichts zu verspüren ist? Nun, die Wirkung ist eine wunderbare; so sagen die „Gläubigen". Wo bleibt denn aber später diese wunderbare Wirkung, oder wie äußert sie sich? Die Lehrer der Unterklasse können Wunderdinge erleben an ihren getauften Christenkindern. Die Theologen geben ja auch zu, daß in der Taufe wiederum kein Wunder geschieht; denn sie fordern ja im 3. Artikel, daß jeder Mensch sich selbst das Heil mit Hilfe des heiligen Geistes erwerben muß. Man braucht nicht gegen die Taufe selbst zu sein; aber gegen den unwürdigen Glaubenszwang, welcher von seiten der evangelischen Kirche auf ihre Glieder, besonders auch auf Lehrer, ausgeübt wird, muß sich jeder echte Protestant auflehnen. Des evangelischen Christen Recht ist die Freiheit des Glaubens und Gewissens; er darf seine klare Vernunft frei schalten und walten lassen, sich durch eifriges Lesen und Lernen des „Evangeliums" seine Glaubensanschauungen selbst bilden. Mag man immerhin weiter taufen! Doch muß man zugeben, daß die Taufe weiter nichts ist, als eine förmliche Handlung, durch welche der Täufling in die Reihe der Christen, evangelischen oder katholischen, eingereiht wird. Die Eltern verpflichten sich eben nur, ihre Kinder zu Jüngern Christi zu erziehen und erziehen zu lassen, und das ist doch kein Wunder.

Übrigens fragt es sich, ob die Resultate der Erziehung bei getauften Kindern besser sind, als bei ungetauften, gesetzt den Fall, daß beide Arten

aus denselben Verhältnissen stammen und bei gleichen Anlagen eine gleiche Erziehung genießen.

Wenn die Kinder in die Schule treten, so ist ihr Denkvermögen noch recht unentwickelt. Trotzdem bietet man diesem schwachen Kindesgeiste die unbegreiflichsten Dinge, Geschichten ꝛc., welche der Erwachsene kaum zu fassen vermag. Die Legende vom Sündenfall mag ja ganz philosophisch sein und dazu poetisch allerliebst klingen; aber sage mir einer, welchen geist- und gemütbildenden Hintergrund hat diese Mär, wörtlich genommen? Was in aller Welt soll einem Kinde die vielgerühmte Geschichte von Abrahams Gehorsam? „Er, der liebende Vater, faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete!" Wie das schon klingt! — so schaurig, gräßlich! Sollten diese Worte aufs Gemüt des Kindes bildend wirken? Heißt das, durch solch eine altjüdische Sage die richtige Vorstellung vom „lieben himmlischen Vater" vorbereiten? Soll aber am Beispiel des Abraham gezeigt werden, wie der Mensch einem höheren Prinzip zuliebe sein Liebstes, ja sich selbst opfert, so gehört die Geschichte, natürlich nicht wörtlich genommen, allenfalls in die Oberklasse. Übrigens liefert uns unsere eigene Religions- und Vaterlandsgeschichte viel bessere Beispiele für die Idee der sittlichen Selbstopferung. Ich erinnere nur an Huß, Savonarola, an Theodor Körner, Winkelried, Hofer, an unser ganzes Volk in den Befreiungskriegen. Von vielen andern, teilweis überflüssigen oder gar schädlichen Geschichten jenes „auserwählten Volkes" will ich nicht erst reden. Eigentümlich ist's nur, daß dies „auserwählte Volk", dem zuliebe Jehovah all die Wunder des alten Testaments gethan hat, doch nichts taugt, wie das neue Testament lehrt, und sogar „Gottes eingeborenen Sohn" kreuzigt. — Den geistig unentwickelten Kindern kann man freilich alle Verkehrtheiten als Wahrheiten, alle Märchen und Wunder als wirkliche Thatsachen erzählen; das Kind glaubt alles, eben weil es nicht selbständig zu denken vermag. Deshalb bemächtigt man sich des kindlichen Gemüts, das so leicht empfänglich ist, um ihm allerlei „Heilswahrheiten", höchst schwer verständliche Dogmen u. s. w. mechanisch aufzudrängen. Die Kinder glauben die Wunder, wie sie die Grimmschen Märchen glauben, wie sie überhaupt ihren natürlichen Autoritäten, den Eltern und Lehrern, alles glauben.

Im Laufe der Jahre aber ändert sich die Sache. Der kindliche Geist entwickelt sich, er wird allgemach selbständiger, und so mancher fähige Knabe kommt schon im 12. Jahre zum Zweifel am Wunder. Er fragt: „Ist's wirklich wahr, daß Christus die 5000 Mann mit fünf Gerstenbroten gespeist hat?" „Hat er thatsächlich mit dem Teufel unterhandelt?" „Giebt's denn überhaupt einen Teufel?"

Solch einem Knaben muß man dann nicht den Mund verbieten oder ihm gar mit Tod und Verdammnis drohen; ſondern man muß der ſuchenden Seele zu Hilfe kommen, ſtatt über Unglauben zu ſchelten; ſonſt tötet man den Geiſt, ſtatt ihn zu lebendigem Erkennen zu erwecken. Dem denkenden Kinde ſagt man, daß es im Chriſtentum überhaupt nicht auf die Wunder und Myſterien, ſondern auf die lebendige Erkenntnis und Erfüllung der ſittlichen Heilslehren ankomme. Die Geſtalt des ſanften Meiſters von Nazareth, der alle Menſchen liebte und ſie glücklich machen wollte, der ſeinen Feinden im Tode verzieh, der aber ſelbſt ein Feind alles Schlechten war, — dieſe Geſtalt des weiſeſten und beſten Menſchen wird in der Vorſtellung des Kindes in viel höherem Lichte erglänzen; ſein ſtrahlendes Vorbild wird viel mehr wirken, als der ganze Kram von Dogmen und Wundern; auch im ſpäteren Leben wird dies Vorbild zur Nachahmung anregen.

Will man aber die Vernunft zur Unvernunft machen, ſo erweckt man Mißtrauen, Widerwillen gegen die ganze Religion, und gerade die fähigen und fähigſten Geiſter wenden ſich mit Abſcheu weg von dem Mechanismus der Kirchenlehren. In Berlin wollen Hunderttauſende aus der Gemeinſchaft der Kirche ſcheiden, und zwar ſagt man, daß dies meiſt Evangeliſche ſeien. Das iſt erklärlich: Die Denkfähigkeit der Evangeliſchen und ihre Denkfreiheit ſind eben nicht in demſelben Grade vernichtet und unterdrückt, wie es bei den Katholiken der Fall iſt. Was evangeliſche Geiſter anbelangt, ſo erinnere ich nur an Leſſing und den Hauptpaſtor Götze, an Fichte, der als Atheiſt aus Jena weichen mußte, an Fr. David Strauß, deſſen Anſtellung die Orthodoxen Württembergs hintertrieben, an ſeinen Freund, den Äſthetiker Viſcher, deſſen Abſetzung jene Orthodoxen bewirken wollten, aber nicht erreichten; ich erinnere endlich an Dieſterweg, welcher der „Frömmigkeit“ der „Frömmſten“ zum Opfer fiel. Freilich Leſſing, Fichte, Strauß, Viſcher, Dieſterweg und wie die Verfolgten und Verfehmten alle heißen, ſie gelten den „Strenggläubigen“ nichts, und ihre ſtrenge Frömmigkeit oder fromme Strenge erforderte es, daß man jene Böſewichter übel umbrachte! — So dachten ja ſchon die geſtrengen Phariſäer zu Chriſti Zeiten, vor denen Chriſtus Markus 12, 38 ſo eindringlich warnt.

Ja, es ſchwindet die Macht, das Anſehen der Kirche, und man bietet alles auf, um die ſchwankende Autorität zu ſtützen und aufrecht zu erhalten. Eine ſtrengere Kirchenzucht, der katholiſchen ähnlich, ſoll die evangeliſchen Geiſter zwingen. Aber alle Anſtrengungen, welche doch nur auf Äußerlichkeiten hinauslaufen, nützen nichts, weil die Menge der Evangeliſchen über Äußerlichkeiten erhaben iſt. Es müßte ſich alſo das innere Weſen der Kirche, alſo auch der Schulreligion ändern; es muß das lebendige Chriſten-

tum an Stelle unverſtandener Dogmen treten, und das Chriſtentum ſelbſt mit ſeinen ewigen Grundwahrheiten würde vor dem Verderben bewahrt. Kirchliche Einrichtungen, Glaubensſätze, auf Konzilen, Synoden feſtgeſtellt, ſind Zufälligkeiten und deshalb der Vergänglichkeit unterworfen. Das Zauber- und Hexenweſen, welches wir heut als wahnwitzige Ausgeburt des menſchlichen Geiſtes bezeichnen, galt noch vor einigen Jahrhunderten als heilige Glaubensſache, an der zu zweifeln ein großes Verbrechen war, das mit Folter und Scheiterhaufen geahndet wurde. — Luther ſelbſt hat ja an Hexen geglaubt, und Kinder mit Kröpfen galten ihm als Hexenbrut, die man ungeſtraft in den Teich werfen durfte. — Wohl nie hat der Aberglaube, welchen man für ein wichtiges Erziehungsmittel hält, ſolch entſetzliche Grauſamkeit, ſolchen verruchten Verfolgungswahnſinn erzeugt, als in der Religion der „Liebe“, deren liebevolle Prieſter ihren gequälten Opfern beim Foltern das Bild des Heilandes vor Augen hielten, um ſie zu ſeiner Lehre von der Liebe zu bekehren. Entrüſtung, Ekel und Abſcheu muß jeden Menſchen erfüllen, wenn er in der Kulturgeſchichte das Weſen jener Zeit und ihrer chriſtlichen Prieſter kennen lernt. So ſchlimm wie damals kann's jetzt einem freien Geiſte nicht mehr ergehn, denn die franzöſiſche Revolution, die befreite Wiſſenſchaft, unſre Denker und Dichter haben die Völker ein gutes Stück weiter geſchoben. Dennoch ſind Männer wie Strauß, Viſcher, Dieſterweg verfolgt worden, und heute ſieht's in Beziehung auf Religionsfreiheit eigentlich faſt ſchlimmer aus, als in den dreißiger und vierziger Jahren. Es wundert ſich darüber niemand, der z. B. den Religionsunterricht im Seminar kennt. In der Mitte der ſiebziger Jahre, als ſchon längſt die allgemeinen Beſtimmungen in Kraft waren, belehrte uns der Seminardirektor, ein ſehr frommer Theologe, auf folgende Weiſe, z. B. über den Teufel: „Der Teufel iſt der erſte von Gott abgefallene Engel.“ Warum dieſer gut und vollkommen erſchaffene Engel abgefallen iſt, warum der Allmächtige dies nicht verhindert hat u. ſ. w., das ſagte der Lehrer nicht. Oder das Zaubern: „Zaubern heißt, mit Hilfe des Teufels oder geheimen Naturkräften Thaten vollbringen, welche den Wundern gottesfürchtiger Männer ähnlich ſind.“ Oder die jungfräuliche Empfängnis der Maria: „Durch wunderbare Einwirkung des heiligen Geiſtes iſt Maria ohne Zuthun eines Mannes Mutter des Heilandes geworden.“ In ſtundenlanger Unterweiſung verſuchte der Lehrer, ſeinen Schülern die Ewigkeit des Gottesſohnes klar zu machen; aber es verſtand ihn auch nicht ein einziger. Nur gedächtnismäßig lernte ſich der oder jener die Sätze der ſogenannten Erklärungen auswendig. Darauf liefen alle die „gediegenen“, langwierigen Katechiſationen hinaus.

Das eigene Denken wurde dadurch nicht nur nicht gefördert, ſondern

unterdrückt. Kein Wunder, wenn Lehrer, deren religiöse Bildung selbst nur ein Mechanismus ist, auch nicht imstande sind, Tote zu erwecken, Geist und Gemüt wirklich zu beleben und zu bilden. Viele Lehrer werden dies nicht zugeben, weil sie ihren eigenen Zustand nicht kennen. Sie sind aber desto mehr für sich und ihre tiefe Bildung eingenommen und beweisen sich gewöhnlich als höchst unduldsame Menschen. Andre ahnen und fühlen die Öde des vorgeschriebenen Religionsunterrichts; aber sie fürchten den freien Gedanken und kommen deshalb nie zu klaren, selbständigen Urteilen. Dies ist ja vielleicht auch nicht nötig, da „andre" für den Lehrer denken. Nur darf man dann nicht Zumutungen an ihn stellen, wie dies in neuester Zeit geschieht. Nachdem man alles aufgeboten hat, den Lehrer vor eignen Anschauungen in Religion, Litteratur, Politik zu „bewahren"; nachdem man ihm begreiflich gemacht hat, daß die Freiheit in den wichtigsten Lebensfragen ihm nicht gebühre, stellt man ihn in den Kampf gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie. Von 100 Lehrern — die in großen Städten ausgenommen — weiß kaum einer, was die verruchte Sozialdemokratie ist, welche Ziele und Bestrebungen sie hat und was von diesen Bestrebungen anzuerkennen, was zu bekämpfen ist. Die meisten haben noch keinen Sozialdemokraten gesehen, geschweige sozialdemokratische Schriften gelesen oder Versammlungen besucht. Dies hätte ja einen gar schlimmen Verdacht erregt.

Prinz Schönaich-Carolath hat in seiner unvergleichlich schönen und geistreichen Rede den Weg gezeigt, wie man die Sozialdemokratie, unter denen es viele „Idealisten" gebe, wirksam zu bekämpfen habe. Auch der Lehrer muß sich an geeigneter Stelle gründlichen Aufschluß über das Wesen der Sozialdemokratie zu verschaffen suchen. Vor allem muß ihm mehr Freiheit gewährt werden, denn nur in der Freiheit ist Klarheit und Selbständigkeit des Urteils möglich. Vorläufig wird er von allen Seiten, im Dorfe vom Schulzen, Geistlichen, Rittergutsbesitzer ꝛc. argwöhnisch bewacht und verfolgt, wenn er nicht will, wie jene wollen. Man hat Beispiele davon. Ohne Freiheit und deshalb ohne Selbständigkeit und Klarheit in religiösen und politschen Dingen muß der Lehrer im Kampfe gegen die Sozialdemokratie die Gestalt des Ritters Don Quixote abgeben. Weil man das fühlt, bewegt man sich bezüglich des Themas, welches die Regierungen für die General-Lehrer-Konferenzen gestellt haben, eigentlich nur in Redensarten.

Bei einer dieser Konferenzen hat ein Rektor das große Wort gelassen ausgesprochen, daß das eigentliche Wesen eines Sozialdemokraten Unwissenheit und Bosheit sei. Derselbe Rektor aber hat auch über Goethe ganz wegwerfend geurteilt, weil ihm derselbe nicht sittlich genug gelebt habe. Dies hängt eben mit der Vorbildung auf dem Seminar zusammen, wo man die

Dichter und Denker nach dem Maßſtabe des Katechismus beurteilt, und da ſind Goethe, Leſſing ꝛc. Atheiſten und Heine ein ausgeſprochener Lump. In irgend einer Schwarte ſteht's, und der Lehrer der Litteratur ſagt's. Von den Werken der Dichter ſelbſt haben die meiſten keine Ahnung. Bei einer zahlreich beſuchten Lehrerverſammlung ſtellte ſich's heraus, daß auch nicht ein einziger von den damals Anweſenden den Heine geleſen, und nur einer konnte bei einer ſpäteren Verſammlung von ſich ſagen, daß er einmal Goethes Wahlverwandtſchaft oberflächlich geleſen habe. Aber jenes Urteil über die beiden Dichter ſaß bei faſt allen feſt. Die meiſten Lehrer kümmern ſich eben nach Vollendung ihrer Studien wenig und garnicht um die deutſchen Klaſſiker, und da bleibt's bei den auswendig gelernten Urteilen, ob dieſe richtig oder falſch oder gar eines deutſchen Lehrers unwürdig waren. Die neue und neueſte Litteratur geht nur wenige etwas an. Schreiber dieſer Zeilen hat Lehrer kennen gelernt, welche ſeit ihrem Abgange vom Seminar in 10 bis 15jähriger Amtsthätigkeit ſich nicht ein einziges Litteraturwerk gekauft oder nur geliehen hätten. Jüngere Lehrer aber ſind empfänglich und nehmen an, was man ihnen bietet. Unter dieſen verbreitet ſich ſogar ſchon die Kenntnis der Realiſten; es wird alſo beſſer. Eins wäre not: die weiteſte Verbreitung einer guten Zeitſchrift für Litteratur, wie der „Geſellſchaft". Dieſe regt gewaltig an und ſchafft klare Köpfe. Schreiber dieſer Zeilen hat der genannten Monatsſchrift viel, faſt alles zu verdanken, was er an Litteraturkenntnis, beſonders aus der neuen Litteratur, gewonnen. Auf ſeine Veranlaſſung leſen nun noch mehrere andere Lehrer die „Geſellſchaft" und haben die gleichen Segnungen davon erfahren. Möchte dieſe Schrift in Lehrerkreiſen allgemein bekannt werden!

Sibiriſche Zuſtände.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Als jüngſt der internationale Gefängniskongreß, der ſich mit der Vervollkommnung der Strafrechts- und Gefängniszuſtände befaßte, in der Hauptſtadt des ruſſiſchen Kaiſerſtaates tagte, nahm der franzöſiſche Delegierte Herr Herbette, Chef des franzöſiſchen Gefängnisweſens, das Wort, um in

pathetiſcher Rede und jener emphatiſchen Ausdrucksweiſe, die dem Franzoſen ſo vertraut iſt, die Verdienſte Rußlands auf dem Gebiete des Gefängnisweſens zu feiern. Das Buch des Herrn Kennan über Sibirien*) war bei Eröffnung dieſes Kongreſſes ſchon erſchienen und zweifellos Herrn Herbette ebenſo wie den übrigen Mitgliedern desſelben bekannt; wie mancher der Teilnehmer mag bei den ſchmeichelhaften Worten des franzöſiſchen Delegierten ſich der entſetzlichen Schilderungen erinnert haben, welche der kühne Amerikaner von der Behandlung und dem Leben der nach Sibirien Verbannten entwirft, wie mancher der erſchütternden Tragödien gedacht haben, welche ſich inhaltlich des Kennanſchen Buches unter den Deportierten abſpielen, wie Mancher mag endlich die größte Mühe gehabt haben, ein Lächeln bitterſter Ironie zu unterdrücken, wenn er ſich die Darſtellung Kennans über die Verbannung auf adminiſtrativem Wege vergegenwärtigte und die „humane" Regierung Väterchens aus dem Munde des franzöſiſchen Delegierten preiſen hörte! Das Buch des Herrn Kennan iſt eine geradezu vernichtende Anklage gegen das autokratiſche Regiment in dem Reiche des Czaren, welches in faſt unerhörter Weiſe Humanität und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, welches eine Willkürherrſchaft ſanktioniert, wie ſie ſchlimmer auch in den entartetſten moslemitiſchen Staaten nicht beſteht, welches das Leben und die Geſundheit von Tauſenden und Abertauſenden, von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, Jahraus Jahrein hinopfert. Ein Amerikaniſcher Schriftſteller, welcher mit Kennan nach deſſen Rückkehr aus Sibirien geſprochen hatte, äußerte, er habe ſich mit einem Manne unterredet, der in der Hölle geweſen ſei, und wer das Buch aufmerkſam lieſt, wird nicht umhin können, offen einzugeſtehen, daß dieſer Ausſpruch vollkommen gerechtfertigt iſt; die Zuſtände der Etappengefängniſſe in den ſibiriſchen Städten, in welchen die Verbannten nach tagelangen Märſchen auf der Landſtraße raſten dürfen, ſind wahrlich mit denjenigen zu vergleichen, welche mittelalterliche Dichter von dem Leben der Verdammten entwarfen und das Lasciate ogni speranza voi che entrate, welches der Verfaſſer ſeinem Werke als Motto vorangeſetzt hat, iſt vielleicht auf keine Schilderung mit größerem Rechte angewendet worden wie auf dieſe. In Thumen, einer Stadt Weſtſibiriens, welche als Hauptetappenplatz für die Verbannten dient, befindet ſich ein großes zur Unterkunft derſelben beſtimmtes Gefängnis, das Kennan einer genauen Beſichtigung unterwarf; was er dort ſah, genügt ſchon, um den Stab über eine Regierung zu brechen, die dergleichen, für einen Weſteuro-

*) Sibirien. Von Georg Kennan. Deutſch von E. Kirchner. 9. Aufl. Berlin, 1890.

päer geradezu unglaubliche Zuſtände beſtehen läßt. Die Zellen, in welchen die Verbannten ſich aufhielten, waren furchtbar überfüllt; etwa viermal ſo viel Perſonen als eigentlich für den Raum beſtimmt waren, befanden ſich darin; die Wände waren ſchmutzig, der Fußboden ſchwarz und mit Exkrementen bedeckt — Aborte ſind nämlich in den ſibiriſchen Gefängniſſen ein unbekannter Luxus — in der Mitte derſelben befand ſich die Schlafbank, eine große hölzerne Pritſche, auf welche ſich die Gefangenen ohne Decken, ohne Kiſſen, ohne Tücher ſo nahe aneinander legen müſſen, daß ſie ſich gegenſeitig berühren. Auch im kalten Winter giebt es keine Decken, die Verbannten, welche in Sturm und Regen, mit Ketten an den Füßen die weiten Strecken der ſibiriſchen Heerſtraße durchwandert haben, müſſen ſich in den durchnäßten Kleidern auf die Pritſche legen in einen mit den giftigſten Miasmen durchſetzten Raum, der ihnen nicht einmal die freie Bewegung ihrer Glieder geſtattet. Die Folgen, die hieraus für die Geſundheit entſtehen und entſtehen müſſen, laſſen die offiziellen Berichte über die Sterblichkeit in den Gefängniſſen deutlich erſehen, ein Dorf mit einer gleichgroßen Sterblichkeit wäre binnen Kurzem ausgeſtorben. Der Regierung macht dies wenig Sorgen, der in allen Kulturſtaaten anerkannte Satz, daß die menſchliche Geſundheit das koſtbarſte Kapital iſt, erfreut ſich in Rußland noch nicht der Anerkennung. Die Luft in den Zellen iſt, da für Ventilation abſolut nicht Sorge getragen iſt, unbeſchreiblich ſchlecht, ſie iſt mit den Fieberkeimen aus den Krankenabteilungen, mit der übelriechenden Ausdünſtung kranker Lungen und noch ſchlimmeren Dünſten geſchwängert und ein Menſch, der nicht an ſie gewöhnt iſt, vermag in dieſer giftigen Atmoſphäre überhaupt nicht zu atmen. Noch ſchlimmere Zuſtände fand Kennan in der Krankenabteilung, das Bett der Kranken beſtand aus einer dünnen Matratze oder vielmehr einem grauen Strohſack, einem Kiſſen und einer grauen zerlumpten Decke; Leinentücher und Kiſſenbezüge waren nicht vorhanden und mit Ausnahmen der Typhuskranken lagen die Kranken aller Art durcheinander. „Nie und nirgends," ſchreibt Kennan, „hatte ich ſo bleiche, eingefallene und geiſterhafte Geſichter geſehen wie in den Hoſpitalzellen zu Thumen, die Kranken, Männer wie Frauen, ſchienen nicht nur in hoffnungsloſem Zuſtande, ſondern gebrochenen Herzens. Wie hätte es anders ſein können in dieſem ekelhaften Schmutz, dieſer verpeſteten Atmoſphäre, beim Anblick all' dieſes namenloſen Elendes. Unter den Eingang des Hoſpitals hätte man die Aufſchrift ſetzen müſſen, Ihr, die Ihr eintretet, laßt alle Hoffnung draußen". Dem Gefängnis in Thumen glichen die meiſten anderen Gefängniſſe Sibiriens, doch ſah Kennan in Tomsk eine Gefangenenanſtalt, die Zuſtände aufwies, welche die des erſteren Gefängniſſes noch hinter ſich

ließen. Da die Anſtalt zur Aufnahme der für ſie beſtimmten zahlreichen Verbannten nicht ausreichte, ſo hatte man drei lange niedrige Zelte aus Fichtenbohlen errichtet, die an der Seite mit dünnem Baumwollenzeug beſpannt waren; in denſelben waren ausſchließlich Familien untergebracht. Das erſte derſelben war von einem Graben umgeben, in den aus dem Zelt allerlei Unrat hineinfloß; Fenſter gab es nicht. Hunderte hohläugiger Männer, abgehärmter Frauen und wimmernder Kinder füllten das Innere des Raumes, deſſen Boden mit Schmutz dicht bedeckt war; in den ſchmalen Gängen war allerlei Hausrat aufgeſtellt, feuchte Wäſche hing zum Trocknen, kurz der Raum war ſo überfüllt, daß keine der darin befindlichen Perſonen eine Bewegung machen konnte, ohne jemanden zu berühren. Man denke nur nicht, daß dieſe Frauen, die in dieſer menſchenunwürdigen Stätte hauſen mußten, eines ſchweren Verbrechens ſchuldig und überführt waren, ſie hatten einfach ihre verbannten Männer, Väter oder Brüder in die Verbannung begleitet und dieſen Beweis aufopfernder Liebe lohnt der ruſſiſche Staat mit einer Behandlung, wie ſie in einem Kulturſtaate nicht der verworfenſte Raub- oder Luſtmörder erfährt, den der Souverän zu ewiger Zuchthausſtrafe begnadigt hat. Als Kennan dieſe ſcheußlichen Aufenthaltsorte menſchlicher Weſen beſichtigte, bat einer der Verbannten, ebenfalls kein Verbrecher im eigentlichen Sinne, den Gefängnisdirektor, ihm ein friſches Hemd zu geben, da er ſeit Monaten kein neues erhalten habe. Der Beamte ſchlug die Gewährung der Bitte mit der Bemerkung ab, daß ihm dieſes Bekleidungsſtück erſt zu teil werden könne, wenn er nach ſeinem Verbannungsorte befördert würde, alſo vielleicht in drei Monaten! Dieſer kleine Vorgang wiegt bändereiche Schilderungen über Rußland und die ruſſiſchen Verhältniſſe auf. Die Verbannten in Sibirien ſind bei weitem nicht ausſchließlich Verbrecher, welche durch gerichtliches Urteil zu dieſer Strafe verurteilt wurden, ſondern es ſind zum guten Teile Perſonen, welche durch Verfügung des Miniſters des Innern verbannt werden, weil ſie der Regierung verdächtig ſind, und in dieſer Einrichtung muß die ſchlimmſte Willkürherrſchaft erblickt werden, die jemals beſtanden hat. Ohne Urteil, ohne Verfahren kann jede Perſon in dem Zarenreiche verhaftet und verſchickt werden, den geheimen Denunziationen und der Geltendmachung der niederſten Leidenſchaften iſt Thür und Thor geöffnet. Häufig genug erfährt der Verbannte nicht einmal den Grund, der ihn der Regierung verdächtig erſcheinen läßt, aber auch, wenn er ihn erfährt, iſt er um kein Haar beſſer daran, denn ein Verfahren, das er zum Schutze ſeiner Rechte benutzen könnte, exiſtiert nicht. Es genügt, um eine Perſon als verdächtig erſcheinen zu laſſen, daß ſie mit verdächtigen Perſonen Verkehr hat, mit ihnen korreſpondiert, im Beſitze verbotener Bücher

und Zeitſchriften iſt, und was letzteres bedeuten will, mag der Leſer beurteilen, wenn er ſich daran erinnert, daß ein in jeder Beziehung ſo zahmes und polizeifrommes Buch wie Bodenſtedts Lebenserinnerungen von der ruſſiſchen Polizei verboten iſt. Herr Kennan erzählt, daß ein Schriftſteller verbannt wurde, weil er für eine Zeitung einen Artikel verfaßt hatte, der wenige Monate nach ſeiner Verbannung ohne polizeiliche Beanſtandung abgedruckt wurde; ein anderer wurde verbannt, weil er verdächtig war, einen anderen Namen annehmen zu wollen; zahlreiche Verbannte haben kein anderes Unrecht begangen, als Bilder exilierter Perſonen im Beſitz gehabt zu haben, Ärzte und Studenten hat man transportiert, weil ſie Vorträge zur Belehrung und Aufklärung der Arbeiter hielten, kurz, die politiſche Willkür der ruſſiſchen Regierung verbannt Männer und Frauen in zahlreichen Fällen wegen eines Verhaltens, das ihnen in einem geſitteten Lande Lob und Anerkennung in reichſtem Maße eingetragen hätte. Den untergeordneten Organen iſt durch dieſes fluchwürdige Syſtem Gelegenheit gegeben, jeden, der ihnen unbequem iſt, verſchwinden zu laſſen. Da lebt ein angeſehener, liberalen Geſinnungen huldigender Kaufmann, dem ſein blühendes Geſchäft den Neid eines Konkurrenten erweckt hat; mit Hilfe des allmächtigen Rubels wird dieſer den Ortspolizeibeamten leicht bewegen, den Verhaßten, vom Glücke Begünſtigten nach Sibirien ſchaffen zu laſſen. Der Miniſter des Innern unterſchreibt jede Verbannung, und Spötter haben vielleicht nicht mit Unrecht behauptet, er würde auch ſein eigenes Verbannungsdekret unterzeichnen. Den Verbannten, welche, wie geſagt, zum großen Teile aus Männern und Frauen beſtehen, die in jedem anderen Staate Muſter von Bürgern und Bürgerinnen wären, unterſagt die Regierung faſt jede Erwerbsthätigkeit an ihrem Verbannungsorte; ſie dürfen keine Stellung im Staatsdienſte oder in der Geſellſchaft einnehmen, nicht im Gerichtsverfahren erſcheinen, keine Verteidigung übernehmen, keinen Unterricht erteilen, keine Vorträge halten, ſich nicht an wiſſenſchaftlichen Vereinen oder an theatraliſchen Aufführungen beteiligen, überhaupt keine öffentliche Thätigkeit ausüben; die ärztliche Praxis, die Thätigkeit als Geburtshelfer, Chemiker und Apotheker iſt ihnen nur mit Erlaubnis des Miniſters des Innern geſtattet. Jede Übertretung dieſer Vorſchriften wird ſtreng, mit Gefängnis oder mit Verbannung in die entfernteſten und unwirtlichen Gegenden im Reiche beſtraft und die ruſſiſche Brutalität entblödet ſich nicht, einen verbannten Arzt, der einer tötlich erkrankten Frau ärztlichen Beiſtand leiſtet, nicht um Geldes willen, ſondern um Hilfe zu gewähren, für dieſe ſeine Handlungsweiſe mit der Verbannung in die Niederlaſſung der Jakuten, weit, weit von jeder Kultur zu verbannen und ſomit mit einer

Strafe zu belegen, die für den ſchwerſten Verbrecher gerade ſchwer genug wäre. Die Verbannten ſind außerdem der ſtrengſten polizeilichen Aufſicht unterſtellt, ſie müſſen ſich bei jeder Aufforderung der Polizeibehörde perſönlich vorſtellen, letztere hat das Recht, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ihre Wohnung zu betreten, alles darin Befindliche zu durchſuchen und mit Beſchlag zu belegen; bei dem Bildungsgrade der ſibiriſchen Polizeiorgane braucht man ſich nicht zu wundern, wenn dieſes Beſuchsrecht derſelben ſogar bis auf das Schlafzimmer der weiblichen Verbannten ausgedehnt wird, und es iſt ſeiten dieſer ſchon längſt üblich, nicht in einer Wohnung allein zu ſchlafen, aus Furcht vor den Beläſtigungen der Poliziſten, denen unter Umſtänden auch die Ehre der ihrer Allmacht ſchutzlos preisgegebenen Frauen und Mädchen nicht heilig iſt.

Wir müſſen uns mit vorſtehenden Bemerkungen, welche nicht den Zweck haben, einen Erſatz für das im Dienſte der Humanität verfaßte, von glühender Liebe für Recht und Gerechtigkeit durchdrungene Buch Kennans zu geben, ſondern nur zu dem eingehenden Leſen desſelben anregen zu wollen, begnügen; der vorurteilsfreie Leſer wird auf Grund derſelben ſchon die Überzeugung erlangen, daß in Sibirien mit den Menſchen in einer Art und Weiſe umgegangen wird, für welche auch der ſchwerſte Ausdruck zu leicht, der ſchärfſte Tadel mild erſcheint. Entſetzen hat ſich der ziviliſierten Völker bemächtigt, als ſie durch Kennan die barbariſchen Vorkommniſſe erfuhren, die in Sibirien zu den Alltäglichkeiten gehören, und faſt allenthalben hat ſich das empörte Gerechtigkeits- und Menſchlichkeitsgefühl in einem entrüſteten Aufſchrei Luft gemacht. Wenn in einem Staate ſolche Zuſtände beſtehen, von der Regierung gekannt und geduldet werden, dann iſt es wahrlich nicht erſtaunlich, daß die Partei derjenigen, welche die Anwendung aller, auch der äußerſten Gewaltmittel gegen die Regierung für erlaubt erachten, in den letzten Jahren ſo weſentlich zugenommen hat; erſtaunlich iſt es nur, daß ein Volk eine Willkürherrſchaft, die ſich in ſolcher Weiſe an dem Menſchenrecht verſündigt, ruhig erträgt, erſtaunlich, daß nicht die Partei der Terroriſten noch ſtärker iſt, als es zur Zeit der Fall zu ſein ſcheint.

Kennans Buch iſt eines jener Bücher, welchen der Freund der Kultur zu hohem Danke verpflichtet iſt; es war wirklich die höchſte Zeit, daß die weſteuropäiſchen Völker einmal eine auf eigener Anſchauung beruhende Schilderung des Elends und der Grauſamkeiten erhielten, die ſich unter der „patriarchaliſchen Regierung des Zaren“ abſpielten. Wir wiſſen den Geſamteindruck, den dasſelbe auf uns gemacht hat und auf jeden fühlenden Menſchen machen muß, nicht beſſer wiederzugeben, als mit den Worten, die

Chamisso zornentbrannt äußerte, als er in Ponqueville's Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands die Berichte über die Greuel las, die sich die Türken bei Niederwerfung des hellenischen Aufstandes auf Chios zu schulden kommen ließen:

„Nach wohin die Blicke schweifen,
Seh' ich blut'ge Leichen schleifen,
Schwebt der Greuel Bild mir vor."

Das fünfte Gebot.

Soziale Skizze von H. Stegemann-Sentier.

(München.)

Schwer ging ihr Atem. Mit zurückgezogenen Schultern, die Hände über dem trächtigen Leib gefaltet, hockte sie auf dem Strohstuhl und blickte durch das schmale Luftloch in den Himmel.

Das Drahtgitter, welches den engen Schacht überspannte und den Zweck hatte, die blinde Scheibe vor herabfallenden Kieseln zu schirmen, zerteilte das graue Wolkenfetzchen in eine Menge sechseckiger Gebilde.

Das hagerwangige Weib schien sie zu zählen. Oben auf dem Hofe kreischte der Brunnenschwengel.

Allmählich verdüsterte sich der Himmel.

Stumpf blickte die Frau auf ihre Hände. Sie schauerte zusammen, es war kühl in den Straßen und in der Kellerwohnung krochen die Tropfen die Wand hinunter.

Schwere Schritte wurden hörbar. Es tastete jemand die Steinstufen herab, die Thüre öffnete sich, und im Dunkel erspähten die Augen der an diese Lichtverhältnisse gewöhnten Frau den Ersehnten.

„Was bringst, Willem?"

„Nix!"

„Nix", wiederholte sie in gleichem Tonfall. Der Mann ging rastlos in dem kleinen Raum auf und nieder.

Und beide schwiegen und verstanden trotzdem ihre Gedanken.

Der letzte Versuch war gescheitert.

Schon lebten ſie über ein Jahr nebeneinander. Als ſie den Entſchluß hierzu faßten, waren ſie wohl auch des Elendes gewohnt, aber der Reiz des neuen Verhältniſſes, von dem ſie eine beſſere Zukunft erhofften, erleichterte ihnen manches.

Und jetzt! Die Fabrik, in welcher der Willem thätig war, hatte ihre Arbeiterzahl verringert. Die Leni vermochte das Bügeleiſen nimmer zu führen, denn ihre Niederkunft war nicht mehr fern, und ihr junger, frühentkräfteter Leib trug ſchwer an den Schmerzen der Schwangerſchaft.

Ohne Brot, vergeſſen von dem Mitleid der chriſtlichen Barmherzigkeit, ſahen ſie dem Winter entgegen.

Schon flog der Herbſtſturm um Dach und Giebel, ſchon ſchlug der kalte Regen die letzten welken Blätter von den Äſten.

„Willem, heut iſt der dritte!“

Er that noch ein paar Schritte.

„Vielleicht der letzte.“

Sie ſchwiegen wiederum.

Außer den ärmlichen Kleidungsſtücken, die ſie auf dem Leibe trugen, nannten ſie nichts mehr ihr eigen. Und heute war der dritte! Das Kellerloch, in welchem ſie hauſten, war dem Hausbeſitzer zu wertvoll, um es ihnen unentgeldlich zu überlaſſen. Seit zwei Monaten waren ſie die Miete ſchuldig geblieben, nun zählte man bereits den dritten Oktober, es nahm halt alles ein Ende.

Es war Nacht geworden.

Sie ſahen einander nicht mehr. Nur der harte Tritt des Mannes und der ſchwerſchöpfende Atem der Frau waren zu hören.

Ein ſchlürfendes Geräuſch ertönte auf den Treppenſtufen. Ein kurzer Schlag fuhr wider die Thüre, der Hausherr trat über die Schwelle.

Die zierliche Laterne, welche er hoch in der Hand hielt, ſandte ihren hellen Schein darauf. In ſeinem feiſten, ſchwammigen Geſicht traten die beiden Linien von der breitnüſternden Naſe bis zu den Ecken des lüſternlippigen Mundes ſcharf hervor.

„Jetz' machen wir aber 'n End'.

Arbeiten is' nich, aber daheim hocken und Brut züchten, das geht an. Auf der Stell' packt Euch 'naus. D' Polizei is avertiert!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Müde, gleichgültig trat der Willem zu der Unbehülflichen.

„Komm Len'!“

Er half ihr empor. Ein dünnes, farbloſes Tuch ſchlang ſie mit matter

Hand um den Kopf, dann stieg sie, auf des Genossen Arm gestützt, die Stufen hinauf.

Der Blick des Herrn wühlte in ihrem Gesicht, in dem trotz Entbehrung und Mutterschaft noch die Linien der Schönheit hervortraten.

Täppisch legte er ihr die Hand auf die Schulter.

„Wärst de vernünftig gewesen, könnst's besser haben."

Sie schien es weder zu fühlen noch zu hören.

Der Mann sah dem Bourgeois ins Auge.

Ein Wort trat ihm auf die Lippen, er bezwang sich.

Mühsam durchschritt die schwangere Frau den Gang. Der Hausherr stieß grinsend die Thüre in dem Bogen des Hofthores auf.

„Darf ich bitten?"

Der Willem hob die Faust, aber er mußte die Leni unterstützen, denn als der Nachtwind ihr den eisigen Regen ins Gesicht warf, schwankte sie.

Eine Dirne in Schleier und eleganter Boa, die Büste herausgepreßt, schlüpfte neben ihnen herein. Hochmütig maß sie das absonderliche Paar.

„Pfui, Jean!"

Sie drängte sich an den Herrn. Das Elend ekelte sie an. Jener stieß den Willem, der ihm gar seltsam zu grinsen begann, von der Schwelle.

Die Thüre schloß sich hinter den Heimatlosen.

In langen, gleichatmigen Stößen kam der Wind über den Wiesenplatz herüber, der jenseits der Straße begann und militärischen Zwecken diente. Ein Holzschuppen befand sich ungefähr hundert Schritte vom Straßenrain entfernt.

Dort stand zu jeder Stunde ein Posten mit scharfen Patronen, obwohl es nichts zu hüten gab, es sei denn, daß der Platz nicht begangen werden durfte. Und doch übten dort nur am Tage knieschlappe Rekruten.

Die wenigen Laternenflämmchen am Bürgersteig der nur auf einer Seite angebauten Straße hüpften ängstlich hin und her.

Eine Weile standen die beiden Ausgestoßenen Arm in Arm und blickten in das Dunkel.

Jetzt hefteten sie den Blick auf das Gebüsch jenseits des Wiesenplatzes, das in dunklen Linien den Lauf des Flusses bezeichnete.

Dort lag auch manche verrufene Schenke. Und die beiden überquerten die Straße. Galt es dem Flusse, galt es der Schenke, sie wurden sich nicht klar darüber.

Sie betraten den sandigen, hie und da mit kurzem Gras bestandenen Platz. Wohl kannten sie das Verbot, aber es war ihnen gleichgültig. Ein dunkler Trieb leitete sie.

Arm in Arm, mühsam schritten sie weiter, die Augen starr auf die düstere Masse geheftet, welche das Ziel ihrer Wanderung bezeichnete.

Zuweilen stöhnte die Leni schmerzlich auf. Ein dumpfer Schmerz tobte in ihrem Leib. Der Wind schlug ihr die Kleider an die Beine, daß sie kaum zu gehen vermochte.

Wiederum, aber stärker und krampfartiger zerrte es in ihren Weichen.

Dem Manne stand der Schweiß auf der Stirn.

„Herrgott, die Wehen," murmelte er.

Zur Linken tauchte in einiger Entfernung das Blockhaus auf.

„Halt aus, Len'!"

Sie stöhnte. Ein Krampf rüttelte sie, noch einige Schritte nach vorn, dem roten Licht entgegen, das in der Weite aufleuchtete, dann sank sie in die Kniee. Er faßte sie um die Schultern.

„Leni!"

Es war zu spät. Jählings sank sie hintenüber. Ihre Glieder zitterten, mächtig arbeitete ihr Leib, und verhaltene Wehlaute lösten sich von ihren Lippen.

Sie kam nieder.

Der Mann kniete neben ihr, riß die Jacke vom Leib und hielt sie dem gebärenden Weibe zum Schutz über den entblößten Unterkörper. Von beider Stirne rieselte im Verein mit den Regentropfen der Schweiß.

Aber die Schmerzen nahmen stetig zu, ein gellender Schrei drang aus ihrem Munde. „Willem hilf, Herrgott!"

Er konnte nicht helfen. Und da packte ihn der Ingrimm, die Verzweiflung riß ihn empor. Die geballten Fäuste in der Richtung der Stadt schüttelnd, verwünschte er sein und aller Dasein. Sein Fluch vermählte sich dem Sturm.

Der Posten vor dem Schuppen spähte argwöhnisch ins Dunkel. Da erblickte er eine Gestalt, welche sich zur Erde bückte, dann taumelnd emporfuhr. Er hob das Gewehr.

„Halt, wer da!"

Keine Antwort. Der Unbekannte drohte mit geballter Faust, jetzt that er einige Schritte.

„Halt — halt!"

Zweimal, kurz nach einander ertönte der Befehl. Und nun entsandte der Posten, wie seine Instruktion ihm vorschrieb, die Kugel.

Der Schuß fiel. Der Willem drehte sich um sich selbst und stürzte auf das Gesicht. Er war durch das Herz geschossen.

Ein Schrei gellte über den Wiesenplatz, schrill, herzzerreißend, es war der Schrei eines Weibes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sturmwind jagte den Regen über den Plan, es war totenstill.

Im Laufschritt kam eine Patrouille heran. Der führende Reserveunteroffizier nahm die Meldung des Postens entgegen. Er hatte korrekt gehandelt.

In einer Wasserlache fanden sie den Willem, wenige Schritte entfernt die Leni tot, verkrampft mit dem halberlösten Kind.

Auf der Strasse.

Zwei Bilder vom letzten heiligen Weihnachtsabend.

Von Heinrich Sohnrey.

(Freiburg i. B.)

Der letzte Federstrich war gethan, und eilends verließ ich das Bureau. Meine Brust war wie von unendlichem Sternenglanz erfüllt. Heiliger Abend! Weihnachten! O, wunderbares, liebliches, herrliches Fest der Menschheit! Wie gewaltig deine verborgene Macht, wie himmelskräftig dein geheimer Zauber, daß du auch die große, stolze, leichtlebige Stadt und ihre nüchterne Gedankenwelt in deinen Bann zu zwingen weißt!

Der Himmel ist wie von einem geheimnisvollen Schleier verdeckt, und nirgends zeigt sich der Schimmer eines Sternleins; aber an den Straßen, auf denen noch reges Leben herrscht, flackern die Laternenlichter, und aus den wunderprächtig ausstaffierten Läden, in denen auch jetzt der starke Pulsschlag des Weihnachtsverkehrs noch bemerkbar ist, flutet das volle Licht weit über Trottoire und Straße und streut mir glitzerndes Silber unter die Füße.

Ich habe meine Einkäufe längst besorgt; doch nun fällt mir noch so mancherlei ein, mit dem meine Lieben daheim ich erfreuen könnte, daß ich hurtig den nächsten besten Laden betrete und eine Weile nachher mit neuen Schätzen beladen wieder herauskomme.

Menschen kommen mir entgegen und gehen mir vorauf. Und keinen sehe ich, der mit leeren Händen ginge. Der eine trägt ein umfangreiches Packet, der andere eine bauschige Pappschachtel, der dritte eine große Kiste, der vierte hat eine Trommel unter dem einen, eine blitzende Trompete unter

dem andern Arm, und so fort. Zumeist wohl Bahnbeamte, Handwerker, Tagelöhner, und gewiß manche darunter, denen es die für Treue und Fleiß empfangenen Weihnachtsgratifikationen erst in letzter Stunde ermöglichten, die kostbaren Geschenke für die Teuern daheim zu erstehen.

Mit Wohlgefallen sehe ich all den wackern, gewiß gleich mir von tiefer, wonniger Weihnachtsfreude erfüllten Gestalten nach, in deren jeder mir ein Bruderherz schlägt, wie ich in meiner überschwenglichen Weinachtsstimmung glaube.

Einer nach dem andern ist in dem dämmernden Abend verschwunden. Hier schlägt eine Thür; dort klopft jemand ans Fenster; drüben erschallt die Hausglocke, und eine Thür knarrt in ihren Angeln. Auch ich werde gleich daheim sein, und jubelnd werden meine Kleinen mir entgegenstürzen.

Da tritt aus dem Schatten der Akazien, welche sich zu beiden Seiten der Straße entlang ziehen, eine neue Gestalt, und wie ich bemerke, die einzige auf dieser Straße, welche ohne Schätze geht und auch gar keine Eile zu haben scheint, heimzukommen. Vielleicht eine arme Fremde, die in der weiten Stadt in die Irre geraten ist, denn ich sehe, wie sie schon zum zweiten Male quer über die Straße geht und drüben im schmalen Schatten einer Akazie einen des Wegs kommenden Mann anspricht, der indes hastig an ihr vorübereilt. Schwankend offenbar, welche Richtung sie einschlagen soll, bleibt sie einen Moment stehen, um dann gemächlich ihrer Gang fortzusetzen.

Ein Jüngling begegnet ihr — auch er eilt beschleunigten Schrittes vorüber.

Wieder sehe ich sie über die Straße kommen, die seltsame Erscheinung. Jetzt ist sie nahe bei mir. Ich höre eine überraschend gleichgiltige, dann eine ungeheuer frivole Frage; ich höre ein Locken, ein Lachen; ich starre das Mädchen an — und Entsetzen ergreift mich. Heiliger Christ! — Ich habe dem Laster ins Auge gesehen! — — —

Gräßlich zerrissen ist der holde Märchenzauber der heiligen Nacht und verblaßt der Sternenglanz in meinem Busen.

Wenige Minuten später stehe ich vor meinem Hause. Durch die Spalten der geschlossenen Läden schimmert das Licht, und fröhlicher Stimmenschall, welcher die Freude meiner herzigen Kleinen verrät, dringt zu mir heraus. Allein es widerstrebt mir, in meiner ernüchterten Stimmung unter sie zu treten; ich schreite fürbaß, indem ich durch einen längern Gang in der kalten, klaren Nacht und durch neue Eindrücke meine ursprüngliche Stimmung wieder zu gewinnen hoffe. Die Straße ist breit. Hüben und drüben reiht sich Villa an Villa, und durch die hohen, prächtigen Fenster sehe ich den lichtfunkelnden Tannenbaum. Ein jubelndes Lied ertönt, und von fernher höre

ich etwas wie Orgelklang. Aber plötzlich vernehme ich nichts als ein leiſes, gebrochenes Wispern.

Zwei in Lumpen gehüllte Kinderchen ſtehen am Rande des Trottoirs und wühlen in einem für die Abfuhr bereit geſtellten Aſchenkaſten. Ich trete zu ihnen. Sie ſcheuen und ſuchen ſchleunigſt fortzukommen. Nur allmählich vermag ich ſie durch innig-freundliches Zureden zu bewegen, ohne Furcht und Scheu ſtehen zu bleiben und mir Antwort zu geben. Sie glaubten ſich wohl auf einer unrechten That ertappt, und doch hatten ſie nur nach Kohlenreſten und Knochen geſucht; nach jenen, um das kalte, feuchte Stübchen daheim ein wenig warm zu machen; nach dieſen, um zu einigen Pfennigen zu kommen, für die ſie ſich am herrlichen Weihnachtsmorgen einen Bretzel kaufen wollten. Der Vater, ein Zimmermann, war ſchon ſeit Wochen ohne Arbeit, und die Mutter hatte in der letzten Zeit auch nicht viel verdienen können; ſie kränkelte auch viel. Und der Vater mußte mit den Kleinſten im Bette liegen und ſie warm halten, daß ſie nicht erfroren. Wenn nun Fränzele und Sepple, wie die Kleinen hießen, viel Kohlen und Knochen brachten, dann freuten ſich Vaterle und Mutterle. Und weil es jetzt Weihnachten war, wollten ſie noch lange ſuchen, daß ſie recht viel bekämen; ſie hatten nur ſo viel Angſt, daß der Abfuhrwagen zu früh käme. Das und noch manches andre frug ich aus den Kinderchen heraus, welche vor Kälte und gewiß auch vor Hunger heftig zitterten. Ich faßte ſie bei den ſchmutzigen Händchen und konnte nur mühſam, weil mit thränenerſtickter Stimme ſagen: „Kommt!“ — — —

Heiliger Gott, das Laſter tilge du; aber die Armut zu tilgen, das ſei unſre Pflicht!

Ich hatte die ſelige Weihnachtsſtimmung wiedergewonnen.

Mein Vetter.

Von Anna Croiſſant-Ruſt.

(München.)

Ich war ein vierzehnjähriges Kind, als ich bei meinem Vetter in ſeiner Mühle zum erſtenmale zu Beſuch war, aber ganz deutlich ſteht er noch vor mir in ſeiner Kraft und Geſundheit, mit ſeinen eckigen Schultern, ſeiner gewölbten Bruſt. — Er war ein großer Mann, aus dem friſchen, breiten

Geſichte glänzten ein Paar blaue Augen unter dunklen Brauen, die faſt zuſammengewachſen waren; doch gab das ſeinem Geſichte mehr einen ſinnenden wie finſtern Ausdruck. Er war ſo friſch, ſah ſo gutmütig aus, es war wie wenn er all das Sonnenlicht ringsum in ſich aufgenommen hätte, ſo ſonnig, ſo froh war ſeine ganze Erſcheinung mit dem hellblonden Haar, das kraus ſeinen mächtigen Schädel bedeckte, den roten Lippen, dem ganzen mehlbeſtaubten Körper. — Seine Geſundheit, ſeine Kraft und Stärke übten einen ſolchen Zauber auf mich kränkliches Stadtkind aus, daß ich mich in ſeiner Nähe wohl und geborgen fühlte. Ich meinte, er könne mich vor allem ſchützen, wenn er mich anſchaute, mußte ich thun, was er wollte, alle Laune, alles kindiſch Häßliche an mir verſchwand, wenn ich bei ihm war. Und ich lief den ganzen Tag dem großen, ſtarken Vetter nach, hockte in der Mühle bei den Rädern, ſtieg mit ihm in die Mehl- und Getreidekammern, begleitete ihn in ſeine Wieſen und Felder. Ich war ganz ruhig, wenn ich nur zuſehen konnte, wie er arbeitete. Es lag ſo viel Überlegenheit und Friſche in allem, was er that und wie er es that, daß ich keinen andern Wunſch hatte, als immer hier zu bleiben und zu wachſen in dieſer Atmoſphäre der ruhig arbeitenden Kraft.

Dieſelbe Schaffensluſt lag auch über dem ganzen Hauſe, unaufhörlich drehten ſich die Räder, ſchüttelte und polterte das Mühlwerk, lief und rauſchte das Waſſer. Eine feuchte, dämmerige Luft wehte in der großen Mühle, in der die Rieſenräder ohne Aufhören arbeiteten. — Hoch oben waren die Fenſter und durch das Baumgeäſt davor drangen grüne Lichter ein, der Boden ſchütterte unter den Füßen und drunten gurgelte das Waſſer. Ein feiner Mehlſtaub erfüllte den Raum und tauſende der kleinen, weißen Stäubchen tanzten in dem ſchräg einfallenden, breiten Lichtſtrahl auf und nieder. Stundenlang konnte ich daſitzen und zuſehen, wie die Räder unermüdlich ihre Pflicht thaten, ſich mit ruhiger Überlegung drehten, wie die Speichen einſetzten und die Waſſertropfen herabrannen, konnte dem Schütteln und Getöſe lauſchen, ließ mich einſpinnen von der dämmerigen Luft und dem Geſang der Burſchen, der einſchläfernd zu mir drang.

Und auch draußen raſtloſes Schaffen. Da ſtöhnte die Säge, fielen die Bretter und wurden zu hohen Haufen aufgeſchichtet, die Pferde führten die vollen, weißbeſtäubten Säcke hinweg und ſchwere Wagen brachten das Getreide. Es war ein immerwährendes Roſſegeſtampf und Wagengeraſſel auf dem Hofe; die Knechte ſchirrten die Pferde an, die Burſchen trugen Säcke aus der Mühle, die Fuhrleute fluchten, das Vieh brüllte dazwiſchen, die Tauben girrten und die Hühner ſcharrten und gackerten. — Im Garten am Bach trieb und blühte alles ohne Unterlaß. Roſenſtöcke neigten ihre

Blütenhäupter auf den Bretterzaun, eine Wildnis von Epheu und wildem Wein umkletterte die Beete, auf denen fette Kohlhäupter und glänzender Salat sich breit machten, Reseden atmeten ihre süßstrengen Düfte aus und dickköpfige Nelken hingen zum Holzgang des Hauses herunter. — Im Obstgarten lag den ganzen Tag die Sonne und schwellte den Saft in den Stämmen, daß sie Blütenbüschel trugen und ihre fruchtbeladenen Zweige zur Erde senkten. — In der Küche prasselte das Feuer auf offenem Herd, kochten und brieten die Mägde, von der geschwärzten Wand blinkten die Kupferkessel und zu dem kleinen Fenster schaute der Hollunderbaum mit seinen breiten Blättern herein. — Es war ein altes Haus, das die Voreltern meines Vetters schon gehabt hatten, er ließ es gerade so stehen in all seiner Heimlichkeit, wie es zu ihren Zeiten war; wie früher knisterte der weiße Sand auf dem Boden der Wohnstube und der grüne Kachelofen machte sich breit. Ein eichener Tisch spreizte seine Füße zwischen den zwei Fenstern, an der einen Wand stand der Schrank mit den gemalten Tulpen, an der andern eine Kommode mit Messinggriffen; ein paar Heiligenbilder, die immer schief an den blaugetünchten Wänden hingen, und ein Kruzifix, mit einem mächtigen Strauß Palmkätzchen, paßten ebenso gut in die behäbige Selbstzufriedenheit der Stube, wie der Spiegel mit seinem plumpen Rokokorahmen.

Durch das ganze Zimmer zog der kräftige Geruch des Getreides, der auch die Stiegen hinaufkroch in die Schlafzimmer und von den Vorratskammern aus dem frischen Mehl wieder herabkam. —

Ich erinnere mich nie jemand vom Hause unter Tages im Zimmer sitzend gesehen zu haben, außer bei den Mahlzeiten. Alles arbeitete, und mit einer Lust und einem Fleiße, daß ich nie hörte, wie mein Vetter mit Schelten dazu antreiben mußte. Ich sah nur heitere Mienen. Wenn die Knechte und Mägde vom Feld heimkamen, strahlten ihre von Hitze gerötеten Gesichter Arbeitslust und Gesundheit aus. Und was hatte mein Vetter mit den nie rastenden Händen sich alles geschaffen! Sein Haus, dasselbe niedere, weiße Gehöft mit den großen Steinen auf dem Schindeldache, das seine Familie früher inmitten weniger Felder besaß, lag nun wie eingebettet in dem Reichtum ringsum im Thale — den Edelsitz nannte es das Volk. — So weit man blickte am Bache hin, die fetten Wiesen, weiter hinauf die Getreidefelder und Äcker, der Wald gegen die Anhöhe zu, das Vieh auf den Weiden, die Obstbäume, alles, alles sein. Aber wie hatte er auch gekämpft und der Erde ihre Fruchtbarkeit abgerungen! Murrend hatte sie sich von seinen Pflugscharen die Weichen aufreißen lassen und unwillig trug sie die schwere Bürde seiner Früchte. Er aber hatte ihr alle Fasern seines Seins

gegeben, und doch konnte er ſie nach all dem Ringen nicht ſein nennen, wenn ſie auch ſein Haus, ſeine Felder trug, Tag für Tag mußte er wieder kämpfen um ſie, keine Raſt, keine Ruh! —

Da ſchoben die Eisklumpen ihre harten Rippen gegen das Rad und hielten es wie mit Feſſeln umklammert, der Wind hauchte die Bäume an, die aufs neue treiben wollten, und erſtarrte ſie; hoch auf häufte ſich der Schnee in ſeinen Wäldern, legte ſich auf die Bäume, daß ſie unter der Laſt bis zur Wurzel ſplitterten. Der Frühling ſchickte ſeine warmen Regen, daß die Bäche ſchwollen, der Schnee als graue, toſende Waſſer von den Bergen herabkam und die Felder in den trüben Wellen begrub, ihre Erde mit fortriß und über die Wieſen Zerſtörung trug. Sein Bach war zum unheimlich tückiſchen Feinde geworden, der Freund, der ſo heiter am Hauſe vorbeilief, ſo ſicher und ſchnell die Räder drehte, wurde breit und groß. — Finſter wälzte er ſeine Wogen daher, Bäume ſtürzten am Ufer, unermüdlich pochte er ans Haus, immer höher — und die Mühle ſchwieg. — Es war wie wenn ein Totes im Hauſe liege, alles ſprach leiſe, gedrückt, ſchlich auf den Fußſpitzen umher, jeder Ton hallte aufdringlich und laut in dem öden Hauſe, nun man das Gepolter der Mühle nicht mehr hörte. Eine modrige Luft wehte durch alle Räume, das Waſſer ſickerte durch die Ritzen, und die Nebel lagen vor den Fenſtern und ſchleppten ſich hin über die ſchmutzigen Waſſer, die wilder und wilder grollten. Mein Vetter aber ſtand mitten in den Wogen, baute Dämme, errichtete Wehre, ließ Gräben graben, bis er den Feind, der ihm ſein Eigen zerſtört hatte, bezwang.

Und der Sommer glühte und braute im Thal, verſengte die Blätter der Bäume, trank gierig ihren Saft und vertrocknete ihre Früchte; aus dem Thale ſtiegen die ſchweren Dünſte zu den Bergen auf, fahl ſtand die Wolkenwand hinter dem Wald. Über die dürren Wieſen ſtrich kein Windhauch, und die Sonne ſank. Ein heißer Brodem kam aus der riſſigen Erde, aus den Mauern, den ſterbenden Feldern. Da zog ein dumpfer Ton durchs Thal, droben in den Bergen war er erwacht, der Wald brauſte. Es kam näher und näher. In einem Mantel von Staub zog es durch die Nacht auf das Haus zu, der Wind gellte, die Hagelkörner praſſelten und die Mauern wankten. Jeder neue Atemzug des Sturmwindes brachte eiſigen Hagel mit ſich. Wie er auf das Getreide ſchlug, immer zu, immer zu, bis es vernichtet in die Erde geſchlagen war.

Der Herbſt in ſeinen Nebelkleidern ſchaute grämlich und trübe auf die halbreifen Früchte; kein heller Himmel, keine Sonne wochenlang, bis die Frucht halb verfault war von dem naſſen Nebel, den kalten Regenſtrömen. Und wenn nach der langen Regenzeit der erſte hellleuchtende Himmel glänzte,

legte sich über Nacht der Frost auf die Ernte, drang in die Erde und erstarrte ihren Schoß. Über die Böhmerberge kamen die rauhen Stürme, heulten durchs Thal, fuhren durch die Wälder und erdrückten ganze Reihen Riesenstämme.

Von dem allen erzählte mir mein Vetter, wenn wir des Abends in der Wohnstube saßen, beim offenen Fenster, eingesponnen von dem hellen Geklapper der Mühle und dem Plaudern des Baches. — Da dehnten sich seine sehnigen Arme und reckte sich sein mächtiger Körper. Er war in dem Kampfe nicht unterlegen, er rang weiter, stolz stand sein Wald, seine Felder. Seiner Erde gehörte sein Herz, sein Körper, seine Kraft, er war fast vierzig Jahre geworden in dem freudigen Ringen, aber er rang allein, ohne Weib, ohne Kind.

Wenn ich des Morgens das ganze Haus mit dem mächtigen Pulsschlage der Arbeit vor mir liegen sah, kam es mir wie Ehrfurcht vor dem großen Kinde, das so stolz und so freudig zwischen seinen Feldern dahinschritt neben mir.

Zu früh!

Warnungstafeln für galoppierende Fortschrittsgeister.

Von Falk Schupp.

(Wien.)

Reformieren und Revolutionieren ist heute an der Tagesordnung — wenigstens in der litterarischen Litteratur Deutschlands und bei jener auserwählten Leserschar, welche das Glück hat, davon zu sehen und zu hören. Realismus, Naturalismus, Okkultismus, Symbolismus u. s. w., wie die schönen Dinge alle heißen, schwirren wüst und wirr durcheinander, daß ein Litterat um Erklärung angegangen, tötlicher in Verlegenheit kommt, als ein Philosoph, der bestimmt sagen soll, was Gott ist.

Aber aus dem Stimmengewirr tönt jetzt mächtig wie das Schiffshorn aus dem Nebelbereich der Ruf: Hinaus über den Realismus, hinaus über den Naturalismus!

Wir haben ihn alle vernommen und konstatieren dankbarlich, daß er Gelegenheit giebt, uns endlich mit den Herolden dieser galoppierenden Fortschrittspartei auseinanderzusetzen. —

Digitized by Google

Vorher noch die zeitgemäße Bemerkung, daß meine Einwände nicht aus dem Kurioſitätenkabinet unfruchtbarer Dogmenherrlichkeit ſtammen, ſondern aus jener wunderlichen Miſchung von Optimismus und Peſſimismus, welche den geiſtigen Fortſchrittsmann unſerer Tage ausmacht. Es iſt nicht meine Abſicht, negative Kritik von dem Standpunkt der Reaktion zu üben — vielmehr will ich vor jenen Blitzzugreformern einige Warnungstafeln aufſtellen, die ſie vielleicht veranlaſſen, ein wenig zu bremſen.

Als das deutſche Manifeſt jener internationalen Progreſſiſtenpartei nehme ich eine Publikation von Kurt Grottewitz in dem „Zeitgenoſſen", welche den Titel: „Die zehn Artikel des Neuidealismus" führt. Geſchloſſene, bis in alle Einzelheiten gehende Diskuſſion iſt aber heute weder angebracht noch wünſchenswert, ich verlege mich daher Angelpunkte ſeiner Theſen herauszuheben und mit dem Fragezeichen ſtärkerer Gegenmotive zu begleiten.

Grottewitz ſchreibt:

„Eine unwiderlegbare Überzeugung drängt ſich dem Beobachter unſerer modernen Litteraturbewegung auf: Der Naturalismus und ſelbſt der Realismus beginnen allmählich die Macht, welche ſie auf die führenden Geiſter der Zeit ausgeübt, zu verlieren."

Zwei Fragen, welche wir uns ſofort ſelbſt beantworten werden: Welchen Beobachtern drängt ſich jene Überzeugung auf? Wer ſind die „führenden Geiſter", auf die der Realismus und der Naturalismus allmählich die Macht zu verlieren beginnt?

Dazu eine kleine Abſchweifung auf ein Gebiet, welches von den modernen Schriftſtellern trotz ihres angeblichen Realismus nicht genügend gewürdigt wird. Ich meine nämlich ihre Beziehungen zum deutſchen Volk und die Art der geiſtigen Wechſelwirkung, die zwiſchen beiden beſtehen ſoll.

Da iſt es wirklich lächerlich vom Naturalismus, vom Realismus als von Dingen zu reden, die ſich ſchon überlebt haben — ebenſogut kann man von einem Säugling, der an Marasmus leidet, phantaſieren — denn ich gehe ſoweit, zu behaupten, daß das deutſche Volk nichts weiß vom Realismus, daß noch heute im Januar 1891 für das deutſche Volk Naturalismus nichts weiter iſt als ein leerer Klang.

Man höre meine Gründe. Um eine Kunſt- oder Weltanſchauung auszubreiten, bedarf man die Publiziſtik in beiderlei Geſtalt: die periodiſche Tagesſchrift, und die Dauergeſtalt der Buchform. Nun beſtehen bei uns ſeit ungefähr 10 Jahren die erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, aus denen man den heutigen Realismus ableiten kann.

Seit ungefähr zehn Jahren keimte eine litterarische Publizistik auf, welche es sich zur Aufgabe stellte, die Grundsätze der realistischen Welt- und Kunstanschauung in weitere Kreise zu tragen. Als positiver Anfang jener periodischen Druckerzeugnisse ist die von Conrad in München gegründete „Gesellschaft" zu betrachen. Ihr folgten allmählich mit wechselndem Glück einige andere Zeitschriften, so daß man gegenwärtig etwa acht Organe zählt, die jene neuen Grundsätze verfolgen. Acht Organe, eine stattliche Zahl, nicht wahr? Und doch ist es herzlich wenig als Machtmittel, denn jene acht wohlgezählten Organe haben nicht mehr, nicht weniger als etwa tausend Leser — wenn sie die haben.*) Eine bestimmte Zahl läßt sich ja nicht angeben, da die meisten der tausend Leser an der Durchschnittsziffer oft zwei bis dreimal durch gleichzeitiges Abonnement beteiligt sind. Und dieses Menschenhäuschen von 1000 Lesern verteilt sich auf eine Bevölkerung von 70 Millionen Deutschredende, von denen über 30 Millionen gebildet sind und das staatliche Patent darauf in der Tasche haben.

Wo aber nehmen jene 29 Millionen 99 999 Leser ihren litterarischen Bedarf her, von denen man als gebildeten Menschen annehmen kann, daß sie Tag für Tag Lesebedürfnisse haben? Antwort: aus den Feuilletons und den sogenannten Familienblättern.

Nun ist es eine feststehende Thatsache, daß die Tagespresse der neuen Richtung prinzipiell feindlich ist. — Ausnahmen, wie einige Berliner Zeitungen abgerechnet. In der Presse geht der alte Schlendrian ruhig weiter, da werden die höheren Kolportageerzeugnisse der Baron von Roberts, August Ewald König, Habicht und wie jene Ritter vom alten Geiste alle heißen, gemütlich abgedruckt, in der Kritik wird Baumbach, Julius Wolff und Konsorten nach stereotypen Mustern gelobhudelt, in der Theaterkritik herrscht meist das epigonenhaft beschränkte Gymnasiallehrerproletariat oder obskurer Dilettantismus.

Und dann die Familienblätter, — aber davon will ich gar nicht sprechen, es genügt zu konstatieren, daß das geringste derselben so viel mehr Leser hat, als alle die realistischen Zeitschriften zusammen. Um jeden Zweifel zu benehmen führe ich an: Die „Gartenlaube" (in beiderlei Ausgaben) mit 278 000 Lesern, das „Buch für Alle" mit 143 000 u. s. w.

Leider gehört es nun zu den Attributen eines deutschen Vollblutlitteraten, mit den Familienblättern auch die Tagespresse zu verachten und nur für die sogenannten Litteraturzeitschriften zu schreiben. Dadurch ist es in Deutsch-

*) Der Herr Verfasser irrt sich. Diese Leserzahl wird von der „Gesellschaft" allein um mehr als das Dreifache erreicht. D. R.

land so weit gekommen, daß man zwei Litteraturen zu unterscheiden hat: 1) die litterarische Litteratur und 2) die publizistische Litteratur.

Die litterarische Litteratur gebärdet sich als die offizielle, und sie giebt diesem Hochgefühl dadurch Ausdruck, daß ihre Angehörigen Litteratureſſays und -Geschichten schreiben, um sich gegenseitig die Plätze auf dem Parnaß anzuweisen. Das gemeine Publikum, die träge Masse, wie sie es nennen, pflegen sie hochnasig beiseite liegen zu lagen!

Diese Litteraturen kennen das Publikum nicht und das Publikum kennt sie nicht; beide gehören in eine Zeit und wissen nichts von einander, nicht einmal die Genies jenes litterarischen Litteratenzunfttums sind von den Zeitgenossen gekannt. So steht's bis jetzt in Deutschland mit dem ganzen epischen und lyrischen Realismus — eine Geisteserscheinung, isoliert wie eine Insel, der die Brücke zum Leserkontinent fehlt.

Und nun kommt der Herr Kurt Grottewitz und schreit und läutet es in alle Winde, daß sich das deutsche Volk nach neuen Idealen und neuer Kunst sehnt, über den Realismus hinaus!

Wie naiv! Und trotzdem kann ich es mir nicht versagen, dem guten Herrn Grottewitz einmal eine Zukunftsbeleidigung an den Kopf zu werfen: Sie sind ein Idealist! Satisfaktion gebe ich, wenn das deutsche Volk so weit ist, diese Beleidigung zu verstehen. Gleichzeitig stecke ich hier warnend meine erste Tafel auf:

Schafft erst dem Realismus Leser!

Ich sehe bisher in ihm eine soziale Geisterbewegung nicht, weil er der Masse nicht bekannt ist. — Der Realismus ist nichts weiter als ein Kunstfreimaurertum, seine acht Organe sind seine Logen, an denen das Volk scheu vorübergeht und sich in die Ohren wispert, daß drin etwas außerordentliches passiert, aber es weiß nicht was! Und die alten leeren Ideale, wer soll sie dem Volk genommen haben: die Schule? Doch gewiß nicht! Die Schule des Lebens, ja, aber mit der steht das geistige Lesematerial, welches der Litteraturbedürftige zugeführt bekommt, in direktem Widerspruch. Dort werden die alten, leeren Ideale künstlich weiter beleuchtet, dort tummeln sich die Vertreter vergangener Stilperioden mit dem ganzen Behagen der Mittelmäßigkeit!

So ist die reale Sachlage, Herr Grottewitz!

Jetzt werden Sie und Ihre Mitstrebenden verstehen, welchen Beobachtern sich jene unwiderlegbare Überzeugung von der Überlebtheit des Natura-

lismus aufdrängt — jenen Logenbrüdern des realistischen Freimaurertums, die statt in die Breite zu wirken, glauben, es sei genug in die Tiefe zu gehen.

Wenn Sie mir das zugestanden haben — und Sie werden nicht anders können — dann will ich Ihre zweite Behauptung, daß der Naturalismus allmählich aufhöre, Macht auf die führenden Geister auszuüben, bestätigen.

Hier auch den Grund dafür: Der sogenannte litterarische Realismus hat sich wirklich ausgeschrieben. Auf diesem so engbezirkten Gebiete haben die „führenden Geister" (ein trefflicher Sammelausdruck für Genies und die streitbaren Revolutionstalente) die alten Ideale in Stücke gehauen — aber das Auto-da-fe der alten Ideale haben sie drinnen sorgfältig verschlossen in ihren Logen veranstaltet, sodaß das Volk nichts davon weiß!

Und zugegeben, daß die alten Ideale von den „führenden Geistern" totgeschlagen wurden — wer aber schlägt sie in dem Volke tot? Zugestanden auch, daß „führende Geister" sich selten damit abgegeben haben, Hans und Grete über ihr Schaffen aufzuklären, so viel aber gehört zum Begriff des „führenden Geistes", daß ihn wenigstens fortentwicklungsfähige Hirne anderer Gebiete verstehen. Das ist aber beim Realismus schon aus Mangel an Publikationskraft noch nicht der Fall! Zweierlei wird also notgedrungen eintreten müssen: die Publikationskraft muß erstarken und die „führenden Geister" werden neben ihrer geistigen Herzogrolle noch die des Kunstagitators im besten Sinne übernehmen müssen.

Die Hauptverstärkung der Publikationswirkung kommt weniger dem Genie, welches vermöge seiner Neigung in die Tiefe selten ein großes Ausdehnungsbestreben nach der Breite hat, sondern dem Talent zu. Das Talent besitzt hohe Produktivität und größere Massenzugänglichkeit wegen der geringeren Originalität, welche dem Durchschnittshirne bekanntlich immer etwas unbequemes ist.

So behaupte ich, daß für den Realismus jetzt die Zeit der glücklichen, ausbreitenden Talente gekommen ist — jener Talente, welche inbezug auf den sozialen Menschlichkeitsfortschritt dem Genie an Wert mindestens gleichkommen. Die „führenden Geister" des Realismus werden also in drei Parteien zerfallen müssen: 1) Solche, welche fühlen, daß ihre Führerrolle aus ist und es vorziehen, da ihnen die Vielseitigkeit fehlt, vornehm zu schweigen. (Das sind die wenigsten.) 2) Solche, welche zwar fühlen, daß ihre Führerrolle aus ist, welche aber vielleicht aus Schaffensdrang nicht still zu beharren vermögen und daher in den aussichtslosen Wettbewerb mit dem Talent treten. 3) Solche, welchen es Lebens- und Schaffensbedingung

iſt, zu führen, und welche daher im dunklen Erdteil des Realismus neue Forſchungsgebiete ſuchen.

Kein Genie aber würde es ſich einfallen laſſen, die Poſition des negativ-vernichtenden Realismus zu verlaſſen, keines ſich auf das trügeriſche Glatteis eines „Neuidealismus" hinauswagen, ehe es nicht weiß, daß mit der altidealen Dogmenherrlichkeit ſo gründlich tabula rasa gemacht iſt, daß keine ernſtliche Gefahr mehr iſt, fang- und klanglos einzubrechen. Man vergeſſe nicht, das die alte, dogmatiſch-ideale Weltanſchauung zwei Dauerquellen beſitzt, welche nicht ſo bald verſiegen dürften: Die Schule — zur Verkümmerung des keimenden Geiſtes — die Kirche — zur Knechtung des ausgereiften. Hier ſtecke ich meine zweite Warnungstafel auf:

Gewinnt und veredelt die Tagespreſſe!

Dies aus folgenden Gründen: die Tagespreſſe, künſtleriſch und weltanſchaulich mit dem neuen Inhalt des Realismus erfüllt, iſt ebenfalls eine Dauermacht, welche im Stande iſt, die ataviſtiſch-reaktionären Einflüſſe von Schule und Kirche zu übertrumpfen. Das wäre der weltgeſchichtliche Hintergrund meiner Warnrufe. Ferner aber hätte er für uns Deutſche eine eminente Einwirkung auf die Geſtaltung der Nationallitteratur — der Realismus bekäme das, was ihm bisher fehlte, was er aber braucht und ſich ſchaffen muß — eine männliche Leſerwelt! Damit erſt iſt er im Stand, das letzte publiziſtiſch-litterariſche Bollwerk des Altidealismus, die Familienblätter, über den Haufen zu rennen.

Zugegeben den Unterſchied zwiſchen litterariſcher und publiziſtiſcher Litteratur, ſo iſt der heutige Realismus zur erſteren Art gewieſen und damit ſeine Beſchränktheit konſtatiert — dagegen die ungeheuere ſoziale Macht der Tagespreſſe mit ihrer gänzlich verkommenen publiziſtiſchen Litteratur hervorgehoben. Giebt es nun einen einfacheren Schluß als den: Fuſion zwiſchen dem ideell großartigen, weltperſpektiviſchen Realismus und der Tagespreſſe, der wertvollſten Publikationsmacht?

Und was würden ſpeziell wir Deutſchen davon gewinnen! Die Preſſe würde, ſtatt wie jetzt geiſthemmend, geiſtfördernd werden, das ganze Niveau ihrer litterariſchen Leiſtungen würde gehoben und damit der Geſchmack des Publikums geläutert; ebenſolche Vorteile hätte die realiſtiſche Dichtkunſt ſelbſt davon. Zunächſt ſchwände jene unſelige Kluft zwiſchen litterariſcher und publiziſtiſcher Litteraturproduktion, dann hätte der Realismus eine ſeiner ſozialen Wirkungsbedingungen erfüllt, indem ihm die Tagespreſſe männ-

liches Lesermaterial zuführte, dann last not least würde es einen Rückschlag auf die soziale Lage des Schriftstellerstandes im Gefolge haben. Denn was die Litteraturblätter mit ihren kärglichen Abonnenten nicht vermögen, das sind die Tagespressen mit ihrem ausgedehnten Leserkreise im Stand: angemessene Zahlung des geistigen Kunstwerkes!

Diese Forderungen sind für Deutschland neu, aber darum nicht ungeheuerlich. In Frankreich ist man darin zum Heile seiner Litteratur viel weiter; ein Zola hält es nicht für unter seiner Würde, seine Romane in einer Tageszeitung, dem „Gil Blas" z. B. abdrucken zu lassen, ebenso in Amerika, dessen mächtig erblühende realistische Litteratur nicht wenig diesem Umstand verdankt.

Ferner würde diese scheinbar nur äußerliche Wandlung ihren Einfluß rückwärts auf die Kunstformen der Schriftstellerei geltend machen. Das ausgedroschene Epigonenfeuilleton, wie es die Nachtreterschaft Börnes mit dem gesuchten Hinausarbeiten auf die jüdisch-pointierten Kalauereien heute kultiviert, würde ohne Zweifel durch eine positivere gesündere Form ersetzt; das feine Bühnenfeuilleton käme wie in Paris zu Ehren, und das meist namenlose Hungerkandidatenpack, welches um des Theaterfreiplatzes willen Kritiken begeht, würde ersetzt durch *sachverständige* Schriftsteller. Ferner würden zwei stilistische Kunstformen, welche bisher noch nicht zur richtigen Entfaltung gekommen sind, plötzlich vorteilhaft in den Vordergrund gerückt: der moderne Essay und die novellistische Skizze.

Doch genug davon! Die Quintessenz meiner Ausführungen fasse ich in folgende drei Thesen zusammen: 1) Der Realismus ist noch nicht überlebt, erstens weil selbst für einen Teil seiner pfadführenden Geister noch Gebiete vorhanden sind, die der Erschließung harren, zweitens, weil er noch nicht popularisiert ist und daher jetzt erst Keimboden der Talente wird, und drittens, weil er als Kunst der Naturwissenschaft sich nicht eher überlebt, als diese, d. h. niemals. Er kann wohl von einem Pole zum anderen umschlagen, so z. B. vom Naturalismus zur symbolistischen Romantik, aber er wird innerhalb des Rahmens bleiben müssen, den ihm die *moderne Naturwissenschaft* ein für alle Mal gesteckt. Darin sind wir im Grunde genommen beide auch einig, denn was heißt es anderes, wenn der dritte Artikel von Grottewitz lautet: „Der Neuidealismus sucht eine auf modernwissenschaftlicher Grundlage auferbaute Schönheit zu schaffen."

Bisher bin ich dem Grottewitzschen Litteraturprogressionismus mehr von der sozialen Wirklichkeitsseite entgegengetreten — in nachfogendem versuche ich umrißartige ideelle Korrekturen seiner Aussichten.

Der naturwissenschaftliche Kunstidealismus liegt in der Philosophie des

Werdens — der Kunstrealismus in der des Vergehens. Die krasseste Form des Realismus in der Philosophie ist der Pessimismus, in der Kunst der Naturalismus — beide sind Zeiterscheinungen einer starken Reaktion gegen ein überlebtes Alte, nämlich gegen die kirchlich-christliche Dogmatik, die christliche Philosophie, überhaupt gegen jede Wissenschaft, Philosophie und Geistesbethätigung (Kunst), welche noch nicht auf dem Boden der Naturwissenschaft steht.

Darin liegt zugleich der Unterschied zwischen Realismus und Naturalismus, welchen Grottewitz sich bisher noch nicht völlig klargemacht zu haben scheint.

Weiter. Der naturwissenschaftliche Neu-Idealismus ist nicht eher lebensfähig, als nicht der Naturalismus mit allem feindseligen Getrümmer der absolutistischen Dogmenzeit aufgeräumt und selbst dann ist er nur als künstlerische Teilanschauung giltig, weil zur Evolution Revolution, zur Revolution Kampf und Vernichtung, der Kampf ums Dasein gehört. Vernichtet aber wird immer das Minderstarke, Minderschöne, Mindergesunde, Mindernatürliche, Minderentwicklungsfähige, kurz das Schwache, Ungesunde, Widernatürliche, Fortpflanzungsunfähige. Die künstlerischen Darstellungen dieser Naturnotwendigkeiten wird selbst in Zeiten, wo die Kunst die Neigung bekommen sollte, nach dem Gegenextrem des Naturalismus hinzulenken, immer noch dem Realismus vorbehalten bleiben, — denn der Neuidealismus allein gäbe Tendenzdichtung, welche stets der Ergänzung bedarf.

Seine ersten vier Artikel hätte Grottewitz gut zu einem zusammenschweißen können — ohne dabei etwas drein zu geben, denn sie sagen alle vier dasselbe. Eine neue Schönheit ist eben das Grundideal, auf dem sich alle anderen aufbauen, und die neue Schönheit bedarf der neuen Weltanschauung.

In die Forderung der Aufrichtung einer neuen Schönheit kann ich nicht mit einstimmen, nicht einmal möchte ich sie noch in unserer litterarischen Freimaurerloge formuliert wissen, denn es giebt zu gewichtigen Gegengründen Anlaß, welche zusammengenommen den dritten Mahnruf erheischen:

Zu früh!

Noch ist nicht die Zeit erfüllt, noch käme es einem verfrühten Überfalle gleich, welcher mit dem Rückschlag das Schicksal des Selbstlächerlichwerdens heraufbeschwörte. Denn jene tiefwahre und darum triviale Be-

hauptung, daß die Litteratur das Spiegelbild der Gesellschaft ist, hat doch ihre Berechtigung, freilich die Einschränkung hinzugenommen, daß es selten ungetrübt rein ist. Schönheit soll jedesmal aus den ökonomischen und sittlichen Bestrebungen einer Zeit herauswachsen — gut, sehen wir zu, welche Schönheit sich heute aus den ökonomischen und sittlichen Bestrebungen herauskryſtallisieren ließe.

Ökonomisch trieb unsere Zeit die Scheidung zwischen Reich und Arm gewissermaßen wie einen Keil zwischen die historischen Stände — sie krachten und krachen in wildem Chaos auseinander, so ganz despektierlich gegen alle geheiligten Revolutionsschablonen vergangener Jahrhunderte! Und diese furchtbare, radikale Ständevermischung, welche vordem keine Menschheitsreform so kraß erzeugte! Die soziale Antithese zwischen Luxus und Hunger, zwischen ungeadelter Geldmacht und geldlosem Hirnadel, dazu das Versinken zweier bisher mächtigen Stände: des Geburtsadels und des Handwerkerstandes, — alles giebt unserer Zeit jenes wunderliche Gepräge, welches sich in dem Schwanken aller sittlichen Ideale bis zu ihrer gegenseitigen Aufhebung ausspricht und welches in die Kunst gesetzt sich Naturalismus nennt. Damit sei nicht behauptet, daß die soziale Frage gelöst sein muß, bevor wir eine neue Schönheit erstehen lassen dürfen — das wäre zu weit ausgegriffen. Aber sicher können wir nicht daran denken, ehe nicht die Milieufrage soweit vorgeschritten, daß sie unbeanstandet auf den zwei Geleisen arm und reich rollt. Geburtsvorrechte und andere geschichtlich eingerostete Animositäten sind Steine im Geleise, welche erst noch zermalmt werden müssen.

Die übrigen Paragraphen seiner 10 Artikel des Neuidealismus, wie die Individualitätsfrage, die Objektivitätsforderung u. s. w., sind solche zweiten Ranges, die man sich für die heißen Sommermonate zur Diskussion aufheben darf — sind sie doch mehr dazu angethan, abzukühlen. —

Damit breche ich vorläufig ab. Wie Herr Grottewitz in seinen zehn Artikeln, sehe ich in vorliegender Arbeit nichts als eine epigrammatische Formulierung eines Fortschrittsprogrammes. Es erwächst mir also die Pflicht, die Konsequenzen meiner Gegenthesen ausführlicher zu geben; ich gedenke dieser Aufgabe in einer Reihe von Essays nachzukommen, welche sich an die vorgegebenen Losungsworte anschließen werden.

Aus dem Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

I.

Verein „Deutsche Bühne" in Berlin. IV. Vorstellung am 18. Januar 1891: „Die neuen Menschen", Schauspiel in drei Akten von Hermann Bahr.

Personen:
Georg — Emanuel Reicher.
Anna — Marie Conrad-Ramlo.
Hedwig — Erna Grunert.

Wir stellen die wichtigsten Auslassungen der Berliner Presse über Stück und Ausführung zusammen.

Tägliche Rundschau:

— — „Ein sehr ernstes und schönes Problem liegt dem Werke zu Grunde: wir können mit unseren Erkenntnissen noch so weit sein, noch so sehr in neuen Idealen uns bewegen, die alten vererbten Gefühle sind stärker als Erkenntnis und Vernunft. Am Widerspruch zwischen Vernunft und Empfindung gehen die ‚neuen Menschen' zu Grunde. Aber rein ist auch diese Idee nicht durchgeführt; in Wahrheit gehen die Bahrschen Menschen nicht am Widerspruch, sondern an ihrem Empfinden schlechtweg zu Grunde, wie die meisten Menschen des alten Dramas auch. Der anarchistische Held des Schauspiels lebt mit seiner Gattin Anna als guter Kamerad in einer reinen Vernunftsgemeinschaft; all' der alte Plunder, wie Ehe, Liebe u. s. w., dünkt ihnen keinen Heller wert, die Sentimentalität verachten sie, und sie kennen nur ein Lebenswertes, die Partei, den Haß gegen die Gewalthaber, die Befreiung der Menschheit aus der jetzigen Knechtschaft. Unter den Zuschauern saßen gewiß zahlreiche Radikale, die solche Anschauungen durchaus teilten, aber gewiß Keiner, der nicht in den beiden Verkündern der modernen Weltanschauung ein Zerrbild der ‚neuen Menschen' gesehen hätte, ein viel schlimmeres Zerrbild als z. B. der Loth in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang". Sie predigen ein Zeitalter der reinen Vernunft, da alle Gefühle verschwunden sind; aber sie wissen offenbar nicht, was man unter dem Begriff Gefühl versteht, denn fortwährend rühmen sie sich ihrer Gefühle, oder ist der Haß gegen die Gesellschaft, das Mitleid mit einer Gefallenen kein Gefühl? Daß aber die Sozialdemokratie oder der Anarchismus das Empfinden aus der Welt schaffen wollen, ist mir völlig neu, die Ehe ja, —

aber den tieriſchen Inſtinkt der Liebe? Das habe ich nie geleſen. Der Held wäre jedenfalls der ungeeignetſte Verkünder Tolſtojſcher Ideale und er beweiſt ſich in jedem Falle als der ſchlimmſte Phraſendreſcher; beim erſten Anſtoß wirft die Sinnlichkeit all' ſeine ‚Doktrinen' über den Haufen, er verliebt ſich in ein junges Mädchen und glaubt deshalb ſeiner Partei untreu geworden zu ſein und aller Agitation entſagen zu müſſen. Ein guter Fingerzeig für die Polizei. Schicke ſie unſeren Sozialdemokraten nur recht viele Mädchen zu und mit aller Gefahr iſts zu Ende. Der Held läßt ſeine ihm wild angetraute Gattin in Verzweiflung zurück, denn auch dieſe macht ein Geſtändnis, welches der Verbreitung ‚der Modernen' nicht gerade ſehr nützlich ſein kann: ſie hat dem Gatten ſeine Anſchauung verſtändnislos nachgebetet, nur weil ſie ihn — liebte. So verhöhnt Bahr mit unfreiwilliger, blutiger Satire die, für welche er unſer Mitgefühl erwecken will; ein Trauerſpiel wird, was ein Luſtſpiel hätte werden ſollen. Der dritte Aufzug hängt mit den beiden erſten nicht mehr zuſammen; Hedwig, das junge Mädchen, welches im zweiten Akte dem Helden mit ſo wilder Glut an die Bruſt ſich warf, hat nach anderthalb Jahren ſchon einen Dritten lieben gelernt, und der Gatte geht darüber ins Waſſer. Vergebens ſuche ich nach der geiſtigen Brücke, die vom erſten zum zweiten Teil hinüberführt. Die Konflikte ſind im erſten Keim ſtecken geblieben, ſo daß eine ſich entwickelnde Handlung überhaupt nicht erwachſen konnte. Nichts als einen erſten Akt hat Bahr geſchrieben, indem ſich die Charaktere exponieren konnten, um dann plötzlich abzubrechen; ſie reden nur miteinander, aber ſie kommen zu keinem Thun mehr zuſammen. Von der ſchauſpieleriſchen Darſtellung durch Reicher, Frau Marie Conrad-Ramlo, die ausgezeichnete Künſtlerin des Münchener Hoftheaters, und Erna Grunert kann man daher eigentlich gar nicht reden. Im Grunde konnten ſie nur auf der Bühne herumſtehen und ſprechen. Marie Ramlo brachte den einzig charakteriſtiſchen Zug der Anna fein zur Geltung, indem ſie im Tonfall der Rede ganz das Angelernte, das Kalt-Vernünftige, Kathedermäßige in den Anſchauungen hervorhob. Den Charakter der von Erna Grunert geſpielten Hedwig halte ich für den unglücklichſten. Vor Kurzem noch eine Proſtituierte, die vom Helden von der Straße gerettet, ſpricht ſie in einem gebildeten und blühenden Stil, der alles andere eher als Natur iſt. Merkwürdigerweiſe will Bahr offenbar unſere Sympathien für das Mädchen erwecken. Aber dabei atmet deſſen Liebe eine ſo tieriſch-ſinnliche Brutalität, es legt gegen die Frau Anna eine ſo rohe Geſinnung an den Tag und es wechſelt die Liebhaber ſo raſch, daß ich allerdings glaube, der Held braucht die Hedwig wirklich nicht von der Straße zu retten, es muß ihr doch dort am wohlſten geweſen ſein.

Die Darstellerin spielte die Liebesszene mit wilder Glut und Leidenschaft und war nebenbei lauter Liebenswürdigkeit. Einen Zusammenhang in die Gestalt konnte auch sie nicht hineinbringen." Julius Hart.

Börsen-Courier:

— — „Den ‚Einsamen Menschen' der ‚Freien Bühne' folgen heute Mittag im ‚Thomas-Theater' die ‚neuen Menschen' der ‚Deutschen Bühne'. Die Ähnlichkeit beschränkt sich nicht bloß auf den Titel. Es ist, als hätten die Verfasser, Gerhard Hauptmann und Hermann Bahr sich vorgenommen, den gleichen Stoff in ihrer verschiedenen Weise auszugestalten. In diesem Wettdichten blieb Hauptmann Sieger. Auch Hermann Bahr behandelte die Ehe, in die eine dritte störend eintritt, und auch hier endet der Konflikt mit dem freiwilligen Wassertode des schwachen ‚Helden'. Sogar Geistesrichtung und Charakterbeschaffenheit des Helden ist in beiden Stücken die gleiche. Herr Reicher, der allezeit getreue Verbündete der freien Bühne, spielte eben heute dieselbe Rolle, die er schon vor acht Tagen gab, gleich unsicher im Text, gleich sicher in der Wirkung und der Beherrschung seiner Kunstmittel.

„Zwischen drei Personen und in einer Hochflut von Worten spielt sich die allzu dürftige Handlung ab. Georg ist der Apostel irgend einer atheistisch-anarchistischen revolutionären Partei, und sein Weltverbesserungs-Rezept lautet: ‚erst neue Menschen in die alten Verhältnisse bringen, dann neue Verhältnisse schaffen für die alten Menschen'. Wer nicht einsieht, daß damit der Welt zu helfen ist, dem ist nicht zu helfen. Zu ihm hat sich als Gefährtin Anna gefunden, die Eltern und Heim verließ, um dem Apostel zu folgen, natürlich wohl nicht als ‚Frau' im religiösen und bürgerlichen Sinne, über derlei ist man ja erhaben. In ihr Heim bringt nun Georg eine junge Straßendirne, Hedwig, die er nachts vor den Insulten einiger Frechen geschützt, in der er eine naive, besserungsfähige Gefallene findet, die auch Anna freundlich aufnimmt und behält. Eines Tages findet Anna, daß Hedwig den Bacillus des Philistertums in ihr Heiligtum des Radikalismus gebracht hat, daß sie Georg zu sentimentaler Hinneigung an überkommenen Sitten, zur Freude am Weihnachtsbaum verführt. Und da sie ihn warnen will, da sie ihm ein übers anderemal und immer heftiger à la Medea zuruft Jason — pardon ‚Georg, ich will mit Dir sprechen' und er zärtlich mit Kreusa-Hedwig tändelt, da wird es ihr klar, daß er sie lieben konnte Sie fordert, daß Hedwig entfernt werde, sie fleht und will im Eifer sogar ihrer ‚Idee' untreu, eine richtige gute Hausfrau werden. Ganz wie der Hauptmannsche Held widersetzt sich auch Georg, ganz wie jener ahnt auch er jetzt erst, das er ‚die Dritte' liebe. Anna hat für Hedwig irgendwo

einen anderen Zufluchtsort ausfindig gemacht, die aber klammert sich an Georg. Sie will nicht von ihm lassen, er müsse sie lieben — sie kapriziert sich nicht einmal auf lange Zeit. Vergebens hält er ihr Predigt um Predigt über seine Weltanschauung, seine Idee, die den Menschen verbietet, eine oder einen und nur gestattet, das All' zu lieben. Hedwig fällt ihm stürmisch um den Hals und aus ists mit Idee, mit Weltanschauung. Der wiederkehrenden Anna erzählen beide gemütlich, das Herz habe über die Idee gesiegt und sie ziehen von dannen. Daß innerhalb ihrer bequemen Moralbegriffe ja alle drei gemütlich nebeneinander leben könnten, fällt zufällig keinem ein und es wird also ein dritter Akt nötig.

„Im Lieblings-Aufenthalt der dritten Akte aller Phantasiewelt-Dramen, in Italien, finden wir uns wieder. In das neue Liebesglück ist nun aber wieder ein Dritter getreten, der freilich nicht auf der Szene erscheint. Es hat sich ein jugendfrischer Landsmann eingefunden, Georg ahnt, daß Hedwig und er sich schon lieben, ohne es noch zu wissen. Er fürchtet, sie könnten zum Bewußtsein kommen, um seinetwillen verzichten wollen und unglücklich werden. Anna, die — man weiß kaum recht wie und warum, dazutritt und sich mit Georg in dem Geständnis begegnet, und ihren beiden Weltanschauungen, Partei und Idee im Grunde — gleichgiltig waren, daß sie in Täuschungen lebten, und daß es ‚nichts mit dem neuen Menschen'. Sie vereinigen sich nun in der Anschauung, die auch jedem seichten Sonntagsnachmittags-Prediger wohlanstehen würde, Gutes thun, daß sei die Lösung der sozialen Frage. Das Unglück sei nur, daß in unserer Welt gerade aus der guten Regung der beiden neuen Liebenden ihr Verderben komme, geht Georg auf Annas Rat ins Wasser.

„Die ‚Deutsche Bühne', die ja wohl auch das Theater reformieren, retten will, hat hier ein Stück geboten, das uns gerade in Erstaunen setzt durch die Fülle der Unmöglichkeiten, die ein begabter Verfasser in eine so kärgliche Handlung bringen kann. Eine Aufeinanderfolge von schwülstigen Predigten bildet den Dialog. Man muß sich an einzelne kleine Einfälle und geschickte Wendungen halten, wenn man daran erinnert werden will, daß der Verfasser doch im Grunde ein begabter und formgewandter Schriftsteller ist.

„Eine Schauspielerin, die zu den Zierden deutscher Bühnenkunst gehört, und der Stolz des Münchener Hoftheaters ist, Frau Marie-Conrad-Ramlo, war aus München herübergekommen, um die Anna zu spielen. In der Kraft und Entschiedenheit, mit der sie zunächst die Petroleuse anlegte, bewährte sich Frau Conrad-Ramlo sofort als die Künstlerin, für die sie gilt, als die Priesterin der sieghaften Wahrheit und Natürlichkeit auf der Bühne.

Frau Ramlo ist aber eine zu wahre und echte Schauspielerin, um durch Kunstmittelchen über Schwächen des Stückes und der Rolle hinwegschwindeln zu können. Wo der Charakter inkonsequent wird, wo er schließlich in bare Nichtigkeit zerfließt, wo die Petroleuse zur ‚Märchentante', zu einer Mischung von Sozialistin und Kaffeeschwester sich wandelt, da gab auch die Kunst der Frau Conrad-Ramlo jeden Rettungsversuch auf und verschwand. Hoffentlich tritt diese Künstlerin gelegentlich in der Reichshauptstadt in einer Rolle auf, in der sie ihre Eigenart ganz entfalten kann. Fräulein Erna Gruner wußte die Leidenschaftsausbrüche der Hedwig mit Feuer und Empfindung auszustatten, in den ruhigeren Szenen sprach sie nicht deutlich genug. Herr Reicher mutet, wie bereits gesagt, zwar nicht seiner großen schauspielerischen Kraft, aber seinem Gedächtnis zu viel zu.

„Das Publikum, das uns auffallend zahlreich schien, nahm den ersten Akt mit freundlichem Beifall auf, rief sogar den Verfasser. Von da ab fiel es ihm bei jeder Gelegenheit mit höhnischem Lachen ins Wort. Wenn der Verfasser sich besonders die Heiterkeit merken will, die ausbrach bei den Worten: ‚es ist nichts mit den neuen Menschen' oder ‚laß es lieber sein', dann hat er heute einen großen Erfolg davongetragen. Er ist von einer Täuschung befreit und davor bewahrt, mit dramatischen Arbeiten Zeit und Kraft zu verschwenden." J. L.

Freisinnige Zeitung:

„Der Verfasser dieses Dramas charakterisiert sich selbst mit ‚Décadence' und sein Schaffen mit ‚fin de siècle'. Die Fremdwörter sind hier wesentlich zur Sache gehörig. Deutsch ließe sich dasselbe nicht ausdrücken. Und damit ist der traurige Fehler seiner Werke von einer bestimmten Seite her grell beleuchtet. Er sucht das Fremde, und verschmäht das Heimische. Er holt aus der Ferne, was ihm die eigene Anschauung nicht gewährt. Bahr fehlt die Anschauung, alles, was er macht, ist geklügelt, unecht, verlogen. Er hat sein Wesen nicht natürlich entwickelt an der historischen Überlieferung unserer Vergangenheit, sein Talent nicht geschult an den Meisterwerken unseres Schrifttums. Noch weniger ist er über die Grenzen des Nationalen hinausgewachsen zu der Größe des Allgemeinen, Menschheitlichen. Mit erheuchelter Wahlverwandtschaft lugt er hinüber nach Paris, um an die letzte Entwickelungsphase drüben anzuknüpfen. Ja, wenn dort zufällig das Große nachzuahmen wäre! Bahr gilt groß oder klein gleich, wenn es nur von der Seine kommt. ‚Ein bißchen französisch, das macht sich wunderschön' — heißt es in einem alten Berliner Scherzlied.

„Das Drama ‚Neue Menschen' liegt vor dieser Zeit des erkünstelten Parisertums. Aber es zeugt schon von der kokettierenden Manier des Ver-

fassers, die im Andersſein das Originelle ſieht. Nur beileibe nicht wie die Dichter aller Zeiten; nur beileibe nicht wie die Menſchen immer empfunden haben, weil ſie eben gar nicht anders empfinden können — als ob neue Menſchen aufhören könnten Menſchen zu ſein. Der Zug, der große Geiſter der Gegenwart dahin treibt, die animaliſche Natur des Menſchen zu verleugnen, hat auch Bahr verführt, den ‚l'homme machine' aller der Vorausſetzungen zu entkleiden, ohne die er gar nicht ſein könnte.

„Anna will nur Vernunft ſein. Die Menſchen müſſen das Vorurteil des Gefühls, der Empfindung für einander, der Bevorzugung des einen vor der Menſchheit abſtreifen, dann erſt können ſie ganz der großen Aufgabe leben, einander glücklich zu machen. So hat ſie von ihrem Georg gelernt, und ſie übertrifft ihren Meiſter noch an ſtarrer Konſequenz. Aber in das Zuſammenleben der beiden tritt Hedwig, die jugendlichere, empfindungsreichere — und ihr Ideal liegt wie ein Götze zerſchellt am Boden. Der Dichter führt alſo ſeine Geſchöpfe ſelbſt ad absurdum. Aber er vergißt darüber, daß dieſe Geſchöpfe auf der ganzen weiten Welt gar keinen Platz haben, denn ſie ſind blut- und fleiſchlos, ſie ſind eingekleidete Ideen. Damit iſt ihre Unmöglichkeit auf der Bühne ausgeſprochen. Bahr weiß das ſogar. Denn er nennt ſeine neuen Menſchen einfach Anna, Georg, Hedwig. Sie brauchen keine weiteren Namen, ſie haben keinen Beruf. Sie ſind eben nicht Individuen. Der erſte Akt iſt trotz all dem Geſagten ein ſtarker Beweis eines guten Talents, eines Talents, das unfruchtbar iſt, weil es nicht redlich gegen ſich ſelbſt iſt und weil es in unſeliger Originalitätshaſcherei ſich mit bunten Lappen ausländiſcher Herkunft behängt, anſtatt aus ſeinem eigenen Innern zu ſchöpfen und frei zu geſtalten.

„Frau Conrad-Ramlo aus München bot im erſten Akt eine vortreffliche Verkörperung des ſtarren Vernunftgeſchöpfes. Jemehr aber die Rolle dem Ende zu in Unwahrheit verfiel, deſto weniger vermochte auch die Künſtlerin zu feſſeln. Der vortreffliche Reicher geht in ſeinem Eifer für den litterariſchen Kampf ſo weit, ſich zu viel aufzuladen. Er konnte ſeine Rolle nicht und war ſomit nicht imſtande, ſeine Intentionen auszudrücken. Frl. Grunert gab beſonders im zweiten Akt Proben eines ſchönen Talents. Nach dem erſten Akt wurde der Verfaſſer ohne Widerſpruch gerufen, nach dem dritten war die Oppoſition ſtärker als der Beifall." R. L.

„Krit. Theater- und Kunſt-Plaudereien":

„Die ‚neuen Menſchen' ſind nach der Definition des Autors etwa diejenigen, welche ihre Liebe nicht auf ein einzelnes Individuum beſchränken, ſondern die Geſamtheit derſelben daran teilnehmen laſſen. Nur darf die Liebe überhaupt mit heimlichen Begierden nicht vermiſcht ſein; rein und

keuſch, gewiſſermaßen deſtilliert von dieſen, ſoll ſie jene weltbeglückenden Ideen verwirklichen, welche der Sozialismus auf ſeine Fahnen geſchrieben. Das Experiment wird nun an den drei Perſonen des Stückes gemacht. Die Handlung, wenn man überhaupt von einer ſolchen ſprechen darf, baut ſich auf den gewagteſten Vorausſetzungen auf. Georg und Anna, ein Volksagitator und ſeine Helferin, leben in gemeinſchaftlichem Haushalt. Eins in den Gedanken und Zielen, führen ſie gleichſam eine geiſtige Ehe. Allein man hat allen Grund zu der Annahme, daß daneben auch eine fleiſchliche beſteht. Eines Abends hat Georg Gelegenheit, ſich eines Mädchens anzunehmen, welches bei ihrem anrüchigen Gewerbe auf der Straße allerhand Verfolgungen beſtehen muß. Er bringt ſie in das Haus, wo er und Anna wetteifern, ihr das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen. Zum Dank dafür bringt Hedwig Unfrieden in dieſen Haushalt, ſie ſtiehlt Georg ſeiner ‚Genoſſin‘ und veranlaßt ihn, daß er dieſe geiſtige Ehe bricht, um nunmehr der völlig fleiſchlichen mit ihr zu leben. Während bisher der menſchenbeglückende Idealismus allein das große Wort geführt hat, bricht nun die Sinnlichkeit und Selbſtſucht mit einer Kraßheit hervor, wie ſie auf den Brettern vielleicht noch niemals gezeigt wurde. Dabei fehlt dem Stücke jeder eigentliche Schluß; mit der Mitteilung, daß ein neuer ‚Genoſſe‘ aufgetaucht, welcher Hedwigs Herz von Georg abwenden werde, und daß Georg, um das Glück der neuen Liebenden nicht zu ſtören, auf Annas Rat ins Waſſer gehen will, muß ſich der Zuſchauer begnügen. Und daran haben tüchtige Künſtler ihre beſten Kräfte geſetzt. Voran ſtand Marie Conrad-Ramlo vom Münchener Hoftheater als Anna. Die Leiſtung war abgerundet bis in die letzten Einzelheiten; groß und edel in der Auffaſſung, ſelbſtlos in der Wahl der Mittel, ſchuf die Künſtlerin eine Figur, wie wir ſie ſelten auf den Brettern angetroffen. Dazu quillt ihr ein Organ von den Lippen, voll und ausgeglichen in allen Lagen, wie es nur den bedeutendſten Wortkünſtlern zu Gebote ſteht. Die Bühne darf beneidet werden, welche Frau Conrad-Ramlo zu ihren Mitgliedern zählt, das Publikum, welches ſich des öfteren an ihren Geſtalten ergötzen darf. Erna Grunert ſtand ihr als Hedwig angemeſſen zur Seite; auch bei ihr muß man die glückliche Vereinigung aller Mittel, welche die darſtellende Kunſt von ihren Jüngerinnen verlangt, anerkennen. Die ebenſo wichtige wie ſchwierige Rolle des Georg hatte Herr Reicher übernommen. Augenſcheinlich litt er unter dem peinlichen Eindruck, welchen ſie, wie bei einem Jeden, ſo auch bei dem Darſteller hervorrufen muß. Bei aller Wertſchätzung, welche wir für den trefflichen Künſtler hegen, iſt er uns gleichwohl in andern Partien ungleich beſſer vorgekommen. Das Publikum bekundete den Mitwirkenden

ebenso entschiedenen Beifall wie dem Stücke seinen Unwillen. Die Szene im zweiten Akt, wo Anna den widerstrebenden Georg durch Mittel, welche bisher selbst in den gewagtesten Romanen höchstens angedeutet werden, in ihre Arme zwingt, darf wohl als der auf die Spitze getriebene Naturalismus angesehen werden. Es war — und das scheint uns charakteristisch für unsere im Chauvinismus schwelgende Zeit — einer Bühne, welche sich die spezifische ‚Deutsche' nennt, vorbehalten, die Exzesse, deren die freie Liebe fähig ist, in einer Nacktheit und Unverfrorenheit zu zeigen, für welche den Franzosen, man mag sie schmähen, wie man will, bisher glücklicherweise der Mut gefehlt hat. Hugo Russak."

Börsen-Zeitung:

„— Ausgelacht von den Verständigen, wild beklatscht von den Korybanten des grünen Deutschland, so gingen vorgestern „Die neuen Menschen" von Hermann Bahr auf der „Deutschen Bühne" in Szene. Was nur die Allerjüngsten und Allerneusten, die sich so fürchterlich erdreusten, von den armen ‚Menschen' wollen! Da schreibt einer von ihnen und wohl der begabteste, der bereits durch den Tod aus der Gefechtslinie gerückt ist, Hermann Conradi, einen Roman ‚Adam Mensch'; ihm folgt Hans von Basedow mit dem Sauspiel ‚Gerechte Menschen', das allerdings, so weit wir wissen, Buchdrama geblieben ist. Alsdann erscheint Gerhart Hauptmann, der Apostel des neueu dramatischen Evangeliums, mit den ‚Einsamen Menschen' auf der Freien Bühne, und noch schmerzen seinen Bewunderern vom wütigen Beifallstoben die Hände, da treten ‚Die neuen Menschen' von Hermann Bahr auf den Plan. ‚Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut!' dürfte verzweifelt derjenige ausrufen, der alles das zu lesen und zu sehen verdammt ist, denn so viel hierin vom wahren, echten und edlen Menschentum die Rede ist, von niemandem wird es schmählicher mit Füßen getreten, als von denen, die den Namen Mensch so unnützlich führen. Hermann Bahrs Drama — der Verfasser ist derselbe Bahr, aus dessen Schriften die Tagesblätter spaßeshalber zuweilen einige Perlen üppigen Stilunkrautes abdrucken — ist übrigens älter als Hauptmanns neuestes Werk. Es erschien in demselben Jahre wie Conradis Adam Mensch, 1887, also vier Jahre hat es gedauert, bis es vom Papier auf die Bretter gelangte. Nun, wer in der stillen Hoffnung auf einen Ulk sich vorgestern in die Deutsche Bühne gewagt hat, der ist leidlich auf seine Rechnung gekommen. Man höre die Fabel des Schauspiels von drei Akten und drei Personen! Georg — Vatersname unbekannt — ist ein sozialistischer Schriftsteller und Agitator, durchdrungen von der Wahrheit seiner Grundsätze und Anschauungen, die darauf hinauslaufen, daß die gegenwärtigen Zustände total

verrottet und daß die heutige Gesellschaft bis in die Wurzeln verfault ist. ‚Wir brauchen neue Menschen,‘ sagt er, ‚die können wir aber nur bekommen durch neue Verhältnisse“; und ein ander Mal: ‚Wir brauchen neue Verhältnisse, die kriegen wir aber nur durch neue Menschen.‘ Mit diesen tiefsinnigen Aussprüchen wirft er während des ganzen Stückes um sich, redet spaltenlange Leitartikel darüber und spricht nebenbei noch allerhand von der Vernunft, die allein die Richtschnur für das Thun der Menschen abgeben müsse. Die Vernunft ist etwas Gutes, folglich werden die neuen Menschen, die nach ihr handeln, gute Menschen sein. Aber der Vernunftschwärmer hat das Herz vergessen und mit ihm selber geht es durch. Vor zehn Jahren hat er eine Vernunftehe geschlossen, das heißt eine Ehe mit einem Mädchen, das er ganz nach seinen Ansichten heranbildete, das er sich zur Gehilfin am großen Werke der Menschheitserlösung erzog. Indem Anna dem Manne ihrer Wahl folgte, brach sie ihrem alten kranken Vater das Herz — doch was kümmerte das die beiden ‚Vernünftigen‘! Sie leben in ihrer Art glücklich; Georg schreibt und hält Reden, Frau Anna unterstützt ihn wacker bei der Arbeit, und beide sind stolz in dem Gedanken, die Schaffung neuer Menschen und neuer Verhältnissee zu fördern. Da kommt ihnen ein Gast ins Haus, und zwar einer, welchen Menschem von der alten verkommenen Sorte schwerlich Aufnahme gewährt haben würden. Georg befreit eines Abends eine Straßendirne aus den Händen von ein paar Trunkenbolden und führt die Halbohnmächtige in sein Heim, wo sie auch verbleibt, denn Georg wie seine Frau erkennen schnell, daß Hedwig nicht aus Lust am Laster, sondern aus — Naivetät gefallen ist. Sie reichen ihr die rettende Hand, und das dankbare Mädchen wird der Sonnenschein des Hauses, in dem es bisher recht trübe zugegangen ist. Doch das Unausbleibliche tritt ein. Dem Vernunftmanne gehen die Augen auf, welch ein Unterschied zwischen seiner kalten, auch das Äußerliche verachtenden Frau und dem jungen, schmeichlerischen Dinge besteht, auch Frau Anna schöpft endlich Argwohn, und so soll Hedwig aus dem Hause. Georg steht ein, dies ist das ‚Vernünftige‘; schon sind die Koffer des Mädchens gepackt, da macht deren wild emporflammende Leidenschaft einen Strich durch die kluge Rechnung. Schier mit Gewalt bringt Hedwig Georg zum Bekennen seiner Liebe, und die Beiden gehen ins Weite, die arme Anna, die jetzt erst zum Bewußtsein kommt, daß auch sie ihren Mann aufrichtig liebt, mit ihren schönen Prinzipien allein lassend. Einem kurzen Rausche des Glückes folgt bei Georg bald die Ernüchterung, verbunden mit Kummer und Angst. Es nagt an ihm, daß die früheren Freunde nach dem verhängnisvollen Schritte ihn verachten; wie ein Vervehmter kommt er sich vor, daß er nun nicht mehr mit-

thun darf an der großen Schöpfung der neuen Menſchen und neuen Verhältniſſe, und zugleich peinigt ihn die Furcht, daß die ſchöne Hedwig ihm nicht mehr lange gehören werde. Liebäugelt ſie doch ſchon jetzt mit einem andern! In dieſer Stimmung wird er von Frau Anna überraſcht, die ihm kaltblütig den Weg zeigt, den er zu gehen habe. Zu ihr zurück darf er nicht, die andere iſt ſeiner überdrüſſig, der Teilnahme am großen Werke der neuen Menſchen hat er ſich unwürdig gemacht — wozu iſt er noch nütze auf der Welt? ‚Beim Waſſerfahren verunglücken ſo viele,‘ meint wohlwollend Frau Anna; „Du haſt recht,“ entgegnet düſter Georg, und der Vorhang fällt, die Zuſchauer in der Vorſtellung zurücklaſſend, daß demnächſt die See eine neue Waſſerleiche an den Strand ſpülen werde.

Dem Dinge iſt durch eine ſo ausführliche Inhaltsangabe viel zu viel Ehre geſchehen, aber gegenüber dem Geſchrei der Jungen und Neuen über das Unverſtändnis der Bühnenleiter, welche die ſchönſten Perlen ungefaßt laſſen, wollten wir einmal das Machwerk eines ihrer geſchwätzigſten Chorführer niedriger hängen. Wenn die Herren ihren Abhub drucken laſſen und dafür Käufer finden, ſo geſchieht es dieſen ganz recht, aber mit dem Zeugs von der Bühne herab ahnungsloſe Menſchen zu elenden, das iſt eine Unthat. Ein dreiaktiges Schauſpiel, von deſſen drei Perſonen zwei nichts thun als leitartikeln, während der dritten, der ehemaligen käuflichen Dirne, die Aufgabe brünſtiger Schamloſigkeit zufällt — wie kann man eine ſolche Miſchung von öder Langeweile und pornographiſcher Frechheit mit Glimpf behandeln! In hundert Fetzen ließe ſich das hohle Machwerk, deſſen tönende, auf ſozialem Gebiete ſich bewegende Redensarten oft helles Gelächter hervorriefen zerpflücken, — doch wozu die Mühe, decken wir das Bahrtuch über den Leichnam!

Im erſten Akte ſtieß das ſogenannte Schauſpiel auf eine verhältnismäßig günſtige Aufnahme. Herr Reicher (Georg), Frau Conrad-Ramlo (Anna) und Fräulein Grunert (Hedwig) ſpielten vortrefflich, und halb im Banne des Befremdens über die Zumutung, ſozialiſtiſche Anſchauungen noch verſchwabelter hören zu ſollen, als ſie ſonſt vorgetragen werden, halb von der Neugier gepackt, ſagte man ſich mit Fritz Reuter: ‚Nu frag’ ick Di, wat will de Kierl?!‘ Mit dem zweiten Akte änderte ſich das Bild. Zunächſt wieder die Leitartikelei von Karlchen Mießnick, dann jene Szene, die mit plötzlichem Ruck dem Faſſe den Boden ausſchlug. Freund Georg will noch immer in edler Gewiſſenhaftigkeit der ſchönen Hedwig einreden, daß ſie ihn eigentlich nicht liebe, und daß auch er ſich nichts aus ihr mache. Doch ſie beweiſt ihm das Gegenteil ad oculus und musculos. Sie ſchmeichelt ihm und ſtreichelt ihn, ſie ſchüttelt ihn und rüttelt ihn, daß das Pult,

an welches er sich anlehnt, ins Wackeln gerät und ihm gegenüber diesem erlköniglichen Ungestüm schließlich nichts übrig bleibt, als sich der Gewalt zu beugen — der vierte Akt der ‚Haubenlerche', jedoch in dem veränderten Verhältnis nach dem berühmten Beispiel der Frau Potiphar. Würde eine solche Szene vor dem großen Publikum aufgeführt, sicherlich würde sie unter dem allgemeinen Ausbruch der Entrüstung nicht zu Ende gespielt, aber die Zuschauer der Deutschen Bühne begrüßten sie mit höhnischer Heiterkeit, und damit war das Schicksal des Stückes besiegelt. Alles, was noch folgte, wurde von ironischem Mitspielen des Publikums begleitet, keine Gelegenheit außer acht gelassen, die ernst gemeinten qualmigen Redensarten mit Lachen oder spöttischen Zurufen zu begleiten, und so gestaltete sich die Aufführung zum reinen Parodie-Theater. Mancher, der erst vor der Langenweile hatte flüchten wollen, verweilte am Platze und bekannte nachher, so gut habe er sich lange nicht amüsiert. Ernster gestimmte Menschen werden aber doch zu der Ansicht gelangt sein, daß der alte Adam, trotz seiner unverkennbaren Schwächen, noch immer besser ist, als die neuen Menschen allerjüngster Schöpfung. E. S."

Berliner Tageblatt:

O. N.-H. „Die Sonntagsvorstellungen der ‚Deutschen Bühne' folgen sich — wenn auch mit Schwierigkeiten — und sie gleichen sich auch. Sie werden ausgelacht. Hermann Bahr war noch sehr jung, als er die ‚neuen Menschen' schrieb. Er war so jung, daß er glaubte, es müsse noch bewiesen werden, daß der Mensch einen Körper und eine Seele habe. Seine beiden ‚neuen Menschen' befinden sich nämlich in dem ersten Akte in dem Wahne, die Menschheit müsse sich von beiden befreien und ganz Geist, ganz Vernunft werden. Der Erfolg bei ihnen beiden scheint zu sein, daß sie sich vom Gefühl losgemacht haben, um desto gründlicher Körper zu sein; zu Vernunft aber sind sie nicht im geringsten gekommen. Denn hätten sie ein Fünkchen Vernunft, so müßten sie wissen, daß ihre tiefsinnigen Unterhaltungen über die Idee und die völlige Vergeistigung der Menschheit schauerlicher Unsinn sind. Wie sie es anstellen, bereits seit zehn Jahren an der Entkörperung und Entseelung der Menschheit zu arbeiten, bleibt uns natürlich verborgen. Wenn Bahr nun zeigt, wie seine beiden ‚neuen Menschen' sich kläglich über sich selber getäuscht haben, als sie sich für gefühl- und körperlos hielten, so ist das nur ganz in der Ordnung; aber wozu etwas so absolut Selbstverständliches beweisen? Ebenso könnte bewiesen werden, daß man ohne Augen nicht sehen, ohne Ärger über die Erfolge anderer keine ‚Deutsche Bühne' gründen kann. Bahrs Idee ist ohne Zweifel richtig und seine Absicht gut, aber sein Unrecht ist es, daß seine

‚neuen Menſchen‘ keine Karrikaturen und ſein Schauſpiel keine Poſſe iſt. So paſſierte es ihm, daß das Publikum wider ſeinen Willen ſein Stück für eine Harlekinade nahm.

„Wäre Bahr, als er das Stück ſchrieb, nicht ein in den allgemeinſten Abſtraktionen ſchwimmender Sozialethiker, ſondern ein Dichter geweſen, ſo hätte er, was er jetzt nur in wenigen Worten anzudeuten wagte, deutlich entwickelt, er hätte aus ſeinen ‚neuen Menſchen‘ ein paar ordentliche oder unordentliche Nihiliſten gemacht, mit freier Liebe, mit gemeinſamem Eigentum, mit umſtürzleriſchen Ideen, und dieſe ad absurdum geführt. Dann hätte man doch gewußt, wo und wie! — So aber ſind es lediglich unklare Begriffe, die auf zwei Beinen umherwandeln. Sie haben nicht einmal ordentliche Namen, ſie heißen einfach Georg und Anna. Wir wiſſen nicht, was ſie thun, wir erfahren nicht, wovon ſie leben, wir nehmen an ihnen nichts Menſchliches, d. h. nichts Angeſchautes wahr. Alle reden dieſelbe hochtrabende ſchwülſtige Sprache, die nicht den geringſten Verſuch macht, zu individualiſieren; alle reden ſozialdemokratiſche Toaſte. In Ermangelung von Ideen iſt ſtets von der ‚Idee‘ die Rede. Aber was dieſe Idee iſt, erfahren wir nicht.

„Eine Dirne, die er von der Straße aufgeleſen, verhilft Georg zu der Entdeckung, daß er noch ein Herz beſitze. Er liebt ſie, und Hedwig — ſo heißt der gefallene Engel — liebt ihn. Und nachdem beide etwas ſchülerhaft einen philoſophiſchen Kurſus durchgeſtümpert, — vergewaltigt ſie ihn. Hier ſteigerte ſich die Harlekinade zum zotigen Klubuk.

„Hermann Bahr bewies einen ſeltenen Mut, als er dieſes Jugendprodukt unklaren Denkens und dichteriſcher Unfähigkeit der ‚Deutſchen Bühne‘ übergab. Größer aber noch als der Mut ſcheint mir der Mangel an Selbſtkritik zu ſein. Ich leugne nicht, daß der erſte Akt der ‚neuen Menſchen‘ Spuren von Talent enthält und das Ganze einen kecken Pfadſucher verrät. Inzwiſchen ſollte Hermann Bahr genug gewachſen ſein, um es überflüſſig zu finden, mit ſeinen erſten Gehverſuchen zu paradieren.

„Merkwürdig, welch ein Unſtern über der ‚Deutſchen Bühne‘ ſcheint! Das Stück hat nur drei Perſonen, Georg, Anna und Hedwig, und alle drei waren in den Händen guter Kräfte, von denen zwei ſogar Berühmtheiten ſind. Und dennoch machte die Darſtellung einen dilettantenhaften Eindruck. Herr Reicher als Georg konnte ſeine Rolle nicht; Frau Ramlo, die vortreffliche Maria Ramlo, die aus München hierher geeilt war, erkannte man nicht wieder, und Fräulein Erna Grunert als Hedwig gab ſich vergeblich Mühe, aus ihrer Rolle etwas zu machen. Es iſt aber auch zu unheimlich, vor faſt leeren Bänken ausgelacht zu werden.“

Freie Bühne:

„Die vierte Arbeit, welche es auf der Deutschen Bühne zu einer Aufführung gebracht hat, ist nicht ganz ohne Spott und mit sehr wenig Verständnis vom Publikum dieses Vereins aufgenommen worden. Es schien, als galten Spott und Unverständnis dem Stoffe; in Wirklichkeit aber wurden sie hervorgerufen durch die kindlich unbeholfene Art, in der der Stoff behandelt ist. Die neuen Menschen reden nicht bloß die urälteste Bühnen- und Leitartikelsprache, sondern sind in ihrer Individualität so wenig leiblich und geistig gefaßt, daß sie nur als geschwätzige Mundstücke gewisser Einfälle des Autors gelten können und selbst eine so außerordentlich natürliche und gestaltungskräftige Schauspielerin wie Frau Conrad-Ramlo aus München bloß einen Akt hindurch Leben in die Schau- und Plapperbude zu bringen vermochte. Zuletzt gab sie sich und das Stück auf und brachte nur noch in ihrer musterhaft einfachen und selbstverständlichen Spielart den Text der Rolle: eine gesunde Menschenzunge schien hier an den wirren Phantasieen eines abstrakten Geistes zu zerbrechen.

„Hört man, was sich zuträgt, so mag es leidlich scheinen. Ein sozialdemokratischer Idealist hat ein kluges Weib für seine Zukunftspläne gewonnen. Sie verbinden sich zu gemeinsamer Arbeit am Menschenwerk und einem alten Vater zu liebe weichen sie soweit dem Hergebrachten, daß sie auch eine Ehe schließen; eines Tages sieht der Mann, wie eine junge Straßendirne von rohen Burschen verfolgt wird; er rettet sie in seine Behausung, wo die Frau ihr freundlich begegnet. Das hübsche Kind ist ein willkommenes Versuchsobjekt für das großen Menschenwerk. Sie bleibt im Hause, und während man einen neuen Menschen aus ihr machen will, schleicht sich die alte, die uralte, die urälteste Liebe in das Haus, und eines Tages stehn sich die Leute nicht viel anders gegenüber als Medea, Jason und Kreusa. Nur daß die junge Prostituierte keine züchtige Kreusa ist, sondern ein lüstern Weib, das über alle Freundschaft, Dankbarkeit und Ehrbarkeit hinweg ihr Recht, ‚genossen' oder wie es auf der Bühne hieß: ‚geliebt' zu werden fordert. Anstatt wie bisher mit der herben ältlichen Anna die Menschheit psychisch zu erneuern, wird also Georg mit der jungen hübschen Hedwig physisch neue Menschen zu machen sich bemühen. Dieses in Annas Hause, fast vor ihren Augen und Ohren begonnene Geschäft, das man bisher Ehebruch nannte, wird dann fern von Anna am Gardasee so lange friedlich obwohl ungedeihlich fortgesetzt, bis ein junger Schlosser in die Erscheinung tritt und an Georg zu vergelten scheint, was dieser an Anna gethan. Jeden Augenblick könnte er zu Hedwig sagen: ‚Genossen will ich sein,' und Hedwig wäre ihm gewiß. Das ist Georgen sehr prekär,

und da gerade Anna weit her des Weges kommt, ſo beklagt er ſich bei ihr; und er findet auch volles Verſtändnis, denn ſie iſt dahinter gekommen, daß ſie ihn nicht um ſeiner Ideen willen, ſondern um ſeiner ſelbſt willen geliebt hatte. Nun klagen ſie einander ihr Leid und einigen ſich dahin, daß der Kern der ſozialen Frage in dem Beſtreben liegt, Andern Gutes zu thun. Sie beſchließen alſo, Hedwig und dem Schloſſer dadurch Gutes zu thun, daß Georg wie durch Zufall im See ertrinkt und den Beiden die Bahn zu ihrem Glücke räumt. Ob Anna dann eine Art ſchützender Schwiegermutter der Beiden werden wird, iſt zweifelhaft.

„Anſtatt nun dieſe ſeltſame Verzwickung und Verquickung der Herzen aus ſonderbaren Charakteren und Lebensumſtänden heraus plaſtiſch zu zeigen, läßt der Autor ſeine Leute nur lange, unendlich lange Reden halten, worin ſie auf höchſt unpſychologiſche Weiſe zur äußerſten Klarheit über ſich ſelber kommen. Sie präparieren ihre Gefühle ſo ſauber und penibel wie ein Anatom die Gliedmaßen einer Leiche. Und über all dem doktrinären Geſchwätz von neuen Menſchen und alten Verhältniſſen, von neuen Verhältniſſen und alten Menſchen fliegt alles Leben, alles Blut, alles unmittelbare Empfinden zum Teufel, und die Folge iſt, daß ein geſcheiter Autor ein dummes Stück geſchrieben hat. Ein Stück, das in ſeiner handlungsarmen Schwatzhaftigkeit weder der alten Bühnenregel entſpricht noch in ſeiner ungreifbaren Körperloſigkeit der neuen Forderung, Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen. Der Verfaſſer, von ſeinen Freunden hervorgerufen, ſchien ſich zu wundern, daß man im Publikum gegen ſein vor mehreren Jahren ſchon abgefaßtes Opuskulum Bedenken hatte. Er blickte trutzig und ſtrafend den Opponenten entgegen. Er ſcherzte wohl nur. Es war ſein beſter Witz.

„Sehr zu bedauern iſt, daß Frau Conrad-Ramlo ſo wenig Gelegenheit fand, ihre große Darſtellungskunſt hier in Berlin zu zeigen. Sie iſt die beſte deutſche Nora und hätte im Leſſingtheater Raum finden können, den Berlinern endlich einmal das Geheimnis des Puppenheims zu entſchleiern. Ihre Kunſt iſt auf Geſtalten, nicht auf Sprechapparate gerichtet.

Paul Schlenther."

Die nähere Prüfung und Vergleichung dieſer Preßſtimmen ergiebt merkwürdige Widerſprüche — Widerſprüche, die ſich nicht vollkommen aus der kritiſchen Perſönlichkeit und ihrer Stellung zur Kunſt ſchlechthin erklären laſſen. Wie muß es das Vertrauen in die objektive Beobachtungsfähigkeit der Zeitungskritiker beim unbefangenen Leſer erſchüttern, wenn z. B. der Börſen-Courir ein „auffallend zahlreiches" Publikum konſtatiert, während das Berliner Tageblatt die Bänke „faſt leer" ſein läßt! Einfache Thatſache iſt, daß das Haus ſehr gut beſetzt war, wie ich ſelbſt beobachtet habe, —

beſſer, als in einer vorausgegangenen Vorſtellung, wie mir unverdächtige Zeugen verſicherten. Einfache Thatſache iſt ferner, daß der ganze erſte Akt tief und groß wirkte und begeiſterten widerſpruchsloſen Beifall erzielte. Vereinzelter Widerſpruch erhob ſich erſt im zweiten Akt bei der allerdings verblüffend oder, wenn man will, herausfordernd naturaliſtiſch geſpielten großen Liebesſzene, die ſchon dichteriſch zum Kühnſten gehört, was bis jetzt nach dieſer Richtung von der Bühne herab dem Publikum zu bieten gewagt worden war. Nach meinem Geſchmack wäre hier ein ſtrengeres Maßhalten günſtiger geweſen. Einfache Thatſache iſt endlich, daß Herr Reicher, nervös gemacht durch die unfeine Haltung eines abſichtlich ſkandalſuchenden Teiles des Publikums, im letzten Akte ſeinen Part nicht mehr bemeiſterte und im Wort und Ton vielfach daneben griff, was man ihm unter dieſen Umſtänden allerdings nicht verübeln konnte. In meinen Augen iſt bei dieſer Première nur eins gründlich und entſchieden durchgefallen: Das Publikum.

Ein wahrhaft kunſtſinniges und die Würde der darſtellenden Künſtler und des Hauſes wahrendes Publikum, wie es z. B. das Münchener iſt, würde dem intereſſanten Werke von Anfang bis zu Ende mit Spannung und achtungsvoller Teilnahme gefolgt ſein.

II.

Aus München:

Die Aufführungen des Kleiſtſchen „Käthchens von Heilbronn“ auf der Perfallſchen Reformbühne im Kgl. Hoftheater nach der Bearbeitung von Karl Siegen nehmen fortgeſetzt den denkbar glänzendſten und erfolgreichſten Verlauf. Das Publikum klatſchte bei der Erſtaufführung wiederholt ſtürmiſchen Beifall bei offener Szene. Die Darſtellung gewährte einen vollkommenen Kunſtgenuß. Die Inſzenierung war tadellos. Neben den Künſtlern (Frl. v. Felden als Käthchen, Herrn Fuchs als Graf vom Strahl) verdienen auch der Regiſſeur Savits und der Obermaſchinenmeiſter Lautenſchläger mit beſonderer Auszeichnung genannt zu werden. Weniger verdienſtvoll ſind die ſelbſtdichteriſchen Bemühungen des Bearbeiters Siegen, aus ſeinen eigenen kleinen Mitteln dem großen und überreichen Kleiſt poetiſchen Pump aufzunötigen. Als Bearbeiter kann man gar nicht diskret und zurückhaltend genug ſein. Wo Kleiſtſches Gold rollt, darf man als Bearbeiter nicht mit Rechenpfennigen klappern.

Als Meiſter der dramatiſchen Bearbeitungskunſt hat ſich neuerdings wieder Wilhelm Buchholz erwieſen, dem wir bereits eine Reihe wertvoller Bühneneinrichtungen verdanken („Zenobia“, „Alexis“ u. a.). Seine Zurichtung des Otto Ludwigſchen „Fräulein von Scuderi“ ermöglichte eine nicht

nur annehmbare, sondern im zweiten und dritten Akte geradezu großartig wirkende Bühnenaufführung dieses seltsam gewaltigen Stückes, in welchem Otto Ludwig lange vor Ibsen in einem erschütternden Seelengemälde des wahnbesessenen Goldschmiedes Cardillac die Vererbungstheorie behandelte. Ernst v. Wildenbruch, der sich auch einmal als Bearbeiter und Einrichter fremder Dramen versuchen wollte, ist bekanntlich mit seinem Fräulein von Scuderi in Wien und Berlin gründlich durchgefallen. Eine Strafe wohlverdient für die krassen Eigenmächtigkeiten, die er sich mit dem Ludwigschen Werke erlaubte. Hoffentlich wird die Buchholzsche Bearbeitung in nicht ferner Zeit die Wildenbruchsche vollkommen vergessen machen und dem Spielplan den besseren deutschen Bühnen ein Stück gewinnen helfen, das in der dämonischen Figur des Goldschmiedes wahrhaft shakespearisch anmutet. Herr Schneider vom kgl. Hoftheater in München hat sich in dieser Rolle als ein Meisterschauspieler ersten Ranges erwiesen. Sein „Cardillac" wird fortan neben seinem „Lear" zu seinen unantastbaren Ruhmestiteln zählen. —

Ernst v. Wildenbruch hat mit seiner ins Bajuvarische übertragenen „Haubenlerche" im Gärtnerplatztheater einen großen Erfolg erzielt. Die Aufführung zählte zu den besten, welche die Langsche Theaterleitung in dieser Gattung von Stücken seither zu bieten vermochte. Die Titelrolle wurde von der jungen Künstlerin Fräulein Wirth, die bereits als Alma in Sudermanns „Ehre" eine starke Talentprobe abgelegt hatte, sehr frisch und natürlich gespielt. Rühmend verdienen noch genannt zu werden die Herren: Neuert als Schmalbach, Manz als Hermann und Knorr als August Langenthal. Das Haus war gut besetzt, der Beifall stürmisch, herzlich. —

Das einaktige Musikdrama „Ritterlichkeit auf dem Dorfe" (Cavalleria rusticana) von Pietro Mascagni hat bei seiner ersten Aufführung im Kgl. Hoftheater einen großen Erfolg errungen. Die Fabel, nach einer sizilianischen Dorfgeschichte in etwas schwerfälliger, bruchstückartiger Weise bearbeitet und in ein noch schwerfälligeres Deutsch übertragen, ist winzig: Turiddu, ein junger Bauer, verführt die schöne Santuzza und statt ihr durch die versprochene Heirat die Ehre wiederzugeben, verführt er auch noch die junge Fuhrmannsfrau Lola und wird dafür von deren Mann erschlagen. Um diese Handlung zu einem anderthalbstündigen Bühnenvorgang auszurecken, hat der Tonsetzer nicht nur sehr lange Vor- und Zwischenspiele für das Orchester, sondern auch umfangreiche Chöre (vor und hinter der Szene) geschrieben und daran eine solche Fülle von Geist, Feuer und Leidenschaft gewendet, daß man vor lauter Ohrenschmaus sich kaum um den tragischen Vorwand für so herrliches Musizieren kümmert. Mascagni ist unstreitig

von den selbständig produzierenden, ein tiefes Eigenwesen wahrenden Jüngern Wagners der reichstbegabte und interessanteste. Die Aufführung war vorzüglich. Die Herren Mickorey und Fuchs und die Damen Dreßler, Pewny und Blank gaben in Gesang, Spiel und Maske ein tadelloses Bild der leidenschaft erfüllten sizilianischen Dorfliebesgeschichte. Der Chor der Männer, Weiber und Kinder sang sehr gut, war aber in Haltung und Kleidung viel zu elegant stilisiert, viel zu geputzt, gewaschen und frisiert. Hier an Stelle der Salonspielerei einmal eine kraftvolle Annäherung an die viel charakteristischere, malerischere und fesselndere Lebenswirklichkeit zustande zu bringen, wäre ein realistischer Fortschritt im besten Sinne.

Bekanntlich war es die Münchener Hofbühne, welche dem großen Dramatiker Ibsen zuerst das deutsche Theater öffnete. Die Erstaufführung Ibsens fand hier am 10. April 1876 mit der „Nordischen Heerfahrt" statt. Dann folgten 1878 „Die Stützen der Gesellschaft" und am 3. März 1880 „Nora". Nach einer Pause von neun Jahren wurde als nächstes Ibsen-Stück „Der Volksfeind" dem Spielplan einverleibt. Als fünftes Werk wurde am 31. Januar dieses Jahres des nordischen Meisters neueste Schöpfung „Hedda Gabler" zum erstenmale gegeben. Die Besetzung war folgende:

Jürgen Tesmann	Herr Stury.
Frau Hedda Tesmann	Fräul. Heese.
Tante Juliane Tesmann	Frau Dahn-Hausmann.
Frau Thea Elvsted	Frau Conrad-Ramlo.
Gerichtsrat Brack	Herr Keppler.
Eilert Lövborg	Herr Bonn.
Berte	Fräul. Lanzlott.

Das Kunstwerk erwies sich auf der Bühne noch weit origineller, kühner und frischer, als bei der Buchlektüre. Die Besetzung war von erster Güte, das Spiel, bis auf Einzelheiten, über die sich rechten ließe, musterhaft. Nur ein hypernervöses und im grunde doch so kaltes Genie wie das der Sarah Bernhardt vermöchte mit seiner verblüffenden Überraschungskunst einen dämonischen Charakter wie diese Hedda Gabler ohne Widerspruch durchzufechten. Trotz des sieghaften Spiels der hiesigen Rollenträgerin war hier in den letzten Akten die Gefahr oft nahe, den Widerspruch des älteren Publikums bei offener Szene hervorbrechen zu sehen. Es mußte mit dem Aufgebote aller Kraft und mit dem ganzen superlativischen Enthusiasmus der Ibsengemeinde um den am Schluß hart angefochtenen Erfolg gerungen werden. Endlich schlug der Beifall wie ein Orkan durch und fegte allen Widerspruch zum Hause hinaus. Dichter und Darsteller wurden unzähligemal gerufen und mit jubelndem Zuruf und Geklatsch betäubt. Wir wünschen

dem merkwürdigen Stück recht viele und namentlich das Wesen der Titelrolle immer tiefer erschöpfende Wiederholungen.

Der Grillparzer-Fest-Reigen hat durch mehrtägige Unpäßlichkeit der Frau Klara Ziegler eine Unterbrechung erfahren und war bis zum 1. Februar erst bis zum vierten Abend gediehen. Dieser vierte Grillparzer-Abend brachte als Schluß der Argonauten-Trilogie die „Medea" mit Frau Klara Ziegler in der Titelrolle. Das dichtbesetzte Haus folgte mit steigender Spannung der erschütternden Darstellung und Entwickelung des dämonischen Charakters der Heldin, und überschüttete die Darstellerin nach jedem Akte mit anhaltendem stürmischen Beifall. Neben Frau Ziegler, deren macht- und hoheitvolle Figur von Anfang bis zu Ende das Stück beherrscht, ist es für die anderen Darsteller nicht leicht, sich zur Geltung zu bringen; Herr Fuchs in der Rolle des von Grillparzer nicht vorteilhaft ausgestatteten „Jason" entledigte sich der schwierigen Aufgabe mit anerkennenswertem Erfolge. Dasselbe kann von der „Kreusa" des Fräuleins v. Felden und auch durchweg von den Vertretern der kleineren Rollen gesagt werden.

Die „Gesellschaft für modernes Leben", die bereits über 200 Mitglieder zählt, hielt am 29. Januar im großen Saale der „Isarlust" ihren ersten öffentlichen Vortragsabend. Der Zudrang war so groß, daß Hunderte von Gästen wegen Platzmangels wieder abziehen mußten. Der erste Vorsitzende, Dr. Conrad, begrüßte die Versammlung und entwickelte in längerer, beifälligst aufgenommener Rede die Ziele der Gesellschaft. Dann folgte ein Vortrag von O. J. Bierbaum über die Lyrik von heute, der wie der Vortrag von J. Schaumberger über moderne Novellistik (mit Probestücken von Maria Conrad-Ramlo, Anna Croissant-Rust und Schaumberger) durch begeisterten Beifall ausgezeichnet wurde. Noch enthusiastischer wurde die königl. Hofschauspielerin Fräulein Dandler aufgenommen, welche in entzückender Weise eine Reihe von Dichtungen von Henkell, Conradi, Holz, Schaumberg u. a. vortrug. Widerspruch von einigen Übelwollenden oder Unverständigen mußte sich Hanns v. Gumppenberg für seine feinzugespitzten, geist- und humorvollen Parodien auf die „Lyrik von gestern" gefallen lassen. Die große Zahl der höhergebildeten und reiner empfindenden Hörer klatschte jedoch die paar Zischer und Pfuiruser nieder und bereitete dem Parodisten einen großen Erfolg. Die Haltung der Vereinsmitglieder wie des großen zahlenden Publikums (Eintritt für Nichtmitglieder 50 Pf.) war musterhaft. Die „Moderne" hat mit ihrem ersten öffentlichen Auftreten in München einen glänzenden Sieg errungen. Daß die Zeitungsreferate denselben zu vermindern oder ganz zu bestreiten versuchen würden, war für niemand überraschend. —

Am 31. Januar hielt der Kunſtverein ſeine erſte Generalverſammlung in ſeinem ebenſo zweckmäßig wie elegant umgebauten Vereinshauſe. Der Vorſitzende Miniſterialdirektor v. Bürkel teilte zunächſt mit, daß der bewilligte Kredit von 100 000 Mark ſich im Laufe der Baufführung als nicht genügend erwieſen habe. Im Ganzen wurden für Umbau und Einrichtung verausgabt 137 068 Mk. 69 Pf. Im vergangenen Jahr waren ausgeſtellt 2906 Kunſtwerke. Angekauft wurden zwei Galeriebilder um 4500 Mk., für die Verloſung 161 Kunſtwerke um 70 002 Mk., von Privaten um 30 000 Mk. Zuſammen floſſen ſo der Münchener Kunſt 118 000 Mk. zu. Herr Kaſſier Brugger gab ſodann Rechenſchaftsablage. Die Ausgaben und Einnahmen bilanzieren mit 156 366 Mk. 53 Pf. Es wurde Decharge erteilt. Die Etats, welche für 1891 feſtgeſetzt wurden, bilanzieren mit Einnahmen und Ausgaben von 118 527 Mk. 74 Pf.

Emile Zola als Dramatiker.

Kritiſche Studie von Ernſt Brauſewetter.

(Zürich.)

(Schluß.)

„Thereſe Raquin“ will die furchtbaren Folgen enthüllen, die ein begangenes Verbrechen, die der Mord in der Seele des Menſchen hervorbringt. Der Dichter will zeigen, wie dieſelbe nach und nach bis zur Selbſtvernichtung gebracht wird, daß auch derjenige, der der menſchlichen Gerechtigkeit entgeht, der moraliſchen nicht entſchlüpft, daß jede Schandthat ſich in ſich ſelbſt räche. Zola iſt Peſſimiſt. Die Welt iſt nach ihm zum Teil erbärmlich, zum Teil nichtswürdig. Kaum ein heller Schein flackert in ſeinen Romanen auf. Das Grundübel der Menſchennatur iſt nach ihm die Sinnlichkeit, die nach Befriedigung der Luſt ſtrebende Fleiſchlichkeit. Das iſt das A und Z faſt aller ſeiner Werke. So iſt es auch in dieſem Drama; nicht die wilde, glühende, alle Schranken und Geſetze, alle Rückſichten überſpringende Leidenſchaft, die aus dem tiefinnerſten Herzen emporquillt, treibt Thereſe Raquin und ihren Liebhaber Laurent zum Morde ihres Gatten Camille, ſondern die wilde Sinnlichkeit, der verzehrende Wunſch, ſich frei und offen, ohne Heimlichkeit, unaufhörlich in die Arme preſſen zu dürfen und der entzückenden Wolluſt hinzugeben.

Im ersten Akte entrollt der Dichter ein mit feinem Pinsel meisterlich ausgeführtes Genrebild. Dieses kleinbürgerliche Heim mit seinen kleinlichen, ganz dem alltäglichen Lebensdusel ergebenen Menschen, diesem schwachen verzärtelten, zum Egoisten herangezogenen Muttersöhnchen Camille, dessen Gutmütigkeit sogar Selbstsucht ist, da sie sich nur dann bethätigt, wenn sie ihm selbst mit zu statten kommt, seine geistlose Schwatzhaftigkeit, seine an Dummheit grenzende Naivetät — das ist bis auf die kleinsten Züge meisterhaft gezeichnet. Und daneben dieser Grivet, dieser vollendete Büreaumensch, dieser Mann nach der Uhr, Pedant bis auf den Platz, den er seinem Schirm anweist, der durch nichts aus seiner Regelmäßigkeit herauszubringen ist, der einem Straßenauflauf aus dem Wege geht und den eine begangene Mordthat nur deshalb erregt, weil der dadurch auf der Straße hervorgerufene Trubel ihn zwingt, auf die andere Seite zu gehen — ihn, der auf der Straße immer links geht. Ein staunenerregendes Kabinettstückchen der Charakterzeichnung. Und weiter: dieser derbe, auf seine frühere Amtsthätigkeit als Polizist stolze, alles am besten wissende und dabei ebenso geistlose Michaud. Diese Mad. Raquin, diese Mutter, die in der Liebe zu ihrem Sohne völlig aufgeht. Diese harmlose, unschuldsvolle, plauderhafte Suzanne alles vereinigt sich zu einem lebenswahren, klaren, fein beobachteten Bilde. Und in dieser Ruhe, in dieser Gedankendüselei die verzehrende sinnliche Glut Laurents und Thereſens. Jeder Moment wird abgepaßt, um sich die Hand zu drücken, Küsse zu tauschen. Man fühlt es, dieser Krater muß ausbrechen und seine Umgebung vernichten. Hier ist keine Schranke, kein Aufhalten mehr. Nur der Mord kann ihnen das Glück, immer einander anzugehören, verschaffen. Der Mord muß begangen werden. Und nun ist es geschehen. Bei einer Wasserpartie auf der Seine hat Laurent den Camille in die Fluten geschleudert und es geschickterweise so zu veranstalten gewußt, daß man ihn noch für den Retter Thereſens hält. Aber trotzdem ist Vorsicht notwendig, niemand darf ahnen, daß sie beide sich geliebt, daß sie durch Camilles Tod etwas gewonnen haben; sie müssen mit ihrer Vereinigung warten; die anderen müssen sie zusammenführen. Ein Jahr ist seit Camilles Tode verflossen, sie haben sich nur in der Gegenwart anderer gesehen, ihre Sinnlichkeit hat keine Nahrung mehr gefunden, sie ist erloschen. Aber sie selbst wissen das nicht oder vielmehr sie wollen es nicht wissen, nur das Glück, das sie vereinigt finden werden, finden müssen, kann ja das begangene Verbrechen vor ihnen entschuldigen. Und die Angst, die sie jetzt in den schlaflosen Nächten zermalmt, sie wird schwinden, wenn sie vereinigt sind. — Sie erreichen ihr Ziel, Mad. Raquin ist es selbst, die sie zusammenführt, um Therese wieder froh zu machen. Und nun ist der ersehnte Moment da,

nun dürfen ſie ſich in die Arme ſtürzen, ſie dürfen ungeſtört in eben jenem Zimmer, in dem ſie einſt haſtige Liebkoſungen wechſelten, der Liebe fröhnen, ſich angehören für immer. Die Hochzeitsnacht iſt da, die Gäſte ſind fort, Laurent tritt ins Zimmer — aber ihre ſinnliche Glut iſt verrauſcht, ſie haben ſich nicht mehr allein geſehen, ſie ſind ſich fremd geworden. Aber nicht das allein, ein Etwas, eine Erinnerung ſteht zwiſchen ihnen. Sie wagen nicht zu ſprechen, denn in allem glauben ſie eine Beziehung auf den Mord zu hören, ſie wagen ſich nicht zu berühren, denn Camilles kalte, tote Hand könnte ſie anfaſſen. Und da iſt er, da ſteht er wirklich! Seine großen ſtarren Augen blicken auf ſie hin! Ein entſetzlicher Schrei tönt von Laurents Lippen. Aber nein, das iſt ja nur ſein Bild, das Bild, das Laurent ſelbſt gemalt hat. „Aber es iſt gräßlich. So ſah er aus, als wir ihn ins Waſſer ſtießen.“ Und ein neuer markerſchütternder Schrei ertönt. Diesmal aus dem Munde der Mad. Raquin, die auf Laurents Schrei herbeigeeilt iſt und nun hört, daß dieſe Beiden ihr Kind ermordet haben. Der furchtbare Schreck übt auf die alte Frau ſeine zermalmende Wirkung, ihre Zunge erſtarrt, ihre Glieder werden ſteif, ſie kann ſich nicht rühren, nicht den Mord ihres Sohnes rächen, nicht die Mörder der Gerechtigkeit überliefern, ſie iſt gelähmt. — Aber ſie braucht es auch nicht. Die Rache kommt von ſelbſt. Das Letzte, worauf die beiden Schuldigen ihre Hoffnung geſetzt hatten, daß es ſie der zermarternden Angſt und Selbſtanklage entreißen würde, iſt dahin. Sie lieben ſich nicht mehr, ſie fürchten, ſie haſſen ſich. Der Anblick des einen erinnert den anderen an ſeine Schuld. Dann erfaßt ſie ein wilder Taumel, ſich gegenſeitig Anklagen ins Geſicht zu ſchleudern, ſich mit gräßlichen Erinnerungen zu martern. Und iſt Camille nicht überall! Jeder Gegenſtand, den ſie berühren, erinnert an ihn, denn er hat ihn gebraucht, jedes Wort, das ſie ſprechen, gemahnt an ihn, denn er weilt immer in ihren Gedanken, ja im Klang ihrer Stimmen glauben ſie die ſeine zu vernehmen, und alle Bilder, die Laurent malt, zeigen Camilles Züge. Sie können dieſe Laſt nicht länger tragen, die ſie nachts ſchlaflos herumwälzt in Angſt und in Grauen, die ſie nur froh aufatmen läßt, wenn ſie einander fern ſind, und die ſie in den Abendſtunden mit wilder Verzweiflung gegeneinander treibt. Sie können es nicht länger tragen, und doch haben ſie nicht den Mut, ſich der Gerechtigkeit zu überliefern, ihr Verbrechen durch die Strafe zu ſühnen. Aber ein Mittel giebt es, ſich voneinander zu befreien: der eine muß den anderen ermorden. Im gleichen Moment kommt ihnen der Gedanke und wollen ſie ihn zur That machen. Laurent gießt Gift in das Glas Thereſens, und ſie erhebt von hinten gegen ihn ein Meſſer. Sie gewahren ihre Bewegungen, und Schauder und Wehmut überkommt ſie.

Dahin ist es mit ihnen gekommen, die sich nicht genug angehören konnten und deshalb den dritten aus dem Wege räumen mußten. — Aber einen giebt es, der sich dieses Erfolges freut: Mad. Raquin. Sie, die Stumme, die Gelähmte, ist von allem Zeuge gewesen, ihr Sohn ist gerächt. Längst hätte sie sprechen können, denn die Sprache ist ihr wieder gekommen, aber sie hat geschwiegen, „denn die menschliche Gerechtigkeit würde jene zu schnell richten. Die Gewissensbisse sollen sie wie wilde Bestien gegeneinander hetzen." Allein Therese und Laurent sind am Ende. Sie teilen das Gift und sinken tot zu Boden.

Gewiß ein furchtbares Thema, ein Gedanke so grausiger Art, daß er kaum für ein modernes Theater geschaffen ist, aber ist es darum unberechtigt, ihn auf die Bühne zu bringen? Soll dieselbe denn auf die zarten Nerven oder auf die Vergnügungssucht der Menge Rücksicht nehmen, die allem Grausigen und Düstern im Leben aus dem Wege geht? Die Bühne soll ein Spiegel des Lebens sein, und so darf ihr kein Abgrund desselben zu tief sein. Mag ein solches Schaudergemälde für zartbesaitete Nerven schwer erträglich sein, deshalb soll ihm die Bühne nicht verschlossen bleiben, so lange es wahr ist. Und das ist dieses. In der Charakterzeichnung Laurents und Theresens ist auch nicht ein Zug aufzuweisen, dessen Wahrhaftigkeit angezweifelt werden könnte.

Vielleicht eignet sich der Stoff noch mehr für einen Roman, da sich dort, wie es Zola ja früher auch gethan hat, mehr das allmähliche Heranwachsen der furchtbaren inneren Selbstvernichtug der Charaktere darlegen läßt, da wir in demselben Zeuge sein können jeder einzelnen Phase, die dieselben durchmachen, während der Dramatiker uns nur einzelne Momente, in denen alles Vorhergehende kondensiert ist, enthüllen kann. Mit Recht bringt die Dramaturgie den aus einem Roman entstandenen Bühnendichtungen ein gewisses Mißtrauen entgegen, weil dieselben meist nichts weiter sind, als dramatisierte Romane ohne Berücksichtigung der völlig verschiedenen Wirkungsfähigkeit. Da aber jeder Dichter das Recht hat, seinen Stoff zu nehmen, woher er will, und da Dramendichter selten denselben vollständig selbst erfinden, so steht dem auch nichts entgegen, einen früher geschriebenen Roman zu benutzen, wofern kritisches Gefühl und Verständnis genug vorhanden ist, um auf der notwendigen anderen Voraussetzung und Wirkungskraft ein neues Werk daraus zu schaffen. Dieses Gefühl und Verständnis scheint Zola zu haben. Was er darbietet, ist nicht sein Roman in dramatisierter Form, sondern eigentlich ein neues Werk. Nicht in der Erkenntnis, daß die Prügelszenen auf der Bühne unmöglich sind, da derartige Auftritte hier, im Gegensatz zum Roman, nur komisch, nicht grausig wirken können,

ſehe ich eine Offenbarung von Zolas dramatiſchem Talent, ſondern in den in die Handlung und Charakteriſierung tief einſchneidenden Änderungen.

Was an Zolas Roman das Abſtoßende, das geradeswegs Widerwärtige war, daß die alte, unglückliche Mad. Raquin ſtarr und ſtumm dabeiſitzen mußte, wenn die Mörder ihres Kindes von nichts anderem als eben dieſem Morde ſprachen, ſich täglich und ſtündlich alle ſeine Einzelheiten ins Gedächtnis zurückriefen. Wenn es dort gräßlich war, zu ſehen, wie ſie ſich von den Nichtswürdigen liebkoſen laſſen mußte, wie ſie ſchweigend das Lob derſelben aus aller Munde anhören mußte, hat Zola das hier mit feinem äſthetiſchem Gefühl geändert. Frau Raquin ſchweigt hier nicht aus Ohnmacht, ſondern abſichtlich, die Strafe des Geſetzes iſt ihr zu mild, ſie will lieber Zeuge ſein, wie die Beiden ſich gegenſeitig vernichten. — Aber ſo fein erdacht dieſe Änderung iſt, liegt in ihr dennoch einer der Fehler des Dramas; es offenbart ſich dabei, wie ſchwierig es iſt, an einem fertigen Ganzen etwas zu ändern. Gewiß, für unſer äſthetiſches Gefühl iſt Unendliches gewonnen, aber für die Natürlichkeit, die Wahrſcheinlichkeit ebenſoviel verloren. Kann ein ſo ſchwaches Mutterherz, wie das der Mad. Raquin, eine ſolche Folterqual ertragen, kann ſie es ertragen, freiwillig ſtummer Zeuge dieſer Schilderungen des Mordes, dieſes höhniſchen Lobes des Toten in dem Munde Thereſens zu ſein? Ich glaube es nicht. Dazu gehört die beſtialiſche Grauſamkeit eines Folterknechtes, nicht das liebende Herz einer Mutter. Und wie mit dieſer Änderung ſteht es auch mit einer anderen. Zola fühlte wohl, daß er in dieſes düſtere, grauſige Schauſpiel wenigſtens einen Sonnenſtrahl hineinleiten mußte, daß auf der Bühne das Bild zu abſtoßend werden würde, wenn es nur die Erbärmlichkeit und Niedertracht zeichnete. Ja, vielleicht fühlte er, daß dieſes Bild nicht einmal wahr wäre, denn, wie es Regenwetter und Sturm, aber auch Sonnenſchein giebt, ſo giebt es auch unter den Menſchen, zwar keine Halbgötter, nicht jene Tugendbolde ohne Fehl und Tadel, wie ſie mancher Dramendichter auf die Bühne zu ſtellen beliebt, aber dennoch harmloſe, edle, wahrhafte Naturen, die ihre kleinen Schwächen haben, durch dieſelben aber nur um ſo liebenswürdiger werden, und welche dem Leben erwärmende Sonnenſtrahlen zuführen. Sei es, daß Zola dies fühlte, ſei es, daß er nur dem Theaterpublikum eine Konzeſſion machen wollte, genug, er brachte die kleine Suzanne mit ihrer Geſchichte vom blauen Prinzen hinein, gleich jenem Vögelchen, das nach Byron den Gefangenen von Chillon in ſeinem Kerker beſuchte. So nötig ein ſolcher Lichtſtrahl in der Dichtung war, da dieſelbe ohne ihn einen zu deprimierenden Eindruck hervorgerufen hätte, ohne dadurch, wie ich oben zeigte, wahrer zu ſein, ſo reizend die kleine Suzanne gezeichnet iſt, ſo iſt

ihre Existenz in dem Drama, so wie es ist, doch ein Fehler, da sie es unwahrscheinlich macht. Wenn es schon im Roman seltsam berührt, daß die Donnerstagsgäste der Raquins nichts von dem merken, was in Laurent und Therese vorgeht, daß sie nicht sehen, in welch zerrüttetem Zustande sich die Wirtschaft, das Geschäft befindet, so mag das noch hingehen, da solche Junggesellen, solche Grivets überhaupt nichts sehen, was um sie her vorgeht, und Suzanne dort so dumm und apathisch dargestellt ist, daß man ihre Blindheit, wenn auch nicht ganz begreifen, so doch zugeben kann; aber hier diese kleine plauderhafte, neugierige, alles sehende und hörende Suzanne sollte nicht bemerken, wie zerrüttet das Leben der Eheleute, wie wenig liebevoll ihr Benehmen zueinander ist, in welchem Zustande sich die Wirtschaft befindet? Nein, das ist unglaublich.

Dieses sind nach meinem Urteil die Fehler des Dramas, wenig und unbedeutende genug im Verhältnis zu seinen Vorzügen, und dennoch scheint es mir nicht sonderbar, daß das Publikum die Dichtung zurückgewiesen hat. Wir erleben ja überall denselben Fall. Das Publikum betrachtet das Theater nun einmal *nur* als Vergnügungs-, nicht als Kunstinstitut. Es will darin *sehr* amüsiert, *ein wenig* gerührt, auch *ein wenig* erschüttert werden, aber wohlgemerkt nur ein wenig. Jede tiefer gehende Erregung ist verpönt und wird vermieden. Darum begeistern sich zahlreiche Kritiker für Ibsen, während das Gros des Publikums seinen Dramen fernbleibt, darum sind die Theater bei klassischen Vorstellungen ohne berühmte Gäste oder irgend eine andere Anziehungskraft leer, daher wird eine unparteiische Kritik Zolas Familientragödien anerkennen und das Publikum von ihnen keine Notiz nehmen. Und wenn Herr Zola meint, dereinst wird der Tag kommen, wo die Wahrheit zu ihrem Rechte auch darin gelangen wird, so glaube ich das nicht. Darin bin *ich* Pessimist.

Zolas neuestes Drama Renée hat in Paris gewaltiges Aufsehen, oder sagen wir richtiger, einen Skandal erregt. Nach der Erklärung des Verfassers ist die erste Aufführung ganz ruhig vorübergegangen. Als die Kritik darauf aber das Stück herunterriß und die „Lüge" ausbrachte, daß das Publikum gepfiffen habe, wurde bei den folgenden Aufführungen thatsächlich gepfiffen. Lassen wir es dahingestellt, wer recht hat, Zola oder die Kritiker, ob das Drama bei der Première ausgepfiffen ist oder nicht, soviel ist sicher, daß es gegen vierzig Aufführungen erlebte und daß es, wenn im Theater auch an einzelnen Stellen gepfiffen und Skandal gemacht wurde, doch große Sensation erregte. Prüfen wir nun selbst seinen Wert oder Unwert.

In der Brust jedes Menschen wohnen zwei Seelen, eine gute und eine schlechte, die im steten Kampf miteinander stehen. So kämpfen auch in

Renée der vom Vater ererbte Stolz und die Beſonnenheit und die von der Mutter überkommene Liederlichkeit und Entartung. Ein ſolches Mädchen verfällt leicht dem Verführer, zumal wenn derſelbe vor keinem Mittel zurückſchreckt, und Frl. Chuin, die Erzieherin Renées, ſpricht von „Gewalt". Zum Unheil für das junge Mädchen iſt ihr Verführer verheiratet, ſo daß der Fehltritt mit ihm nicht gut zu machen iſt, und ſie gerät in Verzweiflung, da ihr Vater, dieſer auf die Ehre ſeines alten Adelsgeſchlechtes ſtolze Mann, einen ſolchen Schlag nicht überleben würde. Aber Frl. Chuin weiß einen Ausweg. Man muß ihm einen anderen, der Frl. Renée heiraten könnte, als den Verführer nennen. Sie kennt einen gewiſſen Saccard, einen unternehmungsluſtigen, ehrgeizigen, aber armen Menſchen, der ſich leicht dazu hergeben wird, der reichen, vornehmen Renée ſeinen Namen zur Deckung der Schande darzubieten. Und richtig, Saccard iſt dazu bereit. Ihm gilt auf der Welt nur Geld und Macht als erſtrebenswert, er hat große und kühne Pläne, die ihm Paris zu Füßen werfen ſollen. Er bedarf des Geldes, einer geſellſchaftlichen Stellung, um ſeine Pläne ins Werk zu ſetzen. Beides bietet ihm Renée. Ihr erſcheint dieſer Mann verächtlich, der ſich zu einem ſolchen Handel verſteht, und ſo ſtellt ſie die Bedingung, daß ihre Exiſtenzen in der Ehe völlig abgeſondert bleiben, daß er auf ſein „Gattenrecht" Verzicht leiſte. Auch Renées Vater willigt ein, da ihm die Ehre des Hauſes über alles geht, wie tief ihn auch der Leichtſinn Renées niederbeugt, und da er kein anderes Mittel ſieht, ihren Fehltritt wieder gut zu machen. So wird Renée vor der Welt Saccards Gattin. Und dieſer erreicht ſein erträumtes Ziel. In zehn Jahren iſt er durch ſeine Reichtümer, die er durch rieſenhafte glückliche Spekulationen erworben, der allmächtige Beherrſcher der Millionenſtadt. Miniſter antichambrieren bei ihm. In der bisherigen Jagd nach dem Glück hat er für Renée kein Auge gehabt. Sie iſt ihm fern, fremd und gleichgültig geblieben; nun aber, wo er ſein Ziel erreicht hat, wo er Zeit hat, auch auf ſie einen Blick zu werfen, wo ihm alles zuteil wird, was er will, nun fühlt er plötzlich, daß er doch zu viel zugeſtand, als er auf ſie für immer verzichtete. Eine wilde Leidenſchaft für ſie überkommt ihn.

In Renée hatte inzwiſchen die gute Seele geſiegt. Jene erſte Berührung mit den Männern hatte ihr Abſcheu und Ekel vor denſelben eingeflößt. Sie, die umworbenſte Frau, weiſt alle Liebhaber zurück. Aber ſie hat nichts, wofür ſie leben könnte, nichts, das ſie intereſſierte. Sie verſchwendet ihr Privatvermögen für Toiletten, ſie jagt aus einer Vergnügung in die andere, aber ihre Langeweile, ihr Lebensüberdruß wächſt ſtetig. Tief in ihrer Seele liegt die verderbende Sinnlichkeit, das wilde Sehnen nach

etwas Ungewöhnlichem, Unerhörtem verborgen. Ihre einzige Zerſtreuung, gleichſam ihr Spielzeug iſt Maxime, Saccards Sohn erſter Ehe, ein junger Mann von 22 Jahren, der aber trotzdem bereits völlig blaſiert iſt, namentlich gegen Frauen, da er „in ihren Unterröcken aufgewachſen iſt". Ein bildhübſcher Junge, aber ein Schwächling und Feigling. Vor ihm hat Renée kein Geheimnis. Seit dem Tage, das er von der Schule heimkehrte, haben ſie ſich geduzt und gleichſam wie Spielkameraden betrachtet. Er begleitet ſie überall hin, er iſt ihr Freund, ihr alles. Nun will Saccard ihn verheiraten, ſie ſoll ihn verlieren, da wird es ihr plötzlich klar, daß ſie ihn *liebt*. Vielleicht gerade daß er mehr Weib als Mann iſt, lockt ſie in ihrer ſinnlichen Entartung an, ja die Liebe zu ihm, der faſt ihr Sohn iſt, iſt das Ungewöhnliche, Ungeheure, nach dem ſie ſich ſehnte. Auch iſt ſie allen anderen Männern ferngeblieben, mit ihm dagegen hat ſie nichtsahnend verkehrt. Er war der einzige, der ihr nahe ſtand, ſo mußte es kommen, daß ſie ihn liebte. Aber noch ſiegt ihr Stolz, ihre Vernunft; ſie will ſich jeden Fehltritt unmöglich machen. Sie ſelbſt verlobt ihn mit Ellen Maaß, einer jungen Schwedin. Nun aber iſt ihre Kraft zu Ende. Sie ſinkt in Ohnmacht, und als ſie durch Zufall in Maximes Arm erwacht, umſchlingt ſie ihn mit dem Bekenntnis: ich liebe dich. Dahin iſt alle Vernunft, aller Stolz, die Sinnlichkeit hat zum zweitenmal geſiegt, die Frau des Vaters liegt an der Bruſt ſeines Sohnes.

Und nun gerade hat auch Saccards Leidenſchaft für Renée ihren Höhepunkt erreicht. Er, der einſt glaubte an ihrem Gelde genug zu haben und ſie ſtolz verſchmähte, liegt ihr zu Füßen und bietet ihr alles Erworbene für Ihre Liebe. Aber jetzt iſt es zu ſpät, ſie kann ihn nicht mehr erhören; dann begänge ſie das Verbrechen der Blutſchande — mit ihrem Gatten. Sie gehört dem Sohne, alſo kann ſie nicht mehr dem Vater angehören. Sie iſt durch Überraſchung, durch momentanes Selbſtvergeſſen gefallen, ſie will nicht zur *bewußten Verbrecherin* werden. Da enthüllt ihr ein zufälliges Wort Maximes, daß Saccard, der eben zu ihren Füßen lag und ſie um Liebe anflehte, ſie zu gleicher Zeit betrog, durch ein Geſchäft, das er mit ihr abzuſchließen kam, ſie des Reſtes ihres Vermögens berauben wollte. Er hat alſo nur ihr, der Bettlerin, ſein Geld geboten, um ſie zu kaufen wie eine Dirne. Nachdem er alles erlangt hatte, wollte er auch ſie noch gewinnen; nicht Liebe iſt es, ſondern Ehrgeiz, was ihn antreibt. So hat auch ſie keine Rückſicht mehr gegen ihn zu nehmen. Sie *will* Maxime angehören, ganz und für immer. Aber die Lage zu Hauſe wird ihr unerträglich. Saccard will ſein Gattenrecht und droht ſelbſt mit Gewalt. Nur die Flucht kann ſie vor ihm retten.

Maxime ſoll mit ihr entfliehen; in der Ferne werden ſie dann ein neues, glückliches Leben beginnen. Dazu iſt Maxime zu feig; er zieht es vor zu Hauſe zu bleiben und ſich zu verheiraten. Während ſie Anſtalten zur Flucht trifft, ſetzt er mit Saccard den Termin für ſeine Hochzeit feſt. Und als er dann bei Renée iſt, kommt Saccard plötzlich dorthin, da er erfahren hat, daß ein Mann, ihr Liebhaber, bei ihr ſei. Sie verſteckt Maxime, aber eine zufällige Äußerung ihres Gatten verrät ihr die Pläne ihres Liebhabers. Um eines ſolchen Feiglings willen hat ſie gefehlt! Ekel erfaßt ſie, und indem ſie Maxime herbeiruft, erklärt ſie frei und offen: „Das iſt mein Liebhaber". Saccard und Maxime ſeien an allem ſchuld. Gekauft wäre ſie, wie eine Ware, und auch weiter ſo behandelt, und zwar von beiden. Alles teilten ſie ja, ſelbſt ihre Maitreſſen, darum dürfte der Vater ſich nicht wundern, wenn er den Sohn im Schlafzimmer der Frau fände. „Man darf nicht alles teilen und man darf nicht nur an die Kraft des Geldes glauben." Saccard habe nicht einmal den Mut, ſie oder den Sohn zu töten, nur beſtohlen habe er ſie, und Maxime ſei nichts als ein Feigling.

„O welcher Ekel!" Sie ergreift eine Piſtole und drückt ſie gegen ſich ab. —

Die franzöſiſche Kritik hat die Handlung des Dramas unnatürlich und unmöglich genannt. Das iſt im großen Ganzen ungerechtfertigt. Es folgt Eines durchaus logiſch aus dem Andern; unter dieſen Umſtänden, bei dieſen Charakteren mußte ſich alles ſo vollziehen. Der Vorwurf z. B., das Mittel, welches Frl. Chuin erfindet, um Renées Fehler zu rehabilitieren, ſei ganz unwahrſcheinlich, iſt unzutreffend, da Frl. Chuin dieſen und keinen andern Weg einſchlagen will, weil ſie dabei ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen hofft. Daß Renée auf dieſen Vorſchlag eingeht, iſt durchaus begreiflich. Um einem greiſen Vater einen tiefen Schmerz zu erſparen, wird wohl jede Tochter ein ſich ihr bietendes Mittel ergreifen. Daß ſie andrerſeits dem Saccard nicht angehören will, iſt ganz natürlich, da ſie ihn verachtet, weil er ſich zu einem ſo ſchimpflichen „Handel" hergiebt. Daß er dieſes thut, iſt durch ſeine traurigen Verhältniſſe und ſeinem namenloſen Ehrgeiz genügend begründet. Daß Renée ſich in ihren Stiefſohn Maxime verliebt, iſt nicht unwahrſcheinlich, da er bildhübſch ſein ſoll, und ihre entartete, krankhaft ſinnliche Natur gerade durch ſeine Weichlichkeit angelockt wird. Daß Saccard, nachdem er alles Erträumte erlangt hat, ſchließlich auch noch ſeine Frau beſeitigen will, iſt auf das Feinſte ſchon in der erſten Szene motiviert. Sie läßt ihn nämlich keineswegs kalt; anfangs aber drängen mächtigere Leidenſchaften dieſe in den Hintergrund.

Was die Grundlage des Ganzen betrifft, Renées Verführung, so hat der Dichter über sie leider ein allzugroßes Dunkel verbreitet. Möglich ist sie aber, wenn man den Charakter des Frl. Chuin genügend ins Auge faßt. Nicht ohne Grund sagt Renées Vater: „vielleicht hat sie dich verkauft." In allen diesen Punkten kann ich das Drama der französischen Kritik gegenüber verteidigen. Auch hat dieselbe völlig die wirkliche Tragik übersehen, die in Saccards Charakter und Schicksal liegt. Der Vorwurf der Unmoralität, den sie erhoben, ist gerade zu absurd, da in der Dichtung förmlich deklamiert wird: es giebt Höheres als Gold und Macht, und unsittliche Verhältnisse führen zum Untergang. Gewiß die Handlung ist in mancher Beziehung frivol, das Verhältnis zwischen Saccard und Maxime erinnert in mehr als einer Richtung an Kotzebues „Klingsberg", und ein Drama, in dem der Inceſt — mag er nun auch nicht effektiv sein, da Renée ja nicht Saccards Weib ist — eine Hauptrolle spielt, ist nicht gerade für Backfische und angehende junge Mädchen geschrieben. Darin liegt für mich aber noch kein Fehler, denn das moderne Sitten- und Gesellschafts-Drama kann derartige Verhältnisse nicht ganz umgehen. Aber den Vorwurf der Gesuchtheit muß ich der Dichtung machen. Nicht unnatürlich oder unmöglich ist die Handlung, sondern ausgedüftelt, zusammengesucht, so daß die Verwirklichung dieses Falles wohl nie eintreffen durfte. Daher wird unsere Erregung und Erschütterung eine rein äußerliche bleiben. Der Ausspruch Lessings bleibt nun einmal wahr, daß der Dichter die Einfachheit suchen müsse und nicht die ausgeklügelten Verhältnisse.

Das Drama ist aus einer Verschmelzung der Novelle „Nantas" mit dem Roman „La Curée" entstanden, und darin, daß diese Zola nicht vollständig gelungen ist, liegt für mich der Hauptfehler. Er nahm den Charakter Saccards und namentlich sein Auftreten im ersten Akt aus der Novelle, übersah dabei aber, daß dort der siegesgewisse Träumer möglich war, denn welcher Jüngling glaubte nicht an die Erreichung seines erträumten Zieles, daß er hier aber für seine spätere Verwicklung Saccard zum Wittwer und Vater eines zwölfjährigen Knaben machen mußte. Was bei jenem natürlich war, ist bei diesem unwahrscheinlich. Was hat er denn die zwölf Jahre getrieben? — Herr Zola geht darüber still hinweg. — Sicher hat er doch schon alles Mögliche versucht, sein Ziel zu erreichen, immer ohne Erfolg, und doch ist er noch so siegesgewiß? Wie ist er jetzt überhaupt nach Paris gekommen, wie hat er als Vater eines halberwachsenen Knaben auf Ungewißheit hin dort eine Stelle suchen können? Das thut ein zwanzigjähriger Jüngling, nicht ein dreißig bis fünfunddreißigjähriger Mann. Warum hat er sich das erste Mal verheiratet?

Aus Liebe? Wie er ſich ſelbſt und ſein bisheriges Leben ſchildert, iſt das völlig ausgeſchloſſen. Der nur von Ehrgeiz Erfüllte hat für Liebe keinen Sinn. Eine „Vernunftheirat" kann es auch nicht geweſen ſein. Saccard mußte eben nur verheiratet ſein, weil Zola einen Sohn brauchte, motiviert iſt es aber nicht.

Aber auch ſonſt iſt in den Einzelheiten mancher kleine Punkt, der mir angreifbar erſcheint. Wieſo hat Zola Maximes Braut zur Schwedin gemacht? Meinte er, daß ihre Situation für eine Franzöſin zu lächerlich wäre? Nun wohlan, für eine Schwedin iſt ſie unmöglich. In Frankreich, wo man mehr oder minder von dem Prinzip ausgeht, daß die Liebe ſich erſt in der Ehe finden müſſe, dieſelbe mehr eine Convention als eine Gemeinſchaft iſt, wo der Begriff „Weib" oder der noch traulichere der nordiſchen Völker „Hausfrau" unbekannt iſt, kann ſich ein junges Mädchen wohl mit einem Maxime ſo zuſammenthun laſſen; eine Schwedin aber kaum. Eine heißblütige Südländerin kann an dem hübſchen, nicht geiſtloſen Maxime allenfalls Gefallen finden, einer Schwedin mit kühlem Blut und klarem Kopf wird ein ſolcher Schwächling nur verächtlich ſein. Ich möchte wohl wiſſen, was dieſer Maxime gethan hat, um auch nur ihr Intereſſe erweckt zu haben. Nein, ſo leicht laſſen ſich ſolche kleinen klugen Schwedinnen nicht ver- und ent-loben. Und wie kommt Renée dazu, zum Schluß alle Schuld von ſich abwälzen und Saccard und Maxime aufbürden zu wollen? Sie hat ſich ja ſeiner Zeit an Saccard gleich einer Waare verkauft, wie kann ſie ſich alſo beklagen, daß er ſie auch ſo behandelt hat. Auch Maxime hat ſie nicht getäuſcht. Sie weiß längſt, daß er ein Feigling iſt, und er hat ihr gleich geſagt, daß er nicht mit ihr fliehen wolle. Was alſo beklagt ſie ſich? Sie iſt ſchuldig, wie die andern. Wohl haben die Verhältniſſe, unter denen ſie in Saccards Haus gelebt hat, ſie ſittlich vollſtändig verderbt, aber daran iſt ſie ſelbſt ſchuld, da ſie ſich in ſolche Verhältniſſe gebracht hat. Ja ihre Schuld iſt für die Wirkung des Dramas notwendig. Wehe, wenn ſie als ein unſchuldiges Opfer ihrer zwieſpältigen Natur und der Verhältniſſe erſcheint, dann wäre ihr Schickſal und Charakter nicht mehr tragiſch, ſondern traurig und der Schluß nicht erhebend, ſondern niederdrückend, da dann die Unſchuld unterginge und der Schuldige unbeſtraft bliebe.

Die Bedenklichkeit der großen Szene zwiſchen Saccard und Renée, ſo effektvoll dieſelbe auch ſein mag, in der er ſein „Gattenrecht" fordert und ſogar mit Gewalt droht, da er im Recht ſei, kann ich mir auch keineswegs verhehlen. In ihr dürfte ſich ſo recht die Geſuchtheit der Vorausſetzungen rächen.

Dennoch bleibt die Dichtung trotz der gegenteiligen Erklärung der französischen Kritik eine Offenbarung von Zolas dramatischem Talent. Die Charakterzeichnung ist, abgesehen von Renées Vater, der etwas schemenhaft nach dem Rezepte der Hugoschen „Burggrafen" gehalten ist, großartig, die Handlung geschickt geführt und höchst spannend, die Sprache einfach und natürlich, sich manchmal schwungvoll erhebend, aber immer in den Grenzen des Konversationstons. Nirgend findet sich jene Jagd nach Pointen und jene theatermäßige Geistreichigkeit oder Deklamation.

Ein Reformator, der etwas völlig Neues in seiner Art bietet, ist Zola also für die Weltlitteratur auf dem Gebiete des Dramas nicht, und für die Komödie scheint mir sein Zurückgreifen auf die Farce weder empfehlenswert, noch in Übereinstimmung mit seiner Theorie. Seine Familien-Tragödien mögen dagegen für Frankreich reformatorische Gedanken enthalten und sind auch für uns auf diesem Gebiete interessante und hervorragende Leistungen.

Kritik.

Romane und Novellen.

Sühne. Roman von Wilhelm von Pohlenz. 2 Bände. (Dresden u. Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1890.)

Das Recht auf Liebe. Roman von Conrad Alberti. 2. Auflage. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Beide Romane sind Berliner Romane, Romane der Großstadt, und behandeln auch ein und dasselbe Thema, das für das moderne Leben so bezeichnende Thema der unbefriedigten Ehe, über die Tolstojs Kreutzersonate in ganz anderem Sinne freilich ein erschreckend helles Licht gebreitet.

In beiden Romanen werden nämlich junge Frauen nach dem festen Kanon bürgerlicher Anschauungen an alte oder abgelebte Männer verheiratet, welche sie „ernähren" können oder ihnen ein gesellschaftliches Air verleihen. In „Sühne" ist es ein ganz heiteres naives Mädchen mit künstlerischen Anlagen, die ein sehr ehrenwerter alter von Tugend und Bürgerpflicht nur so triefender Berliner Justizrat heiratet; in „Recht auf Liebe" erfordert es die bürgerliche Moral, daß ein üppiges Weib mit blutwarmer Triebkraft, wie geschaffen zur Liebe, an einen ausgemergelten, abgelebten, ausgehöhlten höheren Kaufmann verkuppelt wird. In beiden Fällen wird die Natur betrogen zu Gunsten einer falschen Moral und Konvenienz. Und es ist für jeden Psychologen und Menschenkenner interessant und mit Freuden zu sehen, wie diese Vergewaltigung der betrogenen Natur sich rächt und sie früher oder später mit siegreicher Kraft die Grabgewölbe sprengt und in ihrer elementaren Kraft aufersteht. Natürlich Zeter und Mordio unter der bestürzten „Moral" des Tages. Dieser plötzlich aufbrechende Liebesrausch des un-

befriedigten Weibes, das ſich in einem verzierten Käfig voll Langweile fühlt, dieſer innere Drang der Natur nach vollem Lieben, nach echtem Liebesgefühl, nach wahrer Liebesbefriedigung — — gilt gemeiniglich als Skandal, der durch Ausſchließung aus der „guten" Geſellſchaft, Enterbung, Fluch, Armut beſtraft wird. Wie verſchroben iſt dies alles und wie luſtig iſt es, wenn der Genius der Gattung dieſer pfiffigen gemeinen Vernünftigkeit des Tages ein Schnippchen ſchlägt. In beiden Romanen findet man es nach der Situation ganz und gar berechtigt, wenn die Frauen mit jungen Männern durchgehen und den Traum ihrer Liebe in fernen Landen in Ungarn oder Italien ausleben. Es iſt aber unbillig von den beiden Verfaſſern, wenn ſie in griesgrämiger Moral ihre Heldinnen und Helden am Schluſſe mehr oder minder ſtark dafür büßen laſſen, und man empfindet es recht grauſam, daß naturechte Regungen mit echt deutſchem Kopfſchütteln wieder in die breite Bahn des Alltags verbittert zurückgeführt werden. Es wäre ritterlicher, die im Kampfe des Lebens Schwächern, und das ſind doch die Liebesleute allzumal, ſiegen zu laſſen, ſtatt ihnen leichenbitterhaft in ſüßſäuerlicher Moral das Grab zu ſchaufeln. Würde das ein Franzoſe thun? Gebet dem Weibe was des Weibes iſt. Phyſiologiſch iſt es ja längſt erkannt, daß die echte Liebe als etwas Rauſchartiges plötzlich in elementarer Gewalt auftritt, den ganzen Menſchen packt und ihn nicht eher losläßt, bis er der Natur ihren Tribut entrichtet. Die nachfolgende ſogenannte „Ernüchterung", Enttäuſchung iſt nur die naturgemäße Reaktion des mächtig erregten Nervenſyſtems und der geſamten Geiſtes- und Gefühlskräfte. Ganz natürlich erwacht man wieder zur Forderung des Alltags, nun aber tritt die bürgerliche Moral mit ſalbungsvoller Predigt heran und ſtreut Aſche und Staub über die angeblich Entarteten und ſchleudert ihre Bannflüche über die reuigen Sünder — — —

Iſt der „Verführer" nun gar ein Schwindler geweſen, wehe, wehe! hat er aber ehrlich für das Weib ſeiner Liebe gerungen und gelang es ihm nicht, im Kampf ums Daſein zu ſiegen — — tragiſcher Tod, Selbſtmord ..... mehr hat man nicht in unſerer ſchönen Zeit und die „gute Geſellſchaft" hat das Recht, ſich ſtolz darüber in die tugendhafte Bruſt zu werfen oder über die „Dummheit" ſpöttiſch zu lachen. Beide Verfaſſer haben dieſes echt moderne Thema in allen ſeinen Nüancen als gute und feine Beobachter dargeſtellt. Beiden iſt das Berliner Leben in ſeinen oberen und unteren Schichten geläufig. Pohlenz insbeſondere charakteriſiert ſehr fein und arbeitet auch ein weltweites Milieu aus, in dem ſich beſonders das Schwarzwälder Idyll und die in Ungarn ſpielenden Epiſoden ſehr hübſch ausnehmen. Alberti iſt längſt als Kenner und Darſteller Berliner Lebens bekannt.

Alois John.

Eine Verſuchung. Roman von Sophie Junghans. Verlag des Univerſum, Dresden und Wien.

Frau Junghans fabuliert friſch und gewandt darauf los. Ein junger intereſſanter Arzt liebt und wird geliebt — hauptſächlich letzteres! — von zwei Damen. Eine davon iſt ſeine Braut, ein muſterhaft edler Charakter, die andere eine etwas leichtfertige Natur, ein Durchſchnittsfrauenzimmer, verheiratet mit einem ebenſo reichen wie dummen Mann. Dieſe zweite Weiblichkeit iſt ſehr gelungen geſchildert, namentlich in ihrer liebestollen Zudringlichkeit, die den guten Doktor in ſo große Verlegenheit und Verſuchung bringt. Schließlich ſchafft er ein fait accompli, läßt ſich heimlich mit ſeiner Braut trauen, und alles gedeiht zu einem guten Ende. Wie's bei ſolchen Geſchichten geht: ſie klingt ein wenig abenteuerlich.

Verwunderlich ist, daß Frau Junghans bei ihrem großen Talent noch so an der alten Fabuliermanier klebt, sich selbst so oft zu Wort kommen läßt und die objektive Charakteristik zu leicht nimmt. Um strengeren Lesern zu genügen und Freunden sprachlicher Feinarbeit eine Überraschung zu bereiten, sollte sich Frau Junghans entschließen, die Satzbildung sorgfältiger zu behandeln. M. C.-R.

Die Falkner vom Falkenhof. Roman in 2 Bänden von Eusemia Gräfin Balleſtrem. Verlag des Universum, Dresden und Wien.

Wenn man in der Litteratur heute von „Neutönern" spricht, darf man auch von „Alttönern" sprechen. Gräfin Balleſtrem gehört zu letzteren. Alles, alles dagewesen, hundert und aber hundertmal dagewesen. Wer sich über das Dagewesene hinwegsetzt, wird das Buch mit Interesse lesen können. Es ist in seiner Art flott geschrieben. Eine Sängerin, natürlich eine Schönheits- und Tugendboldin ersten Ranges, wird durch Erbschaft Schloßherrin. Sie war übrigens schon vorher ein weiblicher Krösus, besaß Diamantenfelder in Brasilien und andere märchenhaft rentierliche Sachen. Auf dem Falkenhof erlebt sie allerhand Romantisches. Sie sieht Geister, eine sündige Ahne geht um, die erlöst sein will u. s. w. Diese Erlösung ins Werk zu setzen und alle Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellen, ruhmvoll zu besiegen, müht die Verfasserin ihre Phantasie redlichst. Aber was für Seltsamlichkeiten kommen da zum Vorschein! Endlich vermählt sich die letzte Falkin mit dem letzten Falken und das große romantische Unternehmen — die Erlösung! — ist geglückt. Da ereignet sich dies: „Vor den Augen der Beiden zerfiel der sterbliche Rest der Freifrau v. Falkner zu Staub binnen wenigen Minuten, während denen sie staunend neben dem entschwindenden Körper standen und schauten, ward der Raum im Sarge leerer und leerer, und zuletzt lagen auf dem Boden desselben inmitten einer granschimmernden Asche nur noch die Schmucksachen, welche man ihr mitgegeben ..." Dies zugleich als Stilprobe. Also die gute Freifrau ist endlich erlöst. Wer erlöst uns von den Ahnfrauen der belletristischen Litteratur?

M. C.-R.

Das Erdmannshaus. Roman von Anton v. Perfall. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Im ehrwürdigen Zentrum einer modernen Hauptstadt, deren neuere Teile mit vornehmer Geringschätzung über die festgegründeten Zeugen einer großen Vergangenheit hinwegzublicken scheinen, steht das Haus, das dem Roman den Namen gegeben. Seit Jahrhunderten im Besitze einer wackeren Hufschmiedfamilie, gehört es auch bei Beginn der Erzählung noch einem würdigen Sprossen derselben, Andreas Erdmann, der darin das ehrsame Gewerbe seiner Väter mit gutbürgerlichem Ahnenstolz tüchtig weiter betreibt. Aber von den zersetzenden Gärstoffen der Neuzeit bleibt auch dieses Haus nicht verschont. Seine Kinder streben aus einer Sphäre, die ihnen zu eng erscheint, hinaus, ohne draußen für voll genommen zu werden. Adel der Geburt und Adel der Arbeit prallen heftig auf einander. Echte Gediegenheit, die in dem Geschlechte der Erdmanns nicht ganz zu Grunde gegangen ist, sondern wenigstens einem Sprossen desselben in ungebrochener Kraft und Lauterkeit innewohnt, triumphiert schließlich über alle Kämpfe. Der überaus produktive Verfasser hat mit diesem Buche wiederum einen Beitrag zur Unterhaltungslitteratur geliefert, der den gewöhnlichen Leser mit Behagen, den feineren Kenner und Anhänger der modernen Erzählkunst mit Unbehagen erfüllen muß, denn fast auf jeder Seite wird den Gesetzen der realistischen Vortragstechnik eins versetzt.

Mit einer eigensinnigen Verbohrtheit sondergleichen bleibt A. v. Perfall auf seinem alten Fabulierstuhl hocken und spottet aller feineren Stilgesetze und künstlerisch-technischen Fortschritte. Gleich im Eingange leistet er sich eine Schilderung, wie sie wohl in eine kulturgeschichtliche Abhandlung, aber nie und nimmer in einen modernen Roman taugt. Hol ihn der Geier, da nun doch einmal alle kritische Liebesmüh umsonst ist!

X. Y. Z.

Der Weltfahrer. Roman in drei Büchern von Wolfgang Kirchbach. (Dresden, Pierson.)

Ein Buch der Dekadenz, genau besehen, der künstlerischen und ethischen. Nie zuvor hat der Verfasser solche Orgien der blümerantesten Romantik gefeiert. Sein Titelheld ist in seiner seligen Geschwätzigkeit, tänzelnden Schönthuerei und geistreichelnden Selbstbespiegelung eine der ältesten alten Roman-Jungfern. Und dazu seines Zeichens ein — Naturforscher, in dessen verschrobenem Kopf eine grinsende Sittlichkeit fortwährend Ballet tanzt. Kurzum, eine unsinnige Zwittergestalt. Die in lauter schöngeistige Phrasendelirien zerfließenden, worttollen Liebesszenen zwischen diesem Botanisiertrommel-Weltfahrer, der immer zielt und niemals zum Schusse kommt, und seiner gleichfalls genügend vertrakten Angebeteten sind in ihrer Naturlosigkeit von der krassesten Komik. Dies die eine Gruppe, die Seite der Engel, alles in Himmelblau und Gold. Die andere Gruppe, der Widerpart, lauter Teufel, starrend von Scheußlichkeit — zu größerer Bequemlichkeit in der Komposition. Gut angelegt wäre die Hauptfigur dieser Teufelsgruppe, Dr. Eduard Streicher, der den unbewußten Widersacher des zartgenialischen läppischen Weltfahrers spielen soll, hätte der Verfasser nicht der Kraft ermangelt, diese interessante Figur folgerichtig durchzuführen. Hier unterlag aber der Verfasser nicht allein dem Verhängnis seiner spätromantischen Nachtreterei in der neuen Fabulierlitteratur, sondern auch seiner krampfhaften Tendenz, alle Schalen seines eitlen Zornes und seiner thörichten Wut über ehemalige Freunde und Bekannte auszugießen. Er spielt sich, mit dem Balken dieser Tendenz im Auge, als gottberufenen Sittenrichter auf, malt Zerrbild auf Zerrbild, aber immer mit einigen unzweifelhaft erkenntlichen Wirklichkeitszügen, fälscht einige unfehlbar echte Lebensthatsachen durch die Zugabe von zahlreichen erdichteten von ausgesuchter Infamie und gelangt durch diese Methode, die weder Weib noch Kind noch irgend ein Freundesgeheimnis oder einen vertrauten Briefwechsel schont, zu einigen Kapiteln, wie sie sonst nur im verrufensten Pasquillanten- und Mouchard-Roman angetroffen werden. Diese Partie des Buches macht auf den Kenner den Eindruck als einer unedlen, heimtückischen Natur entflossen, welche feigerweise sich hinter die Formen der Dichtung verschanzt, um wirkliche oder vermeintliche Gegner mit Unrat zu bombardieren. „Was weiß ein Mensch vom andern?" fragt Goethe, einer der tiefsten Herzenskündiger und Nierenprüfer der Weltlitteratur. „Was weiß ein Mensch vom andern?" Hier im „Weltfahrer" giebt der Verfasser was er wußte oder zu wissen vermeinte von Freunden und Kameraden — und führt sich und alle, die ihm Vertrauen schenken, in den Sumpf. — Ich wüßte für diesen „Weltfahrer" eine schöne klassische Titelvignette: auf Mosaikgrund einen bissigen Kläffer mit pronunzierter Schnüffelnase und dazu die Inschrift „cave canem".

Wie immer bei Kirchbach ist auch dieses Buch reich an schönen „poetischen" Stellen, woran die „sinnigen" und „minnigen" Mägdulein ihre „zarte" Freude haben können, — bei gänzlichem Mangel

an wahrhaft großer und naturechter Lebenspoesie. Manches Wort blühender Weisheit auch für Männer, mancher tiefsinnige Spruch, mancher visionäre Einfall, starker philosophischer Sehkraft entsprungen. Aber dazu braucht man keinen Roman, zumal wenn er so abgeschmackt und widerwärtig. Für die „Moderne" ist dieses zwitterhafte Kunstprodukt wertlos. Als Dokument ist es kennzeichnend für den Verfasser, der vermutlich eine Abrechnung des Idealismus mit dem Naturalismus dem Leser vortäuschen wollte und nicht über groteske Zerrbilder hinausgekommen ist. In die Grube, die der Dichter Anderen gegraben, ist er selbst gestürzt. R. i. p.

M. G. Conrad.

Wie Wolfgang Kirchbach, der in der Litteratur einen geringen und spaßhaften, so Adolf Wilbrandt, der einen großen und ernsten Namen als deutscher Dichter hat: beider letzte Romane sind Gespenstererscheinungen aus dem Schattenreiche der Romantik. Das heißt der falschen, impotenten Romantik, nicht jener, deren Schwanenlied ein Heinrich Heine gesungen. Wilbrandts Roman „Adams Söhne" (Berlin, Wilhelm Hertz) ist in seiner Art künstlerisch nicht wertvoller, als der erste beste Kolportage- und Hintertreppen-Roman. Charaktere, Konflikte, Lösungen, neue Verwicklungen, Schluß — alles wie im abenteuerlichsten Schmierantenbuch, an dem die gebildete Komtesse und ihre schöngeistige Küchensee sich gleichzeitig als edle Seelen im Gruseln üben. Eine eingehende Kritik dieser „Adams Söhne" zu schreiben, hieße die Zeit unnütz totschlagen und die Geduld des Lesers mißbrauchen.

F. H.

Natürliche Liebe. Erzählung von Karl v. Perfall. (Düsseldorf, Felix Bagel.) Ein in der Liebe sehr vielseitiges Fräulein, die schöne Emerenz, hat es dem Verfasser angethan. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, mit der Charakterzeichnung seiner Heldin es auch uns anzuthun. Wir sind von der Naturechtheit ihres Wesens nichts weniger als überzeugt. Aber Ende gut, alles gut. Das Ende der angenehmen Erzählung spielt im regelrechten Ehebett, wo die schöne Emerenz neben ihrem fest schlafenden Franz ruht und den lieben Gott um Bravheit und Kindersegen ansleht.

F. H.

Heidnische Geschichten. Von O. Mora. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Mora, der mit seinem Erstlingsroman „Ein Reaktionär" berechtigtes Aufsehen erregt hat, betritt mit diesen realistischen Novellen aus dem antiken Leben ein ganz neues Litteraturgebiet. Die Kraft des Ausdrucks und die realistische Anschaulichkeit, mit der das antike Leben geschaut und wiedergegeben ist, wirken geradezu verblüffend und machen die „Heidnischen Geschichten" zu einer Lektüre, wie sie anregender und erfrischender kaum zu denken ist; nach den abgestandenen Katheder-reminiscenzen, die man gemeinhin als Erzählungen aus dem klassischen Altertum vorgesetzt bekommt, wirkt dieses Novellenbuch wie ein Trunk aus frischer Quelle. Der junge Autor hat mit dieser neuesten Schöpfung die großen Hoffnungen, die sein „Reaktionär" erweckte, glänzend gerechtfertigt.

Freilichtbilder. Von Georg Egestorff. (Leipzig, Friedrich.) Das erste Prosawerk des jungen Autors, dessen Gedichte „Von der Lebensstraße" bei Publikum und Kritik so glänzende Aufnahme gefunden haben. Die „Freilichtbilder" enthalten kleine Genrebilder aus dem Leben der Großstadt, mit virtuosem Pinsel in der Manier der Künstler des plein air gemalt; auch hier tritt uns, wie in den Gedichten, eine starke Individualität entgegen, die die Schranken des glatten Konventionalismus siegreich

durchbricht und auf neuen Wegen ihr Kunstideal zu erreichen trachtet. Egestorff bewegt sich in den „Freilichtbildern" auf einem Gebiet, das bisher als eigenste Domäne der Franzosen galt; seine Skizzen zeigen aber, daß wir auch auf diesem Felde der modernen französischen Litteratur Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben; sie wenden sich in erster Linie an die litterarischen Feinschmecker, die das eigenartige Buch nach Gebühr zu würdigen wissen werden.

Familie Knippe. Roman von Karl Strecker. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Ein moderner Zeitroman aus dem Leben des deutschen Mittelstandes, der kleinbürgerliche Verhältnisse mit prächtigem Humor und liebevoller Vertiefung schildert. Streckers „Familie Knippe" ist aber nicht nur ein humoristischer Roman ersten Ranges, der bei dem Darniederliegen dieses Litteraturzweiges um so willkommener aufgenommen werden wird, er ist auch wegen seiner echt sittlichen Tendenz ein Werk, das die weiteste Verbreitung verdient. Der Autor beleuchtet hier die traurigen Folgen, die das über den Stand Hinausstreben und die Sucht des Mittelstandes, seine Söhne den gelehrten Berufsarten zuzuführen, nach sich ziehen; im Gegensatz zu dem traurigen Elend des gelehrten Proletariats schildert er das schlichte Glück einer Handwerkerfamilie, das mit seinem sonnigen Frieden ein Bild echt deutscher Häuslichkeit bildet.

Lyrik.

Durchs Kaleidoskop. Von Wilhelm Arent-Cesari. (Dresden und Leipzig, Pierson.)

Karl Bleibtreu hat kürzlich in einem der etwa allwöchentlich auftauchenden neuen Litteraturblätter gesagt: Arent sei der einzige wirkliche Dichter unter der Unzahl von Schriftstellern in Deutschland, einer, den wahrhaftig und allein wahrhafte und einzig die innere Stimme zum Singen zwingt, — oder so ähnlich. Wir wissen, daß Bleibtreu Perioden hat, in denen er solche Sprüche liebt; es sind im Gegensatz zu seinen künstlerisch fruchtbaren Zeiten die unfruchtbaren Zwischenzustände seiner Thätigkeit, in denen er also kathedert. Diese mageren Geisteskühe gehören einmal zu seiner Gehirnmenagerie, und sie nehmen sich etwas sonderbar aus neben dem „kranken Löwen". Der „kranke Löwe" ist von Arent und steht unter den „Bleibtreuana"*) als achte Nummer von einundzwanzig Stücken, und zwar „tänzelt" alldort der kranke Löwe Bleibtreu. Diesem tänzelnden kranken Löwen, der auch ein unglücklicher Löwe ist und Lyrikhasser und Lyrikkenner par excellence dazu, ist das Buch gewidmet, „im Hinblick auf frühere Tage". Ob das die Tage von Karl Bleibtreus lustreinigendem Gewitterbuche „Revolution der Litteratur" sind, als er das prächtige Wort von dem „eintönigen Herrollen der Phrasenwalze" und das nicht minder schöne von den „Musenknaben" münzte, weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, es passen sehr viele der derben und wahren Worte über Lyrik darin auf dies neue Werk Arents. In viel geringerem Grade passen darauf die Worte günstigen Urteils, welche B. damals über diesen vielnamigen Dichter schrieb. Eines bleibt freilich wahr, und selbst in einigen ganz greuligen Gedichten ist es merklich: Arent könnte ein sehr bedeutender Lyriker sein, wenn er es nicht für genial hielte, seine Begabung zu verhunzen, und wenn er nicht von dem Größenwahn besessen wäre, selbst seine banalsten Gedanken, selbst seine faulsten Gefühle, wurstfüllselartig in miserable Rhythmen gestopft, seien Poesie. In seinem überaus

*) Sollte Herrn Arents Lenden einmal ein Töchterchen entblühen, so schlage ich vor, ihm diesen Namen oder Bleibtreuica zu geben. Beide sind gleich schön.

köſtlichen Epilog ſagt er zwar, er „müſſe", aber das iſt eine faule Ausrede von einem, der keine Selbſtzucht beſitzt. Für Litteraturpſychologen ſtehe dieſer ſchnurrige Epilog hier:

„Weshalb der Verfaſſer der vorſtehenden Verſe dieſe ‚trotz alledem' der Öffentlichkeit — nachdem er ſo lange ſeine Drucklüſternheit*) unterdrückt, übergiebt?! Hm! Weshalb ſingt der Vogel, ſcheint die Sonne?! Weil ſie müſſen! So auch der Dichter: er ſingt, weil er muß, weil ihm ein Gott in die Wiege gab: „zu ſingen und zu ſagen, was er atmend leidet" (Taſſo-Goethe)."

Dieſer Epilog iſt auf dem Titelblatt beſonders angeführt, offenbar als eine Koſtbarkeit auserleſener Art. Und das iſt er auch.

Das Buch ſelber zerfällt in folgende Teile:

I. Widmung (an den ſchon genannten unglücklichen ꝛc. Löwen).

II. Anita. Ein Capriccio in Miniaturbildern (5 Motti).

III. Intimes in reimloſen Jamben (2 Motti).

IV. Bleibtreuana, freie Rhythmen und anderes (4 Motti).

V. Bismarckiana (3 Stücke: auf jedes ein Motto).

VI. Phantaſieen und Bilder (4 Motti).

VII. Erotika [Kopenhagen] (3 Motti).

VIII. Intermezzo (Nur ein Motto!).

IX. Epiſteln und Reflexionen (3 Motti).

X. Traumprofile (3 Motti).

XI. Atlantis, das neue goldene Zeitalter (3 Motti).

Da auch das Titelblatt drei beſondere Motti aufweiſt, ſo finden wir zuſammen 34 Trumpfworte in dieſem originellen Buche, das ſomit auch eine Art kleiner Büchmann iſt.

Die eigenen Gedichte Arents gehören zum überwiegenden Teil der Art an, welche ich oben bereits kennzeichnete. Außerordentlich zahlreich ſind weltſchmerzliche Trivialitäten, wimmernde Ergüſſe eines moraliſchen Katzenjammers in meiſtenteils ſehr ſchlechter Form. Die Reime ſind häufig papierene, der Gang der Verſe geſucht lotterig (eine Spezialität aller Weltſchmerznachheuler), nur den freien Rhythmen weiß Arent meiſt eine melodiſche Bewegung voll Schwung und intimem Reiz zu geben. Die Sprache brutaliſiert er zuweilen barbariſch; die Worte verſchandelt er gern durch Eliſionen, die Sätze durch geſchmacklos gehäufte Inverſionen. Häufig ſucht er den grauſamen Eindruck dieſer Sprachnotzüchtigungen durch komiſche Verbilderung zu paralyſieren. Den Gipfel der Komik erklimmt er mit dem Bilde von der Auſter.

„Heiß nur kann ich feſt mich ſaugen
An der Glieder Himmelsreizl (Plaſtik! nicht wahr?)
Wie die Auſter an dem Felſen
Hängt am fernen Kaſpierſtrand:
Ruh'n in dieſem Meer von Schönheit" ...

Neben der Trivialität des Gedankens liebt er deſſen Verſchwommenheit; häufig wird er ganz rätſelhaft, und ich ahnte nun, warum ſich A. früher „Düſterwald" oder ſo ähnlich genannt hat.

Spärlich verſtreut unter dieſen Wuſt gefallſüchtigen Genialiſchthuns, poſaunender Leere und vernebelten Gefühlshauchs finden ſich einige ganz wunderſchöne Stücke, wirkliche Poeſien, wie ſie nur aus dem Herzen eines echten Dichters kommen können. Sollte man es für möglich halten, daß ein und derſelbe Mann eine ſo kindiſch dumme Reimerei ſchreiben konnte, wie, unter mehreren anderen, „Der Name Bismarck" und ein ſo ſchönes Gedicht, wie „Lied eines armen Mädchens"?

*) „Nach dem Abſchluß der I. litterariſchen Periode der 7 Werke: Aus tiefſter Seele, Kunterbunt, Verſchollene Dichter, Dichtercharaktere, — im Jahre 1885 — ſchwieg der Dichter volle fünf Jahre!!!" Warum nicht fünf Ausrufezeichen? Für jedes Jahr der Entſagung eines? Glatte Rechnung!

Man wäre gerne geneigt, von verlotterter Genialität zu reden, aber Geniales, wenn man das Wort nicht mißbrauchen will, haben selbst die guten Sachen A.s nicht, und die schlechten werden es dem, der den Dichter sonst nicht kennt, nicht einmal glaublich machen, daß er es hier mit Wildlingen eines Mitteltalents zu thun hat, denn sie sind einfach mehr als mittelmäßig.

Dies beklagenswerte Bild von Arent wird noch um einen Zug, um den der lüderlichen Pose, vermehrt durch das bei Pierson erschienene „Realistische Versbuch: Modernes Trio", von ihm herausgegeben im Verein mit Hermann Koniecki und Aron von Sommerfeld. Das Verhältnis zwischen Poesie und Versquarck ist hier noch schlimmer als in dem besprochenen Buche. Die paar guten Sachen, wie: „Porträt", „Palomela", „Margarethenhof", „König Schmerz", „Phantasus I." sind freilich entzückend schön, und wir möchten ihren Dichter gerne voll verehren, aber die Mehrzahl, die phrasenkeuchenden, prosatriefenden, gesucht gemeinen Stücke sind um so scheußlicher. Zuweilen sind sie auch komisch, wie das Gedicht „Karl Bleibtreu", ein Seitenstück zu dem Reimwurm „Der Name Bismarck". Es lautet so:

Gedankenüberlastet,
Rauh, ein Cyklop der Form:
Wild Deine Feder hastet
Und sprengt der Künste Norm ...
Wie Byron und Napoleon
Bist Du ein Bruder von
Toghalek und Ivan:
Gesäugt mit Gift vom Drachenzahn,
Gemisch von wilder Höllensaat
Und zartem Himmelssinn,
Dem nie Erlösung naht —
Halb Verträumer, halb „Faust der Tat".

Wahrlich, Bleibtreu leidet allzusehr unter seinen Freunden, viel mehr, als er unter seinen voreingenommenen Feinden leidet, während es ihm, nebenbei, an verständigen Gegnern gebricht, die in seiner Beurteilung ruhiges Blut und völlige Wahrhaftigkeit bewährten. Arent ist, in den Löwengedichten von „Durchs Caleidoscop" und zumal in diesem Gedichte von Byron und Napoleon, Toghalek und Iwan sein gefährlichster Freund.

Nach Arent folgt im „Trio" Hermann Konicoki wie ein Flötentrillerchen auf rohe Posaunenstöße. Was er singt und wie er singt, es ist die alte Leier. Er leistet sich unter den Triogedichten auch den so beliebten „Abschied von der Poesie". Es ist Pflicht jedes Menschenfreundes, ihn in diesem Vorsatz zu bestärken, soweit der Abschied die Poesie angeht, welche er in dem Buch der drei „Modernen" kultiviert, denn ich sehe für diese Art Lyrik gar keinen Zweck ein in unserer Zeit, und ich glaube, wenn sich Herr K. einer anderen zuwendet, so wird es gut für ihn und angenehm für andere sein. —

Zuletzt A. v. Sommerfeld. Ein „Neutöner" ist er ebensowenig, als sein Genosse K., aber er hat immerhin mehr Kraft und Art als dieser. Daß man ihn dieser Gedichte wegen kreuzigen wird auf dem Golgatha der Litteratur, wie er sich in einer zweifelhaft stilisierten Vorrede schmeichelt, ist überkühne Einbildung. Was andere eigener sagten, hat er nur wiederholt. —

Alles in allem: das „moderne Trio" ist ein Spätling aus der blasentreibenden, im ganzen glücklich überwundenen Zeit der Unreife unserer neuen, schönen, stolzen Litteratur. Nach den unendlich viel wertvolleren Leistungen positiven Gehaltes, die uns mittlerweile aus den verschiedensten Reihen der deutschen „Moderne" geworden sind, nimmt er sich nicht anmutig aus. Nicht anmutig, aber auch nicht imposant: nur musenknabenhaft. Sein ganz getreues Sinnbild ist eine Figur auf dem fabelhaft schlecht gezeichneten Titelblatte: das Baby in Renomierkanonenstiefeln, mit dem Schnuller im Munde. O. J. Bierbaum.

„Aus dem Großstadtbrodem" von Wilhelm Arent, mit einem Geleitswort von Lucian von Prager. Zürich 1891, Verlagsmagazin.

Wie er's macht, bekennt der Verfaſſer auf Seite 39:

Hab ich Tinte und Papier,
Eine gute Feder,
Schreib ich meine Verſe ſchier,
Wie man gerbt das Leder.
All die hohe Poeſie,
Nach der heiß ich dürſte,
Aus dem Ärmel ſchüttl' ich ſie —
Friſch wie Leberwürſte.

Wie er's hätte machen ſollen, wird dem begabten Lyriker erſt aufdämmern, wenn's zu ſpät iſt. Für die moderne ſoziale Poeſie thut's das Talent nicht allein; es muß von einer ſtarken, ernſten Perſönlichkeit getragen werden. Trotz manchen genialen Einzelheiten ein im ganzen verfehltes Werk.

„Fürchtet euch nicht!" Gedichte von Albert Matthaei. Preis geheftet 2 Mark. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.)

Eine echte Dichterſeele, die ſich zugleich zur vollen Beherrſcherin der metriſchen Form gemacht hat. Am beſten bewährt ſich Matthaits Talent in einer Reihe von Balladen, die das kraftvolle Gepräge nordiſcher Heldendichtung tragen. Auch in ſeinen rein lyriſchen Ergüſſen atmet eine ins Große gehende Empfindung und tritt uns eine gerundete Schönheit des rhythmiſchen Ausdrucks entgegen — jedoch nicht im modernen, ſondern im altakademiſchen Sinne. Wertvoll ſind die Gedichte auch wegen des ethiſchen Ernſtes, der ſie z. B. weit über Arents „Aus dem Großſtadtbrodem" erhebt. X. Y. Z.

Philoſophie.

Arthur Schopenhauers Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographiſch-hiſtoriſchen Charakteriſtik Schopenhauers in Auswahl herausgegeben von Dr. Moritz Braſch. Zwei Bände. Mit dem Porträt Schopenhauers. Leipzig, Verlag von G. Fock. 1891. Bd. I: Schriften zur Erkenntnislehre, Metaphyſik und Naturphiloſophie. Bd. II: Schriften zur Äſthetik, Ethik, Religionsphiloſophie und Lebensweisheit.

Dieſe hervorragende Publikation dürfte in weiteſten Kreiſen willkommen ſein. Bei dem tiefgehenden Einfluß, den Schopenhauer, zweifellos der genialſte Denker unſeres Jahrhunderts, insbeſondere in der zweiten Hälfte desſelben ausgeübt hat und noch ausübt, war es ſicher ein Bedürfnis, den dauernden Kern und weſentlichen Inhalt ſeiner Gedankenwelt aus den bisherigen vergänglichen Hüllen und unſchönen Zuthaten loszuſchälen und in einer handlichen Ausgabe darzubieten. Wer die Geſamtheit der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten Schopenhauers, wie ſie in der urſprünglichen Brockhausſchen Ausgabe in 6 Bänden vorliegt, überblickt, kann nicht umhin, faſt über die Hälfte derſelben, insbeſondere diejenigen, welche die hiſtoriſch-kritiſchen und rein polemiſchen Schriften umfaſſen, als für die Gegenwart faſt völlig bedeutungslos zu erklären, während die grundlegenden Arbeiten, in denen Schopenhauer ſeine Weltanſchauung darlegte, noch heute und für alle Zeit in hohem Grade als höchſt werthvoll und die Geiſter befruchtend gelten müſſen. Dieſes Poſitive und Dauernde, gewiſſermaßen den unzerſtörbaren und unſterblichen Teil der Schopenhauerſchen Ideenwelt in dieſer handlichen Ausgabe zu vereinigen, ſcheint der Herausgeber, welcher wohl wie Wenige zu dieſer Edition qualifiziert war, als ſeine Hauptaufgabe angeſehen zu haben.

Von dieſem Geſichtspunkt wird man wohl auch die Anordnung der einzelnen Schriften, die Herr Dr. Braſch hier beobachtet hat, verſtehen. Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und

Vorstellung" bildet den Kern und die Quelle seines Systems, so zwar, daß auch den verschiedenen Seiten desselben die vier Teile analog sind, aus denen das Werk nach der ersten Ausgabe von 1819 besteht. So ergeben sich denn vier Gebiete oder Hauptteile seiner Philosophie: Metaphysik, Naturpsilosophie, Philosophie des Schönen und Ethik. Der im Jahre 1844 erschienene Ergänzungsband des Hauptwerkes, aber auch die 1837 erschienene Arbeit: „Über den Willen in der Natur", sowie die Preisschriften: „Über die beiden Grundprobleme der Ethik" können bei allem sonstigen Ideenreichtum doch nur eine ergänzende Stellung zu jenem Hauptwerk einnehmen. Dagegen bildet die berühmte Erstlingsschrift Schopenhauers, auf Grund deren er im Jahre 1813 in Jena promovierte, „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" die gewissermaßen logische und erkenntnistheoretische Einleitung für alles Folgende.

Es war also nicht leicht, eine solche Anordnung des gesamten Stoffes zu treffen, welche alles Wesentliche berücksichtigen und alles weniger Bedeutende ausscheiden und welche doch auch zugleich jener innern Gliederung des Schopenhauerschen Systems entsprechen sollte. Die Art und Weise, wie Dr. Brasch dieser Schwierigkeiten Herr geworden ist, zeigt den bewährten Meister in der Überwindung abstrakter Gedankenmassen. So ist hier, was in der ursprünglichen Ausgabe chronologisch hintereinander hersolgt, und innerlich oft weit auseinander liegt, in einen durch das Prinzip des Systems sich ergebenden innigeren Zusammenhang gebracht nnd in klarer, übersichtlicher Anschaulichkeit hingestellt. Daher hat der Herausgeber die wesentlichsten Arbeiten Schopenhauers über Erkenntnislehre, Metaphysik und Naturphilosophie in Bd. I, die über Ästhetik, Ethik und Religionsphilosophie in Bd. II vereinigt.

Aber nicht allein den großen Denker, sondern auch den bedeutenden Schriftsteller Schopenhauer lernen wir aus dieser Ausgabe kennen. Dieses tritt hauptsächlich in den kleineren Schriften hervor, die der Herausgeber mit aufgenommen hat und die hauptsächlich (hier kommen meist die „Parerga und Paraligomena" in Betracht) die fein durchdachten Ideen zur „Lebensweisheit", über Frauen, Liebe, Schriftstellerei, Gelehrsamkeit, Stil und Schrift u. s. w. enthalten.

Jedem der Hauptabschnitte in beiden Bänden hat der Herausgeber Einleitungen vorausgeschickt, in denen er den Leser in die betreffende Gedankenwelt Schopenhauers einführt, sich über den Inhalt und Tendenz der einzelnen Schriften ausspricht und immer auch die historisch-kritische Seite berücksichtigt, indem er bei den einzelnen Problemen auch die gegnerischen Ansichten zu Worte kommen läßt. Sehr dankenswert sind auch die zahlreichen Anmerkungen, durch welche der Herausgeber die schwierigeren Punkte zu erklären, oft auch durch Parallelstellen aus Schopenhauers Schriften oder aus denen seiner Schüler, insbesondere Frauenstädts, zu erläutern bemüht ist. Dem Ganzen hat Herr Dr. Brasch eine umfangreiche biographisch-historische Charakteristik Schopenhauers (in Bd. I) vorangeschickt, in welcher nebst einer Analyse seiner Werke der Lebenslauf des Philosophen dargestellt wird. Daß bei der Beurteilung von Schopenhauers persönlichem Charakter Dr. Brasch weder den Apologeten und Schönfärbern (wie Gwinner, Frauenstädt, Asher u. a.), noch den leidenschaftlichen Feinden unseres Philosophie (wie Rud. Haym, Bona Meyer u. a. zustimmt, sondern ein historisch-objektives Bild von dem Wesen und der Persönlichkeit des großen Denkers zu gewinnen sucht, darf als ein besonderes Verdienst demselben angerechnet werden.

Dieſe Ausgabe, die vorzüglich auch in bezug auf Papier und Druck ausgeſtattet iſt, wird unzweifelhaft dem Studium der Schopenhauerſchen Philoſophie zahlreiche Freunde und Jünger zuführen. -y-.

Franzöſiſche Litteratur.

Adolphe Belot, Les boutons de rose (Paris, E. Dentu). Die letzterſchienene Schöpfung des kürzlich verſtorbenen Romanziers lenkt wieder in die Bahnen ein, die Belot in ſeinen berüchtigten Romanen „Mlle. Giraud, ma femme“ und „La femme du feu“ gewandelt iſt; ganz ſo ſchlimm wie die letzterwähnten iſt das vorliegende Werk allerdings nicht, aber es gehört doch nichtsdeſtoweniger jenem Genre an, das hart an der Grenze anlangt, wo die Pikanterie aufhört und die Pornographie beginnt. Der eigentliche Autor des Romans iſt ein ehemaliger Polizeipräfekt, der aus dem Schatze ſeiner Erinnerungen dem aufhorchenden Romanzier eine recht heikle Geſchichte erzählt, die dieſer der Öffentlichkeit nicht vorenthalten mag. Dank dem redeluſtigen Polizeimann erhalten wir Kenntnis von den merkwürdigen Ehepraktiken des Herrn M. de L. und erfahren von den mannigfachen Fatalitäten, in die der hartgeſottene Sünder und Ehegourmet durch ſeine ausgeſprochene Vorliebe für knoſpende Mädchenſchönheit gerät. Die Geſchichte dieſes ſonderbaren Heiligen, der in einer jungen Dame, die der analogen Paſſion für männliche Roſenknoſpen huldigt, eine würdige Partnerin findet, iſt brillant erzählt und zeigt jenen prickelnden Reiz der Sprache, den man an Belots Arbeiten ſtets bewundern muß. Der gereifte Leſer, der ein pikant zubereitetes Gericht zu würdigen weiß, wird Belots „Boutons de rose“ mit ſchmunzelndem Behagen leſen.

Künſtleriſch ungleich wertvoller als Belots „Roſenknoſpen“ iſt die Sittenſtudie aus der Pariſer Halbwelt, die Dubut de Laforest und Edmond Deschaumes unter dem Titel „Le Grappin“ im gleichem Verlage erſcheinen ließen. Le Grappin iſt der Terminus technicus für jene Sorte von galanten Abenteuerinnen, die durch eine Laune des Glückes zu ſchwindelnder Höhe emporgehoben, ihren Einfluß in verderbenbringendſter Art geltend machen und alles, was in den Bereich ihrer „Kralle“ kommt, an ſich raffen, um es mitleidslos zu vernichten. „La Mächelor“, die Heldin des Romans, iſt eine jener allmächtigen Kourtiſanen, ihr Kampf mit Lucie Bellet, einer ſittſam gebliebenen „Ouvrière“, die für würdig befunden wird, den abgelebten Liebhabern der „Mächelor“ als lockender Köder vorgeworfen zu werden, der Inhalt der Erzählung. Dieſes verzweifelte Ringen der ausgeſeimten Dirne, die einen gewiſſen Point d'honneur darein ſetzt, das tugendſtolze Bürgermädchen unterzukriegen, mit dem reinen Mädchen aus dem Volke, iſt mit entſetzlicher Naturwahrheit geſchildert: die beiden Autoren zeigen hier eine Schärfe der Beobachtung und eine realiſtiſche Kraft der Darſtellung, die des höchſten Lobes wert ſind. Alles in allem eine tüchtige Leiſtung, deren ſich die beiden erprobten Schriftſteller freuen dürfen.

Henry Fèvre, L'Honneur. Roman. (Paris, Erneſt Kolb.) Der Roman iſt nach dem gleichnamigen Theaterſtücke geſchrieben, das bei ſeiner Erſtaufführung im Théâtre libre ein vollſtändiges Fiasko erlebte. Der Autor hat ſich durch den Mißerfolg nicht abſchrecken laſſen und appelliert mit ſeinem Roman an die große Leſergemeinde: wie die zahlreichen Auflagen beweiſen, anſcheinend mit dem beſten Erfolge. Der einſeitige Standpunkt der öffentlichen Moral im Punkte der weiblichen Ehre, die kategoriſche Forderung der Geſellſchaft, daß das Mädchen phyſiſch intakt in die Ehe zu treten habe, und die inkonſequente Gleichgültigkeit derſelben

Gesellschaft gegenüber den moralischen Eigenschaften der heiratsfähigen weiblichen Jugend, sind die Fragen, die in dem Fèvreschen Roman behandelt, aber nicht gelöst werden. Der Autor verfährt in der Behandlung seines Stoffes mit Absicht brutal, und wenn er zwischen einem milden und einem starken Ausdruck zu wählen hat, so zieht er der tiefergehenden Wirkung wegen stets den letzteren vor; dadurch aber erhält die Arbeit ein hartes, abstoßendes Gepräge, und wäre nicht der künstlerische Ernst, der auf jeder Seite des Romans hervortritt, so würde „L'Honneur" stellenweise geradezu roh wirken. Die Charakteristik der Hauptpersonen ist vortrefflich gelungen, die Sprache könnte gefeilter sein und würde durch Ausmerzung der gesucht brutalen Wendungen nur gewinnen, ohne eine Einbuße an ihrer realistischen Treue zu erleiden. In jedem Falle haben wir es in Fèvre mit einem strebsamen Künstler zu thun, der an die Lösung seiner Aufgaben herzhaft herangeht und der auch da Anerkennung verdient, wo er sich einmal in der Wahl der Mittel vergreift.

Unter dem Titel „Histoires joviales" hat Armand Silvestre bei Kolb in Paris eine neue Sammlung von allerhand galanten Schnurren herausgegeben, die sich der stattlichen Zahl ihrer Vorgänger würdig anreiht. Dieser Hinweis genügt für jeden, der Sinn und Geschmack für den prickelnden Humor der echt gallischen Farce hat, ein Genre, das heutzutage leider immer seltner wird. Silvestre ist unbestrittener Alleinherrscher auf diesem Gebiet, von seiner Meisterschaft giebt dieser Band, der von Clérice mit hübschen Bildern geschmückt ist, von neuem Kunde.

Roger Milès, Les Heures d'une Parisienne (Paris, Marpon & Flammarion). Der ausgezeichnete Kunstkritiker zeigt sich hier als schneidiger, geistsprühender Plauderer, der nicht an der Oberfläche der Dinge haften bleibt, sondern mit Erfolg auch auf das psychologische Gebiet hinübergreift. In diesen Feuilletons, Skizzen, Novellenansätzen, die den Inhalt des Bandes bilden, zeichnet uns Roger Milès die Pariserin von der „Mondaine" bis herab zur Straßendirne. Es ist ein brillantes Blendfeuerwerk, das da vor unsern Augen abgebrannt wird, und wer ein müssiges Stündchen angenehm verbringen will, wird nicht vergebens nach dem Milès'schen Buche greifen.

Die Vorliebe des französischen Publikums für die moderne russische Litteratur, insbesondere für die Werke Leo Tolstojs hat sich nach dem Erscheinen der „Kreutzersonate" ins maßlose gesteigert. Tolstojs neuestes Werk, eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christen, die in der deutschen Ausgabe den Titel „Julius oder Wandelt im Lichte" führt, ist in französischer von E. W. Smith besorgter Übersetzung unter dem Titel „Marchez pendant que vous avez la lumière" soeben bei Lemerre in Paris zur Veröffentlichung gelangt. Der berühmte russische Autor beschäftigt sich in seiner jüngsten Schöpfung, die nicht gut als Roman, viel eher als philosophisches Werk mit stark hervortretender moralistischer Tendenz zu charakterisieren ist, mit sozialethischen Problemen und beleuchtet von seinem Standpunkt aus eine Reihe von sozialen und religiösen Fragen.

Jacques Naurouze, Frères d'Armes (Paris, A. Colin & Cie). Der Band bildet die Fortsetzung der Familiengeschichte der Barbeur-Carbansane („Histoire d'une famille pendant cent ans"), deren erster Teil im vorigen Jahre unter dem Titel „La mission de Philbert" erschienen ist. Seinem Arbeitsplane getreu, in einer Reihe von Einzelromanen die Schicksale einer französischen Bürgerfamilie im Laufe eines Jahrhunderts zu verfolgen und in diesem Rahmen

Digitized by Google

ein breit ausgeführtes Gemälde der französischen Sittengeschichte von 1750—1850 zu geben, schildert uns Naurouze in dem vorliegenden Bande seiner Familienchronik die abenteuerreichen Erlebnisse zweier Franzosen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Die dramatisch lebendige Handlung der Erzählung, in der ein reiches kulturhistorisches Material geschickt verwertet ist, macht das Buch als instruktive Unterhaltungslektüre für die reifere Jugend besonders geeignet, aber auch der litterarisch anspruchsvolle Leser wird Naurouzes „Frères d'Armes" mit Genuß lesen.

Die Kollektion zeitgenössischer französischer Romane, die die rührige Verlagshandlung von E. Dentu in Paris unter dem Titel „Les Maîtres du Roman" herausgiebt, bietet in ihren jüngsten Erscheinungen wieder eine Fülle von gediegenem Unterhaltungsstoff. Den Inhalt der uns vorliegenden Bände bilden: Alexis Bouvier, „Le Mouchard" — Leopold Stapleaux, „Le Roman d'un père" — Emile Richebourg, „Amours villageoises" — Catulle Mendès, „La Demoiselle en or" und „L'Argent de Papiol" desselben Autors — Guy de Charnacé, „Le Chasseur noir" und Charles Mérouvel, „Fleur de Corse". Der billige Preis — jeder Band, der ein abgeschlossenes Werk enthält, kostet 60 Cts. — die sorgsame Auswahl des Materials und die gediegene Ausstattung zeichnen diese Romanbibliothek vorteilhaft aus und lassen unsere wiederholte Empfehlung gerechtfertigt erscheinen.

Wir hatten des öfteren schon Gelegenheit, der verdienstvollen „Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France" zu gedenken, einer der interessantesten Kollektionen der an Erfolgen so reichen „Librairie des Bibliophiles" (Paris, D. Jouaust), die die berühmtesten französischen Memoirenwerke in sorgfältig revidierten Neudrucken einem größeren Publikum zugänglich macht. Der jüngst veröffentlichte Band der Sammlung enthält die Memoiren der Herzogin von Brancas über Ludwig XV. und Mme. de Chateauroux, denen die Korrespondenz der Frau v. Chateauroux, sowie Auszüge der „Memoires de la Cour de Perse" angehängt sind. Diese Zusammenstellung bildet im Verein mit der trefflichen Studie, die der Herausgeber Asse den Memoiren vorgestellt hat, einen der schönsten Bände der eigenartigen Memoirensammlung. — Die im gleichen Verlage erscheinende „Nouvelle Bibliothèque classique", die die klassischen Werke der französischen Nationallitteratur in billigen Musterausgaben enthält, bringt in ihren neuesten Bänden die „Education des Filles" von Fénélon mit einer lesenswerten Einleitung aus der Feder Octave Gréard's und des weiteren den 7. und 8. Band der „Oeuvres choisies de Voltaire", die die „Histoire de Charles XII" zum Inhalt haben. Voltaires „Anecdotes sur Pierre le Grand", sowie die den König von Schweden betreffenden Stellen aus der „Histoire de Russie" sind der Ausgabe beigegeben, die der verdienstvolle Voltaireforscher Georges Bengesco revidiert und mit Kommentaren versehen hat. Voltaires historisches Meisterwerk liegt demnach hier in einer Ausgabe vor, die hinsichtlich der Ausstattung wie der textlichen Vollkommenheit die höchsten Ansprüche befriedigt.

Comte d'Hérisson, Le Prince impérial (Napoléon IV). (Paris, Ollendorff.) Die jüngste Schöpfung des fruchtbaren Autors hat durch die verblüffenden Enthüllungen, die sie enthält, nicht geringes Aufsehen erregt; vor allem fällt hier ein ganz neues Licht auf das Verhältnis des unglücklichen kaiserlichen Prinzen zu seiner Mutter, ein Licht, das die Exkaiserin Eugenie in wenig vorteil-

haſter Beleuchtung erſcheinen läßt. Wie alles, was Graf d'Heriſſon ſchreibt, der ein viel zu leidenſchaftlicher Parteimann iſt, um der objektiven Wahrheitsforſchung dienen zu können, trägt auch das jüngſte Erzeugnis ſeiner Feder den Stempel ſubjektiver Anſchauung, die die Dinge nur von einer Seite zu ſehen pflegt, und der Hiſtoriker wird die hier gebotenen Enthüllungen nur mit Vorſicht gebrauchen können, der Laie wird durch die Verve und die glänzende Beredtſamkeit Heriſſons leicht mit fortgeriſſen und verliert die Fähigkeit der ruhigen Prüfung. Und dies iſt bei dem vorliegenden Buche, das ſich ſtellenweiſe wie der ſpannendſte Roman lieſt, auch gar kein Wunder, die ſchriftſtelleriſche Tüchtigkeit des Autors zeigt ſich eben hier von ihrer beſtechendſten Seite; der große Erfolg, den das Buch davon getragen, iſt daher ein ganz naturgemäßer und in gewiſſer Hinſicht auch ganz berechtigter.

E. Trivier, Mon Voyage au Continent noir (Paris, Didot & Cie.). Trivier iſt der erſte franzöſiſche Forſcher, der eine Durchquerung Afrikas verſucht und mit Erfolg durchgeführt hat, er hat ſich durch dieſe That einen ehrenvollen Platz unter den jüngeren Afrikaforſchern erobert. Den Bericht über ſeine gefahrvolle Reiſe, die ein reiches wiſſenſchaftliches Ergebnis geliefert hat, giebt er auf den Blättern des vorliegenden Buches. E. Trivier gehört nicht zu jenen Forſchungsreiſenden, die ihre werte Perſon in den Vordergrund des Intereſſes zu ſtellen lieben, er läßt die Ereigniſſe für ſich ſprechen, und die ſchlichte Art, mit der er über das von Gounouilhou, dem Leiter der Bordeauxer „Gironde" ausgerüſtete Unternehmen berichtet, ſticht vorteilhaft ab von dem bombaſtiſchen Tone, den gewiſſe reklameſüchtige Afrikaforſcher in ihren Werken anzuſchlagen belieben: der reiche Inhalt des intereſſanten Buches tritt aber dadurch nur um ſo vorteilhafter hervor. Trotz der Überſättigung, die die Hochflut der Afrikalitteratur in neueſter Zeit beim Publikum herbeigeführt hat, wird Triviers „Reiſe nach dem dunklen Erdteil" zahlreiche dankbare Leſer finden, der populär gehaltene Ton der Darſtellung, die bei aller wiſſenſchaftlichen Gediegenheit doch ſtets originell und feſſelnd bleibt, wird dem Buche auch jene Kreiſe gewinnen, die der geographiſchen Fachlitteratur gemeinhin wenig Aufmerkſamkeit ſchenken.

J. J. Weiss, Essais sur l'histoire de la Littérature française (Paris, Calmann Levy). Der Band enthält in ſeinem erſten Teil allgemeine Betrachtungen philoſophiſch-litterariſcher Natur und bietet in ſeinem zweiten eine Anzahl litterariſcher Porträts, welche markante Charakterköpfe aus der franzöſiſchen Litteratur und Geſchichte in ſcharf umriſſenen Zeichnungen zur Darſtellung bringen. Der Autor iſt ſeiner Geſinnung nach ein „Alter", der aus ſeinen konſervativen Neigungen gar kein Hehl macht, er iſt bei alledem aber kein Reaktionär. Und ſo giebt er ſich denn auch redliche Mühe, die moderne Litteratur zu verſtehen, er hat aber leider die Fähigkeit verloren, den Geiſt der Zeit zu verſtehen und ſingt ſo als grämlicher Peſſimiſt das Loblied der guten alten Zeit, in der noch der wahre franzöſiſche Geiſt blühte. Deshalb ſind die Partien des Buches, die ſich mit der Vergangenheit beſchäftigen, auch die weitaus gelungenſten, für den modernen Leſer wenigſtens: Die Aufſätze über das ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, über den Herzog von Saint-Simon, Regnard, Piron und Greſſet ſind hochachtbare litterarhiſtoriſche Leiſtungen, die eine Fülle von Geiſt und Anregung enthalten. Die Studien ſind übrigens zum großen Teil älteren Urſprungs; ſie erſchienen zum erſten Mal 1865 und liegen hier in zweiter unveränderter Auflage vor, da der Autor es für angezeigt hielt, ihnen ihre urſprüngliche

Gestalt zu belassen. Es spricht zur genüge für den Gehalt der Weißschen Aufsätze, daß sie an Frische und unmittelbarer Wirkung im Laufe von fünfundzwanzig Jahren so gut wie nichts eingebüßt haben; es giebt heutzutage wenig litterarhistorische Werke, mit denen man ein ähnliches gewagtes Experiment wird anstellen dürfen.

T. de Wyzewa et X. Perreau, Les Grands Peintres de l'Allemagne de la France (Période contemporaine), de l'Espagne et de l'Angleterre, suivi de l'histoire sommaire de la peinture japonaise. Ouvrage illnstré de 320 gravures (Paris, Didot & Cie.). Die große Reihe kunstgeschichtlicher Arbeiten, mit denen T. de Wyzewa die Kunstlitteratur bereichert hat, erfährt durch diese breitangelegte Geschichte der Malerei bei den Hauptkulturvölkern eine wertvolle Bereicherung. Gewöhnlich werden kunstgeschichtliche Werke mehr gelobt, als gelesen, es liegt das wohl zum großen Teil mit an der nüchternen, reizlosen Art, in der die meisten Kunstschriftsteller zu dozieren pflegen, und es ist schließlich auch dem Nichtfachmann nicht übel zu nehmen, wenn er bei aller Hochachtung vor der Gelehrsamkeit des Autors Bedenken trägt, sich durch solch ein dickleibiges Kompendium durchzuarbeiten. Anders, wenn ein Mann die Feder führt, der, wie T. de Wyzewa, mit der gründlichsten Beherrschung seines Stoffes die Fähigkeit verbindet, die Resultate seines Forscherfleißes in eleganter Form und vollendeter Sprache vorzutragen, und deshalb wird auch der Laie das vorliegende Werk mit hohem künstlerischem Genuß lesen. In kurzer, aber erschöpfender Weise charakterisiert de Wyzewa die Hauptmomente der Entwickelung der Malerei bei den Deutschen, den Spaniern, den Engländern und den Franzosen, bei letzteren ist nur die zeitgenössische Periode berücksichtigt worden, und auf diesen Teil des Hauptwerks beschränkt sich auch die Mitarbeiterschaft des auf dem Titel genannten Perreau. Der als Anhang beigegebene Abriß der Geschichte der japanischen Malerei ist ein schätzenswerter Beitrag zu der noch wenig bekannten Kunstgeschichte dieses interessanten Volkes. Die trefflich ausgeführten Illustrationen, die die Kunstwerke der im Texte erwähnten Malerschulen reproduzieren, unterstützen aufs beste die Anschaulichkeit des Textes; die gediegene Ausstattung des Bandes bezeugt aufs neue das tüchtige Streben des berühmten Didotschen Verlages.

Debidour, Histoire diplomatique de l'Europe (Paris, Alcan). Das gediegene zweibändige Werk umfaßt die historische Epoche von 1814—1878: es beginnt mit dem Wiener Kongreß und schließt mit einer Übersicht über die politische Lage, wie sie der Kongreß in Berlin geschaffen hat. Das Hauptinteresse konzentriert sich auf die Darstellung der Entwickelungsphasen, die die Politik der europäischen Völker nach der Niederwerfung Bonapartes bis zum russisch-türkischen Kriege durchgemacht hat. Die Politik der heiligen Allianz bestand im großen und ganzen in dem Bestreben, den Volkswillen mit allen verfügbaren Mitteln niederzuhalten; die Revolutionen von 1830 und 1848 haben dieses Prinzip endgültig zu Falle gebracht, erst von dieser Zeit an kommt der souveräne Volkswille mehr und mehr in der Politik zur Geltung. Schritt für Schritt hat sich das Volk das ihm Jahrhundertelang vorenthaltene politische Recht erkämpfen müssen, und der Autor glaubt aus diesem beständigen Fortschreiten schließen zu dürfen, daß der vollständige Sieg der Volksgewalt nur noch eine Frage der Zeit sein kann. Debidour hat für seine Arbeit alle ihm verfügbaren Quellen zu Rate gezogen, das überreiche Material ist dabei mit peinlichster Gewissenhaftigkeit durchforscht nnd gesichtet, nur so war es

möglich, ein Werk zu ſchaffen, deſſen wiſſenſchaftliche Gediegenheit ebenſo zu rühmen iſt wie die überſichtliche Klarheit der Darſtellung. — Im gleichen Verlage veröffentlicht Eug. Spuller unter dem Titel „Histoire parlementaire de la seconde république", einen philoſophiſch gehaltenen Abriß der Geſchichte der beiden Verſammlungen, der konſtituierenden und der legislativen, die die Szene der innern Politik Frankreichs von 1848—51 beherrſcht haben. Das Werk iſt in ausgeſprochen demokratiſchem Sinne geſchrieben und wendet ſich in erſter Linie an die Jugend, deren republikaniſche Grundſätze es durch eine getreue Schilderung der Vergangenheit ſtärken und befeſtigen will. Von dieſem Gedanken geleitet, hat Spuller dem Hauptwerk eine kurzgefaßte Geſchichte des zweiten Kaiſerreiches beigegeben, die 1870 urſprünglich zu dem Zwecke geſchrieben wurde, der Propaganda gegen das Plebiszit zu dienen. Der Verfaſſer charakteriſiert hier in gemäßigten aber feſten Worten die Politik und die Regierungsthätigkeit Napoleons III. Gerade dieſer Teil des Buches dürfte den republikaniſchen Erziehungsabſichten Spullers am beſten dienen, denn die Lektüre des Abſchnittes wird für alle diejenigen, die die entartete Zeit des zweiten Kaiſerreichs nicht mit durchlebt haben, ein wirkſames Antidoton gegen den verlockenden Sirenengeſang der Monarchiſten bilden.

Mars, Joies d'Enfants. Au printemps — en été — en automne — en hiver. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) Mars, der elegante Zeichner „fin de siècle", der die typiſchen Figuren der „Vie mondaine" wie kein zweiter aufs Papier zu bannen verſteht, hat ſein neueſtes Album den Kleinen gewidmet, deren Vergnügungen im Wechſel der Jahreszeiten er uns in einer Reihe von graziöſen, mit feinſtem Stift gezeichneten Bildern vors Auge führt. Die techniſche Ausführung dieſer Bilder mit ihren zart abgetönten Farben iſt eine typographiſche Meiſterleiſtung erſten Ranges, die der Leiſtungsfähigkeit und dem Geſchmack der Plon'ſchen Offizin ein glänzendes Zeugnis ausſtellt. — Gleiches Lob gebührt dem im ſelben Verlage erſchienenen „Album Crafty" (Les Chiens), in dem der beliebte Sportzeichner allerlei grotesk-komiſche Szenen aus dem Leben des Hundevolks mit prächtigem Humor zur Darſtellung bringt. A. G—tze.

Engliſche Litteratur.

Ein Charakter! Dieſes Wort, ohne jede beſtimmende oder erklärende Bemerkung, hat eine Bedeutung, welche uns es nur auf ganz hervorragende Perſönlichkeiten anwenden läßt. „Er iſt ein Charakter!" Wie ſtolz klingt dieſer Ausruf und die Betonung, welche wir ſo vielſagenden Bezeichnungen zuteil werden laſſen, hebt unſere Sprache über das gewöhnliche Niveau. Charaktere aber werden nicht geboren, ſondern müſſen ſich im Kampfe ums Daſein bilden, und wenn uns Gelegenheit geboten wäre, die Entwickelung eines ſolchen Charakters zu verfolgen, wir würden ſtaunen, welche Metamorphoſen dieſer eine Menſch durchmachen mußte, um das zu werden, als was wir ihn bewundern. Ein ſolcher Charakter bildet den Helden der Geſchichte, von der wir heute ſprechen wollen: „Donovan by Edna Lyall" (Verlag, Leipzig, Bernhard Tauchnitz). Nicht leicht iſt es dem jungen Mann geworden, den Weg aus der Finſternis zum Lichte zu finden, und ſchwere Prüfungen hat ihm ein hartes Schickſal auferlegt. Aber doch ganz verlaſſen ſtand er nie da, wenn es auch oft nur die Erinnerung war, die dem Troſtloſen, dem Vereinſamten blieb. Ihm war eine liebliche Schweſter beſchieden geweſen, ein krankes armes Geſchöpf, und lange das einzige Weſen, das ihn liebte. Und auch ſie wurde ihm ge-

raubt. Bald darauf sehen wir ihn vom väterlichen Hause vertrieben, verfolgt von dem zweiten Gatten seiner Mutter, der sich das Vermögen seines Stiefsohnes durch Vernichtung des Testamentes zu verschaffen verstanden hatte. Kein Wunder, daß da des armen Donovan Herz voll Haß und Groll gegen die gesamte Menschheit erfüllt war. Aber gute Menschen findet er auf dem Lebenswege, nachdem die Versuchung sich ihm genähert und er nicht Widerstand zu leisten vermocht hatte. Vor allem aber, wie ein leuchtender Stern hat sich seinem Herzen das Bild eines Mädchens eingeprägt, der lieblichen Gladys. Es kann nicht unsere Absicht sein, die Erlebnisse des jungen Mannes auf Schritt und Tritt zu verfolgen, sie sind interessant genug, um eine Lektüre des Romanes zu empfehlen. Nicht minder bedeutend aber ist die Seelenläuterung, welche in ihm vorgeht, und mit dichterischem Geschick verstand es der Autor, dieselbe wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Das Buch gehört zu jener Gattung von Werken, welche trotz aller in ihnen enthaltenen nützlichen Auseinandersetzungen in erster Linie auf das Herz des Lesers spekulieren. Nicht ohne Erfolg! Wir werden gerührt, und auf diese Weise allein wird der Boden geebnet und aufnahmsfähig gemacht, für die von dem Dichter gestreuten Samenkörner. Wenn nicht all die Ansprüche dabei erfüllt werden, welche die Denkungsweise von heute verlangt, man kann es nicht tadeln. Denn dieses Buch, — soviel ist uns klar — mußte so oder gar nicht geschrieben werden. Und wir sind froh, daß es geschrieben wurde, denn es hat selbst uns (und dies will viel heißen, wenn die Lektüre Arbeit und nicht Vergnügen ist) Anregung und einige freudige Stunden bereitet. Eine der Hauptstreitfragen, welche wir darin erörtert finden, bildet der Atheismus und im Zusammenhang damit die Unsterblichkeit.

Damit beschäftigt sich auch eine zweite Geschichte, die vom Verfasser ostentativ „Roman über die Unsterblichkeit" genannt wurde. Es ist dies „Fräulein Ludingtons Schwester" by Eduard Bellamy, dem Verfasser des auch in Deutschland vielbeachteten „Loocking backward" (Rückblick vom Jahr 2000 auf das Jahr 1887). Wir haben dieses Werk s. Zt. an dieser Stelle ausführlich besprochen und waren bemüht, seinen Vorzügen gerecht zu werden, ohne seine schwachen Seiten zu übersehen.

Bellamy ist bizarr in seinen Ideen, und er spielt gerne mit den Lesern. Ihm kann man alles zutrauen, und wir würden gar nicht überrascht gewesen sein, wenn er uns in vollem Ernste vorgeführt hätte, was er am Ende doch als Humbug bezeichnet. Freilich hätten wir da nun das Urteil „nonsens" fällen können, aber so schlimm wäre dies auch nicht gewesen, denn einem genialen Menschen verzeiht man viel, auch eine Überspanntheit. Und zum mindesten überspannt ist der Gedanke, den wir nach der Übersetzung von Clara Steinitz (Verlag, Berlin S. Fischer) zitieren wollen: „Das Individuum hat in seiner Laufbahn von 70 Jahren nicht einen, sondern viele Körper, deren jeder sich neu aufbaut. Die Physiologie stellt als selbstverständlich auf, daß unser Körper von heute kein Atom des Körpers von vor einigen Jahren besitzt. Und keinem dieser Körper sollte eine Seele innewohnen außer dem letzten, bloß weil dieser letzte plötzlicher verfällt als die übrigen. Oder will man behaupten, daß trotz der durchgreifenden physischen, geistigen und moralischen Verschiedenheit zwischen Kindheit und Mannesjahren, Jugend und Alter, ihnen allen ein gemeinsamer Bestandteil innewohne, der durch alle Wandlungen hindurch unberührt bleibt, und daß dieser die Seele des Individuums darstellt ..."

Dieser Wahnsinn (nämlich, daß wir

aus Seelen beſtehen, welche nacheinander leben, aber dereinſt ein fröhliches Stelldichein im Himmel feiern), wird „mit Methode“ von Paul aufgeſtellt, verteidigt und der junge Mann findet eine eifrige Anhängerin ſeiner neuen Seelentheorie in ſeiner lieben, alten Tante. Die würdige Dame, die von ihrem Neffen mit leidenſchaftlichſter Liebe angebetet wird, zählt ſechzig Lenze. Der Leſer zuckt über dieſe merkwürdige Neigung eines ſonſt ganz geſunden Menſchenkindes bedauernd die Achſeln. Mancher wird dieſe Liebe begreiflicher finden, wenn wir beifügen, daß Freund Paul eigentlich nur in das Bild, welches Frl. Ludington als ſiebzehnjährige darſtellt, ſich vergafft hat, andere werden dieſe platoniſche Empfindung vielleicht als noch höhere Verrücktheit bezeichnen. Man überlege! Dieſes holde ſiebzehnjährige Frauenbild iſt ja nach der oben aufgeſtellten Theorie gar nicht das gnädige Fräulein von heute, ſondern von ehemals. Dieſe Seele (eine einzelne aus der χſchen Seelenmehrzahl) befindet ſich ſchon längſt im Paradieſe. Und nun kommt etwas, das wir ohne Anſtand als höheren Blödſinn bezeichnen. Tante und Neffe nehmen ihre Zuflucht zum Spiritismus. Zitiert wird die Jugendgeſtalt Frl. Ludingtons. Das Medium verſcheidet während der Sitzung und dem Geiſte iſt nun die Rückkehr in ſeine Geiſterwelt unmöglich gemacht. Miß Ludington lebt zweimal. Der Autor geſteht nun am Schluſſe ein, daß die Herrſchaften angeſchwindelt worden ſind und wir erkennen, was er liefern wollte, eine Parodie auf den Spiritismus, und mehr noch eine Parodie auf die Unſterblichkeit. Dabei iſt der Roman recht geſchickt durchgeführt, er iſt ſpannend und — luſtig. Wir lachen über die Originalität all der Ideen, wir lachen — bis wir den Gedanken in uns erwachen fühlen, wie leicht iſt doch die liebe Menſchheit am Narren feil zu führen.

Ja, es iſt eigentlich mehr traurig als luſtig, wenn wir die richtigen Schlüſſe aus dem Unſterblichkeitsromane Bellamys ziehen. Atheiſten werden ihn als eine „göttliche Abführung“ alles überirdiſchen bezeichnen, und die Gläubigen werden nicht klug daraus werden. Sie werden vielleicht gar nicht merken, daß man ſie verſpottet. Und unſere Anſicht iſt die, daß man jeden nach ſeiner Façon ſelig werden laſſen muß, und daß diejenigen, welche, wie ſie ſagen, im Dienſte der Wiſſenſchaft gegen die Ammenmärchen ankämpfen zu müſſen glauben, dieſen Kampf mit Ernſt führen ſollten, und nicht, indem ſie alte, geheiligte Ideen lächerlich machen.

Das Buch wird viel geleſen werden und verdient es. Aber wir können es dennoch nur denen empfehlen, welche keinen Zweifelsſkrupeln ausgeſetzt ſind. Unklare Geiſter werden ſich in einen Wirrwarr von Gedanken verwickeln, und der Ariadneſaden, ſich aus dem Chaos zu retten, wird ihnen fehlen. Sie werden grübeln, und vielleicht ganz andere Dinge herausklügeln, als in dem Buche ſtehen. Denn das eine läßt ſich bei Bellamy nicht beſtreiten, daß er die gewagteſten Behauptungen mit einer Überzeugungstreue aufwirft, die auf ſchwache Gemüter ihre Einwirkung nicht verfehlen wird, und es leicht vereiteln kann, daß der Leſer ſich auf den rechten Weg zurückfindet, auch da nicht, wo der Autor ſelbſt die Theorien ſeiner Romanhelden ad absurdum führt. Für Leute aber, welche die Litteratur mit Intereſſe verfolgen, und alle Nuancen modernen Schaffens zu beobachten wünſchen, erſcheint es ebenſo notwendig, von dem neueſten Werke Edward Bellamys Kenntnis zu nehmen, wie von ſeinem Looking Bockward.

Zum Schluſſe haben wir noch ein Buch zu erwähnen, das mit der ſchöngeiſtigen Litteratur in keiner Berührung ſteht, aber von bedeutendem Inter-

eſſe iſt. „The American Horsewoman“ by Elizabeth Karr. (Boſton und New-York, Houghton, Mifflin & Company.) Wir haben ſelten ein Buch gefunden, das einen Sport behandelt und dennoch ſo unterhaltend iſt. Die Verfaſſerin wendet ſich, wie ſchon der Titel anzeigt, in erſter Linie an ihre Landsleute, aber der Satz „Was dem einen recht iſt, iſt dem anderen billig,“ findet hier volle Anwendung. Es ſind keine oberflächlichen Beobachtungen, welche Elizabeth Karr zum Beſten giebt, ſondern die Erfahrung hat das Wort. Und mehr noch! Die Ratſchläge, welche von der Dame gegeben werden, ſind logiſch begründet, und trotz ihrer Einfachheit (oder vielleicht eben wegen derſelben) einleuchtend. Wir können die Lektüre, ja das Studium dieſes Buches aufs angelegentlichſte empfehlen.

Giebt es auf Erden etwas, das ſchwieriger zu erklären wäre, als der Menſch mit all ſeinen Gegenſätzen und Widerſprüchen? Das größte Problem jedoch iſt und bleibt das Genie, gleichviel, nach welcher Richtung hin ſich der außergewöhnliche Geiſt eines Staubgebornen Geltung verſchafft. Da man nun heutzutage in der Litteratur noch ganz beſonderes Augenmerk auf pſychologiſche Wahrheit legt, ſo gehört unbedingt nicht weniger als ein Genie dazu, außergewöhnliche Menſchen in ihrem Denken und Thun zu begreifen, die Urſache ihres Handelns zu enträtſeln und daraus Folgerungen zu ziehen, welche der Wahrheit entſprechen und einer in der Kunſt zu verlangenden Logik Rechnung tragen.

Ouida hat nun in ihrem „Syrlin“*) ein Genie zum Mittelpunkte des Romanes erwählt, und wir können nicht leugnen, daß ſie dieſen großen Künſtler (in ihm vereinigen ſich Dichtkunſt und Schauſpielkunſt zu einem erhabenen Ganzen) manche Merkmale des Genies aufzudrücken verſtanden hat. Aber — ein gewichtiges „aber“ können wir der Verfaſſerin nicht erſparen. Sie ſtellt einfach die Behauptung auf, Syrlin ſei ein Genie, und läßt uns die Hauptheldin und viele Nebenfiguren des Romanes wiederholt verſichern, das Genie ſei unberechenbar. Wir müſſen nolens volens dieſen Vorausſetzungen Glauben ſchenken, ſonſt würden wir vielleicht recht ſchweren Zweifel an der genialen Begabung monsieur de Syrlins in uns auftauchen fühlen. Was dieſer Syrlin vollbringt oder nicht vollbringt, liegt ganz im Charakter eines gewöhnlichen Menſchenkindes.

Er liebt — und zwar eine hochgeſtellte Lady. Und darin liegt die Tendenz des Romanes. Die Kunſt und ihre Vertreter ſind in den Salons begehrt zur Dekoration, das Recht der Gleichſtellung mit dem Adel der Geburt kann dem Adel der freiſchaffenden Künſte nicht zugeſtanden werden. Freund Syrlin wird ſogar wiedergeliebt, aber Lady Avillion hat ihm erklärt, ſie werde ihn haſſen, wenn er ſie kompromittiere. Gegen ſeine Herzensdame iſt Syrlin wahrlich kein Genie, ſondern eben ein Thor, wie die meiſten Verliebten. Er läßt ſich alles gefallen und betet an. Er iſt nicht nur treu wie ein Menſch, ſondern man verzeihe uns das Wort, treu wie ein Hund. Bekanntlich pflegt Hundetreue über Menſchentreue geſtellt zu werden.

Wir haben bisher mit König Philipp dem Satze gehuldigt, „Stolz lieb ich den Spanier“, und es ſchädigt Syrlin in unſeren Augen ſehr, daß wir dieſe Eigenſchaft oft bei ihm vermißten.

Lady Avillion ihrerſeits iſt eine ſtolze Dame, ſehr ſtolz, auch wenn ſie liebt. Einen Mann giebt es, der ihr vor Allem gleichgiltig iſt, ihr Gatte. Aber um keinen Preis der Welt möchte ſie ſich etwas in

*) Syrlin by Ouida (Leipzig, Bernhard Tauchnitz).

seinen Augen vergeben, und doch wartet er mit Sehnsucht darauf, daß sie sich kompromittiere, weil er sich gar zu gerne scheiden lassen würde. Letzteres versichert uns Ouida, aber sie möge es uns nicht übelnehmen, wir zweifeln daran, daß sie recht hat. Ein Skandal würde doch diesen edlen Herrn recht unangenehm berühren.

Syrlin hat ein Theaterstück verfaßt und spielt vor einem geladenen Publikum die Hauptrolle. Die Anspielungen auf Herrn und Frau Avillion sind sehr leicht zu erkennen. Madame stellt ihren Verehrer zu Rede, der sich erschießt, zum besonderen Ärger des scheidelustigen Gemahls.

„Er hat mich zum Schlusse doch überlistet; Fluch ihm!" murmelte Avillion halblaut. „In alledem, was vorgefallen ist, kann kein Scheidungsgrund gefunden werden. Welch eine Narrheit, ihrethalben zu sterben. O Himmel, welche Dummheit!"

Die Nebenhandlungen, welche übrigens gleiches, manchmal größeres Interesse bieten, als die eben skizzierte Haupthandlung wollen wir hier nicht eingehender erörtern. Was man an dem Romane loben muß, ist der angenehme Plauderton von der ersten bis zur letzten Seite der drei Bände, welche er umfaßt. In ansprechender Weise schildert die Verfasserin interessante Bilder aus dem englischen high life. Ihre Zeichnungen sind treffend, ihre Bemerkungen schlagend. Das ganze hat Stimmung, aber es stellt sich doch als ein echter und rechter Unterhaltungsroman dar.

Man muß suchen, um zu finden, daß hier etwas mehr als die Liebesgeschichte geboten ist, und leider geben sich nur mehr sehr wenige Leser die Mühe, über das Gebotene nachzudenken.

Freilich, dozieren ist eine gefährliche Angewohnheit und wird ebenso sehr getadelt, wie seichtes Gerede, aber einen etwas ernsteren Ton (wenigstens zeitweise gebraucht) wird sich das liebe Publikum doch gefallen lassen müssen, und wenn es sich dagegen sträubt und den Ernst als langweilig verabscheut, so können wir uns doch nicht darnach richten. Wir wollen keine Götzendiener sein und nicht ein p. t. Publikum zu unseren Götzen machen, ihm alles opfernd, was wir als gut und recht erkennen.

Noch ein Einwand darf nicht unerwähnt bleiben. Die Verfasserin wiederholt sich sehr oft. Die gleichen Bemerkungen müssen wir uns im Leben wohl geduldig so und so oft ins Ohr flüstern lassen, im Buche dagegen kann, soll und muß man es vermeiden. Deshalb können wir eine fleißige Benutzung des Blaustiftes nur angelegentlichst empfehlen.

Alle unsere Einwände galten nur für den ernsten Beurteiler eines Werkes. Madame und Frl. Y. brauchen sie nicht zu beachten, denn wer nur zum Zeitvertreibe Bücher liest, für den ist Ouidas „Syrlin" immerhin noch viel besser als tausende (ja tausende!) anderer Romane sehr gepriesener Schriftsteller, welche als Lieblinge unserer Damen gelten.

Max Osterberg-Verakoff.

Amerikanische Dichterinnen der Gegenwart.

Poems by Rose Terry Cooke (New-York 1888. Verlag von W. Gossesberger.) Die Verfasserin dieses umfangreichen Werkes ist eine tief fühlende, vom Ernste des Lebens ergriffene Dichterin, die selten ein heiteres Gesicht zeigt und jede leidenschaftliche Regung im Zaum zu halten versteht. Besonders nimmt sie ihr Geschlecht im Kampfe mit der historischen Selbstsucht der Männer in Schutz. — Die noch immer fleißig producirende Margaret G. Preston ließ im Jahre 1887 zwei Gedichtsammlungen erscheinen, nämlich „Colonial Ballads" und „For Love's Sake". In der erstgenannten hat sie alte Kolonial-Traditionen, wie Poka-

ſoudas, John Smith, die Puritaner u. ſ. w. in der ihr eigenen Form- und Sprachgewandtheit behandelt; das zweitgenannte Werk beſteht hauptſächlich aus Gedichten religiöſen Inhaltes, in denen ſie allen bekümmerten Gemütern billigen Troſt ſpendet. — Nach jahrelangem Schweigen hat nun auch Elizabeth Akers, die durch ihr Lied „Rook me to Sleep" allgemein bekannt gewordene Dichterin, wieder etwas von ſich hören laſſen („The Silent Bridge, and other Poems". Boſton 1886). Sie hat nur wenige Saiten auf ihrer Leyer; aber die Töne, die ſie denſelben entlockt, finden ſicher ihren Weg zum Herzen. Betreffs des ſtarken Geſchlechts huldigt ſie einer entſchieden peſſimiſtiſchen Anſchauung. — Währenddem ſich die vorhin erwähnte Südländerin Margaret Preſton mit den Reſultaten des Bürgerkrieges ausgeſöhnt und ſich ruhig in die veränderten politiſchen Verhältniſſe gefunden hat, kann ihre Kollegin Anni Retchum-Chambers („Christmas Cavillons, and other Poems". New-York 1888) noch immer nicht die Niederlage der Konföderation verwinden, denn noch immer hofft und glaubt ſie, daß die verfloſſenen patriarchaliſchen Zuſtände des Südens wiederkehren werden. Neuerdings iſt ſie auch noch zum Katholizismus übergetreten und eine rabbiate Verteidigerin Roms geworden. Im Dienſte desſelben iſt ihre in der genannten Sammlung enthaltene dramatiſche Darſtellung der Geburt Chriſti geſchrieben. Gern behandelt ſie auch klaſſiſche Themen, und zwar allem Anſchein nach nur zu dem Zwecke, um mit ihrer beachtenswerten Bildung zu paradieren. Ihre wohlgefeilten Gedichte laſſen jedoch alle kalt; vom ächt amerikaniſchen Geiſte findet ſich darin keine Spur. Karl Knortz.

Italieniſche Litteratur und Kunſt.

G. C. Molineri. — Storia d'Italia del 1814 ai nostri giorni. Continuazione al sommario di Cesare Balbo. — Torino — Unione tip. — ed. — 1890/91. Geſchichte Italiens vom Jahr 1814 bis auf unſere Täge. Fortſetzung des Geſchichts-Abriſſes von Ceſare Balbo. Turin. Vereinsdruckerei und Verlag 1890/91. — Der Titel ſagt alles; der gelehrte Staatsmann und Hiſtoriker führte den Abriß ſeiner Geſchichte bis zum Ende des Korſenreiches. Nun handelte es ſich aber darum, die große Epoche der allerneueſten Zeit wiederzugeben und zwar in dem kurzen, gedrungenem Stile Tacitus, wie es der große Ceſare Balbo ſo vortrefflich verſtanden. Profeſſor Molineri machte ſich an die ſchwierige Aufgabe, dem wort- und federgewandten Piemonteſen ein würdiger Nachfolger zu ſein, und ſo viel jetzt vorerſt bemerkbar iſt, hat er ſich Lob und Dank verdient. — Die Anerkennung darf um ſo unverhohlener ausgeſprochen werden, weil eben die Periode von 1814—1890 nicht am leichteſten zu behandeln iſt; es beſtehen allerdings große Einzelwerke, welche als Vorarbeiten benutzt werden konnten, wie die große Geſchichte del risorgimento des vortrefflichen Dozenten der altehrwürdigen Univerſität Bolognas, des Commendatore Bertolini, auch konnten Cavours Memoiren des rührigen Roux in Turin nicht übergangen werden, ebenſo wenig wie Sellas Memoiren, die Graf Guiccioli (in Rovigo) verlegte ꝛc. Ein beſonderer Vorzug des Abriſſes iſt noch die populäre Faſſung, welche auch das Werk ſeines Vorgängers Balbo ſo beliebt gemacht hat. —

* * *

Auf ein Buch aufmerkſam zu machen, das vom Altmeiſter Göthe ſchon überſetzt worden, wäre faſt überflüſſig; aber wie jede Neu-Ausgabe des großen Dichters eine Freude für Jung und Alt iſt, ſo wird auch dieſes Chriſtgeſchenk der Buchhandlung Barbéra in Florenz froh begrüßt. Wenn Barbéra etwas bietet, ſo

iſt es etwas Gutes, im ſchönen Gewande und eleganten Stil. Jetzt iſt es ein dicker Band von XXVII — 672 Seiten mit der Überſchrift: Vita di Benvenuto Cellini, scritta da lui medesimo, nuovamente riscontrata sul Codice Laurenziano con note ed illustrazioni di Gaetano Guasti. — Die Autobiographie des kühnen Künſtlers erregt in vielen Beziehungen die Teilnahme des Leſers; der ſelbſtgefällige Ton, die kühne Sprache, das Eigenlob ſind juſt die Folgen der bewußten Größe, aber mehr noch ſind von hohem Werte die Notizen aus dem großen Jahrhundert der Renaiſſance. Von den vielen nur eine Notiz aus dem Jahre 1540; vor 350 Jahren waren Bologna und Ferrara beſonders die Pflegeſtätten guter Muſik; Benvenuto Cellinis Selbſtbiographie bringt uns die Namen und Inſtrumente, es waren Nordländer, Fiamminghi vor allen, welche den Hof Ferraras zum erſten von Europa geſtalteten. Und um ſo ſchöner iſt das Lob aus eben dieſem Munde! Benvenuto Cellini war ſtets ein wilder Knabe, ſo machte er im ſchönen Belvedere, der Faſanerie der Herzöge Ferraras, den Wildſchützen; dafür ging es ihm denn auch wieder weniger gut; die Pfauen, welche der Wilddieb erhaſchte, waren die Urſachen der Strafen und Abneigung ſeitens des Herzogs Hercules II. Daß Ferrara ſo glücklich und hochangeſehen war, ſehen wir außer bei Strozzi auch bei Moſti, deſſen Werke noch nicht genug geprüft ſein dürften.

Die Neu-Ausgabe von Benvenuto Cellinis Selbſtbiographie iſt genau mit dem Laurentianiſchen Codex verglichen, hat beſondere Anmerkungen und Illuſtrationen, die das Werk faßlicher machen.

Der ſchöne Band enthält gleich eingangs einen ſchönen Stich, welcher den charakteriſtiſchen Kopf des Autors getreu wiedergiebt. In der Vorrede ſind viel intereſſante und zahlreiche Notizen enthalten. Auf den Text folgt eine Reihe von faſt hundert (94) Dokumenten, die neu hinzugefügt ſind und von höchſter Importanz, wenn man nur an den genealogiſchen Stammbaum der Familie Cellini denkt, dem erſten das Werk beginnenden Dokumente.

* * *

In der Muſikgeſchichte wird Bologna nicht zu übergehen ſein; das Liceo Roſſini, der Klub Felſineo ſind die Stätten froher Wettkämpfe ſchöner Konzertmuſik. Die glücklichen Erfolge ernſten Beſtrebens haben dem Quartetto Bolognese einen Ruhm verſchafft, der ſchon über die Emilia hinausreicht. Die Zuſammenſtellung der Profeſſoren Sarti, Serato, Conſolini und Maſſarenti konnte keine beſſere und das Zuſammenwirken kein ſchöneres ſein. Der gute Klang, der über die Alpen nach dem Norden tönt, iſt um ſo bemerkenswerter, als eben die lebensfrohen Südländer für ernſte Quartettmuſik undenkbar ſchienen und ſcheinen müſſen; aber der Schein trügt; und eben omne simile claudicat; daß ſolche Geiſter auch anderer als täglicher Theatermuſik ſich zuwenden, iſt lobenswert zum mindeſten, iſt einmal der Zug da, kommt auch die Liebe. Und dieſe bezeugt ein eigenes Werk von ganz hoher Bedeutung, noch im Manuſkript, die Kompoſitionen des Antonio Bazzini, der auch außer ſeinen ſchönen Kompoſitionen als beſonderer Wagnerianer genannt wird. Wie der Autor, ſind auch die Ausführenden von der Sache ganz eingenommen und gehören der Elite an, welche mit Deutſchland um die Ehre der Siegespalme ſich meſſen können. —

* * *

Eine niedliche und elegante Ausſtattung wurde einem Requiem zu teil, das den Komponiſten Alex Buſi, Profeſſor am Liceo Roſſini zu Bologna an die Seite von Mozart und Verdi ſtellt. — Es iſt wohl das ſchönſte Erzeugnis, das überhaupt italieniſcherſeits ſeit Jahren ent-

ſtanden. Der rührige Herausgeber der ſchönen Muſikzeitſchrift Bolognas Santa Cecilia, Herr Trebbi, hat in erſter Stelle dem Verdienſte würdige Anerkennung gezollt, der wir ebenfalls beipflichten.

* * *

Rosani morto avvisi amici lautete das Telegramm aus Pordenone vom 12. Dezember 1890. Ein Künſtler, Bildhauer und Zeichner von Fach hatte in der letzten Jahres-Ausſtellung im königlichen Glaspalaſte zu München den humoriſtiſchen Teil liebſtens vertreten. Gleich beim Eintritte in den Saal an der linken Ecke des Pavillon feſſelte die Gipsgruppe des verblichenen Francesco Roſani jeglichen Beſucher. Der alte „unverbeſſerliche" (Impenitente, daher der Titel) Sünder ſpitzt den Mund, einen freundlichen Kuß der ſeſchen Maid auf die köſtlich lachende Wange zu drücken. Die luſtige Auffaſſung, friſch ausgearbeitet, hatte dem Künſtler, der ſeine erſten Studien unter Palladios Schutz in der Accademia delle belle arti nach dem Vorbilde Sanſovinos gemacht hatte, und dann aus dem Heim der großen Lombardi und Boni zum Iſar-Athen ſich gewandt, das einſtimmige Lob aller Kunſtkritiker eingetragen, wie es jedem Beſchauer den beſten Gefallen abgewann.

Die erſte eingehendere Beſprechung von Liebe und Wärme getragen, aus italieniſchem Munde (Nazione di Firenze, 1. Auguſt 1890) freute Roſani wohl ſehr; aber größer war dieſelbe noch, als an ihm vom deutſchen Munde des berufenen Fachmannes Fr. von Oſtini das ſtattliche Können (Artikel VI, Plaſtik) gerühmt wurde. Als am 2. Auguſt 1890 die Kunſtzeitſchrift Lettere e Arti Bologna's gar il gruppo dell' impenitente als das humoriſtiſch vollendetſte Werk der Ausſtellung prieſen, da glaubte der arme Künſtler ſchon an ein ſicheres Heim oder doch feſte Arbeit. Dazu waren ſeitens eines Korreſpondenten Wege eingeſchlagen, um den Herrn Stoz in Stuttgart zur Fürſorge zu beſtimmen; aber die Not ließ das junge Talent den Zeitraum des Beſinnens und der lang andauernden Antwort nicht ausharren, der unerbittliche Senſenmann hat das junge Leben in der Blüte ſeines Schaffens, im Zenit ſeines Ruhmes gemäht zur tiefſten Trauer ſeiner Freunde und Bekannten; die friſch anheimelnde Gruppe des Impenitente wird von dem rühmlichſt bekannten Inſtitute des Herrn Klumpp in Haidhauſen, äußere Wienerſtraße, München, auf galvanoplaſtiſchem Wege reprodnziert und ſo der lebendige Geiſt des jungen Talentes Allgemeingut. Schon im Jahre 1888 und 1889 war der kleine, leutſelige Venetianer Gegenſtand der Beachtung. Seine herrliche Statue des Frühlings durfte er in Marmor umſetzen, die Freude, welche ihm das bereitete! Auch der neueſte Brunnen im alten Nürnberg redet vom Lobe des jungen Italieners. Der Neptun iſt von der Hand Roſanis. Profeſſor Pilon an der Kunſtgewerbeſchule Nürnbergs iſt der Oheim des Schöpfers weniger aber lauter guter Werke.

Kunſt-Ausſtellung in Bologna.

In Bologna unter dem Schutze der heiligen Cäcilia, dem Meiſterwerke des unvergleichlichen Raphael von Urbino iſt eine Monats-Ausſtellung der Künſtler veranſtaltet worden. „Unter dem Schutze" iſt zweifach richtig: einmal befindet ſich das ſchöne Bild der vielgenannten Heiligen, welche als Patronin der Muſik einer ſehr ſchönen und vortrefflichen Muſikzeitung Santa Cecilia in Bologna Paten ſtand, wie der Accademia della Santa Cecilia vor faſt hundert Jahren, in dem Akademiegebäude, in der alten Koper-Stadt, Felſina nannten ſie die Etrusker, dann iſt es in der R, Accademia welches in ſeinem Vorderteile die königliche Pinakothek enthält, in

einem eigenem Saale untergebracht; die Ausstellung ist in dem Erdgeschoß, wo die herrlichen Gipsabgüsse von Sankt Petronius den Beschauer fesselu und das auf dem Kirchenplatze nur mit Mühe unterscheidbare ganz vor Augen führen und so das Zeitalter Della Guercias, des Tullio Lombardi, Vignola schön erkennen lassen und auch den Einfluß des großen Palladio, der zum spirituellen Lenker bei dem Bau des alten Jesuitenklosters genommen wurde, das jetzt zur königlichen Akademie erhoben und erweitert ist. In der Jahresausstellung im königlichen Glaspalaste Münchens sah man eine sehr schöne Wiedergabe von Santa Cecilia in Kupferstich, welche Bonz-Düsseldorf als Verleger besitzt. In den nächsten Sommermonaten vielleicht schon wird das Münchener kunstsinnige Publikum die Freude haben, des so vortrefflichen, wenn nicht einzigen Münchener Kupferstechers von Fach, Herrn Burgers Santa Cecilia zu bewundern, die als Pendant zur hl. Barbara, des kunstfertigen Meisters schönste Gabe, wird des Meisters Stichel wie des Malers Pinsel ehrt. Die hehre, durchgeistete Wiedergabe des schönsten Schmuckes von Santa Maria Formosa in Venedig, welchen Palma il (più) vecchio der Stadt schenkte, dessen Doge alljährlich am Feste Mariä Reinigung mit seinem ganzen Hofstaate das Hochamt in dem der liebsten Mutter und Jungfrau geweihtem Gotteshause anhörte; diese gereifte Frucht göttlicher Eingabe und Inspiration hat Aumüllers Kunstverlag in der Maximilianstraße schon dem kunstliebenden Bewunderer vor Augen geführt. In dem nun folgenden Bilde der hl. Cäcilia ist der Hintergrund um einen beträchtlichen Teil niederer als es das Originalbild hat; mit hohem Verstande darf wohl da zugefügt werden. Im Originale sehen wir die hl. Cäcilia umgeben vom hl. Paulus und hl. Johannes, dessen Adler so eigen freundlich unter dem Mantel hervorlugt, dann folgen noch der hl. Augustin und die hl. Magdalena, welche zum Volke gewandt mit dem schwebenden, eilenden Fuße zeigt, daß es ihr ernst, sehr ernst ist, mit der frohen Kunde, die sie bringt.

Raphaels Kompositionen haben einen Vorzug vor allen dadurch, daß die Personen unter sich beschäftiget nicht mehr das Volk anschauen und so statt einer großen Monotonie, lebhafte dramatische Bewegung bezeugen. — Diese lebendige Szene tritt überall bei dem Sternvon Urbino hervor, besonders aber bei dem bezeichneten Bilde der hl. Cäcilia, das Herr August Wolf 1890 mit besonderer Aufmerksamkeit und großem Glücke recht gut kopierte und nach Venedig transportierte, wo sie neben Tizians Flora als eine der geschicktesten und schönsten Wiedergaben alter Meister den hehren Kranz wohlverdienter Ehren verschönert.

Nel Pian-terreno della Accademia di Belle Arti (im Erdgeschoß des Alademie-Gebäudes) sind die Werke der Nacheiferer Francias, Raphaels, Gian Bolognas, Michel-Angelos ꝛc. vom 20. Dezember v. J. bis zum 20. Jannar ausgestellt gewesen. Die Teilnahme der Künstler, die ihr bestes Können aus dem verborgenen Winkel der unzugänglichen Ateliers (studio nennt's der Italiener) in diesen Werken auch in bestem Lichte zeigen, ist außerordentlich, nicht weniger als 180 haben ausgestellt; besonderes Lob verdienen Serras Entwürfe, der auch jenseits der Alpen gerechtes Lob erhielt, noch zu seinen Lebzeiten; sie sind der Gegenstand besonderer Bewunderung.

Die trefflichen Bilder Facciolis, der auch recht gut auf den deutschen Ausstellungen vertreten war, Lolli Savigni, Majani, Vezzani, Legnani Tivoli, Bighi, Pace, Bertelli, Callegari Salvini und wie sie alle heißen, können sich überall sehen lassen. Sarti Diego, Parmeggiani Golfarelli, Bonoa, Savini, Montenari, besonders letztere zwei sind wahre Koryphäen,

die Größen der Jetztzeit; ich erinnere nur an das schöne große Denkmal für die Gefallenen von 1849 nella Certosa (Friedhof) Bolognas, die außerdem von Montenaris Meisterhand noch viele edle Gaben besitzt. Pisas Helden, Nicolo di Pisa, der lebendig, redend, mit dem Zirkel den Cimitero überdenkt, oder Guido d'Arezzo, der auf dem estensischen Klosterstift Pomposa im schönen Talar mit altehrwürdigem Bart und Barett die Notenskala ersinnend mit dem Fuße das Tempo giebt, hat nur ein Savini erfinden und durch den Stein verewigen können. —

Alfonso di Lamarmora, des bedeutenden Politiker und General des jungen Italiens Bronzestatue ist im Gusse schön gelungen, wird in Turin aufgestellt, woselbst sie im Arsenale militare gegossen worden.

Cavalleria Rusticana. Wie Chevalerie Rittertum, Ritterstand, Ritterwürde bedeutet, so auch Cavalleria, und Cavalleria Rustica oder Rusticana heißt sonach „Ländliche Ritterlichkeit". Dies der Titel einer am 3. Mai 1890 in Rom preisgekrönten Oper, welche mit großem Erfolge der Reihe nach zuerst in Rom, noch im Mai, dann zu Livorno, der Heimat des preisgekrönten Komponisten Pietro Mascagni, am 15. September in Teatro „Alla Pergola" von Florenz und jetzt Januar 1891 im Theater della Scala zu Mailand aufgeführt worden. Der Ruhm des jungen Toskaners, der urplötzlich aus der Stille des Unbekannten von der Last drückender Not zu der Höhe einer gefeierten Größe gelangt ist, hat sich rasch über das Meer und die Alpen verbreitet. Madrid hat bereits die Cavalleria Rusticana gehört, Prag, Budapest und Isar-Athen, dem der unermüdliche General-Intendant Herr Baron von Perfall alles Gute, wo es sich nur findet, freudigst und opferwillig zu genießen giebt, hat die Ehre, mit unter den ersteren zu sein, welche Jung-Italien in seiner Vollkraft hörten.

Über den Inhalt der Oper hat im Hochsommer, Anfang August oder Ende Juli Herr Dr. Barth, der Korrespondent des Berliner Tageblattes, aus Rom einen eingehenden Bericht von Akt zu Akt und Szene zu Szene in ausführlichster Weise gebracht. Daß er sehr recht daran gethan, die neuen Weisen ausführlich zu erklären, bestätigte der große Erfolg in Florenz, wo die Cavalleria Rusticana del maestro Pietro Mascagni alla Pergola eine Aufnahme fand, wie sie schöner und herzlicher nicht gedacht werden kann. Der Sonntag (15. September) war ein wirklicher Festtag und neuer Triumph für Mascagni; das Theater war so voll und freudig gestimmt, wie nur sehr selten, seit fast dreißig Jahren kaum mehr in gleichem Maße, wie Biaggi in der „Nazione" meint. Es war wohl das Lob des so rasch zu Ehren und Anerkennung gelangten Herrn Mascagni von Freunden und Bewunderern über alle Maßen hoch angestimmt; der Neid der nicht Prämiierten hatte schonungslos auch die Waffen losgelegt und nil ab omni parte beatum zu zeigen versucht; die schwachen Seiten, welche die Gegner eben angreifen wollten, sind jedoch der Art, daß selbst seine Beobachter und strenge Kritiker sie als zu klein anerkennen mußten, als daß man darüber dem armen in die Diskussion hineingeworfenen Manne auch nur ein Haar krümmen dürfte. Die beiden Lager: Hie Riccordi, hie Sonzogno fanden es für gut, dem Kriege der Feder und Tinte rasch die Spitze ab zu brechen und Waffenstillstand einzugehen, um aber dafür einen latenten Guerilla fortzuführen, der indeß so lange dauern wird, bis entweder die Millionen des einen oder die Fonds des andern nicht mehr so flüssig sein werden. Am besten stünden sie als par inter pares da, versöhnten sich und befolgten die Devise: „Tu felee Austria nube"; so daß, wie Barbarossa durch seine Heirat den beiden feindlichen Lagern das Thema

nahm, durch ein inniges Bündnis der holde Friede und friedlicher Wettstreit im Guten die Stelle einnehme, welche heute dem Kommendatore Guilio Riccordi und Cavalière Souzogna das Aufsehen der ganzen gebildeten Welt auf sich zogen.

Dem Komödiendichter Verga, dessen Cavalleria Rusticana (deutsch bei Reclam) dem Publikum des Figaro 1888 nicht gefiel, weil es von Italien nichts annehmen wollte, folgte Mascagni Schritt um Schritt. Targioni-Tozzetti und Menaici ordneten den Stoff für den Komponisten, der in der größten Eile, mit Windesgeschwindigkeit dem Libretisten nachfolgte: oft auf bloßer Postkarte die neuesten Zeilen erhielt und so rapid komponierte, daß er sich selber darüber wunderte, daß Cavalleria Rusticana fertig sei und prämiiert dazu.

Schon seine Ouvertüre ist ein ganz eigen und für sich vollendetes Opus; weder kann man sagen, daß der Wagnerianer zum Durchbruch gekommen, daß darin abgetretene Pfade eingeschlagen seien, noch läßt sich behaupten, daß es eine Paraphrase von Lohengrin oder Deduktion von einer Oper Verdis sei, noch von Gounods Faust eine direkte Nachahmung. Ganz für sich ein eigen Produkt.

Wie der Komödiendichter Verga in seinem jungen Turriddu einen Don Juan darstellt, so stimmt auch hier Text und Musik zu derselben Idee. Vor dem Eintritte ins Militär hatte Turridu Lola Hand und Herz geschenkt, als fescher Bersagliere fällt er der sympathischen Santuzza in die Arme; in die Heimat zurückgekehrt, sieht er Lola zur Strafe mit dem Fuhrmann Alfio verheiratet. Aber das ficht ihn nicht an. Alte Liebe rostet nicht. Die alte Geliebte Lola kommt dem Neuentbrannten halbwegs entgegen. Darüber nun ist Santuzza ganz in Verzweiflung. Sie bittet und fleht den Krieger im Frieden, ihr doch die Schande nicht anzuthun, aber umsonst. Daher letzterer Rache, welche Alfio alles verrät.

Nun kommen sizilianische Artigkeiten zum Ausdrucke. Der Fuhrmann Alfio beherrscht sich, tötet den Gegner nicht sofort, sondern fordert ihn zum Messerkampf heraus. Die Umarmung und das Beißen ins Ohr sind konventionelle Zeichen der Chevalerie auf dem sizilianischen Lande. Letzteres bedeutet Annahme der Forderung. Turriddu fällt, nachdem er den Segen der Mutter erhalten und ihr die Sorge für die Santa ans Herz gelegt. —

* * *

Sofort beim Präludium und mit der Siziliana (tutta carattere ed affetto) sind wir ganz Herz und Sinn für die Oper. O Lola Ch'ai di latti la cammisa hinter dem Vorhang gesungen von Turriddu mit dem feinen Tenor, bezaubert, spricht an, obschon nichts Neues dahinter weder in Form noch Inhalt. Das verrät eben des Meisters sichere Hand, der über sein Material mit herrlichem Verstand verfügt, wie viele Heroen nicht, so glücklich das gewöhnliche verwerten.

Der Eingangschor dann mit dem herrlichen „gli aranci olezzano . . ." duftet ganz und gar des schönen Südens prächtigste Mandarinen. Schöner als die melodische Fassung des Gesanges hebt sich die an Bewegung und Farben reiche Instrumentation ab.

Zum schwächsten Teile gehört Alfios: Il cavallo scalpita — I sonagli squillano. Die bizarre, abgerissene, zu sehr abgerissene Bewegung hascht nach Effekt und ist zu gesucht; erfreut daher weniger; läßt eher kalt, als daß sie begeisterte.

Das folgende Gebet, Regina Coeli, dagegen ist dem inneren Herzen entsprungen, zeigt die kindlich erhabene Seele und reißt mit fort, muß dem verbissensten Kritiker ein Bravo entlocken,

hier, wo die Orgel mit eintritt, hat Mascagni eine Meisterschaft an den Tag gelegt, welche ihresgleichen sucht; nur ein wenig zu pompös und feierlich ist der großartige Stil. Dazu gesellt sich als einer der feinsten, rührendsten Punkte die Erzählung: „Voi lo sapete o mamma...', zwischen Santuzza und der Mutter Lucia. Was ist größer, dramatischer, das Duett zwischen Santuzza und Turriddu oder die Erzählung, oder die preghiera? Die Wirkung ist eine unwiderstehlich hinreißende, da sind Noten, die das Herz packen, zerreißen. — Das Stornello, Fior di giaggiolo, welches Lola singt, ist dann noch besonders gegen den Schluß hin sehr glücklich gelungen.

Ebenso schön und dramatisch wirkungsvoll ist das Duett Santuzzos und Alfios, ohne jedoch die vorhergehenden zu übertreffen. Der symphonische Teil, das Intermezzo, das jetzt den Akt in ruhigere Stimmung bringt, hat den Sieg des denkenden Mannes errungen, ist brillant, köstlich, wie reines Quellwasser. Meister Händel freut sich über den jungen Mascagni di Livorno sicher.

Der Toast Turriddus: Viva il vino spanmeggiante ist nicht auf der Stufe der Preghiera, aber immerhin schön, das Streben nach ungewöhnlichem, bizarrem, die gebrochenen Weisen, verraten zu sehr den Verstand, das Gedachte.

Nun folgen aber wieder große packende Momente, wahre Musik, dramatisch bewegende, die den ganzen Höhepunkt der preisgekrönten Oper zeigen. Zuerst das Bekenntniß, die Anrede Turriddus zu Alfio: „Compar, lo so che il torto è mio", und dann die Szene der Bitte Turridus um der Mutter Segen. — Die Aufführung in München war sehr gut.

* * *

In Bologna hat ein anderer junger Komponist Lob und Anerkennung gefunden. Herr Clementi, dessen Pellegrina Mitte November einen durchschlagenden Erfolg errang, hatte schon Ende 1889 die Aufführung für den Ausgang des Karneval angesagt gehabt, die ersten Proben im Teatro del Corso waren schon als gelungen zu bezeichnen, aber der Impresario hatte den gerechten Forderungen nie Rechnung zu tragen gesucht, und so mußte die erste Aufführung verschoben werden.

Nun kam sie 1890, sah die Bretter, welche die Welt bedeuten, und fesselte siegend der Verständigen Sinn, wie die fühlenden Herzen.

* * *

Frl. Alice Barbi, welche in Deutschland, Österreich, Rußland als Konzertsängerin Triumph auf Triumph feiert, wird in ihrer südlichen Heimat mit Sehnsucht erwartet. Es ließe sich ein Buch schreiben über dieses Glückskind der Musen, die Tageszeitungen melden ebensoviel, daß nur heute eine kleine Bemerkung folge, welche der Erinnerung froh genossener Stunden höhere Weihe giebt. Guttmann-Wien hat die italienischen Lieder in einem Hefte herausgegeben; der schöne Text, welchen Frl. Alice Barbi so klar und gefühlvoll vortrug, mit den Noten auf gutem Papier, ist geschmückt durch eine herrliche Decke mit dem Bilde der k. k. Kammersängerin. G. H.

Spanische Litteratur.

Das spanische Theater ist schon wieder um ein Drama reicher, aber um einen großen Schauspieler ärmer geworden. Der vorzügliche „Alkalde von Zalamea", José Valero, den die Armut zwang, noch mit 80 Jahren zu spielen, dem aber auch noch die Kraft inne wohnte, und dem die geniale Art bis zur letzten Stunde treu blieb, ist in Barcelona bald nach dem Tode seines catalanischen Berufsgenossen Fonteva im 82. Lebensjahre gestorben. An der Bahre des Künstlers reichen sich Castilien und Catalonien die Hände.

Schon wieder ist von einem Stück

José Echegaray's zu berichten, und zwar von dem einaktigen El Prólogo de un drama, das zuerſt in Valladolid vor den Landsleuten Zorrilla's und Nuñez de Arce's und dann in Madrid im Teatro Español unter rauſchendem Beifall aufgeführt wurde. Der Dichter kehrt aufs neue zu ſeiner erſten Liebe, der Romantik, zurück. Sein ſzeniſches Gedicht iſt zwar nur eine Skizze, aber dieſe iſt von blendender Farbenpracht, und die Geſtalten ſind meiſterhaft gezeichnet, und wenn auch dies Werk, deſſen Handlung uns in das 15. Jahrhundert verſetzt, das Gepräge des Romantizismus mit allen ſeinen Übertreibungen trägt, ſo wird doch ſelbſt das moderne ſpaniſche Publikum von ſo vielen ſtürmiſchen Ausbrüchen wahren und edlen Gefühls mit fortgeriſſen, und die Kunſt des Dramatikers täuſcht es über den Irrtum der der Handlung des Stückes zu Grunde liegenden Vorausſetzung hinweg, daß eine ehrbare Dame mit einem, der nicht ihr Gemahl iſt, das Brautbett am Tage der Hochzeit teilen wird.

Die Glut der Liebe offenbart in 14 Sonetten der Andaluſier Salvador Rueda. Er nennt ſie Himno à la carne, ein nicht glücklich gewählter Titel für ſo ſchöne poetiſche Gedanken. Durch ihre vorzügliche Form, ihren lyriſchen Schwung zeichnet ſich auch desſelben Poeten dramatiſches Gedicht El secreto aus. Mag der Dichter auch am Strand des Manzanares ſein Zelt aufgeſchlagen haben, ſeine Schöpfungen ſind immer Erinnerungen an ſein blumenduftiges Andaluſien.

Der Schwerpunkt der letzten dichteriſchen Erzeugniſſe aber ruht in Catalonien. Dort hat wieder in ſeiner gaſtlichen casa Santa Teresa, dicht neben der von ihm geſtifteten Bibliothek in Villanueva y Geltrú der Dichter und Staatsmann Victor Balaguer geweilt und auf dem heimatlichen Boden, zu dem es ihn immer wieder von Madrid hinzieht, hat er aufs neue limouſiniſch ſingen müſſen. Lo Romiatge de l'ánima, Wallfahrt der Seele, nennt er ſein jüngſtes Poem: ſeine Seele verläßt ihn um Mitternacht und ſucht alle Orte auf, in denen er einſt mit ihr den Glauben, die Liebe und das Vaterland beſungen. Dies Poem iſt ein Hymnus auf das in Licht und Farben erglühende, von Ruhm und Liebe durchleuchtete limouſiniſche Land, das zur Grenze die blauen Wellen des lateiniſchen Meeres und als Scheidewand die waldigen Gipfel der Pyrenäen hat. Es iſt zugleich ein ſinniger Abſchiedsgruß, aber wie „der letzte Strauß". Gerols wird es hoffentlich noch nicht das letzte Werk des fruchtbaren Dichters ſein, deſſen Geſamtausgabe ſoeben mit dem 26. Bande, dem erſten Teil der Novellen Balaguers, bereichert worden.

Zu den barceloniſchen Blumenſpielen, welche diesmal am 8. Mai ſtattfinden, hat ſchon am 1. Januar das Conſiſtorium der ſieben Richter gerufen. Der catalaniſche Patriotismus, der in der Wochenſchrift La Veu de Catalunya (die Stimme Cataloniens) gleichfalls ſeit Anfang dieſes Jahres durch den feurigen Jaume Collell und durch Narciso Verdaguer y Callís in beredteſter Weiſe zu Wort kommt, bekundet ſich auch in den diesjährigen Jochs Florals (den Blumenſpielen), in welchen eine goldene Feder für den beſtimmt iſt, der am würdigſten die Ehre der catalaniſchen Sprache beſingt, da ſie 1888 vom erſten Miniſter Spaniens geſprochen wurde, als die Königin-Regentin, die Gräfin von Barcelona, den Thron der Königin der Blumenſpiele einnahm.

Auch Deutſchland hat ſeine Sympathie für den catalaniſchen Aufſchwung zu erkennen gegeben, indem die älteſte litterariſche Geſellſchaft in Deutſchland, der Pegneſiſche Blumenorden, zwei namhafte Vertreter der catalaniſchen renaixensa, die Valencianer Teodoro Llorente und Constantino Llombart, zu korreſpondierenden Mitgliedern ernannte.

Welch eine eigentümliche Kraft die catalaniſche Poeſie beſitzt, ſei hier in einem kleinen Gedicht Jacinto Verdaguers: Mutterliebe dargethan:

Der böſe Sohn kam zu dem böſen Kinde:
„Sag an“, ſprach er,
„Mein ſchönſter Stern, den ich am Himmel finde,
Was Dein Begehr.

Wenn Vaters Schatz kann ſtillen Dein Verlangen,
Ich bring' ihn Dir;
Ich bringe Dir der Mutter Ring und Spangen.“ —
„„Ihr Herz bring mir.““ —

Der böſe Sohn trifft ſie in Schlummers Armen,
In Träumen lind:
Der ſüße Traum iſt Tag und Nacht der Armen
Nur er, ihr Kind.

Nach ihrer Bruſt, daß er das Herz ihr raube,
Den Dolch er zückt,
Ihr armes Herz, das wie die weiße Taube
Nur Lieb' begrückt.

Hat's in der Hand als goldnes Licht getragen
Und hört wie's ſchlägt.
„O Mutterherz, wer Dich möcht hören ſchlagen
Von Lieb' bewegt!“ —

Im ſchnellen Gehn an ſeiner Liebſten Pforte
Hinſtürzt er jäh.
„„Sohn,““ ſprach zu ihm das Mutterherz die Worte:
„„Thatſt Du Dir weh?““

Johannes Faſtenrath.

Ungariſche Litteratur.

„Handbuch der Pädagogik“ von Ludwig Felméri, Profeſſor der Pädagogik an der Univerſität zu Klauſenburg. 2. Aufl. Klauſenburg, im Selbſtverlag des Verfaſſers, 1890 (VIII. 688 S. gr. 8°). Preis 6 fl. ö. W.

(A nevelés tudomány kézi koùyve ista Felméri Lajis; II. kiadás; Kolozsvár, 1890).

Ungarn, das ſich auf politiſchem Gebiete im europäiſchen Staatenkonzerte Schritt für Schritt ſeinen ihm gebührenden Platz in der Reihe der führenden Kulturnationen des Weſtens erobert und behauptet, ſucht auch auf geiſtigem, auf wiſſenſchaftlichem Gebiete das Verſäumnis früherer Jahrzehnte durch ehrliche, ausdauernde Forſchung und Arbeit gut zu machen. Daß Ungarn ſich bei dieſem Reformwerke hauptſächlich die bedeutend vorgeſchrittenen Kulturnationen des Weſtens, namentlich die Deutſchen, Engländer und Franzoſen zu leuchtenden Vorbildern, Führern und Lehrern erwählt, iſt ſelbſtverſtändlich. So hat denn auch Ungarn auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft, ſowohl der Geiſtes- als auch der Naturwiſſenſchaften gerade in dem letzten Jahrzehnt bedeutende Leiſtungen aufzuweiſen, ſowohl auf dem Gebiete der ſtrengen, exakten Forſchung, als auch da, wo es ſich um die Zuſammenfaſſung, ſyſtematiſche Formulierung der Forſchungsreſultate (in Handbüchern, Kompendien ꝛc.) handelt. Ein Blick in Schwickers vor kurzem erſchienene „Geſchichte der ungariſchen Litteratur“ (Leipzig, Friedrich, 1890) kann auch das Ausland davon zur Genüge überzeugen.

Es freut uns, auch in vorliegender Arbeit das Werk eines Autors begrüßen zu können, der, hauptſächlich auf den Forſchungen und Erfahrungen der engliſchen,*) franzöſiſchen und deutſchen Pädagogen fußend, das ſtreng wiſſenſchaftliche, auf einheitlicher Lebens- und Weltanſchauung ſich erbauende Handbuch der Pädagogik in ungariſcher Sprache geliefert hat.

Dieſes Werk iſt, um es gleich rund herauszuſagen, keine Dutzendware, wie ſo viele ſchlecht und recht geſchriebene und kompilierte Handbücher und Kompendien, ſondern ein Meiſterwerk in ſeiner Art, daß der ungariſchen Wiſſenſchaft zur Ehre gereicht. Der Verfaſſer hat den ungeheuren Stoff der Erziehungswiſſenſchaft nicht bloß zuſammengetragen, ſondern einheitlich verarbeitet und bietet denſelben den Leſern in fließender, anmutiger Sprache, von wahrem Idealismus

*) Der Verfaſſer hat ſchon mit ſeinem vor zehn Jahren in ungariſcher Sprache erſchienenen Werke: „Das engliſche Unterrichtsweſen der Gegenwart“ (Peſt 1880, 2 Bde.) gerechtes Aufſehen erregt.

Digitized by Google

und echt nationalem Geiste getragen, sodaß das ganze Werk wie aus einem Gusse eine leichte, genußreiche, bis ans Ende fesselnde Lektüre bietet. Der Verfasser will vor allen Dingen Menschen erziehen, ganze Menschen von Geist und Gemüt. Aber sein Ideal ist keineswegs der Kosmopolitismus, sondern der einsichtige, nicht einseitige, nicht mit chinesischen Mauern sich abschließende Patriotismus, der, in heimischer Erde und Sitte wurzelnd, gediegene Charaktere, harmonische Individualitäten, mit einem Worte „Adelsmenschen" erzieht, die uns heute vor allen Dingen notthun und an denen es uns heute gar sehr gebricht.

Es würde uns hier zu weit führen, den Inhalt der einundvierzig Abschnitte, in welche das ganze Werk gegliedert ist, kurz zu skizzieren. Vier Hauptabschnitte kann man trotzdem unterscheiden: Der erste behandelt die allgemeinen Fragen der Erziehung (S. 1—122); der zweite die körperliche Erziehung (S. 125—248); der dritte die geistige Erziehung (S. 251—528) und endlich der vierte die sittliche Erziehung (S. 531—677), zuerst die Erziehung des Herzens, dann die Willenserziehung behandelnd.

Das vorliegende Werk wurde in unserm Vaterlande in allen Kreisen, nicht bloß in Fachkreisen, mit Begeisterung begrüßt und aufgenommen; dafür zeugt auch der Umstand, daß davon in kurzer Zeit (innerhalb eines halben Jahres) eine zweite Auflage nötig wurde. Es wäre zu wünschen, daß auch eine deutsche, französische oder englische Übersetzung erschiene, damit auch das Ausland, das wahrlich keinen Mangel an guten pädagogischen Handbüchern hat, mit diesem Erzeugnisse eines schöpferischen, originalen Denkers bekannt würde; ich zweifle nicht daran, daß es denselben lieb gewinnen würde und nach Gebühr zu schätzen wüßte.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr gefällig, der Druck korrekt, beides gereicht der Druckerei von K. Albert Ajtai in Klausenburg zur Ehre.

Dr. Aurel Bájzel.

Hellenische Litteratur.

Ἡ Ὁμηρικὴ Φράσις ἐν τῇ καθ' ἡμᾶς δημωδει ποιήσει, ὑπὸ Γεω. Ζαννέτου ἐν Ἀθήναις, 1889.

Diese kleine, in altgriechischer Sprachform gehaltene Schrift ist in hohem Grade verdienstlich, da sie in zuverlässiger und erschöpfender Weise diejenigen Beziehungen, welche zwischen der homerischen Ausdrucksform und der, in den neueren Volksliedern erhaltenen existieren, nach Inhalt und Form gesichtet, zur Darstellung bringt.

Der Verfasser war auf den Gedanken, eine solche Vergleichung zu unternehmen, dadurch gekommen, daß er gelegentlich der öffentlichen, mit Gesang und Tanz gefeierten Volksbelustigungen, Lieder und Redensarten vernahm, die ihn an die Zeiten der alten „göttlichen" Sänger Homers, Demódokos und Phemios, gemahnten, und zeigt nun, wie unter demselben Himmel und unter stellenweis denselben Natur- und Volksverhältnissen auch heute noch dieselben Grundanschauungen in überraschend ähnlicher Weise zum Ausdruck gelangen wie vor ungezählten Jahren, wie also noch heute der Volksdichter — besonders in den sogenannten Klephtenliedern — Gespräche führt mit Sonne, Mond und Sternen, die ihm leuchten, mit den Bergen, auf welchen er sein heimatloses Leben führt, mit den Bäumen (besonders der Platane), die seinem λημέρι (Feldlagerstätte) kühlenden Schatten spenden, mit Feld und Fluß, mit Wolke, Wind und Wald, mit den gefiederten Bewohnern des letzteren, und den Genossen Roß und Hund, kurz mit allen in den näheren Lebensbereich eingreifenden Naturgebilden, die auch von den Alten in den Kreis ihres Gedankenaustausches getragen worden waren.

Digitized by Google

Wir können die saubere Schrift, die uns das Altertum von dieser Seite so nahe bringt, als wäre es von gestern und uns zugleich eine Anzahl auserlesener, zutreffender Klephtenlieder vorführt — behufs leichteren Verständnisses sogar mit einem vortrefflichen Glossar ausgestattet — den Lesern aufs angelegentlichste empfehlen.

Τὸ Σθένος τοῦ Ἑλληνισμοῦ, δημοσία διάλεξις Κλέωνος Α. Ραγκαβῆς, Philippopel, 1889. d. i.: Die Lebenskraft des Hellenismus, Vortrag von Kléon A. Rangabé, dem berühmten Sohne des berühmten Vaters (A. R. Rangabé), gegenwärtig zum Griechischen Gesandten in Berlin ernannt.

Herr Kléon R. ist unsern Lesern wohlbekannt als der Verfasser bedeutungsvoller Werke, wie:

Ὁ καθ' Ὅμηρον οἰκιακὸς βίος, Leipzig, 1883 — Ἡράκλειος, Drama in 5 Akten — Θεοδώρα, ποίημα δραματικὸν εἰς μέρη πέντε, Leipzig, 1884 (aus welchem die liebreizende Episode von Amor und Psyche in deutscher, metrischer Übersetzung, nebst Grundtext, mitgeteilt ist in Boltz: Hellenisch, die internationale Gelehrtensprache der Zukunft. II. Aufl. S. 262 bis 267) u. a., in welchen allen er die Hochsprache in edelster Weise zur Darstellung bringt.

Auf einer Reise begriffen, berührte er Philippopel, woselbst er von der dortigen griechischen Kolonie mit Jubel begrüßt, am 11. April 1889 den obgenannten Vortrag hielt, in welchem er alle Wandlungen der Geschicke berührt, welchen der Hellenismus sich zu unterziehen hatte — vom Altertume bis in die jüngsten Zeiten, — so wie die Anstrengungen, die von Seiten der Hellenen, wo immer sie auch wohnen mochten — gemacht wurden, um ihre Sprache und ihre Eigenart zu wahren und zu fördern, und die Erfolge herbei zu führen, deren sie sich gegenwärtig zu erfreuen haben.

Der Vortrag — nach dem Bericht der Philipp. Zeitung Nr. 1139 — war ein κομψοτέχνημα καλλιεπείας καὶ ὡραίων ἰδεῶν, σώφρονος καὶ μυροβόλου πατριωτισμοῦ und fand den ungeteilten Beifall seiner zahlreichen Zuhörer. Er hat — trotz mancher stark aufgetragenen Stellen — auch für Nichthellenen Interesse, schon durch die Schönheit der Sprache, in welcher er prangt, wenn auch der pomphafte Schluß: „Θάρρος ἑπομένως ... μεθ' ὅλας τὰς συμφορὰς, ἃς ὑπέστημεν, μεθ' ὅλους τοὺς φθόνους οὓς διεγείρομεν, μεθ' ὅλα τὰ ἐλαττώματα, ἅτινα βεβαίως κεκτήμεθα, ὑπῆρξαμεν ἀείποτε, ἐσμὲν εἰσέτι, καὶ εἰς τὸ μέλλον ἐσόμεθα ὁ εὐγενέστερος λαὸς τῆς γῆς!" manchem Leser etwas sehr überschwänglich erscheinen möchte.

Da hier die Rede ist von Hochsprache und Volksdialekt, so dürfte es sich empfehlen auf ein Werk hinzuweisen, das so eben in zweiter vermehrter Auflage erschienen und berufen ist, nicht nur über alle hierauf bezüglichen Fragen die auskömmlichste, bündigste Auskunft zu geben, sondern auch die hervorragende Tauglichkeit der gegenwärtigen griechischen Hoch- oder Spriftsprache als Lehrobjekt an allen Gymnasien (statt des toten Latein) und höheren Lehranstalten überhaupt darzuthun. Es ist dies das von Prof. Aug. Boltz verfaßte Werk:

Hellenisch, die internationale Gelehrtensprache der Zukunft, Leipzig, bei Wilh. Friedrich, 1890, das in gedrängter Kürze bietet: Eine Übersicht der Entwickelung der griechischen Sprache der Neuzeit, aus welcher sich ergiebt, daß die heutige hellenische Sprache (mit Unrecht „neugriechisch" benannt) nichts anderes ist als die reine, unverfälschte Sprache des altgriechischen Volkes, mit denjenigen milden Wandlungen natürlich, welche das sprachliche Leben eines Volkes, kraft der historischen Vorgänge, welche dieses selber zu durchkämpfen hat, überall und zu jeder Zeit

begleitet haben und in alle Zukunft begleiten werden.

Diese Wandlungen bestehen fürs Hellenische in erster Instanz in der Beschränkung der grammatischen Formen auf dasjenige Maß, das dem modernen Denken allein zu entsprechen vermag; in dem Wandel einzelner Laute (oder deren Schreibung), der da beruht auf dem Wechsel klimatisch entgegengesetzter Landschaften, auf der geographischen Verschiebung ganzer Stämme und dem politischen Übergewicht anderer; auf fremdsprachigen Einflüssen im Völkerverkehr wie auf dem überwiegenden Einflusse einzelner, hervorragender Bildungscentren u. s. w.; in zweiter Instanz aber auf der unbeschränkten Erweiterung des Sprachmateriales, infolge der unzähligen, unablässig neu hinzutretenden Bildungselemente, welche das moderne Leben mit sich geführt hat und — namentlich in neuester Zeit — sozusagen täglich in immer erhöhtem Maße erzeugt. Und hier zeigt sich das Hellenische so unversieglich reich wie seine Basis, die antike Sprache es war, die noch heute das sprachliche Rüstzeug liefern muß für alle Funde der Wissenschaft, nur mit dem Unterschiede, daß diese echt griechische Sprache noch von rund 5 Millionen Menschen als Muttersprache gesprochen wird und zu jederzeit in ihrer unverfälschten Reinheit aus dem Munde von Eingeborenen zu vernehmen und schnell genug zu erlernen ist.

Als Mittel, in kürzester Zeit mit nur geringem Aufwande von Mühe, diese sich absolut rein zu eigen zu machen, bietet das vorliegende Buch eine erschöpfende Darstellung der an sich leichten und schönen Aussprache, ferner eine kurze Zusammenstellung aller grammatischen Formen und sodann ein Lesematerial, wie es in solcher Eigenart und Mannigfaltigkeit wohl noch nicht in einem Sprachbuche zusammen getragen worden ist; nämlich:

I. Nichthellenische Urtexte in abwechselnd 6 Sprachen (altgriechisch, russisch, französisch, englisch, italienisch, deutsch) mit daneben stehender, genauer griechischer Übersetzung, und zwar:

1. Wissenschaftliche Arbeiten berühmter Autoren (Döllinger, E. Haeckel, v. Platen u. a.). 2. Diplomatisches: Rundschreiben, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Manifeste. 3. Reisen. 4. Schöne Litteratur in Prosa und Poesie (Puschkin, Benjamin Franklin, Goethe (Faust) — Dante (Inferno) — Schiller (Glocke).

II. Hellenische Originaltexte mit gleichrhythmischer Übersetzung: 1. Kunstdichtung in Hochsprache (Drama, Ode, Lieder: 6 Nummern). 2. Prosa des öffentlichen Lebens (Reden, Telegrammensprache: 3 Nummern). 3. Gedichte, die zwischen Hochsprache und Volkssprache stehen, 2. 4. Kunstdichtung in der Volkssprache: 6 Nummern. 5. Volksdichtung und Sage in Volkssprache: 16 Nummern, die, alle zusammen, den Leser durch die neue Litteratur führen, ohne daß er kaum je zum Wörterbuche zu greifen hätte.

Ein Schlußwort behandelt die weiteren Lehrmittel: Grammatiken, Wörterbücher, weiteren zweisprachigen Lesestoff (gr.-deutsch) und praktische Fragen.

Ein Anhang zur II. Auflage bringt Ergänzungen hierzu, bis auf die Gegenwart fortgeführt. Alles mit eingehender Liebe und höchster Sorgfalt bis aufs kleinste ausgemeißelt.

Der Leser dieses Buches — deß sind wir gewiß — wird es mit Genugthuung benutzen und mit der Überzeugung aus der Hand legen, daß ein Unermeßliches bewirkt werden könnte, wenn diese lebende hellenische Sprache, die den Orient beherrscht und die antike Sprache in sich trägt, an den Lehranstalten eingeführt würde, als Ersatz für die abzulösenden toten: Griechisch und Latein!

Ἅμλετ, τραγῳδία εἰς πράξεις πέντε, μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ ἀγγλικοῦ ὑπὸ Μιχαὴλ Ν. Δαμιράλη. Ἐν Ἀθήναις, 1890, gr. 8° — 205 nebſt 7 Seiten Vorwort.

Dieſe ſchöne Überſetzung des berühmten pſychologiſchen Dramas iſt in reiner Hochſprache geſchrieben und in Proſa, während die ihr vorangegangenen helleniſchen Übertragungen des Herrn Jakob Polylâs, Korfú (Ἁμλέτος, τραγῳδία Σαικσπείρου, ἐν Ἀθήναις 1889) und die von Herrn Dimitrios Bikélas (Σαικσπείρου Ἁμλέτος, τραγῳδία κτλ; II ἔκδοσις ἐπιδιωρθωμένη) metriſch, aber in Volksſprache (Patois) nachgedichtet ſind.

Über die Nichtangemeſſenheit einer demotiſchen Sprachform behufs Übertragung der unſterblichen Meiſterwerke Shakeſpeares habe ich wiederholt das Nötige zu ſagen Gelegenheit gehabt, zuletzt in Nr. 6 1889 des Mag. ſ. d. Litt. d. In- und Auslandes und zweimal in der zu Amſterdam erſcheinenden Zeitſchrift Hellás, II. 123—129 und 301—303, woſelbſt Proben zur Vergleichung beigefügt ſind. — Hier ſei zu bemerken erlaubt: Alle drei Überſetzungen haben ihre eigenartigen Vorzüge, alle drei bekunden in gleicher Weiſe den Fleiß und das Genie ihrer Verfaſſer. Die von Bikélas in der Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη (Volksbibliothek) in II. Auflage erſchienene wird in der nunmehr ſehr veredelten Sprachform von der helleniſchen Preſſe geradezu als „klaſſiſch" bezeichnet. Die von Polylâs iſt ungemein getreu und hochpoetiſch zugleich, während die von Damiralis die Aufgabe hat, den Inhalt des hehren Geiſteswerkes in die edle Hochſprache umzugießen, die an die antike Sprachform gemahnt. Das iſt ihm, der uns ſchon den Coriolan, Antonius und Kleopatra und Julius Caeſar in würdiger griechiſcher Übertragung geliefert hat, ſehr gelungen. Seine Arbeit hat außerdem den Vorzug, daß ſie von Jedem des Altgriechiſchen kundigen Ausländer ohne weiteres mit Genuß geleſen werden kann.

Γεωργίου Δροσίνη· Ἀμάραντα („Unverwelkliche") Gedichte. Athen 1891. 8° 149, und zwar: 25 πρωΐνα ὄνειρα (Morgenträume), 22 Ἀγάπη (Liebe), 8 Ἀντίλαλοι (Widerklänge) und 11 Στὰ ξένα (in der Fremde) betitelt, die zum größten Teile hier zum erſten Male erſcheinen. Einzelne waren zuvor veröffentlicht in der Ἑστία, deren Mitredakteur en-chef Herr D. iſt, und auch — von mir ins Deutſche übertragen — mitgeteilt in der „Geſellſchaft", der „Hellas" ſowie in meinem Buche „Helleniſch", die internationale Gelehrtenſprache der Zukunft, II. Aufl. W. Friedrich, S. 277—295 ſamt dem Originaltexte.

Herr G. Droſſinis iſt als flotter Erzähler und ſinniger, gewandter Dichter in Deutſchland längſt wohl bekannt. Seine reizende Erzählung „Amaryllis", veröffentlicht in „Helleniſche Erzählungen", O. Hendel, Halle, hat nicht nur in Deutſchland großen Beifall gefunden, ſondern überall, wo ſie in Überſetzungen (in etwa 10—12 Sprachen) bekannt geworden iſt. Seine Märchen (παραμύθια) ſind friſch und originell und ſeine Schrift Ἀγροτικαὶ Ἐπιστολαί (deutſch „Land und Leute" in Nord-Euböa, Leipzig, W. Friedrich) ſehr geſchätzt. Andere Dichtwerke wie Ἱστοὶ Ἀράχνης (Spinnengewebe), Σταλακτίται (Tropfſteine), Εἰδύλλια u. a., aus welchen wir eine Auswahl in deutſcher Überſetzung in vorſtehendem „N. Euböa" S. 76—83 gaben, in Griechenland ſind ſehr geſchätzt.

Herr Droſſinis iſt zwar ausgeſprochener Vertreter der demotiſchen Sprache, die er mit äußerſter Meiſterſchaft handhabt, beherrſcht aber auch in gleicher Weiſe die Hochſprache, wie er das in dem ſchönen Gedichte „Νεκρικὴ ᾠδὴ εἰς Φρειδερίκον Γ" (Trauerode an Kaiſer Friedrich III.) bekundet hat.

Von den hier dargebotenen Dichtungen, deren Lektüre wir angelegentlichſt empfeh-

len können, sei die letzte (Πρὸς τὴν Γερμανίαν“) mitgeteilt, welche zeigt, mit welcher Liebe der Dichter von Deutschland schied, wo er in Leipzig mehrere Jahre den höheren Kunststudien obgelegen hatte.

An Deutschland (streng metrisch nachgebildet), 1888.

Ach, tief werd' ich erseufzen vor Harm und bittrem Wehe,
Das Herz wird mir erbeben, wann ich nun scheiden werde,
Dich bald für immer lasse, auf immer von dir gehe,
Du vielgeliebte Erde!

Die schrankenlose Freude, daß ich — durch nichts behindert —
Heim in mein sonniges Hellas aus ferner Fremde ziehe,
Wird durch die große Trauer, ach, nur zu sehr gemindert,
Daß ich dich, Teure, fliehe.

Bist du auch kalt und düster, hast nimmer unsre Sonne,
Sah ich bei deinem Himmel doch Freudentage schwinden —
Mein Herz war still beseligt: in dir konnt ich voll Wonne
Die andre Heimat finden.

Dem Menschen ist als Heimat nicht bloß der Ort gegeben,
Wo er das Licht erblickte;
In sich, zur andern Heimat kann er das Land erheben,
Wo Lebenslust und Freude ihn oft und voll beglückte.

Eh' ich, geliebtes Land, nun für immer von dir scheide,
Will, beugend mich, die Erde ich küssen, weinend klagen,
Und aus des Herzens Tiefen, geschwellt von Sehnsuchtsleide
Noch diesen Wunsch dir sagen:

„Geliebtes Land, wie hast du so hehren Ruhm errungen!
Sei eingedenk wie teuer du ihn bezahlt auf Erden.
Mög nie dein Heldenschwert mehr im harten Kampf geschwungen,
In Blut gebadet werden.

Dein einzger Ruhm bleib fürder dein herzig-treu Gemüte!
Es mögen deine Kinder beglückt und fröhlich leben!
Gewähre allen Völkern bei dir ein Heim, voll Güte
Wie du es mir gegeben!

Darmstadt, 1891. Aug. Boltz.

Vermischtes.

Ein kritisches Genie. Als ich sein erstes „Werk“ gelesen, ich hätte es nicht für möglich gehalten, unbedingt nicht für möglich, daß jemand anders damit verfahre, als ich. Nämlich, ich legte es mit Heiterkeit beseite und dachte nicht mehr daran. Daher mochte ich meinen Augen nicht trauen, als mir schon in den nächsten Nummern ernsthafter Zeitschriften Besprechungen des „Werkes“ begegneten; merkwürdiger Weise nicht einmal unter der Rubrik „Kuriosa“. Beim Lesen dieser Besprechungen aber ward mir klar, was es damit für eine Bewandtnis hatte. Die Blätter älteren Stils, welche Herrn von Sosnoskys Kindlichkeit Beachtung schenkten, hatten eben nur ihre Sonderinteressen im Auge. Ängstlich bemüht waren sie, ihre Götzen oder gar — Mitarbeiter, die Heyse, Lindau u. s. w. vor den blasphemisch-kritischen Angriffen des Sprachsündenschnüfflers zu decken. So überzeugt von der Wichtigkeit der Sache waren sie, daß sie sogar Storms wundervolle Frauenhand, deren „feiner Zug der Schmerzen“ verrät, „daß sie in schlummerloser Nacht auf krankem Herzen“ lag — vor täppischer Entweihung bewahren zu müssen meinten. Hingegen übersprangen sie mit eleganter Sicherheit die Abschnitte seiner Schreibübung, welche der „Kritiker“ den berüchtigten „Jüngsten“ widmet. Zwar, der Wissende sah, wie sich die Denkermienen verzogen zum Augurenlächeln.

Denn natürlich, eine solche zusammengeballte Masse von Unwissenheit, Verständnislosigkeit und Unfehlbarkeitsdünkel selbst in die Welt zu schleudern, das war unstatthaft — sogar der gewissen „neuen Richtung“ gegenüber, die bekanntlich vogelfrei, zu deren „Bekämpfung“ jedes Mittel eben gut genug. Man hätte sich doch vielleicht etwas vergeben. Nun aber dennoch jemand den geschickten Wurf gethan, kniff man mit Milde beide

Augen zu und überließ dem Publikum die Wertung des sonderbaren Kunststücks. Und das Publikum, versteht sich, kann man sich überhaupt nicht — naiv genug vorstellen.

Nun also, nach diesen tappenden Erstlingsversuchen, wußte Herr von Sosnosky genau, wo er als echter Barthel den Most zu holen hatte. Bei den Alten, Fertigen war nichts Rechtes zu machen, die Jungen, Werdenden aber hatten einfach für alles dankbar zu sein. Selbst für „Kritiken", wie der sindige Rhadamanthys sie nun von sich zu geben begann. Die neueste Talentprobe, noch herzhafter als die früheren — der Angriffene ist nicht mehr in der Lage, sich wehren zu können — ist der kaum noch originelle Versuch, Hermann Conradi als „Verkanntes Genie" der Lächerlichkeit auszuliefern. Neu zwar ist vielleicht die Art, wie der Versuch gemacht wird. Freilich ganz dem Sosnoskyschen Entwickelungsgange entsprechend, der eigentlich kein Entwickelungsgang ist. Denn da Herr v. S. einmal mit einem gewissen Erfolge „Sprachsünden" erschnüffelt, sah er sein Werk an und fand, daß es gut war und blieb dabei.

Auch in dem neuesten Machwerk nicht das geringste verinnerlichende Eingehen auf die Eigentümlichkeit des Schriftstellers, mit dem er sich beschäftigt; nicht der schüchternste Versuch, die Absichten desselben, die zu billigen gewiß nicht jedermanns Sache, auch nur zu verstehen. Kein Wort der Charakteristik. Wer charakterisiert wird, ist einzig Herr v. S. selbst. Dies aber gelingt dem Autor trefflich, z. B. gleich durch die Eingangsworte des Artikels. Er spricht von jener Schar von Schriftstellern, die so leidenschaftlich die bestehende Litteratur bekämpfe. Wie letztere aussieht, natürlich, vergißt er uns Neugierigen mitzuteilen. Aber er, der angesichts eines langsam erlöschenden, absterbenden Schrifttums und eines neu sich bildenden, kräftig gährenden, nach Vollendung ringenden, von einem nirgend zu erblickenden „bestehenden" faselt, kennzeichnet sich glänzend als gänzlich unbekannt in dem Kulturgebiet, in dem er kritisch herumstolpert; als völlig außerhalb der Litteratur stehend.

Was er vorbringt, ist nichts als ödeste — Sprachreinigung. Dies ist ja wohl die neueste Umschreibung von „Wortklauberei". Man wäre versucht, ihn für einen Philologieprofessor zu halten, wenn nicht ein Mathematikoberlehrer noch beträchtlich näher läge. Als solcher ist er fanatischer Gegner jeder nicht mit Hilfe der stehenden Tarife und Formeln auszurechnenden, neuen Individualität, wie sie in Conradis Sprache so reich zum Ausdruck gelangt.

Natürlich, wie das bei Pädagogen so geht, hält er jeden für verpflichtet, ohne weiteres seine Meinung zu teilen. Ihm ahnt keine Möglichkeit, es könne sich, auch außerhalb des „Kreises der Jüngsten" ein Unvoreingenommener finden, dem die angeführten Sätze Conradis weniger unverständlich sind, als die Absicht desjenigen, der sie als „sinnlos" festzunageln beschloß. Nicht einmal der Geschmacklosigkeit enthält sich Herr v. S., die meisten der bewußten „Stellen" jener unglücklichen Novelle zu entnehmen, die sofort nach des Dichters Ableben mit höhnischem Grinsen durch die gesamte Tagespresse geschleift ward.

Die Art aber, wie unser Kritiker nur durch irgend eine leerste Phrase verbunden, lange Abschnitte dem abzuschlachtenden Schriftsteller entnimmt, kennzeichnet ihn außerdem als ziemlich ungenierten litterarischen Stegreifritter. Von den dreiundeinhalb Spalten, die er dem „verkannten Genie" widmet, ist reichlich eine enggedruckte Conradis Eigentum. Das ist mehr als das Recht der Kärrner, die zu thun haben,

wenn die Könige baun. Herr v. S. schreibt keine Zeile, die ihm nicht irgend ein Sprachreinigungsbedürftiger diktiert, und, aus Gründen wie gesagt, sind es die verrufenen „Jüngsten", die seine Schreibseligkeit mit Stoff versorgen. Er sollte ihnen dankbar sein; ohne sie hätte er vermutlich überhaupt niemals das Vergnügen gehabt, sich gedruckt zu sehen.

Sich ernstlich mit ihr zu beschäftigen, scheint vielleicht so überflüssig, wie die kritische Persönlichkeit des Herrn v. S. selbst. Aber daß sich der Findige nun schon in Blätter wie die treffliche „Gegenwart" Einlaß zu verschaffen gewußt, in deren Nr. 5 dieses Jahres der Conradiartikel paradiert, das ist das Traurige an der Sache. Und das mußte konstatiert werden.

L. Heinrich Mann.

Bilder aus der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten, zusammengestellt von S. Sat. I. Teil. Berlin, F. Luckhardt.

Nach bekannten Mustern werden Ereignisse des Jahres 1901 in Zeitungsberichten aus verschiedenen Städten geschildert. Durch die Wühlereien sozialistischer Verbindungen in der Schweiz veranlaßt, überschreiten, so wird erzählt, deutsche Truppen die Schweizer Grenze. Darauf erklärt Rußland den Krieg an Deutschland. Österreich tritt mit seinen westlichen Provinzen dem deutschen Reiche bei. Ungarn vereinigt sich mit den Ländern der Balkan-Halbinsel zu einem Reich des Ostens, „Austria", Rußland wird von Deutschland besiegt, worauf die Wiederherstellung Polens erfolgt, dessen östliche Grenze vom Peipussee nach Odessa verläuft. Frankreich zerfällt in drei Monarchieen, eine nördliche unter dem König der Belgier, eine westliche unter den Orleans, eine südöstliche unter dem Haus Bonaparte. Die Schilderung der französischen Zustände unter drei Herrschern ist wohl das Beste im ganzen Buch. An Hieben auf die englische Krämerpolitik fehlt es nicht. Die Verteilung der Kolonieen unter die Mächte Europas ist nicht ohne tieferen Sinn. Daß die zu Deutschland gekommenen Tschechen gegen Deutsche in Rußland ausgetauscht werden, ist gut erdacht. Dagegen ist eine neue Ordnung im Deutschen Reich geschildert, welche zu Bedenken Anlaß giebt. Man weiß überhaupt oft nicht recht, wo der Ernst anfängt und der Spott aufhört. Durch das Ganze zieht sich ein großer Ärger über das zaghafte Auftreten Deutschlands in Afrika gegenüber den Engländern. Da das vorliegende Buch als 1. Teil angekündigt ist, so werden wir ja sehen, was der phantasiereiche Verfasser noch weiter zu sagen hat.

S.

Die soziale Frage gehört in die Reihe der angenehmen Dinge, welche zu Nutz und Frommen deutscher Schreibluft mit allen anderen Erscheinungen der Welt in Verbindung gebracht werden können. Es wird wohl kaum noch sonderliche Verwunderung erregen, wenn irgend jemand eine Betrachtung verspricht über die soziale Frage und ihre Beziehung zu den Sonnenflecken oder zu der Fauna der Tertiärzeit. Und daher mag man auch ohne viel Kopfschütteln die Schrift eines Ungenannten in die Hand nehmen, welche, bei Preuß und Jünger in Breslau erschienen, den verheißungsvollen Titel führt: „Was kann die Sprache zur Lösung der sozialen Frage beitragen?" Und die Schrift hält noch mehr, als sie verspricht. Sie beantwortet die im Titel gestellte Frage dahin, daß nur die Sprache, sie einzig und allein, der sozialen Zwietracht ein Ende machen kann. So spaßhaft, wie das im ersten Augenblicke klingt, ist nun die Sache gerade nicht; es liegt der Antwort

eine sehr ernste Gedankenfolge zu Grunde. Ganz kurz ließe sich dieselbe vielleicht in folgender Weise andeuten. Ein Volk bildet einen Verein von Mitgliedern, der nur dadurch zusammengehalten werden kann, daß jeder Teil den anderen versteht. Das Verständigungsmittel ist die Sprache. Diese aber ist weit mehr, als der Alltagsmensch in ihr sieht. In ihr offenbart sich die Seele, das ganze Innere des Menschen, durch sie erhält er mit dem All, dem Göttlichen den innigsten Zusammenhang. Die Sprache des deutschen Volkes ist seine verkörperte Seele, mithin also das deutsche Volk selbst. Leider ist heute jedoch die Sprache von ihrer Höhe herabgesunken, sie ist in vollem Sinne des Wortes kein Verständigungsmittel mehr. Das Volk hat sich in zwei Klassen getrennt: Gebildete und Laien. Keine versteht die andere mehr. Und daher ist die soziale Kluft so breit geworden. Eine innere geistige Erneuerung Deutschlands thut not, welche aber nur zu erreichen ist durch eine Erneuerung des Sprachlebens. Auf diese Weise erscheint die soziale Frage als eine religiöse Frage; sobald wieder jeder den andern versteht, wird sich zugleich das Ideal erfüllen, nach dem die Menschheit strebt und ringt, und das kein andres ist, als die Wiederherstellung der reinen Lehre Christi, welche alle Menschen als gleichberechtigte Kinder eines Gottes umfaßt. Dies ungefähr der hauptsächliche Gedankengang der Schrift, deren Bestes aber nicht die Bemerkungen des ebenso geistreichen wie geistreichelnden Verfassers über die soziale Frage bilden, sondern die feinen und anziehenden Betrachtungen über Ursprung, Wesen und Bedeutung der Sprache. Allerdings ist die soziale Frage ganz entschieden auch eine ideelle, eine religiöse Frage im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes. Aber ihr materieller Inhalt darf doch dabei nicht übersehen werden. Und leider ist die Sprache des Verfassers selbst kein Ideal. Er symbolisiert zu viel und hat allzu sehr den Ton und die Weise angenommen, die in „Rembrandt als Erzieher" herrschen. Die Einzelheiten seiner Darlegung sind oft von großer Klarheit und Schönheit, aber der Aufbau des Ganzen ist zu verwickelt und wirr. Immerhin sei die Schrift jedem anempfohlen, der sich zu vertiefen vermag und Lust hat.

Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen, sprachlich erläutert von Dr. Reinold Kapff. Ulm 1889, Verlag von Dr. R. Kapff. Preis 1 Mark.

Seitdem sich das deutsche Volksbewußtsein mächtig gehoben hat, ist die Sitte, kräftige deutsche Vornamen, statt der schwächlichen ausländischen zu wählen, gottlob so verbreitet, daß eine Schrift über deutsche Namen mit größter Freude begrüßt werden muß. Der gelehrte Verfasser bietet auf engem Raume eine Fülle von Erklärungen — es werden bei 2000 Vor- und 18000 Geschlechtsnamen behandelt — und weiß uns so zu fesseln, daß wir dem „Deutschen Namenbuch", aus welchem das vorliegende Büchlein (mit 6 Bogen) einen Auszug bildet, mit Spannung entgegensehen. Die wertvolle Arbeit Kapffs ist nicht bloß den Lehrern und Schülern, sondern auch den Familien zu empfehlen und sollte in jedem deutschen Hause zu finden sein.

H. Solger.

In diesem Jahre wird Deutschland nicht weniger als drei internationale Kunstausstellungen haben: in München, Berlin und Stuttgart. Welches war das materielle und — moralische Ergebnis der vorjährigen Internationalen? Die zweite Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen wurde am 19. Oktober 1890 im Glaspalaste in München geschlossen. Der Besuch war bis zum letzten Tage, trotz der naßkalten

Witterung, ein anhaltend reger. Verkauft wurden während der Ausstellung im Ganzen 216 Kunstwerke für den Preis von 362589 Mk. 80 Pfg. Hiervon treffen auf Münchener Künstler: 122230 Mk., auf die übrigen deutschen Künstler: 29770 Mk., auf das Ausland mithin 210589 Mk. 80 Pfg. Die fremden Künstler haben also mit einem Mehr von 58589 Mk. 80 Pfg. den Löwenanteil am materiellen Ergebnis dieser Ausstellung gehabt. Die Höchstbegünstigten waren die Italiener mit 61945 Mk., ihnen folgten die Engländer mit 35722 Mk., die Holländer mit 25300 Mk., die Franzosen mit 25050 Mk., in den Rest teilten sich die Russen, Norweger, Amerikaner u. s. w. Für die bayerische Staatssammlung der k. Pinakothek wurden 20 Werke um den Preis von 67280 Mk. angekauft. Der Prinzregent erwarb für seine Privatsammlung 11 Werke um 12800 Mk. Von Münchener Bürgern wurden 18 Werke zu dem Gesamtbetrage von 13701 Mk. 80 Pfg. angekauft. Das übrige Deutschland beteiligte sich mit einer Kaufsumme von 110150 Mk. Mithin wurde vom deutschen Gelde zum Gesamterlös 203931 Mk. 80 Pfg., vom ausländischen Gelde nur 158658 Mk. beigetragen, d. h. ein Minder von 45273 Mk. 80 Pfg. Die Mehreinnahme der fremden Künstler von 58589 Mk. 80 Pfg. beleuchtet in interessanter Weise die Wertung von In- und Ausland auf dem Kunstmarkte des Glaspalastes! An Eintrittsgeld wurden während der Dauer der Ausstellung eingenommen 96316 Mk. 14 Pfg. An neugierigem Publikum hat es also nicht gefehlt, wohl aber an wahrhaft kunstverständigem und nationalgesinntem.

Sibirien von George Kennan. Nach den im „Century Mag." erschienenen Aufsätzen übersetzt von G. Gärtner. 1. Teil. Halle a. S., bei Hendel. (75 Pfg.)

Kennan, der den Eindruck eines vorurteilslosen und unparteiischen Mannes macht, behandelt in diesen Aufsätzen seine Reise in den Jahren 1885—1887 nach Sibirien. Dies Büchlein ist interessant wegen der Schilderung von Land und Leuten, wegen des sibirischen Verkehrswesens und wegen des Verbannungssystems. Ich habe mir letzteres schon immer schrecklich vorgestellt, aber liest man, daß in Gefängnissen, die für 800 Mann eingerichtet sind, 1800 gepfercht werden, daß manche Verbannte Jahre lang auf dem Wege umhergeschleppt werden, bis sie nur einmal an ihr Ziel kommen, daß ein Student verbannt wurde, weil man bei ihm eine französische Geschichte fand, in der das Wort — Revolution! — gedruckt stand, daß Mädchen von 16—17 Jahren als „politisch unzuverlässig" verbannt werden, daß ein Arzt, der schon verbannt war, bestraft wurde, weil er der Frau eines sibirischen Beamten, wegen Unfähigkeit des Arztes am Orte, eine Kugel aus dem Bein entfernte u. s. w., wer dann nicht Nihilist und alles mögliche sonst wird, der . . . Kennan erzählt auch von der russischen Zensur oder besser gesagt von der Reinigung der Bücher; man schneidet oder reißt da einfach die staatsgefährlichen Stellen heraus; so fand K. eine solche revidierte Ausgabe, in der sechzig (!) Seiten fehlten. Auch den Platz, wo das Gefängnis Dostojewskijs stand, besuchte Kennan, — das Gefängnis selbst ist niedergebrannt —; Dostojewskij erzählt seine Erlebnisse in den „Erinnerungen aus einem Todentanze". Versäume niemand, dies Büchlein zu lesen; wer es gelesen hat, wird um ein Bild menschlichen Elends und menschlicher Grausamkeit reicher sein!

Ernst Bark. Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Zürich 1890. Mk. 1,20.

Ein recht zeitgemäßes Schriftchen ist

dies. „Deutſche Weckrufe“ eines livländiſchen Deutſchen an die deutſche Nation; ich möchte beinahe ſagen, eine Ergänzung zu den drei bekannten Schriften Albertis, Conrads und Conradis. In großen Zügen — Bark will dies Thema ſpäter in einem größeren Werk bearbeiten — giebt uns der Verfaſſer ein Bild über die Stellung und das Leben der Deutſchen im Auslande. Beſonders die Abſchnitte über die deutſche Diplomatie, über die Preſſe und das offizielle Deutſchland dürften wohl manchem ein wenig Kopfſchütteln verurſachen. Auch finden wir den Abſchnitt über deutſche Kunſt und Litteratur, beſonders auch den Auszug aus: Taine, histoire de la Littérature Anglaise, gar nicht unintereſſant. Und deshalb empfehlen wir dies Schriftchen zu angelegentlicher Lektüre.

P. Burg.

Welche Zeitſchriften wurden im neunzehnten Jahrhundert am meiſten bevorzugt? — Wenn irgend ein müßiger Kopf Ende des zwanzigſten Säculums dieſe Preisfrage ſtellen wollte, — wir glauben, die Antwort würde nicht leicht ſein. Die periodiſche Litteratur hat in unſeren Tagen ſo koloſſal an Verbreitung gewonnen und iſt dadurch, daß jeder Zweig der poſitiven und der ſchönen Wiſſenſchaft, jeder Beruf, ja jeder Berufszweig durch ein eigenes Organ vertreten iſt, ſo vielgeſtaltig geworden, daß es ſich ſchwer verfolgen läßt, welcher Zeitſchrift die Leſerwelt von achtzehnhundertundneunzig den Vorzug gegeben hat. Wenn Zahlen ſprechen, ſo ſind die Modenblätter als die glücklichen anzuſehen, die den weiteſten Leſerkreis fanden. Allerdings hat die Litteratur der Moden-Zeitſchriften erſt ſeit der Mitte der ſechziger Jahre einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Bis dahin erſchienen nur zwei Damen-Journale, die ſich größerer Beachtung zu erfreuen hatten: der noch heute exiſtierende „Bazar“ und die inzwiſchen eingegangene „Victoria“. Da trat am 1. Oktober 1865 ein neues Unternehmen auf den Plan, die in Berlin gegründete „Modenwelt“, die binnen Kurzem wie kein anderes Zeitungs-Unternehmen der Welt Verbreitung über den ganzen Erdball fand und heute in dreizehn verſchiedenen Sprachen und in einer Auflage von gegen 450000 Exemplaren erſcheint. Bei Gelegenheit des erſten Jubiläums dieſer Zeitſchrift hat die Verlagsfirma für den Kreis ihrer Freunde und Mitarbeiter ein ſtattliches Werk: „Zum fünfundzwanzigjährigen Beſtehen der Modenwelt. 1865—1890“ erſcheinen laſſen, das auch eines gewiſſen kulturgeſchichtlichen Intereſſes nicht entbehrt. Das höchſt ſplendide ausgeſtattete Buch enthält zunächſt eine Geſchichte der „Modenwelt“, ſowie verkleinerte Text-Seiten der deutſchen und fremdſprachlichen Ausgaben des Blattes und der „Illuſtrierten Frauen-Zeitung“, die ſeit 1874 als „Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt“ erſcheint. An dieſe Kapitel ſchließen ſich ſtatiſtiſche Notizen zur Herſtellung der „Modenwelt“ und Einzelheiten über den kunſtgewerblichen Buchverlag des Blattes, ſowie ferner die Satzungen der von der Verlagsfirma mit einem Grundſtocke von 200000 Mark für ihre Angeſtellten begründeten „Lipperheideſchen Penſions-, Wittwen- und Waiſen-Kaſſe“. Von beſonderem Intereſſe noch iſt der ſechſte Abſchnitt: „Hundertundfünfzig Jahre Koſtüm-Geſchichte in Modenbildern“. —

Dr. F. Mehring: Der Fall Lindau. Zweites Tauſend. Preis 1 M. Berlin, K. Brachvogel. Das lehrreichſte Kapitel der Schrift behandelt die Stellung der Preſſe zum Fall Lindau, S. 50—56. Wer noch der Meinung, daß z. B. die „Geſellſchaft“ ſ. Z. im Falle Otto Brahm zu weit gegangen, der leſe auf S. 53 die

thatsächlichen Ausführungen zu Mehrings Behauptung: „Eine Erfahrung, die selbst einen Schmock umgebracht hätte, berührte den Herrn Brahm gar nicht."

F. H.

Unter dem Sammeltitel „Die moderne Litteratur in biographischen Einzelbildern" plant die Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig ein Unternehmen, welches in zwanglos erscheinenden Heften biographische kritische Studien über die hervorragendsten Vertreter der zeitgenössischen Litteratur aus der Feder unserer berufensten Litterarhistoriker enthalten soll. Das erste Bändchen dieses vielversprechenden Sammelwerkes, das soeben erschien, ist Karl Frenzel gewidmet, dessen mannigfache Verdienste Ernst Wechsler in geistvoller, interessanter Weise würdigt. Wechsler, wohl der beste Kenner der Berliner Litteraturverhältnisse, giebt hier ein erschöpfendes Bild des litterarischen Wirkens Frenzels und zeichnet in kurzen energischen Zügen das Charakterbild des verdienstvollen Schriftstellers. Der Essay ist eine kritische Leistung ersten Ranges, er hat den weiteren Vorzug, brillant geschrieben zu sein und nie in jenen trockenen Ton zu verfallen, der eine Eigentümlichkeit der landläufigen litterarhistorischen Arbeiten zu sein pflegt. Ein vorzüglich gelungenes Porträt Frenzels ist dem Heft vorangestellt, das die Sammlung in glücklichster Weise eröffnet hat. G.

Georg Ebers brachte in vergangenem Herbst keinen Roman und auch nichts, das er aus seinem Lieblingsland Ägypten oder dem Altertum schöpfte, sondern „Drei Märchen", die zum großen Teil auf heimischem Boden spielen. — „Das Elixir" und „Die graue Locke" geben ernsten Lebensproblemen dichterischen Ausdruck; „Die Nüsse", ein Weihnachtsmärchen, wird für Kinder besonders willkommen sein. Die geschmackvolle Ausstattung, die dem Buch durch die Deutsche Verlags-Anstalt gegeben wurde, dürfte das Buch für den Weihnachtstisch zu einer in erster Linie in betracht kommenden Gabe gemacht haben. Trotz ihres großen Markterfolges gehören die Ebersschen Bücher für den Litteraturkenner bekanntlich nicht zu den Schriften, die für die Entwickelung unserer Nationallitteratur in — erster Linie in betracht kommen. Modern ist auch an diesem neuesten Märchenbuch von Ebers weder die Erfindung noch die Vortragsweise. Es ist trotz seiner Marktfrische ein altes Buch, das wir schon hundertmal gelesen haben.

F. H.

Der Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Von Frieda, Freiin von Bülow. (Berlin, Verlag von F. Fontane.) Die Verfasserin, welche bekanntlich längere Zeit in Deutsch-Ostafrika geweilt hat, entwirft in dem vorstehend genannten Werke eine überaus fesselnde Schilderung von dem Leben der Europäer in einer nahe dem Äquator gelegenen arabischen Küstenstadt. Man lasse sich nicht von dem „kolonialen" Titel abschrecken; jedermann wird sein Vergnügen an dem interessanten, von scharfer Beobachtung zeugenden Werke haben.

Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. 2. Auflage. (Berlin, F. Fontane.) Von diesem klassischen realistischen Romane erscheint soeben die zweite Auflage zu dem billigen Preise von 3 Mark. Die gesamte deutsche Presse hat dem Werke das größte Lob gespendet und es für den eigenartigsten Berliner Roman erklärt. Diese wohlfeile Ausgabe wird dem Buche wieder viele neue Freunde zuführen.

Der Traum des Glücks. Dramatische Idyllendichtung von Albert Wittstock. (Verlag von Hermann Hude in Leipzig.) Wir machen auf das Werkchen, welches ein eigenartiges Erzeugnis

Digitized by Google

idyllisch-didaktischer Poesie genannt werden kann, hierdurch aufmerksam.

Österreichischer Journalisten-Kalender 1891. Im Verlage der Buchdruckerei Helios, Wien, I. Schreyvogelgasse 3, erschien soeben ein elegant ausgestattetes Taschenbüchlein unter obigem Titel, welches eine Lücke der außerordentlich reichen Kalenderlitteratur auszufüllen bestrebt ist, und zwar durch die Herausgabe eines Taschenkalenders für die Journalisten und Schriftsteller. Das Büchlein ist 14 Bogen stark, elegant in Leinwand gebunden und kostet nur den geringfügigen Betrag von fl. 1,—. Wir können den „Österreichischen Journalisten-Kalender pro 1891" nach jeder Richtung hin bestens empfehlen.

In der Philipp Reclamschen Universal-Bibliothek gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Georg Kennan, Sibirien. Schilderungen. Aus dem Englischen übertragen von D. Haek. I. Teil (2741/2). — Labiche. Ritterdienste. Lustspiel in einem Aufzug. Deutsch von Georg Hiltl. (2743). — Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von einem praktischen Juristen (2744). — Pfaffe Konrad, Rolandslied. Nach der altdeutschen Vorlage zum ersten Male übersetzt von Eduard Ottmann. Mit den 39 Bildern der Heidelberger Handschrift (2745 48). — Adolph Adam. Der Postillon von Lonjumeau. Komische Oper in drei Aufzügen. Dichtung von de Leuven und Brunswick. (M. G. Friedrich.) Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann (2749). — John Habberton. Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Freuden und Leiden. Deutsch von M. Greif (2750). Arthur Schopenhauers sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Erster Band: Die Welt als Wille und Vorstellung (2761 bis 65). — Wilhelm Henzen, Schiller und Lotte. Lustspiel in vier Aufzügen (2766). — E. Henle, Entehrt. Original-Schauspiel in fünf Aufzügen (2767). — A. Noël, Kleines Volk. Kindergeschichten für Erwachsene (2768). — Arthur Achleitner, Geschichten aus den Bergen. Dritter Teil. Mit dem Bildnis des Verfassers (2769). — Ludwig Fulda, Die Aufrichtigen. Lustspiel in einem Aufzug (2770).

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegegen von Karl Eggers. II. Band (Schluß). (Berlin, F. Fontane.) Der erste Band dieses Briefwechsels zwischen den beiden großen Meistern der Bildhauerkunst hat allseitigen Beifall gefunden, und die kunstsinnigen Kreise werden mit Vergnügen und Interesse nach dem jetzt vorliegenden zweiten Bande greifen, der naturgemäß — da in ihm die volle künstlerische Reife der beiden Männer sich widerspiegelt — noch inhaltsreicher ist als der erste. Die Briefe umfassen die Zeit vom Jahre 1842 bis zum Tode Rauchs im Jahre 1857. Aber nicht nur in das eigene Schaffen der Künstler, auch in die ganze damalige Kunstbewegung werden wir eingeführt; Rauch und Rietschel nahmen lebhaften Anteil an allen künstlerischen Vorgängen. Ferner bieten die Briefe auch einen Beitrag zur Charakteristik der politischen Zustände der vierziger und fünfziger Jahre. Niemand wird es bereuen, die beiden großen Männer aus ihrem Briefwechsel heraus kennen zu lernen, und so sei das Werk den kunstsinnigen Kreisen aufs wärmste empfohlen.

Dr. R. Sternfeld bringt in Nr. 5 der „Neuen Zeitschrift für Musik" einen Aufsatz über „Richard Wagner und

‚die Gesellschaft'". Er leistet sich darin an unberechtigten Verallgemeinerungen das Stärkste, was uns bis jetzt in dieser Richtung begegnet ist. Auf Grund eines einzigen ihm zufällig bekannt gewordenen Heftes der „Gesellschaft" (Nr. 3, Jahrg. 1890), das eine recht übel geratene Parsifal-Kritik von Bleibtreu enthält, bricht er den Stab über die ganze „Gesellschaft" und bezichtigt deren Herausgeber und Mitarbeiter ganz summarisch der schändlichsten Dinge. Sogar was Alberti in einem seiner Romane an der Musik gesündigt hat, schreibt Herr Sternfeld mit dicken Strichen in das Schuldbuch der „Gesellschaft". Gegen diesen groben Unfug muß nun aber doch im Namen der Wahrheit und Gerechtigkeit protestiert werden. Wäre Herr Sternfeld in Leben und Litteratur etwas erfahrener, so müßte er wissen, daß fast in jedem Jahrgange dieser Zeitschrift begeisterte Wagner-Artikel von Conrad stehen (unter den Decknamen Fritz Hammer, Erich Stahl, Hans Frank u. s. w.); daß Conrad schon 1871—78 in Italien mit Wort und Schrift für Wagner eingetreten (siehe die Schriften „Rossini und Wagner" und „Die Musik im heutigen Italien"); daß Conrad 1881/82 im deutschen Turnverein zu Paris und 1883 im Volksbildungsverein zu München Vorträge über das Wagnersche Kunstwerk gehalten; daß bei den ersten Parsifal-Aufführungen in Bayreuth Conrad persönlich durch Liszt in Villa Wahnfried vorgestellt wurde; daß Conrad, bevor er diese Zeitschrift begründete, schon in Otto Leßmanns (wie vorher in Hahns und Tapperts Blättern) Wochenschrift namentlich gegen die Stuttgarter Wagnerfeinde (Sittard, die Konservatoriumsklique u. a.) schärfer zu Felde gezogen, als irgend ein anderer deutscher Publizist! Und nun wagt es dieser Herr Sternfeld, in die Welt hinauszulügen: „Das Bild des Meisters wird durch die Lügen der ‚Gesellschaft' geschändet und verzerrt!" — — —

Der Verlag der „Akademischen Monatshefte" in München beginnt seine Reihe von Monographien über deutsche Hochschulen mit einer vorzüglich geschriebenen, gut und reich illustrierten Schrift über die „Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt und München in Vergangenheit und Gegenwart." Verfasser der Münchener Gelehrte und Dichter Haushofer. Der Name ist empfehlend genug. Wer außer dem geschichtlichen Interesse noch eine persönliche Liebe für die Münchener Hochschule im Herzen trägt, wird diese Monographie mit doppeltem Genusse lesen. Hoffentlich sind es ihrer nicht wenige. C.

Mene, Mene, Tekel, Upharsin! Briefe des Ta-o-the und La-i-so. Leipzig 1890. Rengersche Buchhandlung.

Wenn der Verfasser nach dem Vorbilde der „persischen Briefe" seine Ansichten über unsre Zustände von Chinesen sagen lassen wollte, so war er verpflichtet, die chinesische Kultur genau zu studieren und sie oft in Vergleich mit der europäischen zu setzen. Da er dies nicht gethan, so ist die chinesische Maskerade nur wenig wert. Die Schilderung der deutschen Verhältnisse berührt zunächst die letzte Reichstagswahl, dann den kirchlichen Einfluß und die Parteien. Die Forderungen der Sozialdemokraten werden für unausführbar erklärt. Der Verfasser steht auf der Seite der Konservativen, ist gegen die Erleichterung des Heiratens, und dergleichen mehr. Zur Abwechselung werden chinesische Berichte über die Zustände in Nordamerika, England und Frankreich mitgeteilt. Darauf ergreift wieder der Vertreter Chinas in Deutschland das Wort, schildert unsere Hochkultur als gefährlich und vergißt auch nicht, den Realismus zu beleuchten. Bei den Männern, welche sich in der „Gesellschaft"

zuſammenfinden, bemerkt er „viel ehrliches, gutes Streben und manche ſchöne Begabung; aus ihrer Mitte kann im geeigneten Augenblick eine Streiterſchar für die gute Sache hervorgehen.“ Am Schluß wird von der Notwendigkeit geſprochen, den unhaltbaren Zuſtänden Europas durch den Krieg ein Ende zu bereiten. Der gewaltige Titel der Broſchüre ließ mehr erwarten, als geboten wurde. Hätte der Verfaſſer ſo viel Geiſt wie guten Willen, ſo würde er ſeinen Warnungsruf ganz anders gegeben haben. In konſervativen Kreiſen mag er immerhin Beachtung finden. S.

Populäre Feſtpoſtille. Aufſätze und Vorträge über Urſprung, Entwickelung und Bedeutung ſämtlicher Feſte, Feier- und Heiligentage des Jahres nebſt Erklärung der damit verbundenen Sagen, Sitten und Gebräuche. Von Dr. J. H. Albers, Oberlehrer in Metz. Leipzig, Georg Lang.

Daß ich's gleich ſage: ein Meiſterbuch! Und damit ich den wunderſam reinen und anheimelnden Geiſt andeute, der dasſelbe vom erſten bis letzten Blatt durchweht: ein Andachtsbuch für das Volk im edelſten Sinne. Ich empfehle es den Guten und empfehle es den anderen — damit ſie Heimweh bekommen nach der Güte ihres Volkstums. Ich empfehle es den Gläubigen und empfehle es den anderen — damit ſie im Einfältigen und Vererbten das Reinmenſchliche ſpüren lernen und ſeine ſittlich veredelnde Kraft. Dem Herrn Dr. Albers iſt ein Großes gelungen: er hat ein Buch geſchrieben, das keine Kritiker, ſondern nur Bewunderer finden wird und nur treue Freunde, ſoweit es Leſer gewinnt. Ich wünſche ihm hundert Auflagen.

M. G. Conrad.

Erinnerungen an Anzengruber von L. Rosner. Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt. 1891. 61 S.

L. Rosner war des Dichters treueſter Freund und Verleger in deſſen ſchwerſter Zeit. Die „Erinnerungen“ ſind wertvoll als biographiſches Material, da ſie beſonders in Briefen beſtehen, die Anzengruber in ſehr origineller und liebenswürdiger Weiſe von der geſchäftlichen Seite zeigen. C.

Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater u. a. Von Dr. Johann Froitzheim. Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Ein Werk der Gerechtigkeit. Es iſt nachgewieſen, daß Goethe den unglücklichen Lenz ſehr mit Unrecht ſo übel zugerichtet hat. Wenn einer über Freundſchaftsbruch klagen konnte, ſo war es Lenz, nicht Goethe. Damit ſoll der Pasquillantenroman von Lenz nicht gebilligt ſein, doch hat er damit nichts anderes verübt, als was auch Goethe vor und nachher übte, nur mit größerem Schick und Talent. Aber wie harmlos war das alles damals im Vergleiche mit dem Pasquillanten- und Spitzelroman eines bekannten ſächſiſchen Phraſendreſchers und Idealitätsradauhelden. X. Y. Z

Deutſchfeindliche Bücherverbote in Öſterreich. Nächſt Rußland und der Türkei hat unzweifelhaft Öſterreich die ſtrengſte Zeitungs- und Bücherzenſur. Kein Tag vergeht ohne polizeiliche Beſchlagnahme von Zeitungen, ohne gerichtliche Verbote von Büchern. In den letzten Jahren hat darunter namentlich die deutſche Zeitungs- und Bücherlitteratur leiden müſſen, da der Antrag irgend eines ſlawiſchen deutſchfeindlichen Staatsanwaltes in Galizien, Tſchechien oder Slovenien genügt, um ein Verbot zu erwirken. Dabei wird der Urheber der verbotenen Schrift niemals in Anklagezuſtand verſetzt, weil ſonſt in neunzig von hundert Fällen derſelbe freigeſprochen und die Beſchlagnahme oder das Verbot

als unbegründet erklärt werden würde. Wer das neue Buch von Paul Dehn „Österreich-Ungarn im reichsdeutschen Licht“ durchblättert hat, wird einräumen, daß darin dessen innere Verhältnisse freimütig aber wohlwollend geschildert werden. Nichtsdestoweniger ist jetzt auch dieses Buch in Österreich verboten worden. Beanstandet werden von polnischer Seite einige Angaben über den Finanzminister von Dunajewski, allein in bezug auf diese hat die Staatsanwaltschaft in Wien erklärt, daß sie die Anklage wegen Entstellung von Thatsachen zurückziehe. In dem erwähnten Buche findet sich u. a. ein Brief des Finanzministers von Dunajewski abgedruckt, worin derselbe verlangte, daß die k. k. Postsparkasse zum Ankauf von Märzrente verpflichtet werde, obwohl damals das Haus Rothschild dieselbe noch fast vollzählig in seinen Kassen hatte und nach seinem Belieben den Kurs feststellen konnte. Wenn hierdurch die eigentümlichen Beziehungen zwischen Herrn von Dunajewski und dem Hause Rothschild in einem außerordentlich bezeichnenden Punkte aufgedeckt worden sind, so sollten die österreichischen Gerichte nicht den Verfasser des genannten Buches, sondern den Finanzminister von Dunajewski zur Verantwortung ziehen, dessen Verhalten durch keinerlei Polizeiverbot mehr verschleiert werden kann. An einer anderen Stelle des verbotenen Buches wird Herr von Dunajewski, dieser deutschfeindliche Dämon des Ministeriums Taaffe, als die Verpersönlichung des polnischen Einflusses am Wiener Hofe bezeichnet und von ihm erzählt. Auf Empfehlung des hochmögenden polnischen Grafengeschlechts Potocki wurde der ehemalige Lemberger Professor Finanzminister. Um jene Zeit begannen zwei Individuen Rappaport eine Rolle zu spielen. Die gedrückten Verhältnisse des früheren Universitätsprofessors sind von dem späteren Finanzminister jedenfalls durch Ersparnisse in ihr Gegenteil verwandelt worden. In die erste Zeit der Thätigkeit des Herrn von Dunajewski fällt die Gründung der Österreichischen Länderbank unter Heranziehung des berüchtigten Gründers der Alpinen Montangesellschaft, des sog. großen Rappaport, welcher seine und seiner Gönner Taschen reichlich gefüllt hat. Auf die Fühlung mit den Banken war er stets besonders bedacht. Nach dem Rückzuge Rappaports von der Länderbank wurden die finanziellen Angelegenheiten der Rothschildschen Kreditanstalt übertragen. Patriotische und sachverständige Männer beklagen die bedenkliche Desorganisation der Finanzverwaltung seit dem Amtsantritte des Finanzministers von Dunajewski, teilweise durch die auffallende Polonisierung des Beamtenstandes.“ Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse wird wissen, daß mit diesen Sätzen nur diskrete Andeutungen gegeben werden über Vorkommnisse, welche kein Staat ungestraft über sich ergehen lassen darf.

Der Wert des Lebens und die Bedeutung des Todes. Kulturgeschichtliches und Modernes von Dr. P. Schellhas. Leipzig, Verlag von W. Friedrich. 1891.

Die Ausführungen des Verfassers sind sehr bedeutungsvoll und werden immer dankbare Leser finden. Beim kulturgeschichtlichen Überblick tritt uns manch überraschendes Bild entgegen, und die Beleuchtung unserer Zeitverhältnisse verdient die ernsteste Beachtung. Die großen Fragen der Todesstrafe, der Kriege, des Selbstmordes u. s. w. sind so eigenartig und selbständig behandelt, daß jeder daraus lernen kann. Der Schluß wirkt versöhnend. Wenn auch das aufgestellte Problem nicht zu lösen ist, so wird doch eine ruhige und unbefangene Auffassung erzielt, welche den Menschen tröstet und erhebt. Ich glaube,

daß die Broschüre gerade in unserer pessimistisch angehauchten Zeit einen großen und heilsamen Erfolg haben wird.

Solger.

Die Lösung des Welträtsels. Ein Aufruf zum Kampf von Wilhelm Pförtner. Leipzig, K. Reißner, 1891.

Der streitbare Verfasser greift das Christentum in der schärfsten Weise an und wird deshalb die aufgerufenen Gegner bald auf dem Kampfplatze finden. Daß die religiöse Frage neuerdings lebhaft erörtert wird, ist jedenfalls sehr beachtenswert.

H. S.

Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. Von Dr. Carl Freiherr du Prel. Band II. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der erste Band der „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" enthielt: Thatsachen und Probleme. In dem vorliegenden Bande behandelt der geistvolle Verfasser, der auf dem Gebiete der Mystik und übersinnlichen Weltanschauung als anerkannte Kapazität gilt, die Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik als diejenigen Probleme, die schon heute einer experimentellen Lösung fähig sind, Es liegt in der Natur der Sache, daß das Werk, das zum ersten Mal die praktischen Resultate, die der Mystizismus auf grund der vorgenommenen Experimente zu verzeichnen hat, einem größeren Publikum unterbreitet, großes Aufsehen erregen muß. Die Gegner der übersinnlichen Weltanschauung werden dem hier angehäuften Thatsachenmaterial wenig entgegenstellen können, der Sache des Mystizismus aber wird das interessante Buch, in dem alle Vorzüge des geistvollen Verfassers in glänzendster Weise hervortreten, zahlreiche neue Freunde zuführen.

Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Von Dr. Eduard von Hartmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die im Jahre 1885 erschienene Schrift desselben Verfassers „Der Spiritismus" hat im spiritistischen Lager das größte Aufsehen gemacht und eine Menge Widersprüche hervorgerufen, deren wichtigste und umfassendste das zweibändige Werk Aksakows „Animismus und Spiritismus" ist. Die neue Broschüre enthält die systematisch geordnete Entgegnung Hartmanns und den bündigen Nachweis, daß alle vom Spiritismus behaupteten Thatsachen, auch wenn sie wahr wären, nicht den geringsten Beweis für die Mitwirkung von „Geistern" liefern können. Die mediumistischen Kundgebungen werden nach dem neuesten Stande der hypnotischen Forschungen erklärt, zu den Problemen des Hellsehens, der Unsterblichkeit wichtige Beiträge geliefert und die Frage nach der Beschaffenheit der sogenannten Materialisationserscheinungen von neuem gründlich erörtert.

Im gleichen Verlage erschien: Der Hypnotismus, im Dienste der Staaten und der Menschheit. Ein Wort an die Regierungen aller Kulturvölker. Von Josef Kusmanek. Bei dem steigenden Interesse, das man heute allseitig der Frage des Hypnotismus entgegenbringt, dürfte die kleine Schrift, welche ganz neue Gesichtspunkte entwickelt, geradezu sensationell wirken.

Aus demselbem Verlage liegt uns vor: Das Buch vom Gottwissen. Von August Ludwig. Der Verfasser beabsichtigt mit seiner auf positiver Grundlage beruhenden Schrift klärend auf die religiösen Wirren unserer Zeit einzuwirken und strebt danach, ihnen eine bestimmte Richtung vorzuschreiben. Die Vorschläge, die er zur Lösung der brennenden Religionsfrage macht, sind neu und originell und werden zweifellos einen lebhaften Meinungsaustausch hervorrufen. Ludwig wendet sich aber nicht an die

theologiſchen Fachkreiſe, er will das große, gebildete Publikum für den hier berührten Gegenſtand intereſſieren. Von dieſem Geſichtspunkte aus behandelt er die Frage des Gottesbegriffes in ſeinem Buch, das überreich an neuen eigenartigen Gedanken und in hohem Grade zeitgemäß iſt.

Ebenfalls bei Friedrich in Leipzig iſt erſchienen: Denken und Weltanſchauung oder Theorie der Grundprobleme. Von Albert Kniepf. Eine Schrift, welche das Problem des Welträtſels nnd der Antinomien des Denkens in einer bisher ungeahnten Weiſe befriedigend behandelt und die gewonnene Einſicht zu den Weltanſchauungen aller Art in hochintereſſante Beziehungen ſetzt. Keine bloße Spekulation, ſondern eine ſtrengpſychologiſche Aufklärung und bedeutſame philoſophiſche Errungenſchaft, deren Fernwirkung in der Zukunft nicht zweifelhaft erſcheint.

Das Buch: „Technik und Praxis der Schriftſtellerei". Handbuch für Autoren von J. H. Wehle. Zweite Auflage. (Wien, A. Hartlebens Verlag) hat Anerkennung und Verbreitung gefunden und die vorliegende zweite Auflage iſt ein ſprechender Beweis dafür, daß Wehle mit ſeinem Handbuche einer wirklichen Notwendigkeit entſprochen hat und daß der „Verſuch", wie der Autor ſein Werk beſcheiden nannte, vollkommen gelungen iſt. Das Werk hat ſo manchem der jüngeren Generation vortreffliche Dienſte geleiſtet und wird dies in ſeiner neuen Geſtalt auch in Zukunft thun.

Im gleichen Verlage erſchien: Die Erfindung der Buchdruckerkunſt nach den neueſten Forſchungen. Dem deutſchen Volke dargeſtellt von Prof. Karl Faulmann. Mit 36 in den Text eingedruckten Abbildungen und einer Stammtafel der Familie Gänsfleiſch-Gutenberg. Um die Bedeutung dieſes Buches zu kennzeichnen, genügt die Bemerkung, daß durch Prof. Faulmanns Darſtellung, welche auf den neueſten geſchichtlichen Forſchungen beruht, die ganze bisher übliche Biographie Gutenbergs über den Haufen geworfen wird. R.

Langfingerei.

Goldmann, Die Sünden des Naturalismus. (Berlin, Richard Eckſtein Nachf.)

Broſchüren gegen den Naturalismus fliegen aus allen Ärmeln; man greift bald dieſe, bald jene Idee aus den vielen in der Luft herumſchwirrenden heraus, giebt ihr den nötigen Aufputz und führt ſie dann ins Feld. Etwas dem Thema erſchöpfend gerecht Werdendes iſt bisher nicht geſchrieben worden. Umſomehr lockt Goldmanns Schrift durch anſcheinend größeren Umfang. Sie umfaßt 212 Seiten. Aber man iſt arg im Irrtum, wenn man ein einheitliches Werk zu finden hofft. Des Verfaſſers Citierwut iſt ohnegleichen. Bald um ſeine Anſichten zu ſtützen, bald um ſich ſelbſt an Fremdem emporzuranken, wo eigene Kraft verſagt, manchmal auch, um zu widerlegen, kurz, er citiert unter jeder Bedingung.

Ich kann es mir nicht verſagen, die Reihe der citierten Geiſter, Tote (was wiſſen die vom heutigen Naturalismus!) und Lebende in anmutiger Miſchung, hier aufmarſchieren zu laſſen. Da finden ſich Eug. Heinr. Schmitt, Schiller, Portig, Viſcher, Bölſche, Volkelt, Fritz Friedmann, Zola, Otto Ernſt, Mantegazza, Leſſing, Börne, Tegnér, Wilhelmi, Dumas, Erwin Bauer, Tolſtoi, Freytag, Viktor Hugo, J. E. Schlegel, Tehlen (mit unfreiwilliger Komik der Einführung: „Die Beantwortung dieſer Frage ſei A. Tehlen überlaſſen"), Gutzkow, Hebbel, Griepenkerl, Krzyzanowski, Emil Schiff, Theinert-Mikley, Shakeſpeare, Köberle, Goethe, Lotze, Steiner, Kant, W. Jeruſalem, Hegel, Knauer, Jakob Grimm, Mauerhof,

Alberti, Hermann Bahr, Teutschmann. Diese Citate umfassen über 600 Zeilen oder etwa 20 Seiten. Nicht in betracht kommen hierbei die geflügelten, in Anführungszeichen gesetzten Worte, mit denen das ganze Buch durchsprenkelt ist. Nicht mitgerechnet ist hier ferner eine über eine Seite lange Anführung aus Bahrs „Die treue Adele", endlich die zusammen 15½ Seite fassende Inhaltsangabe von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und Tolstois „Macht der Finsternis", zum großen Teil mit Abdruck einzelner Fragmente. Das Merkwürdige an diesen Inhaltsangaben ist aber, daß sie streng im Anschlusse an die in Fritz Friedmanns Schrift „Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne" gegebenen ausgearbeitet sind, ohne daß Goldmann für nötig hält, zu erwähnen, wer ihm die Arbeit leicht gemacht hat. Wenn mir Friedmanns Schrift vorläge und ich nicht auf die Erinnerung beschränkt wäre, würde ich schon hier zu konstatieren haben, was mir für einige andere Schriften möglich ist; denn Goldmann liebt nicht nur den Anschluß, sondern auch die wörtliche Herübernahme. So aber kann ich nur feststellen: Seite 8 entnimmt er Friedmann das Schlagwort „auch Natur" und den anknüpfenden Gedankengang. Seite 11 eignet er sich einige Sätze an, die von Friedmann als ein Citat aus Börne gegeben werden. S. 50/51 führt er für seine Behauptungen Beispiele aus der naturalistischen Roman-Litteratur an, und zwar citiert er nicht nur dieselben Werke, sondern auch dieselben Stellen wie Friedmann. Zufall?

Weiter hat Goldmann der Schrift „Geschichte des Naturalismus" (Neue Litterar. Volkshefte Nr. 6) seine Gunst zugewandt. Hier kann ich ihm mehr auf die Finger sehen.

Goldmann S. 4. Litterar. Volkshefte Seite 4.

Das naturalistische Kunstprinzip durch die gesamte Weltlitteratur hindurch zu verfolgen, wird unmöglich, wenn man dem Naturalismus nicht eine ganz bestimmte Deutung unterlegt. Soll man darunter sklavische Nachbildung der Wirklichkeit, das Zurückführen aller Erscheinungen auf naturnotwendige Ursachen, die nackte Darstellung der Welt und ihrer sittlichen wie sozialen Gebrechen, oder gar jene brutale Obscönität verstehen, die dem Namen Natur in der heutigen gebildeten Gesellschaft einen so anrüchigen Schein verliehen hat?

Soll ich Ihnen nun des Näheren sagen, in welchen bedeutsamen Erscheinungen der Weltlitteratur wir einen Ausfluß des naturalistischen Kunstprinzips zu sehen haben, so muß ich Ihnen zunächst die Frage vorlegen, was Sie unter Naturalismus verstehen, welche von den zahlreichen Erklärungen des ominösen Wortes Sie acceptieren. Meinen Sie sklavische Nachbildung der Wirklichkeit? Meinen Sie Zurückführung aller Erscheinungen auf naturnotwendige Ursachen? Meinen Sie nackte Darstellung der bösen Welt und Enthüllung des Lasters? oder gar jene Obscönität, welche den Namen Natur in der heutigen guten Gesellschaft so anrüchig gemacht hat??

Goldmann S. 5.

Was ist Idealismus? Nichts anderes als das Emporsteigen eines in der Wirklichkeit lebenden Menschen zur Idee, die Sehnsucht, von der realen Wirklichkeit sich zum Ideal, das heißt der Verkörperung einer Idee zu erheben.

Litterar. Volkshefte Seite 5.

Idealismus ist die Gesinnung eines wirklich existierenden Menschen, der zur Idee hinstrebt, sich über die Wirklichkeit zu erheben sucht.

Goldmann S. 5.

Der Naturalismus bedeutet gerade das Umgekehrte, er will das Ideal, das Unreale, zur Wirk-

lichkeit umsetzen, ist also das Streben des Unnatürlichen nach dem Schein des Natürlichen.

Litterar. Volkshefte Seite 6.

Naturalismus ist darum nicht Natur, sondern Hinstreben des Unnatürlichen nach dem Schein des Natürlichen.

Goldmann fährt auf gleicher Seite fort, Gedanken, die sich auf Seite 6 und 7 des erwähnten Heftes finden, mit stellenweiser wörtlicher Übereinstimmung für seine Zwecke zu verarbeiten und preßt dann den gesamten übrigen Inhalt des Ganzen in wenige Sätze zusammen, schließlich sich den Anschein gebend, als verzichte er in seiner Gedankenfülle auf die weitere Ausführung.

Der Emil Schiffsche Aufsatz über „Die naturwissenschaftliche Phrase" im 1. Heft der „Freien Bühne" muß ihm zunächst mit seiner Überschrift eine Kapitelüberschrift bieten. Aber auch sonst ist diese Arbeit, ohne natürlich erwähnt zu werden, ausgebeutet.

Nachdem Schiffsche Argumente mit wörtlicher Übereinstimmung der Stelle: „stumpfe Gleichgiltigkeit der Massen, auch der sogenannten Gebildeten" gebracht sind, sagt

Goldmann S. 40.

Es wird einer ganz anderen, und zwar einer großen volkstümlichen Strömung von unten herauf bedürfen, um die durch nichts zu leugnende Unkenntnis der großen Masse über naturwissenschaftliche Dinge zu beheben, und den einfachen Mann, das Wieb aus dem Volke, mit naturwissenschaftlichen Dingen vertraut zu machen.

Schiff.

Es wird einer großen volkstümlichen Strömung von unten herauf, welche das ganze Bildungswesen ergreift, bedürfen, um, sei es durch den Staat, sei es durch freiwilliges Zusammenwirken, dem Mann und der Frau aus dem Volke Gelegenheit zu schaffen, naturwissenschaftliche Belehrung von den Elementen an bis zur Erfassung der schwierigeren Aufgaben zu erhalten.

Goldmann.

So lange aber ein derartiger Zustand nicht besteht, so lange die Grundlagen der modernen Naturwissenschaft nicht in die allgemeine Bildung, in das gesamte Volksbewußtsein übergegangen sind —

Schiff.

So lange aber ein solcher Zustand nicht besteht, so lange die Grundlagen des Naturwissens nicht wirklich ein Bestandteil der allgemeinen Bildung sind —

Und Goldmann wie Schiff kommen zum gleichen Schluße, stellenweise in ihren Worten sich deckend.

Seite 37/38 citiert Goldmann Georg Brandes, Essay über Zola (Litterar. Volkshefte Nr. 10), ohne jedoch das Citat anders als durch Nennung des Autors sich abheben zu lassen, sodaß man im Zweifel bleibt, wie weit das Citat geht. Das wörtliche Citat umfaßt fünf Zeilen. Im Anschluß folgen jedoch, etwa den Raum von $^2/_3$ Seiten einnehmend, Ausführungen, die völlig aus Brandesschen Begriffen und Satzteilen zusammengesetzt sind.

Da ich an Belesenheit mit Goldmann nicht im Entferntesten wetteifern kann, so weiß ich auch nicht, ob er die Praxis, die er in den genannten Stellen geübt hat, auch sonst beibehalten hat. Ich weiß es nicht, aber ich glaube es.

Alles in allem: kein Beitrag zur kritischen Würdigung des „Naturalismus", aber ein Beitrag zur Frage, wie man Bücher schreibt.

B. E. W.

Vorläufige Erklärung in Sachen der Lenz-Werke des Herrn R. Weinhold.

In meiner ziemlich der Vollendung entgegengehenden bibliographischen Ar-

heit: „J. M. R. Lenz im Lichte seiner Zeitgenossen und der Gegenwart", welche über 300 gedruckte, ca. 150 ungedruckte, gegen 50 verlorene und 30 fragliche Lenziana namhaft macht; ferner ein Verzeichnis von ca. 700 Briefen, Kritiken und Personalien von, an und über Lenz von 1751—1792 bringt, sodann den Nachweis von 21 Lenz-Bildern liefert und schließlich ein Verzeichnis von gegen 300 Schriftstellern aufweist, welche sich von 1792 bis auf die Gegenwart mit Lenz beschäftigt haben, werde ich leider öfters die Gelegenheit nehmen müssen, die Aufmerksamkeit der Forscher auf die sonderbaren Lenz-Werke eines Karl Weinhold zu lenken.

Wie in der bekannten, an Oberflächlichkeit ihresgleichen suchenden Tieckschen Ausgabe von Lenzens „Gesammelten Schriften" (Berlin 1828) weisen auch die Weinholdschen Lenz-Werke dieselbe Oberflächlichkeit auf.

Wie Tieck z. B. Gedichte anderer Dichter für Lenzsche ansah (vgl. „Die arme Magd." Ein Volkslied. III, 236 ff.; „Ode auf den Wein". 1748 geb. v. L. F. Lenz aus Altenburg. III, 268 ff.), leistet auch Weinhold, dieser sogenannte Lenz-Kenner darin Unbegreifliches (z. B. in seinen Lenz-Gedichten. Berlin 1891. S. 155: „Das Röslein vom Hennegau." Ein Volkslied, und S. 89: „Freundin aus der Wolke", geb. von Friederike Brion).

Ferner, wie Tieck total Wertloses von Lenz veröffentlichte, wozu ihm gar keine Veranlassung vorlag (wie z. B. bei den „Christen in Abyssinien", III, 299 ff. und „Delikatesse der Empfindung", III, 311 ff.), während er Wertvolles überging resp. als nicht vorhanden betrachtete, ja nicht einmal des Erwähnens wert erachtete, (wie z. B. den „Waldbruder", „Die Liebe auf dem Lande" und „Die trauervolle Abschiedsode eines teutschen Dichters", welche durch die Briefe Dumpfs an Tieck, als letzterem bekannt, nachweisbar sind), so befolgt auch er dasselbe Prinzip. Indem nämlich Weinhold in Lenzens „Dramatischem Nachlaß" (Frankfurt a./M. 1884), ohne die geringste Berechtigung dafür zu haben, eine Menge Papierschnitzel veröffentlichte, die von des Dichters Arbeitstische fielen (zu denen z. B. die verworfenen dramatischen Entwürfe von S. 133—307 gehören), übersieht auch Weinhold mit nicht zu verkennender Absicht, resp. hält er zurück, die in seinen Besitz übergegangenen litterarisch wertvollen Briefe von, an und über Lenz, wie wahrscheinlich auch „Die schönen Herbstblüten" von 1779—1792, welche bereits Dumpf 1819 veröffentlichen wollte, nur um Lenz und seinen Verteidigern in den Augen seiner Leser zu schaden.

Schließlich, wie Tieck, teilt auch Weinhold den Fehler, daß er unsern Lenz nicht in seinem vollen Umfange kennt, so in seinem neuesten Lenz-Werke: „Gedichte von J. M. R. Lenz" (Berlin 1891) weiß er nur 110 gedruckte und ungedruckte Lenz-Gedichte namhaft zu machen! — Bis jetzt waren aber von diesen 110 nur 14 ungedruckt, bleiben somit 96 bereits früher gedruckte übrig, von denen zwei Gedichte, wie oben bemerkt, nicht von Lenz herrühren, also nur 94 gedruckte Lenz-Gedichte nachbleiben; während, wenn Weinhold seinen von ihm behandelten Gegenstand beherrscht hätte, 150 bereits früher gedruckte Lenz-Gedichte hätte aufnehmen können! — Dabei mischt Weinhold wie Tieck die epischen und satyrisch-dramatischen Gedichte mit den rein lyrischen grundlos zusammen; trennt damit Zusammenhängendes; ist nicht glücklich in der Wahl der besten Varianten und und noch unglücklicher in der Wahl des Neuaufgenommenen, um schließlich in seinen gelehrt sein sollenden Anmerkungen zu sagen S. 326: „sie vollständig mitzuteilen, kann ich mich nicht entschließen."

Aus diesem Wenigen werden bereits die Lenz-Forscher ersehen, daß der Eil-

fertigkeit, mit der Weinhold seine Lenz-Werke von 1884 an, publizierte, andere Motive zu Grunde liegen, als dem armen Dichter zu nützen!

Auf seine anderen, mich persönlich betreffenden Beschuldigungen, Verdächtigungen und Verleumdungen näher einzugehen, verbietet schon der Anstand! — Es wird genügen, zu bemerken, daß diese Weinholdschen Beschuldigungen dreiste Behauptungen sind und solche bleiben werden, bis sie nicht durch thatsächliche und zwingende Beweise als wahr und begründet klargelegt sein werden, was er bis jetzt aus Unfehlbarkeitsdünkel für unnütz erachtete, aber damit nur seine „unqualifizierbare Gewissenhaftigkeit" dokumentierte.

Riga, d. 18./30. I. 91.

Paul Falck.

Daß der gute Humor den „Jüngstdeutschen" kein fremder Gast ist, beweist das neueste Buch von Arno Holz „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze", in sehr feiner, des Inhalts würdiger Ausstattung erschienen bei W. Jßleib, Berlin 1891. — Selbstverständlich ist der gute Humor der Jüngsten kein zahnloser alter Tanten-Humor. Für unsere Litteratur- und Wissenschafts-Greise — aller Lebensalter! — ist er sogar ein bitterböser, ein mörderischer Humor. Unsere bezopften Ästhetiker von der gediegenen Beckmesser-Zunft seien hiermit vor dieser Holziade allerunterthänigst gewarnt; wie sie sich auch anstellen mögen — die Auswahl ist freilich nicht groß — das Buch muß ihnen übel bekommen. Dieser Holz ist ein richtiges Höllenscheit für unsere Frommen. Daß ihn bald der Teufel hole, wird der brennendste ihrer Wünsche sein, wenn sie dieses ästhetische Capriccio gelesen. Auch für das Spaßbedürfnis der Ausländer hat der ulkige Ästhetiker Holz reichlich gesorgt — und wenn die französischen Schriftsteller Taine und Zola Zeit und Lust hätten, sich mit den lustigen Expektorationen der Berliner Neulitteratur zu befassen, sie würden sich den Bauch halten vor Lachen. Das ist für uns jedoch die weniger spaßhafte Seite des Buches: diese Wichtignehmerei des Auslandes, diese Katzbalgerei mit den fremden Doktrinären der naturalistischen Schule. Von dem großen Sonderling Zola wissen wir es nämlich ganz positiv, daß es ihm außerordentlich gleichgültig ist, was im Auslande über seine Theorieen gedacht und geschrieben wird. „Über meine Werke kommt man doch nicht hinweg," pflegt er achselzuckend zu sagen. Und das ist richtig. Also lasse man endlich einmal das Theoretisieren fahren und widerlege französische Werke durch deutsche Werke! Im Werk steckt der Mann, nicht in der Theorie! Fritz Hammer.

Aus dem Verlage des Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich liegt uns eine ganze Reihe von interessanten Novitäten vor: Wir führen im nachstehenden die Titel derselben an und behalten uns vor, gelegentlich auf eins oder das andere der Bücher eingehender zurückzukommen: Spottdrossel-Klänge von D. Haek. — Für Wahrheit und Recht. Unpolitische Herzensergüsse eines unverbesserlichen Idealisten von August Nessel. — Das neue Heil. Grundzüge einer natürlichen Weltanschauung von A. von Sommerfeld. — Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. — Zeitraketen aus Österreich. — F. G. Adolf Weiß. Lieder und Fanfaren. Gedichte. — Jonathan Schlendrians Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. — „Splitter!" Notrufe mit einem Aufruf von Konrad Seher.

Von Joh. Nestroys Gesammelten Werken erschienen neuerdings Lief. 12 bis 14 (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.).

Neugriechische Grammatik nebst Übungs- und Lesebuch von Daniel Sanders. II. Aufl. (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Von Albert Möser (Berlin, Lüstenöder).

Ein Traum im Atelier, Von Carl Lang. Mit Illustrationen von A. R. Grünenwald (München, Theod. Ackermann).

Gedichte von Gottfried Rahl (Leipzig, Alb. Möller).

Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der „Gemeinnützigen Gesellschaft" zu Leipzig von H. Raydt (Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior]).

Die rührige Verlagsbuchhandlung von J. Bensheimer in Mannheim hat soeben drei wertvolle und unterhaltende Romane, ein interessantes Originalwerk und zwei Übertragungen bedeutender französischer Arbeiten veröffentlicht. Es sind dies: „Die Schlange im Paradies" von Sacher-Masoch, Jules Clairetie's Roman „Im Staub der Bretter", verdeutscht von Arthur Röhl und Pierre Sales' spannende Erzählung „Goldblondes Haar".

Schopenhauer-Register. Ein Hilfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Zitate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauers Werken enthalten sind. Bearbeitet von W. L. Hertslet. (Leipzig, Brockhaus.) Ein sehr wertvolles Werk für die Besitzer der Schriften Schopenhauers. Leider zitiert der Bearbeiter nur nach einer Ausgabe, wodurch das Buch an allgemeiner Brauchbarkeit stark verliert.

Wie soll das enden? Aus der Gegenwart für die Zukunft von * * *. (Schweidnitz, L. Heege.)

Die neuesten Bände der Kollektion von Kapitän Marryats Romanen (Berlin, Carl Zieger Nachf.) enthalten Marryats Romane „Rattlin, der Resser" und „Der Pascha".

August Bebels jahrelang verboten gewesenes Buch „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" ist durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes auch frei geworden. Die neunte gänzlich umgearbeitete Auflage des berühmten Werkes erschien soeben unter dem Titel „Die Frau und der Sozialismus" bei F. H. W. Dietz in Stuttgart.

„Die staatlich-reformatorische oder die ultramontane Lösung der sozialen Krisis". Nach einem Vermächtnisse Ignaz von Döllingers. Von Lic. theol. Mücke ist der Titel eines in Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung demnächst erscheinenden Werkes über die brennende soziale Tagesfrage, welche unsre ganze Zeit in ihren Tiefen aufregt, andauernd alle Stände und Geister in gespannter Erwartung des Kommenden beschäftigt.

„Die Kinder des Hauses". Schauspiel-Fragment von Friedrich von Schiller. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Alexander Wald. (Preßburg, Drodtleff.)

Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage durch systematische Jugendpflege von Ernst Flössel. Lieferung 1 und 2. (Leipzig, Reinhold Werther.)

Der geschichtliche Christus. Vorbereitung und Erfüllung. Von H. Ziegler. (Glogau, Flemming.)

An das Volk. Von Alfred Cleß. (Weimar, Herm. Weißbach).

Vor dem Kriegsgericht. Die kriegsgerichtliche Verfolgung in Sachen meiner Broschüre „Vier Wochen Vizewachtmeister" von Kurt Abel. (Freiburg i. B., Fehsenfeld.)

Zum Ausbau der Ernsten Gedanken von M. v. Egidy. Heft 1/2. (Berlin, Bibliograph. Bureau.)

Die Kunst der Etrusker nach den Forschungen unserer heutigen Wissenschaft als Supplement zur allgemeinen Kunstgeschichte von Theodor Seemann. (Dresden, Wilhelm Hoffmann.)

Prolegomena zur Mythologie als Wissenschaft und Lexikon der Mythensprache von Dr. P. W. Forchhammer. (Kiel, Haeselersche Buchh.)

Druckfehler-Berichtigung.

Im Februarhefte S. 281 (Bericht über Conrad Albertis „Brot") Zeile 16 v. o. muß es heißen dialektisch anstatt „didaktisch".

Im Januarheft S. 60 wurde die Dichterin Treuenfels irrtümlich Ottilie getauft. Ihr richtiger Vorname heißt Anna, wie ihre ferneren Beiträge erweisen werden.

Das Gedicht „Für ewig" im Februarheft ist z. Z. vaterlos, da dessen Urheberschaft von dem dort genannten Dichter abgelehnt wird. Où est le père?

In der am 11. Februar stattgehabten außerordentlichen Generalversammlung der „Freien Litterarischen Gesellschaft" in Berlin wurden an Stelle des zurückgetretenen bisherigen Vorstandes ein neuer gewählt, der, wie folgt, zusammengesetzt ist:

1. Vorsitzender: Paul Dobert, 2. Vors.: Dr. Alb. Dresdner;
1. Schriftführer: Leo Berg, 2. Schriftf.: Rich. Zoozmann;
1. Schatzmeister: Maaß, 2. Schatzm.: J. G. Sallis.

Die drei Beisitzer: Emanuel Reicher, Frau Olga Wohlbrück-Bern, Wilh. v. Polenz.

Es ist selbstverständlich, daß diese Vorstands-Änderung das Programm der „Freien litterarischen Gesellschaft" in keiner Weise berührt. Der neue Vorstand hat sofort die nötigen Schritte gethan, um die baldige Veranstaltung eines neuen Vortragsabends zu ermöglichen. Anmeldungen zum Beitritt nimmt der erste Schriftführer, Herr Leo Berg, Berlin SW., Ritterstr. 36, entgegen.

Ergebnis unserer Conradi-Sammlung:

(Schluß.)

Zu den im Dezemberheft 1890 aufgeführten 659 M. 50 Pf. sind noch hinzugekommen: O. G. in L. 2 M. 88 Pf. — J. L. W. in W. 5 M. — Ungenannt 3 M. — Angerer in San Remo 30 M. — Schlußsumma: 700 M. 38 Pf.

Hiervon wurden als Unterstützung an Conradis Eltern in Magdeburg ausgehändigt: am 30. September 50 M., am 18. Oktober 200 M., zusammen 250 M.

Es verbleiben also zur Errichtung eines Grabmals für den in Würzburg ruhenden Dichter vorerst 450 M. 38 Pf. Das Grabmal soll bis zum 1. Jahrestag seines Todes — 8. März — hergestellt sein. Schlußabrechnung wird seiner Zeit erfolgen. Einstweilen allen Gebern herzlichsten Dank.

Dr. M. G. Conrad. Oskar Hänichen. Wilhelm Friedrich.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1891. Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bahr, Hermann, Emanuel Reicher 683
Bierbaum, Otto Julius, Golgatha 507
Metamorphosen 619
Silentium für den philosophischen Brandfuchs! 653
Bilder von Böcklin 795
Conrad, M. G., Brief an einen Atheisten 449
Aus dem Münchener Kunstleben 537, 669, 829
Die Sozialdemokratie und die Moderne 583, 719
Dagobert, Heinrich, Gerettet 797
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Engelbert Albrecht, J. Bettelheim, Joseph Biermeyer, Julius Brand, Felix Dörmann, Otto E. Ehlers, Kurt Eisner, Otto Ernst, Ludwig Ewers, Hugo Grothe, Adam Heid, Max Hoffmann, H. P. Hornung, Marie Jerschke, F. H. Kanowsky, Heinrich von Korff, Rudolf Lothar, G. Ludwigs, Eugen Müd, Arthur Pfungst, L. Rafael, Hugo Salus, Julius Selow, Ottilie Siebenlist, Edgar Steiger, Anna Treuenfels, Hans von Bintler, Heinrich Ernst Wachler, Albert Wittstock, Richard Zoozmann 498, 614, 785
Eisner, Kurt, Bilder in Max Klingers Weise 504
Falck, Norbert, Kein Verzicht 509
Ferrers, Sylvius, Einheitsdom oder Sonderkirchen? 452
Fraenkl, Max Viktor, Bertha von Suttner 650
Goldstein, M., Der General der Heilsarmee 754
Herold, Max, Praktische Sozialpolitik 473
Aus der Zeit — für die Zeit 747
Horst, Leo, Unter die Soldaten 803
Jacobowski, L., Politik der Kraft und Politik der Angst 741
Khuenberg, Sophie von, Zwei Frauen 632
Kniepf, Albert, Lessing-Episode 477
An neuen Horizonten 505

Seite

Kreowski, Ernst, Herr Maximilian Schmidt bei der Arbeit 648
Kritik 546, 692, 836
Afrika-Litteratur 712. — Dramen 554, 699, 837. — Englische Litteratur 558, 705. — England und Nordamerika 850. — Französische Litteratur 554, 701, 844. — Hellenische Litteratur 672. — Italienische Litteratur 561, 709. — Lyrik 550, 696, 839. — Polnische Litteratur 570. — Portugiesische Litteratur 566. — Romane und Novellen 546, 692, 836. — Spanische Litteratur 565, 711. — Vermischtes 575, 714, 854.
Kühles, Karl, Unmoralität und Realität in Wildenbruchs Haubenlerche . 541
Langenscheidt, Paul, Ein Inserat 514
Liliencron, Detlev Freiherr von, Capriccio 641
Lothar, Rudolf, Zur Geschichte der Kritik in Frankreich 656
Merian, Hans, Aus dem Leipziger Kunstleben 684
Panizza, Oskar, Theater-Koups und Machinationes 592, 806
Rotan, C., Die Protestanten von Montevnard 774
Schlaf, Johannes, Über die notwendige Einseitigkeit der Polemik . . . 783
Schupp, F., Eine südwestdeutsche Kunststadt 777
Sommerfeld, A. v., Der Priester 646
Stein, Feodor, Verbrennen Sie diesen Brief! 772
Tovote, Heinz, Nixenaugen 620
Vollmar, Georg von, Kleine Studien 486
Wachler, Heinrich Ernst, Der Korpsstudent 534
Weißenfels, R., Tolstoi wird langweilig! 764
Winckler, Axel, Sind die modernen Trinklieder unmoralisch? 545
Windholz, J. L., Wiener Theater 675

Bildnisse:

Georg von Vollmar.
Emanuel Reicher.
William Booth.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 3 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Jahrg. 1886 Preis Mk. 4,—. Jahrg. 1887 Preis Mk. 10,—. Jahrg. 1888 Preis Mk. 12,—. Jahrg. 1889 Preis Mk. 12,—. Jahrg. 1890 Preis Mk. 12,—.

Zur Beachtung. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit.

Nachbildungen verboten. 1891.

Brief an einen Atheisten.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Sie haben kurzen Prozeß mit unserem Bunde und — ein wenig auch mit Ihrer werten Persönlichkeit gemacht, guter Herr! Sie bekennen, daß Sie der „Gesellschaft für modernes Leben" Ihren Austritt erklären mußten, weil Sie „durch und durch auf dem Boden des Atheismus stehen" und ein Mitglied jener Gesellschaft öffentlich von sich ausgesagt habe, nicht auf dem Boden des Atheismus, sondern auf dem des Evangeliums zu stehen und das könne Ihres Erachtens ein „moderner" Mensch nie und nimmer.

Achtung vor Ihrem „Erachten" wie vor jeder ehrlichen Meinung, so fragwürdig sie auch sein möge.

Ihrem Atheismus wäre zwar in der „Gesellschaft für modernes Leben" kein Haar gekrümmt worden, denn es ist ein wesentlicher Grundzug der Moderne, ausgedehnteste Duldung in allen religiösen Angelegenheiten zu üben, keinerlei theologische Lehrmeinung zu vertreten, keinerlei religiöses Dogma zu protegieren oder zu proskribieren, sondern uns — als kameradschaftlich verbundene Gesellschaftsmenschen — nur an die positiven Ergebnisse der sozialen Wissenschaften, an die positiven Leistungen des modernen Geistes in Kunst und Dichtung zu halten, ohne den Wissenschaftlern, Künstlern und Dichtern ihren Katechismus abzufragen. Aber Sie fürchten nun einmal für Ihren Atheismus, für Ihr Dogma, es ist Ihnen peinlich, mit Strebensgenossen, die nicht bis aufs Tüpfelchen Ihren gläubigen Unglauben teilen, sich zu melieren, auf gemeinsamem Menschheitsboden, fern aller Theologie, dem gemeinsamen Ziele der Steigerung und Bereicherung des geistig

schöpferischen Lebens, der Verbesserung und Verschönerung unserer sozialen Zustände arbeitend und kämpfend, leidend und streitend zuzustreben. Sie wollen Ihren Privat-Atheismus und Ihre Privat-Modernität fein abgesondert für sich haben. Und außer Ihrer Privat-Modernität und Ihrem Privat-Atheismus erblicken Sie nirgends Heil. Alle Menschen sollen nach Ihrer Façon atheistisch und modern sein, d. h. Sie fordern geistige und gesellschaftliche Uniformierung und verweigern den Andern, was Sie als Recht für sich in Anspruch nehmen: die individuell geartete, in sich gefestete Persönlichkeit!

Mein guter Herr, mit dieser Ihrer atheistischen Schablone scheinen Sie mir eher in die Vergangenheit, als in die moderne Welt zu passen. Oder sind Sie einmal ein so scharfer Theist gewesen, daß Sie jetzt, nach Ihrer Häutung, ein doppeltes Bedürfnis spüren, den Atheisten herauszukehren und das A fett zu drucken und zu unterstreichen? Oder glauben Sie, daß nur die lautesten Bekenner freie Männer sind, daß nur diejenigen wahrhafte Selbstherrlichkeit besitzen, welche am ungestümsten mit alten zerbrochenen Ketten rasseln? Glauben Sie nicht, daß es noch ein guter Rest Sklavengeist und Sklavenmanier ist, mit der revolutionären Etikette zu prahlen und gewaltige Tiraden über die eigene stolze Unabhängigkeit in die Welt zu donnern? Kennen Sie nicht Nietzsches boshaftes Wort vom „Sklavenaufstand in der Moral?" Glauben Sie nicht, daß dasselbe auch vom Sklavenaufstand in der Religion gelten könnte?

Daß ich als zufällig christlich geborener und protestantisch erzogener Mann in allen sozialethischen Fragen meine Wehr und Waffen, namentlich wider die römelnde Clique, aus dem Arsenale des neuen Testamentes nehme, daß ich mich als Streiter für die hehren Ideale der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und der Menschenwürde auf den Boden des Evangeliums stelle, hat bis jetzt noch keinem meiner Kameraden den Geschmack an mir verdorben. Wäre ich zufällig ein jüdisch geborener Mann, so würde ich mich in diesen Fragen des Gemütes und seiner Idealität auf den Boden des Talmud stellen; denn im Talmud steht geschrieben: „Menschenliebe ist das erste Wort der Thora, Menschenliebe ist ihr letztes". Evangelist und Talmudist können sich als soziale Kämpfer brüderlich die Hände reichen und Schulter an Schulter marschieren, denn es beseelt sie ein Geist, es beglückt sie im Frieden wie im Streit ein Ideal. Sie, mein guter Herr, versichern, daß Sie das als moderner Atheist nicht vermögen und scheiden aus unserm Bunde. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Sie sind ein kalter Fanatiker Ihres Glaubens oder Nichtglaubens. Ich bin keiner und meine hiesigen Kameraden, so weit ich sie kenne, auch nicht. Und wenn nur

eine geringe Zahl oder kein einziger von ihnen das vom Evangelium hielte, was ich davon halte, ſo würde es doch niemand einfallen zu beſtreiten, daß man als evangeliſcher Mann am rechten Ort Milde und Verſöhnlichkeit walten laſſen und am rechten Ort eine ſittliche Empörung und Schneidigkeit entwickeln kann gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen die Schriftgelehrten und Phariſäer, gegen Buchſtaben- und Zeremoniendiener, gegen die ganze ſozialethiſche Verlotterung und Verlumpung — wie ſelbſt der ſittlich höchſtſtehende Atheiſt nicht beſſer vermöchte in ſeinen begnadetſten Stunden.

Aber, ſagen Sie mir, guter Herr, ſteht der Atheiſt etwa ſchon um ſeines geliebten Atheismus willen ſittlich höher, als ein anderer Mann, der von Atheismus und Theismus gleich wenig wiſſen mag, hat der Atheiſt ein beſſeres Herz für das Volk, iſt er edler, dienſtfertiger, opferbereiter, kampfmutiger als wir anderen, nur um desſelben, weil er ſich rühmt, Atheiſt zu ſein und ſeinen ausgezeichneten Atheismus in Wolle und Watte wickelt und ihm Klyſtiere giebt und Kamillenthee und ihm ein Cachenez umbindet, damit er bei guter Geſundheit bleibe und ſich keinen Schnupfen hole?

Ach, ihr modernen Zärtlinge, die ihr im Sommer in einer Villa am Rhein und im Winter in einer Villa in Italien eure Starkgeiſtigkeit bebrütet und zwiſchen üppigen Gelagen Welterlöſungsverſe drechſelt, während der evangeliſche Menſchenſohn, über den ihr euch ſo erhaben dünkt, hungerte und dürſtete und nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegte und um der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe willen eines infamen Todes am Kreuze ſtarb, — wie armſelig ſeid ihr doch in eurem Reichtum an Geiſt und Gut und konſequenter Modernität!

Und nun, guter Herr, Sie haben Ihren Austritt erklärt und Abſchied von uns genommen und, mutmaßlich um uns den Trennungsſchmerz zu verſüßen, mit bewegten Worten erklärt, wie „furchtbar leid" Ihnen das thue und wie wir Ihnen Ihre „Offenheit nicht übel nehmen" möchten u. ſ. w. Wozu dieſen Aufwand von Sentimentalität in einer ſo ganz einfachen und natürlichen Sache? Es giebt Austritte und Abſchiede, die auf den Zuſchauer wie ein Hinauswurf wirken. Das mag für den Betroffenen ergreifend ſein. Wir Zurückgebliebenen können in dieſem Falle dieſes Gefühl nicht teilen, denn wir haben nichts von dem „furchtbaren Leid" verſpürt. —

Einheitsdom oder Sonderkirchen?

Ein Wort zu Egidys „Ernsten Gedanken".

Von Sylvius Ferrers.

(Hildesheim.)

Die „Ernsten Gedanken" des Oberstleutnants M. v. Egidy, die in kurzem einen förmlichen Siegeslauf durch alle litterarisch gebildeten Kreise gemacht haben, haben vor zahlreichen ähnlichen Schriften den großen Vorzug voraus, daß sie nicht von einem Theologen oder Philosophen, sondern von einem Manne, der mitten im praktischen Leben steht, geschrieben sind. Die Zahl derer, die einen im wesentlichen gleichen Standpunkt schon vor Egidy in Wort und Schrift vertreten haben, ist ja nicht unbeträchtlich. Fast alles aber, was bisher auf diesem Gebiete veröffentlicht ist, hat einen ausgeprägt spekulativen Charakter getragen, der stets nur den Appell an den Einzelnen gestattet. Der Praktiker Egidy findet sich mit dem spekulativen Teile kurz ab. Er weiß, daß er der Zustimmung eines großen Bruchteils seines Volkes sicher ist, und dies Bewußtsein überhebt ihn der Mühe, seinen Standpunkt im einzelnen zu verteidigen. Er wendet sich, nach kurzer Polemik gegen entgegengesetzte Anschauungen, sofort an die Gesamtheit seiner Gesinnungsgenossen mit der bestimmten Forderung: Wenn ihr so denkt, so übersetzt jetzt euere Anschauungen auch in die That — trennt euch von der alten und gründet eine neue Kirche, die im wirklichen Einklange mit euerer religiösen Überzeugung steht! Und um dieser Forderung noch besonderen Nachdruck zu geben, geht er selbst noch einen Schritt weiter und tritt mit seiner ganzen Persönlichkeit für die von ihm verfochtene Sache ein, indem er freiwillig Verzicht auf einen Beruf leistet, der ihm die freie Forschung, Bethätigung und Verkündigung der Wahrheit versagt.

Wird dieser Appell an die Allgemeinheit Erfolg haben, und wird er speziell den Erfolg haben, den Egidy sich davon verspricht?

Das erstere hoffe und glaube ich. Das letztere halte ich — dauernd für unmöglich; und wenn es, wider mein Erwarten, dennoch wenigstens eine Zeitlang geschehen sollte, so würde ich dies eher für einen Rückschritt als für einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit halten.

Egidy erklärt, er habe inbezug auf die zukünftige Gestaltung der Kirche sowohl über das Ganze wie über das Einzelnste die klarste Vorstellung; er hält es aber für vermessen, schon jetzt seinen Bauplan öffentlich darzulegen. Daß er dies unterlassen hat, muß jeder Leser seiner Schrift aufrichtig bedauern. Was uns an ihr in so hervorragendem Grade fesselt,

ist ja gerade das praktische Element, die unmittelbare Anwendung auf das wirkliche Leben. Der dogmatische Teil der Ernsten Gedanken enthält weder Neues noch das Alte in einer neuen Form; auch die Unmittelbarkeit, mit der der Verfasser an den Leser herantritt, wirkt eben nur da so mächtig, wo er unbemerkt vom Lehrhaften wieder zu Fragen des praktischen religiösen Lebens übergeht. Hier liegt seine Stärke; und hier hätte ein wenigstens in den Grundzügen klar angedeuteter Plan über die Neugestaltung der Kirche das Werk krönen müssen. Ich gestehe, daß ich mir bei dem Mangel eines solchen jetzt manches in Egidys Vorschlägen schlecht zusammenreimen kann. Er scheint gegen den formellen Austritt aus der Kirche zu sein. Da aber auch im günstigsten Falle doch nicht die Gesamtheit der jetzigen Kirchenangehörigen mit einem Schlage das alte Dogma von der göttlichen Natur Christi verwerfen wird, so ist eine Trennung innerhalb der Kirche jedenfalls unerläßlich. Und da will es mich doch bedünken, daß es für die Sache selbst besser wäre, wenn diese Trennung sich möglichst scharf und präzise vollzöge und frei von Unklarheiten und Verschwommenheiten bliebe. Die Lehren von der Göttlichkeit und der Nichtgöttlichkeit Christi stehen sich gerade so schroff und unvermittelt gegenüber, wie die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben im Gegensatz zu der von der Werkgerechtigkeit steht, oder die vom unfehlbaren Lehramt der Kirche im Gegensatz zu der von der Berechtigung freier Schriftforschung. Solche Gegensätze lassen sich nicht verschleiern, sondern erfordern volle Klärung. Wenn ich Egidy recht verstehe, so beabsichtigt er auch gerade, gegen die unzulänglichen und zerfließenden Bestrebungen derer, die sich ängstlich bemühen, den immer weiter werdenden Riß innerhalb des Gefüges der heutigen Kirche zu verkleistern, Front zu machen. Es handelt sich also schließlich doch um die Gründung neuer Gemeinden, die außerhalb der Kirche stehen, wenn sie auch die Bezeichnungen Kirche und Christentum, allerdings in einer etwas weiteren als der bisherigen Bedeutung, beibehalten und für die Zukunft die Perspektive auf eine allmähliche Vereinigung zur National-, endlich auch zur Universalkirche eröffnen.

In dem Gedanken dieser Neugründung liegt offenbar der Schwerpunkt der Egidyschen Schrift. Es verschlägt dabei nichts, daß der mit vollem Ernste nach Wahrheit trachtende Verfasser hier der Selbsttäuschung unterliegt, als ob es gerade der dogmatische Inhalt seiner Weltanschauung wäre, was ihn in Gegensatz zu der jetzt bestehenden Kirche bringt. Ich komme auf Einzelheiten derselben später noch zurück; sie scheint mir, speziell seine Stellungnahme gegenüber dem Wunder einerseits, dem Gottesbegriff anderseits, nicht ganz frei von inneren Widersprüchen zu sein. Was ihn im

Grunde viel mehr zum Gegner der Kirche in ihrer heutigen Form macht, ist ein Dreifaches: einmal das lebendige Gefühl für Wahrheit — der Haß gegen alles Scheinwesen, gegen das Sichdrehen und Sichwenden, gegen Sophismen und Deuteleien, die vor dem Gerichtshofe des eigenen Gewissens doch nicht stichhaltig sind; sodann die Empfindung, daß die Menschheit überhaupt ohne eine Kirche, „oder wie wir die Einrichtung nennen wollen", schlechterdings nicht bestehen kann; endlich die Überzeugung, daß nur im Wege einer wirklichen und energischen Lossage von der veralteten und überwundenen Form der jetzigen Kirche eine Reformation möglich ist.

Ich habe die Überzeugung, daß Egidy — wenn er dann auch vielleicht seine „Ernsten Gedanken" nicht geschrieben hätte — doch im wesentlichen denselben Standpunkt der Kirche gegenüber einnehmen würde, auch wenn er zufällig ein sogenannter Positiver wäre. Ob die Lehre der Kirche mit der persönlichen Überzeugung eines einzelnen genau übereinstimmt, macht auch für diesen einzelnen, wenn ihm das Wohl seines Volkes und die Kulturentwickelung der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, längst nicht so viel aus, als ob die Institution der Kirche an sich für die Menschheit eine segenspendende Wohlthäterin oder eine lästige Fessel ist. Daß sie gegenwärtig viel mehr das letztere als das erstere ist, das fühlt Egidy und spricht es aus; und darin, nicht in seiner Weltanschauung, ist er der Dolmetscher der Gedanken und Empfindungen vieler Tausende. Gleich ihm sind viele Tausende in unserem Volke, denen das durch die herrschende Sitte ihnen abgenötigte Bekennen einer leeren und in ihren Augen sinnlosen Formel ein unerträglicher Gewissenszwang ist. Gleich ihm empfinden viele Tausende das Peinliche, das in der aufgedrungenen und nach den Anschauungen der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung doch nicht zurückweisbaren Mitwirkung der Kirche — und zwar einer Kirche, mit der man sich nicht mehr Eins fühlt — bei allen wichtigen Lebensschritten liegt; bei der Geburt beginnend, wo die Kirche den neuen Erdenbürger sogleich für die Taufe reklamiert; weiter beim Eintritt in das erwachsene Alter, der durch die Pforte der Konfirmation führt; beim Eheschluß; bei Ableistung der staatsbürgerlichen Pflichten; bei jedem feierlichen Vertrage oder Gelöbnis; und so fort bis zum Tode und darüber hinaus. Nicht in der Thatsache der Mitwirkung der Kirche, sondern in der Selbstverständlichkeit derselben, in der mangelnden Freiheit, Verzicht auf dieselbe zu leisten, ohne staatlichen Nachteilen oder gesellschaftlichen Ächtungen ausgesetzt zu sein, liegt die Fessel. Woher rührt denn der in allen Kreisen so vielfach auftretende, so nachdrückliche Haß gegen eine Institution, der die Menschheit im Grunde doch so unendlich viel verdankt? Etwa von Blindheit, Unwissenheit oder

Bosheit, wie ungeschickte Verteidiger der Kirche uns so gern glauben machen wollten? Sicherlich nicht; wir müßten denn annehmen, daß gerade die besten Köpfe aller Zeiten zugleich die boshaftesten gewesen wären. Wir empfinden die Abneigung gegen die Kirche lediglich ihrer unerträglichen Anmaßung und Herrschsucht halber, die überall und immer so verwundend wirken, daß wir alle ihre Verdienste und Lichtseiten darüber vergessen. Das Dogma von der Göttlichkeit Christi soll es sein, was uns zum Bruche treibt? Seit Jahren wird auf Bremens Kanzeln und Göttingens Kathedern gepredigt und gelehrt, daß Christus nur ein Mensch sei. Deshalb empfinden wir den Druck einer protestantenvereinlichen und ritschlianischen Kirche genau ebenso, denn von ihrer Prätension, den Beruf und das Recht zu haben, auch unaufgefordert ihre Dienste aufzudrängen, geht die linksstehende Richtung ebenso wenig ab wie die rechtsstehende.

Es ist im Grunde gar nicht so sehr die Kirche selbst, gegen die sich der Haß richtet, als die hirnverbrannte und zopfige Anschauung, die der Kirche noch immer eine Macht vindiziert, die sie thatsächlich längst verloren hat. Daß die Menschheit beschränkt genug ist, es einem ehrlichen Manne zu verargen, wenn er sich gewissen Zeremonien entzieht, die in seinen Augen sinnlos sind — daß eine Dame, die es wagen würde, sich öffentlich als Freidenkerin zu bezeichnen, besorgen muß, gesellschaftlich geächtet zu werden — daß ein Offizier, der den Mut gehabt hat, ernste Gedanken zu hegen und zu veröffentlichen, selbstverständlich seinen Abschied einreichen muß — das ist es, was die Empfindung des modernen Menschen, gleichviel, welchen Glauben er bekennt, verletzt und empört. Die Kirche verhält sich im Grunde sogar ziemlich passiv dabei. Sie nimmt die ungemessene Bevorzugung einfach hin und beschränkt sich bei gelegentlichen Versuchen, diese einzudämmen, darauf, ein möglichst vernehmliches Geschrei zu erheben, worauf dann Staat und Gesellschaft schon von selbst ihre Geschäfte weiter besorgen.

Gegen dieses lächerliche Vorurteil, daß auch die äußere Dokumentierung der innerlichen Loslösung von der Kirche noch immer den kleinen Bann nach sich ziehen müsse, ist nun in der Person Egidys ein neuer Kämpfer in die Schranken getreten; und zwar diesmal aus den Reihen derjenigen, die es im Grunde mit der Kirche am allerbesten meinen. Gerade dieser Umstand ist wohl das Bezeichnendste an der ganzen Egidyschen Veröffentlichung. Mancher Vorwurf, der von Gegnern des Christentums und der Religion schon seit langem gegen die Kirche gerichtet ist, findet hier eine Bestätigung, wie sie schwerer wiegend wohl kaum gedacht werden kann. Es bedarf sehr geringer Prophetengabe, um vorauszusagen, daß nach dieser Richtung hin Egidys Vorgehen sicherlich einen ganz enormen Erfolg haben

wird. Die erschütterte Stellung der Kirche konnte sich den Angriffen der Gegner gegenüber zur Not so lange halten, als sie im Innern solidarisch war. Sobald aber erst unter ihren Angehörigen selbst die Überzeugung sich Bahn bricht, daß das Gebäude Risse und Sprünge enthält, die durch keine Klammern mehr zusammenzuhalten sind — so ist sein Schicksal besiegelt. Wenn auch kein Massenaustritt, so wird doch eine massenhafte Zersetzung gerade in denjenigen Kreisen, die sich bisher gescheut haben, kirchlichen Fragen offen ins Auge zu sehen, die nächste Folge sein. Was tausend polemisierende Gegner nicht erreichen können, bewirkt oft mit Leichtigkeit ein einzelner Freund, der den Mut hat, mit Vorurteilen zu brechen und die Schäden der eigenen Sache schonungslos aufzudecken.

Es könnte die Frage sein, ob die große Schar derjenigen sich dem neuen Feldzuge anschließen werden, die zwar die gegenwärtige Gestalt der Kirche für schädlich — schädlich sowohl dem Christentum wie der Zivilisation — einen eigentlichen Kampf gegen dieselbe aber für überflüssig halten, da sie ihrer Ansicht nach über kurz oder lang doch von selbst zusammenbrechen muß. Unzweifelhaft sind gerade die Vertreter dieser Anschauung sehr zahlreich verbreitet. Egidy selbst appelliert voll Nachdruck an das Christentum dieser Elemente, und ich glaube nicht, daß der Appell ohne Erfolg bleiben wird. Wer es überhaupt ernst mit seiner Religion meint, kann sich den Gründen, die hier ein mannhaftes Auftreten zur Pflicht machen, nicht wohl entziehen. Es wird aber auch schon aus rein äußerlichen Gründen unvermeidlich werden, Farbe zu bekennen. Es ist vorauszusehen, daß der kühne Angriff einen Gegenstoß seitens der Kirche zur Folge haben wird. Wenn der Kampf aber einmal entbrannt ist, müssen auch die Widerstrebenden mitziehen; und wer von Haus aus für überflüssig gehalten hat, eine Waffe in die Hand zu nehmen, thut dies doch notgedrungen, wenn er schließlich vom Feinde im eigenen Lager aufgesucht wird.

Der Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt einen schweren Schlag zu versetzen, zahlreiche Angehörige derselben, vielleicht auch manche geschlossene Gemeinde von ihr abzusprengen — das wird Egidy meines Erachtens gelingen, sofern er Lust dazu hat, den durch die Ernsten Gedanken eingeleiteten Feldzug mit Nachdruck weiter zu führen. Denn einer gewaltigen Gefolgschaft kann er sicher sein. Seinen weiteren Plan, über den einzelnen gegenwärtigen Kirchen einen neuen großen Dom zu bauen, nach dessen Vollendung dann die alten Gebäude langsam verfallen mögen — diesen Plan wird er schwerlich verwirklichen; und ich halte das für ein Glück.

Zunächst mögen wir uns gegenwärtig halten, daß für absehbare Zeit, um nicht zu sagen für immer, die katholische Kirche, der in Deutschland

doch mehr als ein Drittel der Bevölkerung angehört, für den ganzen Egidyschen Bauplan so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Um zu einem Standpunkt heranzureifen, wie ihn der Verfasser der Ernsten Gedanken einnimmt, muß man zuvor eine religiöse Schulung durchgemacht haben, wie sie nur eine Kirche, in der der Grundsatz freier Forschung herrscht, zu gewähren vermag. Auch in der katholischen Kirche giebt es freiere und strengere Richtungen. Aber diese Bezeichnungen decken sich durchaus nicht mit den gleichlautenden in der evangelischen Kirche. Hier bezeichnen sie die Stellungnahme zu einzelnen Dogmen; dort die mehr oder minder intensive Durchdringung der ganzen Lebensführung mit religiösen Übungen. Der Katholik, mag er mehr der strengeren oder der freieren Richtung zuneigen, ist im allgemeinen zu wenig an ein allmähliches Verblassen und Zurücktreten einzelner Lehren im Verlaufe weiterer religiöser Entwickelung gewöhnt. Er glaubt entweder die gesamte Lehre der Kirche — beziehungsweise die Gesamtheit derjenigen Lehren, deren völlige Aufnahme der Kirche besonders am Herzen liegt, und die sie daher, unter Hintansetzung mancher anderer Dogmen, in erster Linie ihrer Lehrthätigkeit zu Grunde legt; oder er hört auf, Katholik zu sein. Der unfruchtbare Versuch der Altkatholiken hat zur Genüge gezeigt, daß eine an der Kirchenlehre zweifelnde Gemeinschaft, die dennoch am Begriffe des Katholizismus festhalten will, an einem inneren Widerspruche krankt und keine wahre Lebensfähigkeit besitzt. Aber auch der mit seiner Kirche völlig brechende Katholik wird sich durchschnittlich viel weniger als der in gleicher Lage befindliche Protestant geneigt fühlen, eine so freie und anderseits doch von so christlichem Geiste durchdrungene Weltanschauung, wie die Egidys, zu der seinigen zu machen. Er wird dann entweder sehr strenggläubiger, ausgeprägt positiver Protestant, oder er wirft mit der katholischen Lehre überhaupt Kirche und Christentum über Bord. Um in die Weltanschauung der Ernsten Gedanken einzudringen, müßte der Katholizismus in seiner Gesamtheit erst durch die Schule des Protestantismus oder irgend einer anderen auf freier Forschung beruhenden Richtung hindurchgehen — ein Vorgang, der zur Zeit schwerlich von irgend welcher Seite als wahrscheinlich ins Auge gefaßt wird.

Die neue Egidysche Kirche würde daher von vornherein nicht daran denken können, eine Universalkirche darzustellen oder auch nur anzubahnen, und ebenso wenig eine deutsche Nationalkirche. Ist denn aber überhaupt zur Bildung einer solchen gegenwärtig eine namhafte Strömung vorhanden? Neigt die Richtung unserer Zeit auf kirchlichem Gebiete zur Vereinigung oder zur Sonderung, zum Universalismus oder zum Individualismus?

Wenn letzteres der Fall ist, so sind alle Pläne und Bemühungen

einzelner, in entgegengesetzter Richtung zu wirken, von vornherein als wertlos zu bezeichnen. Auf den drei wichtigsten Gebieten des Volkslebens, dem religiösen, dem politischen, dem sozialen, haben sich die epochemachenden Ereignisse noch niemals gegen die ausgeprägte Neigung des Volkes vollzogen — wenigstens nie gegen die ausgeprägte Neigung des Volkes Bestand gehabt. Wo solche Ereignisse unmittelbar mit der Thätigkeit bestimmter Persönlichkeiten verknüpft erscheinen, mag eine oberflächliche Anschauung leicht dahin kommen, sie als die direkten und ureigensten Werke dieser Persönlichkeiten anzusehen. Das tiefere Urteil wird letzteren immer nur das — an sich ja oft noch unermeßlich große — Verdienst zusprechen, die Zeitrichtung richtig erkannt, eventuell auch geklärt und geläutert, vor allem aber mit Nachdruck verfochten zu haben. Niemals aber ist es auch dem glänzendsten Genie gelungen, einen dauernden Fortschritt auf diesen Gebieten zu erreichen unter Bekämpfung der innersten Neigung des Volkes.

Wer sich mit dem kirchlichen Leben der Gegenwart länger beschäftigt, kann nicht wohl im Zweifel darüber bleiben, daß jede Seite desselben von dem Drange nach individueller Bethätigung durchdrungen ist. Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß in den kirchlichen Preßorganen so vielfach der laute Ruf nach Zusammenstehen und Vereinigung ertönt. Gerade dieser Ruf, diese immer hervorgehobenen Mahnungen, denen keinerlei nennenswerte Erfolge zur Seite stehen, beweisen die thatsächliche Unfruchtbarkeit einer solchen, in der Hauptsache nur von Angestellten der Kirche selbst ins Leben gerufenen, aber nicht im Volksbewußtsein wurzelnden Richtung. Auch die immerhin ansehnlichen Mitgliederziffern des evangelischen Bundes haben nur einen sehr prekären Wert, indem sie die Übereinstimmung einer großen Zahl Protestanten auf negativem Gebiete — im Kampfe gegen Rom — darlegen. Eine zur Bekämpfung eines Dritten zusammengeschweißte Masse mag als taktische Formation ihren Wert haben, jedenfalls wird sie dadurch aber noch nicht zu einer organischen Einheit. Sobald der evangelische Bund beginnen würde, im positiven Wirken seinen Schwerpunkt zu suchen — und das würde Grundbedingung für jede Gemeinschaft sein, die den Kern einer künftigen Kirche darstellen soll — würde sein Mangel an innerer Einheitlichkeit klar zutage treten.

Und wo fänden wir sonst irgendwie lebensfähige Versuche, die auf die Neigung breiterer Kreise zur kirchlichen Vereinigung hindeuteten? Der Protestantenverein, die sonstigen linkskirchlichen Vereinigungen sind ausgeprägte Vertreter des Subjektivismus inbezug auf die Lehre; sie können folgerichtig nicht anders als auch inbezug auf die Organisation dem Subjektivismus die weitgehendsten Zugeständnisse machen. Die Bestrebungen

hochkirchlicher Kreise bemühen sich zwar äußerlich einen mehr universellen Standpunkt zu wahren. So lange es sich nur um allgemeine Theorien handelt, schwingen sie sich allenfalls bis zum Einheitsbegriff des Landeskirchentums auf; die Weltkirche ist ihnen schon längst ein bloßer Schemen geworden. Wo es sich aber um praktische Vorschläge und Thaten handelt, da ist die Zersplitterung eine womöglich noch größere als bei den Kirchlich-Liberalen. Kann man sich überhaupt heutzutage eine kirchliche Bewegung von Bedeutung denken, die nicht mit irgend welchen politischen oder sozialen Momenten innig verquickt wäre? Wohlverstanden, es liegt mir fern, der Kirche hieraus einen Vorwurf zu machen, geschweige denn an dieser Stelle für Rechts oder Links innerhalb der Kirche Partei zu nehmen. Ich will nur nachdrücklich darauf hinweisen, daß die Kirche nicht mehr wie ehemals — noch zur Zeit der Reformation — lediglich in sich selbst die großen Trennungs- und Vereinigungsmomente findet, die in erster Linie (wenn auch sekundär immer auch andere Motive mitgewirkt haben) bestimmend für ihre Weiterentwickelung gewesen sind. Nur eine so rein auf sich selbst gestellte Kirche vermag einen universellen Charakter zu tragen; und deshalb konnte die Kirche der Reformation in ihrer ursprünglichen Form diesen Gedanken noch weiter träumen. Jede politische und soziale Strömung aber — und ihnen vermag sich die heutige Kirche eben auf keine Weise zu entziehen — ist von den Bedingungen des gesamten Volkslebens abhängig, die zur Zeit wenigstens für eine größere Anzahl von Nationen, ja auch schon für eine größere Masse der Angehörigen einer und derselben Nation von unendlicher Mannigfaltigkeit und voll einschneidender Gegensätze sind. Die Forderung, die Kirche allein auf sich selbst zu stellen, ganz außer Verbindung mit sonstigen Faktoren des Volkslebens zu lassen, d. h. sie künstlich zu isolieren, wird eigentlich nur durch eine ganz verschwindend kleine Zahl, meist kirchlicher Angestellter, vertreten, deren Motiv oft genug nur die Scheu ist, wichtigen Fragen des Volkslebens näher zu treten, respektive ihre Anschauungen darüber mit ihrem kirchlichen Standpunkte in Einklang zu bringen; Widerhall im Volke findet sie nicht, und Aussicht auf Verwirklichung hat sie ganz sicher nicht.

Wohin wir sonst sehen auf kirchlichem Gebiete — überall Sonderung, Individuation. Die, meines Erachtens sehr lebensfähigen, Bestrebungen einer vermittelnden Richtung, deren Hauptvertreter ein Landsmann Egidys ist, durch Neubelebung der Gemeinden ein regeres kirchliches Leben herbeizuführen, den Gemeinden einen realen Wirkungskreis zu geben, das Diakonen-Element wieder zu heben und modern auszugestalten, werden schwerlich zu einer größeren Vereinigung, sondern nur zu einer schärferen Sonderung

innerhalb der Kirche führen, so segensreich im übrigen auch ihre Durchführung wirken mag. Daß einzelne Landeskirchen oder Provinzialkirchen sich zu einem organischen Anschlusse zusammenfänden, hört man nirgends, wohl aber alle Augenblicke, daß neue „separierte", „freie", „renitente" und ähnlich benannte Gemeinden sich vom alten Verbande loslösen, ohne wieder unter sich eine neue Gemeinschaft einzugehen. Lokale Vereinigungen zur Erweckung und Stärkung kirchlichen Lebens tauchen in großer Zahl auf, haben auch vielfach die besten Erfolge aufzuweisen — aber nirgends macht sich in ihnen der Drang nach Vereinigung, nach einer universellen Organisation in einer Weise bemerkbar, daß daraus Rückschlüsse auf die Gesamtneigung des Volkes erlaubt wären.

Egidy glaubt nun aber in einem rein innerkirchlichen, dogmatischen Momente die treibende Kraft gefunden zu haben, um die offenbar widerstrebende Volksneigung dennoch auf einen Zentralpunkt zu richten.

„Wenn dann die Zugehörigen der jetzt verschiedenen Kirchen sich nur erst verständigt haben, die Behauptung, Christus sei ein Gott gewesen, fallen zu lassen, dann fallen alle die Zwischenräume und Vorhänge, die jetzt die Bekenner der Lehren des Heilands trennen, dann fällt auch jede unnötige und unschöne Verzierung am Gotteshause von selbst, dann werden, warum wir sonntäglich bitten: ‚die Hallen weit und mächtig' werden, und dann wird ein neues, ein großes, ein schönes Leben in dies Gotteshaus einziehen." —

Wenn es weiter nichts wäre, als dieses eine Dogma, was das Zustandekommen der einen, heiligen und allgemeinen Kirche verhinderte, so stände sie vermutlich schon längst fertig da, und die bisherigen Sonderkirchen wären in Zerbröckelung begriffen. So einfach liegt aber die Sache nicht.

Egidy vermag nicht an die Gottheit Christi zu glauben; und diesen Zweifel teilen Tausende mit ihm. Gut; aber ich behaupte, daß für andere Tausende nicht gerade dieses Dogma, sondern ein beliebiges anderes — beispielsweise: die Unsterblichkeit der Seele — die Ewigkeit der Hölle — die Rechtfertigung aus dem Glauben — den ersten Anstoß zum Zweifeln gegeben hat und den Schwerpunkt des Zweifelns ausmacht. Ich will dem offenen Bekenntnisse Egidys, daß sein Zweifel an der Gottheit Christi ihn zum inneren Bruche mit der Kirche getrieben habe, das ebenfalls offene Bekenntnis an die Seite stellen, daß es beispielsweise für mich die Unvereinbarkeit zweier göttlicher Eigenschaften, der Liebe und der Allwissenheit, die nach der Lehre der Kirche beide zum Wesen Gottes gehören, war, was mir zuerst Zweifel an der kirchlichen Lehre erweckt hat — Zweifel, die über ein Jahrzehnt hinaus mein Seelenleben bewegt und erschüttert haben, ehe sich eine klare und gefestete Weltanschauung daraus empor wand. In

dieſer ganzen Zeit iſt aber der Gedanke von der Unmöglichkeit der göttlichen Natur Chriſti für mich faſt ganz in den Hintergrund getreten. Ja, ich glaube, wenn ich nur mit meinen Bedenken über das Weſen Gottes zu einem befriedigenden Ergebnis gelangt wäre, ſo würde die kirchliche Lehre von der Natur Chriſti mir keine großen Schwierigkeiten weiter bereitet haben. Ich denke nicht daran, meinen Fall als typiſch für alle Zweifelnden hinzuſtellen. Aber auch Egidy kann das nicht bezüglich des ſeinigen. Von einer großen Anzahl ernſter Chriſten oder ernſter religiös Geſinnter — denn der Ausdruck Chriſt paßt für manche derſelben nicht mehr — weiß ich mit Beſtimmtheit, daß ſie ebenfalls durch dieſelben Zweifel wie ich, von anderen wiederum, daß ſie durch Zweifel an irgend welchen anderen Dogmen in Gegenſatz zur Kirche gebracht ſind. Keineswegs aber iſt in allen oder auch nur in den meiſten Fällen der Zweifel an der Gottheit Chriſti das alleinige oder vorwiegende Moment.

Der neue, große Dom wird darum immer noch Zwiſchenräume und Vorhänge genug behalten, auch wenn es über die Beſeitigung dieſes einen Dogmas wirklich zur Einigung käme. Der Gedanke, daß er im ſtande ſein würde, die gegenwärtigen einzelnen und engen Kirchen gemeinſam zu überdachen, iſt ſchon deshalb ein irriger.

Ich glaube aber überhaupt nicht, daß die Richtung, die Egidy vertritt, — bei aller Achtung, der ich ihr zolle — genügende Kraft und Fähigkeit beſitzt, ein irgendwie nennenswertes kirchliches Bauwerk auch nur neben den jetzt ſchon beſtehenden zu errichten.'

Wahr iſt es, ſeine Anſchauungen werden von vielen geteilt, und mancher, der auch dogmatiſch von ihm abweicht, wird doch gern als ſein Bundesgenoſſe den von ihm begonnenen Feldzug gegen die gegenwärtige Geſtalt der Kirche mitmachen. Aber ſind die in den „Ernſten Gedanken" niedergelegten Anſchauungen wirklich das letzte Ergebnis der im Innern der heutigen Volksſeele ſtattfindenden Gährung? Ich glaube nicht, ich halte vielmehr dafür, daß der Standpunkt Egidys ein ſolcher iſt, wie ihn ein mit der Religion Ernſt machender Mann zu irgend einer Zeit ſeines Lebens notwendig einmal durchmachen muß — daß er aber nur bei den wenigſten Menſchen die dauernde und endgültige, gegen alle ferneren Zweifel gefeite Überzeugung darſtellt. Und deshalb iſt gerade dieſer Standpunkt auch ſchwerlich geeignet, das Panier abzugeben, um das ſich die Schar der Streiter ſammeln kann. Egidy iſt der Meinung, daß, wer ſeine Schrift geleſen, begriffen und dann ruhig wieder darüber nachgedacht hat, nie wieder zweifelfrei an die Gottheit Chriſti glauben kann. Das iſt möglich. Ich bin aber auch der Meinung, daß — ich ſage nicht jeder, aber doch ſehr

viele, die Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche gelesen haben — auch nie wieder zweifelfrei an manche Lehre glauben können, die Egidy heute noch für ganz einleuchtend hält. Ob für immer? Und wenn ja, ob auch diejenigen, die heute noch seine Meinung teilen, dies für immer thun werden?

Egidy sagt: „Glauben kann ich nur das, was sich mir entweder in irgend einer faßlichen Form darstellt, offenbart, oder was mir von einem andern, mir glaubhaft erscheinenden Menschen überzeugend versichert wird." Daher glaubt er an Gott, denn er offenbart sich ihm täglich, stündlich; er empfindet ihn in faßlicher Form in seinem Innern; er stellt sich ihm dar als ein Wesen, ein allmächtiges, allwissendes Wesen. Das alles ist verständlich. Wenn er aber fortfährt: „Er stellt sich jedem Menschen so dar" — so ist das einfach ein Irrtum. Mir z. B. stellt sich Gott nicht als ein allwissendes Wesen dar, und wie ihm die kirchliche Lehre vom dreieinigen Gott, so ist mir die Lehre vom allwissenden Gott ein unfaßbarer Gedanke.

Egidy hat eine klare Vorstellung von dem Fortleben der Seele. Wie kann er aber behaupten, daß jedem bei einigermaßen ruhigem Denken diese Vorstellung klar werden könne? Egidy vermag das Vorhandensein eines Gewissens zu fassen, nicht aber den Begriff von Erbsünde (der wiederum beispielsweise mir ein ungeheuer einleuchtender ist), Gnade und Erlösung. Woher diese rein willkürliche Verwerfung des einen und Beibehaltung des andern Dogmas, wenn nicht aus rein zufälliger, individueller Veranlagung?

Daß Gott die Welt erschaffen habe, macht Egidy keine Schwierigkeit zu glauben; daß Gott „einen" Menschen „gezeugt" haben soll, daß er diesem Menschen übernatürliche Fähigkeiten gegeben habe, daß er die Himmel sich aufthun und die himmlischen Heerscharen mit den Menschen in Verkehr treten lasse, das zu glauben nimmt er Anstand! Warum? Wenn jedes in der Bibel erzählte Wunder eine Unwahrheit ist, so ist auch die Erschaffung der Welt aus nichts eine Unwahrheit; denn ein Wunder ist sie jedenfalls auch, und gerade nicht das kleinste. Woher diese Willkürlichkeit, die Gott einmal die Wunderkraft beilegt, für alle Folge aber die Ausübung derselben untersagt — wenn ihm nicht etwa für den jüngsten Tag wieder eine Bethätigung derselben zugestanden wird?

Ich rechte nicht mit Egidy über seinen Standpunkt den Wundern gegenüber. Das kann eben jeder nur mit sich selbst ausmachen, und jeder hat das Recht, hier genau so weit zu gehen, wie seine individuelle Überzeugung ihm gestattet. Ich will lediglich der von ihm gehegten Illusion entgegentreten, als ob gerade sein religiöser Standpunkt ein irgendwie natürlicherer, für den sittlich und geistig normal Veranlagten leichter zu erreichender, näherliegender wäre, als irgend ein anderer, der mehr nach

rechts oder links hinneigte. Es ist eben ein individueller Standpunkt, der zufällig von manchem geteilt werden mag, während zweifellos unzählig viele andere auf Standpunkten stehen, die in allmählicher Nüancierung alle Zwischenstufen zwischen jenem und einem strengen Positivismus einerseits, einem atheistischen Teleologismus andrerseits darstellen.

Egidys Glauben ist daher auch nur eine, eine bestimmte Form des Christentums, nicht das Christentum schlichtweg, ebensowenig diejenige Form, zu der jeder ernste und denkende Christ mit Notwendigkeit gelangen müßte oder zur Zeit etwa in der Mehrheit der Fälle gelangt wäre. Seiner individuellen Veranlagung gemäß verwirft er einzelne der alten Dogmen, einzelne behält er bei; Andersveranlagte verwerfen andere Dogmen und behalten andere bei. Ein klares, festes Prinzip bei der Auswahl, ein objektiver Maßstab existiert nicht, denn auf den gesunden Menschenverstand berufen sich schließlich alle Richtungen. Was die überwiegende Mehrzahl der christlich gesinnten Gebildeten mit Egidy teilt, ist nur der Zweifel überhaupt, der sich bei dem einen mehr gegen diese, bei dem andern mehr gegen jene Kirchenlehre richtet. Nur inbezug auf die Baufälligkeit des alten Hauses sind wir einig; sobald es ans Neubauen geht, ist im Nu die alte Vielspaltigkeit wieder da.

Allerdings nimmt Egidy, obgleich er in Wahrheit von einem durchaus dogmatischen Prinzipe ausgeht, im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen den Gedanken eines „bekenntnislosen" Christentumes auf. „Jeder, der durch seine Denkungsart und seinen Lebenswandel die Lehren Christi bethätigt, der ist ein Christ, und der braucht sich nicht erst durch ein erzwungenes Bekenntnis als Christ zu erweisen." Der Gedanke ist gewiß sehr hübsch, aber wie er zu einer neuen Organisation der Kirche zu gebrauchen wäre, sehe ich mit dem besten Willen nicht ein. Ja, wenn nur darüber erst einmal Einhelligkeit herrschte, was denn die Lehren Christi in Wahrheit eigentlich besagten! Vorläufig gehen hier die Gedanken aber ebenso weit auseinander, wie in betreff irgend einer anderen Lehre der Kirche. Und gesetzt auch, die Neugestaltung der Kirche wäre nach Egidys Ansichten durchgeführt: würde ein christlich Getaufter, der aber in Denkungsart und Lebenswandel das gerade Gegenteil der Lehren Christi darstellte, dadurch von selbst aufhören, ein Mitglied der Kirche zu sein? Würde andererseits ein Jude, dessen Denkungsart und Lebenswandel durchaus den Lehren Christi entspräche, dadurch von selbst ein Mitglied der Kirche werden? Zu beidem gehört doch irgend ein äußerer Akt in irgend welcher Form. Ich muß gestehen, daß ich mir überhaupt von einer bekenntnislosen Kirche oder einer bekenntnislosen religiösen Gemeinschaft eine klare Vorstellung nicht zu machen vermag. Logisch

ſteht der Begriff auf derſelben Stufe wie etwa der einer ungetrauten Ehe. So wenig bei dem Mangel einer Trauung, d. h. bei dem Mangel jedes äußeren Aktes der Willensbethätigung beim Abſchluß der Ehe, von einer wirklichen Ehe die Rede ſein kann, ſo wenig kann eine Gemeinſchaft, die auf jedes gemeinſame Glaubensbekenntnis verzichtet, ſich eine religiöſe Gemeinſchaft, eine Kirche nennen. Die Egidyſche geplante neue Kirche hat auch nur die Wahl, entweder irgendwelche Glaubensſätze, mögen dieſe auch allgemeinſter Art ſein, als abſolut verbindlich für ihre Angehörigen hinzuſtellen — und dann iſt ſie eben eine Bekenntnis-, eine Dogmen-Kirche, wie jede andere; oder ſie verzichtet auf ihren wirklich religiöſen Charakter und nimmt ſtatt deſſen einen rein ethiſchen an, der vom Chriſtentum allenfalls noch die Formen borgt, um andere Begriffe darunter zu verdecken. Von den drei Mitteln, deren ſich die Kirche zur Erfüllung ihres Zwecks — nach Egidy: Erziehung des Menſchen zur Religiöſität und Anregung zum chriſtlichen Lebenswandel — bedient, Kultus, Lehre, Werkthätigkeit, würde das erſtere von vornherein wegfallen bei einer Gemeinſchaft, in der unzählig viele Weltanſchauungen und Religionsſtandpunkte nebeneinander Platz hätten. Den Schwerpunkt in die Werkthätigkeit zu legen, ſcheint mir ganz undenkbar, weil ſich dadurch das Kriterium der Kirchenzugehörigkeit in einer Weiſe verflüchtigen würde, daß ſie ſchließlich in keinem Falle mehr erkennbar wäre. Das Bekenntnis iſt wenigſtens ein greifbares Band der Gemeinſchaft; die chriſtliche Liebesthätigkeit entzieht ſich der Beurteilung, wenn dieſe nicht an Äußerlichkeiten anknüpfen will. Irgend eine Inſtitution muß doch vorhanden ſein, die für die Frage der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Gemeinſchaft maßgebend iſt. Läßt man als ſolche die auf dem inneren religiöſen Gebiete liegende Gemeinſamkeit des Glaubens nicht mehr gelten, ſo muß am Ende eine Art kirchlichen Zuchtgerichthofs an ihre Stelle treten. Ein ſolcher Rückfall in die Zeit des Puritanismus wird aber unſerm Jahrhundert am wenigſten zugemutet werden dürfen. Es bliebe ſomit nur noch das Element der Lehre: die Entwickelung der Ethik. Nun läßt ſich zwar nicht beſtreiten, daß man ſo ziemlich von jedem Religionsſtandpunkte aus zu einer gewiſſen Übereinſtimmung in den ethiſchen Geſetzen gelangen kann, da eine ſittliche Einhelligkeit auch bei Divergenz des Glaubens denkbar iſt. Aber keineswegs iſt inbezug auf den Weg, der zu dieſem Ziele führt, eine Übereinſtimmung denkbar. Der poſitive Evangeliſch-Orthodoxe, der proteſtantiſche Rationaliſt, der gläubige Katholik, der Deiſt, ſelbſt der atheiſtiſche Teleologe — ſie alle können dahin gelangen, im weſentlichen die gleichen ſittlichen Gebote anzuerkennen; aber jeder muß ſeinen beſonderen Weg dahin gehen, jeder muß an der Hand ſeiner, der der übrigen oft entgegengeſetzter,

Lehre dahin geführt werden. Diese Führung eben soll die Kirche übernehmen, und zu diesem Zwecke muß sie die Angehörigen einer bestimmten Weltanschauung, eines bestimmten Glaubens um sich vereinigen.

Ich fasse die Bedenken, die ich gegen die Ausführbarkeit des Egidyschen Gedankens habe, noch einmal kurz zusammen. Es ist weder eine universelle Weltkirche noch eine nationale deutsche Kirche auf Grund einer Weltanschauung denkbar, die so ausgeprägt wie die Egidysche aus dem Geiste des Protestantismus herausgeboren, mit dem protestantischen Prinzipe der freien Forschung und der Berechtigung subjektiver Auffassung so innig verknüpft ist; wenigstens ist das so lange undenkbar, als die katholische Kirche in ihrer Gesamtheit keine Neigung zur Konversion oder inneren Umbildung zeigt. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß sich neben den schon vorhandenen Kirchen eine neue Kirche auf Grund eines sehr freien Dogmas, wie es Egidy vertritt, bildet, da es ein Irrtum ist anzunehmen, gerade dieses Dogma hätte im Gegensatz zu dem bisherigen oder zu anderen erheblich zahlreichere Anhänger; erheblich zahlreich sind nur die Zweifler und Gegner der alten Kirchenform überhaupt, deren Anschauungen im einzelnen sich aber nur zum geringsten Teile mit denen des Verfassers der „Ernsten Gedanken" decken. Es ist endlich ein aussichtsloses Unterfangen, eine Kirche gründen zu wollen, deren Mitglieder durch keine gemeinsam anerkannte Glaubenssätze, sondern nur durch ethische Grundsätze verbunden sind; denn jede Belehrung über ethische Dinge muß schließlich an einen festen Glaubensstandpunkt anknüpfen und mit diesem rechnen.

Der neue große Dom, dessen Umrisse uns Egidy skizziert hat, wird ein Traum bleiben. Zu seiner Verwirklichung mögen noch manche Vorschläge gemacht werden, und alle werden schließlich an dem einen Punkte scheitern, daß die Lehre von der einen, heiligen und allgemeinen christlichen Kirche, wie sie das Apostolikum enthält, im Bewußtsein des Volkes — nicht des deutschen allein, sondern der gesamten zivilisierten Welt unseres Jahrhunderts — überwunden ist. Im Protestantismus ist der Gedanke an das große universelle Gottesreich auf Erden, das am Ende aller Dinge erstehen soll, auf den Gesichtskreis einer verschwindend kleinen Schar beschränkt; und oft will es mich bedünken, wenn ich Gelegenheit habe, mit Vertretern dieses Gedankens mich auszusprechen, als ob er auch in ihrem Kreise kaum noch eine merklich andere Rolle spielte, als etwa die schöne Mythe vom goldenen Zeitalter im Altertume es that. Der Katholizismus hält allerdings mit Zähigkeit an dem Dogma der einstmaligen Vereinigung des ganzen Erdreichs unter dem päpstlichen Krummstabe fest. Dies Dogma gehört aber zu denjenigen Kirchenlehren, die mehr für den Klerus als für die Masse der

Gläubigen bestimmt zu sein scheinen, in deren Bewußtsein es beständig wachzuhalten die Kirche jedenfalls nicht für erforderlich hält. Die katholische Bevölkerung hat sich, ebenso wie alle anderen Menschen, in die Thatsache gefunden, daß es Kirchen giebt — mag sie sich auch gelegentlich die kleine Bosheit erlauben, offiziell jeder anderen Religionsgemeinschaft den Namen Kirche zu versagen. Dieser Kirchen bedürfen wir — einer einheitlichen Kirche nicht. Ohne kirchliche Gemeinschaften — im weitesten Sinne des Wortes, also überhaupt Gemeinschaften, die die Pflege religiösen Sinnes zum Zwecke haben — ist eine Erziehung des Volkes zu wahrer Sittlichkeit nicht möglich. Ich will hierbei noch bemerken, daß ich auch das Wort religiös im weitesten Sinne fasse, also jede Richtung des Geistes, die auf das Übersinnliche geht, darunter verstehe. Es ist nicht allein das Christentum, auch nicht allein der Theismus, der ein Anrecht auf den Begriff der Religiösität hat. Auch die ernste Weltanschauung, die das Walten eines bewußten Weltregierers leugnet, kann nichtsdestoweniger wahrhaft religiös sein. Wenn vielfach religiös schlechtweg mit christlich, Religion mit Christentum übersetzt wird, so mag dies insofern hingehen, als auch das Wort christlich in solchen Wendungen seines dogmatischen Charakters entkleidet wird — Egidy gebraucht es fast ständig so —, und Mißverständnisse somit ziemlich ausgeschlossen sind.

Wir bedürfen der Kirchen — der Religionsgemeinschaften. Diese feste Überzeugung spreche ich aus, obwohl ich im gewöhnlichen Sinne des Worts ein ausgeprägt Unkirchlicher bin. Ich habe mich in ehrlicher Überzeugung und nach vieljährigem, schwerem Ringen nicht nur von dem Dogma der Gottheit Christi, sondern so ziemlich von den meisten Dogmen der christlichen Kirche lossagen müssen, und ich glaube dennoch ein gutes Recht zu haben, mich religiös zu nennen, nach Egidy vielleicht auch christlich; auf die Bezeichnung kommt es schließlich nicht an, wenn der Begriff klar gestellt ist. Es ist mir wohl bewußt, daß gerade aus den Reihen derer, die mir in Gesinnung und Weltanschauung nahe stehen, der Ruf „Nieder mit der Kirche" zumeist und am lautesten zu erschallen pflegt. Ich halte das für kurzsichtige Verblendung. Jede Religionsgemeinschaft, d. h. jede Gemeinschaft solcher, die einer Weltanschauung sind und auf Grund derselben nach sittlicher Vervollkommnung streben, bedarf eines äußerlichen, sichtbaren Bandes, sobald sie breitere Kreise des Volkes in ihren Bereich zieht. Ist das den sogenannten Freidenkern vielfach noch nicht zum Bewußtsein gekommen, so liegt der Grund nur darin, daß eine ursprünglich politische Organisation — wie bei der Sozialdemokratie — den Mangel einer kirchlichen noch verdeckt. Auf die Dauer ist das unmöglich. Wo eine größere Anzahl Gleichgesinnter ein

enges Zusammenleben führt, wie dies in größeren Städten der Fall ist, macht sich der Drang nach religiöser Bethätigung immer, oft freilich in wunderlicher und kaum noch erkennbarer Form, geltend. Und kein größerer Fehler ist denkbar, als diesem natürlichen Triebe einen Damm entgegenzusetzen oder ihn unberücksichtigt zu lassen. Von allen Vorwürfen, die den sozialistischen Volksführern gemacht werden, ist keiner berechtigter als der, daß sie das religiöse Bedürfnis der Volksseele durch Surrogate befriedigen zu können glauben — daß sie einen Kultus ihrer politischen Ziele, anstatt eines Kultus der Ideen und der Weltanschauung, der diese Ziele entsprungen sind, einzuführen suchen. Denn nach solchem verlangt das Volk gleichzeitig neben den realen Gütern, die es erstrebt. Schließlich macht sich der nie zur Befriedigung gelangende Drang, im Kreise der Gesinnungsgenossen die gemeinsame Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen und dadurch fördernd und sittlichend auf die ganze Gemeinschaft einzuwirken, in einem Zerrbilde Luft; an Stelle gemeinsamer Erbauung und Belehrung treten gemeinsame Festlichkeiten, Aufzüge, Lustbarkeiten, deren ursprünglicher Charakter oft genug in einem wüsten Getriebe untergeht. Die innerste Natur des Volkes, selbst der ganz oder halb atheistisch gewordenen Arbeiterklassen, ist nicht unkirchlich, wenn es auch in die jetzt bestehenden Kirchen nicht hineinwill und den Lehren, die dort gepredigt werden, mit Spott oder Haß begegnet. Sie sehnen sich nach geistiger und sittlicher Speise genau so gut wie die sogenannten Gebildeten, ja oft tausendmal mehr als der in einem trägen Schlendrian hinlebende Gewohnheitschrist. Nur vermögen sie diesem Sehnen keinen Ausdruck zu geben, und in den ungelenken Versuchen, sich zu höheren Ideen durchzuringen, sieht der oberflächliche Beobachter dann oft nichts als das sinnlose Gebahren eines unvernünftigen Tieres. Würde allen denen, die so leichtfertig über den „Pöbel" des 19. Jahrhunderts urteilen, nur häufiger Gelegenheit geboten, diesen Pöbel in Lagen zu sehen, die wenigstens eine Annäherung an den Begriff einer religiösen Gemeinschaft darstellen! Man betrachte diese eben vielleicht noch in einem rohen Trubel begriffenen oder in eine durch anstrengende mechanische Arbeit erzeugte Apathie versunkenen Gestalten, wenn plötzlich ein wirklicher Prediger, ein Volkslehrer unter sie tritt und ihnen in für sie faßlicher Weise das Evangelium der Menschheit — das keineswegs in der Lehre vom Hasse gegen Reichere oder Höherstehende gipfelt — auslegt, ihnen gar Gelegenheit giebt, das, was sie selber als lebendige Überzeugung empfinden, einheitlich zu bekennen — wäre es auch nur durch das gemeinsame Absingen eines Liedes! Wer das einmal mit erlebt hat, der glaubt an das Märchen von dem in Materialismus und roher Genußsucht versunkenen Pöbel unserer Tage nicht mehr. Aber

ein Jammer faßt ihn an bei dem Gedanken, daß bis auf verschwindende Ausnahmen sich nirgends ein Verständnis für dieses heiße Verlangen der Volksseele findet, nirgends sich hilfreiche Hände erheben, den Armen das Gotteshaus zu erbauen, nach dem sie verlangen.

Es könnte nach dieser letzten Abschweifung von meinem eigentlichen Gegenstande fast den Anschein haben, als ob ich unter Kirche nur das verstände, was nach bisherigem Sprachgebrauche eigentlich noch kein Mensch darunter versteht, nämlich eine Gemeinschaft von Atheisten. Daß ein solcher Gedanke mir unendlich fern liegt, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen. Ich habe an diesem Beispiele nur zeigen wollen, wie selbst für eine Weltanschauung, die dem positiven Christentume so fern steht wie diese, dennoch eine religiöse Gemeinschaft unerläßlich ist. Daß dies in gleichem Maße von jeder Weltanschauung gilt, bedarf der Ausführung nicht.

Auch der Gedanke, daß die Kirche im grunde nur für die ungebildeten Massen da sei, während der höher Gebildete sie ganz gut entbehren könnte, ist in meinen Augen ein verkehrter. So weit darunter verstanden wird, daß für die große Masse des Volkes die unbedingte Unterwerfung unter gewisse Glaubenssätze nötig sei, während die Gebildeten sich ruhig dem Glaubenszwang entziehen dürfen, ist dies nicht nur eine oberflächliche, sondern eine in hohem Grade gefährliche Auffassung. Sie läßt, da immer die Gebildeten die Lehrer der Ungebildeten sein müssen, eine ewige Täuschung das Fundament für die Wohlfahrt und Sittlichkeit der Massen bilden und macht die Lüge zum vornehmsten Mittel der Volkserziehung. Es ist nicht zu leugnen, daß dies System oft genug zur Anwendung gelangt ist und noch gelangt; und seine Erfolge sind denn ja auch nicht ausgeblieben. Das Ende war und wird überall sein, daß die fortgesetzt belogenen Volksschichten schließlich doch einmal Einblick in das Netz von Täuschung und Heuchelei bekommen, das „zu ihrem Besten" gewoben war, und sich dann in maßloser Erbitterung nicht nur gegen diese, sondern gegen jede, auch die beste Gabe wenden, die ihren Ursprung in den Kreisen höherer Bildung hat. Ein gesunder und naturgemäßer Zustand herrscht in einer religiösen Gemeinschaft nur dann, wenn alle Grundsätze in gleicher Weise für alle Mitglieder maßgebend sind, und der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten nur darin besteht, daß erstere in die von allen anerkannten Lehren tiefer eingedrungen sind, sie sicherer beherrschen, nach außen wie nach innen zu vertreten vermögen und dadurch in den Stand gesetzt sind, als Lehrer und Führer der übrigen zu dienen. Das Mittel der Täuschung ist freilich bei der Erziehung des Einzelnen wie der des Volkes nicht zu vermeiden, und nur eine kurzsichtige und beschränkte Auffassung wird die Forderung stellen,

ganz darauf Verzicht zu leisten. Der Unterschied zwischen sittlich berechtigter, gebotener und sittlich verwerflicher Täuschung ist aber der, daß jene in einer Form auftritt, die ein allmähliches Hinüberleiten in die nur dem Gereiften voll erkennbare Wahrheit ermöglicht, ja bei normaler Entwickelung zur Notwendigkeit macht, diese hingegen mit der Täuschung das letzte Wort gesprochen hat, von dem aus keine Brücke hinüber zur Wahrheit leitet.

Ein anderes ist, ob die Teilnahme an religiösen Versammlungen und rituellen Akten für den höher Gebildeten dieselbe Bedeutung hat wie für die breite Masse des Volkes. Jedenfalls empfindet der höher Gebildete den Mangel einer kirchlichen Gemeinschaft längst nicht in demselben Maße, da er eher in der Lage ist, sich Ersatz vermittelst Lektüre und eigener Betrachtung zu verschaffen. Ob diese beiden im stande sind, dasselbe oder noch Besseres zu gewähren wie ein gemeinsamer „Gottesdienst", wird immer sehr von der persönlichen Veranlagung abhängen. Für viele bietet es keinen vollgültigen Ersatz. Es ist ein ungleich lebendigeres Durchdringen, ein viel tieferes Eingehen, wenn man in der Lage ist, im Kreise Gleichgesinnter dem Ausdruck zu verleihen oder dem zuzuhören, was die Seele an erster und höchster Stelle bewegt. Ich lebe seit langem in Kreisen, mit denen ich religiös kaum irgendwelche Berührungspunkte habe; meine religiöse Erbauung schöpfe ich aus Büchern; etwas einer Kirche auch nur ähnliches giebt es zur Zeit für mich nicht. Aber wie geht mir das Herz auf, wenn ich einmal Gelegenheit habe, in einen wenn auch nur winzig kleinen Kreis Gleichgesinnter zu treten, mit ihnen einmal reden darf, wie es mir ums Herz ist, und die Überzeugung schöpfen kann, daß auch andere denken und empfinden wie ich! Was gäbe ich darum, wenn ich eine Kirche meiner Religion ständig besuchen könnte!

Aber auch nur Kirchen, in denen sich die eigene Überzeugung wiederspiegelt, haben einen Wert — dann freilich einen unschätzbaren. Die Kirche, die nur zu nominellen Angehörigen redet, mit der nur noch ein geringer Bruchteil ihrer Mitglieder innerlich übereinstimmt, ist für die sittliche Entwickelung der Menschheit tot. Und das ist ja eben das große Elend, an dem wir kranken. Wir hätten zu viele Einzelkirchen? — Wir haben noch lange nicht genug! So lange es in einer kirchlichen Gemeinschaft noch divergierende Richtungen und Strömungen giebt, die im Gebiete des Glaubens ihren Ursprung nehmen, so lange sind diese kirchlichen Gemeinschaften krank. Und sie können und werden nicht gesunden dadurch, daß man die Wunden an ihrem Körper überklebt, indem man sich einigt, die Streitpunkte mit Stillschweigen zu übergehen oder aus den Bekenntnissen zu streichen, um nur die äußerliche Einheit zu wahren. Nur in klarer Scheidung und

Sonderung liegt das Heilmittel. Die soll freilich nicht in Haß und Zwietracht vorgenommen werden, in Form von Ausstoßung oder Ausschließung, sondern sie soll sich im Wege wahrhaft religiösen Sinnes, christlicher Liebe vollziehen. Wenn dann aus einem formell einheitlichen, in Wahrheit vielfach zerrissenem Körper sich eine Anzahl wirklicher Einheiten entwickelt hat, religiöser Gemeinschaften von vielleicht geringem Umfange, aber beseelt von einer Gesinnung und einem Glauben, so wird auch die so hochwichtige Einwirkung der Kirche — richtiger der Kirchen — auf das gesamte Volksleben wieder einen ganz neuen Aufschwung nehmen. Laue und Träge wird es natürlich immer geben, und wer überhaupt der religiösen Gesinnung bar ist, wird auch bei diesem Zustande der Dinge kein überzeugter Anhänger der Kirche werden. Es ist aber schon ein ungeheurer Fortschritt, wenn alle diejenigen, die es ernst mit der Religion meinen, heute aber zu einem Leben abseits der Kirche verurteilt sind, Gelegenheit finden, mit Überzeugung und ohne Gewissenszwang wieder am kirchlichen Leben teilzunehmen — nicht am Leben einer verschwommenen, fester Lehr- und Glaubenssätze entbehrenden Universalkirche, sondern einer scharf ausgeprägten, in ihren Lehren der eigenen Überzeugung voll entsprechenden religiösen Gemeinschaft. Ich glaube nicht, daß bei wirklicher Durchführung dieses Prinzips große Schichten des Volks noch länger der Kirche fern bleiben würden. Unser deutsches Volk wenigstens ist nicht unkirchlich — nicht irreligiös. Aber es hat auf religiösem Gebiete seinen eigenen Weg eingeschlagen, und wer es ganz verstehen oder gar lehren und leiten will, der muß ihm zunächst auf diesem Wege folgen. Und der Weg heißt Individuation.

Man hört wohl hin und wieder sagen, daß ein einträchtiges Leben zwischen Anhängern verschiedener Konfessionen eigentlich nur dann möglich sei, wenn jede Konfession von ihrem eigentlichen Standpunkte etwas nachließe, so daß die Differenz der Glaubensbekenntnisse nicht voll zum Ausdrucke gelangte. Wenn das zuträfe, würde es allerdings wesentlich dazu beitragen, der Egidyschen allgemeinen freien Kirche, in der ja der konfessionelle Charakter so gut wie ganz verwischt ist, wenigstens nach dieser Richtung hin aufrichtige Freunde zu erwerben. Es ist aber ein Irrtum, der ganz gewiß von denen, die täglich Gelegenheit haben, das Nebeneinander verschiedener Konfessionen zu beobachten, nicht geteilt wird. Die Gegensätze werden nicht überwunden durch Abstumpfung, sondern dadurch, daß man sie voll sich aussprechen und voll sich auswirken läßt in gegenseitiger Freiheit. Das trifft in genau demselben Maße auf jede noch so kleine, aber einen ausgeprägten Standpunkt bestimmt vertretende Gemeinschaft wie auf die größten kirchlichen Verbände zu. Gerade die gegenseitige Duldung ist in

wahrer Vollendung nur an der Hand dieses Prinzips der kirchlichen Vielheit zu erreichen. Der Einheitstrieb auf kirchlichem Gebiete hat von jeher den Keim zur Verfolgung oder Herabsetzung Andersdenkender in sich getragen — muß ihn in sich tragen, auch wenn er aus den reinsten Beweggründen heraus geboren wird. Das verächtliche Herabsehen der einen Religionsgesellschaft auf die andere ist aber auch nur so lange denkbar, als in ihr die künstliche Überzeugung genährt wird, sie sei zum dermaleinstigen Sammelpunkt aller Gläubigen befähigt und berufen. Daß diese Überzeugung heute in Wahrheit nur noch eine künstlich genährte, von den Organen der einzelnen Kirchen deshalb aufrecht erhaltene ist, weil in ihren legendenhaften Stiftungsurkunden eine solche Prophezeiung ausgesprochen ist, habe ich bereits früher ausgeführt. Und wir sollten dahin gelangen, dieses schon im Erlöschen begriffene, von der Volksseele schon so gut wie völlig überwundene Prinzip, von neuem zu beleben?

Auch ich habe, wie Egidy, einen unverwüstlichen Glauben an die Menschheit. Und deshalb glaube ich auch, daß sie auf dem Wege, den sie auf kirchlichem Gebiete deutlich erkennbar eingeschlagen hat, schließlich noch zum Ziele gelangen wird. Das Vorurteil der Strenggläubigen, die Lauheit und Feigheit der geistig Trägen, die Verblendung und Gehässigkeit der Zerstörungslustigen — der durchweg einseitige, um nicht zu sagen beschränkte Standpunkt zahlreicher Organe der Kirche selbst — die ungerechten, oft geradezu sinnlosen Anschauungen der sogenannten Gesellschaft — die unglückliche Einwirkung des Staats auf das kirchliche Leben: das alles sind Hindernisse, um deren Beseitigung noch für lange hinaus gekämpft werden muß.

Und welche Aufgabe fällt dem Einzelnen, der diesen Bestrebungen innerlich zustimmt, zu? So weit für ihn der oben geschilderte Fall zutrifft, wo Lehre und Bekenntnis der Kirche sich nicht mehr mit der eigenen Überzeugung deckt, giebt es nur noch einen Weg: entschiedenes Lossagen! Darunter ist nicht immer notwendigerweise ein förmlicher Austritt zu verstehen. Die heutige Kirche verlangt ja von ihren nominellen Angehörigen, die diese Angehörigkeit als Kinder, ohne ihr Wissen und Zuthun erlangt haben, keine absolute Bethätigung ihrer kirchlichen Gesinnung. Der förmliche Austritt wird daher im allgemeinen nur in den Fällen geboten sein, wo ein Anschluß an eine andere, den eigenen religiösen Überzeugungen entsprechende, bereits organisierte Kirche, beziehungsweise durch Massenaustritt die Bildung einer solchen Kirche zu erreichen ist. Wo diese Bedingungen fehlen, würde es ein zweckloser Akt sein. Wohl aber wird es in allen den Fällen, wo die Thätigkeit der Kirche unmittelbar in unser Volksleben hineingreift, zur sittlichen Pflicht, keinen Zweifel darüber zu lassen, daß keine An-

erkennung des kirchlichen Standpunktes, noch weniger die Absicht, der Kirche gegenüber eine Verpflichtung einzugehen, daraus geschlossen werden kann. Ob unter Umständen ein demonstratives Fernhalten von solchen, der herrschenden Sitte zur Zeit entsprechenden Akten zweckmäßig und geboten erscheinen kann, wird nur im Einzelfalle zu beurteilen sein. Nur keine Heuchelei; nur volle Wahrheit gegen sich selbst unter allen Umständen — und volle Wahrheit auch dritten gegenüber da, wo ein direkter Anlaß zum Aussprechen derselben vorliegt, wo ein Verschweigen der bewußten Täuschung gleichkommen würde! Wo dieser Standpunkt mit Festigkeit aufrecht erhalten wird, ist der erste Schritt zu besseren Zuständen bereits gemacht. Die weitere Annäherung an das zu erstrebende Ziel vermag sich dann nur auf Grund einer immer mehr um sich greifenden Überzeugung, daß niemand seiner ernstlichen religiösen Überzeugung halber mit Geringschätzung oder Feindseligkeit betrachtet werden dürfe, zu vollziehen. Diese Überzeugung immer weiter auszubreiten, für sie gegebenen Falles mit seiner Persönlichkeit einzustehen und sie nach Kräften auch in die Stellen zu verpflanzen, von denen eine tiefere Einwirkung auf das gesamte Volksleben ausgeht — die Vertreter des Volkes, die Organe der Staatsverwaltung, die Leiter der Kirche, die Erzieher der Jugend — das ist die fernere Aufgabe jedes Einzelnen, der mitarbeiten will an der Wiedererweckung kirchlichen Sinnes. Ist nach diesen beiden Richtungen hin erst der Weg gebahnt, so wird das eigentliche Reformwerk keine großen Schwierigkeiten mehr machen. Die schließliche Zersetzung und Wiedernenbildung von Gemeinden und Kirchen wird vermutlich in einer überraschend einfachen Form vor sich gehen. Und wenn die, zur Zeit ja noch bestehenden, inneren Schwierigkeiten nur erst gehoben sind, so werden die äußeren — Organisationen der einzelnen Gemeinschaften, Stellung zum Staate, Bestimmungen über Kirchenvermögen u. dergl. — jedenfalls nicht imstande sein, dauernd einem erheblichen Fortschritt in der Kulturentwickelung der Menschheit Widerstand zu leisten. Bestimmter Vorschläge nach dieser Richtung hin enthalte ich mich umsomehr, als alles Schablonenhafte und alles Generalisieren hier von vornherein ausgeschlossen sein muß. Wo die Idee die siegende Kraft in sich trägt, findet sie allemal auch die Mittel und Wege, sich in die That zu übersetzen.

Ich habe an den Egidyschen Ausführungen so manches bemängelt, daß ich darüber leicht in den Verdacht geraten könnte, den hohen Wert der „Ernsten Gedanken“ gar nicht zu würdigen oder zu erkennen. Deshalb sei es hier noch einmal besonders ausgesprochen: schon dieser eine Punkt, die Forderung, auch in kirchlichen Dingen stets wahr gegen sich selbst und nie unwahr gegen andere zu sein, muß genügen, dem Mann die tiefste Ach-

tung zu ſichern, der ſo ernſt und nachdrücklich für die Wahrheit eintritt. Ich glaube, aber auch darin werden die „Ernſten Gedanken“ uns einen erheblichen Schritt vorwärts bringen, daß ſie weite Kreiſe immer geneigter machen, dem inneren Zwieſpalt zwiſchen ihrer Überzeugung und den Lehren der Kirche offen Ausdruck zu verleihen. Mag dann die weitere Entwickelung einen Weg einſchlagen, welchen ſie wolle: ſo lange ſie das Panier der Wahrheit und die Offenheit hochhält, kann das Endziel kein ungünſtiges ſein!

Praktiſche Sozialpolitik.

Von Max Herold.

(Berlin.)

Wir brauchen wohl nicht erſt nachzuweiſen, daß die Wohnungsfrage eine brennende iſt, nicht bloß für die Arbeiter und kleinen oder mittleren Beamten, ſondern auch für den ſelbſtändigen Handwerksmann, den Kaufmann und alle diejenigen, welche nicht Hausbeſitzer oder Häuſerſpekulanten ſind.

Über die Wohnungsnot bezw. das Mietselend verſchiedener Städte ſind ſo viele bedenkliche Einzelheiten im Laufe der Zeit ſchon bekannt geworden, daß es kaum notwendig iſt, näher auf die Wohnungsmiſere einzugehen und deren wirtſchaftliche, ſittliche und geſundheitliche Nachteile darzuthun.

Beſteht auch nicht überall vielleicht jenes erſchreckende Wohnungselend wie in Hamburg, Berlin, Wien, Mannheim u. ſ. w., ſo iſt es doch unzweifelhaft, daß die Wohnungsnot auch in kleineren und ſtilleren Städten vorhanden iſt. Sie äußert ſich nicht in einem Mangel an Wohnungen, ſondern in der Verſchlechterung und Verteuerung gerade der ſog. „billigen und kleinen Wohnungen“. Auch in München ſind enorme Mietsſteigerungen an der Tagesordnung, ſelbſt da, wo bauliche Veränderungen zu ſolchen Steigerungen keine Veranlaſſung und keinen Vorwand gaben. Eine wüſte Spekulation in Häuſern und Baugründen innerhalb und außerhalb der Stadt geht damit Hand in Hand und treibt die Wohnungspreiſe noch mehr in die Höhe. „Wenn ich die Wohnungspreiſe erhöhe, ſo wuchere ich nicht, ſondern ich habe nur meine Rente erhöht,“ meinte jüngſt ein Hausherr.

Dieſe Mietsſteigerungen haben aber höchſt bedenkliche wirtſchaftliche

Nachteile. Die Mieten haben eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie kaum mehr zu erſchwingen ſind und verhältnismäßig weitaus den größten Teil des kleinen Einkommens verſchlingen. Dadurch werden die kleinen Leute in ihrem wirtſchaftlichen Fortkommen gehemmt, es wird ihre Kaufkraft geſchwächt, die körperliche und geiſtige Friſche der Leute leidet, von den ſittlichen Schädigungen ganz abgeſehen.

Eine Reihe von ſtädtiſchen Behörden, ſo Berlin, Frankfurt a. M., Stuttgart u. ſ. w. hat dem Wohnungselend ihre Aufmerkſamkeit zugewendet und die preußiſche Regierung befürwortet nach den Blättermeldungen ſogar ein beabſichtigtes Eingreifen des Staates, um billige Wohnungen mit privatem Charakter für die mittleren und kleinen Beamten herzuſtellen.

Verhindert ſoll und muß werden, daß ſich profitwütige Spekulanten der Sache bemächtigen und ſich gemeindliche oder ſtaatliche Subventionen geben laſſen, um ihr Pfeifchen daraus ſchneiden zu können. Die Herſtellung billiger Wohnungen darf alſo nicht der Privatſpekulation überlaſſen werden, ſondern der Staat bezw. die Gemeinden ſollen die Sache ſelbſt in die Hand nehmen.

Der Zweck dieſer Zeilen iſt nicht, die Wohnungsfrage einer erſchöpfenden Erörterung zu unterziehen, ſondern die öffentliche und eingehende Beſprechung dieſer Frage in Fluß zu bringen. Wahlvereine, Mietervereine u. ſ. w. dürften ſich den Dank Tauſender verdienen, wenn es ihnen gelänge, der Privatſpekulation die Frage zu entziehen und Staat und Gemeinde zu veranlaſſen, die Sache ſelbſt in die Hand zu nehmen.

Was die Agitation vermag, das beweiſt die Arbeiterpartei in der Stadt Bern. Dort erreichte ſie, daß der Gemeinderat der Stadt Bern die Quartieranlage von Doppel- und Reihenhäuſern mit zugehörigen Gärten und Straßenanlagen und die Bewilligung eines Kredits von 900 000 Frks. genehmigte. Wenn wir uns nicht rühren, wenn wir unſere Wünſche und Forderungen nicht ſelbſt formulieren, bekommen wir auch nichts.

Wir ſind weit davon entfernt, von den vielen anderwärts aufgetauchten Projekten und Vorſchlägen gerade dieſes oder jenes als das richtige bezeichnen zu wollen. Eines aber geht aus allem hervor: ohne Teilnahme von Staat und Gemeinde kann die Wohnungsfrage nicht befriedigend gelöſt werden.

So hat vor einiger Zeit der deutſche Bund für Bodenbeſitzreform an die Berliner Stadtverordnetenverſammlung eine Petition gerichtet, in der er erſucht, daß die Stadt ſelber Terrain erwerben und dieſes auf dem Wege der Verpachtung an gemeinnützige Bau-Geſellſchaften unter beſtimmten Baubeſchränkungen gelangen laſſe.

Wird in dieſer Petition auch das direkte Eingreifen der Gemeinde

verlangt, so ist in derselben der Privatspekulation doch wieder ein zu großer Spielraum gelassen.

Besser gefällt uns ein Vorschlag des Rechtsanwalts Richard Berg, welcher will, daß der Staat zunächst den in der Umgebung der Groß- und Industriestädte liegenden Grundbesitz enteignet, denselben an die Gemeinden auf 99 Jahre verpachtet und sie verpflichtet, auf dem gepachteten Staatsboden Gebäude mit billigen Wohn- und gewerblichen Räumen zu errichten und während der Dauer der Pachtzeit zu verwalten. Im erforderlichen Falle gewährt der Staat gegen billigen Zinsfuß Baugeldddarlehn. Die Verwaltung des einzelnen Mietshauses erfolgt ehrenamtlich durch einen Hausmieter; jeder Mieter hat gegen dessen Anordnungen ein Beschwerderecht an einen aus Mietern und Hausverwaltern zusammengesetzten Bezirksvorstand.

Es ist ein Zinsfuß von $2^1/_2$ vom Hundert an den Staat für das Baukapital angenommen. Der von der Gemeinde dem Staat alljährlich zu entrichtende Grundzins soll 2 v. H. des vom Staat bezahlten Erwerbspreises betragen. Von dem Mietsertrag der Häuser fließt nach Abzug des Grund- und Hypothekenzinses, sowie 2 v. H. für Abnutzungs- und Reparaturkosten die eine Hälfte in die allgemeine, die andere in eine besondere Gemeindebaukasse. Der durch die Vermietung der Gebäude aufzubringende Mietzinsausfall soll höchstens 5 v. H. des Grund- und Gebäudewerts betragen und kann bei älteren Häusern (20 J. nach Erbauung) auf 3 v. H. herabgesetzt werden.

Der Staat soll also den Grundbesitz erwerben und die Gemeinde soll bauen.

Berg empfiehlt ferner „den Ankauf von Grundstücken, welche in der Umgebung der betreffenden Städte liegen. Letztere sind mit einem breiten Gürtel derartiger Kommunalwohnhäuser zu umschließen, um den Spekulationsbesitz im Innern der Stadt gleichsam zur Ergebung, das heißt zu einer allmählichen Herabminderung der abnormen Bodenpreise zu zwingen. Außerhalb des Gürtels vermag die Spekulation nicht mehr festen Fuß zu fassen, weil sie nicht billiger oder teurer sein kann, als die vor ihr liegenden Kommunalhäuser. Der reellen Privatbauthätigkeit würden dagegen durch diese Maßnahmen keine unübersteigliche Schranken gesetzt."

Es fällt uns nicht ein, hier und jetzt zu entscheiden, ob der vorgeschlagene Weg gangbar ist. Aber daß der Staat die Lösung der Wohnungsfrage in die Hand nehmen muß, ist auch unsere Überzeugung.

* * *

Wir geben ferner Kenntnis von den Absichten einer in der Bildung begriffenen Deutschen Volks-Baugesellschaft, weil, wie uns scheinen will,

bei dieſem Verſuche, die unteren Schichten des Volkes mit eigenem Heime zu verſorgen, gute ſoziale Abſicht durch eine geſunde Finanzierung unterſtützt wird. Wir möchten indeſſen den ſubjektiven Charakter dieſes unſeres Urteils möglichſt ſtark betonen und im übrigen die Leſer auf folgende thatſächliche Mitteilungen verweiſen:

Die Geſellſchaft will die Wohnungsfrage für alle Stände, Beamte, Kaufleute, Arbeiter oder Landleute, zu einer möglichſt befriedigenden Löſung bringen. Sie will jedem, der es wünſcht und der ſelbſtverſtändlich den geforderten Anforderungen entſpricht, Haus und Hof bauen und übergeben, ohne daß der Erwerber eine Auzahlung oder Amortiſation zu leiſten hat. Trotzdem erhält derſelbe das Anweſen in ſeinem Alter als ſchuldenfreies Beſitztum oder er hinterläßt es bei ſeinem etwa früher eintretenden Tode ſchuldenfrei ſeinen Erben. Dieſes anſcheinend unerfüllbare Verſprechen ſoll in folgender Weiſe verwirklicht werden. Wer von der Volksbaugeſellſchaft ein Beſitztum zu erwerben wünſcht, wird mit dem vollen Werte dieſes Beſitztums bei einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft auf Todes- und Altersfall — das letztere auf ein Alter von 60 Jahren — eingekauft. Ohne vorerſt als Eigentümer eingetragen zu ſein, kann der Verſicherte auf dem betreffenden Grundſtück nichtsdeſtoweniger ſchon als eigener Herr ſchalten und walten. Wirklicher Eigentümer wird er hingegen erſt nach erreichter Altersgrenze. Stirbt er vorzeitig, ſo erben das Beſitztum ſchuldenfrei und frei von Hypotheken ſeine Erben. Was der Zukunftseigentümer zahlt, iſt eine jährliche Miete von 7 v. H. des Wertes des Anweſens, und zwar ſetzen ſich dieſe 7 v. H. zuſammen aus $2^1/_2$ v. H. für die Lebens- beziehungsweiſe Altersverſicherungsprämie, 4 v. H. für den eigentlichen Koſtenpreis des Anweſens und $^1/_2$ v. H. für Feuerverſicherung und die für das Grundſtück zu zahlenden Realſteuern. Geſetzt den Fall, für den Kaufpreis von 4500 Mark könnte in der Nähe von Berlin ein beſcheidenes Landhaus mit 48 Quadratmeter bebauter Grundfläche und beſtehend aus Parterre und Hochparterre, enthaltend vier Zimmer, Küche, Speiſekammer, Keller, Flur und Veranda, ſowie mit einem fünf Meter tiefen Vorgarten errichtet werden, wobei die Geſamtgröße des Grundſtücks zu 20 Quadratruten à 35 Mark berechnet iſt, ſo würde die jährliche Miete 315 Mark betragen. Bei dieſer jährlichen Mietszahlung wird dann im 60. Lebensjahre der Moment herankommen, da der Bewohner wirklicher Beſitzer durch Auszahlung der Lebensverſicherungspolice an die Deutſche Volksbaugenoſſenſchaft geworden iſt. Die zur Ausführung der Bauten notwendigen Geldmittel gedenkt die Geſellſchaft in der Weiſe zu beſchaffen, daß ſie Grundſchuldbriefe oder Anteilſcheine auf deponierte Grundſchuldbriefe für den Wert der Beſitzſtätten ausgiebt, welche

mit 4 v. H. zu verzinſen und nach jeweiligem Eingang der Summen von den Lebensverſicherungs-Geſellſchaften zurückzubezahlen bezw. zu amortiſieren ſind. Als Sicherheit haften für dieſe Grundſchuldbriefe die Grundſtücke ſelbſt, das Grundkapital der Geſellſchaft, welches vorläufig auf 500 000 Mark bemeſſen wird, die Hauptſumme der Genoſſenſchafter, welche ebenſo groß iſt, wie das Grundkapital, die mit mindeſtens 15 v. H. des jährlichen Reingewinns zu dotierenden Reſervefonds und die Lebens- und Alterverſorgungs-Policen. Für den Fall, daß ein Mieter nicht imſtande iſt, ſeinen Verpflichtungen nachzukommen, iſt obligatoriſcher Anſchluß an eine Kreditgenoſſenſchaft, welche über jene Klippe hinweghelfen ſoll, vorgeſehen. Das ſind im Weſentlichen die Grundzüge der konſtituierenden Geſellſchaft, für deren Zuſtandekommen beſonders Geh. Juſtiz-Rat Dr. Dernburg, Rechtsanwalt Dr. Hoffmann und Adolph Braun thätig ſind. An Kapital ſind bis jetzt etwa 100 000 Mark gezeichnet worden. Vorläufig mögen dieſe Mitteilungen mit dem Hinweis, daß die Geſellſchaft beſonders kleine Landhäuſer in der Nähe von Berlin zu bauen gedenkt, genügen. Zuſchriften ſind zu richten an das Komitee der Deutſchen Volks-Baugeſellſchaft zu Händen des Herrn Adolph Braun, Berlin W., Leipziger Straße 104, 2 Tr. links.

Leſſing-Epiſode.

Von Albert Kniepf.

(Danzig.)

Unter dem Titel: „Leſſings Plagiate“ erſcheint ein leider nicht weniger als 60 Mark koſtendes Werk von Paul Albrecht, Dr. med. et phil., Kgl. Preuß. Profeſſor, der vermöge eines koloſſalen Bücherfleißes und offenbar auch bedeutender Geldopfer ſich der Rieſenaufgabe unterzogen hat, dem pſeudopoetiſchen Kompilator G. E. Leſſing ſeine bis in die Tauſende zählenden plagiomaniſchen Geheimſünden wohl regiſtriert und numeriert nachzurechnen, wozu es der Kenntnis und der oft überaus erſchwerten Durchſicht von heute vielfach vergeſſenen Produkten der Weltlitteratur bedurfte. In dieſer Beziehung konnte der Philologe Leſſing nur wieder von einem philologiſch hervorragend veranlagten Kopf entlarvt werden, und bezeichnenderweiſe iſt es ein Arzt, dem wir dieſe pſychiatriſche Vernichtung eines plagiatſüchtigen Litteraturheros verdanken. Jedes der dramatiſchen Erzeugniſſe

Leſſings beſteht nach Albrecht aus Hunderten von zuſammengeſtohlenen Flicken und ebenſo iſt es mit der epigrammatiſchen Weisheit des vermeintlichen Dichters beſtellt.

Wenn Leſſing alſo von ſich ſagte, er müſſe alles mit Druckwerk und Röhren aus ſich herauspreſſen, ſo iſt ſelbſt dieſes Bekenntnis noch nicht einmal wahr, denn aus ſich nahm er garnichts als den traurigen Mut, fremde Gedanken zu importieren und ſie für die ſeinigen auszugeben, dies war ſeine „poetiſche“ Methode.

Die Enthüllungen Albrechts kommen zwar nun auch für Diejenigen unerwartet, welche in Leſſing keinen ſonderlichen Denker und Litteraten zu verehren vermochten, doch auch ſchon ohne die grauſame Sezierarbeit Albrechts beſtand für mich niemals ein Zweifel, wie gründlich ſich die moderne Schulmeiſterbildung in der Schätzung Leſſings und anderer Dichterheroen, vornehmlich auf dramatiſchem Gebiete, vergriffen hat: ſeit Shakeſpeare hat Europa noch keinen Dramatiker wieder beſeſſen, der echte Kunſt und Poeſie mit großen Ideen und mit umfaſſenderem philoſophiſchen Menſchenkennertum vereinigte, es blieb immer lediglich bei einer dramatiſchen Shakeſpearemanie à la Schiller, Goethe, Kleiſt u. ſ. w. Erſt neuerdings zeigt das Drama lebendigere Triebe, ſeine Technik wurde, z. B. bei Ibſen, Wildenbruch, Sudermann u. a. wieder der unmittelbare Träger des Inhalts, Rede und Aktion zeigt wieder mehr ſtiliſtiſch-dramatiſche Körnung, allein dieſe techniſche und poetiſche Durchgeiſtigung trifft leider mit einem überreizten, philoſophiſch und moraliſch ſteuerloſen Zeitalter zuſammen, und ſo ſcheint die Kunſt, trotzdem ſie ſich heute endlich wieder zur Selbſtändigkeit des Könnens entwickelt hat, dem verwerflichſten Raffinement dienſtbar werden zu ſollen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts dagegen hatte man wohl noch die große tragiſche Denkweiſe in der Poeſie, allein dies war bereits Humanitäts-Romantik, welche auf der Bühne Leſſings, Schillers und Goethes zu keiner unmittelbar künſtleriſchen Durchgeiſtigung gelangte, und ſo tragen die Figuren Schillers ein den Fresken der deutſchen, idealiſtiſchen Malerei (Cornelius ꝛc.) analoges Gepräge: ſie ſind von einem leeren äußerlichen Schwunge der Handlung, des Aufbaues des Ganzen beherrſcht, ihre Phyſiognomie aber entbehrt des vollen Lebens, iſt unfertig ausgeprägt, ſchattenhaft, ja verzerrt, ihr Pathos daher ein trügeriſches, welches nicht zwanglos in Handlung aufgeht. Bei Goethe gerät das alles nur mehr lyriſch, aber ſonſt in keiner Hinſicht beſſer. Täuſchen könnten in dieſer Beziehung nur die realiſtiſcheren Figuren dieſer Dichter; da ſie mehr aus der Alltäglichkeit gegriffen ſind, wird man das künſtleriſche Manko weniger gewahr: ſonſt aber war Schiller durchaus der Dramatiker desſelben aufgeſteiſten hohlen Pathos, welches

Lessing an Corneille, Racine und Voltaire prahlerisch abgekanzelt hatte, natürlich nicht, um es besser zu machen, sondern um vermittelst des schon erwähnten Apparats von „Druckwerk und Röhren" zwar weniger „klassisch" aufgestelzte, aber durchaus nicht besser anmutende dramatische Machwerke in die Welt zu setzen, deren ungeschickte, verschrobene Figurenzeichnung und deren innere Poesielosigkeit das deutsche Schulbildungsphilisterium nicht hinderte, sich bis zur Stunde davon gründlich mystifizieren zu lassen. Wir halten eben keine allzu großen Stücke auf die moderne Bildung, meinen aber, wenn jemand heute mit einem dramatischen Monstrum, wie die Emilia Galotti es ist, hervorträte, so wäre ihm ein glänzendes Fiasko gewiß. Diese Lessingschen Versuche gehören in die Gattung der sogenannten Rührstücke, Schillers Dramen nicht minder, von Goethes historischen und bürgerlichen Bühnenwerken nicht zu reden; der Begriff Rührstück kennzeichnet aber ziemlich treffend alle dramatischen Produkte, wo die Affekte und Leidenschaften nicht frei in dramatisch-stilgerechte Aktion überleiten, wo das Pathos nicht künstlerisch bemeistert und streng in der Richtung auf Handlung herausgetrieben und gekörnt ist.

Denn es giebt kein logisch definierbares Prinzip oder Merkmal für den Kritiker; die Kunst bleibt auch innerhalb der Dichtung eine Sache des höheren Geschmacks und der feinen Zunge: man erlangt durch erklärendes und abwägendes Zerlegen einer dramatischen Handlung kein Kunstverständnis, obwohl von der modernen Schulbildung diese Erklärungen schwunghaft betrieben und die Schüler glauben gemacht werden, sie verständen dadurch die Dichter. Die Lehrer selbst sind allermeist allzumenschlicher Mittelschlag, dem die Begeisterung für Kunst höherer Art über den Horizont geht. Sie vermögen zwischen Shakespeare und Schiller keinen wesentlichen oder großen Unterschied zu entdecken, sie schwärmen ex officio für die schönen Reden, die Gesinnungsweise und die Luxusweisheit der dramatischen Figuranten: Die Kunst aber in der szenischen Anordnung, in der stilgemäßen Forttreibung und Ausspinnung der individuellen Affekte, deren Schwierigkeit im Drama so groß, daß sie auch bei den bedeutendsten Werken Shakespeares niemals permanent durchgeführt ist, und welche bei dieser Gattung der Poesie stets im Kampfe liegt mit den unumgänglichen von außen hinzutretenden Momenten der Handlung, ist von jeher für die meisten eine unverstandene Sache geblieben. Giebt es überhaupt eine unvollkommene Kunst, so ist es das Drama, je mehr Personen darin auftreten, um so schwieriger wird es sein, Architektur und rein auf humanitäre Konflikte gestütztes Vorwärtstreiben der Handlung in Harmonie zu bringen. Notwendig wird es in den meisten Fällen unmöglich sein, die Handlung ihren Fortschritten nach völlig zu ver-

geiſtigen, d. h. ganz allein die Leidenſchaften walten zu laſſen, denn die zur Verfügung ſtehenden Fabeln geſtatten dies in der Regel nur beſchränkt, und dem genialſten Dichter ſind hier von vornherein die Hände gebunden. An innerer Konſequenz wüßte ich z. B. kein Stück mit dem Othello Shakeſpeares zu vergleichen, ſeine hiſtoriſchen Schauſpiele dagegen laſſen in der angedeuteten Hinſicht alle viel zu wünſchen übrig. Indeſſen ſpricht bei dieſem großen dramatiſchen Poeten der neueren Kultur ſelbſt aus ſeinen epiſodiſchen Würfen noch immer ſein Genie der ſtilgerechten und deshalb naturwahren Figurenzeichnung bei ſonſt unerreichter Pſychologie und freieſter Lebensanſchauung. Er ſteht auf der Grenzſcheide, wo der germaniſch-heroiſche Geiſt Alt-Englands durch allzuviel „Ziviliſation" erlahmte und in überwiegend parlamentariſchen Demokratismus verſank. Er wurde der große Tragiker der alten heroiſchen Kampfinſtinkte des engliſchen Adels, ſeine Tragödien und Hiſtorien ſind die Schwanengeſänge der aufſteigenden engliſchen Kultur geweſen, und wenn er dabei auf die Römer zurückgriff, ſo darf uns das bei der Verwandtſchaft der römiſchen und altengliſchen Patrizier-Herrſchſucht nicht wundern. Zur Tragödie großen Stils gehören aber bedeutendere Menſchen und wenngleich ſich das Tragiſche auch in den niederen, breiteren Regionen des Volkslebens vorfindet, ſo erzielt die Bühnenkunſt ihre größten Wirkungen nur dann, wenn die tragiſchen Affekte auf ein allgemein-ideelles Niveau erhoben, und in den handelnden Perſonen das Typiſche in auch äußerlich bedeutenderen Figuren verkörpert wird. Das komiſche Element mag ſich im Drama an alltäglichen Typen genügen laſſen, wie ja die Komik an ſich ſchon den Menſchen um ſeine Würde bringt, die Tragödie aber wird um ſo gewaltiger wirken, je höher die Träger der Handlung ſtehen, d. h. je mehr geſellſchaftliche Verantwortung ihnen anhaftet, und ſolche — es muß unſerm auf „Demokratie" und Nivellierung irrtümlich verſeſſenen Zeitalter ins Geſicht geſagt werden — höherſtehenden, ſtärkeren Menſchen wird es immer geben, ſie werden trotz parlamentariſchem Volksſtimmrecht immer wieder emporkommen, wenn große Gefahr an die Völker herantritt. Man darf deshalb unbeſorgt ſein, auch die große Tragödie wird ihre Auferſtehung feiern, ſobald die Jahrhunderte und die Wendung der Lebensanſchauung ſie vorbereitet haben werden, und wie es ſcheint, können nur die Kulminationspunkte der Kulturen dieſe größte Form der Poeſie, die Tragödie, neu beleben, ſofern ein Volk dazu überhaupt talentiert iſt, und das war bekanntlich zumeiſt nicht der Fall! —

Die Deutſchen wiegten ſich, verführt durch die „moderne Bildung" in den Traum, in Leſſing, Schiller und Goethe eine große dramatiſche Periode gehabt zu haben, ſie träumen überhaupt gern von „Bildung", welche ſie

zugleich mit Kultur identifizieren. Man erwäge doch, haben ſie etwa ihre Kunſt, in der ſie alle alten und neueren Völker überragen, die Muſik, vermittelſt dieſer ſogenannten „Bildung“ geſchaffen, waren die Bach, Mozart, Haydn und Beethoven im modernen Sinne gebildet, verſtehen unſere Bildungskrämer, welche zumeiſt nur Bücherwürmer ſind, in ſtrengerem Sinne viel von der Muſik? — Und doch werden die kommenden Jahrtauſende noch unſere deutſche Muſik ebenſo anſtaunen und bewundern, wie wir die griechiſche Bildhauerei, und ſchwerlich dürften die Völker der Zukunft ſo bald imſtande ſein, uns darin gleichzukommen oder gar zu überbieten. Man überlege, die Muſik kulminierte auch genau mit dem Zeitpunkte (nach Beethoven und Schubert), wo die moderne Bildung hinzukam! —

Wir ſind bedeutend in der Lyrik, in der erzählenden und epiſchen Poeſie, im Drama aber blieb uns die große und hohe Kunſt im Sinne der Alten und Shakeſpeares bis jetzt noch verſagt, es müßten denn die neuerdings verhandenen künſtleriſchen Anſätze im Verein mit großen Ereigniſſen und einer freieren Philoſophie den dramatiſchen Heros der Deutſchen zeitigen.

Mit Shakeſpearemanie aber kommen wir nicht weiter, Schiller beweiſt das, deſſen pathetiſche Rhetorik die moderne philologiſche Bildung über die durchweg unrichtige und karikierte, ſtiliſtiſch und in der Richtung auf Lebenswahrheit mißlungene Zeichnung ſeiner Figuren getäuſcht hat. Am allerwenigſten aber hat ein Leſſing Anſpruch auf wahres Künſtlertum, wie nun auch das Albrechtſche Kompendium auf analytiſchem Wege nachweiſt, daß es mit ſeinen poetiſchen Fähigkeiten jammervoll beſtellt war.

Und welches Elend machte man von Leſſings kritiſcher Thätigkeit! — Seine kritiſchen Geſichtspunkte borgte er von dem Urahn aller Philologen, von dem philoſophiſchen Wortklauber Ariſtoteles, deſſen oberflächliche tragiſche Theorie ihm imponierte. Ariſtoteles repräſentiert den Bankerott der griechiſchen Philoſophie, als Sammler allenfalls hat er einen Wert für die Litteratur. Man ſehe nur genau nach, was Leſſing mit der ariſtoteliſchen Furcht- und Mitleid-Theorie erreichte, breit getreten genug iſt dieſelbe in der Hamburgiſchen Dramaturgie. Um die Aufgeſteiftheit der franzöſiſchen Dramatiker zu erkennen, bedurfte es nicht des Ariſtoteles, und gegenüber Shakeſpeare verſagte die öde klaſſifizierende Weisheit des Stagiriten, auf Richard III. wollte Furcht und Mitleid nicht paſſen. Einmal ſagt der große Kritiker: „Die Regeln des Ariſtoteles ſind alle auf die höchſte Wirkung der Tragödie kalkuliert“ und an anderer Stelle heißt es: „Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie hat geben wollen“. Dennoch hielt er an der Abſurdität feſt, das Rezept des Ariſtoteles garantiere das Zuſtandekommen einer guten Tragödie und — er hat es,

wie wir wissen, damit versucht. Er bezeichnet seine Arbeiten selbst als „Dramatische Versuche", er gesteht ein, seine Stücke nur mit vieler Mühe, Belesenheit und Kritik fabriziert zu haben, er vergleicht sich mit einem Lahmen, den die Krücke Kritik wohl zur Fortbewegung verholfen, ihn aber nicht zum Läufer machen konnte, kurz, er kannte sich einigermaßen, war aber derartig unpoetisch veranlagt, daß er vermeinte, mit bloßem Raisonnement und zusammengelesenen Litteraturfetzen eine dramatische Ware produzieren zu können, welche, nach seiner Ansicht, etwa halbwegs haltbar sein sollte. Wenn man heute noch diese poetischen Surrogate als geniale Offenbarungen feiert, so ist das auf den Kultus zurückzuführen, welchen der deutsche, gymnasiale Humanismus mit den Werken der dramatischen Klassiker treibt, um sich in äußerst konservativer Weise gegen alles Neuere in der Poesie und Philosophie, was über den Lessing-Schillerschen Deismus hinausgeht und was sonst der „christlichen" Erziehung der Jugend gefährlich werden könnte, zu sträuben. Die neueste realistische, vorwiegend in der Novellistik genial vertretene Poesie mag kein für Schüler geeigneter Gegenstand sein, und es wäre Thorheit, sie in erziehlicher Weise verwerten zu wollen, denn die Jugend vermag das Künstlerische nun einmal nicht insoweit zu würdigen, daß man ihr das Stoffliche, wo es soziale Zustände schildert, wahllos unterbreiten dürfte: wenn aber sich ein großes Werk der Neuzeit für die Schule eignet, so sind es Wilhelm Jordans „Nibelunge", denn dieses eines Homer würdige Epos vereinigt höchste plastische Meisterschaft mit großem Stil: haben sich aber bis heute die Philologen fähig erwiesen, diesem mächtigsten der deutschen Poeten irgend eine Anerkennung zu teil werden zu lassen? —

Alles sehr erklärlich indes in einem von religiösen und politischen Parteiungen zerrissenen Lande, welches noch unter dem geistigen Druck steht, den die christlich mosaische Lebensanschauung mit ihrem Mißtrauen gegen das Weltliche und Sinnesfreudige, mit ihrer Feindseligkeit gegen alle Geistesfreiheit, welche sich des nur Symbolischen in aller Weltanschauung bewußt ist, über die Menschheit gebracht hat.*) Und Jordan ist antikatholisch!

Ein Glück noch, daß die Kunst nicht von der deutschen Philologie und Staatsschulbildung abhängig ist, sondern ihre Antriebe von der Entwickelung des philosophischen Bewußtseins der Völker empfängt. Erwägen wir sogar, inwiefern das letztere gerade im Kampfe mit konservativen Mächten, als deren eine man die gegenwärtig Kurs habende moderne deutsche Schulbildung zu betrachten hat, zu neuen Impulsen aufgestachelt wird und weiterwächst, so können wir uns noch bei dieser modernen Bildung bedanken. —

*) S. meine philosophische Schrift: „Denken und Weltanschauung" — Leipzig, bei W. Friedrich.

Daß auch ihre Stunde bereits geſchlagen, beweiſt das zur Zeit ſo lebhaft vorhandene Bedürfnis nach Schulreformation, man ringt danach, die Ketten des philologiſchen Ballaſts abzuſchütteln, vergißt aber, daß es vor allem der Staat ſelbſt iſt, welcher durch ſeine Büreaukratie und deren vielgeſtaltetes Examenweſen eine Vereinfachung der Schule und ihre Emanzipation von den Philologen hintenanhält. Inzwiſchen hat die moderne Technik in allen Volkskreiſen der Schule die führende Rolle bereits abgenommen, und dieſer Niedergang des philologiſchen Humanismus ſpricht aus dem Bedürfnis nach Reformen.

Zu den Götzen des Humanismus, welche zertrümmert dahinſinken, gehört auch der Philologe Leſſing, der da ſelbſt bekennt, kein Dichter zu ſein, der es aber verſchweigt, ſeine poetiſchen Flicken aus mehr und minder bekannten ausländiſchen Schriftſtellern abgeſchrieben oder höchſtens künſtlich kombiniert zu haben, der fälſchlich als Aufklärer verſchrieen iſt, da er nach dem neuen Teſtament noch an eine dritte, kommende chriſtliche Offenbarung glaubte, durch welche das Menſchengeſchlecht weiterhin „erzogen“ werden würde, welche Weisheit er (ſ. „Beiträge zur Beurteilung G. E. Leſſings“ von Dr. Rich. Mayr, Wien bei Alfred Hölder, pag. 67 u. ff.) dem patriſtiſchen Kirchenlehrer Tertullian entnommen hatte. Was weiter die vielbelobte Toleranzlehre Leſſings anlangt, die alle Konfeſſionen als gleichwertig gelten läßt, um „Gott“ die Ehre zu geben, ſo kann man ſchwerlich darin eine ſonderliche Philoſophie und Originalität erblicken, denn in dieſer religiöſen Beziehung hatte ja die konſequente, engliſch-franzöſiſche, deiſtiſche Aufklärung weit vorausgearbeitet, welcher ſich Leſſing jedoch durch ſeine Offenbarungsgläubigkeit reaktionär entgegenſtemmte; der Radikalismus Voltaires und der Aufklärungsphiloſophie entſprach nicht den proteſtantiſch-theologiſchen Inſtinkten eines Leſſing, in dieſem war er viel zu ſehr dialektiſch veranlagt, um die geraden Wege zu gehen; zwar focht er gegen die Orthodoxie, allein dergleichen Kämpen gab es jederzeit, ja ſchon im Mittelalter viel bedeutendere, und nur die äußerſt beengte deutſche Bildung verſchuldet es, wenn man allgemein glaubt, Leſſing gehörte zu den Aufklärern und originalen Denkern, er war vielmehr in allem äußerſt unſelbſtſtändig, nur darin nicht, durch pointierte Klugrednerei im Stil ſich als ein Original aufzuſpielen.

Von der philoſophiſchen Geſinnung und der Idealität Schillers und Goethes beſaß der Hamburger Kritiker keine Ader, er wußte dieſe philoſophiſche Geſinnung auch an dem ihm überlegenen Voltaire nicht im geringſten zu würdigen; und doch iſt es gerade das Denkertum bei Voltaire und den genannten deutſchen Dichtern, welches ihre Poeſie überdauern

wird, am schönsten und längsten bei Voltaire und Goethe, während Schiller sich durch den abstrakten Kantianismus allzusehr beeinflussen ließ, immerhin aber auch in seinen pathetischen, philosophischen Spekulationen Originelles leistete.

Voltaire und Goethe werden vermöge ihrer individualistischen, universell-philosophischen Denkweise, durch welche sie, *im wohlthuenden Gegensatze zu einem Lessing*, zu bedeutsamen Vorkämpfern gegen das christlich-asketische Prinzip wurden, auch noch den Glanz ihres Namens behaupten, auch wenn ihre eigentliche Poesie längst verblaßt sein wird, wie es mit der Voltaireschen schon heute der Fall; und weil in Schiller, auch angeregt durch die Winkelmannsche Begeisterung für die Antike, das schwungvoll-dionysische Element als ein Novum in Deutschland so mächtig war, daß sich der Enthusiasmus der Jugend noch bis heute daran entzündet, können wir auch diesem Dichter seine volkstümliche Funktion nicht absprechen, vermochte er auch sein Pathos noch nicht in streng dramatischem Sinne zu meistern.

Inwieweit dieses *hellenisierende* Element an Schiller geschätzt werden muß, ergiebt sich aus der Thatsache, daß Beethoven durch die Schillersche Freudenhymne zu dem dionysisch-orgiastischen letzten Satze der neunten Symphonie begeistert wurde, vermöge dessen dieses gigantische Gebilde als das größte, wahrhaft hellenische Kunstwerk der Deutschen dasteht.

Wozu regte das wiedererwachte Interesse für die Antike einen Lessing an? — — Zu trocken-analytischem, oberflächlichem, wiederum echt aristotelischem Kramen in Kunsteindrücken, welches unter anderem in der Verwunderung gipfelt, warum der gemeißelte Laokoon seufzt und nicht schreit, und in der Bewunderung, daß der antike Künstler also ein „weises Maß" gehalten habe. Dies erinnert wieder an die Weisheit des Aristoteles von dem mittleren Charakter des tragischen Helden, der weder gut noch vorwiegend böse sein sollte, und solchen höchst mäßigen Theorien war der mittlere Litterat Lessing stets am zugänglichsten, ebenso wie er vermittelnd zwischen Glauben und Aufklärung, wie zwischen drei Religionen hindurchzusteuern wußte.

Doch nun genug, ich hoffe, diese Prozedur wird lehrreich sein für die herzugeströmten Schaulustigen, mögen sie ihrem Geschmack nun um so besser mißtrauen, sowohl wenn sie poetische Litteratur lesen als auch wenn sie selbst dergleichen schreiben. Daß auch die Poesie in allen ihren Gattungen eine so strenge Kunst ist wie etwa die Malerei und Musik, kam noch wenigen „Gebildeten" zum Bewußtsein; jeder glaubt, weil er über das technische Mittel der Poesie, über die Sprache verfügt, er gehöre zur lesenden Geisteselite, oder dürfe gar dichten und Romane schreiben. Keine Kunst ist daher

der Masseninvasion unkritischer Interessenten derartig ausgesetzt wie die Poesie, und so existieren heute eine Unzahl völlig bedeutungsloser Produzenten, wenn sie auch einen „Namen" haben, die Familien- und Hintertreppenlitteratur garnicht eingerechnet.

Wenn ich aber hier den künstlerischen, sozusagen „formalästhetischen" Standpunkt hervorgekehrt habe, so liegt es mir ferne, denselben höher als ein bloßes kritisches Hilfsmittel zu schätzen, er dient eben zur Schärfung des Urteils, des Blicks; es ist eigentlich ebenso unmöglich, in der Kunst die Form vom Stoff zu trennen wie in der Physik die Materie von der Kraft. — „Form" bedeutet in allen Wissenschaften etwas sehr Relatives, und in der Kunst und Poesie meine ich damit die linearzeichnerische Bewegung in der Darstellung der Affekte, woran man am besten die Feinheit und Lebendigkeit des Produkts erkennt.

Diese „formale" Feinheit und Lebenswahrheit kann nun vorhanden sein, ohne daß das Kunstwerk sonst zu gefallen braucht, denn man kann das künstlerische Talent offenbar auch durch Bethätigung an häßlichen, abstoßenden oder sonst unbefriedigenden Objekten entwürdigen, was bekanntlich sehr häufig geschieht. Nicht genügt es, geschickter Künstler und Komponiteur zu sein, sondern erst durch die Gesinnung und Persönlichkeit empfängt die Poesie ihren Wert oder ihre Werte, denn diese können sehr verschieden geraten.

Der neuste sogenannte Naturalismus ist darin der Antipode des ehemaligen Schillerschen Idealismus; bei diesem gingen große Ideen, bedeutende Konflikte mit dem Unvermögen zu künstlerisch freier Zeichnung einher, heute dagegen mag wohl die scharfe künstlerische Charakteristik, die „Naturwahrheit" vorhanden sein, das Vermögen zu bedeutenden, durch innere Konsequenz der Leidenschaften abgerundeten, architektonisch-geschlossenen Handlungen aber fehlt. Daher die Dramen ohne Abschluß und ganz nach der „Natur"! —

Was heißt überhaupt in der Kunst „Naturnachahmung"! — So viel wie nichts; denn die realistische, naturalistische Natur im Gegensatz zur idealistischen Natur ist lediglich ein Produkt des anschauenden Gehirns; die eine Generation sieht die Natur ein bischen anders an als die vorhergehende oder folgende, und was man die „photographische Naturtreue" nennt, ist etwa die Naturanschauung der großen Mehrzahl der gemeinen Menschen; wirft sich die Kunst auf die Darstellung dieser gemeinen, offenbar gedankenloseren „objektiveren" Naturanschauung, so haben wir so etwas wie Naturalismus oder Realismus, während der höher stehende Künstler auch innerhalb dieser Einflüsse stets „Idealist" sein wird, denn er sieht die

Natur doch nun einmal nicht wie die Mehrzahl. Man irrt überdies, wenn man von einer „wahren“ Natur ſpricht, ſelbſt das photographiſche Lichtbild liefert uns nicht dieſe „wahre“ Natur, ſondern eine Darſtellung nach den techniſchen Mitteln, die alſo auch ſehr „individuell“ ſind, den photographiſchen Apparat als Perſon mit eigenartig konſtruiertem Auge gedacht.

Gerade das ideell-individualiſtiſche Element, deſſen Beeinfluſſung durch den fortwährenden Wechſel der Lebensanſchauungen mehr oder weniger idealer oder realer Art ja nicht zweifelhaft erſcheint, verdient die Hauptaufmerkſamkeit bei der Bewertung von Kunſt- und Poeſiewerken neben dem künſtleriſch-formalen, ſtiliſtiſchen Element, denn durch das erſtere nur adelt der Künſtler ſeine Fertigkeit.

Von den ſeltenen Ausnahmen, wo die künſtleriſche Phantaſie Kulturwerte im höchſten Sinne ſchafft bis herab zu dem, was als bloßer Zeitſpiegel oder gar als Moderaffinement zu betrachten iſt, führt eine lange Stufenleiter von Kunſtwerten — — — dieſes Axiom als Beitrag zu dem alten Problem von Zweck und Sinn der Kunſt. Man ſei mit ihrem Lobe vorſichtig, auch mit ihrer Applikation auf das Volk! — — Doch hier iſt das Verhängnis im vollen Zuge! —

Kleine Studien.

Von Georg v. Vollmar.

(Boienſaß am Walchenſee, Bayriſches Hochgebirg.)

Vorwort der Schriftleitung.

Wenn wir dieſes Heft mit dem Bildniſſe des Reichstagsabgeordneten Georg v. Vollmar ausſtatten, ſo geſchieht es nicht, um den politiſchen Parteimann und Parlamentarier oder den ſozialdemokratiſchen Führer, ſondern um unſeren Leſern den nicht weniger intereſſanten und bedeutenden Schriftſteller Georg v. Vollmar vorzuſtellen, wie er ſich in den nachfolgenden kleinen Aufſätzen nach verſchiedener Richtung als wirkensſtarker Geiſt kennzeichnet. Die Auswahl dieſer Stücke iſt deshalb ſo getroffen, daß je eins die ſozialtheoretiſche, die polemiſche, die künſtleriſche und die ſchlagfertig aphoriſtiſche Seite dieſes ſtarken Geiſtes ſcharf beleuchtet. Georg v. Vollmar iſt keineswegs ausſchließlich Politiker und Parteimann. Er iſt zugleich ein verſtändnisvoller Freund der Litteratur und Kunſt, ein begeiſterter

Vorkämpfer der schönwissenschaftlichen Entwicklung im modernen Sinn — und wie er die freie Zeit, die ihm seine parlamentarische und politische Thätigkeit läßt, am liebsten mit schöngeistiger Thätigkeit, namentlich mit der Übersetzung und Bearbeitung skandinavischer Litteraturwerke, ausfüllt, so läßt er keine Gelegenheit unbenützt, im Volke für das Verständnis und die Anerkennung der reichen Bildungsschätze zu wirken, die in den künstlerischen Schöpfungen eingeschlossen liegen. Seine (wenn auch nicht unter seinem Namen erschienenen) vortrefflichen Verdeutschungen skandinavischer Prosadichtungen haben nicht wenig dazu beigetragen, in allen Schichten des arbeitenden Volkes Verständnis für die realistische Litteraturströmung und Freude an der modernen Kunst zu verbreiten.

Wenn Deutschlands Arbeiterwelt geistig und gemütlich höher steht, als die irgend eines anderen Staates; wenn sie in gesunder, liebevoller Fühlung sich zu erhalten trachtet mit den mächtigen Geistesströmungen, die sich in den Schöpfungen der schönen Künste und Litteraturen kristallisieren; wenn sie durch dieses warmherzige Verhältnis zu allem Höchstgeistigen selbst immer mehr zu einem starken Rückhalt der lebendigen Kultur und einem Elemente idealen Fortschrittes und harmonischer Entwicklung wird, so hat die vielseitige und unermüdliche Schriftstellerthätigkeit Vollmars daran großen Anteil.

Herr v. Vollmar ist am 7. März 1850 in München geboren. Sprößling einer altbayerischen Adelsfamilie, wurde er von Jugend auf zum Militär bestimmt. Sein frischer, heldenhafter Sinn, sein prachtvoller Hochwuchs, die ritterliche Reckenhaftigkeit seiner ganzen Erscheinung ließen schon aus rein natürlichen Gründen, abseits von aller aristokratischen Tradition, diese Berufsbestimmung als eine glückliche erkennen. Im Kloster erzogen, trat er bereits mit fünfzehn Jahren als Reiterfähnrich ins bayerische Heer. Ein Jahr später — bei Ausbruch des Krieges von 1866 — wurde er zum Offizier befördert. Wieder ein Jahr später, verstimmt durch den monotonen Kasernendienst im Frieden, schied er aus dem Dienste und ging, noch unter der Nachwirkung seiner mönchischen Erziehung, nach Rom, um dem nach Hilfe rufenden Oberhaupt der Kirche als Freiwilliger zu dienen. Durch eigenes Mitleben und unmittelbares Beobachten der papistisch-römischen Zustände von seiner katholisch-ritterlichen Schwärmerei geheilt, kehrte er 1869 wieder nach Deutschland zurück. Am Kriege gegen Frankreich 1870/71 nahm er als Militärbeamter (in der Feldtelegraphie) teil und wurde beim Überfall von Blois an der Loire durch einen Flintenschuß schwer verwundet. Beim Transport von der zerbrechenden Tragbahre auf das Straßenpflaster gestürzt, erlitt er eine so schwere Rückenmarkerschütterung, daß er vor vollendetem

21. Jahre vollständig invalid wurde. Seitdem kann sich der riesige Mann nur mit Krückstöcken mühsam und unter Schmerzen fortbewegen.

Während seines langjährigen Krankenlagers trieb er mit der vollen Konzentration seines lebhaften Geistes litterarische, philosophische, wirtschaftliche und politische Studien, die ihn allmählich zur sozialistischen Weltanschauung führten. Nach mehrjähriger, einsamer, individueller Schriftstellerthätigkeit trat er 1876 öffentlich in die sozialdemokratische Partei ein und übernahm die Leitung der später unter dem Ausnahmegesetz unterdrückten „Dresdener Volkszeitung". Bald in politische Prozesse verwickelt, wurde er 1878 als eines der ersten Opfer des zur Ausnahmegesetzgebung führenden Sozialistenschreckens zu längerer Gefängnishaft verurteilt. Nach Verbüßung seiner Strafzeit ging er ins Ausland und wohnte zuerst in der Schweiz, dann in Paris, an beiden Orten neben seiner schriftstellerischen und politischen Wirksamkeit akademische Rechtsstudien treibend.

Von Paris holte ihn seine 1881 erfolgte Wahl zum Reichstage heim. Damit begann seine bekannte parlamentarische Thätigkeit, neben welcher er als Redner und Publizist in verschiedenen Teilen Deutschlands und in verschiedenster Weise wirkte. Hervorragend war besonders sein Einfluß auf die politischen Verhältnisse in seiner Vaterstadt München, wo die Sozialdemokratie bis dahin nur eine geringe Rolle gespielt hatte. 1884 wurde er als Kandidat aufgestellt und nach einer lebhaften Agitation gewählt.

Ein bemerkenswertes Ereignis brachte ihm das Jahr 1883: mit August Bebel und sieben anderen Führern wurde er nach seiner Teilnahme am Kopenhagener Sozialistenkongreß im Widerspruche mit seiner parlamentarischen Unverletzlichkeit verhaftet, worauf der sensationelle Chemnitz-Freiberger Prozeß folgte, in welchem die Angeklagten erst freigesprochen, schließlich aber zum allgemeinen Erstaunen auf Grund einer neuen Rechtsinterpretation des Reichsgerichtes wegen angeblicher „Geheimbündelei" zu längerer Haft verurteilt wurden. In diese Zeit fiel die Reichstagswahl 1887, wobei es dem Zusammenwirken der gegnerischen Parteien gelang, den abwesenden Vollmar zu schlagen. Dafür wurde er 1890 um so glänzender gewählt mit der verblüffenden Zahl von über 20 000 Stimmen, die sich in München auf seinen Namen vereinigten, einer der größten Wahlsiege in Deutschland, um so überraschender, als gleichzeitig der zweite Münchener Reichstagssitz ebenfalls der sozialdemokratischen Partei zufiel.

Georg v. Vollmar ist in den Volksversammlungen ein ebenso stimmgewaltiger, durch geschickte Taktik, sachliche Beherrschung des Stoffes und vornehmes Auftreten sieghafter Redner, wie er im kleinen Kreise ein gemütlicher, humorvoller Plauderer ist. Jedenfalls ist er, und diese Anerkennung

zollen ihm auch seine politischen Gegner, eine reichbegabte Natur, ein ritterlicher Charakter und eine der interessantesten Erscheinungen in dieser für den Volkspsychologen so überaus studierenswerten Übergangszeit.

Soweit es seine öffentliche politische Stellung erlaubt, lebt Georg v. Vollmar mit seiner Gattin, einer Schwedin, Julia Kjellberg, von hoher geistiger Bildung und idealer Liebenswürdigkeit, ganz zurückgezogen vom Geräusche der Welt in der Einsamkeit seines Landhauses am Walchensee, mitten in der Erhabenheit und den Wundern des bayerischen Hochgebirgs.

I. Der Grundgedanke des Sozialismus.

Keine Bewegung kann in der Verbreitung ihrer Grundsätze durch Wort und Schrift eifriger sein, als der Sozialismus. Und doch herrschen in weiten Kreisen noch die wunderlichsten Vorstellungen über ihn. Insbesondere wird der moderne, wissenschaftliche Sozialismus oft mit dem Sozialismus der Utopisten verwechselt, welche die soziale Frage durch die Erdenkung sinnreicher und phantastischer Systeme zu lösen glaubten und der Menschheit die Wege ihrer künftigen Entwickelung bis in die Einzelheiten vorschreiben wollten.

Der moderne Sozialismus geht auf eine durchaus andere Weise zu Wege. Indem er die Geschichte der menschlichen Gesellschaft durchforscht, kommt er zu dem Ergebnisse, daß der wirtschaftliche Zustand eines Volkes in einer bestimmten Zeit, die Art der Gütererzeugung und Güterverteilung, im wesentlichen für seine ganzen gesellschaftlichen, staatlichen und geistigen Verhältnisse bestimmend ist. Das Wirtschaftliche ist das Grundlegende, die wirtschaftliche Abhängigkeit die Grundursache zur Abhängigkeit und zum Elend in allen Formen. Diese Abhängigkeit aber entsteht durch die Trennung des Arbeitsmittels von der Arbeit. Die Arbeiterklasse ist nicht im Besitze des Arbeitsmittels in dessen weitester Bedeutung: der Werkzeuge, der Maschinen, des Grundes und Bodens — alles dessen, wodurch die Arbeitskraft erst nutzbar gemacht werden kann. Die Gesamtheit der Arbeitsmittel, oder mit einem anderen Wort, das Kapital ist das ausschließliche Eigentum einer Klasse geworden, welche hiedurch die besitzlosen Arbeiter in wirtschaftlicher und damit auch in politischer und geistiger Abhängigkeit hält.

Der Besitzer der Arbeitsmittel kann für deren Anwendung durch die Arbeiter Bedingungen stellen, welche um so drückender werden, je größer und zusammengesetzter das Arbeitsmittel ist. Die Entwickelung der Maschinentechnik befreit die menschliche Arbeit von einer großen Anzahl der schwersten und unangenehmsten Arbeiten. Aber da die arbeitsparende Maschine heute im Dienste des Privatkapitals arbeitet, so kommen die Früchte des mensch-

lichen Erfindungsgeiſtes in der Hauptſache nicht der Geſamtheit, ſondern bloß ihren Beſitzern, alſo einer kleinen Minderheit zu gute. Ja dadurch, daß ununterbrochen neue Maſchinen erfunden und damit ſtets neue Millionen mechaniſcher Arbeitskräfte erſchaffen werden, ohne daß zugleich die Arbeitszeit der menſchlichen Arbeitskräfte entſprechend vermindert wird, wirken die an ſich und unter beſſeren Geſellſchaftseinrichtungen ſegensreichen Maſchinen heute eher verderblich für das arbeitende Volk. Denn durch den Wettbewerb zwiſchen lebenden und toten Arbeitskräften und durch eine planloſe Gütererzeugung, welche zu Überproduktion und Geſchäftsſtockungen führt, werden die menſchlichen Arbeitskräfte herabgedrückt, ja teilweiſe ganz überflüſſig.

Das Weſen der modernen Großproduktion bedingt eine fortwährend wachſende Anhäufung des Eigentums in den Händen der Beſitzer der Arbeitsmittel, und die Entwickelung der herrſchenden Geſellſchaftsordnung geht demnach dahin, daß ſich ſchließlich alle Reichtümer im Beſitze einer kleinen Anzahl von Menſchen befinden, denen die ganze Menſchheit tributpflichtig iſt.

Aber in demſelben Maße, in welchem ſich dieſe Erkenntnis ausbreitet, macht ſich auch eine andere Einſicht geltend.

Die Geſchichte der Menſchheit iſt die Geſchichte des Kampfes mit der Natur, mit dem Elend, mit der Unwiſſenheit, Ohnmacht und Abhängigkeit aller Art, in welchem ſich das Menſchengeſchlecht in ſeinem Beginne befand. Die Kultur iſt eine fortgeſetzte Überwindung, Dienſtbarmachung der Naturgeſetze, welche in der Tierwelt blind herrſchen. Und die höchſte Blüte, das Schlußergebnis dieſer Kultur ſollte darin beſtehen, daß die ganze Menſchheit ſich im Dienſte weniger Tauſende befände, daß die Hunderte von Millionen endgültig einem großen Teile der leiblichen und geiſtigen Güter entſagen müßten, welche das raſtloſe Schaffen zahlloſer Geſchlechter errungen, nur um für eine Handvoll Bevorrechtete einen um ſo größeren Genuß zu ermöglichen? Nein! Die Kultur iſt das gemeinſame Werk der ganzen Menſchheit und ſie muß darum auch das größtmögliche leibliche und geiſtige Wohlbefinden der ganzen Geſellſchaft zum Ziele haben.

Unſere Unterſuchung hat als Quelle der Abhängigkeit und des Elends in allen Formen ergeben: die Trennung des Arbeitsmittels von der Arbeit und den Alleinbeſitz des erſteren durch eine beſondere Klaſſe. Damit iſt auch der Weg gegeben, welcher zur Heilung der geſellſchaftlichen Gebrechen führt. Die Arbeitsmittel müſſen aus dem der Allgemeinheit ſchädlichen Privatbeſitz in das Eigentum der Geſellſchaft übergeführt werden. Nur auf dieſe Weiſe kann der Intereſſengegenſatz, welcher jetzt die Geſellſchaft in zwei einander feindlich bekämpfende Teile trennt, in die höhere Einheit des gemeinſamen menſchlichen Intereſſes aufgelöſt werden. Dann verſiegt der Ur-

quell menſchlicher Unfreiheit und Not, und jeder neue Fortſchritt im Wiſſen und Können wird nicht länger neue Feſſeln ſchmieden, ſondern wirklich allen Gliedern der Geſellſchaft zu gute kommen und ſie vorwärts führen auf der Bahn der menſchlichen Entwickelung!

Dies das Endziel des Sozialismus.

Zu ihm führen zwei Wege: je nachdem man das ſoziale Rätſel als eine Kulturfrage oder als eine Machtfrage auffaßt. Der Sozialiſt, als Gegner jeder Gewaltthat, kann nur wünſchen, daß es als Kulturfrage gelöſt werde, daß die notwendigen geſellſchaftlichen Veränderungen ruhig und allmählich vor ſich gehen, mit allen Segnungen des Friedens. Der des Menſchen allein würdige Kampf iſt der Streit der Geiſter, nicht der der Fäuſte. Aber die Stellung der Frage hängt nur zum geringſten Teile von den Sozialiſten ab. Der Sozialismus wird, was man aus ihm macht. Gleich einer Naturkraft kann er Segen oder Verheerung bringen. Es kommt hauptſächlich auf die Einſicht und den guten Willen der Inhaber der ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Macht an, ob er das eine oder das andere bringen, und auf welche Weiſe der große Streit zu Ende gekämpft werden wird.

2. Vergebens!

Wenn wir, die Vertreter des Werdenden, der Furcht zugänglich wären könnte uns jetzt wirklich bange werden. Denn jeden Tag erſcheint ein neuer Gegner, jeden Tag eine neue Waffe zu unſerer Bekämpfung und Vernichtung.

Verwaltung und Polizei haben zwar den groben Knüppel des Ausnahmegeſetzes aus der Hand legen müſſen; allein ſie betrachten deshalb die Rettung der Geſellſchaft vor der ihr von uns drohenden „Gefahr“ nicht minder als eine ihrer Hauptaufgaben und wenden wechſelnde Mittel gegen ſie an. Kapital und Unternehmertum, welche ſich früher zumeiſt auf ihr Schutzengelpaar Bismarck-Puttkamer zu verlaſſen pflegten, bringen jetzt die Waffen ihres wirtſchaftlichen Übergewichtes rückſichtsloſer und planmäßiger als vorher zur Anwendung. Zentrumspartei und Prieſterſchaft haben Regierungsfähigkeit und Sozialismusfeindſchaft als ihren oberſten Zweck erkannt und ſchleppen allerlei Rüſtzeug aus ihrem reichverſehenen Zeughauſe herbei. Staat und Königtum in den verſchiedenartigſten Rechtsauffaſſungen und Begrenzungen, das Bürgertum der widerſprechendſten Parteirichtungen, Religion und Chriſtentum — katholiſch und proteſtantiſch, orthodox und rationaliſtiſch —, Rechtskunde und Geſetzgebung: jedes Ding und jeder Gedanke ſoll in den Heerhaufen der modernen Kreuzfahrer gegen die Sozialdemokratie eingegliedert werden.

Mit Wissenschaft und Kunst hat man es auch schon versucht; aber die sind gar widerhaarige Gesellinnen. Dafür soll jetzt die der Staatsgewalt wie der Kirche leichter zugängliche Schule der neueste Rekrut des gegnerischen Heeres werden.

Die amtlichen Schriftstücke, welche in Preußen zur Erreichung dieses Zieles erlassen worden sind, entbehren nicht des Interesses. Insbesondere ist die „Kabinetsordre" des Königs, welche vom gesamten Staatsministerium gegengezeichnet ist, bemerkenswert. Sie ist ein Denkmal für die in herrschenden Kreisen vorhandenen Anschauungen über die Bedingungen der Entstehung und Entwickelung gesellschaftlicher und staatlicher Bestrebungen und zeigt, welchen verhängnisvollen Täuschungen man sich noch immer über das Wesen einer großen Kulturbewegung, wie die Sozialdemokratie, und über die zur Verminderung ihrer „Gefährlichkeit" anzuwendenden Waffen hingiebt.

Das Schriftstück beginnt mit dem Gedanken, daß die Schule nutzbar gemacht werden müsse, „um der Ausbreitung der sozialistischen und kommunistischen Ideen entgegenzuwirken". Ich will mich für heute nicht bei der Frage aufhalten, mit welchem Rechte die zum ausschließlichen Zwecke des Unterrichts vorhandene Schule zu derartigen Zielen der Tagespolitik benutzt wird; sondern sogleich zu den Mitteln übergehen, durch welche die Absicht der Regierung erreicht werden soll.

Da erscheinen denn zuerst: Gottesfurcht und Liebe zum Vaterlande. Nun, man sollte denken, daß es Staat und Kirche schon bisher an diesen beiden Dingen in der Schule nicht hätten fehlen lassen. Trotzdem hat man das Aufkommen des Sozialismus nicht zu hindern vermocht. Warum? Aus dem gleichen Grunde, weshalb man auch das weitere Vordringen desselben durch diese Mittel nicht wird hindern können. Der Sozialismus ist eben nicht die willkürliche Ausheckung eines Träumers oder Bösewichtes, sondern das organische Ergebnis materieller Voraussetzungen. Diese aber kümmern sich weder um kirchliche noch um politische Landesgrenzen und Satzungen, sondern haben ihre eigenen, auch dem Mächtigsten unzugänglichen Entwickelungsgesetze. Aber auch abgesehen hievon liegt weder im religiösen Gedanken, noch in dem der Vaterlandsliebe etwas, was den Sozialismus hindern könnte. Gerade die amtlichen Vertreter des Christentums sollten sich doch hüten, zu behaupten, daß dasselbe eine mit einer bestimmten Staats- und Gesellschaftsverfassung, etwa mit der Monarchie oder dem Kapitalismus, unlösbar verknüpfte Einrichtung sei. Vielmehr hat sich das Christentum allen einander folgenden Staats- und Gesellschaftsformen, wenn auch nach anfänglichem Widerstreben, anzupassen gewußt, mit Sklaverei, Leibeigenschaft und Hörigkeit gehaust, in Despotien wie in Demokratien, auf der Grundlage des

Gottesgnadenrechtes wie der Volkssouveränität gelebt. Und es wird durch seinen Erhaltungstrieb einst gezwungen sein, sich auch dem Sozialismus anzubequemen.

Was aber die Vaterlandsliebe betrifft, so steht dieselbe, richtig verstanden, durchaus in keinem Gegensatze zum Sozialismus, muß im Gegenteile schließlich geradezu zu diesem führen. Denn wer sein Vaterland wahrhaft liebt, der muß suchen, es so vollkommen als möglich zu machen, die Heimat nicht nur äußerlich mit Flitter zu behängen, sondern sie auch innerlich wohnlich und befriedigend für ihre Insassen zu machen, d. h. der großen Masse des Volkes die größtmögliche Menge von wirtschaftlichem Wohlsein, politischer Freiheit und geistiger Entwickelung zu verschaffen. Das aber strebt gerade der Sozialismus an. Man gebe doch endlich einmal die Vorstellung auf, als ob die herrschenden Kreise, die Regierung oder eine bestimmte Partei das Vaterland wären, und als ob dieses nur von denen geliebt werde, welche am meisten Annehmlichkeiten und Vorteile von ihm haben!

Die Regierung fühlt selbst, daß die beiden genannten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes nicht genügen. Angesichts des vermehrten Eifers in der Verbreitung der „sozialdemokratischen Irrtümer" seien „erhöhte" Anstrengungen notwendig. Es müsse der Jugend die „Überzeugung" beigebracht werden, daß die Lehren der Sozialdemokratie „unausführbar" und „verderblich" seien, daß dagegen das Königtum unausgesetzt die Lohn- und Lebensverhältnisse der arbeitenden Klassen verbessert habe, und daß „auch in Zukunft die Arbeiter Gerechtigkeit und Sicherheit ihres Erwerbes nur unter dem Schutz und der Fürsorge des Königs an der Spitze eines wohlgeordneten Staates zu erwarten haben". Wie soll nun aber diese „Überzeugung" geschaffen werden? Durch wissenschaftliche Beweisführung? Nein; wird doch das Eingehen in eine Erörterung der sozialistischen Theorien ausdrücklich für ausgeschlossen erklärt. Die Schüler sollen also über die Sozialdemokratie nicht erfahren, was diese selbst will und sagt, sondern was ihr von anderen untergeschoben wird. Die Lehrer sollen eine Abhandlung erhalten, in welcher ihnen vorgeschrieben wird, wie sie Ökonomie, Monarchie und Sozialdemokratie darzustellen und letztere — wie die Regierung selbst sagt — „abschreckend" zu schildern ist. Die angebliche „Überzeugung" wird also in Wirklichkeit nichts als eine Eintrichterung sein.

Und mit so schwachen Mitteln will man ein so bedeutendes Ziel erreichen? Welche Überschätzung der Macht der Dressur! Wird man denn niemals etwas lernen? Die Geistlichkeit hat die Schule in der Hand gehabt; und aus den Schülern sind weltliche, freidenkende Menschen geworden. Die Männer der heutigen Republiken sind in monarchische Schulen gegangen. Und wenn die Soldaten aus der Kaserne kommen, treten sie zum großen

Teile alsbald in die Arbeiterbewegung ein. Und auch die „reformierten“ preußischen Schulen werden jedes Jahr mehr Sozialdemokraten heranbilden.

Nein, eine Dampfmaschine bringt man weder mit dem Kommandostab, noch auch mit dem Schullehrerstock zum Stehen. Gegen die Sozialdemokraten helfen weder Soldaten, noch Büreaukraten, noch auch moderne Nürnberger Trichter. Da bedarf es eines anderen Mittels. Der neue Reichskanzler hat dasselbe in einer Rede richtig bezeichnet. „Man verbreite das Wohlbefinden, das Sichheimischfühlen im Staate!“ Sehr gut — dann wird die Sozialdemokratie schnell ihre „Gefahren“ verlieren und als willkommene Mitarbeiterin erkannt werden.

Wenn man aber die wirksame Arznei kennt, weshalb dann immer wieder auf nutzlose Urmütter-Salben und -Pflästerchen zurückgreifen? Damit geht nur die Zeit und der letzte Glaube der verkehrt Behandelten an das Können und Wollen der Medizinmänner verloren.

---

3. Frommes Kunstverständnis.

Der Esel geht bekanntlich nur einmal aufs Eis. Münchens ultramontanes Hauptorgan aber hat an den stacheligen Lorbeeren, die es in seinem und seiner Freunde Kunstfeldzug von 1889 erntete, keineswegs genug. Streitgewaltig und ruhmgierig hat es sich bereits wieder auf den Kriegspfad wider die böse Kunst begeben.

Und diesmal hat es den frommen Herren nicht etwa der dreimal verdammte moderne Realismus angethan, sondern die Todsünderin ist niemand anders, als die Antike!

Ein Freund des genannten Blattes — der seinen Namen bescheidentlich verbirgt, in dem ich aber wohl nicht mit Unrecht den ruhmgekrönten „Esel im Krautfeld“ aus dem letzten Landtage zu erkennen glaube — dieser Freund geht nichtsdenkend durch die Ludwigstraße und sieht eine Anzahl Menschen vor einem Auslagefenster stehen. Er blickt hin — und „seine Feder will sich sträuben“. Denn dort zeigen drei schöne Weiber ihre herrlichen Gestalten, von denen jedoch zwei ziemlich mangelhaft bekleidet sind: die Sixtinische Madonna, die Melische Aphrodite und die Mediceische Venus. Gegen das Rafaelische Frauenbild hat der Biedermann nichts einzuwenden; zwar sieht auch diese Apotheose der Mütterlichkeit nicht besonders kirchlich aus; aber das erhabene Weib gilt als Kultusgestalt und — hat Kleider an. Und unser Mann sieht als echter Byzantiner in den Kleidern den hauptsächlichsten Bestandteil der Kunst. Da kommen denn freilich die beiden anderen Huldinnen bös zu kurz. Er gerät außer sich vor Aufregung über

dieſe „ſinnlich wirkende Nudität“, zürnt über „Frivolität“ und „Obſzönität“, ſchämt ſich bis in ſeine keuſche Seele hinein und eilt von dem liebreizenden Greuel hinweg und ſtraks — zur Polizei. Die ſoll ſchleunigſt zugreifen und eine Kleiderordnung für Kunſtausſtellungen erlaſſen.

Der Standpunkt unſeres Kunſtkenners aus dem Krautacker iſt kein neuer. Es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, welche die Schönheitsgebilde der Kunſt mit Augen betrachteten, die ihnen die Abweſenheit des Hemdes und die Anweſenheit deſſen, was es zu bedecken pflegt, ſogleich und unabläſſig zum Bewußtſein brachten. Leute, bei denen die Sittlichkeit mit den Kleidern anfängt und aufhört, müſſen ſelbſtverſtändlich über die nackte Schönheit zetern, wenn ſie ihr Intereſſe für die Sittlichkeit an den Tag legen wollen. Solche Leute pflegen dann in ihrem ſittlichen Eifer eine erſtaunliche Kenntnis des menſchlichen Körperbaues zu entwickeln und ſelbſt unter verhüllenden Mänteln und Drapierungen die leiſeſte Ahnung einer gefährlichen Form mit erfahrenem Blick zu entdecken. Sie ſchlagen dann — wenn ſie nicht bloß bellen, ſondern auch beißen können — die ihnen auffälligen Teile entweder kurzer Hand mit dem Hammer weg, wie es in einigen italieniſchen Sammlungen zu ſehen iſt; oder ſie machen blecherne Feigenblatt-Deckel darüber, wie es die preußiſche Kultusminiſterin Adelheid v. Mühler mit den Gruppen auf der Berliner Schloßbrücke thun wollte; oder ſie ziehen dem ungetauften griechiſchen Göttergeſindel chriſtlich-moderne Hemden und Hoſen an, wie es neuerer Zeit bei weiblicher und männlicher Zimperlichkeit in Amerika Sitte geworden iſt. Mit alledem aber wird nichts weiter bewieſen, als daß das Tier vor allem das Tier wittert und das höhere Menſchliche nicht zu faſſen vermag.

Freilich giebt es noch die Erklärung durch falſche Erziehung und Gewöhnung. Und da ich niemandem abſichtlich Unrecht thun will, ſo kann ich auch zugeben, daß der Gewährsmann des frommen Blattes vielleicht des Chriſtentums wegen zu ſeiner merkwürdigen Kunſtauffaſſung verpflichtet zu ſein glaubte. Aber wenn dieſe Leute doch wenigſtens die Geſchichte ihres eigenen Kultus kennten! Dann würden ſie wiſſen, daß gerade den älteſten Chriſten die kunſtwidrige und nichts weniger als ſittlichkeitbeweiſende Furcht vor dem Nackten gänzlich fremd war. In den älteſten chriſtlichen Kunſtwerken, in Roms Katakomben, finden ſich allenthalben Darſtellungen des menſchlichen Körpers in voller antiker Nacktheit. Und zwar nicht etwa in entmenſchlichter, religiöſer Darſtellung, abgemagert und ausgezehrt und leidend — erſcheint doch die Kreuzigung erſt im 7. Jahrhundert, während vorher Jeſus als ſchöner Jüngling dargeſtellt wurde, den Götter- und Heldenbildern der antiken Kunſt nachgebildet, — ſondern in anmutigen und lebens-

warmen Gebilden. Wie wenig die ersten Christen dabei an einen Gegensatz gegen das nackte Heidentum dachten, beweist der Umstand, daß sie unbedenklich die Bilder der antiken Mythologie mit ihren kirchlichen Darstellungen vermengten. So finden sich in den Katakomben dralle nackte Liebesgötter, Tritonen und allerlei kleiderarme mythologische Gestalten, Daniel in blühender antiker Nacktheit u. s. w.

Die Furcht vor der Nacktheit und der Kleiderfanatismus — das mögen sich die eingebildeten Eiferer im Außenhofe der Kunst merken — sind geschichtlich keineswegs etwas ursprünglich Religiöses und Sittliches, sondern entstehen erst mit dem künstlerischen Unvermögen, den menschlichen Körper in seinen feinen Schönheitslinien richtig darzustellen. Das zugeknöpfte Gewand verbirgt die künstlerischen Blößen, wie es oft genug auch die sittlichen verbergen muß.

Und wie die Rolle des Gewandes mit der sinkenden Kunst steigt, so nimmt sie mit dem Wiedererwachen der Kunst sofort wieder ab. Der in das Kleidergefängnis gebannte und als sündhaft verpönte Leib macht sich Stück für Stück wieder frei, bis er schließlich auf der Höhe des künstlerischen Könnens sich in seiner ganzen Schönheit zeigt und zum vorzugsweisen Gegenstande der Kunstdarstellung wird. Das zeigt uns das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste, die Renaissance. Wer heute bei jeder nackten Fingerspitze über „Nudität“ und „Obszönität“ flennt und die Sache so hinstellt, als ob nur unser „glaubens- und idealloser Realismus“ auf dergleichen Schändlichkeiten verfallen könne, während der richtige Christ den Menschen nicht anders als im byzantinischen Rock oder im Nonnengewand darstellen könne, — der muß wohl niemals in seinem Leben von Correggio, Tizian, Veronese, Michelangelo, Rubens u. s. w. gehört haben. Und ich rede nicht nur von den „weltlichen“ Bildern, sondern auch von dem, was jene Zeit in die Kirchen schuf. Es fällt mir nicht ein, alle die in kirchlichen Gebäuden vorhandenen Nacktheiten aufzuzählen, schon deshalb, weil ich die niedrige Klassifizierung nach Äußerlichkeiten nicht anerkennen kann. Nur für fromme Kunstanalphabeten führe ich das Beispiel der Sixtinischen Kapelle an, welche mit „Nuditäten der schlimmsten Art“ geradezu überfüllt ist. Diese Kraftgestalten Michelangelos haben Papst Julius II. und dessen Nachfolger ein halbes Jahrhundert lang nicht in ihrer Religiosität gestört. Erst die mönchischen Augen Pauls IV. fühlten sich verletzt, und es begann die Gewänderanpinselei, die dann unter Klemens XII. weitergeführt wurde. Diese Verballhornung traf jedoch nur das jüngste Gericht, jedenfalls deshalb, weil es dem asketischen Papst beim Messelesen gerade vor den Augen war. Die Deckengemälde aber blieben verschont, und so können noch heute mitten

im Gottesdienſt neben Gottvater, Jeſus, den Propheten und ſonſtigen Kultusgeſtalten die ganz antiken Nacktheiten der Erſchaffung Adams und Evas, des Sündenfalles u. a. bewundert werden. Für wen dieſe Geſtalten dadurch ein anderes Anſehen gewinnen, daß ſie bibliſche Namen tragen, mit dem habe ich nicht zu rechten. Für den Denkenden aber bieten ſich z. B. zwiſchen der Eva im Sündenfall und der Mediceiſchen Venus ganz weſentliche Vergleichspunkte; jedenfalls könnte dieſe Eva noch viel eher als eine „ſinnlich wirkende Nudität“ angeſehen werden, als die Meliſche Aphrodite.

Und weil ich einmal von dieſem Götterweibe ſpreche, muß ich doch noch eine Bemerkung hinzufügen. Wir beſitzen von der Antike kein Frauenbild, ſo edel, ſtolz, rein und keuſch, wie die Aphrodite von Melos. Overbeck, der zwar ein eifriger Katholik war, aber ſich mit Zähnen und Nägeln dagegen wehren würde, mit den frommen Kunſtbanauſen von heute zuſammen genannt zu werden, — Overbeck charakteriſierte die beiden als „unſittlich“ bemäkelten Götterbilder ſo: Die Mediceiſche Venus gehe ganz in Liebesſehnſucht und Liebeszärtlichkeit auf; die Meliſche Aphrodite aber habe keine Spur von Sinnenbewegung und Leidenſchaft, ſie ſei in aller Schönheit ſo ruhig, daß man ihren Ausdruck eher kalt und ſtolz nennen könne.

Wahrhaftig: wer in der griechiſchen Freiheitsgöttin von Melos eine „ſinnlich wirkende Nudität“ ſehen kann, der iſt entweder ein ſelbſt die Nacktheit ſuchender Faun oder — ein Eſel.

---

4. „Die faulen Arbeiter“.

Es hat kein wahreres Wort gegeben, als das von der verdammten Bedürfnisloſigkeit. Die Klage über die ſteigende Genußſucht der Menge iſt ein leeres Gerede oder eine Heuchelei; die ſie im Munde führen, genießen ſelbſt am allermeiſten. Der Menſch iſt nicht bloß zum arbeiten da; er hat auch das Recht auf Genuß, leiblichen und geiſtigen. Ja, der Genuß iſt nicht nur ein Recht, er iſt auch eine geſellſchaftliche Pflicht; denn übermäßige Arbeit, d. h. ſolche, welche über das nach dem jeweiligen Stande des Gütererzeugungsweſens erforderliche Maß erheblich hinausgeht, ſchädigt die Geſellſchaft mit Notwendigkeit. Nur einer, der ſelbſt faulleuzt, kann ſagen, daß die Arbeiter heute zu wenig arbeiten. Viel zu viel arbeiten ſie — zu viel für die Allgemeinheit und zu viel jeder für ſich, für ſeines und der Seinigen leibliches und geiſtiges Wohlbefinden.

Nur Einſichtsloſigkeit kann die volkswirtſchaftliche Notwendigkeit und die ungeheure kulturelle Bedeutung einer fortſchreitenden Beſchränkung der

Berufsarbeitszeit verkennen. Die Menge der dadurch freiwerdenden geiſtigen Kräfte und die durch ſie auf allen Gebieten, der allgemeinen Bildung und Geſittung, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Entdeckungen und der geſellſchaftlichen Beziehungen, bedingten Fortſchritte ſind ganz unabſehbar und verheißen der Menſchheit eine bisher unbekannte Blütezeit.

Unſer Dichteralbum.

Das neue Lied.

Noch iſt erklungen nicht mein letztes Wort,
Noch hab ich Kraft, die Feinde zu zerſchmettern,
Und ſchwankt gewaltig auch des Schiffes Bord,
Es trotzt noch immer manchen Sturmes Wettern.

Und unterjochte mich auch Leidenſchaft
Und war ich nah daran, auch zu verſinken,
Noch blieb mir etwas von der alten Kraft,
Und neue Sterne ſeh vielleicht ich blinken.

Iſt's Liebe nicht, die meinen Weg erhellt,
So iſt's vielleicht der Haß, der ſchwertesſcharfe,
Und einmal noch, eh' klirrend ſie zerſchellt,
Stimm' ich zum Siegesſturmlied meine Harfe.

Ein Lied ſing ich voll Glut und heil'gem Groll,
Des Himmels Wonnen und der Hölle Schrecken,
Wie Flammenbrände triumphierend ſoll
Mein Sang die ſündenſchlaffen Schläfer wecken!

München. Julius Brand.

Treubruch.

Auch ich hab' den Werther geleſen
Und habe beim Leſen geweint,
Ich bin ſehr gefühlvoll geweſen —
Nun iſt es vorbei, wie mir ſcheint.
Der Werther liegt ſtaubig im Schragen,
Er hat jetzt für Jahre lang Ruh,
Verſtummt ſind die ſeufzenden Klagen
Und alle Gefühle dazu.

Verſtummt ſind ſo Scherzen wie Weinen,
Nur manches Mal lach' ich noch wild,
Gedenk' ich des Treubruchs der Einen,
Die ich für heilig hielt.
Ihr Blick, ihres Buſens Wogen,
Ihr Schwur, den ich ſelig gehört,
Sie haben mich alle betrogen,
Belogen, betrogen, zerſtört.

Leitmeritz. Hugo Salus.

Seguidillas.

I.

Ich küßt' Dir die weißen Füße,
Da legteſt Du die Hand
Mir ſegnend auf das Haupt, Du Süße,
Und all mein Wehe ſchwand.
Da zogſt Du mich empor
Und neuen Lebens Werde-Wort
Erklang in meinem Ohr. . .

II.

Wir ſprachen von ſüßer Vergangenheit,
Wir ſprachen von Zukunftsträumen,
Wir ſprachen, wie jäh an den Klippen der Zeit
Die Wellen des Glückes verſchäumen —
Mit Deinem Kuß mich berauſche!
Mir iſt's, als ob hinter der Thür
Das Schickſal lauſche!

Wien.

III.

In heißen Nächten hab ich Dich erſehnt,
Hab Dich verlangt in ſchwülen Tagen,
Hab zu verzweifeln ſchon gewähnt
Und war zu ſtolz, um je mein Leid zu klagen.
Nun halt ich Dich feſt,
Halt Dich an meine Bruſt gepreßt —
Hab alles vergeſſen . . .

IV.

An meinem Herzen biſt Du aufgewacht,
Die Sonne küßte Deinen Blütenleib,
Du ſahſt mich an, mein ſüßes, ſüßes Weib,
Mit holder Scheu gedachteſt Du der Nacht.
O daß Du kamſt, o Sonne!
O warum iſt's nicht ewig Nacht
Und Zeit der Wonne!

Rudolf Lothar.

Im „Engliſchen Garten".

Ringsum Schnee, — und voll von tiefem Schweigen
Liegt eisbekränzt der Bäume Pracht;
Kaum, daß von ferne, vom Geräuſch der Stadt,
Herüber tönt ein leis verworren Klingen.

Und ruhig wird's in mir. Nicht täuſcht' ich mich,
Zu dir, o Einſamkeit, zu flüchten,
Nach all' dem Herben, das ich dort erfuhr,
Läßt du an deiner Bruſt mich wiederfinden.

Und weiter ſchreit' ich; denn es wird mir ſchwer,
Von dir, du Holde, mich zu trennen. —
Hernieder ſinkt die Nacht, ſie reißt mich jäh
Aus meiner Ruhe, aus dem tiefen Sinnen.

Zurück muß ich, von wo ich zu dir floh,
Der Lärm der Stadt rauſcht immer näher,
Was ruhig kaum, nun wieder taucht's empor, —
Du darfſt nicht feige ſein, mußt es durchkämpfen.

Doch müd', wenn ich, vom Unverſtand gehetzt,
Verlaſſen mich und einſam fühle,
Zu dir vertrauend wieder flücht' ich mich,
Du bleibſt mir treu und giebſt mir immer Ruhe.

München, im Januar.

Joſef Biermeyer.

Den Reichen.

Wie ihr mit Salbung ſprecht: „Der Armut Laſt
Wird leicht, wenn man genügſam ſich beſcheidet,"
Wie ſchön euch dieſe graue Weisheit kleidet,
Derweilen ihr am Mahl des Glückes praßt.

Mag ſein, daß euch ein Armer drum nicht haßt,
Wenn ihr den Blick an goldnen Schätzen weidet,
Daß er genügſam Froſt und Hunger leidet,
Und ſich in mancher Not ergeben faßt.

Doch wie ſich auch der Leib begnügen mag,
Der Geiſt flucht ſeinem Schickſal jeden Tag,
Wenn Armut ihn in ewige Ketten zwingt.

Er ſieht, wie frei und leicht ſich aufwärts ſchwingt
So mancher Geiſt — und tief im Herzen ſchreit
Mit heißen Qualen auf der wilde Neid.

Hamburg. Otto Ernſt.

Lebensaufgabe der modernen Menſchheit.

Da wo die erz'ne Wölbung die Alten ſahn,
Da wo der Chriſt ein mächtiges Himmelreich
Erträumte, wo der Philoſoph den
Transſcendentalen Gott ſich dachte, —

Da ſehn wir Neuen nichts als den eiſ'gen Raum,
Den ungeheuern, den die Milliardenzahl
Unfaßbar großer Weltenkörper
Mit unſrer Erde zugleich bevölkert.

Kein Himmel birgt uns ewige Seligkeit,
Uns lebt kein Gott, der märchenhaft wunderbar
Aus Nichts mit ſeinem Zauberworte
Plötzlich das All ſich geſchaffen hätte.

Kein ew'ges Leben hoffen wir nach dem Tod,
Wir woll'n den Körper nicht mehr gekreuzigt ſehn,
Mit allen „Sünden und böſen Lüſten"
Um der vermeintlichen Seele willen.

Genießen woll'n wir, woll'n uns des Lebens freu'n,
Woll'n ſchaffensfroh in der gegebenen Welt
Bewegen und der eignen Kraft zur
Stolzen Entfaltung des Ich verhelfen.

Dann werden uns die künft'gen Geſchlechter Dank,
Bewunderung zollen, daß wir mit kühnem Mut
Die Menſchheit einen Schritt dem Ziele
Näher gebracht: dem vollkomm'nen Glücke.

An Eugen Croiſſant.

Was weinſt du, edler Dichter, dem Verlornen
Wehmütig eine bittre Thräne nach?
Iſt ſchöner ſie, die Herrlichkeit des Himmels
Als eine Frühlingslandſchaft der Natur?
Iſt wirklich jenes ſchmerzverzerrte Antlitz
Am blutbeträuften Kreuz ſo einzig ſchön,
Daß der Geliebten Antlitz dir nicht mehr iſt?

Ich weine nicht, und den verlornen Himmel
Beklag ich nicht, und wenn ich jenes Bild
Am Holze ſehe, zuckts wie Schauder, Abſcheu
Durch meine Glieder; keine heilge Rührung
Läßt wehmutsvolle Thränen mir entſtrömen.
Anbeten ſolch ein Bild?! Empört die Ford'rung
Die Bruſt dir nicht? —

Laß andre weinen! Skeptiker zu ſein
Geziemt uns nicht in dieſer großen Zeit.
Bejah das Leben! Schlag in Trümmer ſie,
Die nicht'gen ataviſtiſchen Idole!
Und auf den Trümmern der zerfallnen Welt
Sing uns ein Lied vom daſeinsfrohen Leben,
Das dieſe neue Zeit uns hat gegeben!

Berlin. Heinrich Ernſt Wachler.

Frühlingsbotſchaft.

Ihr fragt: Warum mein Auge lacht?
Warum in öder Winternacht
Verſtummt ſind alle Klagen? —
Mir bricht das Herz vor Freuden ſchier:
Heut hat ein ſtiller Bote mir
Den Frühling zugetragen!

Der Bote war ein Brieflein fein
Vom Liebſten mein. Ich ſchau hinein, —
Da ſeh' ich, glückgeblendet —
Glutflammend Erd und Himmelszelt!
Lenzparadies die weite Welt, —
Weil: „Liebe niemals endet!"

Münſter. L. Rafael.

Dichtung und Wahrheit.

Das war im Mai, im letzten Mai,
Da grünte die alte Erde aufs neu —
Jetzt iſts vorbei.

Das war im Mai, im letzten Mai,
Da liebten ſich Erdenkinder zwei —
Jetzt iſts vorbei.

Das war im Mai, im letzten Mai,
Da liebten ſich Erdenkinder zwei,
Sie wußten ſonſt nichts zu treiben.
Jetzt iſts ums Jahr und wieder Mai,
Er Holz hackt und ſie hilft dabei;
Das Lieben laſſen ſie bleiben. —

München. Eugen Müd.

Straßenbilder.

I.

In buntem Gedränge
Umwogt mich die Menge;
Blondinen, Brünetten,
Fein Zücht'ge, Koketten,
Aus der Küche die Fee
Mit Tournüre und Plißee,
Vom Buffet die Mamſell,
Auffällig in Hell,
Die gnäd'ge Frau Rat,
Der Bäcker im Staat,
Soldaten, betrunken,
Aus Bacchus Spelunken,
Ein armer Kommis,
Ein verbummelt Genie:
Das iſt eine Welt, eine bunte Welt!
Wer mag ihn verſtehn dieſen Wirrwarr:
die Welt!?

Blumen und Schleifen,
Atlasſtreifen,
Perlen und Ketten,
Epauletten,
Üppige Buſen,
Arbeiterblouſen,
Sonntagsjäger,
Depeſchenträger,
Nackige Füße,
Höfiſche Grüße,
Brautpaare,
Ponnyhaare,
Hängezöpfe,
Und Hüte wie Töpfe:
Das iſt eine Welt, eine bunte Welt!
Wer mag ihn verſtehn, dieſen Wirrwarr:
die Welt!?

Elbing.

II.

Langſam zieht in abgemeſſnem Tritte
Mit Muſik ein Trauerzug vorüber.
Schwarz der Sarg, und grüne Kränze drüber,
Und ein Kreuz in ſeines Deckels Mitte.

Wie beim Poſſenſpiel der Betteljunge
Steht und gafft, blaſierte Damen gähnen,
Eine alte Frau zerdrückt zwei große Thränen,
Und der Paſtor — prüft zum Spruch die Zunge.

III.

Stöhnend kommt am Lumpenkarren
Dort der Lumpenſammler an,
Den die Bettelbuben narren,
Einen Hund als Vorgeſpann.

„Große Zeit der Zukunftspläne,"
Drob der Techniker geniet,
„Wenn die Karren einſt und Kähne
Ein elektriſch Drahtſeil zieht."

Julius Selow.

Liebe.

Nicht unter frohem Hoffen, ſüßem Bangen
Nahm mich der Liebe hohe Macht gefangen;
Nicht wie nach reichem Gottesſegen
Fühlt' ich's in meiner Bruſt ſich ſelig regen.

Nein! unter Blitz und Donner, Flammengluten
Zuckt auf mein Herz, als ſollte es verbluten,
Und zitternd, voll Entſetzen wollt' ich fliehen
Und fand, in Lieb mich aufgelöſt, zu deinen Knien.

So war's! — Und ſo iſt's heute noch geblieben:
Ich lieb' wie die Verdammten in der Hölle lieben.
Und jeden Tag mit neuerdachten Qualen
Muß ich mein ſeltſam Liebesglück bezahlen.

Erkenntnis.

Ich mag mich täuſchen, mag es drehen, wenden;
Das Erdenglück zerfließt wie Rauch und Schaum,
In Wahnſinn oder Tod nur kann er enden,
Mein phantaſieerfüllter Liebestraum!

Noch lächelſt du! noch überflutet Sonnenhelle,
Wie Frühlingswehen es dein Angeſicht —
Noch liebſt du mich! Doch ach mit Blitzesſchnelle
Aus heiterm Himmel oft Verderben bricht.

Und weh' wenn plötzlich mir von deiner Stirne
Gleichgiltigkeit und Kaltſinn gräßlich droht:
Das zuckt geſpenſtiſch oft durch mein Gehirne,
Das ſchlägt mich nieder, trifft wie ſich'rer Tod.

Reſignation.

Ich geb ihn auf, den Kampf dich zu gewinnen,
Ich geb ihn auf, den Kampf und — füge mich!
Mein Lieben all — ein thörichtes Beginnen,
Das an der rauhen Wirklichkeit verblich.

Nicht minder traurig iſt die Niederlage,
Und wenn auch nicht gewütet Feuer, Schwert:
Für mich umfaßt's die Welt, was ich beklage,
Mir war es mehr als Königreiche wert. —

Ich ſeh ſie Alle wider mich verſchworen,
Die deinem Herzen näher ſtehn als ich:
Der Kampf iſt aus — ich gebe dich verloren,
Dich meines Lebens Glanz und — füge mich!

Wien. Ottilie Siebenliſt.

Die gerade Straße.

Der Vater ſprach: „Mein Sohn, ſei gut,
Und unterdrück' den kühnen Mut;
Wozu Begeiſtrung? Deren Flug
Bringt gar nichts ein, drum ſei nur klug
Und halte ſtets die rechten Maße;
Das, was dem Lebensmarſche frommt,
Worauf ein jeder vorwärts kommt,
Das iſt: die gerade Straße!"

Stumm lauſcht der Sohn. Zwar im Geblüt,
Da wallt es, kocht es, gährt und glüht,
Ihm iſt, als ob ein Geier ſchwebt
Ob ſeinem Haupt, der langſam hebt
Den Schnabel zum Prometheus-Fraße;
Doch wie das Herz auch pulſt und zuckt
Nach freier That — er wird geduckt
Und geht die gerade Straße.

Im Amt ſteigt er empor genau
Und wählt nach Thalern ſich die Frau.
Er lebt maſchinengleich, nach Brauch,
Und fühlt er leis den Geiſteshauch
Der Jugend, lacht er bei dem Spaße;
Ihm gilt nur Geld und Macht und Liſt,
Er lebt als Bürger, ſtirbt als Chriſt —
Und geht die gerade Straße.

Berlin. Max Hoffmann.

Bilder in Max Klingers Weise.

Von Kurt Eisner.

(Berlin.)

1. Die Jagd nach dem Glück.

Eine nackte Dirne auf einer Sau reitend, dem Symboltier des Glücks und des Schmutzes. Moderne Typen gieren atemlos der Schönheit nach, deren Besitz ihnen alles dünkt. Der Zug geht über dem Häusermeer der Weltstadt — alles rauchig, dumpf, pestartig. Unten sieht man Gaslichter und elektrische Lampen, oben den grell und höhnisch leuchtenden Mond. Aus einem Fenster schaut eine keusche deutsche Maid von ausnehmender Dummheit und Häßlichkeit auf die tolle Jagd; sie scheint mit Goethe zu sagen: Gesellschaft können sie . . .

2. Das Laster.

Ich sah es heute auf dem Bellealliance-Platz, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, die bei einem Haufen roher, halbwüchsiger Kerle gelangweilt saß. Wunderbare Schönheit und ekelhafte Gemeinheit unlöslich vereint, beides vielleicht ohne das andere vernichtet. Ungeordnete Haare, schmutziges, bräunliches Gesicht, sinnlich-dunkle, schamlos flackernde Augen, ein praller und zugleich zart anmutiger Leib, umschmiegt von einem schlampigen, zerfetzten Kattunkleid. Ein rotes Band natürlich um den Kopf gewunden. Ich würde die Dirne malen nackt auf einem Thronsessel von größter Pracht. Auf dem Haar, das ungekämmt, doch vor der Stirn gebrannt, um den schönen gemeinen Kopf herumflattert, eine leuchtende Demantkrone. Sie hat ein Bein über das andere geschlagen, ein geil-lockendes Lächeln auf den vollen, gesunden Lippen, hinter denen man scharfe, weiße Zähne sieht. Um den Hals trägt sie ein „Amibändchen". Am Boden kniet ein ehrwürdiger, schöner Greis mit lang wallendem Bart. Er küßt brünstig den erhobenen Fuß der Dirne und schaut krampfhaft auf ihn, um nicht nach Schoß und Busen zu schielen. Der Greis kniet auf dem zur Erde gefallenen, schlampigen Kattunkleid, er ist ganz Liebe und Widerwillen, Leidenschaft und ohnmächtiger Haß . . . Die Gruppe wird von einem Berliner Schutzmann, der in voller Uniform stramm dasteht, lauernd beobachtet.

3. Die Bachantin.

Eine Straßenecke. Vorübertosendes Weltstadtleben. Vor einer Destillation steht ein Weib, zögernd den rechten Fuß nach vorn gestreckt. Es hat

ein Lumpengewand an, barhäuptig . . . wüstes Haar. Das Geſicht iſt gemein, blutlos, wie mit einer braunen Staubſchicht bedeckt. Das Weib iſt noch jung und doch verwittert. Elend und Laſter haben es in die Veraltungskur genommen. Sein Fuß ſtrebt ſehnſüchtig, die Steinſtufe, welche zum Rauſchheiligtum führt, zu erklimmen, aber mit dem trunkenen Auge ſpäht es auf ſeine rechte, ſchmutzige Hand, auf deren Fläche 4 Kupfermünzen liegen. Alles an dem Weib ſchreit nach dem labenden, Lethe ſpendenden Schnaps, aber die Gier wird gefeſſelt durch die Bande des kapitaliſtiſchen Raubſyſtems. Reichen die erbettelten Pfennige, Gott Bacchus und ſeinen Hohenprieſter, den Deſtillateur, zur Erfüllung der heißen Wünſche zu zwingen? . . . Ein bockbeiniger Faun ſchlingt das eine Bein lüſtern um das linke Bein des Weibes. Seine Mienen ſcheinen tröſtlich zu verſichern: Es reicht!

An neuen Horizonten.

Von Albert Kniepf.

(Danzig.)

1. Parabel vom großen Berge.

Habt Mitleid mit uns! — Alſo erſchallt das Geſchrei der Begehrlichen, und wer gehörte heute nicht zu den Begehrlichen, Hilfeſüchtigen?

Hört man es nicht an allen Abhängen des großen Berges mit dem goldenen Gipfel ertönen, an dem ein zahlloſes Gewimmel emporklettert, wo alle drängen und ſtoßen, wo jeder den Vordermann an den Füßen feſthält und ihn hinter ſich zerren möchte? — Und weil von unten herauf das mächtigſte Geſchrei ertönt, iſt man überredet, daß dieſe dort unten am meiſten Mitleid bedürfen, daß man ſie zurückgeſtoßen habe und ſchuld ſei an ihrem Elend.

Doch hat man ſich und jene nicht zu dieſem Glauben verführt? — Fährt man nicht fort, die Moral mit tauſend Zungen zu predigen, daß der Menſch am Menſchen ſchuld ſei, daß immer irgendwer ſchuld ſei und daß „eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Reich Gottes komme“?

„Und nur die Liebe, nur das Mitleid und der Verzicht auf euch ſelbſt

kann die Sühne für eure Reichtümer, für eure große Schuld sein, ihr lieben Vordermänner" — also sprechen die Hilfesüchtigen höhnisch und sind lüstern nach deren Plätzen — nicht mit Unrecht, wie heute schon fast alle Vordermänner glauben!

Sehet hin, wie sie bereits am Mitleid erkrankt sind, wie sie zaudernd schon nach unten blicken, ob sie nicht jene zu sich heraufziehen sollen! — Aber so gewiß wie nur wenige auf dem Gipfel des Berges Platz finden, so gewiß wird alle Hilfe nur eine scheinbare sein und höchstens Ballast den Händen und Füßen der Emporkletternden werden.

2. Aus dem Paradiese.

Als der Mensch weder gut noch böse war, floß Milch und Honig zu seinen Füßen und die Früchte hingen ihm in den Mund. Er aber ward des leicht Gewährten überdrüssig und stahl die verbotenen Äpfel.

Man sieht, das Paradies hatte ohne jenes große Verbot keinen Sinn, und indem Adam und Eva dieses aus der Welt schafften, verloren sie damit das Paradies! —

Was ist dieser tiefen alttestamentarischen Symbolik gegenüber das andere Paradies des neuen Testaments, der christliche Himmel!

Nicht umsonst lag jenes auf der Erde, das Himmelreich aber war auf ihr unmöglich.

3. Weltidee.

„Ich bin auf die Welt gekommen," sagt der Mensch, es ist für ihn heute noch immer das größte Wunder: diese Welt und er darin.

Aber alle Verwunderung über die Welt entstammt nur jener widerspruchsvollen Vorstellung, daß auch ebenso gut die Welt nicht zu sein brauchte, daß auch ein Nichts da sein könne, und wenn dies eine unsinnige Vorstellung ist, dürfen wir da die Welt, diese bunte Welt, wie aus einer weiten jenseitigen Perspektive so auffassen, als ob sie sich von dem schwarzen Schatten des großen Nichts wie eine magische Erscheinung abhebe?

Wohl schwerlich. Und alle Verwunderung über die Welt ist nichts als ein Stück Jenseitigkeit; es ist Zeit, daß man sich endlich ihrer begebe und unbekümmert genieße, daß und was man ist!

Golgatha.

Von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

Eine Schneefläche unabsehbar weit. Der graue Nebel darüber, wie eine Last von dumpfem Haß.

Ist's Tag? Ist's Abend? Ich sehe kein Gestirn.

Ob die Sonne noch lebt?

Über die eisige Fläche schleppt sich müde mein Schritt. Mir ist, als söge der giftige Nebel aus allen meinen Poren das Leben und zöge mich fort in ein langsames Sterben.

Seine Finger sind naß, schlaff, kalt.

O, ihr rosigen sonnendurchglühten Finger des Frühlingsmorgens, die ihr ins Leben weckt, wo seid ihr?

Und ein hüpfender Wind der Erinnerung geht durch mein Herz, — ein leiser Tanz voll seidenem Rauschen.

Da eine Stimme hinter mir. Hart wie frostberstendes Eis.

„Du da!"

Wie in den Boden gerammt, steh' ich erschrocken.

„Was erschrickst Du! Ich bin nicht der Tod. Ich bin nicht der Tod . . . ach!"

Eine Wolke umballt meine Sinne. In kalte Leichenkammern entflieht meine Seele. Dann taucht sie heraus in eine große Helligkeit, und neben einem greisen Mann schreit' ich durch ein sonnenheißes Land.

Grellweiße Felsen und dürres Gelb sterbender Reife rechts und links.

„Hebe Dein Haupt! Sieh! Da ist Golgatha!"

Christus!

Im glühenden Sonnenbrand, tief niedergesunken das Haupt, am Kreuz. Ich sehe in seinem blonden Haar den Dornenkranz, die Schmerzensgloriole. Sein Leib ist dürr und voller Blutrunst.

Oh, Christus!

„Komm!"

Laß mich beten am heiligen Marterstamm! Hier laß mich beten lernen!

„Komm! Siehe die Leute an, die beten."

Er führt mich fort. Und wieder flieht meine Seele. Durch wetternden Sturm flieht sie und Waffenklirren und Feuersbrunst und Sterbeklagen. Und in ein mittleres Licht taucht sie auf.

Auf glattem Asphalt schreiten wir durch eine große Stadt.

„Hebe Dein Haupt! Sieh', da iſt Golgatha!"

Gott! Gott! Entſetzlich, da —: Mitten im ſchiebenden Gewirre der Stadt, da, mitten auf großem Platz, zwiſchen Theatern und Kirchen und Parlamenten: das Kreuz! Chriſtus daran, blutend, geſenkten Hauptes, und keiner achtet ſein. Regimentsmuſik, Wagengeraſſel, Equipagen, ſtrömendes Leben, Lachen und Schreien. Chriſtus! Chriſtus! Blutender Heiland! Chriſtus! Er hebt das Haupt, öffnet die Lippen: „Mich dürſtet!" Keiner achtet ſein. Ihm ſinkt das Haupt.

„Komm!"

Und es wird ſtill. Ich höre Vogelſingen. Die Luft iſt lau. Senſenſauſen im Korn. Friede! Friede!

Ein unermeßliches Feld, ſegenſchweres Meer von windbewegten goldenen Halmen. Tauſend Sichler mähen im Schwung.

„Hebe Dein Haupt! Sieh', da iſt Golgatha!"

Mitten aus goldenem Garbenberg das Kreuz. Ein ſtumpfſinſterer Mann, eine Peitſche in Händen, daran gelehnt. Sein Blick muſtert über die gebückten Rücken der Mäher.

Und über ihm der gepeinigte Leib der Liebe. Chriſtus!

Da ſeh' ich ſein Auge, ſchmerzdurchſtiert, dunkelbraun, weit offen, hoffnungsleer. Und ſeine Lippen öffnen ſich. Schwarzes Blut entquillt dem Munde und ein Wort: Haß!

„Willſt Du noch beten?"

Schnee knirſcht wieder unter meinem Schritt, und wieder ſaugt mein Leben der Nebel.

„Willſt Du noch beten? Viele Beter ſah'ſt Du!"

Wer biſt Du, alter Mann?

Und langſam ferner werdend, nebelverſchluckt, wehen die Worte zu mir:

„Vor meiner Thüre ſank er unterm Kreuz. Ich hob ihn nicht. Wer hebt Verbrecher auf? Ich betete Dank, daß meine Seele nicht ſo frech, wie ſeine. Da hob in ſeinem Herzen ſich die Wahrheit: der Haß von Menſch zu Menſch. So ſtarb er. Mir aber fluchte ſeine bittere Erkenntnis, daß ich ſein Erbe ſei und endelos erkenne: Golgatha überall und Hammerſchlag am Kreuz! Sein Tod iſt ewig, ſeine Liebe iſt tot. Ich lebe und lerne den Haß. Könnt' ich ihn lehren!"

. . . . . .

Golgatha überall und Hammerſchlag am Kreuz . . .

Kein Verzicht.

Ein Feuilleton in einem Akte.

Von Norbert Falck.

(Mähriſch-Weißkirchen.)

Perſonen:

Frau Irene Malten, 28 Jahre alt.
Doktor med. Auguſt Winthelm, 33 Jahre alt.

(Die Szene iſt ein Salon bei Frau Irene Malten. Elegante, moderne und luxuriöſe Ausſtattung. Frau Malten auf einem Sofa, zurückgelehnt, ein Buch mit Prachtband und Goldſchnitt in der Hand. Doktor Winthelm auf einem Fauteuil, ihr gegenüber.)

Doktor Winthelm: War meine Frage indiskret, gnädige Frau?

Frau Malten (ihn anblickend): Indiskret? — — Nein! — Durchaus nicht! — Von Ihnen nicht!

Doktor Winthelm (ſeinen Schnurrbart drehend und ſeine Fußſpitzen betrachtend, wie zögernd, etwas leiſe): Ich habe Sie gefragt, gnädige Frau — ob — Sie (mit ſtärkerer Betonung) glücklich ſind — und das iſt immer eine heikle Frage, eine Frage, die noch niemals vielleicht ihre aufrichtige Beantwortung gefunden hat — —

Frau Malten (im Buche blätternd): Und warum haben Sie gefragt?

Doktor Winthelm: Gnädige Frau, ich bin Ihr Arzt!

Frau Malten (aufblickend): Und da müſſen Sie ſo etwas wiſſen? — Und wenn Sie als Arzt fragen, ſo ſoll ich Ihnen eine Antwort geben, wie eine Patientin, nicht wahr, genau, ganz genau?

Doktor Winthelm: Genau, gnädige Frau!

Frau Malten (ſich zurücklehnend): Nun ſehen Sie mich genau an, Herr Doktor, ganz genau! — ſehe ich aus wie glücklich?!

Doktor Winthelm (raſch): Sie ſehen verträumt aus, gnädige Frau — ſehr verträumt!

Frau Malten: Und Ihre Diagnoſe?

Doktor Winthelm (achſelzuckend mit Lächeln): Sie haben früher anders ausgeſehen, gnädige Frau, viel anders!

Frau Malten (lächelnd): Man wird ja täglich älter, Herr Doktor!

Doktor Winthelm: Frauen von 28 Jahren?! — —

Frau Malten (lächelnd, befremdet): Wie genau Sie mein Alter kennen!

Doktor Winthelm: Sie wundern ſich darüber, gnädige Frau? Wieſo Auguſt Winthelm weiß, wie alt Irene Malten iſt? Irene Malten, die

luſtige Irene, die er Schlittſchuhe laufen gelehrt hat, wie ſie noch Irene Donndorf geheißen hat?

Frau Malten: Und wie ſie noch lange Locken getragen hat und kurze Kleidchen — —

Doktor Winthelm: Und immer ſo breite, weiße Hüte —

Frau Malten: Und den Fledermaus-Walzer geſungen hat — —

Doktor Winthelm: Und immerfort nur gelacht hat und uns armen Gymnaſiaſten die Köpfe verdreht und uns alle zum Narren gehalten hat — —

Frau Malten: Ja, das iſt vorbei, Herr Doktor Winthelm. Ich bin nicht mehr die Nina und Sie nicht mehr der Guſti, der lange Guſti mit den drei Härchen auf der Oberlippe — das kömmt nicht mehr wieder, nimmermehr!

Doktor Winthelm: Ja wohl — das kömmt nicht mehr wieder, und Sie bedauern das, gnädige Frau?

Frau Malten: Es war ſo ſchön damals, ſo ſchön! — Viel ſchöner als jetzt — viel, unendlich viel! (Sie ſinnt, der Doktor blickt ſie an, nach einer Pauſe):

Doktor Winthelm: Ich habe Sie vorhin etwas gefragt, gnädige Frau, was ich ſeit zwei Jahren zu fragen verſchoben habe — und — der Grund meines Verſchiebens ſcheint richtig geweſen zu ſein!

Frau Malten: Was iſt richtig?

Doktor Winthelm (kurz, ſie feſt anblickend): Daß Sie nicht glücklich ſind, gnädige Frau!

Frau Malten (nach einer Pauſe): Was nennen Sie glücklich, Doktor!?

Doktor Winthelm: Sie verlangen eine Definition?

Frau Malten: Ja!

Doktor Winthelm: Glücklich ſein, gnädige Frau, heißt das ſein, was Sie nicht ſind?

Frau Malten: Sie waren kurz, Herr Doktor!

Doktor Winthelm: War ich treffend?

Frau Malten (ſieht ihn an, blättert in dem Buche, betrachtet den Einband, klappt es ſtark zu und ſchleudert es fort. Eine Pauſe. Der Doktor ſpielt mit dem Uhrbehänge. Danach):

Doktor Winthelm: Jugend, Schönheit, Geſundheit, Reichtum, dieſe vier Faktoren bilden das Glück!

Frau Malten: Jugend, Schönheit, Geſundheit, Reichtum! Ich bin achtundzwanzig Jahre alt, iſt das — jung?

Doktor Winthelm: Sehr jung, gnädige Frau!

Frau Malten: Schönheit! — Bin ich ſchön? — Ich frage keinen Schmeichler.

Doktor Winthelm: Sie waren einmal ſchön, und damals ſagten es Ihnen hundert Briefe und hundert Gedichte — Sie ſind heute ſchöner; was Knospe war, iſt Roſe, alle Spiegel jubeln es — und das ſagt kein Schmeichler! — Sie ſind ſchön!! — Sie ſind jung und ſchön und reich!

Frau Malten: Und bin ich geſund, Herr Doktor?

Doktor Winthelm (rückt ſein Fauteuil näher): Vollſtändig! —

Frau Malten: Und nicht glücklich — ein Rätſel?

Doktor Winthelm: Ich bin ein guter Schachſpieler und Rätſellöſer, gnädige Frau!

Frau Malten: Wollen Sie löſen?

Doktor Winthelm: Darf ich?

Frau Malten: Sie dürfen alles!

Doktor Winthelm: Ich habe gelöſt!

Frau Malten: So raſch?

Doktor Winthelm: Wie immer!

Frau Malten: Und Ihr Ergebnis?

Doktor Winthelm: Die Liebe, gnädige Frau, die Ehe — — der Mann!

Frau Malten: Die Liebe — die Ehe — der Mann! — — — — Herr Doktor — was iſt Liebe?

Doktor Winthelm: Sie inquirieren heute, gnädige Frau!

Frau Malten: Wie Sie, Herr Doktor! — Beantworten Sie meine Frage!

Doktor Winthelm: Ihre Frage! — Eine große Frage und die Antwort darauf ſollte ein Buch ſein, eine fünfbändige Tautologie: Liebe iſt Liebe!

Frau Malten: Liebe iſt Liebe! — — — — — — — — — — Herr Doktor: Iſt Liebe?!

Doktor Winthelm: Wieder eine ſolche Frage! — Wenn Sie Küſſen und Umarmen Lieben nennen, iſt Liebe.

Frau Malten: Küſſen und umarmen — nichts weiter, Herr Doktor?

Doktor Winthelm: Nichts weiter!

Frau Malten: Und wo laſſen Sie die arme Seele?

Doktor Winthelm: Ja unſere Seele! — Die laſſe ich unſern Pſychologen, ich bin Arzt und meine Domäne iſt der Körper, gnädige Frau!

Frau Malten: Sie glauben an keine Seele, Herr Doktor?

Doktor Winthelm: Ich ſage, daß man blatternarbige Lippen nicht küßt, gnädige Frau!

Frau Malten: Nur das Schöne hat Recht auf Liebe?

Doktor Winthelm: Nur das Schöne wird geliebt, und es giebt viel Schönes. — Es giebt viel ſchöne Weiber, viel, ſehr viel, in der Welt!

Frau Malten: Viel — viel!

Doktor Winthelm: Es giebt aber auch viele Männer, ſehr viel Männer, gnädige Frau!

Frau Malten: Viel, viel!

Doktor Winthelm: Wiſſen Sie das?

Frau Malten: Einmal habe ich nur einen geſehen!

Doktor Winthelm: Gnädige Frau! — Ich habe einmal auch nur ein Mädchen geſehen. Und das war ſehr ſchön. — Ich hatte nie vorher geahnt, daß Haare ſo blond und daß Augen ſo blau ſein könnten und ein Mund ſo rot. Damals war ich das, was man verliebt nennt. Damals las ich Romane in Zeitſchriften und klaſſiſche Trauerſpiele, Kabale und Liebe zum Beiſpiel. Und ich wäre beinahe wie Ferdinand geſtorben an Arſenik mit Limonade, oder an einer Kugel wie Werther, weil ſie nicht wollte und ich ja. — Aber ich habe es verwunden. Es war auch ſehr klug von mir, denn ſpäter habe ich noch viel, viel ſchöne Mädchen geſehen, ſchönere und noch ſchönere und immer ſchönere. Und wenn die eine gewollt hat, wenn ich gewollt habe, ſo war es gut, und wenn die eine nicht will, dann laſſe ich es auch gut ſein. Viele Blumen, viele Mädchen, viele Bäume, viele Männer, gnädige Frau!

Frau Malten: Viele Blumen und viele Bäume!

Doktor Winthelm: Und beide brauchen Regen, damit ſie ſind; wir nennen dieſen Regen Liebe.

Frau Malten: Herr Doktor! — Sagen Sie, wer iſt ſitzen geblieben, die ſtolze Klara Koller, oder ich?

Doktor Winthelm: Sie meinen die Schauſpielerin?

Frau Malten: Ja, die ſpäter Schauſpielerin geworden iſt. — Sagen Sie, wer ſitzt, Herr Doktor, wer ſitzt (ſich zurückwerfend) wer ſitzt?!!

Doktor Winthelm (die Achſeln zuckend): Gnädige Frau! — Sie haben mit achtzehn Jahren geheiratet, unüberlegt, raſch, auf einmal. — Warum?

Frau Malten: Herr Doktor! — Auguſt Winthelm, Sie ſind ein kluger Mann, warum fragen Sie eine achtundzwanzigjährige Frau, warum ſie mit achtzehn Jahren geheiratet hat? Warum fragen Sie, warum ich mit achtzehn Jahren geheiratet habe? Mit achtzehn Jahren! Wiſſen Sie, was das heißt, achtzehn Jahre für ein geſundes, lebensluſtiges Mädchen,

für ein Mädchen, das die Welt nur aus Romanen kennt, das immer nur von Küſſen lieſt und ſelber heiße, rote Lippen hat? Ein Mädchen von achtzehn Jahren, dem ein Mann begegnete, der hübſch war, der ihr gefiel. Ich war achtzehn Jahre alt und mein Blut war heiß, ſehr heiß, und ich wollte lieben! Lieben, Herr Doktor, lieben, Guſti, mit allem, allem lieben; und wenn ein junges Mädchen lieben will, ohne Schranken, voll und ganz, muß es heiraten, ſonſt kann es nicht lieben, Herr Doktor, ſonſt darf es nicht lieben; aber ich habe lieben wollen und darum habe ich geheiratet. — — — — — — — — — — — Und er hat mich geliebt und ich habe ihn geliebt, einen Monat, zwei Monate, drei Monate — noch einen halben, dann war er ſatt . . . Der Blütenſtaub war abgebeutelt, er hatte genug an mir, und es giebt doch, wie Sie ſagen, ſo viele, ſo ſehr viele ſchöne Weiber, und er liebt ſchöne Weiber.

Doktor Winthelm (nach einer Pauſe): Ja, er liebt ſchöne Weiber —

Frau Malten: Er darf lieben. Er iſt ein Mann! — Und die Männer dürfen alles, alles!

Doktor Winthelm: Jawohl! — Alles!

Frau Malten (nach einer Pauſe): Und wir können unſere Eheringe betrachten, in unſeren Erinnerungen wühlen, Romane leſen, Gäſte empfangen, uns ſchön anziehen — mehr nicht!

Doktor Winthelm: Gnädige Frau, Sie thun Ihrem Geſchlechte Unrecht, tiefes Unrecht, und das ſollen Sie nicht! Jeder darf, was er will! — Wenn es ihm nützt und keinem ſchadet. — — — — Gnädige Frau! Sie ſind achtundzwanzig Jahre alt, das iſt ſo jung, ſo unendlich jung für eine Frau, und Sie haben doch ſo wenig noch genoſſen, wenig noch erlebt, ſo faſt gar nichts, und Sie ſind doch wert, viel zu erleben. Und Sie wollen doch, nicht wahr, Sie wollen?

Frau Malten: Herr Doktor! — Sie haben geſagt, ich ſei jung, ſehr jung, ſchön, reich und geſund.

Doktor Winthelm: Sie ſind jung, ſchön, reich, geſund und Sie haben dadurch das größte Recht zu wollen — das größte Recht!

Frau Malten: Doktor! — Wenn der Mann aber nicht will? — Wenn er durchaus nicht will!

Doktor Winthelm: Der Mann?

Frau Malten: Der Mann! —

Doktor Winthelm: Gnädige Frau, es giebt viele Männer, viel, ſehr viel Männer.

Frau Malten: Aber wir Weiber dürfen nicht!

Doktor Winthelm: Jeder Mensch darf, wenn er will. — — — Ihr seid frei wie wir.

Frau Malten: Und wir haben das Recht zu wollen? — — —

Doktor Winthelm: Was man Euch vorenthält? — — Kategorisch!! — Wer verzichtet, ist des Lebens nicht würdig! — Wollen Sie verzichten?

Frau Malten (kurz und fest): Nein!

Doktor Winthelm (ihre Hand fassend): Hand darauf, gnädige Frau, ich halte Sie beim Wort, Sie verzichten nicht!

Frau Malten: Nein!

Doktor Winthelm: Sie dürfen ja nicht! — Diese Hand ist warm und weich und blüht, Ihre Lippen sind rot, Sie sind jung, stark, glühend, gesund, begehrenswert und Sie, Sie läßt man allein!

Frau Malten (in Gedanken): — Allein!

Doktor Winthelm: Dieses Weib läßt man allein in den Stuben, bei Büchern und Möbeln, achtundzwanzig Jahre alt und schön und gesund und allein — allein — — — — — — — — — — — — — — aber — — Sie sind nicht allein, schöne junge Frau, Sie sind doch nicht so allein — — — — —

Frau Malten (blickt ihn fest an, er sie desgleichen. Eine kleine Pause, dann, indem er näher rückt, leise zu ihr geneigt):

Doktor Winthelm: Wir sind allein!

Der Vorhang fällt.

Ein Inserat.

Eine moderne Skizze von Paul Langenscheidt.

(Berlin.)

Vorwort.

Vor mir liegt ein kleines Päckchen Briefe, in welchen sich, zusammengedrängt in dem Zeitraum von genau vier Wochen, das Lebensschicksal zweier hoffnungsvoller Menschenkinder abgespielt hat. Wenn ich heute nach Jahren diese Briefe der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht es mit dem Wunsche, daß der Leser aus ihnen lernen möge, wie leicht ein Schritt vom rechten Wege das ganze Dasein umwälzen kann, wie sorgfältig auch der

Beſte den Dämon in der Menſchenbruſt hüten muß, daß er nicht ausbreche und uns vernichte.

Am 5. Mai 18.. ſtand nachſtehendes Inſerat in einer Berliner Zeitung:

Blondine.

Bekanntſchaft einer hellblonden Dame, lebhaft, feſch und amüſant, jung, zierlich und klein, von diſtinguiertem Herrn behufs Verheiratung geſucht. Adreſſen unter A. K. 1299 bis Montag Poſtamt .. erbeten.

I.

Mein Herr! 6. Mai 18..

Heute früh wird mir Ihre Annonce anonym zugeſandt — jedenfalls von einer Freundin! Ich habe zwar noch nie mein Heil auf ſolchem Wege geſucht, aber gerade heute Morgen befinde ich mich in der richtigen Stimmung, um den anonymen Einſender der Annonce, welcher über dieſelbe die Worte ſchrieb: „Der Weg zum Glücke!“, auf die Probe zu ſtellen. Ich habe bislang wenig genug von der Göttin Fortuna genoſſen, will es daher einmal verſuchen, ihr entgegen zu kommen. Doch hoffe ich dieſe Zeilen an einen Mann zu richten, der keinen ſchlechten Gebrauch von ihnen macht. Was die Bedingungen betrifft, welche Sie in Ihrer Annonce erwähnen, ſo glaube ich ſie alle zu erfüllen, wenigſtens habe ich dergleichen fade Schmeicheleien von meinen Bekannten oft genug hören müſſen. Ich bin erſt achtzehn Jahre alt. Eine Photographie kann ich Ihnen nicht ſenden; die einzige, die ich beſitze, datiert aus der glücklichen Zeit, wo ich noch Backfiſch war. Nun bleibt nur noch eins zu erwähnen, was ich Ihnen gleich aufrichtig mitteile, nämlich, daß ich zwar aus guter Familie, aber nicht vermögend bin. Mein Vater iſt ehemaliger Offizier, und wenn er wüßte, was ſeine Tochter eben für einen unverantwortlichen Streich unternimmt, würde dieſer Brief ſchwerlich an ſeine Adreſſe gelangen. Falls Sie in Ihrer „Diſtinguiertheit“, auf die ich wohl ebenſo Anſpruch erheben darf, als Sie, mein Herr, ſich herablaſſen, mir zu antworten, bitte ich den Brief zu richten an

Fräulein Elſe R .....
p./A.: Herrn Oberſt z. D. R .....
Berlin, S., W ..... ſtr. 7.

Mein Papa hat nämlich nicht die Gewohnheit, meine Briefe zu öffnen.

P. S. Ich bitte Sie, mir ſchriftlich Mitteilungen zu machen, ja nicht in unſere Wohnung zu kommen, da das für beide Teile in höchſt unliebſamer Weiſe ablaufen könnte.

P. S. Ich hoffe, daß der Wunſch einer Dame für Sie Befehl iſt!

E. R.

II.

7. Mai 18 . .

Mein verehrtes Fräulein!

Sie werden dem Nachſtehenden hoffentlich entnehmen, daß Schreiber dieſes wenigſtens im Ehrenpunkte diſtinguiert iſt, indem er Sie bittet, der nicht ernſt gemeinten Verſicherung „behufs Verheiratung“ weder ihm gegenüber, noch in künftigen Fällen, zu trauen. Es wäre doch ſchade, wenn Sie, ein ſo liebenswürdiges Weſen, wie Ihr Brief Sie zeigt, ſich in falſche Hände gäben.

Warum ich dies ſchreibe? Weil auch ich Offizier bin, und deshalb lebhafte Sympathieen für die Tochter eines Kameraden habe, der wahrſcheinlich für Kaiſer und Vaterland im Felde geſtanden hat.

Daß ich Sie gern kennen lernte, kann ich nicht leugnen; und wenn von „Herablaſſen“ bei mir die Rede ſein kann, ſo iſt es nur, um Ihnen in Gedanken die Händchen zu küſſen. Sie ſchreiben ſo reſigniert, als hätte nie des ſonnigen Frühlings voller Hauch Ihre Stirne geküßt, als hätten Sie niemals in ein leuchtendes Auge geblickt, niemals den bethörenden Rauſch einer ſeligen Stunde gekannt, — meine kleine Elſe, ſeien Sie mutig, in jedem Menſchenherzen muß doch einmal Frühling werden, und kein Eis und Schnee des ſpäteren Lebens kann die Erinnerung daran erkalten machen!

Es grüßt Sie, mein gnädigſtes Fräulein, in Sympathie

Ihr leider vorläufig noch anonymer Freund.

III.

9. Mai 18 . .

Mein Herr!

Jedenfalls werden Sie ſich wundern, unter Ihrer Chiffre noch einen Brief von mir vorzufinden; doch halte ich es für meine Pflicht, mich wenigſtens etwas in Ihren Augen zu entſchuldigen. Ich möchte Ihnen nämlich bemerken, daß mir etwas in Ihrem Briefe unklar iſt. Sie ſagen das „behufs Verheiratung“ ſei nicht ernſt gemeint. Je nun, was iſt denn ſonſt die Abſicht hierbei? Ich kann mir nämlich nicht erklären, aus welchem Grunde Sie die Bekanntſchaft einer Dame machen möchten, wenn nicht wegen Verheiratung? Es iſt mir dies durchaus nicht verſtändlich, und verzeihen Sie wohl, wenn ich mich in der Auffaſſung des Inſerats geirrt habe, bitte Sie auch gleichzeitig, nicht ſchlecht von mir denken zu wollen.

Ich träumte es mir ſo ſchön, einen Menſchen kennen zu lernen, den man ſo recht von Herzen lieb haben kann. Bis jetzt iſt mir nämlich ein derartiges Gefühl wie Liebe noch ganz fremd, da ich ſehr wenig mit Herren

zuſammenkomme, und nur mit ſolchen, die ich nicht mag, weil ſie blond ſind. Mein Ideal muß dunkel und ſehr feurig ſein! Bitte lachen Sie mich nicht aus und zeigen Sie dieſen Brief keinem Menſchen; ich muß Ihnen bekennen, daß ich mich eigentlich furchtbar vor mir ſelbſt ſchäme, weil ich in meinem erſten Brief vom Heiraten ſprach. Ich ſelbſt denke wirklich nicht daran, und werde mich wohl mit dem Gedanken abfinden müſſen, als alte Jungfer zu ſterben. Vielleicht iſt das auch das Beſte, denn ich glaube nicht, daß ich einen Mann glücklich machen würde, weil ich mich viel zu ſehr philoſophiſchen Betrachtungen hingebe und grübele, was doch einer tüchtigen Hausfrau nicht zukommt. Ihnen kann ich das ja ruhig ſagen, weil wir uns doch nie heiraten, vielleicht nicht einmal kennen lernen werden, was ich jetzt gar nicht einmal möchte. Ich finde es ſo furchtbar intereſſant! Sie nicht auch? Und in der Ehe glaube ich, lernt man die Proſa des Lebens kennen, wenn man ſich auch noch ſo ſehr liebt. Ich muß Ihnen nun Lebewohl ſagen; bitte falls Sie noch einmal ſchreiben ſollten, reden Sie mich nicht wieder mit meinem Vornamen an. Das dürfen nur Verlobte thun, ſonſt iſt es ein arger Verſtoß gegen den bon ton! Zum Schluß noch eine große Bitte! Teilen Sie mir auf Ehrenwort mit, ob Sie meinen erſten Brief jemand gezeigt haben; bei dem zweiten iſt es ja ſelbſtverſtändlich, daß Sie es nicht thun, weil ich es ſo wünſche! Schreiben Sie bitte recht bald wieder. Es iſt ſo wundervoll, ſich einmal mit jemandem ausplaudern zu können; das iſt mir in meinem Leben bis jetzt verſagt geweſen.

Ihre

Elſe.

IV.

10. Mai 18 . .

Mein gnädiges Fräulein!

Sie wundern ſich, weshalb ich inſeriert, wenn ich keine Frau ſuchte. Ich will es Ihnen geſtehen: Weil ich im Kreiſe froher Kameraden wettete, in acht Tagen fünfzig Offerten zu erhalten. Die fünfzig waren in 2 Tagen erreicht. Ihr Brief war der einzige, den ich beantwortete, weil ich ſah, daß eine „Dame" ihn geſchrieben hatte. Sie wollen überzeugt ſein, daß ich Ihre lieben Schreiben niemand zeige.

Wiſſen Sie, wie ich Sie beurteile: Sie ſind nicht in Ihrem Element, nicht zufrieden mit Ihrem einfachen Schickſal und Daſein. Machen Sie ſich kein Idealbild von mir; ob ich z. B. feurig bin, kann ich nicht beurteilen. Darüber giebt es nur ein kompetentes Urteil, und zwar von dem jungen Mädchen, die uns küßt. Da Sie jedoch ſo ſehr auf bon ton halten, werden wir dieſe Frage nie entſcheiden! Bon ton, — wiſſen Sie, Fräulein Elſe,

— pardon, ich widerrufe — was der „beste Ton“ ist? Das ist der Orgelsang und Sphärenklang, wenn zwei treue Augen Dir ins Herz blicken, wenn ein starker Arm Dich umschlingt und Dir den Atem aus der klopfenden Brust preßt, wenn die Erde und all ihr Leid versinkt im seligen Augenblicke namenlosen Glücks! So müssen die Propheten „gen Himmel“ gefahren sein! Ich will Ihnen, meine kleine Freundin, meine Philosophie entwickeln, wie sie mir vollständig fürs Leben genügt. Sie besteht in zwei Sätzen. Erstens: O lieb, so lang Du lieben kannst. Wenn Sie um sich sehen und erkennen, wie Vater und Kind, Bruder und Schwester, Mann und Weib, die fröhlich neben- und miteinander leben könnten, sich hassen und schmähen, dann werden auch Sie den Wunsch haben, über jedes Thor, jede Schwelle, jede Wiege mit Flammenschrift das Wort zu schreiben: O lieb, so lang Du lieben kannst. — Das zweite ist: Genieße jede Stunde Deines Lebens; ein Thor, wer sich auf das Jenseits vertröstet. Jede frohe Stunde ist ein Plus im Lebensbuche, jede trübe ein Defizit. Leben heißt genießen, sich versagen heißt absterben. —

Ist es wirklich wahr, daß Sie mich nicht kennen lernen möchten?

Es küßt Ihnen die Hand mit herzlichem Gruße

Ihr

Kurt.

V.

11. Mai 18 . .

Mein Herr!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief.

Bitte nehmen Sie immer so kleine Couverts, wie diesmal, die großen fallen zu sehr auf und wenn Papa eins in die Hände bekommt, dann — nun, was dann folgen könnte, will ich mir lieber gar nicht ausmalen.

Sie scheinen sich übrigens ein ganz falsches Bild von unserem Familienleben gemacht zu haben. Es geht eben bei uns alles streng militärisch zu. Papa ist sehr gut, aber furchtbar heftig, besonders, wenn ich widerspreche, was leider ziemlich oft vorkommt. Aber nicht wahr, es ist doch auch gräßlich, wenn einem Unrecht gethan wird, und man soll den Mund halten? Ich glaube, ich werde das nie fertig bringen! Sie jedenfalls auch nicht? Mama ist engelsgut, sie hat mich sehr lieb.

Sie meinen, ich fühle mich unglücklich? Wenigstens glaube ich das aus Ihren Zeilen herauszulesen. Unglücklich nicht; ich hasse nur das ewige Einerlei in meinem Leben; dann wünsche ich mir alles mögliche, und natürlich geht nichts in Erfüllung! Da muß man doch schließlich unzufrieden werden; meinen Sie nicht auch? Die Tage folgen sich in öder Einförmigkeit, wie

eine aufgezogene Uhr ſpinnt ſich das Leben ab. Manchmal ſehne ich die Nacht herbei, um den Tag zu vergeſſen! Oftmals empfinde ich das Erwachen wie einen Schmerz, und denke: Schon wieder ein Tag! Wäre er doch nur vorüber! Was ſoll ich auf der Welt, wozu lebe ich?

Jetzt bin ich zum Beiſpiel ganz zufrieden. Ich habe jemand, dem ich alle meine Freuden und Leiden mitteilen kann, ohne ausgelacht zu werden. Das genügt mir!

Sie meinen, es iſt nicht hübſch von mir, daß ich Sie nicht näher kennen lernen will? Wieſo? Wenn wir uns erſt kennen, dann wird alles bald vorbei ſein. Vielleicht ſind wir beide von einander enttäuſcht. Iſt das nicht ſehr leicht möglich? Und dann kann ich in einem Briefe, ohne Sie zu kennen, Ihnen alles erzählen, was ich denke und fühle. Das würde doch dann aber nicht mehr gehen. Ich würde es wirklich nicht fertig bringen, einem ganz fremden jungen Mann alles zu erzählen, was ich auf dem Herzen habe. Auch Ihre Lebensanſchauungen können mir nicht gefallen. Sie leben ja nur dem Augenblick! Ich ziehe ein beſtändiges Glück Ihrem flüchtigen Genuſſe vor! Das wird ſich wohl auch mit den Jahren bei Ihnen ändern! — Sind Sie ſchon viel gereiſt? Sehen Sie, das iſt zum Beiſpiel mein größter Wunſch, die Welt kennen zu lernen. Wenn ich reich wäre, würde ich nichts als reiſen, an Heiraten würde ich gar nicht denken. Im Gegenteil, wäre ich reich, ſo würde mir ein Mann nur eine Laſt ſein. Finden Sie das nicht ganz richtig?

Nun leben Sie wohl, mein Freund! Bitte ſenden Sie mir Ihr Bild, und beantworten Sie genau alle meine Fragen! Ihre

Elſe.

VI.

12. Mai 18 . .

Mein gnädiges Fräulein!

Sie haſſen das ewige Einerlei und beweiſen damit, wie recht ich mit dem „Genuß der Stunde“ habe. Goethe ſagt: Nichts läßt ſich ſchwerer ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, — Ihr ruhiges Glück iſt Chimäre, der Ehrgeiz iſt der Nerv des Lebens. Leute, die nach ſchwerem, gefahrvollem Leben in den Ruheſtand treten, ſterben weg wie die Fliegen. Wie der Menſch gleichgültig iſt gegen das lange Tageslicht und den Blitz mit Entzücken ſchaut, ſo gewöhnt ſich der Menſch an die guten Tage, aber berauſcht ſich immer von neuem an der Erinnerung einer wahrhaft ſeligen Stunde.

Ich bin älter an Anſchauungen, als ich an Jahren zähle; ich habe früh auf eigenen Füßen geſtanden, bin auch acht Jahre auf deutſchen Uni-

versitäten, in England und Frankreich gewesen, und habe viel im Leben gearbeitet. Aber deshalb bin ich doch stets froh gewesen, bei allen Dingen und Ereignissen habe ich mich stets gefragt: was ist Gutes an ihnen? Ich glaube, wenn ich eine Stunde mit Ihnen reden könnte, Sie würden über manches anders denken! Z. B. mit der „Last des Mannes"! Man sieht, Sie haben noch nicht geliebt! Glauben Sie mir, Fräulein Else, des Weibes Platz ist an der Brust eines frohen, kühnen, starken Mannes! Kein Gold der Welt, kein Ruhm und Glanz kann das Hochgefühl der Frau ersetzen, sich schutzbedürftig und schutzverlangend an den Gatten zu lehnen! Und andrerseits fühlt kein Mann so sehr seinen eigenen Wert, als an Weibes Brust!

Ist Ihnen denn noch nie der Gedanke aufgestiegen, welch eine große, edle Aufgabe das Weib berufen ist zu lösen? Wie der Mann, gehetzt von des Tages Last und Sorgen, seinem Heim entgegeneilt, um dort den Lohn für seine Arbeit zu finden? Wie der Gedanke an die frohen Stunden daheim, an die Liebe der Gattin ihm allein die Kraft giebt, immer weiter zu streben und zu ringen? Hausfrau soll die Gattin sein, sparsam, umsichtig, fleißig, — gewiß! Aber am höchsten steht in meinen Augen doch die Frau, die neben ihrer Pflichterfüllung eines ist, und zwar der Sonnenschein im Leben des Mannes; vor der Frau beuge ich mich huldigend, die in schwerer Zeit, wie sie keinem erspart bleibt, den nervösen, reizbaren Gatten nicht noch mehr erbittert, sondern geduldig und treu ihm die Sorgen von der Stirn küßt, ihm Sonnenschein bietet, nachdem er den Tag über im Sturm gestanden! Und einer solchen Frau wird der Mann ihre Treue nie vergessen, und wenn längst Not und Sorgen hinter ihnen liegen, wird er mit dankbarem Herzen sagen: Sie war in bösen Tagen nicht nur meine Gattin, sie war mir eine Gattin! Und wehe der Frau, die in solchen schweren Zeiten gewogen und zu leicht befunden wurde! Sehen Sie, meine Freundin, daß Sie mit Ihren Anschauungen brechen müssen? Wem der Mann „eine Last" sein könnte, der hat noch nicht des Weibes ganzen Beruf erfaßt. Seien Sie mir nicht böse, daß ich so eifrig geworden bin, — ich meine es gut.

Mit Ihrem Papa müssen Sie sich gut stellen; junge Mädchen sind ja so geschickt, wenn sie ihrem Vater etwas abschmeicheln wollen. Versuchen Sie es einmal! Und schreiben Sie nicht: „Mein Herr!" das klingt so unfreundlich! — Else, soll ich Sie wirklich nicht sehen?

Ihr

aufrichtiger Freund

Kurt.

VII. 14. Mai . .

Mein Freund!

Finden Sie: „Mein Freund“ beſſer? Ich bin ſo ungeſchickt, und weiß nicht, ob ich das Richtige treffe, aber ich habe noch nie mit einem Herrn korreſpondiert.

Sie meinen, ich verſtehe meinen Papa nicht zu nehmen? Darüber habe ich auch ſchon nachgedacht! Aber wir haben beide ſo ganz verſchiedene Anſichten, z. B. er iſt ſtreng konſervativ und ich bin es gar nicht! Bitte ſchreiben Sie mir genau, was Ihre Anſicht hierüber iſt. Ich bin Ihnen über Ihr Zanken nicht böſe. Bitte teilen Sie mir nur immer offen mit, was Sie in meinen Briefen nicht richtig finden, ſo wie es bei aufrichtigen Freunden ſein muß.

Es iſt mir unmöglich, mich mit Ihnen zu treffen. Fragten Sie mich warum, ich würde Ihnen kaum eine Antwort geben können, — ich habe Angſt davor! Ich könnte nicht mit Ihnen allein zuſammen ſein, — bitte, ſeien Sie nicht böſe! Ich würde kein Wort ſprechen können.

Daß Sie es gut meinen, und gut ſind, das weiß ich, das lieſt man aus Ihren Briefen. Ich leſe ſie gern und immer wieder! Ich bin ſo glücklich jetzt und möchte es immer ſein. Falls wir uns kennen lernen und Sie von mir enttäuſcht ſind, dann bin ich unglücklicher, denn je. Ich verliere einen Menſchen, deſſen Teilnahme und Freundſchaft mich ſo beglückt.

Heute werde ich immerfort im Schreiben geſtört, davon bin ich ſo müde geworden und habe Kopfſchmerzen.

Ich erwarte bald Antwort von Ihnen. Ihre

Elſe.

VIII.

16. Mai 18 . .

Meine liebe Freundin!

Es wäre thöricht, wollten Sie die Geheimniſſe der Parteien und Politik ſtudieren; es hat jeder in ſeiner Art recht. Aber wir Soldatenkinder und Soldaten brauchen darüber nicht zu grübeln, wir haben nur eine Partei und deren Wahlſpruch lautet: Mit Gott für König und Vaterland! Und das möchte ich noch hinzufügen: Wenn Sie einſt, wozu Sie berufen ſind, einen Mann glücklich gemacht haben, und ein ſüßer Liebling der Mutter holdes Antlitz wiederſpiegelt, ſo prägen Sie ihm immer wieder den Spruch ein: Mit Gott für König und Vaterland, — und gedenken Sie Ihres treuen Freundes dabei, der dann vielleicht dieſe ſeine Überzeugung praktiſch und endgiltig — in der Verluſtliſte quittiert — bewieſen hat. Denn der Krieg kommt, und zwei Millionen deutſcher Waffen funkeln ihm luſtig entgegen!

Sie haben also Angst vor mir? Ich wette, wenn wir zehn Minuten zusammen sind, so plaudern Sie so frisch und fröhlich, als ob Sie mit einer langjährigen Freundin zusammen sind. Hoffentlich haben Sie, arme Else, Ihre bösen Kopfschmerzen schon längst verloren. Heine hat einmal — in seinen Memoiren — Zahnweh — im Herzen, und da will er Blei und Schießpulver zur Heilung gebrauchen, das eine zum Plombieren, das zweite als Zahnpulver, — und dann lacht er wieder so traurig — lalala lalala — kennen Sie die Stelle? Es ist eine der herzzerreißendsten im ganzen Heine. Er liebte seine Hamburger Cousine, auch eine Blondine mit blauen Augen; und wenn Sie meine liebe Freundin, genau in die Welt horchen, so hören Sie auch im ewigen Wechsel: Lalala — und dann einen Schuß — und wieder lalala ... Und die alte Erde wird immer älter, und dreht sich und dreht sich, bis die ganze Welt verdreht ist — — —

Für heute schon zu viel!

Else! Ich will einmal meinen Willen haben! Ich muß und werde Sie sehen! Legen Sie es nicht anders aus, als im besten Sinne! Wie Pygmalion will ich die Idealstatue, die ich mir von Ihnen geschaffen, belebt sehen! Dies ist das letzte Lebenszeichen, daß Sie von mir erhalten, wenn Sie mir nicht Gelegenheit geben, Sie zu sprechen. Ich bitte, flehe, beschwöre Sie!

Ihr

sehnsüchtig gute Nachricht erwartender

Kurt.

IX.

17. Mai 18 . .

Sie wissen genau, wie lieb mir Ihre Briefe sind, und nutzen diesen Vorteil aus! Ich kann sie nicht missen! Morgen also, Dienstag, werde ich um 4 Uhr an der Kurfürstenbrücke sein. Ich weiß es, daß wir uns das erste und letzte Mal sehen.

Ihre Anschauungen in Ihrem letzten Briefe sind von den meinen allzu verschieden, ich glaube, wir würden keine guten Freunde abgeben. Seien Sie bitte eher da, als ich, und bereiten Sie sich auf eine Enttäuschung vor, über die wir dann recht lachen wollen. Ich habe heute einen sogenannten Galgenhumor, warum, verstehe ich selbst nicht. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. — In Ihrem letzten Briefe sind Sie mir ganz anders erschienen als sonst.

Haben Sie sich auch gefragt, was „Gutes" daran ist, wenn wir uns sehen? Sie schrieben ja, daß Sie das immer thun!

Ihre

Else.

X.

19. Mai 18 . .

Meine liebe Freundin!

Nachtbild: — — — — Elſe — — — — — hinreißend — — — — Kurt — — — — befangen — — — — — gefangen — — — — — In Theben war einmal eine Sphinx mit märchenhaften Augen (ſie hieß, glaube ich, auch Elſe), die jeden vom Felſen ſtürzte, der ihr Rätſel nicht erriet. Ich bin einer Sphinx begegnet, ſie hat mich geſtürzt, ich darf nicht klagen. Sie haben es ja prophezeit, daß eine Enttäuſchung meiner harre; nur daß dieſe Enttäuſchung eine andere iſt: Ich bewundere Sie, und Sie finden Ihr Ideal nicht in mir! — Ja, ich habe das meine gefunden, und — vergeblich!

Wiſſen Sie, wie Napoleon nach der erſten verlorenen Schlacht zumute war? Ich kann's Ihnen ſagen. Ich war's gewohnt, zu kommen, zu ſehen, zu ſiegen. Und jetzt? Sehen Sie nun die „gute Seite" an der Sache? Ich bin beſcheiden geworden. Gewiß, ich wollte nicht ſiegen, aber es iſt peinlich, die Schlacht aus Furcht vor Niederlage nicht annehmen zu dürfen.

Ich muß kühlen Kopf behalten! Mich hat das unglückſelige Weib — —

Sie haben recht, daß wir zwei grundverſchiedene Naturen ſind, und daß wir uns niemals wiederſehen dürfen: Aber ſchreiben können wir uns, wenn Sie es wünſchen; wir können vielleicht beide von einander lernen.

Es iſt ein Segen, daß Sie in mir nicht Ihr Ideal gefunden, es hätte mir bitter leid gethan und Ihre Ruhe zwecklos geſtört.

Herzlichen Gruß für heute! Ich bin momentan etwas nervös! Ich habe auf dem Scheibenſtand jammervoll geſchoſſen! Verwundete ſollen überhaupt nicht berühmt treffen.

Ihr

verſtimmter

Kurt.

XI.

20. Mai 18 . .

Mein lieber Freund!

Warum ſind Sie ſo enttäuſcht?

Ein ganz eigenes Gefühl beherrſcht mich, ſeit ich Sie geſehen habe. Ich glaube faſt, es iſt Sehnſucht nach Ihnen. — Beruhigen Sie ſich, es wird mir immer zur rechten Zeit einfallen, daß ich mich nicht in Sie verlieben darf, wie Sie mir ſelbſt ſo dringend zu verſtehen gaben.

Glauben Sie, ich könnte einem Mann vorerzählen, daß ich in ihm mein Ideal gefunden habe? Die Männer von heut ſind überhaupt nicht

ideal veranlagt, und ich, mein Freund, habe es aufgegeben, nach einem solchen zu suchen.

Sagen Sie mir, mein Freund, wie müßte wohl das Wesen aussehen, das Sie zum Weibe begehrten?

Schreiben Sie mir, bitte, nicht mehr solche unverständlichen Briefe, wie der letzte war. Ich kann es nicht glauben, daß Sie mich hinreißend finden. Wenn das der Fall wäre, würden Sie in ganz anderer Weise zu mir sprechen.

Wissen Sie, Kurt, daß ich Sie trotz Ihrer Vorzüge von Herzen bedauere? Fanden Sie wirklich bis jetzt Befriedigung darin, Mädchen in sich verliebt zu machen und zu bethören? Haben Sie noch nie das Verlangen gefühlt, ein Weib lieben und — achten zu können?

Die Uniform steht Ihnen reizend, was Sie wohl selbst am besten wissen werden.

Sie meinen, wir dürfen uns nicht wiedersehen? Ja, das müssen Sie wohl besser verstehen als ich, da Sie ja so und so viel Jahre älter sind, und es versteht sich von selbst, daß ich mich unterordne. Ich wüßte übrigens nicht, was dabei Gefährliches wäre; wir würden uns doch nie küssen.

Anbei mein Bild; ich finde es geradezu scheußlich!

Bei unserem Zusammentreffen beschuldigten Sie mich der Koketterie. Das müßte ich erst geworden sein, als ich Sie kennen lernte. Es ist wahr, wenn ich mich jetzt putze, denke ich immer, ob ich Ihnen so gefallen würde. Schreiben Sie mir, bitte, bald! Ich würde unglücklich sein, mein Freund, wenn ich lange auf Antwort warten müßte.

Sie schreiben, Sie hätten vergeblich Ihr Ideal gefunden, — sind Sie vielleicht verlobt?

Ihre

Else.

XII.

21. Mai 18 . .

Meine liebe Else!

Sie haben recht, Sie dürften, wenn dieses nicht schon ausgeschlossen wäre, sich durch mich nicht in Ihrem Seelenfrieden stören lassen. Sie sehen, es ist nicht wahr, daß ich junge Mädchen „bethöre"! Bei Ihnen versuche ich es doch nicht, obwohl Sie mir so gefallen.

Ich gebe zu, daß die Männer heut nicht ideal sind; aber was wollen Sie, der Kampf des Lebens schweißt und hämmert uns zusammen, im Kampfe aller gegen alle geht der Realist als Sieger hervor, und der Idealist verblutet im Chausseegraben. Ich bin zu höflich, um Ihnen von der Damen-

welt das gleiche zu beweiſen. Ein Idealiſt iſt heute ein Daniel in der Löwengrube, nur daß die „Löwen“ heute beſſeren Appetit haben.

Doch, meine liebe Elſe, ich finde Sie bezaubernd, — aber ich werde es Ihnen nicht wieder ſagen, es iſt ſo traurig! Ich bin unauflöslich gebunden! Fragen Sie mich, bitte, nicht, nehmen Sie mich, wie ich da bin; — es iſt eine alte Geſchichte, doch iſt ſie ewig neu! Herzlichen und aufrichtigen Dank für Ihr liebes Bild! Sie haben unrecht, mit demſelben nicht zufrieden zu ſein. Es iſt ſehr ähnlich, allerdings iſt Ihr blondes Haar in Wirklichkeit viel ſchöner, als auf dem Bilde. Elſe, liebes teures Mädchen! Ich bitte Dich flehentlich auf meinen Knieen; komme morgen um ½4 Uhr an dieſelbe Stelle; ich weiß nicht, was geſchieht, wenn Du nicht kämeſt!

Laß uns glücklich ſein, Elſe, das Leben iſt ja ſo kurz! Du lieber, ſüßer Blondkopf, Du geliebtes Weib, ich habe Dich ſo von Herzen lieb, ſo überaus lieb, wie Du es gar nicht ahnſt und glaubſt! Ich zähle die Stunden bis morgen! Ich will dann — und immer — ſehr lieb zu Dir ſein und will Dich glühend küſſen viel tauſend, tauſendmal. Ich freue mich wie ein Kind auf morgen; ſei auch recht pünktlich!

Mein ſüßer Stern, ich küſſe unzählige Male Deine ſchönen blauen Augen; leb' wohl, Du meine Madonna, auf morgen!

Dein

ungeduldiger

Kurt.

XIII.

22. Mai 18 . .

Mein lieber Kurt!

Sehen wir uns nicht mehr wieder! Es würde mich unglücklich machen! Ich bin es ja jetzt ſchon. Es ſind dies auch die letzten Zeilen, welche ich an Sie richte! Wenn Sie unauflöslich gebunden, d. h. verlobt ſind, ſo iſt es in meinen Augen ſchon ein Unrecht, wenn wir uns ſchreiben. —

Ihre Briefe gaben mir den Mut zum Weiterleben. Jetzt iſt es wieder ſo trüb und traurig in meinem Innern. Ich werde Sie nie vergeſſen, und, Kurt, bitte, wenn ich einmal in rechter Verzweiflung bin und mich in irgend welcher Lebenslage nicht zurecht finde, darf ich mich dann an Sie wenden?

Ich ſchreibe heute ſo konfuſes Zeug zuſammen, da ich mir immer das Weinen verhalten muß. Hier bei uns verſtehen ſie ja doch nicht, weshalb ich immer ſo ernſt und traurig bin. Ich habe nicht einmal einer Freundin

etwas anvertraut, ich ſagte mir immer: „Glück macht Neider!“, — und, Kurt, ich war ſo glücklich!

Leben Sie wohl, Kurt, und vergeſſen Sie nicht allzuſchnell

Ihre

Elſe.

P. S. Wäre es doch erſt Nacht, daß ich mich ungeſtört ausweinen könnte!

XIV.

24. Mai 18 . .

Meine liebe, gute Elſe!

Denken Sie nichts Böſes von mir, das kränkt mich tief. Ich bin ſo aufrichtig bekümmert und traurig, ſo ſchmerzlich bewegt, wenn ich Ihrer gedenke, da jeder Sinn für des Lebens Leichtſinn mir Ihnen gegenüber gänzlich fern liegt. Es will mir gar nicht in den Kopf, daß gerade ich, der ich es ſo überaus gut mit Ihnen meine, Ihnen trübe Stunden bereitet habe. „Denn Liebe pflegt mit Kummer ſtets Hand in Hand zu gehen“, — aber es giebt doch ein wahres Wort: „Denn all die bitt'ren Thränen, die ich weine, ſind durch den erſten Kuß vorausbezahlt.“

Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihnen Sorgen bereite, ich bitte flehentlich darum! Es geht mir auch nicht anders, Elſe, denken Sie nur an die Kämpfe, welche mein Herz bewegen. Immer wieder kommt mir Ihr lieber Name auf die Lippen, immer wieder betrachte ich Ihr liebes Bild und wünſche, Sie wären es ſelbſt! Wenn Sie mir, meine liebe Elſe, ein volles Zeichen Ihres rückhaltloſen Vertrauens geben wollen, wie ich es von der, die mich lieb hat, erhoffen darf, ſo würden Sie mir das Wiederſehen nicht verſagen! Sie ſind mir heilig, Elſe! Wollen Sie nicht, ſo muß ich annehmen, daß Sie in meine Verſicherungen Zweifel ſetzen. Ich bin Offizier, Elſe, und halte, was ich verſpreche! Elſe, bitte, kommen Sie! Ich habe ſo wilde Sehnſucht nach Dir, ich bin ſo herzenskrank und denke nur an Dich, Du mein ſüßes Lieb, Du mein Glück! Nur eine einzige Stunde bei Dir, nur einmal wieder in Deiner Nähe ſein, den ſüßen Atem von Deinen Lippen zu trinken, nur einmal in Deine blauen Augen ſehen, Dein blondes Haar küſſen zu dürfen! Liebes, einziges Mädchen, komm, oder ich werde wahnſinnig!

Elſe, haſt Du mich lieb?

Dein

verzweifelter

Kurt.

XV.

26. Mai 18 . .

Mein lieber Kurt!

In meinem Leben bin ich mir noch nie ſo ſchlecht und verächtlich vorgekommen wie jetzt. Umſonſt nehme ich alle Gedanken zuſammen, — ich kann es nicht faſſen!

Bitte, Kurt, denken Sie nicht ſchlecht von mir! Auch jetzt, wo ich weiß, daß Sie einer anderen angehören, kann ich nicht aufhören, Sie zu lieben!

Ich komme nicht zu dem Rendezvous! Ihre Achtung will ich mir wenigſtens bewahren.

Kurt, wenn Sie je ein klein wenig Freundſchaft für mich gefühlt haben, ſo erfüllen Sie meine letzte Bitte! Machen Sie Ihre Braut ſo glücklich, wie Sie es nur irgend vermögen. Ich denke ſie mir ſo lieb und ſüß! Und Sie hätten ſie nicht zu Ihrer Braut erwählt, wenn ſie deſſen nicht würdig wäre! Verſchwenden Sie die Fülle Ihrer Liebe nur an das Weſen, welches das erſte und heiligſte Anrecht darauf hat! Sie können es ſich nicht vorſtellen, wie tief unglücklich ich mich fühle, über mich, über meine Schlechtigkeit, die darin beſteht, daß alle meine Gedanken, all' meine Liebe (ach! Kurt, ſie iſt ſo unendlich tief und wahr!) bei einem Manne weilen, auf den ich nicht das geringſte Anrecht habe.

An Ihr Verſprechen, mir im Notfalle zur Seite zu ſtehen, werde ich Sie vielleicht noch einmal erinnern, und ich weiß, Sie werden es halten!

Ich ſchwanke haltlos hin und her, — mein ganzes Gefühl ſträubt ſich gegen dieſen Wunſch, und doch möchte ich Sie gern noch einmal ſehen. Lieben werde ich Sie immer, ſollten wir auch nicht wieder zuſammentreffen. Ich ſetze das größte Vertrauen in Sie, mein Freund, und hoffe, daß es nicht gemißbraucht wird. Ich will nicht, daß mein Vater, der das eiſerne Kreuz trägt, ſich ſeiner Tochter ſchämen müßte!

Leb' wohl, Kurt, Geliebter! Sei ſo glücklich, wie es nur ein Menſch ſein kann, und denke manchmal an

Deine

Elſe.

P. S. Vom vielen Weinen bin ich ſchon ganz krank geworden. — Mama denkt, ich habe furchtbare Kopfſchmerzen. Ich habe mich in mein Zimmer eingeſchloſſen. Es wird ſchon finſter. Gott ſei Dank, das Licht that meinen Augen ſo weh!

Ich hätte Sie gern noch einmal geſehen!

Leb' wohl, ich werde lieber nichts mehr ſchreiben, ſonſt gebe ich ſchließlich doch noch nach! Ich bin ja auch nur ein Menſch!

XVI.

27. Mai 18 . .

Mein einziges Glück!

Sie ſehen aus meinem letzten Schreiben, liebe Elſe, eine Beute welcher Kämpfe ich bin. Laſſen Sie mich offen ſein und alles widerrufen, was ich geſchrieben. Sie ſagen, Sie vertrauen auf meine Ehrenhaftigkeit, ein Zeichen, daß Sie fürchten, im Rauſche der glücklichen Stunde ſich etwas zu vergeben; und ich, Elſe, habe Ihnen mein Wort verpfändet, und fürchte doch das heiße Blut, das mir in den Adern rollt. Und wenn ich ſo in die Zukunft blicke, ſehe ich mehr Unheil voraus, als ich verantworten kann! Jeder glückliche Abſchluß unſerer Beziehungen iſt unmöglich, Elſe! Meine Braut liebt mich, und ich kann ſie nicht verlaſſen, mit dem Bewußtſein, daß der Fluch dieſer That auf unſerem künftigen Schickſal laſten würde! Ich ſtehe vor der ſchrecklichen Wahl, Ihnen oder meiner Braut Schmerz bereiten zu müſſen, und ich hoffe, Sie werden den kurzen Traum raſch vergeſſen, während ſie an dem Schlage verbluten müßte! Wenn ich ſie auch nicht liebe, wenn ich auch als mittelloſer Soldat ſie nur wählte, weil ich erkannte, daß ſie mich liebte, ſo hat ſie doch jetzt ein heiliges Recht an mir, und ich würde eher ſelbſt untergehen, als daß ich ihr Lebensglück zertrümmerte! So blicke ich in die Zukunft, und da ich Sie lieb, ſehr lieb habe, Elſe, ſo beiße ich die Zähne zuſammen und drücke die Fauſt auf das zuckende Herz und — Elſe, liebe Elſe, ich kann es kaum niederſchreiben — und ſage Ihnen Lebewohl! Ihnen zu Liebe, als größten bitterſten Beweis meiner tiefen Liebe! Ein freundlicher Stern hat meinen Lebensweg erhellt, ich kehre ſtill und einſam auf meinen dunklen Pfad zurück — Elſe, iſt es denn möglich, ich ſoll Dich laſſen! Ja, liebe, einzige Elſe, mein Gefühl ſagt immer wieder, „ja“, meinem Herzen zum Trotze, weil mein ganzes Weſen zittert vor den Thränen, die in Ihren lieben Augen ſtehen könnten, — um meinetwillen! Wenn Sie mich rufen, Elſe, bin ich an Ihrer Seite, — denken Sie daran! Und meinen Jammer wird der Troſt erhellen, daß ich brav geweſen bin; ich falle vielleicht im nächſten Feldzug — ich lechze nach Vergeſſenheit!

Ohne Ihren ausdrücklichen Wunſch ſchreibe ich nicht mehr!

Beſſer iſt es, Sie ſenden mir meine Briefe zurück, ſie reißen Ihre Wunde immer von neuem auf!

Das Bild behalten Sie, bitte!

Lebe wohl, liebe, einzige Elſe, Du mein Stern in dunkler Nacht!

Sempre avanti! Immer vorwärts durchs Leben!

Lebe wohl!

Kurt.

XVII.

27. Mai 18 . .

Geliebter Kurt!

Ich erwarte Dich heute, Montag, zu beſtimmter Stunde an bekanntem Ort! Ich will Dich noch einmal ſehen, Du mein Geliebter! Kurt, ich bin ja noch ſo jung, und will einmal glücklich ſein! —

Iſt es Unrecht? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich Dich liebe! Komm, bitte, bitte, laß nicht vergeblich warten

Deine Elſe.

XVIII.

29. Mai 18 . .

Meine teure Elſe!

Wir haben es wohl beide empfunden, daß der vorgeſtrige Tag einen Wendepunkt in unſerem Leben bedeutet. Wie ich Dir ſchon ſagte, habe ich Dich an dieſem Tage von einer neuen Seite kennen gelernt; deshalb habe ich Dich vorgeſtern ſo oft „weiblich“ genannt. Dieſe Deine Weiblichkeit, die ich mehr ahnte als kannte, haſt Du mit einem Zauber entfaltet, der mich beſtricken mußte. Jede Minute, die wir zuſammen verlebt, hat ſich mir unauslöſchlich ins Gedächtnis geprägt. Daß dieſes Dein reizendes Weſen mir den Entſchluß, über den ich mit Dir ſprach, doppelt ſchwer gemacht hat, kannſt und wirſt Du mir glauben! Er iſt unwiderruflich, — mit wehem Herzen ſchreibe ich es nieder! Ich hatte bei Gott nicht die Abſicht, Dir alles das mitzuteilen, was ich geſprochen habe. Erſt als ich Dich in Deinem ganzen Liebreiz vor mir ſah, kam mir von neuem der ernſte Gedanke, wie frevelhaft es ſein würde, wenn dieſe holde Blume entblättert würde!

Elſe, ich wünſchte lebhaft, daß auch Du den Schmerz der Trennung überwändeſt und einſäheſt, das ſie zu Deinem Heile nötig, unumgänglich iſt. Wie ich Dich liebe, das mögen Dir meine Briefe zeigen, das mag Dir dieſer ſchwere, ſelbſtverleugnende Entſchluß beweiſen, der mir das Liebſte raubt, was ich je auf Erden beſeſſen.

Schreibe mir bald, daß Du mir nicht zürnſt.

Dein

bekümmerter

Kurt.

XIX.

29. Mai 18 . .

Geliebter, einziger Kurt!

Haſt Du mich dazu kommen laſſen, um mir zu ſagen, daß wir uns doch trennen müſſen? Du ſagſt, Dein Ehrgefühl und Deine Pflicht gegen

Deine Braut zwängen Dich, Deine Liebe zu mir zu erſticken? Ja, glaubſt Du denn, mir geht es nicht ebenſo? Aber es iſt mir zur Gewißheit geworden, daß Du nie Liebe für mich gefühlt haſt, und das bringt mich dem Wahnſinn nahe. Noch kann ich es nicht faſſen, daß ich Dich nicht mehr ſehen ſoll, noch weiß ich nicht, wie ich weiter leben ſoll ohne Dich! Kurt, Du biſt nicht gut! Warum haſt Du mich nicht mehr lieb?

Sollteſt Du mir noch einmal ſchreiben, ſo erwarte ich den Brief morgen.

Kurt, wenn Du mich wahrhaft lieb hätteſt, ſo würdeſt Du wiſſen, was Du zu thun haſt!

Deine

Elſe.

Weißt Du, Kurt, was mich am unglücklichſten macht? In Dir glaubte ich mein Ideal verwirklicht zu ſehen, ich glaubte, Du wäreſt ſelbſtlos, edel, — und nun??

Einer wie der andere! Aber ich liebe Dich deshalb doch!!

Kurt, wenn Du wieder eine liebſt, ſo ſchenke ihr keine Roſen, wie mir! Thue es nicht! Kurt, ich werde wahnſinnig!!

XX.

30. Mai 18 . .

Meine liebe, arme, teure Elſe!

Deine Nachrichten haben mich ſo ſchmerzlich berührt; wer hätte das gedacht! Wenn ich mir auch ſage, daß ich ſchuldlos bin, daß ich nichts dazu gethan habe, wenn Deine Zeilen mich auch nach einer Richtung glücklich machen ſollten, ſo erſtickt doch alles andere der eine Gedanke, daß Du unglücklich biſt und leideſt. Elſe, liebe, gute Elſe, wie hat ſich der Scherz in bittern Ernſt gekehrt, wie hätte alles anders ſein können! Ich kniee in Gedanken vor Dir und bitte die Allmacht, Dich viele tauſendmal zu ſegnen, Dir all das Glück zu ſchenken, das Du in ſo reichem Maße verdienſt.

Ich wiederhole, Elſe, wann und wo Du mich rufſt, werde ich Dir zur Seite ſtehen! Laß einige Tage dahingehen, bis Du ruhiger geworden biſt, denke an anderes und dann ſchreibe Deinem tiefbetrübten, treuen Kurt.

Elſe, liebe Elſe, ich muß Dich morgen noch einmal ſehen, ich kann es nicht übers Herz bringen, Dich in dieſer Stimmung Dir ſelbſt zu überlaſſen. Möge es mir gelingen, Dich mit meinem ſchwer erkämpften Entſchluß, der aber für Dich und mich der einzig mögliche iſt, zu verſöhnen! Ich ſehe Nachricht von Dir in einigen Tagen entgegen!

Meine einzig geliebte Elſe, glaube mir, ich bin nicht ſchlecht! Du kennſt

nicht den raſenden Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft, der mich ſchwanken und verkennen läßt, was recht, was unrecht.

Du verkennſt mich, Elſe, ſonſt könnteſt Du nicht auch nur die Möglichkeit ins Auge faſſen, daß ich die Ereigniſſe der letzten Wochen mit einer anderen durchleben könnte! Wie darfſt Du, Elſe, alles das, was uns ſo heilig und teuer, durch ſolche Gedanken in den Staub ziehen? Du verſündigſt Dich an Dir und mir!

So wahr es Liebe, Ehre, Frauentugend und Männerſtolz in der Welt giebt, — ich will es auf meinem Totenbette beſchwören, ich habe Dich geliebt, Elſe, und werde Dich immer lieben! Mein Unrecht iſt, daß ich es ſo weit habe kommen laſſen! Auch hätte ich es nie gethan, hätte ich die Größe unſerer Leidenſchaft ahnen können!

Und noch eine dringende, heilige Bitte, Elſe: Sei ſtark und kämpfe Dich durch! Thue es mir zu Liebe!

Ich habe Dich gewarnt, Elſe, ſtets und immer, — Du wirſt mir das Zeugnis nicht verſagen! Ob Du mir ſchreiben willſt, lege ich in Deine Hand! Wenn je im Leben, Elſe, ich für Dich etwas thun kann, ſo rufe mich, mein Herzblut gebe ich für Dich dahin! Sei verſichert, daß ich Deiner ſtets in treuer Liebe gedenken werde, auch wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Habe ich nicht recht, Elſe?

Vorhin ein Lachen, — — und jetzt ein Schuß? Hoffentlich — ich wünſche nichts ſehnlicher — lächelſt Du bald wieder!

Dein

Kurt.

XXI.

1. Juni 18 . .

Kurt, mein Geliebter! Alles, was Du mir geſtern geſagt haſt, war vergebens, Du hätteſt Dir die Mühe ſparen können. Es iſt ganz egal, ob ich Dir geſchrieben habe, Deine Braut hätte das größte Anrecht an Dich, — damals hatte ich Dich noch nicht geküßt, liebte ich Dich noch nicht ſo wahnſinnig. Du biſt geſtern mit dem feſten Vorſatz zu mir gekommen, Dich für alle Zeit von mir zu trennen! Kurt, rede mir nichts von Liebe! Ich würde beſſer von Dir denken, wenn Du mir offen erklärteſt: Elſe, ich fühle nichts für Dich, Du biſt mir zu unbedeutend, kannſt meinen Anſprüchen nicht genügen. Ich würde mir dann ſagen, er iſt wenigſtens offen. Du ſelbſt willſt das entſcheidende Wort nicht ſprechen, verſtehſt es aber klug einzurichten, daß ich diejenige ſein muß, welche zurücktritt. Liebteſt Du mich, dann würdeſt Du ganz anders ſprechen. Du würdeſt verſuchen, die Hinderniſſe, die ſich uns in den Weg ſtellen, hinwegzuräumen; und, bei Gott, Kurt, es

würde Dir gelingen, denn ich weiß, Du kannſt alles, was Du willſt! Wenn man Deine Briefe lieſt, ſo glaubt man, Du wollteſt den Himmel ſtürmen, und nun? Faſt klingt es mir aus dem Schluſſe Deines Briefes wie ein Vorwurf entgegen, — Vorwurf, daß ich Dich nicht ſchon längſt aufgegeben habe!

Daß Du noch einmal kommen willſt, iſt lieb von Dir. Kurt, Du haſt Mitleid mit mir, und willſt mir Deinen Anblick großmütig noch einmal gönnen. Ich liebe Dich nach wie vor, glühend, leidenſchaftlich, unbeſchreiblich. Solch ſchöne Worte, wie Du, kann ich freilich nicht machen.

Mein Entſchluß ſteht feſt! Was iſt mir das Leben ohne Dich?

Die Briefe bringe ich Dir morgen mit. Sie haben keinen Wert mehr für mich, ich müßte ſie ja doch verbrennen. Jetzt biſt Du wohl beruhigt?

Kurt, ich bin wahnſinnig! Wenn ich bedenke, wie glücklich wir ſein könnten, wenn Du ſo handelteſt, wie man nach Deinen Briefen annehmen müßte! Aber heutzutage giebt es keine idealen Männer! Du haſt mich belogen! Das iſt der einzige Vorwurf, den ich Dir zu machen habe! Warum liebe ich Dich auch ſo wahnſinnig? Eigentlich müßte ich Dich haſſen, denn Du haſt nur mit mir geſpielt!

Morgen küſſe ich Dich noch einmal, und dann giebt es für mich nur noch einen Weg!

Deine

Elſe.

XXII.

2. Juni 18 . .

Elſe! Ich nehme das erſte beſte Papier zur Hand und ſchreibe, ſonſt ſpringt mir das Herz! Elſe, ich werde wahnſinnig, ich weiß nicht mehr, was ich thue, ich rufe immer nur Deinen Namen, — Elſe, Lieb, Weib, Glück, ich bin wahnſinnig, ich kann nicht von Dir laſſen! Einſt blickte ich mit ſo ſtolzen Augen in die Welt — Du haſt mir Herz und Hirn genommen, ich taumele in namenloſem Glück und Elend, ich weiß, daß ich am Rande des Abgrundes ſtehe, — und ich kann nicht, kann nicht von Dir laſſen! Und doch habe ich Pflichten, muß mir ſagen: Sei ein Mann und entſage! Elſe, ich flehe Dich auf den Knieen an, rette mich, rette mich vor Verzweiflung und Ehrloſigkeit! Ich habe in den letzten Tagen ehrlich gekämpft, habe mit übermenſchlicher Anſtrengung gegen die wilde Leidenſchaft gerungen, die mich zu Deinen Füßen reißt! Ich gebe den Kampf auf, — todeswund! Ich lege mein müdes Haupt in Deinen Schoß und blicke Dir weinend in die Augen, — Elſe, Deine Augen machen mich toll, verrückt, ich klammere mich an Dich und bitte Dich, hilf mir aus der Schmach und Verzweiflung,

— ich habe ja einer anderen Treue geſchworen und meine Ehre zwingt mich, an ihr feſtzuhalten, — und nun dieſe furchtbare Höllenſtrafe!

Elſe, wie liebe ich Dich! Wie die Märtyrer ſich das Fleiſch von den Knochen reißen ließen um ihres Gottes willen, ſo will ich gern in den Tod gehen, ich bin am Ende meiner Kräfte, ich kann nur noch Dich lieben, Dich anbeten, Dich küſſen, Du mein Glück, mein Alles, mein einziges Lieb!

Bei Gott, Elſe, ein Augenblick, gelebt im Paradieſe, iſt nicht zu teuer mit dem Tode gebüßt!

Ich gehe morgen früh auf die Jagd! Man wird an einen unglücklichen Zufall glauben! Mir iſt die Bruſt ſo weh und ſchwer, daß ich förmlich nach der Erlöſung lechze.

Unſere Briefe habe ich zuſammengelegt und an meinen treueſten Freund adreſſiert, damit ein Freundesherz wenigſtens den Kampf, das Schickſal kenne, das mir beſchieden.

Dich aber, Elſe, küſſe ich in Gedanken viel tauſendmal, und bitte Dich mit der Eindringlichkeit eines Sterbenden, laß meinen Tod Sühne ſein für das, was wir gelitten, gedenke Deiner braven Eltern, — ach! ich kann den meinen dieſen Schmerz nicht erſparen! — und mache an ihnen gut, was ich an den meinigen verſchulde!

Ich beſchwöre Dich noch einmal, zum letzten Male, Elſe, gieb den furchtbaren Plan auf, Dein junges Leben um meinetwillen zu zerſtören! Ich rechne feſt auf Erfüllung dieſer letzten Bitte!

Gott ſegne Dich tauſendmal! Noch im Tode danke ich Dir für Deine treue Liebe, für alle ſeligen Stunden, die wir verlebt! Einen Troſt nehme ich mit auf den Weg, der vor mir liegt, den Gedanken, daß Du rein und unbefleckt aus dieſer ſeligen Zeit hervorgehſt, daß die Zeit Deinen Schmerz lindern, und Deine Wunde ſchließen wird!

Ich habe weder an meine Eltern, noch an meine Braut geſchrieben! Sie ſollen an einen Zufall glauben!

Leb wohl, Elſe, mein Glück und Stolz, leb wohl! Seitdem ich mich entſchieden habe, iſt mir das Herz leicht:

Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Auf Wiederſehn im Jenſeits!

Dein

Kurt.

Telegramm:

Erwarte mich heut Abend in Deiner Wohnung. Elſe.

Was an dieſem traurigen Abend des 2. Juni vorgegangen iſt, wie Elſe es vermocht hat, meinen armen Freund Kurt zu bewegen, gemeinſam, ohne Rückſicht auf ſeine Eltern und Braut, zu ſterben, iſt und wird tiefes Geheimnis bleiben. Man fand Elſe mit einer Kugel im Herzen, friedlich entſchlummert. Er trug vier Schußwunden in der Bruſt; im Todeskampfe hatte er den Tiſch umgeworfen, die verſchüttete Tinte vermiſchte ſich am Boden mit ſeinem Blute.

Auf dem Georgenkirchhof links, hart an der Mauer, liegt ein einſames Doppelgrab. Eine ſchlichte Tafel trägt die Namen: Kurt — Elſe, und als Datum den 2. Juni 18 . .

Der Korpsſtudent.

Eine Type von Heinrich Ernſt Wachler.

(Berlin.)

Er ſtand am offenen Fenſter und putzte ſeine Nägel. Von Zeit zu Zeit warf er einen gleichgültigen Blick auf die Straße hinab.

Unten rollten die Wagen, raſſelten die Trambahnen vorbei: denn er wohnte in einer der belebteſten Straßen der guten, gemütlichen Stadt München.

„Famoſes Wetter heute," brummte er vor ſich hin. „Teufel! Wenn ich nur nicht in ſo verkaterter Stimmung wäre!"

Er rieb ſich die müden, heißen Augen und zwinkerte etwas, dann fuhr er in ſeiner Beſchäftigung fort.

Woher kam es wohl, daß er ſo miſerabel geſchlafen? Sicherlich von dem faden Geſchwätz auf der geſtrigen Kneipe! Solch ein Unſinn! Dieſe ſchlauen kraſſen Füchſe, die ſich herausnahmen, allerhand alberne Fragen des akademiſchen Lebens zu erörtern! Bewegung gegen das Korpsſtudententum! Was ihn das intereſſierte! Darum kümmert ſich doch kein vernünftiger Menſch! Dumme Geſpräche, die einen nur aufregen und die Nachtruhe verderben!

Er muſterte ſeinen Anzug. Seine Toilette war tadellos: alles „chic". Der Schnitt nach der neueſten Mode, weiße Weſte, Stehkragen, ein patenter Shlips — er hatte neun Mark gekoſtet — mit goldner Nadel; das Haar leidlich gut geſcheitelt und mit Pomade notdürftig feſtgeklebt: nachher mußte er doch noch zum Friſeur, bevor er um elf Uhr auf den Fechtboden ging.

Es lag doch ein erhebendes Bewußtsein darin, Korpsstudent zu sein! Man ist mehr als die andern, ist etwas bessres: man ist der Aristokrat unter den Studenten. Diese Blasen, die sonst noch herumlaufen und sich bunte Mützen aufgesetzt haben, diese Buchsiers mit ihren rohen Schmissen und ihren massenhaften Juden, diese Landsmannschaften, die neidischen Nachäffer der Korps, diese Turnvereine, bei denen der erste Chargierte die Bauchwelle kann, — lächerlich plebejische Gesellschaft, samt und sonders! Die Korps allein repräsentieren die Noblesse der Gesellschaft in der Studentenschaft, sie haben die Führung auf den deutschen Universitäten, sie stellen die bedeutenden Staatsmänner, die hohen Beamten . . . war nicht Bismarck Korpsstudent, Göttinger Hannoveraner? Natürlich, und der hat es doch wahrhaftig weit genug gebracht.

Und überhaupt, wer würde es denn vermögen, das Korpsstudententum zu stürzen? Die paar Burschenschaften, die sich immer als seine erbittertsten Feinde aufspielten? Pah! Oder die dumme, stupide Masse der Nichtverbindungsstudenten, dieser Vereinler, dieser Fachsimpler und dergleichen Zeugs, deren Ideal hinwiederum der schneidige Korpsstudent ist? Diese Plebejer? Weshalb soll man diese Kerls nicht sein Übergewicht, seine Stellung als Korpsstudent ein bischen fühlen lassen, ihnen den Fuß etwas auf den Nacken setzen, wenn sich diese saubre Gesellschaft im Staub vor ihm krümmt, ihn als eine Art Gott anbetet mit einer aus Furcht und Kriecherei zusammengesetzten Bewunderung?

Nein, das kann einem niemand verdenken.

Oder etwa diese Skribifaxe, die in den Zeitungen und sonstwo gegen das Korpswesen zu Felde ziehen? Hatte da neulich ein gewisser Sudermann ein albernes Stück geschrieben, „Die Ehre", das er sich auch angesehn hat; lächerlich verbohrte, puerile Anschauungen über Ehre, Duellwesen u. s. w.! Der gute Mann bildet sich doch nicht etwa ein, damit eine Reform hervorrufen zu wollen? So lange es noch Offiziere und Korpsstudenten giebt, wird man auch etwas auf Mannesehre und Satisfaktion geben! Diese unreifen Füchse, die gestern über Contrahage- und Bestimmungsmensur debattierten! Die Contrahage überläßt man den Burschenschaftlern, diese rohe Anrempelei ist ganz unfein, ganz unkorpsstudentisch; die Bestimmungsmensur dagegen, — alle Achtung! — ist eine ritterliche Waffenübung, eine Erprobung des persönlichen Mutes.

Jetzt war er mit dem Nägelreinigen fertig. Er sah auf die Uhr. Noch nicht viertel Elf. Er möchte eigentlich noch ins Café gehen, wenn er sicher wäre, dort Korpsbrüder zu treffen; denn was sollte er allein dort anfangen? Zeitung lesen? Langweilig! Hatte er seit drei Semestern nicht mehr gethan.

Er kümmerte sich nicht um Politik, das Zeug war ihm gleichgültig. Er kümmerte sich überhaupt um nichts als Komment und Korpswesen. Über andere Gegenstände des allgemeinen Interesses nachzudenken und zu reden, war ihm verhaßt. Er lebte so dahin, einen Tag wie den andern; in geregelter Zeitordnung, in der einzigen Absicht, das korpsstudentische Leben nach Kräften zu genießen.

Wie entsetzlich stumpfsinnig sein Dasein war, merkte er gar nicht.

Er war kein böser Mensch, Gott bewahre. Er war auch nicht immer so stumpf gewesen; das Bier und das Leben, das er führte, hatten ihn dazu gemacht. Er fand das alles aber sehr schön und sehr gut. Freilich, als Penäler hatte er sich das studentische Treiben etwas rosiger, etwas idealer gedacht, indes —! Er wollte eben das genießen, was ihm seine Burschenzeit bot. Daß das echte studentische Leben nur bei den Korps zu finden sei, davon war er überzeugt. Und dann hatten ja alle gesagt, dies studentische Leben sei herrlich, folglich mußte es wohl so sein, und er glaubte es auch und paukte das jedem neuen krassen Fuchsen so lange ein, bis dieser selbst es glaubte. Und dabei befanden sich alle Teile anscheinend sehr wohl.

Und dann die Poesie des Studentenlebens, von der man so viel schwatzte! Ja, wo war sie eigentlich zu finden? Auf den Ausflügen oder den Spazierfahrten, die man im Sommer gemeinsam unternahm, die er so oft genossen hatte, in Heidelberg sowohl, wo er früher zwei Semester lang aktiv war, wie in München? Wahrscheinlich, obwohl sie schauderhaft viel Geld kosteten, (was er aber erst am Ende des Monats spürte, wenn der Korpsdiener ihm die Rechnungen brachte; er selbst kümmerte sich um Geldangelegenheiten blutwenig) und obwohl es dabei im Grunde immer nur auf eine Kneiperei am Ziele hinauslief! Poesievoll waren auch die gemütlichen Kneipabende, ohne Frage, wenn man die alten, fidelen Lieder sang und kommentgemäß soff. Zwar, Etikette und Formalität hielten auch hier alles in strengen Banden, aber ohne Komment war überhaupt keine Kneiperei möglich. Also —!

Aber, zum Teufel, weshalb saß er da noch und dachte kreuz und quer über allerlei Sachen nach, die ihn ja gar nichts angingen?! Lächerlich, sich darüber den Kopf zu zerbrechen! O, diese Füchse! Na, die sollten heut Abend einmal gehörig in die Kanne steigen! Er kommt ja womöglich dieser albernen Geschichten wegen zu spät zum Friseur!

Rasch stand er auf. Mit dem eleganten Taschentuch fächelte er seinem dicken, aufgedunsenen Gesicht Kühlung zu. Am liebsten hätt' er seinen heißen Schädel wieder ins Waschbecken gesteckt.

O...ff! —

Noch einmal reckte und dehnte er die Glieder; dann ermannte er sich, griff nach der Mütze und dem elfenbeingezierten, schwarzen Kouleurstock, — Renommierknüppel sagt man unter Umständen. Die Glacés nahm er in die linke Hand.

Dann stieg er langsam die Treppe hinab und stolzierte gravitätisch und würdevoll zum Friseur.

Schon ist er um die Ecke verschwunden.

Armer Korpsstudent! —

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das Gärtnertheater hat mit einem neuen Volksstück von dem beliebten Dialekt-Humoristen B. Rauchenegger „Geächtet" einen guten Erfolg erzielt. Inhaltlich wenig bedeutend, hat ihm die vortreffliche Darstellung der durchweg sehr dankbaren Rollen zu einer starken Wirkung verholfen. Als nächste Neuheit wird das Voßsche Drama „Schuldig", eingerichtet von Hans Neuert, gegeben werden. Das Stück schildert die Befreiung eines unschuldig des Mordes Angeklagten, der nach Verbüßung einer fünfzehnjährigen Kerkerhaft zu seiner Familie zurückkehrt und dort thatsächlich einen Mord begeht, um Frau und Tochter von einem Zuhälter zu befreien.

Am 22. Februar ging das Schauspiel „Streik" von Karl Böttcher zum erstenmal über die Bretter des Gärtnertheaters. Das Stück erwies sich als eine gute Leistung ehrsamer Bühnenhandwerkerei und erzielte als solche einen schönen äußeren Erfolg. Verschiedene Figuren und Vorgänge klingen an Sudermanns „Ehre" (2. Akt) an, nur lassen sie an psychologischer Vertiefung und Feinarbeit fast alles zu wünschen übrig. Ein starker, eigenpersönlicher Geist, der sich über Schema und Schablone zu erheben und dem theatralischen Kulissen-Sozialismus echten Wirklichkeitsgehalt einzuhauchen vermöchte, ist in dem neuen Volksstück nicht zu spüren.

Unser Mitarbeiter H. S. schreibt uns über das Böttchersche Schauspiel einige kritische Bemerkungen, die wir hier gern folgen lassen:

„Das gewählte Thema ist so zeitgemäß, daß ich ihm von vorne herein das größte Interesse entgegenbrachte. Als ich aber vergebens auf eine er-

greifende Szene, auf einen gewaltigen Konflikt wartete, da konnte mir die flüssige, oft dichterisch angehauchte Sprache und der sich ganz natürlich entwickelnde Fortschritt der Handlung nicht genügen. Es wurde mir bald klar, daß dem Verfasser der dramatische Nerv, die packende Leidenschaft fehlt; wie hätte er sonst die schweren Gegensätze so leicht nehmen, einer notwendigen Vertiefung der Handlung so kühl aus dem Wege gehen können! Die soziale Bewegung, die mit vulkanischer Kraft aus den Massen herausdringt, ist nur schwach bezeichnet; der Widerstreit zwischen den kapitalistischen Herren und den zu maschinenhafter Arbeit verurteilten Untergebenen kommt zu wenig zum Ausdruck. Es erscheint alles skizzenhaft, selbst die versöhnende Liebe des Ewigweiblichen, das in Frau Hartl-Mitius eine ausgezeichnete Vertreterin fand. Zwischen dem Arbeiterapostel, den Herr Manz mit Geschick darstellte, und dem Fabrikbesitzer, den Herr Ermarth dankenswert gab, möchte man eine großartig angelegte Debatte über die soziale Frage hören. Es kommt aber der Ausgleich zu rasch. Das beste am Stück, die Volksversammlung, läßt hoffen, daß der Autor sich zu größeren Leistungen aufraffen wird. Der ‚Streik' ist zu oberflächlich angelegt. Er wird dem Durchschnittspublikum gefallen, aber nur von kurzer Dauer sein. Ein Schauspiel, das den großen sozialen Kampf der Gegenwart erschütternd selbst für spätere Zeit schildert, muß noch geschrieben werden."

Das K. Hoftheater hat zur Erinnerung an Grillparzers 100. Geburtstag sich einen Aufwand an künstlerischen Mitteln und Mühen gestattet, wie keine zweite Hofbühne im Reich: es hat, wenn auch in unterbrochener Reihe, wohlgezählte acht dramatische Grillparzer-Abende veranstaltet. Am achten und letzten Abend, den 25. Februar, wurde außer Abonnement mit ermäßigten Preisen (ein Sperrsitz z. B. zu 2 M.) auf der neueingerichteten Bühne zum ersten male gegeben: „König Ottokars Glück und Ende". Das bis auf den letzten Platz besetzte Haus folgte der dreistündigen Aufführung mit der größten Aufmerksamkeit und spendete der vortrefflichen darstellerischen Leistung großen Beifall.

Ferdinand Langers dreiaktige Oper „Murillo" (Text von Frau Elise Henle) hat es bei ihrer Erstaufführung im K. Hoftheater nicht zu einem durchschlagenden Erfolge zu bringen vermocht. Musikkenner waren schon nach dem ersten, über eine Stunde währenden Akte darüber im Klaren, daß der Komponist, ein etwas moderner Neßler, im Laufe des Abends nicht mehr über anständige Kapellmeistermusik hinauskommen werde. Nach dem zweiten und während des dritten Aktes verließen bereits viele Ungeduldige und Ermüdete das Haus. Am Schlusse wurde Herr Langer, der sein Werk persönlich dirigierte, von einer kleinen Schar anspruchsloser und dankbarer

Hörer lebhaft gerufen und freundlich begrüßt. Die kleine Liebesgeschichte aus dem Leben des spanischen Malers, dramatisch gerade für einen Akt ausreichend, ist in der Hand der Textbuchverfasserin zu einer höchst langweiligen und trivialen Kinderstubengeschichte geworden. Die Aufführung war sehr gut.

Die neuernannte K. Balletmeisterin Frau Flora Jungmann hat ein größeres Tanzwerk („Ballet-Divertissement" oder so ähnlich im üblichen Theater-Rotwälsch) zusammengestellt, das bei seiner ersten Aufführung im K. Hoftheater sich lebhaften Beifalls erfreute. „Im Morgenlande" nennt sich das Werk. Die neue Langersche Oper „Murillo" wird nach der dritten Aufführung vom Spielplan verschwinden. — Die „Gesellschaft für modernes Leben" hat im großen Ballsaale der „Zentral-Säle" ihren zweiten öffentlichen Vortragsabend abgehalten. Unter Mitwirkung des K. Hofschauspielers Stury kamen Gedichte von Liliencron, Bierbaum und Scharf zum Vortrag, ferner Arbeiten von Hansson, Gumppenberg und Conrad. Über tausend Personen waren anwesend. Die Gesellschaft zählt bereits an die dreihundert Mitglieder. —

Das führende Blatt in München, die „Neuesten Nachrichten", brachten folgende Besprechung über die Hildebrand-Ausstellung im Kunstverein:

„Professor Adolf Hildebrand aus Rom, dessen Hand unsere Stadt bald mit einem monumentalen Kunstwerk schmücken wird, hat zur Zeit in dem westlichen Parterresaale des Kunstvereins eine Sammlung von 15 plastischen Arbeiten verschiedensten Genres ausgestellt und giebt damit den hiesigen Kunstfreunden Gelegenheit, ihn als Bildhauer gründlich kennen und bewundern zu lernen. Man wird selten eine Kollektiv-Ausstellung von nur 15 Werken eines Meisters sehen, die dessen Vorzüge und Eigenarten so erschöpfend darthut, wie diese. Es ist vor allem die seltene Intensität der Hildebrandschen Arbeit, die uns fesselt und die man bei einem Plastiker so bald nicht wieder finden dürfte, ein Nimmermüdewerden am Stoffe, eine Vertiefung bis in die letzten Feinheiten der Form. Und dabei ist doch alles so groß, so lebendig und frei. Das mutet manches mal an, wie eine Zeichnung von Holbein, wenn man Malerei und Plastik mit einander vergleichen darf. Die Büste Ignaz v. Döllingers ist wohl von allen ausgestellten Sachen hier am meisten bekannt, ein Meisterwerk in seiner schlichten Größe. Dann ist der wundersam ausgearbeitete Marmorkopf des Philologen Theodor Heyse zu sehen, eine herzige und außerordentlich glücklich arrangierte Doppelbüste zweier kleiner Mädchen (des Künstlers Kinder), der prächtige Bronzekopf einer alten Dame und eine originell verblüffend lebenswahr wirkende Terra-

cottafigur einer anderen alten Dame. Leichte Bemalung und der Einfall des Bildhauers, die Arme der Dame vollständig an die Büste zu modellieren, verstärken den Eindruck des Lebens. Eigenartig, in monumentalem Sinne aufgefaßt ist die Büste eines jungen Mädchens aus Florenz, ‚architecturae alumna', eine Art von Relief, doch ist der Kopf vollkommen aus den Runden herausgearbeitet. Zu beiden Seiten fällt von dem hübschen, ungewöhnlich viel Temperament verratenden Kopfe das Haar in langen Strähnen über die Schulter herab, etwa wie auf dem berühmten Selbstbildnisse Dürers. Fast unheimlich lebendig sieht einen dies junge Menschenbild an, wenn man länger davorsteht und selten wird man eine lebendigere Charakterschilderung durch Künstlerhand finden, als in diesem Marmorköpfchen. Ein lebensgroßer, schlafender Hirtenknabe in Marmor von entzückendem Ebenmaß der Glieder, eine größere Brunnenfigur in Bronze, ein ‚trinkender Knabe' aus gleichem Metall, von wahrhaft antiker Schönheit sind ebenfalls dort ausgestellt und an allen diesen Kunstwerken ist die gleiche grenzenlose Korrektheit und Wahrheit der Form zu bewundern. Auch ein Marmorrelief, ‚Leda mit dem Schwan', mahnt an gute Antike. Besonderes Interesse verdienen einige Reliefarbeiten in Sandstein, ‚Kain und Abel', ‚Kreuztragender Christus', ‚Weib nach dem Bade', ein Porträt und ein männliches Figürchen, Sachen, die ohne Thonmodell oder Punktierung direkt aus dem weichen Stein herausgehauen sind und sich daher durch große Ursprünglichkeit und Kraft der Form auszeichnen. Diese eigenartigen und dekorativ sehr glücklich wirkenden Reliefs scheinen dazu bestimmt, in Mauern eingelassen zu werden, wie ähnliche Bilder ja oft in alten Kirchen und Hauswänden eingemauert zu sehen sind. Die Betrachtung der Hildebrand-Ausstellung im Kunstverein wird jeden, dem die Verschönerung der Stadt am Herzen liegt, mit den frohesten Hoffnungen für das Gelingen des Monumentalbrunnens auf dem Maximiliansplatze erfüllen, mit dessen Ausführung bekanntlich dieser Künstler betraut wurde."

Diese „frohesten Hoffnungen" des begeisterten Kritikers können wir leider nicht teilen. Professor Hildebrand erschien uns in dieser Gesamtausstellung als ein höchst geschickter Plastiker, als ein geistvoller Porträtist und als ein Nachempfinder und Nachahmer klassizistischer Vorbilder von schmiegsamstem Talent. Allein von starker, schöpferischer Eigennatur hat er uns in allen diesen Arbeiten, deren technische Vorzüge wir gern anerkennen, so gut wie nichts enthüllt. Diese Werke haben es so wenig vermocht, wie sein Brunnen-Konkurrenzmodell, uns die Überzeugung beizubringen, daß in Hildebrand ein Monumental-Plastiker von schöpferischer Kraft und Größe stecke, eine Individualität, die an Frische und Gewalt der Phantasie unsere mo-

dernen Bildhauer in München überrage. Nein, nichts weniger, als das. München leistet im eigenen Hause Besseres, Kühneres, Moderneres, Lebendigeres, als alles zusammen, was uns seither von Hildebrand an Auserlesenem vorgesetzt wurde.

Unmoral und Realität in Wildenbruchs Haubenlerche.

Von Karl Kühles.

(München.)

Am 24. Januar 1891 wurde Wildenbruchs Haubenlerche zum erstenmale hier am Gärtnertheater aufgeführt. Die vielseitigsten, aber auch widersprechendsten Kritiken über Spiel und Drama konnte man bald darauf in der Presse vernehmen.

Wildenbruchs Haubenlerche ist vielfach als obszönes Skandalstück hingestellt worden, das alle Schranken brechend, durch eine lang hingezogene Handlung auf eine Szene sein Hauptgewicht lege, was die reine Unmoral sei, pikant gemacht mit den nötigen Bühneneffekten.

Da dürfte denn die Frage erlaubt sein: Was versteht man denn unter: „Obszönität, Unmoral auf der Bühne"? Doch nicht eine Schilderung von Unmoral in Situation und Charakter schlechthin? Das hieße allen klassischen Stücken der Altmeister überhaupt das Urteil sprechen. Es muß also nur gemeint sein die Art und Weise, wie Situation und Charakter gebracht werden, die „Bühneneffekte" sind obszön, wie man heutzutage bei ungünstiger Kritik sich auszudrücken beliebt; Gustav Freytag nennt dieselben Wirkungen anderswo eben „tragische" Momente.

Ist nun Wildenbruchs Darstellung, wie ein nach Alter und sozialer Stellung mit den drohenden Gefahren unbekanntes Mädchen verführt zu werden droht, objektiv unmoralischer, als die Situation, die z. B. den Vorwurf gab zur gefeierten Braut von Messina?

Zwei Brüder verlieben sich in ihre eigene Schwester bis zum glühendsten Haß, zum Brudermord und Selbstmord. Wird nicht hier streng genommen eine ideal-ästhetische Auffassung menschlicher Gefühle der edelsten Art verletzt durch die Betrachtung von Unvollkommenheit der Neigung des menschlichen Herzens, die eventuell eine solche Blutschande zuließen, käme nicht ein rettender Zufall zu Hilfe: „Lösung der tragischen Verschürzung" nennt ihn Gustav Freytag. Eine wirklich tragische Situation, sagt man, und mit Recht.

Schade nur, daß sie fast nie, oder wir können kecklich sagen: überhaupt nie vorkommt; mit diesem Gedanken verläßt man das Theater.

Ein Ödipus, eine klassische Figur kathrochen, heiratet seine eigene Mutter. Niemand stößt sich an dieser tragischen Unmoral.

Ein Mädchen, das sich mit seinem einfachen Sinn in Verhältnisse versetzt sieht, in denen es sich nimmermehr heimisch fühlen kann (aus eigener Schuld hat sie dies gethan, aus unsträflichster, Lieb' zur kranken Mutter war das Motiv), die kann des Herzens echten, edlen Zug nimmer länger unterdrücken; sie sucht nach Mittel und Wegen, zu entflieh'n, bevor eine unselige Ehe eingegangen ist und keine Rettung in Ehren mehr denkbar. Ihr Schwager in spe stellt sich an, als ob ihn der Kleinen jammere. Er will ihr helfen. Haubenlerche klammert sich an das Rettungsseil, wo Aussicht noch dazu besteht, daß der kranken Mutter auch auf diesem Wege geholfen werden kann. Selbst rechtschaffenen Herzens, zwingt sie sich, Rechtschaffenheit auch von der Mitwelt zu glauben, gar wo ihr einfaches Mädchenherz durch Lieb', durch edelwahre Lieb' für alles Gute und Edle so sehr empfänglich gestimmt ist. Die Falschheit ist es aber, der sie sich vertraut. Schon glaubt man die Unschuld verloren — Höhepunkt nach Gustav Freytag bei objektivem Urteil, pikanter Bühneneffekt bei abfälliger Kritik — da bricht Haubenlerche los, Sieg wird ihr, schwer erkämpft, aber Sieg, herrlicher noch, da sie mit ihm einen krankhaften Idealduf'ler gefunden läßt. — Der Falsche zieht als jammervolle Gestalt von dannen.

Ist das nicht erhabene Tragik, die noch dazu nichts Unwahrscheinliches an sich trägt, die wahr und haarscharf gezeichnet eine Situation, ganz aus dem Leben gegriffen, auf die idealisierende Bühne hebt? Oder geht es an, Wildenbruch seinen Hermann vorzuwerfen? Warum wird dann nicht auch Lessing verdammt ob seines Marinelli, seines Prinzen in der Emilia Galotti, warum nicht Shakespeare einzig und allein nur ob seines Königs Richard III.?

Aber es geht nicht an, eine derartige Szene vor den Augen des Publikums zu entwickeln; eine Verführung ist nie gerechtfertigt, ist immer Unmoral.

Ist es vielleicht besser, die Sache in einem Botenbericht erzählen zu lassen? Wird die Sache genau geschildert, ist der Botenbericht unmoralisch trotz des „schirmenden" Schildes der antiken Form eines Botenberichts. Bringt man die Sache verblümt, so ist der Phantasie der denkbar größte Spielraum gegeben. Und es ist Unmoral im wahrsten Sinn da, wenn auch solche Stellen dutzendweise in den Werken der Klassiker zu finden sind.

Man scheut sich ja nicht mehr, Personen auf der Bühne ermorden zu lassen, was soll denn hier zu suchen sein, wo der Sieg der Unschuld noch dazu das Ende bildet und ein bloßer Versuch vorliegt?

Leutchen Zimperlich gehören nicht ins Theater, und daß unsere moderne Gesellschaft derartig nicht angelegt sei, davon könnte man ja recht drastische Beweise beibringen. Dieses obszöne Stück füllte jedesmal das Gärtnertheater. Einen reichen Flor von Damen jeglichen Alters sah man auf Parkett und in den Rängen erblühen. „Willst Du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!"

Das ist also nicht der Grund zu einer derartig abfälligen Kritik. Neid kann es wohl nicht sein; denn Haubenlerche wurde ja von den Hoftheatern abgewiesen, und es ist kein Grund vorhanden zur Befürchtung: unsere modernen patriotischen Dichtungen würden entweiht durch die obszöne Haubenlerche.

Wo anders muß der Haken zu suchen sein, und er ist auch für einen Blinden fast zu finden. Es ist nicht angenehm, sein eigentliches „Ich" wiedergegeben zu sehen, gar, sollte man sich seiner Schwächen ein wenig bewußt sein. Ansehen — ja; und hinter abfälligem Nasenrümpfen seine Verlegenheit verbergen.

Wildenbruchs Volksstück — besser vielleicht wäre Drama zu titulieren, auch Haubenlerche könnte ebenso gut anders heißen, doch als bloße Förmlichkeit thut dies nichts zur Sache — Wildenbruchs Haubenlerche also hat die moderne Welt so getreulich abkonterfeit, daß sie sich schämt ob ihres Bildnisses. Die einen wirklich Marquis Posas in Grün, die anderen frivole Realisten, daneben das sozialistische Proletariat, moralische und unmoralische Ritterlichkeit, woraus sich ergiebt: die Frauenwelt zum Teil ohne Grund, leider oft aber auch mit Grund verkannt und als Spielzeug betrachtet, und anderseits verhimmelt bis zur Unsterblichkeit.

Eine Unmoral wäre schon zu finden im Volksstück, aber die haben die Herren Sonntagsjäger der Moral nicht aufzupirschen gewußt. Haubenlerchens Mutter faßte den Heiratsantrag des Herrn August falsch auf und wagte nicht, wo es sich um die Ehre ihrer einzigen Tochter handelte, den also gefaßten Antrag zu erwidern mit einem nachdrücklichen Hinweis auf die Thüre ihrer ärmlichen, aber bisher ehrsamen Witwenstube. Dabei ist aber kein „Theatereffekt" verfolgt, also auch keine Unmoral zu ersehen. —

Längen habe das Stück. Gustav Freytagianer werden das schon nachzuweisen wissen. Wer aber die Kunst nicht als Marzipanteig auffaßt, der erst durch Ausprägung in Formen einen Wert relativer Größe erhält, der geht nach seinem Empfinden und sagt: „Das langweilt mich". Es darf aber angenommen werden, daß derartige Bemerkungen im Zuhörerkreis der Haubenlerche sehr selten oder gar nicht zu vernehmen sind. Vielleicht giebt es solche, die eine Erörterung sozialer Theorien im 1. Akt als untechnisch fürs Drama verkürzt wissen wollen; dann ist es Aufgabe der Schauspieler,

den Mangel durch anziehende Behandlung der Materie zu verdecken. Hans Neuert war sich dessen wohl bewußt und hat es mit bestem Können auch verstanden, Remedur eintreten zu lassen.

Übrigens ist doch anzunehmen, daß ein Autor bei Bearbeitung seines Werkes sich nicht sonderlich um die goldenen Lehren kümmert, so da zu finden sind in der „Technik des Drama" von Gustav Freytag. Kunst hat die Aufgabe, Originale zu schaffen, und benötigt dabei nicht einer Anleihe von Schablonen, verfertigt von Gustav Freytag. Die Form giebt sich von selbst und findet Modifikation und Modulation mit Rücksichtnahme auf menschliches modernes, zeitgemäßes Empfinden.

Ob daher die hohen Ärmel der Frau Hartl-Mitius gerechtfertigt sind oder nicht, bleibt der Geschmacksrichtung der Mode, nicht der eines Theaterkritikers anheim gestellt. —

Derselbe Prozeß ereignet sich hier auf dem Gebiete der Dramatik, den wir schon einmal erlebten auf einem verwandten Gebiete, bei der modernen Malerei. Wie hart war es hier, den alten Gewohnheitsmenschen auszuziehen und, statt durch die gedämpften Gläser der sich zur Veridealisierung der Natur berufen fühlenden Maler die Natur zu betrachten, sich daran zu gewöhnen, mit frischem Auge den hellen, wahren Farben der „Pleinairisten" zu vertrauen; man scheute sich, dies zu thun, und wollte lieber der alt hergebrachten, wenn auch unwahren Manier mehr Glauben schenken.

Ganz die gleiche Veridealisierung finden wir auf dem Gebiete des Drama. Hier hat man sogar, wo an sich solche nicht zu verspüren: in Shakespeare durch pomphafte Szenerie einen idealen Märchenzauber fast herbeizuführen gesucht, weil man sich nicht zu glauben entschloß, daß reale einfach-nüchterne Gestalten ein Kunstwerk zu bilden imstande seien. Die neue Shakespeare-Bühne im Hoftheater zu München hat die Szenerie hiervon gesäubert und sich auf den Boden der Realität wieder gestellt. Mag dies auch nicht in den Motiven zu dieser Umwandlung gelegen sein, der Erfolg, auf den schließlich doch alles ankommt, verbleibt derartig gekennzeichnet.

Wildenbruchs Haubenlerche hat auch den dramatischen Stoff, das Materielle des Drama von unwahrer Idealität getrennt und sich der realen Wirklichkeit beflissen. Eine Pleinairität, kann man sagen, ist das Volksstück geworden. Eine fortschrittliche Leistung ist hier zu suchen und zu finden, an deren Herbheit sich zu gewöhnen vielleicht erst einer kommenden Generation vergönnt ist.

Sind die modernen Trinklieder unmoralisch?

Von Dr. Axel Winckler.

(Würzburg.)

Der Herr Oberpfarrer Dr. Martius zu Dommitzsch schreibt in seinem „Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage" (Gotha bei Perthes, 1891, Seite 4): „Sicherlich können keine in bestem Sinne vornehmen, sittenreinen und charakterfesten Männer in einer Atmosphäre heranwachsen, in der niedrige Gesinnung, Saufverherrlichung und Zoten sich breitmachen und Lieder gesungen werden, wie das aus dem Lahrer Kommersbuche:

„Trinken bringt den Erdengast
In des Himmels Hafen ..."

Als der Dichter dieses Liedes müßte ich eigentlich dem Herrn Oberpfarrer dafür danken, daß er dasselbe von der ersten bis zur letzten Zeile abdruckt und so zu dessen Verbreitung noch beiträgt, doch bin ich so undankbar zu glauben, daß es dessen nicht bedarf, denn auf allen deutschen Hochschulen kennen und singen die Studenten, auch die „vornehmen, sittenreinen und charakterfesten", dieses harmlose Trinklied, welches noch leben wird, wenn sämtliche Werke des Herrn Oberpfarrers, sogar das Buch „Über die christliche Nüchternheit", längst vergessen sein werden. Der Deutsche ist nun einmal nicht zum Asketen geschaffen. Der Herr Dr. Martius selbst weiß, daß die sehr christlichen Dichter Matthias Claudius und Ernst Moritz Arndt „den Wonnesaft der edlen Reben gepriesen haben", warum mißt er denn mit zweierlei Maß und stellt mein armes Lied an den Pranger?

Dem modernen Trinkliede pflegt allerdings ein religiöser Beigeschmack zu fehlen, der bei Claudius und Arndt zu finden ist, aber müssen es deshalb unsittliche Menschen sein, die solch ein Trinklied anstimmen? Möchten doch die allzugestrengen Sittenprediger einsehen, daß es unklug ist, dem Menschen das ohnehin schwere Leben noch schwerer zu machen und nicht einmal dem Zecher sein Trinklied zu gönnen. Wenn ein Trunk in Ehren nicht unmoralisch ist, so ist auch ein Trinklied eo ipso noch nicht unmoralisch. Die liebenswürdige Insinuation, daß unsere heranwachsende Jugend durch die Trinklieder des Kommersbuches demoralisiert werde, ist energisch zurückzuweisen. Das moderne Drama französischer Mache kann unmoralisch sein, das moderne deutsche Trinklied ist es sicherlich nicht.

Daß von dem streitbaren Mäßigkeitsapostel just meine Verse zum

warnenden Exempel zitiert werden, entbehrt nicht einer gewiſſen Pikanterie, denn ich habe vor Jahren eine populär-mediziniſche Preisſchrift über die ſchädlichen Folgen des Alkoholgenuſſes geſchrieben, welche von den Enthaltſamkeitsmännern in Zehntauſenden von Exemplaren verbreitet worden iſt. Ich darf alſo mit dem perſiſchen Dichter Hafis ſagen:

„Du ſpiele mir den Alten nicht, o Knabe!
Nicht haſt du not, mir einen Text zu leſen,
Den ich geleſen hundert andern habe.“

Kritik.

Romane und Novellen.

Die „Tägliche Rundſchau“ hat dem neueſten Romane Fontanes eine Beſprechung gewidmet, die namentlich dem ſüddeutſchen Flügel der „Moderne“ als höchſt zutreffend erſcheint. Wir laſſen ſie daher wörtlich folgen mit dem Ausdrucke vollen Beifalls.

Quitt. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1891.

„Über allen deutſchen und namentlich über allen preußiſchen Büchern, auch wenn ſie ſich von aller Politik fern halten, weht ein königlich preußiſcher Geiſt, eine königlich preußiſche privilegierte Luft; etwas Mittelalterliches ſpukt auch in den beſten und freieſten nach, und von der Gleichheit der Menſchen oder auch nur von der Erziehung des Menſchen zum Freiheitsideal ſtatt zum Unterthan und Soldaten iſt wenig die Rede.“ Dieſe Worte aus Fontanes neueſtem Roman enthalten auch ein gut Stück Selbſterkenntnis und Selbſtbeurteilung. Die ganze Fontaneſche Dichtung hat etwas Straffes und Ordnungsmäßiges, etwas Preußiſch-Zugeknöpftes, in Gamaſchen ſteckendes, ſowohl in ihrem allgemeingeiſtigen, in ihrem Weltanſchauungs-, wie in ihrem künſtleriſchen Inhalt. Der Realismus in unſerer Litteratur bedeutet auch in mancherlei Hinſicht eine Beeinfluſſung unſeres geiſtigen Lebens, unſeres Denkens und Empfindens durch das Preußentum. Die Beobachtung, welche ſich ſtreng am wirklich Geſehenen hält, verdrängt die freier die Dinge ausgeſtaltende Phantaſie, das Anſchauliche erhebt ſich über das Empfindende, und es liegt auch ein gewiſſer nüchterner praktiſcher Sinn daran, daß man am Nächſten und Engſten ſich genügen läßt und Furcht empfindet vor einem freieren Geiſtesflug in die Welt der höchſten und allgemeinſten Menſchheitsideale. Auch Fontane geht in dieſem Roman der Darſtellung tiefer leidenſchaftlicher Erregung, überhaupt alles eigentlich Gefühlvollen gern aus dem Wege, ſo oft ihn der Stoff auch darauf hindrängt. Wie ſeine Geſtalten es thun, verſchließt auch der Dichter am liebſten ſein Empfinden vor der Außenwelt; er glaubt am lauteſten zu reden, wenn er am kürzeſten ſchweigt. Etwas vom Geiſte der Leſſingſchen Kunſt ſteckt in dieſem Stil; er ſpricht nicht unmittelbar zu unſerem Herzen, wie

die Goethesche Poesie, er hat nichts Hinreißendes an sich und entbehrt des Duftes und der eigentlichen Stimmung. Wir vermissen den mystischen Zauber, und nur über den Umweg des Verstandes wird unser Empfinden getroffen. Man müßte Dostojewskis „Raskolnikow" und Fontanes „Onitt" hintereinander lesen. Der Stoff beider Romane hat doch mancherlei Gleichartiges, aber in der Ausführung zeigen sich die schroffsten Gegensätze. Wie würde der Russe geschwelgt haben in der Darstellung der Bekehrungsszene des Fontaneschen Helden, wenn dieser aus einer Ohnmacht erwachend, die Hände des Priesters der Mennonitengemeinde ergreift und küßt. Fontane bricht hingegen plötzlich ab und giebt uns die Szene selbst überhaupt nicht wieder. Wir erfahren von ihr nur aus dem Munde Dritter, und e nnzeichnend ist es da wiederum, daß die Erzählung in den Mund eines ganz nüchternen philiströsen Ehepaares gelegt ist, welches von dem Ernst und der Größe der That nicht das geringste versteht. Da enthüllt sich gewissermaßen recht die märkische Natur Fontanes, die Furcht vor allem Mystischen, aller tiefer Ergriffenheit, das Bestreben, mit einem möglichst nüchternen Witz über die eigene Sentimentalität hinwegzuspringen. Noch aus der Behandlung verschiedener anderer Szenen, aus dem Wesen und der Eigenart der Gestalten des Romans selbst erklärt sich, daß der Dichter uns immer etwas nüchtern-preußisch anmutet und uns weder in Empfindung, noch in Stimmung voll Genüge leistet. Aber er bringt dafür Bilder von scharfer und brennender Anschaulichkeit, die uns oft jenen Mangel vergessen lassen. Einen Menschen stellt er mit wenigen Strichen dar, daß wir ihn lebendig-greifbar glauben vor uns zu haben, und eine Landschaft zeichnet er mit großer plastischer Kraft in allen ihren Formen ab. Im Bestimmten, Klaren und Hartumgrenzten offenbart sich sein Talent am stärksten, es scheitert an der Darstellung des Verworrenen und Verschwommenen, alles dessen, das weniger dem Verstande und der Beobachtung, als dem Gefühle und der Phantasie zugänglich ist. K. Z.

Frau Minna Kautskys Romane. „Die Menschheit kann nie über irgend „einen Gegenstand eine umfassende An„sicht gewinnen, ehe nicht sowohl der Geist „der Frau sich mit demselben beschäftigt „hat, als der des Mannes," sagt der Verfasser der Gesellschaftswissenschaft, und ich mußte bei der Lektüre der Schriften Minna Kautskys oft an diesen Ausspruch denken.

Zu einer Erweiterung des Horizontes, einer umfassenderen Ansicht der von ihr behandelten Gegenstände hat die geistreiche österreichische Schriftstellerin, von der ich heute erzählen will, nicht wenig beigetragen. Sie wählte sich große Stoffe, Stoffe, die bis dahin im Allgemeinen vorzugsweise von Männern behandelt wurden, und sie gewinnt denselben ganz eigene Seiten ab, — eben jene Seiten, von denen der vorhin erwähnte Verfasser spricht.

Es giebt keine absolute Wahrheit, darin wird mir jeder denkende Mensch beistimmen, — oder wollen wir es lieber so ausdrücken: die Wahrheit spiegelt sich in jedem Auge anders, — aber das was Frau Kautsky als wahr erscheint, das vertritt sie mit echter Frauenwürde, mit echt weiblicher Energie.

Man redet so viel von „Mannesmut", und „wahrhaft männliche Kraft und Energie" ist eine bekannte Schmeichelei für weibliche Autoren aus der Feder männlicher Kritiker. Offen gestanden, ich halte diese Schmeichelei eigentlich für eine Grobheit für das weibliche Geschlecht. Man findet in der Welt zahllose Feiglinge beiderlei Geschlechts, und ebenso giebt es nicht wenige Frauen, die — ganz

wie der edelste Mann, den vollen Mut ihrer Überzeugung haben.

Zu diesen letzteren gehört Frau Minna Kautsky.

Der erste ihrer Romane, „Stefan vom Grillenhof", Verlag von W. Fink in Leipzig, erschien im Jahre 1881, und ist eine schlichte Dorfgeschichte, in welche der deutsch-österreichische Krieg seine Schatten wirft.

Aber wie ist diese Dorfgeschichte geschrieben, wie sind diese Kriegsschatten gemalt!

Wundervoll klar, einfach, und eben deshalb mit schauerlicher Naturwahrheit.

Stefan vom Grillenhof bildet gewissermaßen die Ergänzung zu Bertha von Suttners jetzt so berühmtem Roman „Die Waffen nieder", nur daß er fast um zehn Jahre früher geschrieben wurde.

Die beiden Verfasserinnen und Landsmänninnen sind von demselben Grundgedanken beseelt, sie verfolgen das gleiche Ziel — die Aufdeckung des Unrechts und Unsinns des Massenmordes — in der Prügeltechnik Krieg genannt, aber sie haben eine verschiedene Sprechweise, so zu sagen eine ganz verschiedene Stimmlage.

Frau von Suttner hält sich mit ihrer Schilderung streng im aristokratischen Kreise ihrer Heldin, während Frau Kautsky diese sogenannte gute Gesellschaft nur streift. Die Assentierungs-Kommission in Seekirchen, der alte General Wachtler mit seinen beiden so verschieden gearteten Söhnen, die tugendhafte Gräfin-Tante, und die bettelstolzen Tiefenbachs werfen die verschiedentlichsten, oft schrecklichen, oft aber auch höchst ergötzlichen Lichter auf die Denk- und Handlungsweise der höheren Stände. Ihr wahres Interesse wendet sich aber den breiten Schichten des Volkes, vorzugsweise den Landleuten, den einfachen Bewohnern von Seekirchen und Lindau zu.

Frau Kautsky ist eine feine Humoristin, ihre Schilderung der Aushebung zum heiligen, das Vaterland schützenden und rettenden Kriegsdienst ist eine Perle an Witz und tiefem edlen Gefühl. Jedenfalls gehört in unserer säbelrasselnden bis zur Erschöpfung rüstenden, und immer nur weiter rüstenden Zeit ein hoher Mut dazu, der Menge das aufgezwungene Kriegsideal in seiner ganzen nackten Häßlichkeit zu zeigen.

Die beiden Hauptfiguren des Romans, Stefan und die Nandl, scheinen mir nicht immer ganz glaubwürdig, ebensowenig der famose Professor Wüst, aber man ist von der farbenreichen, lebhaften Schilderung so entzückt, so hingenommen, daß man einige romantische Unwahrscheinlichkeiten ohne Murren mit in den Kauf nimmt.

Die Sonne scheint so hell und warm über Seekirchen und dem lieblichen kleinen Lindau, die Blumen der fleißigen Nandl (die übrigens eine temperamentvolle kleine Hexe ist) duften so süß. Geheimnisvoll rauscht der See, in dem sich die Berge spiegeln. Die ganze Natur ist ein Gedicht. Wer wollte es der Verfasserin verargen, wenn sie ihre Menschen hie und da mit einem etwas märchenhaften Glanze umgiebt?

Die köstlich realistischen Figuren des alten Grillenhofers mit Erbsohn und Schwiegertochter halten dem poetischen Geflunker das gesunde Gegengewicht, und die tragischen Gestalten der alten Lene und ihres Sohnes Franz zeigen uns, daß Frau Kautsky mit echtem Dichterauge die Tiefen des Menschenherzens ergründet.

Schon ein Jahr nach Stefan vom Grillenhofs Erscheinen veröffentlichte sie bei Karl Reißner in Leipzig ihren zweiten Roman: „Herrschen und Dienen". Es ist dies die etwas breit angelegte Lebensgeschichte zweier Schwestern. Ich gestehe offen, daß ich mich bei der Lesung des ersten Teiles hin und wieder langweilte. Es wird da gar so ausführlich und genau das Leben, Weben und Sein in einer

kleinen Stadt geſchildert. Lauter gewöhnliche Alltagsmenſchen, Honorationenball und Klatſchkaffee! Selbſt der Stil, in dem Frau Kautsky alles das erzählt, iſt ein banaler, langweiliger; man muß ſich zwingen nicht einzuſchlafen.

Im zweiten Bande ändert ſich der Schauplatz; wir kommen von dem „wunderhübſchen Städtchen Waidingen", in dem wir uns nur mühſam aufrecht erhielten, direkt nach Venedig! Gott Lob und Dank! Und nun zeigt ſich das wunderbare Talent der Verfaſſerin, mit Worten zu malen. Mit einem Schlage iſt die Sprache verwandelt. Es iſt, als atmete die Erzählerin ſelbſt auf vor Freude, dem „wunderhübſchen Waidingen", dem ſchrecklichen kleinen Rattenneſt entronnen zu ſein, als jauchzte ſie der alten, ewig jungen Königin des Meeres zu: „Ich komme, ich komme, ſchöne Venezia, und wir verſtehen uns, ich und du!" Köſtlich iſt gleich zu Anfang die Beſchreibung der Kälte in Venedig, köſtlich das luſtig nichtsnutzige Dienſtbotenliebespaar Domenica und Cencio! Hier in der Lagunenſtadt finden wir nun die eine der kleinſtädtiſchen Schweſtern, Maria, als Gattin ihres Jugendfreundes, des Malers Alfred Depanli, wieder, und es entſpinnt ſich vor unſeren Augen das ganze Elend einer modernen Künſtlerehe. Der Mann nervös, gereizt, anſpruchsvoll, leidenſchaftlich, ein melancholiſches Genie, eine am unbefriedigten Ehrgeiz leidende, ganz egoiſtiſche Natur. Die Frau ſanft, nachgiebig und aufopfernd, ſelbſtlos bis zum Äußerſten, und eben deshalb von ihrem ichſüchtigen Gatten für nichts geachtet. Dem gegenüber ſteht Mariens Schweſter, die ſchöne Elvira, die eben jetzt als gefeierte Primadonna der Oper in Venedig vom Publikum vergöttert wird, der alle Welt zu Füßen liegt, ein Weſen, das ſtets mit rückſichtsloſer Energie den Weg zum Ruhm, den Weg zum Glück verfolgte. Sehr fein gezeichnet iſt die intereſſante Geſtalt der jungen italieniſchen Malerin, Signora Juanna de Vita. Überhaupt alle Perſonen und Geſchehniſſe des Romans ſind äußerſt anſchaulich geſchildert; Frau Kautsky *erzählt* nicht, ſie *malt* in Worten. Farbenglühend ſteigt die ſchöne, wunderbare Stadt vor den Augen des Leſers empor; er ſieht, er erlebt, er empfindet alles mit, und wird, wenn er nur einigermaßen phantaſie- und gefühlbegabt iſt, das Buch tief erſchüttert, und *doch* mit einem Seufzer der Befriedigung aus der Hand legen.

Ich will hier nicht näher auf den Inhalt des Romans eingehen, nur *das* ſei geſagt: die ſtrebende, ringende, um ihre Selbſtändigkeit kämpfende Frauenwelt findet in der geiſtvollen Verfaſſerin eine warme Vertreterin ihrer heiligſten Intereſſen. —

Im Jahre 1885 erſchien bei C. Reißner in Leipzig der dritte Roman: „Die Alten und die Neuen". Dieſes ſchöne, warm und geiſtreich geſchriebene Buch erſcheint mir als dasjenige Werk der Verfaſſerin, in dem ſie ſich vorzugsweiſe frei und offen giebt, ganz ohne Rückhalt ausſpricht. Sie behandelt in demſelben die Kern- und Grundgedanken unſrer Zeit: den Atheismus und den Sozialismus, aber ſie behandelt ſie nicht in trockener, lehrhafter Weiſe, ſie ſtellt ſie vielmehr plaſtiſch dar in ihren Leben und Leidenſchaft ſprühenden Geſtalten.

In dieſem Roman kommt Frau Kautskys realiſtiſche Schriftſtellernatur ſo recht zur Geltung; keine Spur mehr von dem Märchenhaften, das ihr ſonſt hin und wieder eigen iſt; hier bewegt ſie ſich durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit, und zergliedert mit unerbittlicher Schärfe das Leben und die Denkweiſe der allerverſchiedenſten Geſellſchaftsklaſſen.

Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, Fromme und Gottloſe, Hungrige und Satte läßt ſie zu Worte kommen. Aber das letzte — das entſcheidende Wort ſpricht der Berg, der plötzlich mit Donner-

getöse zu Thal stürzt, und alle die kleinen Gernegroße still macht, indem er sie unter seinen Trümmern begräbt. Einige werden natürlich gerettet, und an diesen Überlebenden schildert die Verfasserin in teils erhabener, teils ergötzlicher Weise, wie sie den Zusammenbruch und Untergang ihrer bisherigen Existenz auffassen — was die Neuen begreifen, und was die guten Alten eben nicht capieren können. Das Buch hinterließ mir einen wahrhaft großartigen, hoffnungsfreudigen, ermutigenden Eindruck. Möchte es mehr und mehr Leser finden. Vier Jahre später, also 1889 erschien der letzte der jetzt hier zu erwähnenden Romane der Frau Kautsky „Victoria" (Zürich, Verlagsmagazin, Schabelitz.) Er besitzt die meisten der Vorzüge, die ich an den anderen rühmte, und die die Lektüre derselben mir so angenehm und lieb machten, schöne Sprache, lebhafte Darstellung, interessante Charakterzeichnung und vor allem wieder entzückende Naturschilderungen. Aber — was ich schon bei Stefan vom Grillenhof andeutete, eine gewissenhafte Märchenhaftigkeit in der Entwicklung einzelner Gestalten, kommt mir in „Victoria", besonders gegen den Schluß hin, peinlich zum Bewußtsein. Einer Frau von dem Geiste und der Sprachgewalt der Verfasserin hätte es doch nicht schwer werden können, ihren Liebling, die junge Arbeiterin Franz'l z. B. ganz glaubwürdig zu zeichnen. Doch diese zum Schluß hervortretende sog. Romanhaftigkeit ist nur ein kleiner Mangel, wenn man ihn mit den übrigen großen Vorzügen des Buches vergleicht. Victoria steht trotzdem himmelhoch über der in Deutschland sich so breit machenden „Leihbibliothek-Makulatur". Mir ist und bleibt es immer unbegreiflich, daß die Lesewelt, und durchaus nicht nur die weibliche, durchaus nicht nur die holde höhere Tochter — sich noch immer nicht von der bekannten öden Gänseliesel emanzipiert.

Wenn man Romane lesen will, und das will man doch immer hin und wieder einmal ganz gerne, warum dann Blech lesen, wie z. B. — —? Doch still, um Gotteswillen keine Namen genannt! Da könnte ich mir ja mit Leichtigkeit ein Dutzend Beleidigungsklagen auf den Hals ziehen!

Die größere Hälfte der Leser, die notorisch nur liest, um die Zeit tot zu schlagen, oder um nicht denken zu müssen, wird von den Büchern der Frau Kautsky nicht sonderlich erbaut sein; ihnen gebe ich deshalb den Rat, sie liegen zu lassen, und sich der gewohnten Blechbüchsen zu erfreuen. Die kleinere, geistig vornehmere Hälfte aber wird es mir Dank wissen, auf die Werke dieser geistreichen Schriftstellerin aufmerksam gemacht worden zu sein. H. von Alten.

Lyrik.

Durchs Kaleidoskop von Wilh. Arent. (Leipzig-Dresden bei Pierson.) Frappierende Phantasmagorien: rätselhafte Lichtbrechungen der Außenwelt in einem kranken Körper; diese Reflexe — man nennt sie Psycheme, Seelenthatsachen, ihre Summe: Seele — in der Linse der Stimmung gefangen, gesammelt, reizen durch ihre Brennpunktkraft einen Reaktionsapparat, die Sprache zu Thätigkeit. Ein plastischer Trieb zur Pose — die Gabe des Schauspielers — regelt die Reflexäußerungen der Sprache nach den mannichfaltigsten Gesetzen. Zufällig ist die Stärke dieses Regulativs, zufällig somit die Gedankenklarheit, Stimmungsplastik, Bildschärfe, Form, innere wie äußere, des Gedichtes — rein psychologisch, nicht aber ästhetisch gemessen. — So entsteht ein Gedicht Arents, so geht mutatis mutandis, die lyrische Entladung überhaupt vor sich. Ein scharfes Beispiel, das Pracht und Fehler birgt:

Dämmerträume:

Welche Lichter, welche Farbentöne
Wenn des Tages müdes Haupt hinſinkt,
Wenn die Sann' in ewiger Götterſchöne
Stumm des Weltalls Blütenocean trinkt.
— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —
Und der Schönheit Blüte lind ſich neiget
In den Liebesſchoß der Ewigkeit.

Ein andres:

„Und die Sonne glänzt in Purpurſtrahlen
Auf das ſatte, wilde Tropenbild,
In das Meer windzitterud Gold ſie malen
Und des Lichtes flüß'ger Purpur quillt."

Oder ganz einfach:

„ . . . In den blonden Haaren
Fing ſich die Sanne und matt überglänzte
Die roten Flechten tiefmetallner Schimmer . . ."

Daß nun, ſo dünkt mir, bei Arent zum Dichtertrieb der Poſe eine Praxis als Schauſpieler tritt, hat jene merkwürdige Nuance ſeiner Kunſt verurſacht: epigonenhafte Schönbildnerei. Die Fähigkeit des Anempfindens verleiht Vielem abgebrauchte Glätte, die Anlehnung an Heine oder auch Geibel ſcheint. Weiterhin entwächſt dem eine gewiſſe Aufgeblaſenheit und Wortſucht, die ganz widerlich wird. Der Zyklus „Bleibtreuana" und vor allem die ſozialen Gedichte leiſten darin Erkleckliches, triefende Giftworte, und dergleichen Nettes. Ganz abgeſehen von der inneren Kälte dieſer Stücke. Arent ſcheint mir der Mann nicht zu ſein, ſoziale Probleme aufzufangen; er verträgt nicht all die ringelnden Fragezeichen, da er ſich ſelbſt zu ſehr Rätſel und Studienobjekt. Er iſt deshalb auch kein Künſtler des Großartigen, dimenſional Impoſanten. Mitunter allerdings gelingen ihm Monumente. Dann atmet die Linienführung gewaltigen Schwung der Beſeelung, ſo in manchem Gedicht an Bleibtreu. Äußerlich drückt ſich das aus in der Zerfloſſenheit ſeiner freien Rhythmen. Doch auch hier wirkt oft eine Energie des Tones, die bezaubert. Kleine Bilder der Lieblichkeit, in rieſelnder Melodie, umzittert und verflimmert von Sehnſucht — „Beatrice", verſchiedene „Mondnächte".

Man halte es nicht für leere Paradoxie, wenn ich ſage: Arent denkt zuviel. Soweit ich ſehe, hat man, durch gewiſſe Äußerlichkeit geblendet, ſtets das Gegenteil betont; möglich auch, daß es in den Büchern der erſten Periode, die ich nicht kenne, anders geweſen. Eine deutliche Angſt vor dem nervöſen Elemente ſeiner Kunſt, welche wohl Ausfluß ſeiner Wachſamkeit gegen die körperliche Krankheit iſt, bedrückt die Plaſtik wie trübender Reif. Die Lyrika „Intimes", all die Apoſtrophen an die Muſe — dabei die Konventionalität! Als müſſe alle Höflichkeit, auch die gegen die eigene Muſe, flach ſein? — ungezählte zerſtreute Stücke ſind kühle Gedankenarbeit. Für den Pſychologen haben ſie deshalb Wert, weil die Gedankenformung ſtets unwillkürlich durch ungezwungenere Sprache geſchieht, ungezwungen allerdings nur im feinſten, mikroſkopiſchen Sinne. Nach außen wird der Ausdruck im Gegenteil ſogleich hochtrabender, geſchraubter..... Aus dergleichen Einzelheiten, da ſie ſcharf bezeichnend, ſetzt ſich für ein raſches Auge gar viel, gar zu viel zuſammen, ein ſchwerlich fehlgehendes „Vorurteil".

Mehr noch redet der ſchwere Sommerfrieden einiger weniger Gedichte. Man muß ſich allerdings hüten, Symptome ſehr zu verallgemeinern. Ja, der Zweifel an der Lauterkeit der Stimmung bleibt dem Sucher nicht erſpart. Es zuckt da und dort ein Zug der Schauſpielerei auf. Iſt nicht am Ende dieſer Frieden, beſtenfalls, eine pſychologiſche Selbſttäuſchung? Man nehme aus Gedichten, wie „Abendfriede", „Dem Rauſchen heil'ger Wälder nah", die eine bräunliche Herbſtesreife atmen, aus Landſchaftsbildern, beſonders den verſchiedenen von der Bergſtraße, aus einem Gedichte, wie „Perdita"

— man nehme aus allen diesen mit gehässiger Genauigkeit jeden zweifelhaften Bestand und prüfe den Rest. Die reinen Stimmungen nun sind, das muß betont bleiben, immerhin nur Spiegelungen physischer Zustände — wissenschaftlich ist der Ausdruck ungenau, doch das thut hier nichts. — Darum nochmals muß zu weite Verallgemeinerung ausgeschlossen werden. Jedoch die Thatsache, daß Arent derartiger Momente satten Friedens fähig ist, erregt große Freude. Sie sind Zeichen inneren Heilprozesses, der vielleicht nicht stark genug, die Leiden zu besiegen, — also Aussichtspunkte, Ruheatmen, Erholungen. In andern Versbüchern ist mir dieser Zug nicht aufgefallen. Seinetwegen begrüße ich den neuen Band so freudich Allerdings: Es fehlt der chronologische Einblick; deshalb ist denkbar, daß hier kein neuer Faktor in Arents Lebensgang eingegriffen, sondern daß Zufall die wenigen Wirkungen einer stets thätigen Kraft gerade zusammengebracht. Rein litterar-psychologisch betrachtet trägt „Durchs Kaleidoskop" Züge der Genesung.

Arent im „Phantasus" war mir ein anregendes Problem; im „Modernen Trio" ein ekelhaftes. Die Neugabe hat ihn wieder zum lieben Problem gemacht. Von diesem Standpunkt aus erkenne und bekenne ich freudig, daß meine Kritik des „Modernen Trio" ihm Unrecht gethan. Allerdings scheint es mir nur für sehr feine Augen erkennbar. Ich beurteile das Buch — in gerechtfertigter mehr als gerechter Entrüstung — zu subjektiv, zu wenig physiologisch. Auch habe ich damals einige wendende Thatsachen aus des Dichters Lebensgang und Lebensvorgeschichte nicht gewußt.

Um nicht wieder derselben Stimmung anheimzufallen — ich bin eben so glücklich, daß ich das gar nicht vertrüge — will ich über das Äußere, das „Drum und Dran" des ausgezeichnet gebundenen Bandes — grau Leinwand mit imitiert breiten Goldbeschlägen — schweigend hinweggehen. Ich lasse die schönsten der Lieder in mir wiederklingen — glückliche Wehmut umblaut mich sehnsüchtig schwellend — und mein Fühlen umklingt das herrliche Gedicht „Perdita" und klagt seine stille, weinende, nachdenksame Melodie — und wieder und wieder in fragender Sehnsucht blättre ich, da und dort lesend, im Kaleidoskopbuch — suche das Lied „Perdita".

14. 15. I. 91.

Nachschrift: Am 16. I. 91. bekam ich die erste Nachricht von Herrn Arents Absicht, mir mit gerichtlicher Klage auf meine Triokritik zu antworten. Ich habe deshalb in den vorhergehenden Zeilen, bis auf sprachliche Retouchierung, nicht das geringste geändert. Mein Urteil ist also gänzlich unbeeinflußt, was zu bemerken vielleicht nicht überflüssig.

Darmstadt, 27. I. 91.

G. Ludwigs.

„Im Banne der Musen und Grazien." Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski (Norden, Hinrikus Fischer Nachf.). Je öfter ich dieses Gedichtbuch durchblättere, je mehr komme ich zu der Überzeugung, daß der Verfasser an dem gelitten haben muß, was man kurzweg als „Dichteritis" bezeichnet — denn eine solche Masse unverdaulichen Reimzeugs neben stark ausgesprochenem Talent, das kann nur eine Folge sich überhastender Produktionswut sein. Hier zwei Proben:

Menda Sunelius.

„Du bronzefarb'ner Inder,
Sunelia, Ceyloneſe,
Ich sah so graziöſe
Noch keins der Menschenkinder.

Wie Du Dich, schöner Hindu
Schwangst auf dem Seil so sicher,
Nicht kommst Du, Jugendlicher,
Mir jemals aus dem Sinn, Du!"

(Geht noch nahezu 20 Strophen weiter)

oder

„Blondlockis, blauaugets Mägdulein,
Wie klopft mein Herz nach Dir!
O könnt' ich bei Dir, bei Dir sein,
Wie wohl geschähe mir!" ꝛc.

Selbst dieser berechtigte Wunsch vermag wohl kaum die Trivialität des Verses zu beseitigen. Und so geht es denn weiter. Es wird viel geblasen, viel gesungen und viel geliebt, sogar herrliche Nixen tauchen des öfteren aus dem Wasser hervor, und bei Heinrich Heine wird mehr als einmal eine Anleihe gemacht. Daher hält es auch schwer, das Gute — und es befindet sich auch so manches Gute in dem Buch — auszusondern, man erstickt schier in einem Wust gedrechselter Versklingelei, die nicht müde wird, alte romantische Stoffe wieder auszusaugen. Wenn der Verfasser erst einmal seine Individualität „entdeckt" hat — und das dürfte ihm bei seinem Talent nicht schwer fallen — dann kann man sich eingehender mit ihm beschäftigen. Vorläufig ist er weiter nichts als ein leiser Nachtreter Heines. Von seiner frischen, ursprünglichen Begabung zeugen freilich einige prachtvolle Lieder (wie das Gedicht an Heinrich Heine selbst).

Ausgesprochenere Individualität besitzt F. Bopp, welcher unter dem Titel „Fallende Blätter" seine erste Gedichtsammlung bei Schabelitz in Zürich veröffentlicht hat. Aber auch dieser Dichter hängt noch sehr in den Banden des Konventionalismus und zahlreiche Härten entstellen seine Gedichte, die eine Variation seines Themas sind:

„Es ist die weite Gotteswelt
Ein stetes Bau- und Trümmerfeld;
Sie birgt im ew'gen Wechsellos
Stetsfort den Tod im Blütenschoß."

Bopp besitzt kräftigeres Talent als Romanowski. Seine Poesie ist grüblerischer, sie besitzt etwas von Greisenhaftigkeit, möchte ich sagen, denn selten dringt ein frischer, urwüchsiger Ton durch. Sie ist resigniert und grüblerisch, mit einem Stich in eine Art besonderer Verzweiflung hinein, die keinen gigantischen Weltschmerz aufkommen lassen will. Selbst da, wo Bopp große Stoffe seinen Versen unterschiebt, bleibt er klein (nicht kleinlich), er wird sentimental bei jeder Gelegenheit und deshalb gelingen ihm auch die kleinen Gelegenheitsgedichte am besten. Die Form läßt vielfach sehr viel zu wünschen übrig, sie stört oft durch Mißklang und durch erzwungene Reime — nichtsdestoweniger: vivat sequens! Doch fort mit der Schablone!

Wilhelm Arent hat bei Schabelitz in Zürich zwei neue Gedichtbände veröffentlicht: Aus dem Großstadtbrodem und Drei Weiber. Seine Muse ist fruchtbar wie ein Kaninchen. Aber deshalb befinden sich auch so viele Mißgeburten darunter, Kinder, denen der Kopf wackelig auf den Schultern sitzt und welche, die nicht einmal einen haben. Auf gut deutsch: Seine Poesie hat vielfach keine Pointe. Der Autor zerschneidet seine Gedichte mit der Schere, aus sechs Strophen werden zwei gemacht, weil das ganze Gedicht zu schade für den Papierkorb ist, und diese zwei Strophen dämmern nun an dem Leser als selbständige Schöpfung mit den üblichen drei Punkten vorüber. „Aus dem Großstadtbrodem" ist noch das bessere Werk. In manchem erkennt man die alte herrliche Begabung, aber schon der aufgepfropfte Sozialismus — als äußeres Kennzeichen der Arentschen Neuerungssucht, stößt ab. Ich will ein gutes Gedicht herausgreifen, welches zwar schon in einem seiner früheren Bücher (Kaleidoskop) gestanden hat.

Am Piano.

„Noch ruht die Hand leis zitternd auf den Tasten
Und sanft wie des Erlösers Liebeswort
Verklingt nach wirrem, wildem Irr'n und Hasten
Im milden Hauch der letzte Gintakkord.

O welch' ein Zauber süßer Harmonien
Strömt nun sanft-träumerisch durch das Gemach,
Noch lange träumt den holden Melodien
Die Seele wonneschauernd leise nach."

Ein Gedicht, das offenbar wenig vom Großstadtbrodem durchtränkt ist. In den drei Weibern flötet die Gefühlsbrunst alle Tonarten durch, bis sie schließlich in dem kühnen Bilde gipfelt

„Der Wollust Flammenrosen
Wie brünstige Tiger kosen."

Diese beiden neuen Arentschen Bücher sind ein weiterer Niedergang seines Schaffens. Die Entwicklung bleibt aus — das mag der Autor mit sich selbst abmachen. Nur noch eine Äußerlichkeit! Warum muß Arent sich immer selbst in den Mottos zitieren? Und wenn er's thut, dann soll er doch sein Pseudonym aus dem Schriftstellerlexikon streichen (Karl Ludwig). Solch ein Größenwahn ist kleinlich und stößt ab. — Summa: Diese beiden neusten Geburten der fruchtbaren Arentschen Muse sind teils von quallenhafter, teils verkrüppelter Beschaffenheit: Ein weiteres Werk des Niederganges, der schließlich vor dem Nichts des absoluten Wortgeklingels stehen wird, man darf sich nur nicht durch die heißen Farben täuschen lassen.

A. v. Sommerfeld.

Dramen.

Triumph der Liebe. Brüderlichkeit! Gleichheit! Freiheit! Drei weltgeschichtliche Bühnenspiele von Oskar Linke. (Leipzig, Friedrich.) Bei der lebhaften Teilnahme, welche augenblicklich allen dramatischen Erzeugnissen entgegengebracht wird, dürfte die vorliegende Trilogie besondere Beachtung verdienen. In einfacher, naturwahrer Darstellungsweise, ohne rhetorisch aufgeputzte Prunkbilder, schildert der bekannte Dichter echt tragische Konflikte in diesen „drei weltgeschichtlichen Bühnenspielen" ohne Zweifel dem bedeutendsten seiner bisher erschienenen zahlreichen Werke. Wenngleich der „Triumph der Liebe" durchaus für die Darstellung bestimmt ist, so dürfte doch schon die Lektüre des Werkes bei jedem einen mächtigen Eindruck hervorrufen. Die Dichtung wird um so mehr Aufsehen erregen, als gewisse Tagesströmungen von einer höheren „Zinne", als derjenigen der „Partei" beleuchtet werden.

Französische Litteratur.

Henry Gréville, Aurette (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). Die Bücher Henry Grevilles folgen sich Schlag auf Schlag, aber sie gleichen sich auch: allen ist ihnen ein weicher, echt weiblicher Familienzug gemeinsam, der sie dem weiblichen Lesepublikum so ganz besonders sympathisch macht. Der neue Roman, der seinen Titel von dem Namen der Heldin herleitet, ist nach dem altbewährten Rezept gearbeitet: eine hübsch ausgedachte, geschickt fortgeführte Geschichte, leicht angelegte Charaktertypen aus der modernen Gesellschaft, flotte elegante Sprache, viel Pathos und Sentiment. Das Gesellschaftsbild, das uns in „Aurette" entrollt wird, ist in lebendigen Farben mit sicherer Hand gemalt, hier und da finden sich selbst Ansätze zu vertiefter Charaktergebung, doch reißt den Autor die Lust zum Fabulieren gar bald wieder in das bequeme Fahrwasser der breitgeschwätzigen Familiengeschichte, ein Genre, in dem Greville mit Ohnet um die Palme ringt. Der Zweck der beliebten Schriftstellerin, deren hübsches Talent wir willig anerkennen, gilt als erreicht, wenn der Leser ihre Bücher mit dem Gefühl aus der Hand legt, sich ein Stündchen angenehm unterhalten zu haben, und dieser bescheidenen Aufgabe dient ihr neuer Roman „Aurette" aufs beste.

Um eine Stufe niedriger an künstlerischem Wert steht der Roman, den Jeanne de la Vaudère unter dem verlockenden Titel „Mortelle Étreinte" bei Ollendorff in Paris veröffentlichte;

im übrigen wendet sich das vorliegende Buch an dasselbe Publikum, das den Grevilleschen Verehrerkreis ausmacht. Zur Erhöhung der Spannung ist hier das sensationelle Moment in starkem Maße mit herangezogen worden, es soll aber nicht geleugnet werden, daß sich das Ganze trotzdem noch leidlich in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit bewegt. Graf Walmors, der, über die Liebesabenteuer seines Vaters wenig unterrichtet, mit seiner Halbschwester ein blutschänderisches Verhältnis eingeht, ist zwar keine Originalfigur, das Thema hat als willkommener Stoff für sensationslüsterne Leser schon oft herhalten müssen, aber die Geschichte dieser sündigen Liebe ist nicht übel erzählt und mit allerhand effektvollem Beiwerk reichlich ausgestattet, sodaß sie einem nicht allzu anspruchsvollen Leser als spannende Unterhaltungslektüre willkommen sein wird.

Édouard Estaunié, Un Simple (Paris, Perrin & Cie.). Kein breit angelegter Roman, sondern eine feine, im Detail meisterlich ausgearbeitete Charakterstudie, welche beweist, daß man auch mit bescheidenen Mitteln eine große künstlerische Wirkung erzielen kann. Die Geschichte dieses Stephane Deschantres, eines linkischen, einfältigen Tölpels, der einsam und unverstanden durchs Leben geht, von der ganzen Welt betrogen und von der eignen Mutter in den Tod getrieben wird, wirkt in ihrer schlichten Einfachheit ungemein eindringlich. Estaunié besitzt nicht nur ein großes darstellendes Talent, er verfügt auch über eine Menschenkenntnis, die das Maß des Gewöhnlichen weit übertrifft; nur so war es möglich, ein Buch zu schreiben, das den einfachen Leser gerade so fesselt wie den verwöhnten, der an ein Kunstwerk die höchsten Ansprüche zu stellen gewöhnt ist.

Alfred Vallette, Le Vierge (Paris, Tresse & Stock). Selten ist uns ein Buch in die Hände gekommen, in dem sich das reale Leben so naturgetreu widerspiegelt, wie in dem ebengenannten Roman. Der Autor hat in der Person des Helden Babylas eine prächtige Charakterfigur geschaffen, in der der Typus eines alten Hagestolz mit all seinem Jammer in verblüffender Lebenswahrheit hingestellt ist; dabei ist die Erzählung von frischem fesselnden Reiz, obwohl sich Vallette wohl gehütet hat, die Spannung künstlich durch allerhand Effektstückchen zu steigern. Die Sprache ist klar und zeigt in ihrer straffen Struktur den originellen Künstler, der sich auch im Ausdruck realistischer Treue befleißigt. — Jean Ajalbert, der sich durch seinen auch von uns erwähnten Roman „En Amour" so auffällig bemerkbar machte, hat im gleichen Verlage einen Band Gedichte erscheinen lassen, dem er den Titel „Femmes et Paysages" gegeben hat. Die hier gesammelten Dichtungen zeigen die kennzeichnenden Merkmale der impressionistischen französischen Dichterschule, zu deren begabtesten Vertretern der junge Dichter gehört: leidenschaftlichen Schwung der Sprache, kraftstrotzende Ursprünglichkeit der Darstellung und einen kühnen Trotz in der Wahl und Behandlung des Stoffes, der jede Schranke des Althergebrachten übermütig durchbricht. Ajalbert geht in seinem naturalistischen Streben bis hart an die Grenze des künstlerisch Erlaubten, manche seiner Gedichte wie „grossesses" und „fleur de syphilis" haben diese Grenze sogar schon überschritten — noch ein Schritt weiter und die Geschmacklosigkeit beginnt. Vor diesem Schritt aber bewahrt den Dichter sein ausgesprochener künstlerischer Ernst, von dem die vorliegende Gedichtsammlung wieder vollwichtiges Zeugnis giebt.

Das Schlußstück der Tartarin-Trilogie „Port Tarascon", in dem uns Meister Alphonse Daudet von den letzten Abenteuern des berühmten Tartarin berichtet, erschien soeben im Rahmen der

rühmlichſt bekannten „Collection Guillaume“ (Paris, E. Flammarion). Der Name der vornehmen Sammlung bürgt für die Gediegenheit der Ausſtattung und die ſorgſame Ausführung des überreichen Illuſtrationsſchmucks. Da die Bände der „Kollektion Guillaume“, in die die beiden Vorgänger von „Port Tarascon“ bereits Aufnahme fanden, nicht mehr als ein gewöhnlicher franzöſiſcher Romanband koſten, ſo kann es nicht fehlen, daß Daudets drei prächtige Tartarinbücher bald in jeder Bibliothek ihren Platz finden werden.

Théâtre d'Alfred de Musset (Paris, D. Jouaust). Von dieſer Prachtausgabe der Muſſetſchen Dramen, die die „Librairie des Bibliophiles“ in ihrer „Bibliothèque artistique moderne“ erſcheinen läßt, liegt uns der dritte Band vor, der Muſſets „Barberine“, „le Chandelier“, „Il ne faut jurer de rien“ und „Un Caprice“ zum Inhalt hat. Die Zeichnungen, die den ſchönſten Schmuck der Ausgabe bilden, ſind von der Meiſterhand Ch. Delort's entworfen und von Boilvin in Stahl geſtochen. Delort's graziöſes Talent verſteht es vorzüglich, ſich der bizarren Fantaſie des Dichters anzupaſſen und ſeinen Eingebungen den rechten bildlichen Ausdruck zu verleihen, der Stich und die Ausführung der Bilder ſind in jeder Hinſicht muſterhaft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Muſterausgabe des Muſſetſchen Theaters, die vier Bände umfaſſen ſoll, auch in textlicher Hinſicht die höchſten kritiſchen Anſprüche befriedigt, wir werden bei Gelegenheit des Erſcheinens des Schlußbandes auf dieſe Kabinettausgabe zurückkommen.

Alexis Lemaistre, Nos jeunes filles aux Examens et à l'Ecole. Texte et Dessins d'après la nature (Paris, Didot & Cie.). Die ſozialen Verhältniſſe der Gegenwart, die auch das weibliche Geſchlecht zwingen, in den harten Kampf ums Daſein thätig mit einzutreten, haben das Feld der weiblichen Berufsarten gegen früher anſehnlich erweitert; damit hat auch der moderne Erziehungsplan für die weibliche Jugend eine weſentliche Verſchiebung und Erweiterung erfahren: es handelt ſich bei der Erziehung eines großen Teils der jungen Mädchen heutzutage leider nicht mehr ſo darum, ſie wirtſchaftlich und wiſſenſchaftlich für ihren künftigen Hausfrauenberuf vorzubereiten, als ſie zu befähigen, einmal auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Das vorliegende Buch orientiert uns über die Berufsarten, die dem weiblichen Geſchlechte heute offen ſtehen, macht uns mit den Anforderungen der einzelnen Fächer bekannt und führt uns die jungen Mädchen bei der vorbereitenden Arbeit für ihren Lebensberuf vor; gute, nach der Natur aufgenommene Zeichnungen unterſtützen aufs wirkſamſte die Anſchaulichkeit des Textes.

In der Sammlung litterarhiſtoriſcher Monographien, die die Verlagshandlung von Hachette & Cie. in Paris unter dem Kollektivtitel „Les Grands Écrivains français“ herausgiebt, veröffentlichte Arvède Barine eine biographiſch-kritiſche Studie über Bernardin de Saint-Pierre, die neben einer ausführlichen Darſtellung des Lebens- und Entwicklungsganges des berühmten Schriftſtellers eine feinſinnige kritiſche Analyſe ſeines litterariſchen Wirkens enthält. Bernardin de Saint-Pierre hat in der Litteraturgeſchichte bisher noch keine objektiv richtige Würdigung gefunden, er wurde zumeiſt überſchätzt und von falſchen Geſichtspunkten aus beurteilt, es iſt das unbeſtreitbare Verdienſt Barine's, zum erſten Male eine auf ſicheres Quellenmaterial geſtützte Würdigung der litterariſchen Bedeutung Saint-Pierre's verſucht zu haben, welche frei von aller litterarhiſtoriſchen Schönfärberei ein in allen Zügen treues Bild des Menſchen und Schriftſtellers geben will.

Ernest Lavisse, La Jeunesse du Grand Frédéric. (Paris, Hachette & Cie.) Ernest Laviſſe, deſſen Feder wir bereits mehrere wertvolle Beiträge zur deutſchen Geſchichte verdanken, bietet in ſeinem jüngſten Werke neben der Schilderung des Milieus, in dem Friedrich der Große aufwuchs, gleichzeitig die Geſchichte der intellektuellen und moraliſchen Bildung eines der größten Menſchen der Weltgeſchichte. Die überreiche Fülle des Quellenmaterials geſtattete es dem Autor, eine bis ins kleinſte Detail authentiſche Darſtellung der Jugendgeſchichte des großen Preußenkönigs zu geben, wir ſehen das Werden und Wachſen dieſes Rieſengeiſtes und erhalten ſo den Schlüſſel zu der weltgeſchichtlichen Größe und Bedeutung des Mannes. Laviſſe hat mit dieſer tüchtigen Arbeit ein Werk geſchaffen, das den gewiſſenhaften Gelehrten wie den geſchmackvollen Schriftſteller gleicherweiſe ehrt. Der Fachmann wird das Buch wegen des ſorgſam geſichteten Materials mit Nutzen zu Rate ziehen, dem gebildeten Laien aber wird es eine feſſelnde, durch die Fülle der Anregung fruchtbringende Lektüre ſein.

Wir nahmen jüngſt Gelegenheit, den erſten Band der, von A. Rambaud herausgegebenen „Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France en Russie“ an dieſer Stelle anzuzeigen; dieſer erſte Band reichte vom Beginn der franzöſiſch-ruſſiſchen Beziehungen bis zum Jahre 1748, der zweite, das Werk abſchließende Band, der ſoeben zur Ausgabe gelangte, enthält die diplomatiſchen Aktenſtücke, die von 1748 bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution zwiſchen Frankreich und Rußland gewechſelt worden ſind. Wie bekannt, findet dieſe Publikation mit Unterſtützung des franzöſiſchen Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten ſtatt, das die in ſeinen Archiven lagernden Dokumente zur Verfügung geſtellt hat. Dank dieſer Protektion ſtellt das vorliegende Werk eine authentiſche Geſchichte der diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Frankreich und Rußland dar: wegen des reichen ſicheren Materials, das hier zum erſten Mal zum Abdruck gelangt, iſt es für alle Hiſtoriker, die die Geſchichte der beiden Länder ſtudieren, ein unentbehrliches Quellenwerk. Als Anhang bringen die „Inſtruktions“ chronologiſche Liſten, die die Namen der Zaren und Zarinnen, der Miniſter und Geſandten Frankreichs und Rußlands, ſowie die Hauptverträge, die zwiſchen beiden Ländern abgeſchloſſen wurden, enthalten. Die hochbedeutſame Dokumentenſammlung iſt wie die früheren Bände der „Inſtruktions“ bei Felix Alcan in Paris erſchienen.

Unter der großen Schar der franzöſiſchen Zeitſchriften beanſprucht die „Lecture rétrospective“ (Paris, 10, rue Saint-Joseph) durch die Eigenart ihres Programms einen ganz beſonderen Platz. Die intereſſante Revue veröffentlicht in ihren Spalten die beſten Werke der älteren franzöſiſchen Belletriſtik dieſes Jahrhunderts und ſetzt ihre Abonnenten dadurch in den Beſitz der Hauptſchöpfungen der verſtorbenen franzöſiſchen Meiſter. Dabei iſt der Preis der Zeitſchrift, von der jeden Monat zwei Hefte im Umfange von je 7 Bogen in gr. 8° zur Ausgabe gelangen, ein ſehr mäßiger: ſie koſtet für das Ausland halbjährlich 9 Frcs., dafür erhält der Abonnent zwölf Hefte, die zwei ſtarke Oktavbände bilden und ihm eine ganze Bibliothek erſetzen. Aus dem reichen Inhalte der uns vorliegenden Nummern erwähnen wir, um nur das Hauptſächlichſte herauszugreifen: „Madame Bovary“ von Flaubert, „Servitude et Grandeur militaires“ von A. de Vigny, „Chronique du règne de Charles IX.“ vom Comte d'Haussonville, in den weiteren

Heften ſollen Romane von Octave Feuillet, Ernest Feydeau, Theoph. Gautier u. A. m. zum Abdruck gelangen. Gerade für den Ausländer iſt dieſe originelle Revue, die ihm vorzüglichen Leſeſtoff in ſicherer Auswahl bietet, beſonders wertvoll, wir empfehlen „La Lecture rétrospective“ daher unſern Leſern aufs wärmſte.

A. G-tze.

Engliſche Litteratur.

Bret Harte, A Sapho of Green Springs; and other tales (Lond. 1891). Unter den zahlreichen Short-stories Bret Hartes nehmen die in dieſem neuen Bande zuſammengeſtellten vier Erzählungen keinen hervorragenden Rang ein. Es iſt zu verwundern, wie derſelbe Mann, dem ſo vollendete kleine Kunſtwerke der Erzählungskunſt gelangen, wie: „The Luck of Roaring Camp“ und viele andere ähnlichen Schlages und Inhalts, ſo fades und verworrenes Zeug ohne Inhalt und Pointe ſchreiben kann.

Die Einleitung der erſten Erzählung iſt nicht übel! ein kaliforniſcher Holzhändler ſtürmt in das Redaktionsbureau einer Zeitſchrift, um Namen und Adreſſe des Verfaſſers eines Gedichts zu erfahren, das ihn kürzlich außerordentlich ergriffen hat und mit „Weiße Viole“ unterzeichnet iſt. Mr. Bret Hartes Leſer kennen dieſe Figur, — ob die Bewohner der Pacifikküſte auch, iſt fraglich; — er hat eine rauhe Außenſeite, aber ein gefühlvolles Herz. Der Redakteur kann hierüber keine Auskunft geben, da ihm dieſelbe verweigert wurde, und ſo muß der ſentimentale Holzhändler denn unbefriedigt von dannen gehen. Da macht unſer alter Bekannter, Mr. Jack Hamlin, die Sache zu der ſeinigen; er findet gewiſſe örtliche, eigentlich botaniſche Anhaltspunkte in dem Gedicht und wettet mit dem Redakteur, daß es ihm gelingen werde, die Dichterin ausfindig zu machen. Die folgende Schilderung des Waldes mit ſeinem braunen Holz und ſeinen Baumfarnen, durch die Mr. Hamlin nach Green Springs zu reiten hat, iſt kräftig und eindrucksvoll. Ja beinahe erhält der Leſer ein deutlicheres Bild von der durch White Violets Muſe verewigten Örtlichkeit als von der ſchönen, jungen Dame und bedeutenden Dichterin ſelber. Man erfährt, daß ſie in einem Kloſter erzogen wurde und fließend franzöſiſch und ſpaniſch ſpricht, zugleich aber auch aus ihrem eigenen Mund, daß ſie ſich garnichts daraus macht, obwohl ſie ihren Bruder eine Gliederpuppe nennt.

Am meiſten ſympathiſch mutet die natürlicher gezeichnete Mutter an, welche als einfache früh gealterte Frau mittlerer Jahre erſcheint. Glücklicherweiſe bereitet der jungen Dichterin ihre Muſe keine Ungelegenheiten; nachdem ſie als „Weiße Viole“ das Publikum zwei Monate lang entzückt hat, verſchwindet ſie auf Nimmerwiderſehn als die glückliche Gattin des verliebten Holzhändlers. Die beiden folgenden Erzählungen bieten nur dort Intereſſe, wo ſie Naturſchilderungen enthalten. „Ein Mäcen der Pacifikküſte“ verſpricht anfangs mehr, leider aber gönnt ſich Bret Harte keinen Raum für die folgerichtige Entwicklung der Charaktere und der Handlung. Wir finden uns in eine Geſellſchaft verſetzt, von der wir nichts wiſſen und müſſen zu viel auf Treue und Glauben hinnehmen. Winke ſind ja manchmal nicht zu verachten, wenn aber der, dem ſie gelten, keine Ahnung hat, um was es ſich handelt, ſo iſt eine deutliche Erklärung vorzuziehen. Zunächſt wird der Leſer darüber unaufgeklärt gelaſſen, wozu denn eigentlich alle dieſe Opernſänger, in dem prächtigen Hauſe, wo ſie Mr. Ruſhbroch (der Mäcen) mit ſolchem Aufwand unterhält, da ſind. Ferner ſollte Mr. Bret Harte doch wohl eigentlich mit den Sitten junger Amerikanerinnen bekannt ſein, aber die unabhängige Handlungsweiſe von Miß Grace

Nevil würde man einer wohlerzogenen jungen Dame nirgends gestatten, sie sei von welcher Nationalität sie wolle. Von wahrhaft dramatischer Kraft ist nur die eine Stelle im ganzen Buch, wo Miß Nevil Mr. Rushbroch für seine hochherzige Gesinnung, wegen pekuniärer und sonstiger Dienste, die er ihrem Geliebten erwiesen, Dank abstatten will. Sie findet unerwartet ihren Verlobten und entdeckt infolge seines Erschreckens über ihre Gegenwart, da er den Grund ihres Besuchs errät, daß er ihr die Unwahrheit gesagt hat. In der Schilderung der Verlegenheit, mit der Rushbroch den Dank annimmt, und des Eingehens auf alle die Lügen von Mr. Somers ist Bret Harte wieder ganz der alte, der übrige Teil der Erzählung aber steht nicht auf gleicher Höhe.

Bret Hartes Genius ist wesentlich ein Genius der Prägnanz in Handlung und Ausdruck, kein Wunder, daß er ihn verläßt, sobald sich der Autor ins Detail verlieren will. Diese Erzählungen aber verlangen eine weitere Ausführung in analoge Verwicklung und Lösung, um verständlich zu werden, und daran erlahmt Bret Hartes Kraft. Wir hoffen, daß der Meister der Short-story diese Scharte mit seinem nächsten Werk auswetzen wird, was ihm sicher gelingen wird, sobald er die Vorwürfe seiner Erzählungen mit mehr Sorgfalt der Eigenheit seines Talents entsprechend wählt.

„In the valley" by Mr. Harold Frederic (Lond. 1891, 3 Bde., Heinemann).

Es ist ein historischer Roman aus der Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges, der vom antienglischen Standpunkt eines Nachkommen holländischer Ansiedler in Mohawkthal dargestellt wird. Der Held Douw Mauverensen nimmt thätigen Anteil an den Ereignissen, er kämpft beim Angriff auf Quebec und bei dem berühmten Treffen bei Oriskany mit, das als der Wendepunkt des Krieges aufgefaßt wird. Der Autor zeigt sich in den Schlachtszenen von seiner besten Seite; hier fängt der sonst einfach-maßvolle und sorgfältige Styl, in dem das Buch geschrieben ist, sozusagen Feuer und schlagende, anschaulich wirkende, lebhafte Sätze schildern die Sachlage. Doch fehlen bei dem Kriegslärm auch die zarteren Stimmen des Herzens nicht. Der junge Holländer verliebt sich in ein schönes Mädchen, das wie er, selbst von einem alten Schotten mit jakobitischen Ideen, an Kindesstatt angenommen worden war. Während sich aber Douw die Sporen gewinnt, trägt ein junger Engländer namens Philip Croff den Preis davon. Die unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden giebt Anlaß zu verschiedenen aufregenden Szenen.

Ranchland by W. B. Gilpin (London u. New-York 1890).

Diese Erzählung von Abenteuern und Abenteurern führt den Leser nach Montana zu einem Vieh-Rancho und belehrt ihn über die Sitten und Gebräuche der durch den theatralischen Buffalo Bill auch in der alten Welt nicht mehr ganz unbekannten Cowboys des amerikanischen Nordwestens. Auf seinem Wege dorthin verliert der Held, ein Engländer, sein Herz an ein schönes Fräulein von Madison Avenue, das ihn gelegentlich eines Unfalls bei einer Steeple chase pflegte und während er zu Pferde um seine Viehhürden galoppiert, bringt er drei Sommer damit zu, über ihre Vorzüge nachzudenken. Bei seiner Rückkehr nach New-York findet er sie mit einem andern verlobt. Für die weitere Entwicklung müssen wir die Interessenten auf das Buch verweisen. Angenehmer würden sich Mr. Gilpins treffende Schilderungen lesen, wenn sie ihres lehrhaften Tones entkleidet wären; manche seiner Ausführungen könnten ebenso gut in einem geographi-

schen Handbuch stehen. In einer Erzählung dürfen sich die neuen Szenerien überhaupt nicht so aufdringlich machen, sondern sollten mit Kunst von ungefähr und bei passender Gelegenheit geschildert werden.

Und da wir gerade bei Abenteurern stehen, so wollen wir doch auch die 3 erschienenen Stanley-Bücher erwähnen. Es sind:

„My life with Stanleys Rearguard" (Nachtrab) by Herbert Ward (Lond. 1891).

„The Story of the Rear Column" by L. C. Jameson (ebd. 1891).

„With Stanleys Rear Column" by L. Rose Troup (ebd. 1891).

Das erstgenannte Buch ist kurz (ca. 160 S.), gleichwohl ist es für den unbeteiligten Leser, der sich über den Streitfall orientieren möchte, das praktischste. Vernichtend wirkt die Ausführung Mr. Wards zugleich über die beinahe unmögliche Aufgabe, welche der Nachhut gestellt war, die Rücksichtslosigkeit mit der die Nichtbewältigung dieser Unmöglichkeit an den Opfern heimgesucht wurde und die Verschlagenheit, mit welcher die Angriffe gegen sie gerichtet wurden, bis der Ankläger heraus hatte, ob er sich zu verteidigen haben würde, oder nicht. Wer nach Lesung dieses Buches noch für Mr. Stanley und seine Aufführung eintritt, für den ist keine Hoffnung mehr. Die genauere Durchsicht des zweiten Buches, der Tagebücher Mr. Jamesons ist noch interessanter. Man muß nur Mr. Stanleys Geriebenheit bewundern; damit er zuerst zu Wort komme, trifft er zuerst die Vorkehrung gegen Veröffentlichungen von Seiten seiner Offiziere und hält dann, um seine Sicherung zu verdoppeln, die Jamesonschen Papiere bis zum äußersten Termin fest. So viel steht fest, wäre dies Buch vor dem Stanleys gelesen worden, so würde die Aufnahme des letzteren eine ganz andere gewesen sein. Auch erscheint uns im besonderen die hier gegebene Version der „Menschenfresserei" die glaubwürdigste zu sein; ein früheres Erscheinen dieses Buches würde daher auch in dieser Frage neun Zehntel der vernünftigen Leser überzeugt und den lügnerischen und skandalösen Übertreibungen von vorn herein die Spitze abgebrochen haben. Das Buch ist überhaupt angenehm und interessant zu lesen, weitaus das ansprechendste (ausgenommen natürlich für die unverbesserlichen Stanleyschwärmer) der ganzen Nachtrabsgruppe, und die Wahrhaftigkeit der Aussagen liegt für uns klar auf der Hand Auch diese Schrift ist weit davon, Stanley weiß zu waschen. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß er jemals wieder in die Lage kommen wird, eine englische Expedition zu leiten, eher würden vermutlich die Angehörigen eines Engländers, der trotz allen Erfahrungen unter Stanley dienen möchte, jetzt ihren Verwandten in ärztliche Pflege thun, als ihn einem Manne in die Hände liefern, der sich so gar nicht um das Wohl der ihm Untergebenen kümmert, während er doch selbst für seine persönlichen Bedürfnisse eine ganze Schar Träger mitführte. Die dritte Schrift ist dadurch wertvoll, das sie in gewisser Beziehung das Anklagematerial gegen Stanley vermehrt (leider scheint hier vieles wichtige nachträglich gestrichen zu sein). Ihr Fehler ist, daß sie halb ein Originaltagebuch, halb eine Besprechung der Thatsachen, nicht nur nach den Ereignissen, sondern nach der Erörterung der Debatten über die Ereignisse darstellt. Ein besonderer Vorzug ist vielleicht, daß es von einem Mitgliede der Oppositionspartei im Yambuya-Lager herrührt und die allgemeine Politik der Führer gegen Stanleys Vorwürfe rechtfertigt. Nützlich ist auch der Anhang von Urkunden. Zur Beurteilung der ganzen Frage ge-

nügt es, darauf hinzuweisen, daß keiner von allen diesen Offizieren auch nicht einen einzigen Punkt vorbrachte, der zu gunsten Stanleys gesprochen hätte, vielmehr ist keiner unter ihnen, den Toten wie den Überlebenden, selbst Mr. Bonny nicht, der nicht ungezählte Sachen zu seiner Schande auszusagen hätte. Selten hat jemals in Schweigen und Reden bei einer ähnlichen Frage eine Übereinstimmung geherrscht wie hier. Sapienti sat. Stanley ist für uns hiermit abgethan!

Englische Bücherstatistik 1880 und 1890.

Inhalt	1880		1890	
	Neue Bücher	Neue Ausgaben	Neue Bücher	Neue Ausgaben
Theologie, Predigten ꝛc.	630	134	555	153
Pädagog., Philolog. Klassik.	557	124	615	88
Jugendschr. u. Erz. . .	418	93	443	95
Novellen, Dichtungen ꝛc.	1 040	364	881	323
Jurist. Schr.	66	40	40	39
Polit., Sozialökonomie, Handel ꝛc.	110	16	87	22
Kunst, Wissenschaft und illustr. Werke . . .	112	34	54	19
Reisen, Geographie ꝛc.	203	57	188	69
Gesch., Biograph. ꝛc. .	310	114	294	97
Poesie und Drama. .	133	54	114	74
Jahrbücher u. Serienwerke in Bänden. .	342	4	318	1
Medizin, Chirurgie ꝛc.	133	49	143	50
Essays, Monographie ꝛc.	157	183	171	191
Miscellen, Pamphlets ꝛc.	483	107	511	100
Summa:	4 694	1 373	4 414	1 321
		4 694		4 414
		6 067		5 735

Die Tabelle, aus „The Publishers Circular" entnommen, ist von nicht geringem Interesse, da sie die Ansicht zu bestätigen scheint, daß die Buchproduktion zu gunsten der Zeitschriften allmählich abnehme. Wie bei jeder Arbeit, so sind auch bei der litterarischen Anfrage und Angebot die Ausschlag gebenden Faktoren, insofern auch die Schriftsteller umsomehr für Zeitschriften zu arbeiten haben und sich weniger zur Veröffentlichung in Buchform veranlaßt fühlen, je mehr Zeitschriften entstehen, d. h. je mehr das Publikum sich gewöhnt, seine litterarischen Bedürfnisse in Zeitschriften zu befriedigen. Der Engländer der Mittelklassen denkt ungefähr gerade so wie sein deutscher Vetter; er hat eine merkwürdige Abneigung gegen das Bücherkaufen, es müßte denn sein zu Geschenken, da ist ein Buch eine bequeme und billige Gabe, was die obige Tabelle unter der Rubrik Jugendschriften, die wohl am häufigsten zu Geschenken verwendet werden, bestätigt. Wird uns das 20. Jahrhundert wirklich die Alleinherrschaft der Zeitschrift bescheren?!

Dr. Karl Biesendahl.

Italienische Litteratur.

Francesco Morosini nella guerra di Candia e nella congiuata della Morea — saggio storico di Giuseppe Bruzzo. — Forli-Bordanini 1890.

Diese Monographie, kritischer Geschichtsforschung schöne Probe, bringt an der Hand des Quellen-Nachweises ein neues Licht in das thatenreiche Leben des Mannes und Helden, der durch seine Tüchtigkeit die serenissima Republica von Venedig, als sie schon ihrem Untergange verfallen war, auf die Höhe hob, daß sie noch einmal ihren vollen Glanz entfalten konnte.

Francesco Morosini, Krieger und Politiker, hätte ohne seine trefflichen Eigenschaften unterliegen müssen. Die denkbar schwierigsten Verhältnisse umgaben ihn; aber wie Gold im Feuer recht klar und deutlich hervortritt, so waren auch die Kämpfe nur der Weg zum Lichte. 1885 brachten die Blätter aller Zungen die Nachricht des varo Morosini als Feragaôto, der ganze königl. Hof war in der Lagunenstadt, um die Schiffstaufe und den Stapellauf des Morosini mit den höchsten Ehren zu begehen und so das Andenken der hehren Familie zu ehren. —

Jetzt, ein lustrum später, tritt der geschichtliche Held durch Bruzzos neueste Studien deutlicher hervor und wird auch außer Venedig der verdienten Beachtung gewürdigt.

Nach der raschen Übersicht der europäischen Staaten und besonders des Zustandes Italiens um 1645 geht Bruzzo sofort auf die Schilderung der Veranlassung und Gründe des Krieges auf Candia ein.

Die Malteser Ritter hatten eine muselmanische Flotte, die Mekkapilger und reiche Schätze trug, nicht passieren lassen. Daraus der Vorwand zum Kriege seitens der Türkei gegen Venedig, das auf Candia in der Bucht Kalisman den ritterlichen Seeräubern Schutz gewährte und so solidarisch mit den Malteser Rittern schien. Der venezianische Vicomes Giovanni Soranzo (ein Nachkomme ist Graf Soranzo, Bibliothekar in San Marco, der eine kurze Beschreibung des breviari di Grimaldi in verschiedenen Sprachen, deutsch — italienisch — französisch herausgegeben) — hatte alles mögliche aufgeboten, um die Sache ins rechte Licht zu stellen. Aber dem Sultan war die Gelegenheit, der stolzen Republik Candia zu entreißen, nur willkommen und so brach der eben erst beendete Krieg von neuem aus. Auf Vorstellungen und Gründe hörte der Sultan gar nicht mehr, sondern rüstete nur mit aller Macht. Um leichter zu seinem Ziele zu gelangen, galt der Vorwand der Rüstungen als gegen Malta gerichtet; sofort jedoch, als die Flotte bereit war, gings mit den 400 Schiffen und 50000 Kämpfern auf Candia los, wo 1645 die Muselmanen im Frühjahr landeten, dem General der Venezianer Corner hart zusetzten, bis ihn endlich Morosini ablöste. Die ruhmreiche Verteidigung Candias zeigt nun Morosini nicht nur als Strategen, sondern als einen Architelten und Archimedes von Fach, wie die neuen Aktenstücke zeigen; die notwendige Kapitulation unter so günstigen Bedingungen, wie sie die Türken bis dato nie gegeben, brachte Morosini in den Anklagezustand wegen Hochverrat, weil er, statt der Verteidigung bis auf den letzten Mann, den Frieden abgeschlossen. Der Herausgeber zeigt nun an der Hand des Akten-Materials, daß Morosini Generalvollmacht hatte, daß er alles aufbot zur Erhaltung des Platzes und nun so die Freiheit und Wiedereinsetzung in seinen früheren Posten erhielt. —

Im zweiten Teile, welcher uns den Anteil Morosinis an der Eroberung Moreas zeigt und bis zum Tode des großen Admirals (Januar 1694) reicht, ist alles auf Quellen basiert, die zum größten Teile noch nicht herausgegeben waren. —

In der nächstdem erscheinenden Abhandlung: „Venedig und Morosini" dürfte dito die Zuziehung eines großen, bisher unbewußten Aktenmaterials uns überraschen. —

Ein pädagogisches Büchlein hätte vielleicht, nein hat sicher großen Wert auch über den Alpen. — Gewöhnliche Menschenkinder nehmen die Grammatik von Sauer, pauken bis zur Bewußtlosigkeit einen Fuhrwagen voll Wörter und Begriffe ein und glauben nun recht gut italienisch zu können; anderen dünkt es eine Leichtigkeit, in vier Wochen gar italienisch zu können, weil sie ja lateinisch können. Für solche Eilige und Feldcouriere ist dies Büchlein zwar nicht, kann aber auch gut sein, obwohl Guzzos oder Carduzzis Prosa oder Manzonis promessi sponti dem großen Geiste mehr zusagt, und mit der Übersetzung an der Hand gelesen werden können.

Renzo e Teresa, nuove letture per le Seuole rurali di P. Squadrone e P. Marinelli — Forli. 1890.

Renzo und Teresa — so heißt des empfehlenswerten Büchleins Titel. Ein Schulbuch bei der Sintflut litterarischer

Erſcheinungen zu beſprechen, erſcheint beinahe als eine überflüſſige Sache, doch es ſei gewagt in Hinſicht auf die vielen Sünden unverſtändiger Eltern, die in thörichter Weiſe über ihren Stand hinauszuſtreben ſuchen, indem ſie ihren Kindern künſtlich eine höhere Bildung aufpfropfen laſſen. Die große Maſſe unverdaulichen Bildungsſtoffes iſt für die meiſten Kinder nur ein ſchwerer Ballaſt, der fortwährend die Entwicklung ihrer individuellen Anlagen hemmt und ſo zu einem ſtarken Hindernis für ihr ſpäteres Fortkommen im Leben wird.

Wenn nun ein Büchlein mit Fleiß und Verſtändnis ausgearbeitet, den Verhältniſſen ſeines Zweckes ſchön angepaßt die Lebensbedingungen und Bedürfniſſe klar darſtellt ohne ideale Übertreibung, den realen Boden nicht verläßt, ſo müſſen wir dem Autor danken; und die beſte Anerkennung wird ihm zu teil, wenn man das auch mit Freuden lieſt und wieder lieſt.

Die meiſten Bücher waren früher voll von der religiöſen Geſchichte; dann kam das neue Leben des geeinten Italien und der ganze patriotiſche Text; nun jetzt, post nubila Phoebus, tauchen die ſchönen Naturkinder auf, welche den Kopf am rechten Platze haben. Davon iſt eines wohl Renzo e Teresa, das dem Schulprogramme entſpricht, ohne jede Pedanterie. Was dem Buche einen beſonderen Reiz giebt, iſt der ſchöne Rahmen, der anziehend und lehrreich wirkt. Zwei Kinder auf dem Lande gehen zur Schule, ſie hören ihre Lehrer, ihre Eltern und Freunde; ſie leſen in ihren Büchern ſtufenweiſe, was in der Welt um ihnen herum vorgeht, die Begriffe werden zu Gedanken und faßlich. Es ſind eben zwei Bauernkinder, die ihr kleines Familienleben ſo ruhig entwickeln, bald froh, bald traurig; wiederum erfreut vom Lobe oder betrübt durch den Tadel, der ihnen als harte Züchtigung gilt. Genug, das Dorfleben iſt ſo markig zum Ausdruck gekommen, der Eindruck voller Wahrheit ſo ſtark, daß das als Schulbuch ausgegebene Werkchen in zwei Bänden überall von Nutzen ſein wird, wo es erſcheint, auch außer der Schule.

Über die Vollkommenheit der Arbeit wird man ſchon noch zu Gerichte ſitzen können; hinzufügen, verändern, wegnehmen, beſonders Worterklärungen dürften mehr dabei ſein, ſo etliches von der Geographie, das ließe ſich auch bei neuer Auflage machen — auch das thut im großen und ganzen keinen Eintrag. — Im ſchönen Rahmen iſt ein ſchönes Bild. Beſonders bei den häuslichen Szenen tritt die Mäßigkeit und der Ernſt, dazu die Schönheit des gediegenen Ausdruckes hervor. Es iſt alles zweckmäßig, der Qualität von Perſonen und der Situationen, wie Lokalitäten beſtens entſprechend. Auch außer Italien dürfte das Büchlein von Nutzen ſein, deſſen Grundidee auf der letzten Seite „Co scrupuloso adempi mento dei doveri, del proprio stato allevia: sudori della fronte condiere il pasto frugale, rende dolce e saporito il riposo“ — Goethe im Schatzgräber ſo faßte:

Tages Arbeit, abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte
Sei dein künftig Zauberwort.

So erzieht man tüchtige Landeskinder und brave Menſchen. Wenn Italien ſeit Jahren, nicht erſt in dem letzten Dezennium die Volkserziehung in dem Maße gehandhabt hätte, würden viele Schattenſeiten weg ſein. Nun denn, zum Guten iſt's nie zu ſpät, meglio tardi che mai (beſſer ſpät als nie) gilt auch hier. Glück auf zur Saat!

* * *

Am 14. Februar wurde in Rom im palazzo delle belle anti eine Doppel-Ausſtellung eröffnet: I. nur Aquarelle, II. Kunſtausſtellung des Vereines: In arte libertas. Segantini, Sartoria, Coleman, Ferrari etc. ſind ſehr gut vertreten und

freuen ſich den delerioso Lenbach, den größten Porträtmaler freundlich in ihrer Mitte zu begrüßen.

Ein Maler von Ruf, Getolamo Induno, iſt ſeinem Kollegen Serra gefolgt. Der „Abſchied“ und die „Ankunft“ des Berſagliere ſind weltbekannt und ſo genügt die Erwähnung des Malers und Kriegers unter den jüngſt Verblichenen. — Perugia hat ſeinen Gelehrten und Geſchichtsforſcher Roſſi verloren, der für ſeine Heimat war, was Deſtouche für München iſt.

Von den Werken, welche Roux in Turin verlegt, kann man mit Recht ſagen, daß ſie gut ſeien, gut in jeder Beziehung; der Memorienſchatz aus Cavours Leben genügte allein ſchon. Nun treten aber tagtäglich neue Erſcheinungen hervor, die in ihrer Art Epoche machend ſind.

Das neueſte, was wieder kosmopolitiſchen Charakter trägt, iſt: Enrico III. in Italia. Die Reiſe König Heinrichs III. von Frankreich in Italien und die zu Ehren des Königs von Polen gegebenen Feſte von ſeiten der Sereniſſima Republik Venedig, von den Verwandten, den Herzogen von Ferrara, Mantua und Turin. —

Die Herausgeber ſind Pier Denolhac und Angelo Salenti (Preis: Lire 5). Für die Koſtümgeſchichte iſt das Buch von Wert, wie für den Hiſtoriker, der aus den Originalkopieen der Dokumente ein und das andere wichtige finden wird. Drei Stiche ſchmücken das ſaubere Buch, Heinrich III. von Frankreich, welchen Tintoretto malte. Die Ankunft Heinrichs III. auf dem Lido und die Landung auf dem Lido. Was an dem Buche, das ganz zeitgemäß erſchienen, mangelhaft erſcheinen könnte, iſt die zu gedrängte Kürze bei den Beſuchen von Mantua und Ferrara, die ausgeſprochene Breite jedoch bei Turin und Venedig.

* * *

Daß auch Italien ſeine großen Landsleute noch kennt, davon iſt jedermann überzeugt bei der wahrhaft rührenden Teilnahme für alles Schöne und Gute, die nirgends in gleichem Maße wieder gefunden wird. Daß eben die Verehrung auch über den Namen dankensvollſter, mündlicher und ſchriftlicher Anerkennung hinausgeht, zeigten die Einwohner von Ferrara, welche ihrem großen Baumeiſter Alcotti, ihrem großen Dichterfürſten Guarino freundliche Feſte widmeten, beſonders aber die Einwohner von Cento, welche ihrem einzig großen Mitbürger und Künſtler ein ganzes Jubeljahr (1891) weihten. Über das dreihundertjährige Jubiläum des Guercino da Cento (der Schielende von Cento), welches im September 1890 vorbereitet, jetzt am 8. Februar von kirchlicher und weltlicher Seite beſtens akademiſch eingeleitet worden, indem Don Amadeo, Canoniro della Chiesa della Madonna del santo Rosario, wo Gian Francesco Barbieri (wie Guerrino mit ſeinem wirklichen Namen heißt) ſich als Maler, Bildhauer und Architekt verewigt, deſſen Verdienſte würdigend den braven Menſchen und guten Chriſten ſeinen mit Andacht lauſchenden Zuhörern vorführte; im Stadthauſe Herr Prof. San Felice die Bedeutung des Stifters der Maler-Akademie pries (1616), den Fürſten und Prälaten liebten und verehrten, den Cento eigentlich aus dem Rahmen der italieniſchen Kleinſtadt zur Weltberühmtheit erhob; über den Meiſter der Venus und Aurora ꝛc. mehr ſpäter; nur jetzt, daß in der Kunſthandlung von Rupprecht in München, Café Luitpold Entreſol ein Guerrino (verlorene Sohn) ganz ſo, wie ihn Goethe (1788) wonnetrunken empfand, zum Vergleiche mit Blocks verlornem Sohn im modernen Salonanzug, der auf der Münchener Kunſtausſtellung im Glaspalaſt (1890) alle köſtlich überraſchte, auffordert.

Ein anderes Feſt in Turin iſt eben-

falls erwähnt zu werden nötig. Just zur Zeit der Geburt Guerrinos 1590/91 ſtanden ſchon im hohen Greiſenalter zwei Männer, deren Namen in verdienſtvollſter Weiſe an die Entwickelung der Muſik geknüpft ſind. Wer denkt ſich das Oratorium ohne San Filippo Neri, den luſtigen Heiligen, den uns auch der Altmeiſter, wie einen andern Abraham a Santa Clara, aber aus dem XVI. Jahrhundert in ſeiner ſchöpfungsvollen Anſchaulichkeit vorſtellte. Mit dem hl. Philippus tritt uns ſofort Paleſtrina entgegen. Und es gehört mit zu den braven Thaten der turiniſchen Muſiker, daß ſie in der Kirche vom hl. Philipp die Meſſe Paleſtrinas, di Papa Marcello, aufführten; aber auch den Bewohnern des Oratoriums, den ehrwürdigen Konventualen oder deſſen Vätern gebührt Lob und Dank, daß ſie ſich als wirkliche Söhne, als würdige Träger von Philipps Namen zeigten, indem ſie die Jungens im Sinne des Heiligen erziehen und die Kapelle auch dem Publikum zugänglich machen. Was gut iſt, iſt ſelten, ſo haben wir auch nur wenige S. Filippo Neri, in deſſen Armen der alte und beſtändige Freund am 2. Februar 1594 ſeinen Atem aushauchte. So iſt die Aufführung auch eine Vorbereitung für das in drei Jahren erfolgende große dreihundertjährige Jubiläum. Der Muſiklehrer Giulio Roberti, welcher mit Fleiß und Aufmerkſamkeit und Verſtändnis den Kirchengeſang pflegte, hatte die große Meſſe, di Papa Marcello, wie ſie bekannter iſt in der Muſikwelt, nur teilweiſe 1870 am 20. Mai in einem Mildthätigkeitskonzerte aufführen laſſen. In Florenz hörte damals Bülow zu und erfreute den Ausführenden mit beſonderem Lobe.

Ein ſolches gebührt auch der Februar-Aufführung in Turin.

Spaniſche Litteratur.

Die echten Dramatiker ſterben in Spanien nicht aus. Kaum hat Luis Calvo, der Bruder des frühverſtorbenen Schauſpielers Raſael Calvo und des heute auf der ſpaniſchen Bühne glänzenden Ricardo, mit dem leidenſchaft-beſeelten, von Echegarayſchem Geiſt erfüllten Drama La balanza de la vida auf dem Teatro Español einen großen Erfolg erzielt, als im Teatro de la Comedia in Madrid der gleichnamige Sohn des berühmten Schauſpielers Joaquin Arjona, der mit Valero vor 50 Jahren das Szepter auf dem ſpaniſchen Theater geteilt, mit ſeiner Komödie La Duquesa de Altora einen womöglich noch größeren Triumph feierte. Arjona iſt aufgewachſen in der Schule ſeines Vaters und des Dichters der Virginia und des Drama nuevo, Manuel Tamayo y Baas, der den Spaniern als Vertreter des guten Geſchmackes gilt. Echegaray aber, der kürzlich auch als Operntextdichter debütierte, indem er ſeiner Tragödie La peste de Otranto den Stoff zum Libretto für die ſpaniſche Oper Irene de Otranto entnahm, iſt plötzlich unter die Luſtſpieldichter gegangen: ſein 3aktiges Luſtſpiel in Proſa: Un crítico incipiente hat in Madrid gezündet, und man ſagt von ihm: in ſeinen Stücken könne es nun einmal ohne Tote nicht hergehen, auch diesmal ſei ein Toter da, aber es ſei das ganze Publikum, das ſich zu Tode gelacht. Echegarays Talent iſt in eine neue Phaſe getreten; es ſcheint, daß auch er es eingeſehen, daß er das Publikum, dem er jetzt ſchon 40 dramatiſche Werke geſchenkt, nicht immer durch die grauſige Sturmnacht ſeiner Tragödien führen dürfe, daß es der Schreckensſzenen genug ſei. In dieſem Luſtſpiel, einer dramatiſierten litterariſchen Chronik, der Arbeit weniger Tage, kritiſiert Echegaray ſich ſelbſt, und das Publikum lacht über ſich ſelbſt. Echegaray hat in ſeiner Kritik nicht die biſſige Satyre eines Góngora, Villamediana oder Quevedo, nicht die verletzende, die Perſon unbarmherzig treffende Satyre des Ariſtophanes, ſondern die

Kritik Molières: seine Kritik ist ohne Galle, sein Lachen ist nicht das kalte Lachen Voltaires, sondern das herzhafte Lachen eines Labiche.

Eine mannigfache Begabung besitzt auch der catalanische Landschaftsmaler Santiago Russinyol, welcher der Barceloneser Zeitung La Vanguardia Korrespondenzen in castellanischer Sprache von Paris sendet und jetzt in Barcelona im Teatre de Novetat mit dem komischen Monolog in catalanischer Prosa Lo Sarau de Llojta reichen Beifall geerntet.

Die catalonische Poesie aber findet auch in Deutschland immer mehr Eingang: Dr. Wolfgang Golther widmet ihr in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 25. Februar eine sehr anerkennende Besprechung, der sprachkundige Jesuit Alexander Baumgartner veröffentlicht im Märzheft der „Stimmen aus Maria Laach" seine Übertragung des 10. Gesanges der Atlántida des Jacinto Verdaguer, während Clara Commer unter dem Titel „Catalanische Lieder" (Münster, 1891) 16 Gedichte desselben Poeten, die von ihr übersetzt worden, herausgiebt.

Das Feldgeschrei: „Hie Madrid, hie Provinz!" hat lauter als je der in Madrid bisher vergötterte Schriftsteller aus Santander José Maria de Pereda in seinem Roman Nubes de estío angestimmt und er hat damit alle Catalanen auf seiner Seite.

Das aus der Provinz Gutes kommt, beweisen außer dem Roman La Espuma, in welchem der asturianische Schriftsteller Armando Palacio Valdés das aristokratische Leben von Madrid schildert, und außer dem catalanischen Roman La Febre d'or des Narcis Oller, von dem bis jetzt 2 Bände vorliegen, die durch ihre schöne Form sich einschmeichelnden Poesías de Carolina Valencia, die soeben in Palencia erschienen. Der Dichterin fehlt indes eine ausgeprägte Physiognomie, ihre Verse fließen dahin wie der murmelnde Bach, aber sie reißen nicht mit sich fort. Die Naturalistin Emilia Pardo Bazán, die zu diesen Versen voll Idealismus das Vorwort geschrieben, verlangt von der Dichterin, sie solle zeigen, daß es in der Litteratur nicht wie in den protestantischen Kirchen eine Frauen- und eine Männerseite gebe.

Daß es aber auch viel Gutes in Madrid giebt, beweisen die Vorlesungen, welche im Ateneo auf Veranlassung des Ministerpräsidenten und Präsidenten der Akademie der Geschichte Antonio Cánovas del Castillo zur Vorfeier des Centenariums des Columbus über den großen Entdecker von Spaniern und Portugiesen gehalten werden, und das von der Spanischen Akademie aus den Codices des Escorial veröffentlichte monumentale Werk Cantigas de Santa Maria de Don Alfonso el Sabio, welche das höchste historische und religiöse Interesse beanspruchen dürfen. Die historische, kritische und philologische Einleitung, sowie das Glossar sind vom Marqués de Valmar. Eine Fülle von bibliographischen Notizen in Bezug auf die Legenden der Cantigas des gelehrten Königs von Castilien aber hat das Buch dem Professor an der Wiener Universität Adolph Mussafia zu danken.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Wiederholt habe ich in dieser Zeitschrift, die es sich zu der anerkennenswerten Aufgabe gemacht hat, den Mitteilungen über die litterarischen Bestrebungen der europäischen Kulturvölker ihre Spalten zu öffnen, den „Commercio do Porto" erwähnt. Diese Zeitung ist eine der bestgeleiteten und reichhaltigsten Portugals. Die Leitartikel sind von den staatswissenschaftlich und litterarisch auf hoher Stufe stehenden Männern Rodrigues de Freitas (Porto) und M. E. Lobo de Bulhões (Lisbôa) geschrieben. Die Revistas aus der Feder

des letzteren bestätigen immer von neuem, daß der Humor der leibliche Bruder des Ernstes ist. Die Briefe aus England von Dr. E. Oswald, unserm rühmlichst bekannten Landsmann, und die aus Deutschland von dem früheren trefflichen Leiter des „Magazin für die L. des J. u. A." Dr. Eduard Engel, haben stets ein Allgemeininteresse. Weniger bedeutend ist in der Regel das Feuilleton. Selten originell und original: Romane von Carmen Sylva und der verstorbenen Marlitt und den französischen Schriftstellern der Gegenwart in meist guter Übertragung. Fällt einmal diese Lektüre weg, so bieten die Spalten „unter dem Strich" kritische Abhandlungen oder litterarische Studien aus der Feder tüchtiger portugiesischer Schriftsteller. Vortrefflich in der Auffassung, Beurteilung und in der Diktion war die Übersicht, die Alfredo Alves der Selecta Infantil von Joaquim de Araujo widmete. Isabel Leite gab in knapper, geistvoller Darstellung das Resumé eines Artikels von Franz Xaver Kraus in der deutschen Rundschau unter dem Titel „O trabalho das Mulheres na Archeologia artistica", und die feingeistige scharfe Maria Amalia Vaz de Carvalho schreibt eine Chronik über die zeitgenössische portugiesische Litteratur, die gewiß das Interesse der Leser verdient. Ich lasse sie zum großen Teil hier folgen:

„Das beklagenswerteste, was in unserem nationalen Leben sich zeigt, ist die absolute Anarchie, die vollkommene Zusammenhangslosigkeit der Geister. Der Wahrheit die Ehre: Niemand weiß, was er will, sagt, was er denkt, und denkt, was am vernünftigsten ist.

„Die öffentliche Meinung, diese anonyme und schreckliche Kraft, die in den modernen Ländern eine so große Macht ausübt und ihre tyrannische Herrschaft ausbildet, wer will behaupten, daß sie in Portugal besteht?

„Die heute besiegt wurden, werden morgen vice versa mit Beifall beklatscht, die heute unter der schimpflichen Mißachtung stehen, werden morgen auf den Schild der Popularität gehoben, um von neuem in plötzliches und unerklärliches Vergessen zu versinken. Einerseits giebt es nichts, was nicht mit der übertriebensten Ungerechtigkeit einem Menschen aufgebürdet, andrerseits finden sich nicht Tugenden genug, mit welchen derselbe Mensch geschmückt werde, durch das erlösende Wort derer, die ihn vor kurzem noch in die Hölle schleudern wollten.

„Als ein nationales Ereignis wie unsere unglückselige Frage mit dem unerbittlichen England — unerbittlich, wenn es sich um die Sammelinteressen seiner Rasse handelt — in Portugal Boden faßte, wo waren zwei Geister, die in gleicher Weise dachten?

„Wesentlich ist ferner: Die Dinge erscheinen uns nicht wie sie wirklich sind, sondern wie wir sie wirklich sehen. Niemand versteht sich, niemand geht einem bestimmten Ziele zu, weil ihn sein mehr oder weniger ausgebildetes Wahrheitsgefühl leitet, das er auf jeden Fall frei von den Einflüssen der Umstände und der Gelegenheit lassen will. Unser Leiden ist nur gefährlich, nur unheilbar, weil es eine solche Basis hat.

„Wir könnten arm sein, wie wir sind, wir könnten schwach sein, wie wir sind, das gebildete Europa könnte uns verlassen, wie es uns verläßt, in dem Gedanken, daß wir eine untergeordnete Rasse sind, dazu verdammt, historisch und ethnologisch in die Fußstapfen derer zu treten, die über uns stehen, — das wäre traurig, entsetzlich; aber wenn wir wüßten, was wir wollten, wenn wir den Mut einer Entscheidung hätten, die Kraft eines Willens, die Einheit eines Gedankens, wenn wir uns mit stoischer Ergebenheit vorbereiteten, aus dem Kampfe in junger Kraft wieder hervorzugehen oder den

heldenmütigen und schönen Tod wählten, der ein schlechtes Leben loskauft, dann würde unsere Lage weder verzweiflungsvoll, noch unehrenhaft und traurig die Erinnerung sein, die wir hinterlassen.

„Eine Zeitung sagte heute eine grausame Wahrheit: seitdem das maßlose Geschrei der Parteien schwieg, scheint die Stimme des Vaterlandes auch verstummt zu sein. — — —

„Der Pessimismus einiger der größten portugiesischen Schriftsteller, einiger, deren Stimme am kräftigsten ertönte und am weitesten gehört ward, drang uns ins Blut und ließ nicht ein Teilchen des Nationalkörpers unverletzt. Und da die kritische Fähigkeit vielleicht die vorherrschende ist in dem niedergeschlagenen portugiesischen Geist, erkrankten wir an der Vertrauenslosigkeit auf uns selbst ... Die geringe Achtung, die innerliche Zuchtlosigkeit, die Mißachtung der ererbten Traditionen, die Verachtung aller Autoritäten, die wir früher anerkannt hatten — das ist die bittere Weisheit, die uns von den zeitgenössischen Meistern der nationalen Litteratur gelehrt ward.

„Ramalho Ortigão zeigte uns in den ‚Farpas' alle Laster der alten portugiesischen Erziehung; man lachte, lachte zitternd, ansteckend, laut über alle Lächerlichkeiten, alle Veraltungen der einheimischen Erziehung.

„War sein Werk verdienstvoll? in einer Hinsicht ja! aber in anderer hatte es das grausame Resultat — uns zu verpflichten — auf eigene Kosten zu lachen, unsere Unwissenheit zu verspotten, uns von dem alten Wege zurückzuführen, hinkend, unwissend, aber in der Überzeugung, daß wir doch den rechten Weg verfolgten.

„Oliveira Martins zerstörte die ganze alte Heldenlegende, mit welcher uns die vaterländischen Chroniken genährt hatten und die Erzählungen, die zwar neuer aber ebenfalls Überlieferungen unserer Großmütter waren, verfielen auch in nichts. Lächerlich und eitel ist der Stolz auf Indien, an dem unsere Einbildung sich berauscht. Kaufmännisch und habsüchtig nach Geld und Spezereien ist die alte kriegerische Heldenzeit, in der sich die iberische Phantasie sonnte.

„Der Ehrgeiz, nicht der Glaube hat die Helden Alt-Portugals geleitet, das Cap zu umschiffen und unbekannte Welten zu erobern. Die Hände, in welchem wir nur das Kreuz sahen, erscheinen uns jetzt in Blut getaucht. Die Eroberer waren zugleich Zimthändler! ...

„Saldanha, Terceira, Mousinho, Palmella ... Mein Gott! was für tolle und unnütze Visionäre, was für gemeine Soldaten von vernunftloser blinder Tapferkeit, was für skeptische Diplomaten, die ihr eigenes Werk belächelten, die es aufrichteten aus Zeitvertreib.

„Dom Petro IV., die schöne Heldengestalt, der entzückende Fürst seines Geschlechts, den unsere Mütter uns so schön und bezaubernd gemalt hatten, der sich in Gefahren stürzte, dem die kühnsten Wagnisse gelangen. Wie klein und unbedeutend geht er aus dem zerstörenden Buche, dem grausamen Buche,*) hervor, wie eine Verdammung ohne Rettung.

„Eça de Queiroz vervollständigte als Romanschriftsteller das Werk des Geschichtsschreibers und Philosophen. Er machte in seinen Büchern die Selbstbeobachtung dieser haltlosen und vermorschten Gesellschaft, aus den Eingeweiden des portugiesischen Konstitutionalismus der neuen bürgerlichen, industriellen und büreaukratischen Gesellschaft, welche die höfische und mönchische Hierarchie ersetzte.

„Welche Schwermut, düster und öde wie ein Regentag wehte uns aus den Blättern dieses Impressionisten entgegen, dem die Frau in der Gestalt der Luise, der Amalie und der Heldin der ‚Maias'

*) „Portugal Contemporaneo" — (Sciencias sociaes) von Oliveira Martins.

erſcheint, für den der Beamte im Rat Acacio, das Prieſtertum im Pater Amaro, der moderne, unterrichtete, gebildete, geiſtreiche Menſch im Carlos Maia verkörpert iſt! Was für Perſonen zeichnet er uns, und ſie ſind das logiſche Erzeugnis des Mittels, das der Geſchichtsforſcher ihnen bereitete als Grund des Gewebes.

„Entfliehen wir dieſer grauſamen Wirklichkeit, flüchten wir uns in das Reich der Poeſie. Wenn uns die Geſchichte, der Roman, die Chronik der zeitgenöſſiſchen Sitten enttäuſchen, vielleicht öffnet uns die Poeſie die göttliche Zufluchtsſtätte. Das ſüdliche, heiße, leidenſchaftliche Gemüt hat aus der Poeſie ſeinen keuſchen Reiz gemacht, für den Dichter, die zarteſte und duftigſte Blume, das friſche, weiche Grün der Myrthen und Lorbeeren.

„Sehen wir alſo nach den Dichtern ...

„Da kommt Guerra Junqueiraund ſagt uns, daß der Himmel entvölkert iſt, daß die reingeiſtigen Viſionen, mit welchen unſere innere Welt ſich belebte, ſo falſch, ſo eitel ſind wie alles übrige. Der Glaube, die Ergebenheit, die Sagen unſerer Kindheit, die Feſte, in welchen die Kerzen zwiſchen Weihrauchwolken wie Sterne glänzen, die ſchönen Zeremonien des Gottesdienſtes, die myſtiſche Blume iſt entblättert in dem melancholiſchen und herben Schatten des chriſtlichen Heiligtums, die Hoffnungen, die der Schatz der Armen waren, die göttliche Verbindung zwiſchen denen, die weinend auf der Erde blieben und denen, die mit einem geheimnisvollen Lächeln auf der Lippe für immer gingen — — — Dies alles iſt Kinderphantaſie, welche die Muſe, die das antike Gewand abwarf, nun als Freidenkerin und Philoſophin unter dem Klang ihrer rhythmiſchen ſüßen Melodien einſargt.

Woran ſollten wir uns halten, wenn alles uns fehlte? Die geſchichtliche Überlieferung war falſch. Unſere Sitten und Gebräuche waren lächerlich; unſere Lebensanſchauungen, unſere Ideen erbärmlich... Die Gebildeten Europas mußten ja lachen, wenn ſie die Blätter laſen, auf welchen aus der Feder eines bewunderungswürdigen Schriftſtellers die charakteriſtiſchen Vorfälle unſeres täglichen Lebens geſchrieben ſtanden: Wir hatten weder Ruhm, noch Religion, noch Kunſt, noch ausgeprägte Eigenart. Wir waren der lächerliche Anachronismus oder die gewöhnlichen Nachtreter des Fremden. Nicht einmal die Illuſionen, die uns durch ſieben Jahrhunderte geführt hatten, waren uns gelaſſen.

„Dann kam Anthero de Quental, der ſanfte Mönch des Weſtens, der fern vom Geräuſch der Welt lebte, er dachte nach, betete, betrachtete das flüchtige Schauſpiel des flüchtigen Scheins, hörte das herzzerreißende Geräuſch des Lachens, des Spottes, der Verhöhnung, der ärgerlichen Verdammung einer Geſellſchaft, einer Geſchichte, einer Raſſe, eines politiſchen Syſtems und inmitten dieſes Einſturzes ertönte ſeine weiche, traurige Stimme, die in die wunde Seele dringt und ſie tröſtet über das Leid zu leben. — Er ſagte in unnachahmlichen Verſen, in einer Poeſie, die ergreift, daß der Friede im Schoße Gottes, die höchſte Vernichtung der Vernunft in den umfaſſenden Armen der Natur, vielgeſtaltig in unaufhörlichem Wechſel zerſtört, die einzige Auflöſung des unlöslichen Problems wäre.

„Das Ende von allem ſchien gekommen zu ſein. Und eine große Schwermut erfüllte die Seele aller, die denken, und verwirrte die Gedanken derer, die ſich verſtanden.

„Wenn wir an etwas glaubten waren wir gerettet! wenn wir etwas wollten, konnten wir auferſtehen aus dem Grabe oder heldenmütig untergehen. Aber wir haben weder Glauben, noch Willenskraft. Kritiſieren wir, die Kritik iſt leicht; aber bauen wir nichts, denn

der Bau eines Werkes verlangt lebensvolle Energie.

„Das ist unser Leiden, dem wir unterliegen. Alles andere könnte besiegt werden, wenn die innere Lähmung nicht unsere Bewegung genommen und die Impulse unbeweglich gemacht hätte. —"

H. Wigger.

Polnische Litteratur.

(„Jungpolen".)

Das geistige Leben und Schaffen der jüngeren polnischen Dichtergeneration liefert fortwährend Beweise ihrer unleugbaren und lebensfreudigen Produktivität. Im Januarhefte der „Gesellschaft" berichtete ich über die drei hervorragendsten belletristischen Erscheinungen der neuesten Zeit. In Folgendem möchte ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers auf einige interessante Schöpfungen junger, sich erst emporarbeitender Talente lenken.

Jan Kasprowicz nimmt unter den jüngeren Dichtern Polens eine hervorragende Stelle ein. In seinen vor zwei Jahren veröffentlichten Gedichten, wie auch in dem größeren, von der Staatsanwaltschaft konfiszierten Poem „Christus" bewies er sich als begabter und moderner Weltanschauung huldigender Dichter. Das Originelle und Eigenartige in seinen Dichtungen besteht in der ausgezeichneten Kenntnis des Volkslebens und der echt volkstümlichen Lebensauffassung, der er einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen weiß. Von dieser Kunst zeugt Kasprowicz's neuestes Werk, das Trauerspiel „Die Welt geht unter" (Swiat sie konczy) — dem seine Charakteristik der auftretenden Personen und realistische Behandlung des Themas einen bedeutenden Rang unter den Volksstücken der polnischen Bühne verleihen. Die Handlung besteht aus einem tragischen Konflikte in einem Bauernhause; die handelnden Personen sind alle durcheinander simple Bauern, die sich dumm oder wild geberden und nach ihren Instinkten handeln; und doch muß es dem Dichter zum Lobe gesagt werden: die Wirkung ist erschütternd nicht bloß durch die Tragik der Thatsachen, die auf der Bühne vorgehen, sondern auch durch die tiefen psychologischen Kämpfe, die sie verursachen. Außerdem besitzt das Stück den speziellen Reiz des Unbekannten — der Stoff ist nämlich dem häuslichen Leben des großpolnischen (posnerischen) Landvolkes entlehnt, welchem der Dichter selbst entstammt.

Einen nicht minder günstigen, wenn auch ganz verschiedenen Eindruck üben zwei neue Gedichtsammlungen aus, die eben im Buchhandel erschienen. Es sind dies die „Gedichte" (Poezye) von A. Niemojewski und das ebenso betitelte Büchlein von F. Nowicki; — beide Erstlingswerke, welche gar viel Gutes verheißen und Manches für die Zukunft erhoffen zu lassen geeignet sind. Die beiden gleichzeitig auftretenden Dichter zeichnen sich durch ein just verschiedenes Temperament aus und bewahren ihre Eigenart, obwohl sie in einem merklich zusammenkommen und dies: in der Wahl des Stoffes und Lobpreisung derselben Ideen. Bei Beiden ist es der Emanzipationskampf des vierten Standes, der sie begeistert und der ganze Jammer des Lebens, der ihrer Leyer schmerzvolle Seufzer entlockt. Von Erotismus hier und da kaum eine Spur — was bei jungen Dichtern immerhin erstaunend wirkt. Übrigens unterscheidet beide von einander das Gewicht, welches der eine (Niemojewski) auf den Inhalt und der andere (Nowicki) auf die Form der Verse legt. Es ist in diesem Falle schwer zu entscheiden, welcher von den beiden auf dem richtigen Wege — zum Ruhme ist. Die Anlagen sind schön hier und da — das Gedeihen hängt von den Gärtnern ab.

Wenn ich jedoch aus übertriebener

Sorgfalt in Hinsicht der Formvollendung eines Gedichtes Jemandem einen Vorwurf machen sollte, so würde ich es dem jungen Dichter A. Lange gegenüber thun, der in seinem Poëm „Shelleys Totenfeier" die technische Vollkommenheit des Verses zu erreichen sucht und dadurch seinen inhaltlichen Wert unachtsam verletzt. Er wählte sich übrigens ein schwer zu behandelndes Thema: Die Verherrlichung Shelleys, dem er die größte Huldigung darbringt.

In bezug auf die Persönlichkeit des Verfassers gehört in den Rahmen dieses Berichtes auch W. Feldmans zweibändiger Roman „In Ketten". Er behandelt die Frauenfrage von dem schon ein wenig veralteten Standpunkte der geschlechtlichen Emanzipation des Weibes und predigt dessen Befreiung von den „Ketten", die ihm die Ehe, resp. das katholisch-österreichische Ehegesetz auferlegt. Die Tendenz des Buches verdient bei den nächstinteressierten Leserinnen bezw. Gattinnen großen Anklang zu finden. Feldman ist auch Verfasser einiger früher erschienenen Erzählungen aus dem Leben der galizischen Juden, worin er sich als Kenner der beschriebenen Verhältnisse auszeichnete.

Von anderen belletristischen Erscheinungen habe ich hier noch zu erwähnen: „Die Hexe" (Jędza) von E. Orzeszko; „Im nervösen Jahrhundert, eine Beichte" von L. Belmont; „Eindrücke aus der Tatra" (Na Przełęczy) von S. Witkiewicz; „Gedichte in Prosa" von A. Niemojewski; „Oksana", ein Idyll von W. Wysocki u. a.

Die litterarische Thätigkeit der polnischen Gelehrten und Kritiker läßt sich am besten an den wissenschaftlichen und litterarischen Revuen kontrolieren, die als Brennpunkt der ganzen modernen litterarischen Produktion fungieren oder dieselbe wenigstens getreu abspiegeln. Die in Warschau erscheinende Monatsschrift: „Ateneum" zählt unter der gediegenen Leitung des bewährten Litterarhistorikers P. Chmielowski zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Revuen. Dasselbe ließe sich, wenn auch mit mancher Vormerkung, von der „Biblioteka warszawska" sagen. Bloß eine gedrängte Inhaltsangabe der letzten Hefte würde genügende Beweise für die Güte beider Revuen liefern. Wegen Raummangel erwähne ich hier bloß aus dem jüngsten Hefte von „Ateneum": „Das Doppel-Ich" von A. Wisel, „Arbeiterschutz" von J. Prawnicki, „Willenskrankheit" von P. Chmielowski, „Nationalseparatismus" von K., „Der Kampf gegen den Aberglauben in Polen" von W. Smolenski, „Die neuesten Litteraturströmungen in Deutschland" von M. Koch u. s. w. Aus dem jüngsten Hefte der „Biblioteka warszawska" führe ich an: „Positivismus und die Aufgabe der Kritik der Philosophie" von H. Struve, „Impressionismus" von W. Gerson, „B. Prus" von W. Boguslawski, „Die Sozialpolitik Wilhelms II." von A. Donimirski u. s. w.

Außer den erwähnten erfreut sich eines beträchtlichen Leserkreises die Vierteljahrsschrift (vormals Monatsschrift) „Dodatek do Przeglądu tygodniowego". Aus dem reichhaltigen Inhalt des neuesten Heftes erwähne ich hier: „H. Ibsen, eine kritische Studie" von H. Biegeleisen. Der bewährte und geschätzte polnische Kritiker analysiert eingehend und scharfsinnig die litterarische Thätigkeit des nordischen Dichters. Mit der interessanten Studie des Dr. Biegeleisen gedenke ich bei nächster Gelegenheit mich näher zu befassen. — Von anderen zahlreichen polnischen Revuen nehmen sich besonders zwei sehr empfehlend aus, und zwar: „Wisła" (Die Weichsel), eine wissenschaftliche ethnologische Zeitschrift, redigiert von J. Karlowicz und „Mickiewicz-Jahrbuch", herausgegeben vom Mickiewicz-Verein in

Lemberg. Der daſelbſt erſcheinende „Kwartalnik historyczny“ und die Krakauer Monatsſchriften: „Przegląd polski“ und „Powszechny“ — letztere zwei als konſervative und klerikale Parteiorgane für Galizien nicht ohne Einfluß — wie auch der ausgezeichnet von W. Wisłocki redigierte „Bibliographiſche Führer“ („Przewodnik bibliograficzny“) nehmen im polniſchen Zeitſchriftentume eine bedeutende Stelle ein.

Zuletzt verdient auf dieſem Platze noch eine Zeitſchrift erwähnt zu werden. Es iſt dies das junge Organ der Krakauer und Lemberger Jungpolen „Ruch“. Das erſte Heft hatte das „Unglück“ oder „Glück“, der Krakauer Staatsanwaltſchaft und Polizeibehörde nicht gefallen zu haben. Die ganze Auflage wurde in Beſchlag genommen, die Konfiskation von beiden Gerichtshöfen bekräftigt, die Herausgeber verhaftet und gegen alle Mitarbeiter oder jeweilige Anhänger eine Gerichtsunterſuchung nebſt erfolgloſen Reviſionen vorgenommen. Der Inhalt des „Ruch“ war folgender: Einleitendes Wort an die Leſer; eine Skizze über „Realismus und Strafgeſetzbuch“ (Leipziger Realiſtenprozeß) von A. Gorski; ein Eſſay „Bühne und Geſellſchaft“ von J. Sueſſer, „Büchners Moral und Religion“, Gedichte, Bücherbeſprechungen, Aktuelles ꝛc. Nach vorhergehender Inhaltsangabe wird es den Leſern vielleicht unglaublich erſcheinen, daß die Konfiskation vorwiegend die Bearbeitung des Büchnerſchen „Fremdes und Eignes“ traf. Nun aber beſtand der eigentliche Grund darin, daß die Herausgeber zu den „Jungpolen“ gehörten. Sapienti sat! Ignaz Sueſſer.

Helleniſche Litteratur.

Beim Beginne des neuen Quartales dürfte es ſich empfehlen, den Leſern den Fortgang derjenigen griechiſchen Sammelwerke und Zeitſchriften vorzuführen, welche beſonders geeignet ſind, deren Intereſſe zu beanſpruchen. Dem Abſchluſſe nahe iſt das ſorgfältig gearbeitete

Λεξικὸν τῆς Ἑλληνικῆς Ἀρχαιολογίας ὑπὸ Α. Ρ. Ραγκαβῆ, μετὰ πολλῶν εἰκόνων, ἐν Ἀθήναις, das, 1888 begonnen, nunmehr bis zum Heft 44 (1392 doppelgeſpaltene Seiten), Artikel Τριπτὴρ veröffentlicht iſt; ebenſo liegt der

Μικρὸς Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς Γλώσσης. ἤτοι Ἐπίτομον Ἑλληνικὸν Λεξικὸν μετὰ εἰσαγωγῆς εἰς τὴν Ἑλληνικὴν Γλῶσσαν καὶ Φιλολογίαν, καὶ παραρτήματος κυρίων ὀνομάτων, ὑπὸ Α. Ν. Γιάνναρη, ἐν Ἀθήναις, in ſeiner 18. Lieferung (2288 doppelſpaltige Seiten) vor, welcher die Schlußlieferungen 19—20 binnen Monatsfriſt nachfolgen ſollen.*) — Das Werk, ganz helleniſch geſchrieben, bietet den Vorteil, daß es jedes Wort durch die entſprechenden Synonyma erklärt enthält und alſo tief in das innerſte Verſtändnis der Sprache einführt. — Auch das mühevolle, von Herrn Prof. G. N. Politis geſchickt geleitete Unternehmen ein der Gegenwart angemeſſenes griechiſches

Λεξικὸν Ἐγκυκλοπαιδικὸν (Konverſations-Lexikon) zu ſchaffen, ſchreitet unter der Mitwirkung von etwa neunzig der hervorragendſten helleniſchen Schriftſtellern und Gelehrten rüſtig voran, da ſoeben von Band II die 17. Lieferung in ſauberſtem Drucke (jede Lieferung mit einer praktiſchen Illuſtration verſehen) ausgegeben wurde.

In ruhigerem aber ſtetigem Schritte geht die Förderung des unendlich mühſamen Werkes

Ἱστορία τῶν Ἀθηναίων ἐπὶ Τουρκοκρατίας, ὑπὸ Δ. Γρ. Καμπουρόγλου, ἐν Ἀθήναις, vor ſich. Es hat, wie der Titel beſagt, nicht die Geſchichte der Stadt Athen zum Vorwurf, ſondern die ihrer Bewohner, durch die düſteren Zeiten hindurch bis in die Gegenwart (1458

*) Soeben vor dem Drucke dieſes Artikels eingegangen.

bis 1821), eine Aufgabe, der nur der Kundigste der Kundigen dadurch gewachsen war, daß er fünfzehn Jahre des emsigsten Fleißes daran setzte, das einschlägige Material aus allen Gebieten des Volkslebens herbeizuschaffen. Schon die Vorführung und Analyse der Quellen (S. 1—192!) war keine geringe Leistung. Diese Quellen selber aber, besonders die Κατὰ παράδοσιν, d. i. der noch im Volksmunde und im Volksleben lebendig erhaltenen Erinnerungen an frühere Zustände, durch welche wir unterrichtet werden über interessante Einzelheiten ethnologischen Inhaltes aus dem früheren kirchlichen und häuslichen Leben des athenischen Volkes, wie Aberglauben, Sagen, Märchen, Lieder, Sprüche, Spruchwörter, Rätsel, Wunschformen, Flüche und dergl. sind von schier unschätzbarem Werte und konnten nur von einem Manne gesammelt werden, der — wie Herr K. als Sohn der berühmten athenischen Sagenforscherin Frau Marianna K., — in der einschlägigen Tradition groß geworden und damit verwachsen war und nun als wissensreicher Kenner die Mühe nicht scheute, mit unglaublicher Zähigkeit jeder Spur von sicherer Kunde über lange, dunkle Perioden der Volksgeschichte nachzuforschen in Bürgermeistereien, Verwaltungsstellen, Familienchroniken und Archiven, Klosterbüchern, kirchlichen und staatlichen Verkündigungen, Verträgen, politischen, satyrischen oder apologetischen Dichtungen, Inschriften, Stempeln, Siegeln, topographischen Vermerken u. s. w., und das so gewonnene Material zu sichten, kritisch zu verarbeiten und auf seinen historischen Wert zu prüfen und zu bestimmen, um nunmehr aus den Tausenden von Notizen eine lichtvolle Darstellung in epischer Breite und Sicherheit auszugestalten. Die

Μνημεῖα (Denkmäler) τῆς Ἱστορίας τῶν Ἀθηναίων, 1890, sind ein daraus resultierendes, aber völlig unabhängiges Werk für sich und enthalten Dokumente von der äußersten Wichtigkeit. Von beiden Werken ist in Paris eine französische Ausgabe in Vorbereitung.

Um auf dem Laufenden zu bleiben, seien dem Leser wiederholt empfohlen die athenischen Wochenschriften Ἑβδομάς, Ἑστία (diese illustriert) und die in Triest erscheinende, mehr politische Νέα Ἡμέρα, die allesamt ein überaus reiches Material zur Kenntnis der Litteraturbewegung sowohl, wie von Land und Leuten darbieten, besonders im Verein mit den Kalendern, wie das athenische Ἡμερολόγιον τῆς Ἑστίας und das an litterarhistorischen Mitteilungen reiche Ἐτήσιον ἡμερολόγιον χρονογραφικόν, φιλολογικόν, γελειογραφικόν ὑπὸ Κ. Φ. Σκόκου, sowie das inhaltreiche Ἡμερολόγιον τῆς Ἀνατολῆς πολιτειογραφικόν, φιλολογικόν καὶ ἐπιστημονικόν ὑπὸ Ἀθ. Παλαιολόγου, Konstantinopel, das für die Kenntnis des Orients von schier unschätzbarem Werte ist.

Für philologische Zwecke dürfte die in Leiden bei E. J. Brill erscheinende, von Herrn Dr. H. C. Muller (Privatdozent für Hellenisch an der Universität zu Amsterdam) vorzüglich redigierte Zeitschrift „Ἑλλάς, περιοδικὸν τοῦ ἐν Ἀμστελοδάμῳ Φιλελληνικοῦ Συλλόγου“ die geeignete Lektüre bieten. Die Gesellschaft erstrebt die Erforschung und Verbreitung der hellenischen Sprache durch die Veröffentlichung einschlägiger Arbeiten von sachkundigen Männern aller Nationen in diesem ihrem Organe in griechischer, lateinischer, italienischer, französischer, englischer, deutscher oder holländischer Sprache, wie solche in den beiden bisher erschienenen Bänden zu je vier Heften vorliegen. Die Beteiligung aus allen Weltteilen ist eine erfreuliche; weiterer Beitritt erwünscht und anzumelden bei dem „Redakteur der Hellás“, Amsterdam, P. C. Hooftstraat 137, aus dessen Feder wir demnächst die erste wissenschaftliche Grammatik der hellenischen Sprache, die er im Verein mit dem

rühmlichſt bekannten Helleniſten, Herrn A. J. Flament, Adjunkt-Archivar in Maaſtricht, ausarbeitet, zu erwarten haben.

Zur Ethnographie des Peloponnes von Dr. Alfred Philippſon, mit Sprachenkarte. Abdruck aus Petermanns Mitteilungen, 1890. Heft I u. II. 4°. 20 Seiten.

Eine verdienſtliche hochwichtige Arbeit, die dem deutſchen Forſcher zur höchſten Ehre gereicht. Wertvoll beſonders dadurch, daß der Herr Verfaſſer mit ebenſo großer Gewiſſenhaftigkeit wie Unvoreingenommenheit ſein Material an Ort und Stelle geſammelt hat, indem er in den Jahren 1887—1889, während zuſammen zwölf Monaten im Peloponnes zubrachte und alle Teile des Landes genau kennen lernte, „da keine Bürgermeiſterei (Dimos) unbeſucht geblieben iſt".

Nachdem er in einem „Abriß der Geſchichte der Einwanderungen in den Peloponnes ſeit dem Ende des Altertumes" die Geſchicke der Halbinſel kurz, aber ausreichend beleuchtet und die Wanderzüge der Römer, Juden, Goten, Heruler, Slawen, Vandalen, Avaren, Byzantiner, Bulgaren, Sarazenen, Normannen, Venetianer, Florentiner, Spanier, Türken bis zu ihrer teilweiſen oder gänzlichen Wiederverdrängung begleitet hat, zeigt er in dem Abſchnitte „Die heutigen ethnographiſchen Verhältniſſe des Peloponnes", wie nur von den zahlreich eingedrungenen Albaneſen noch größere Maſſen zurückgeblieben, die Slawen aber der vollſtändigen Helleniſierung unterlegen ſind. „Wir können" — ſo ſchreibt er zuſammenfaſſend — „alſo nur zwei Sprachen in dieſer Halbinſel vorzufinden erwarten: das Griechiſche in ſeinen verſchiedenen Dialekten und das Albaneſiſche, und zwar den toskiſchen Dialekt der albaneſiſchen Sprache.

Der Verfaſſer giebt nunmehr eine höchſt intereſſante tabellariſche Überſicht über die Bevölkerung des Peloponnes bis auf die kleinſten Orte, wonach die Zahl der Griechen (von 729930 Geſamtbevölkerung: 639677) 87,7 Prozent, die der Albaneſen (90253) 12,4 Prozent beträgt; geht ſodann auf alle ethnographiſchen Einzelheiten der Albaneſen, Griechen (Tſakonen, Maniaten, Rhomäer, Moraiten, Peloponneſier, Rumelioten, Kreter, Äthioper, Zigeuner) und Wlachen ein und ſchließt ſeine Forſchung mit den Worten: „Die heutigen Peloponneſier ſind alſo weit davon entfernt, rein griechiſchen Stammes zu ſein, ſondern ſie ſind als ein faſt völlig helleniſiertes Miſchvolk zu bezeichnen.

Die Arbeit iſt ganz geeignet, bei Forſchungen über andere Teile Griechenlands als Vorbild zu dienen.

Παίδων ἀγωγὴ καὶ παιδία παρὰ τοῖς Ἕλλησι καὶ Ῥωμαίοις, συγγραφὴ J. L. Ussing, καθηγητοῦ ἐν Κοπεγχάγῃ, ἐξελληνισθεῖσα ὑπὸ Λυζάνδρου Γ. Χ. Κῶνστα, ἐν Ὀδήσσῳ, 8° 161. 1887.

Herr Dr. Konſtas, der geniale Überſetzer von Hamerlings Aſpaſia, hat auch in dieſer Überſetzung von Uſſings bekanntem Werke, das er nach der deutſchen Bearbeitung von Friedrichſen „Darſtellung des Erziehungs- und Unterrichtsweſens bei den Griechen und Römern" ins Hochgriechiſche überſetzt hat, ſeinen Landsleuten eine höchſt wertvolle Gabe dargebracht. Das vielgeleſene Buch enthält bekanntlich in zwei Abteilungen mit zuſammen 13 Abſchnitten alles, was ſich auf die antike Erziehung der Kinder bezieht, vom Tage der Geburt an bis zu dem Augenblicke, wo die alſo erzogenen ſelbſtändig ins Leben treten, in erſchöpfender und lichtvoller Weiſe dargeſtellt und wird nicht verfehlen in Hellas, wo ein Überfluß an tüchtigen pädagogiſchen Werken noch nicht vorhanden iſt, zu intereſſieren und belehrend zu wirken.

Darmſtadt, März 1891.

Aug. Boltz.

Vermischtes.

Von den zahlreichen Schriften, die zur 70. Geburtstagsfeier des bayerischen Regenten erschienen sind, wollen wir nur auf eine hinweisen: Luitpold Prinzregent von Bayern von Dr. Hans Reidelbach. (München, Reidelbachscher Verlag. 12 Lieferungen à M. 1,50.) Es ist dies ein monumentales Werk, das der Litteratur und Kunst sogut wie der biographischen Quellenkunde angehört, denn der Verfasser ist in der glücklichen Lage gewesen, als geschmackvoller, kunstsinniger Schriftsteller seine Biographie auf dem Grunde authentischen, zum Teile schwer zugänglichen Materiales aufbauen zu können. Es ist ein monumentales Werk auch hinsichtlich der illustrativen Ausstattung, denn die 36 Voll- und etwa 100 Textbilder halten jeder Kritik stand. C.

Die „Antwort auf Maximilian Schmidts Jämmerlichkeiten in der Münchener Schriftstellerwelt von Heinrich v. Reder" ist erschienen. (München, M. Poeßl, 69 S.) Ein Dokument von bleibendem Werte für die Litteratur- und Sittengeschichte. Nicht, daß Schmidts „Jämmerlichkeiten" bis auf die Knochen bloßgelegt sind, macht die Hauptbedeutung dieser Schrift aus, sondern das reiche Drum und Dran von urkundlichem biographischen und litterargeschichtlichem Material, die feinen psychologischen und humoristisch-satyrischen Einstreuungen und Zwischenstücke. Die Sache selbst ist vollkommen zu Schmidts Ungunsten erledigt. Wir werden nächstens die positive Schlußbilanz ziehen. C.

Nach längerer Pause erscheint von dem bekannten Schriftsteller Franz von Nemmersdorf, demnächst bei Louis Heuser in Neuwied eine neue Studie unter dem Titel: „Der Kampf der Geschlechter". Dieselbe wird alle Wechselbeziehungen zwischen Mann und Frau behandeln und damit soziale Fragen, sowie Gegenstände des aktuellen, als auch allgemeinen Interesses berühren. Wir werden dem Werke nächstens eine eingehende Besprechung widmen. X. Y. Z.

Zum Spitzel-Roman. Die berühmte deutsche Treue, Biederkeit und Wohlanständigkeit unserer gebildeten Philisterwelt thut es einmal nicht anders, sie will ihre schöngeistige Kost mit einem Tröpfchen Skandal, einer Nuß Teufelsdreck gewürzt und überduftet haben. Die „vornehmsten" Schriftsteller und Verleger stehen nicht an, ihr diesen Dienst zu leisten. Versendet da der Verlag des „Universum" einen Reklamezettel „zur gefälligen Benutzung" (in fetter Überschrift!) an die Redaktionen, worin es u. a. wörtlich heißt: — — — „Der Vorwurf des Romans ist ein eigenartiger, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß der große Staatsmann, dessen Rücktritt jüngst die Welt bewegt hat, einer der Nebenfiguren des Romans, aber einer höchst charakteristischen, anziehenden (!) und in ihrem Eingreifen wichtigen Nebenfigur, Modell gestanden hat. Man kann in der Kirchhofsszene des Arztes eine Reminiscenz an Vorgänge entdecken, die im Leben des ärztlichen Beraters eben jenes Staatsmannes eine Rolle gespielt haben. Mit welcher Meisterschaft und echt dichterischer Freiheit aber diese Reminiscenz, wenn es wirklich eine war (!), hier behandelt worden ist, in welcher Weise sich eine vornehme Feder (!) derselben hier bemächtigt (!) hat, das möge der Leser selbst beurteilen. Es ist eine überaus anregende, fesselnde Lektüre (!)." Hier ist jede weitere Bemerkung überflüssig, dieses wunderbare Dokument spricht genügend für sich. Selbstverständlich ist diese „vornehme Feder" zugleich eine idealistische und besudelt sich nicht mit den gemeinen Sünden der realistischen

Schule. Sie verfaßt, wie der Reklamezettel des Verlags in der Einleitung ausdrücklich versichert, „Meisterwerke, welche durch künstlerische Komposition und dichterischen Gehalt hoch aus der Menge hervorragen". F. H.

Ein Deutscher über die Gesellschaft in Madrid: „Es ist in diesen Salons mehr von Poesie und Kunst die Rede, als in Deutschland. Was deutsche Dichter anbetrifft, so höre ich hier öfter von Goethe, Heine, Uhland und Schiller reden. Ich nenne Schiller zuletzt, weil man ihn von allen deutschen Klassikern in Spanien am wenigsten schätzt; man hält ihn für keinen Dichter. Ich habe ihn aber neulich verteidigt. „Sennora, der rothaarige, hölzerne, stammelnde S—tschiljér —." „Wenn ich ihn gekannt hätte, würde ich ihn ausgelacht haben!" „Das weiß ich. Aber er hat trotzdem über die Spanierinnen die beste Charakteristik geschrieben, welche jemals in Deutschland gedruckt worden ist." „Der?" „Der, jawohl. Hören Sie: „Die Lilien von Valois, sie bricht ein spanisch' Mädchen in einer einzigen Mitternacht"; was sagen Sie dazu, Sennora?" Ich darf es aber nicht erzählen, was ich zur Antwort bekommen habe. —

Der Kaiser ließ im k. Schauspielhaus ein Stück von Wildenbruch aufführen „Der neue Herr". Dasselbe, ein plumpes und geistloses Machwerk, behandelt die erste Zeit des „Großen Kurfürsten", wie er seinen Minister Schwarzenberg beseitigt u. s. w. Der Kaiser heftete hinter den Kulissen dem Hofknüttelverfedrechsler den roten Adler vierter Güte ins Knopfloch, aber diese Auszeichnung konnte das neue Stück nicht vor dem Durchfall retten.

Eine Antwort von Jules Verne. Laut „Danz. Ztg." hat sich ein Deutscher, der eine Aussöhnung mit Frankreich wünscht, veranlaßt gefunden, an den bekannten Schriftsteller Jules Verne, Verfasser von „Die Reise nach dem Monde", „Reise um die Erde in 80 Tagen" u. s. w. zu schreiben und ihn zu bitten, dieser Frage näher zu treten, ein Buch zu schreiben, etwa „Reise durch Deutschland in dreißig Tagen" oder dergleichen, und so Verständnis bei seinen Landsleuten, namentlich der Jugend, für Deutschland anzubahnen. Die Antwort erfolgte umgehend. Sie lautet in der Übersetzung: „Mein Herr! Ich habe mir Ihren Brief übersetzen lassen müssen, denn ich verstehe kein deutsch! Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie in mich setzen, aber ich bin keineswegs darauf zugeschnitten, die Intimität zwischen den beiden Völkern wieder herzustellen. Wenn sie sich feindlich gesinnt sind, so geschieht dies nicht deshalb, weil sie sich etwa nicht kennten, im Gegenteil, und der Roman, dessen Idee Ihnen vorschwebt, würde gar keinen Erfolg haben. Es giebt nur einen Akt der Wiederherstellung, welcher imstande wäre, die Gefühle der Franzosen gegen die Deutschen zu modifizieren. Ich habe nicht nötig, Ihnen anzudeuten, welchen Akt ich meine. Alles, was außerhalb dieses Aktes liegt, wird eitel, illusorisch, unausführbar sein. Empfangen Sie u. s. w.

Jules Verne."

Welche Bücher liest das Volk am liebsten? Darüber giebt der „Berliner Lokalanzeiger" folgende interessante Statistik über die Berliner Volksleihbibliotheken an der Hand des neuen statistischen Jahrbuches. Nach dem Bericht über das letzte Beobachtungsjahr wurde nämlich ein Band der vierundzwanzig Berliner Volksbibliotheken durchschnittlich entliehen 5,3 mal aus der — ausländischen Litteratur, dann absteigend 5,1 mal aus der deutschen Nationallitteratur, 3,6 mal aus der Rubrik „Encyklopädie und Vermischtes" (Romane und

Erzählungen?), 2,5 mal aus der Mathematik, 2 mal aus der Philologie und Pädagogik, 1,7 mal aus Geographie und Reiſen, und ſo weiter herab bis zur — Theologie, wo ein Band durchſchnittlich nur 0,7 mal, ſowie zu den Staatswiſſenſchaften, wo er 0,5 mal entliehen ward. Giebt dieſe intereſſante Aufnahme nicht ganz bemerkenswerte Fingerzeige? Die Vorliebe und Empfänglichkeit des Deutſchen für Fremdes äußert ſich auch hier genau wie in den wohlhabendſten Kreiſen durch die höchſte Frequenzziffer der Bücherentnahme bei der Rubrik „Ausländiſche Litteratur". Dann kommt aber gleich die deutſche Nationallitteratur, und hieraus, wie aus den nachfolgenden Rubriken Mathematik, Philologie, Pädagogik, Geographie und Reiſen geht hervor, mit welchem ſelten anerkannten Ernſt und Eifer das leſende Volk in den gewiß knapp bemeſſenen Mußeſtunden an ſeine Weiterbildung geht; eine Statiſtik, aufgenommen in einer faſhionablen, von der vornehmen Welt benutzten Leihbibliothek dürfte wohl andere Ergebniſſe aufweiſen. Einen Kommentar dazu, daß neben den abſtrakten Staatswiſſenſchaften die theologiſche Litteratur dem Volke am wenigſten zu behagen ſcheint, wollen wir nicht liefern. Die 24 Berliner Volksbibliotheken beſitzen jetzt 104 040 Bände. Davon wurden im letzten Berichtsjahre 362 667 entliehen, jeder Band durchſchnittlich $3^1/_8$ mal. Die Zahl der Leſer betrug 16 065. Es wurden 26 Prozent der Bücher an Handwerker, Geſellen und Arbeiter, 24 Prozent an Frauen, 18 Prozent an Gymnaſiaſten und Studenten, 14 Prozent an Gewerbetreibende und Künſtler ausgeliehen. Das iſt auch eine Bildungsſtatiſtik, die tiefer blicken läßt, als manche andere.

Zur Geſchichte des Erkenntnisproblems. Von Bacon zu Hume. Von Dr. Eduard Grimm. (Leipzig, Wilh. Friedrich.) Wie iſt eine Erkenntnis möglich, und welche Erkenntnis bleibt übrig, wenn ausſchließlich die Erfahrung zur Grundlage genommen wird? Das genannte Werk, das einen Hauptabſchnitt aus der Entwickelung des engliſchen Empirismus zum Gegenſtande hat, will zur Löſung dieſer Frage einen Beitrag geben. Auf die Philoſophie Bacons, die eine Art Einleitung bildet, folgt die eingehende Darlegung der Syſteme von Hobbes, Locke, Berkeley und Hume, wobei jedes dieſer Syſteme als ein ſelbſtändiges Ganze zur Geltung kommt, während dieſelben doch zugleich in ihrer geſchichtlichen Aufeinanderfolge eine wohl abgeſchloſſene Entwickelungsreihe bilden. Der Verfaſſer hofft, durch ſeine Darſtellung ſowohl manches bisher wenig Beachtete ans Tageslicht gezogen, wie auch manche viel verhandelte Frage zu einem gewiſſen Abſchluß gebracht zu haben.

Erinnerungen aus dem deutſch-franzöſiſchen Krieg 1870—71 von einem Griechen in preußiſchen Dienſten. Aus dem Griechiſchen überſetzt von Hans Müller (Leipzig, Philipp Reclam jr.).

In der deutſchen Heldenſchar von 1870 befanden ſich Gelehrte, die Feldpoſtbriefe ſogar in Sanskrit verfaßten. Aber es war unter ihnen auch ein junger Fähnrich, dem die Sonne Homers gelächelt: Emil Rhiſos Rangabé, ein Sohn des griechiſchen Dichters und Staatsmannes Alexander Rh. Rangabé. Von ihm rühren die Aufzeichnungen her, die uns Dr. Hans Müller trefflich verdeutſcht. Hans Müller liebt Hellas und ſein Volk, wie einſt ſein Namensvetter, der Sänger der Griechenlieder. Wir können ſeiner Überſetzung kein glänzenderes Zeugnis ausſtellen, als daß ſie ſich wie das flotteſte Original lieſt und den Hauch des Griechentums bewahrt, der dieſem Büchlein einen beſonderen Reiz verleiht. Dies Tagebuch gereicht Deutſch-

land zur Ehre und seinem Verfasser zum Ruhm. Wir müssen ihn lieben wie einen teuern Landsmann und ihn beklagen als ein Opfer des Kriegs; denn wenn auch nicht Ares seine Heldenseele zum Hades gesandt, so hat ihm doch Morgenrot zu einem frühen Tode geleuchtet: er ist bald nach dem Kampf infolge allzugroßer Strapazen dahingeschieden.

Johannes Fastenrath.

Bellamy, der zu rascher Berühmtheit gelangte Verfasser des in Hunderttausenden von Exemplaren diesseits und jenseits des Ozeans verbreiteten Buches „Rückblick", hat sich eine eigene Zeitschrift für die Verfechtung seiner sozialen Ideen gegründet: „New-Nation".

Das Programm dieser „Neuen Nation" (richtiger Neuvolk) lautet wie folgt:

„Warum eine neue Nation? Genügt die alte nicht?

„Hier die Gründe:

„In der alten Nation ist das System, unter welchem die Lebensarbeit ausgeführt wird, eine Art von beständiger Kriegführung, ein Kampf — buchstäblich — bis auf den Tod zwischen Menschen und Menschen. Ein System, durch welches die Streitenden gezwungen sind, im Kampf mehr Kraft zu vergeuden, als ihnen zur Arbeit übrig bleibt. Die schmutzige und bittere Natur dieses Kampfes verhärtet meistenteils so die Beziehungen des Menschen zum Nebenmenschen, daß er im häuslichen Kreise allein Gelegenheit findet, die besseren, zarteren, und edelmütigen Elemente seiner Natur zu üben.

„Ein anderer Grund, warum es mit der alten Nation nicht mehr geht, ist der, daß in ihr das Volk — der Natur zuwider — in Klassen geteilt ist; eine sehr kleine Klasse ist die reiche; die andere, viel größere, besteht aus Denjenigen, welche mit Schwierigkeit ein Verhältnis erträglicher Komfortabilität aufrecht erhalten, beständig verfolgt von Schrecken und Furcht, sie zu verlieren; und dann kommt endlich die viel größere und sozusagen überwiegende Klasse der sehr Armen, die nicht einmal etwas haben, worauf sie ihren bloßen Lebensunterhalt begründen können, außer einem Lohn, der von Tag zu Tag unsicher ist.

„In der alten Nation ist übrigens die Hälfte des Volkes — die Frauenwelt — hinsichtlich des Lebensunterhaltes von der anderen Hälfte — der Männerwelt — abhängig. Den Frauen bleibt heute nur diese Wahl, wenn sie nicht auf dem von Männern bereits überfüllten Arbeitsmarkt ein kümmerliches Auskommen suchen wollen.

„In dieser alten Nation sind die Frauen als Geschlecht, in der That übler daran, als die Männer; denn während der reiche Mann mindestens unabhängig ist, wird die Frau des Reichen von der Gunst des Mannes noch abhängiger, als die Frau des ärmsten Arbeiters, weil jene von Luxus umgeben ist.

„Und indes ist eine große Anzahl von Frauen — die nicht im Stande, Männer zu finden, welche sie unter ehrbaren Bedingungen zu ernähren willens sind — gezwungen, öffentlich (und niemand kann sagen, wie viele heimlich) ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf ihres Leibes zu sichern, während eine Menge Anderer sich genötigt sieht, sich in liebloſe Ehefesseln schlagen zu lassen.

„In dieser alten Nation bietet sich eine Million starker Männer vergebens zur Arbeit aus, obschon die Welt noch riesig viel Arbeiter nötig hätte. Und während die Väter und Gatten keine Beschäftigung finden, giebt es immer solche in Fülle für die kleinen Kinder, die in jammervollen Scharen im Frostnebel der Winterdämmerung in die Fabriken ziehen.

„In dieser alten Nation verschlingt der Reichtum nicht nur die Armut, sondern ein Reicher den andern und von Jahr zu Jahr wandern die Aktiva der Nation

immer rascher und vollständiger in die Hände einiger wenigen Individuen des 65 Millionen-Volkes.

„In dieser alten Nation wird der natürliche Reichtum des Landes, das Erbteil des Volkes, durch die Rücksichtslosigkeit individueller Habsucht verwüstet; die Wälder geplündert, die Fluß- und See-Fischerei zerstört, die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft.

„In dieser alten Nation mit ihrer nichtigen Form freier politischer Institutionen, den Besitz-Ungleichheiten und dem unwiderstehlichen Einflusse des Geldes auf ein vom Mangel verzehrtes Volk werden die nur nominell republikanischen Institutionen eine noch geeignetere Maschine für die Zwecke der Plutokratie und der Plünderung als selbst der Despotismus.

„Dieses sind nur wenige der Ursachen, warum es mit der alten Nation nicht mehr gehen will."

Die Heilung der Nervenkrankheiten. Von Lothar Volkmar, Leipzig, Verlag der neuen Heilkunst, 1890.

Ein Laie in medizinischen Fragen, ein Rechtsanwalt, erzählt hier, wie er von einem schweren Nervenleiden befreit wurde. Ob die angegebene Kur, mit welcher u. a. auch eine vegetarianische Lebensweise verbunden ist, allgemein zu empfehlen wäre, das ist eine Frage, die von den Ärzten wahrscheinlich verneint wird. Der Verfasser ist jedoch siegesgewiß und sagt: „Die neue Heilkunst, die von Laien geschaffen und hauptsächlich von Laien ausgeübt wird, beweist durch ihre geradezu staunenerregenden praktischen Erfolge, daß sie die wirkliche Wissenschaft, die wirkliche Kunst ist. Ihr gehört die Zukunft."

H. S.

Goethes Leben und sein Faust. Eine Untersuchung von Wilhelm Kühn. Berlin, Mayer & Müller, 1891.

Der Verfasser, der sich selbst einen unbekannten Schriftsteller nennt, sucht nachzuweisen, daß im „Faust" das Leben Goethes dargestellt sei. Er behandelt das ganze Gedicht und weiß so viele Erklärungen zu geben, daß wir ihm gern Gehör schenken. Beim ersten Teil des „Faust" verdienen die Streiflichter, die auf die Hexenküche und die Walpurgisnacht fallen, besonders beachtet zu werden, und im zweiten Teil sind die aufgestellten Ansichten schon deshalb mit Dank zu begrüßen, weil gerade hier das fortwährende Reden von Geheimnissen sehr lästig empfunden wird. Selbst Diejenigen, welche die Ausführungen des Verfassers nur teilweise billigen, werden ihm manche Anregung verdanken und alsdann „Faust" mit neuem Ergötzen lesen. H. S.

Die Komposition des „Wallenstein" in ihrem Zusammenhang mit den Kantischen Studien Schillers. Von Eugen Kühnemann; Marburg, Schirling 1889.

Die vorliegende Arbeit, eine Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde, ist „der Anfang des zweiten Teils einer dreiteiligen Schrift, welche später erscheinen wird", und läßt ihren vollen Wert jedenfalls erst im Zusammenhang mit dem ganzen Werk erkennen. H. S.

Für Kürschners neueste That, Begründung der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" wird es uns auf den ersten Blick schwer, den rechten Punkt für eine billige Beurteilung und Schätzung zu finden. Wir sind deutsch bis ins Mark und kämpfen auf Tod und Leben für Anerkennung unserer neuen vaterländischen Litteratur: und da kommt der nimmerrastende Kürschner und wirft unserem Volke, das nur für Ausländisches schwärmt und vom Einheimischen nur den alten Kinderbrei kennt und liebt, neue fremde Leckerbissen in bester Form und zu billigstem Preise auf den Tisch! — — — Fremde Leckerbissen? Wir prüfen den Inhalt des ersten Heftes: „Das Geld", Roman von Zola,

„Syrlin", Roman von Quida, „Wandelt im Lichte!" von Tolstoj — — das sind Werke von Autoren, welche auf das Radikalste mit der Konvention gebrochen haben, welche neue Ideale aufrichten, den Forschertrieb, das rücksichtslose Streben nach Wahrheit und Erkenntnis als wesentliche Grundbestandteile mit in die schöne Litteratur aufgenommen haben. Kürschners neue Zeitschrift eröffnet also den Wettkampf mit der Legion unserer prüden Familienjournale! Kürschner stößt vom Ausland her zu unseren Heerhaufen und zieht mit uns gegen den gemeinsamen Feind zu Feld, gegen die Verlogenheit und Verrottetheit unserer herrschenden Familienlitteratur! Hauptsache ist, daß der Sieg erfochten werde, das übrige wird sich finden, sobald der Kampf entschieden. Wir kommen auf die Sache zurück. Vorerst: Hurrah! Los!

F. H.

Im Bund für Bodenbesitzreform zu Berlin hielt Herr Michael Flürscheim einen Vortrag, in welchem er als das einzige Rettungsmittel in der sozialen Not die Verstaatlichung von Grund und Boden hinstellte. Der Saal des Architektenhauses war fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Redner wies nach, daß der Grund und Boden eine bei weitem größere Anzahl Menschen ernähren könne, als heute, wenn er völlig ausgenutzt werde. Dies werde er jedoch im Privatbesitz nicht. Als Beispiel wurde eine große Besitzung in England gewählt. Wenn früher dort etwa 8000 Familien Ackerwirtschaft betrieben und etwa 100 Mk. Pacht an den Besitzer zahlten, so mußten sie doch, um existieren zu können, für 5—600 Mk. Werte erzeugen, das heißt im Ganzen etwa 2 Millionen Mk. Auf den Besitzer fielen aber nur 300000 Mk., und so fand er es eines Tages rentabler, 100 Schäfer anzustellen und Schafe auf dem ehemaligen Acker weiden zu lassen, welche ihm vielleicht 500000 Mk. einbrachten, — für ihn ein besseres Geschäft, für die Menschheit nicht, da ungefähr 1½ Millionen an Werten weniger erzeugt wurden als vorher. So habe England auf weiten Strecken den Schritt von der Acker- zur Weidewirtschaft zurückgemacht und es gehe jetzt noch einen Schritt weiter und thue den Schritt zurück von der Weide- zur Wildwirtschaft, denn die Besitzer erhalten von reichen Amerikanern einen noch höheren Preis, wenn sie große Wildgehege aus ihrer Weide machen und diese verpachten zum Jagdvergnügen der Millionäre. Der Nettoertrag wachse abermals, der Bruttoertrag sinke; da dieser aber maßgebend sei für die Ernährung der Menschen, so sinke auch der Wohlstand. Die Verkäuflichkeit des Grundes und Bodens, dieses gleich Luft und Sonne der gesamten Menschheit von der Natur geschenkten Gutes, sei der Ruin der Völker und habe den Zins, welcher uns jetzt zu Grunde richte, hervorgebracht. Es sei doch noch sehr die Frage, wem ein größerer Dienst erwiesen werde, dem Darleiher für Aufbewahrung seiner Kapitalien oder dem Entleiher für das Benutzungsrecht derselben. Und es werde wieder eine Zeit kommen, wo der Darleiher froh sein könne, wenn man ihm sein Geld abborge. Heute zwar sei die Nachfrage nach Kapital noch zu stark, aber wenn die Produktionsweise, wenn jedes Produktionsmittel Allgemeingut geworden sei, dann würden so viel Werte erzeugt werden, daß der Arbeiter seine 7—8000 Mk. pro Jahr verdiene. Heute zwar werde zu viel produziert, da keine Kaufkraft vorhanden sei. Dann aber, wenn nicht mehr der Schuhmacher mühsam den ganzen Tag lang über einem Paar Stiefeln sitze, sondern mit Hilfe der Maschinen deren 30 bis 40 täglich herstelle, wenn der Landmann durchgängig mit Hilfe unserer heutigen fortgeschrittenen Technik das vierzig- bis sechzig-

fache leiſten könne wie heute, dann ſteige mit der erhöhten Produktion auch die Kaufkraft. Der Arbeiter könne jährlich etwas zurücklegen und jeder Kapitaliſt wäre froh, wenn er ſein Geld ſicher ausleihen könne. Heute natürlich, wo der Grund und Boden verſchachert werden dürfe und Zins trage, da wolle niemand ohne Zins ausleihen. Das Römiſche Recht des freien Landverkaufs ſei Rom verderblich geworden, es habe bereits in Amerika ſeine unheilvollen Früchte getragen und uns in Deutſchland ebenfalls an einen Abgrund geführt. Die Rente dagegen, welche der Staat aus der Verpachtung des Bodens erzielen könne, ſei ſo groß, daß alle Armut von der Erde verſchwinden müſſe, wie auch die rieſige Anhäufung der Kapitalien verſchwinden werde. Wie das Ziel erreicht werden kann, das will Redner in ſeinem letzten Vortrage zeigen.

Laſſalle, der große Arbeiterapoſtel, wurde bekanntlich vor fünfundzwanzig Jahren bei Genf im Zweikampf von dem rumäniſchen Fürſten Rakowitza erſchoſſen. Der Gegenſtand, um den ſich Laſſalle mit dieſem ſtritt, war die ſchöne, wenn auch impertinent blonde Helene von Dönniges, Tochter des bayeriſchen Geſandten bei der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Laſſalle verzehrte ſich um ſie in Liebesglut, und er wäre um ihrer Hand willen auch Chriſt geworden, da er ohnehin von den Juden ſich längſt abgeſagt hatte. „Was ich“ — war ſeine Rede — „am meiſten haſſe, das ſind die Juden und Litteraten, und leider gehöre ich zu beiden.“ Nach dem Tode des noch jungen Laſſalle heiratete das Freifräulein deſſen Gegner, ſchrieb aber gleichwohl einen Roman über ihre Liebſchaft mit Laſſalle unter dem Titel „Gräfin Vera“. Dann romanzelte ſie weiter, heiratete nach der Scheidung zum zweitenmal, wurde Schauſpielerin in Amerika und hat ſich dort zum drittenmal mit Sergius Schewitſch, dem früheren Redakteur der ſozialdemokratiſchen „Newyorker Volkszeitung“ verheiratet. Dadurch gewinnt dieſer Mann ein Intereſſe, das er an ſich ſchwerlich hat. Seine „Genoſſen“ hatten neuerdings verbreitet, er, der ehemalige Revolutionär, laſſe ſich jetzt von der ruſſiſchen Regierung beſchäftigen. Etwas Neues wäre das ja in den problematiſchen Schriftſtellerkreiſen, über welche die revolutionäre Propaganda verfügt, eben nicht, aber Schewitſch legt dagegen mit folgender Erklärung Verwahrung ein: „Nach meiner Rückkehr nach Rußland, wohin ich ging, um verwickelte und wichtige perſönliche Angelegenheiten zu erledigen, habe ich weder ein Regierungsamt geſucht, noch iſt mir ein ſolches angeboten worden. Ich arbeite hier im Bureau eines Advokaten und befleißige mich, nach meinen eigenen Geſchäften zu ſehen.“ — Wenn die Madame Helene ſich mit den Einkünften eines Advokatengehilfen behelfen ſoll, dann heiratet ſie ſicher ſchleunigſt einen vierten und fünften u. ſ. w., damit das Dutzend voll werde.

Der Streit um die Tragödie von Theodor Lipps (Hamburg, Leopold Voß). Die intereſſante Broſchüre, die ein Heft der „Beiträge zur Äſthetik“ bildet, ſucht nicht nur den Streit um das Weſen der Tragödie zu ſchlichten, ſie enthält auch einen wichtigen Beitrag zur Äſthetik des Dramas.

Muret, Encyklopädiſches Wörterbuch der engliſchen und deutſchen Sprache. Mit Angabe der Ausſprache nach dem phonetiſchen Syſteme der Methode Touſſaint-Langenſcheidt. Lieſg. 1. (Berlin, Langenſcheidtſche Verlagsbuchhandlung.)

Nach der vorliegenden erſten Lieferung zu urteilen, erſteht uns hier ein Werk, das berufen iſt, dem berühmten Sachs-

Villatte'schen französischen Wörterbuch würdig an die Seite zu treten. Alle Forderungen, die man an ein Wörterbuch überhaupt zu stellen berechtigt ist, sind hier glänzend gelöst und so dürfen wir wohl für den „Muret" den ersten Platz unter den für weitere Kreise bestimmten Erscheinungen der heutigen anglo-amerikanischen Lexikographie beanspruchen.

Geschichte von Alt-Egypten von A. Wiedemann. — Geschichte Babylons und Assyriens. Zweite Auflage des gleichnamigen Werkes von F. Mürdter, bearbeitet von Friedrich Delitzsch (Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung).

Die Sprachkunde und die Missionen. Ein Beitrag zur älteren katholischen Missionsthätigkeit von Joseph Dahlmann (Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung).

Ernst Flößel, Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. Liefg. 3—5 (Leipzig, Reinhold Werther.)

Kritische Studien über berühmte Persönlichkeiten von Ida Klein (Prag, Heinr. Mercy.)

Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Bunte Blätter von Dr. Kuno Stommel. Zweite Auflage. (Düsseldorf, Bagel.)

Die Politik des Unbewußten von Ottomar Beta. Zweite Auflage. (Leipzig, Rengersche Buchhandlung.)

Deutschlands Schule im Jahre 2000. Der Traum eines Pädagogen. (Berlin, Walther & Apolant.) Im gleichen Verlage erschien: Die Sozialreform und das Theater. Auch eine soziale Frage von Dr. Georg Adler.

Über Sänger und Singen. Von Viktor Rokitansky. (Wien, A. Hartleben.) Das Buch, durch seine Vielseitigkeit und Eigenart in der Bearbeitung ein in allen Fällen verläßlicher Ratgeber des Sängers und Lehrers, dürfte auch in anbetracht seiner ästhetischen und umfassend diätetischen Aufsätze, nicht allein das Interesse aller Musikfreunde, sondern auch das weiterer Kreise erregen.

Die Hexenprozesse und ihre Gegner in Tirol. Von Ludwig Rapp. Zweite vermehrte Auflage mit dem Bildnis Tartarottis. (Brixen, A. Wegers Buchhandlung.)

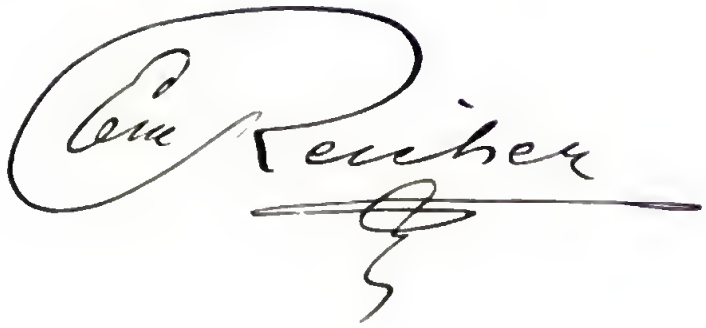
Mitteilung.

Bezüglich des Säkular-Albums, das Dr. Eduard Loewenthal in Berlin unter Mitwirkung von Schriftstellern aller Länder herausgeben wird, erfahren wir, daß die Autoren in ihren Beiträgen (100 Worte nicht überschreitend) die Quintessenz ihrer Anschauungen und Gefühle auch ohne spezielle Bezugnahme auf den Wechsel des Jahrhunderts zum Ausdruck bringen können. Der letzte Einsendungstermin für den deutschen Teil ist der 15. April d. J.

Conradi-Spende.

Aus Oldenburg sind uns von den Herren H., R., v. B., D. und B. zugegangen Mk. 12, wofür hier bestens gedankt wird. Weitere Beiträge zur Unterstützung der Mutter unseres Dichters sind uns stets willkommen.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Mai 1891.

Die Sozialdemokratie und die Moderne.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Zunächst ein Wort über unser Parteileben im Deutschen Reich überhaupt. Zerfallen, mürrisch, greisenhaft, jeden idealen Schwunges bar, das ist heute seine Physiognomie.

Oder läßt sich etwas Öderes und Nüchterneres als die Behandlung der vaterländischen Geschäfte in den Volksvertretungen des Reiches vorstellen? Das Volk der Dichter und Denker hat sich in einen Haufen von Krämern und Rechnern und Zahlen- und Buchstabenfuchsern verwandelt, nach seinen Vertretern im Reichstag und in den Einzellandtagen zu schließen. Die Teilnahme der Massen an den parlamentarischen Vorgängen ist gleich Null. Eine Faust im Sack, das ist, wenn's hochkommt, der ganze Ausdruck der politischen Gemütsbewegung auf den Zuschauerbänken der misera plebs contribuens. Höher taxiert sich die übergroße Mehrzahl der Steuerzahler selbst nicht mehr.

Die Sprache der Presse? Nüchtern phrasenhaft, doktrinär hohl, verfahren, unsicher, ohne Naturlaute und Herzenstöne, stets auf Schleichwegen der Parteiprofitmacherei, ohne Trieb und Zug ins Große, ohne Lust und Fähigkeit dem politischen Bedürfnisleben, der gemein politischen Notdurftbefriedigung den Stempel eines idealen vaterländischen Geistes aufzuprägen. Und wie Großes könnte die Presse leisten, wäre sie geleitet vom rechten Geist, wäre sie erfaßt vom reinen Gewissensdrang nach immer besserer und reicherer Erfüllung der höchsten vaterländischen Pflichten!

Die soziale Frage! Gewiß, sie ist heute die Frage aller Fragen, auch noch in ihrer weisen Beschränkung auf das *strikt wirtschaftliche Problem*,

das jede Leidenschaft ausschließt und zu seiner richtigen Behandlung die kälteste Überlegung, die sachlichste Untersuchung erfordert. Allein bedarf es hierzu, mit Rücksicht auf die schwere Verantwortlichkeit der geschichtlichen Weltstellung und Kulturmission einer großen Nation gegenüber, nicht doch auch der begeistertsten Hingabe, der ein edles Volk überhaupt fähig ist, der heldenhaftesten Seelenstimmung, des idealsten Wagemutes im Bunde mit der gereiftesten Weisheit, soll das Ergebnis stark und segensvoll sein?

Jede Regierung ist dazu da, daß sie regiere, daß sie das Volk vorwärtsbringe auf dem Wege gesunder und friedfertiger Entwickelung, daß sie den idealen Beruf der regierten Volksgemeinschaft mit ihrer besonderen natürlichen und historischen Charakterart fest im Auge, die Befriedigung der politischen Augenblicksbedürfnisse nach guten Erfahrungen und praktisch vernünftigen Gesichtspunkten regele. Wie aber, wenn die Regierung, mit einem jugendlichen Kaiser voll hohen Strebens und kühnstem Idealismus auf dem Throne, vergebens die Nation zu gemeinsamem, fröhlichem Schaffen aufruft und durch die Verstocktheit der Einen und die Dummheit der Andern sich gezwungen sieht, bei der heutigen parlamentarischen Wirtschaft um die Mitarbeit und Unterstützung einer Partei zu werben, die am wenigsten enthusiastischen Opfermut hat zum Heile des Gesamtvolkes, dagegen mit schlauer List und nie erschlaffender Zähigkeit für Klassen- und Kastenvorteile kämpft und den Staat am liebsten zum dienstwilligen Knecht einer geistig überwundenen, wälschen Theokratie erniedrigt? In welche Lage bringt man die Regierung, wenn man ihr parlamentarisch alle Thüren verschließt mit Ausnahme der einen, hinter welcher alle Jesuiterei, alle Mittelalterlichkeit, alle Gegensätzlichkeit zum weiten, freien, fortschrittsfrohen modernen Geiste lauert, wenn man ihr alle Fühlung mit dem Jugendlichen und Neuen dermaßen unterbindet und verleidet, daß sie einem alten, verschlagenen Gesellen, der grau geworden ist in der jesuitischen Befehdung des Reichsgedankens und in der Verfechtung der spukhaftesten partikularistischen und klerikalen Ansprüche, dem seligen Windthorst in seinem impotentesten Greisenalter noch als Rettungsengel und Reichsnothelfer im Chaos des Parteilebens die Hand reichen mußte?

Ein Regiment der Römlinge, der Schwarzen im jungen Deutschen Reich — kann es eine schlagendere Illustration zum Verfall unseres politischen Parteilebens und der parlamentarischen Regierungs-Verlegenheit geben? Der achtzigjährige Windthorst vergöttert und beweint von der ganzen deutschen Presse als Retter, Führer, Vater des Vaterlandes — genügt das nicht als Fin de siècle-Schauerkomödie großen Stils?

Ziehen wir alles ab, was konventionelle, politische Postmortem-Heuchelei

daran gewesen, so bleibt immer noch ein bedenklicher Rest Partei-Korruption in dem großen liberalen Reichs-Bourgeois-Tintenhasen. Die alten liberalen Heuchler scheinen also gar kein Gefühl mehr dafür zu haben, wie gefährlich diese Gemütsallianz der Deutschen mit den Römlingen zu allen Zeiten unserem Volke geworden ist. Oder sollten sie wirklich so gedächtnisschwach geworden sein, nicht mehr zu wissen, daß es römische Pfäfferei gewesen, die immer wie Mehlthau über jeden deutschen Geisteslenz gekommen ist und Gift in jede Blüte geträufelt hat? Sollten sie wirklich keine Erinnerung mehr dafür haben, wie oft in der deutschen Geschichte der böse Loki den blinden Hödr verführte, daß er den lichten Balder tötete? — — —

Kennzeichnend für unsere politische Lage und für ein optimistisches Gemüt wohl auch verheißungsvoll ist es, daß jetzt in der Parteipresse selbst mehrfach das Thema vom Verfall unserer politischen Parteien behandelt und zart betont wird, daß in allen Parteien unterschiedslos Erscheinungen sich bemerklich machen, die auf nichts weniger, als auf Gesundheit schließen lassen. In der Münchener „Allg. Zeitung" lesen wir z. B. darüber:

„Schon das Schwinden der mächtigen Persönlichkeit, an der sie sich heranbildeten und von der sie erzogen wurden, von deren Widerspruch und durch deren Schlagworte sie lebten, hat innerhalb der Parteien einen Zersetzungsprozeß hervorgerufen. In seinem inneren Bestande völlig unverändert und nach wie vor nach außen hin gleich geschlossen, war nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck nur das Zentrum geblieben und eben deshalb stellte es auch in unserm parlamentarischen Leben die größte Macht dar. Unter den Konservativen verhindert der Gegensatz Helldorf-Hammerstein ein geschlossenes Zusammengehen und die Ausübung eines der Stärke der Partei als Ganzes entsprechenden Einflusses. Die durch die letzten Wahlen so erheblich geschwächten Nationalliberalen haben ihre fähigsten Köpfe, Miquel und Bennigsen, dem Staate überlassen müssen und dadurch an Bedeutung im Reichstag und Landtag sehr entschieden eingebüßt. Unter den Freisinnigen stehen ‚die um Richter' ‚denen um Rickert' gegenüber, und selbst in der jungen sozialdemokratischen Gruppe fehlt es nicht an grundsätzlichen und persönlichen Reibungen. Nun ist auch im Zentrum eine Krisis eingetreten und die verschiedenen Elemente, deren Gesamtheit die Kunst des Führers allein als eine Einheit erscheinen ließ, werden trotz der gewiß vorhandenen Absicht, Einheit zu bleiben, zur Geltung kommen müssen."

Die „Hamb. Nachrichten" erachten die Unzulänglichkeit unserer Parteien geradezu als eine nationale Gefahr. Sie schreiben:

„Denn, wenn die vorhandenen Parteien als Spiegelbild der in der Bevölkerung herrschenden Anschauungen angesehen werden, während in

Wahrheit die das öffentliche Leben bewegenden Gegensätze und Übereinstimmungen völlig andere sind, so gerät eine Politik, die diesen Unterschied nicht genügend würdigt, leicht in falsche Bahnen. Die jetzigen Parteien sind, mit Ausnahme des Zentrums und der Sozialdemokratie, rein politischen Ursprungs; ihre Bildung, ihre Aktion richtet sich vorwiegend darauf, welches Maß von verfassungsmäßigem Einflusse dem Staatsoberhaupt, den Ministern und Beamten einerseits und dem Parlament andererseits gewährt werden solle, oder welche Befugnisse von der vollziehenden Gewalt auf die richterliche überzugehen hätten. Diese und viele andere Fragen, welche mit der Verteilung der Staatsgewalt zwischen Krone und Parlament, mit der Trennung von Exekutive und Rechtsprechung zusammenhängen, bestehen gewiß als Untergrund noch fort: aber allmählich wachsen neben und über ihnen die wirtschaftlichen Angelegenheiten mit weit stärkerem Einfluß auf das öffentliche Leben auf, als jene politischen Materien heute noch ausüben. Die wirtschaftlichen Kämpfe blieben im öffentlichen Leben der Nation eine Zeit lang latent, weil sie überflutet wurden von der Vorbereitung und dem Vollzuge der großen geschichtlichen Ereignisse politischer und kriegerischer Natur, welche die Einigung Deutschlands zur Folge hatten; aber sobald nach diesen großen Umgestaltungen wieder Ruhe eingetreten war, drängte die elementare Kraft der wirtschaftlichen Interessen diese auf allen Gebieten sofort in den Vordergrund; sie bekundete sich namentlich durch die rapide Entwickelung der Sozialdemokratie und in der Gegenwart durch Vermehrung des Anhanges und des Einflusses dieser Partei, sobald ihr eine Ermutigung zu teil wird, analog derjenigen, die im Jahre 1848 durch die Schwächung aller amtlichen Autoritäten und aller repressiven Gewalten eintrat. Jedenfalls sind wir der Ansicht, daß das Vorwiegen der wirtschaftlichen Fragen in der inneren Entwickelung der parlamentarischen Politik in stetem unaufhaltsamen Fortschritt begriffen ist und namentlich, daß wir bei künftigen Wahlen noch mehr als bisher unter dem Einflusse derselben stehen werden. Der Schutz der einheimischen Arbeit oder der Freihandel, die vorwiegende Berücksichtigung der inländischen Produzenten oder der Konsumenten und des an der Einfuhr fremder Erzeugnisse interessierten Handels, ferner die divergierenden Interessen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung und unter der ersteren wiederum die der großstädtischen, der Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen — alle diese Gegensätze werden sich bei den nächsten Wahlen noch maßgebender äußern und die alten politischen Parteiunterschiede noch mehr in den Schatten stellen, als dies jetzt schon der Fall ist."

Als dritte Stimme im Bunde läßt sich der sozialdemokratische „Vor-

wärts“ gelegentlich der Erinnerung an den vor zwanzig Jahren erfolgten Zusammentritt des ersten Deutschen Reichstages also vernehmen:

„Heute sind es zwanzig Jahre, daß der erste Deutsche Reichstag in Berlin zusammengetreten ist. Nach den blutigen Siegen auf den Schlachtfeldern, welche eine, wenn auch nicht vollständige Einheit dem deutschen Volke gebracht hatten, hofften viele Optimisten von dem zusammentretenden Reichstage, daß er Deutschland auch die Freiheit bringen und damit das Ideal, das im Jahre 1848 das ganze deutsche Volk erfüllt hatte: ein freies und einiges Deutschland, verwirklichen werde. Wer heute einen Rückblick auf die politische und parlamentarische Geschichte Deutschlands wirft, wird aber zugestehen müssen, daß die wenigen Zweifler an dieser Mission des deutschen Parlaments, und dies waren die Anhänger unserer Partei, leider ganz Recht behalten haben in ihrer kühlen Zurückhaltung gegenüber den phrasenreichen Leitartikeln und Kommersreden der deutschen Bourgeoisie. Wir wußten, daß der Deutsche Reichstag eine Vertretung der Klasseninteressen und nicht die der nationalen Strömung im deutschen Volke war, wie man vorgab. Wir wußten, daß mit der fortschreitenden ökonomischen Entwickelung dieser Klassencharakter im Deutschen Reichstage immer entschiedener zum Ausdrucke kommen würde, und wir haben voll und ganz Recht behalten, ja die Thatsachen haben unsere Erwartungen noch übertroffen. Wir vermuteten doch nicht, daß der Deutsche Reichstag schon im ersten Jahrzehnt seines Bestandes eine solch große Zahl von Ausnahmegesetzen votieren würde, und daß zur Sicherung des unter dem Jubel der herrschenden Klassen gegründeten neuen Reiches eine so lange Reihe von Hochverratsprozessen nötig sein dürfte. Bald hatte es sich eben gezeigt, daß der ‚alte Kurs‘ des früheren Bundestages auch im neuen Reiche eingeschlagen wurde, daß um den alten Inhalt nur eine neue Hülle geworfen war.

„Diktaturparagraphen, Kulturkampf, Sozialistengesetz, Polenausweisung, eine die Interessen der Großindustriellen und Landbarone begünstigende Wirtschafts-Gesetzgebung, eine einzig dastehende Korruption der öffentlichen Meinung durch eine gekaufte Presse, Tendenzprozesse, Verfolgungen wegen Bismarckbeleidigung, das Auf-die-Spitze-Treiben des Militarismus und des Systems der indirekten Steuern, das ist die sicherlich nicht rühmliche Geschichte des Deutschen Reichs in den letzten zwanzig Jahren, die mitzuschaffen oder mindestens zu dulden der Deutsche Reichstag stets willig und bereit war.

„Aber die Nemesis blieb nicht aus. Die Parteien, welche sich der Politik Bismarcks am dienstfertigsten zeigten, sie haben immer mehr an Ansehen im Volke verloren, während die verfolgten und in rücksichtsloser Weise be-

kämpften heute stärker im Volke fußen, als je zuvor. Die nationalliberale Partei, die stärkste Partei im Deutschen Reichstage bei seinem Zusammentritte, die bald 150 Mitglieder zählte, ist heute zusammengeschmolzen zu einer Partei, welche alles parlamentarische und politische Ansehen zu verlieren verstand. Das Zentrum wuchs aus kleinen Anfängen zur einflußreichsten und stärksten parlamentarischen Fraktion und die Sozialdemokratie, welche bei den Wahlen zum ersten Deutschen Reichstage nur Bebel ein Mandat verleihen konnte, erwies sich bei den Wahlen im vorigen Frühjahr als die stärkste Partei im neuen Reiche, wenn sie auch, trotz der abgegebenen 1 427 298 Stimmen wegen der Unvernünftigkeit unseres Wahlsystems nur 35 Abgeordnete in den Reichstag entsenden konnte; aber die Wahl dieser 35 Abgeordneten im zwölften Jahre des Sozialistengesetzes stürzte den angeblichen Gründer des Reiches, den Verächter des Parlamentarismus, Bismarck.

„Bergen die verflossenen zwanzig Jahre deutscher Geschichte viel des Betrübenden, so beweisen die letzten Wahlen, daß das deutsche Volk diese Geschichte kennt und das Beengende, den Fortschritt Hindernde abzustreifen bestrebt ist, daß es bemüht ist, von Wahl zu Wahl immer mehr Sozialdemokraten in unser Parlament zu entsenden und dadurch Deutschland nach innen zu einem Lande zu gestalten, in dem die Interessen aller Bürger und nicht allein die Interessen der durch Besitz ohnedies bevorzugten Minderheit gewahrt werden, zu einem Staat, der von den anderen Völkern nicht wegen seiner Kanonen und Bajonette gefürchtet, sondern seiner Einrichtungen und der Zufriedenheit seiner Mitbürger wegen geachtet und nachgeahmt wird.

„So traurig auch die Zusammensetzung des Deutschen Reichstages jetzt ist, so wenig er und die Richtung unserer Reichspolitik dem Geiste der Zeit und den Wünschen der Wähler entspricht, so fürchten wir doch nicht, nach weiteren zwanzig Jahren ebenso unbefriedigt auf die Gegenwart zurückschauen zu müssen, denn wir kennen die Kräfte, welche im deutschen Volke, insbesonders in dem verachteten und verleumdeten Proletariate wirken und schaffen, wir sind überzeugt, daß diese eine bessere Zukunft dem deutschen Volke sichern."

Wir gönnen der Sozialdemokratie die rosigen Hoffnungen, mit denen sie sich als parlamentarische Partei schmeichelt. Wir erkennen auch gerne an, daß sie im Vergleiche mit den anderen Parteien, die samt und sonders zu geistigen Stillstandsgruppen verknöchert sind, ein großes Maß von Frische und idealer Begeisterungsfähigkeit besitzt, welches sie befähigen könnte, über die niederdrückend harten Verhältnisse der Wirklichkeit hinaus auch die

idealen Faktoren des Volkslebens, Kunst, Dichtung und Wissenschaft im Geiste der modernen Zeit, zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Alle anderen Parteien stellen sich heute feindselig zur Moderne, ja, sie überbieten sich gegenseitig in reaktionärer Gesinnung den neuen Forderungen des in ewiger Wandlung und Verjüngung begriffenen Kunstgeistes gegenüber.

Kunst, Litteratur, Wissenschaft sind selbstherrlich, sie dürfen nicht zu Dienerinnen der Menge, nicht zu Werkzeugen des Parteitreibens herabgewürdigt werden. Nicht sie haben diplomatisierend ein Verhältnis zu den Parteien zu suchen, sondern diese haben die Verpflichtung, im Namen des Staates der geistigen Schöpfungsarbeit im Volke den höchsten Schutz zu freiester Entfaltung, die reichsten Mittel zu stärkster Fruchtbarmachung zu verschaffen.

Welche Partei erfüllt im heutigen omnipotenten Staat diese Pflicht? Welche erweist das feinste Verständnis für die heutige Entwickelungsstufe der Kunst und Dichtung? Keine.

Gregorovius macht darauf aufmerksam, daß das frühere Verhältnis der Staatsgewalt zur Kunst sehr treffend bezeichnet werde durch die Worte, welche Goethe im Tasso den Antonio in Beziehung auf den Papst sagen läßt:

„Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht ..."

Sehr richtig: Kunst und Dichtung sind willkommen, nicht um ihrer selbst und ihrer hohen Mission im Volksleben willen, sondern sofern sie zieren, sofern sie verherrlichen. Das hat sich seit den Glanzzeiten des Papsttums bis auf die harten Kommiszeiten des omnipotenten Staatstums sehr wenig geändert: Kunst als Zierat, Dichtung als Verherrlichungsmittel, sehr viel weiter reicht die offizielle Auffassung der Kunst im Schoße unserer politischen Parteien auch heute noch nicht. Und wenn man die Verwüstungen betrachtet, welche Chauvinismus und Byzantinismus auf dem Gebiete der Kunst im weitesten Sinne anrichten, so hat man Mühe, gemessen zu bleiben und sich für die überquellende innere Empörung und Verachtung nicht das Gefäß eines eminent unparlamentarischen Ausdrucks zu suchen.

Nein, auch die Sozialdemokratie, als die frischeste und am wenigsten durch Vergangenheit, historische Übersättigung und Bildungsdünkel belastete Partei, ist weit davon entfernt, eine innere Fühlung und Wertschätzung der neuen Kunst um der Kunst willen zu erweisen und der Moderne eine sicher umfriedete Freistatt zu bereiten. Wie die bürgerlichen Parteien an ihrer bald protzigen, bald blasierten Allerweltsbildung und schöngeistigen Allerweltsgenäschigkeit einerseits, an ihrem bornierten Akademismus und

gedankenlosen Klassikerkultus andererseits eine Schranke finden, die sie nicht zu überwinden vermögen, um in das freie, neue Reich der Moderne zu gelangen, so hat die sozialdemokratische Partei zu viel doktrinären Internationalismus, zu viel wildes Zigeunerblut im Leibe, um dem vaterländischen Realismus, der stärksten Richtung, die die Moderne nimmt, ein warmes, herzliches Verständnis entgegenbringen zu können. Die Manie, das Ausland zu vergöttern, vor ausländischen Künstlern und Dichtern auf dem Bauche zu liegen, ausländische Produkte über den grünen Klee zu loben und mit Naserümpfen und feindseliger Kritik das Heimatliche in die Ecke zu drücken, krassiert nicht nur in der Charakterlosigkeit und im Übermut der bürgerlichen Parteien, sie hat auch schon in der Sozialdemokratie ihre Nachäffer gefunden, wie wir nächstens an einigen Beispielen sozialdemokratischer Publizisten in der „Neuen Zeit" erweisen werden.

Es ist uns auch nicht bekannt, daß dem rühmlichen Drang der Arbeiterkreise unserer Großstädte, durch Einrichtung von Lesevereinen, Vortragsabenden, Theateraufführungen u. s. w. mit dem modernen Geiste in Kunst und Dichtung innigere Fühlung zu gewinnen und ein heißes Bildungsbedürfnis an den neuesten Werken realistischer vaterländischer Geistesarbeiter zu befriedigen, von Seite der Führer der offiziellen Sozialdemokratie ein irgendwie nennenswertes Entgegenkommen erzeigt worden wäre. Wir glauben nicht einmal, daß die sozialdemokratische Zentralleitung in Berlin mit freundlichem Auge den Anstrengungen der Fachvereine folgt, die litterarische Bildung ihrer Mitglieder in jeder Weise zu fördern und deren geistigen Horizont nach allen Seiten zu erweitern und aufzulichten. Es liegt kein Zeugnis vor, daß die parlamentarischen Führer bei Berechnung ihrer Machtfaktoren die ästhetische und sittliche Wirkung des neuen Geistes auf das Proletariat irgendwie ernstlich in Anschlag gebracht hätten. Ihre ganze Macht, ihre ganze Tugend erblicken sie in der — Not der Massen. Ihr Feldgeschrei ist nicht „Mehr Licht!" sondern „Mehr Brot!" Das heißt, ihnen gilt vorerst die materielle, die wirtschaftliche Seite ihres Erlösungsdogmas alles, hierin wollen sie alle Liebe und allen Haß, alle konservierende und alle treibende Kraft ihrer Partei gesammelt sehen und keine Absplitterung, keinen Abfluß dulden nach anderen Empfindungs- und Thätigkeitsgebieten. Sie fürchten eine Schwächung ihrer politischen Idee, die nur, nach ihrer Meinung, in fanatisch strenger Abgeschlossenheit von allen anderen Ideen, namentlich künstlerischer und schöngeistiger Richtung, ihr stärkstes Wachstumsmaß erreichen kann. In den Werkstätten, in den Fabriken, in den Fachvereinen und geselligen Verbänden sollen die Genossen sich nur mit dem Einen beschäftigen was not thut, mit der alleinseligmachenden Parteidoktrin, mit der

unfehlbaren Parteipolitik. Das ist ihre Religion, ihre Seligwerdung, weil es taktisch den größten Augenblicksnutzen verspricht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es neben diesen Fanatikern der parteipolitischen Schablone nicht auch erleuchtete Ausnahmsnaturen von sozusagen vollmenschlicher Konstitution unter den Führern der Sozialdemokratie gebe. Sie treten nur weniger hervor. Ihrem stillen Einflusse ist es aber zu danken, wenn die sozialdemokratisch organisierte Arbeiterbevölkerung Deutschlands die anderer Länder durch freieren Bildungstrieb, feinere Lebensformen und mildere Sitten hoch überragt. Ein Triumph, wie ihn beispielsweise die Berliner Arbeiterkreise ihrer kaum gegründeten und schon mächtig blühenden „freien Volksbühne" gesichert haben, wäre in keinem anderen Lande der Welt unter abgearbeitetem, hart ringendem Volke denkbar.

Von einer anderen Seite angesehen, ist festzustellen, daß die Moderne in Kunst und Dichtung zwar eine stets wachsende Fülle neuer Anregungen, neuer Stoffe und Figuren dem sozialen Umbildungsprozesse, wie er sich mit Hilfe des Proletariats, vor unseren Augen in Politik und Volksleben vollzieht, Tag für Tag entnimmt, daß sie aber keine Veranlassung hat, mit der Sozialdemokratie als parlamentarischer Partei und politischer Heilskirche zu liebäugeln. Man merke wohl: die Moderne liebäugelt überhaupt nicht, nicht nach links oder rechts, nicht nach oben oder unten. Sie ist die in Geist und Charakter übersetzte Natur. Wie diese, ist sie furchtlos und rücksichtslos und anerkennt nur ein Gesetz: Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Historisch vertritt sie den höchsten Menschheitsadel, die Aristokratie des Geistes. Die Moderne verfolgt ihre Ahnen zurück über Goethe, Kant, Shakespeare bis zum Vater Homer, und die Geschlechter der Marx und Lassalle mit ihren Niederlassungen werden sich erst nach mannigfaltigen Reinigungen und Umbildungen ihre volle Ebenbürtigkeit mit dem führenden Geisterreigen in der Kulturgeschichte der Menschheit erkämpfen müssen. Die Moderne geht in keiner Partei auf, sie steht über den Parteien, wie die Kunst über der Politik steht. Das Proletariat ist vielleicht die kraftträchtigste Volksschicht, aber es ist nicht das Volk schlechtweg. Die Segnungen der Kunst haben dem ganzen Volke zu dienen und ihr Glanz, wie seither, wird weiter leuchten über die ganze Menschheit. Und alle Klassenkämpfe, sozialen Verschiebungen und staatlichen Umformungen, mögen sie noch so ausschließlich Grund und Ziel im Rohirdischen und Nacktmateriellen haben, sie werden niemals die Wahrheit des Platenschen Wortes erschüttern:

„Und des Himmels Lampen löschen
Mit dem letzten Dichter aus."

Der Wachstumsprozeß der Moderne zu Blüte und Frucht folgt dem Zarathuſtra-Rufe: „Nach Oben!“ Wer Sehnſucht nach Höhe hat, freien Geiſtes und reinen Herzens iſt, wird von der neuen Kunſt aufwärts geführt werden, unter welchem politiſchen Feldzeichen er auch den Kampf des Lebens kämpfen möge.

Theater-Kaups und Machinationes.

Ein geſchichtlicher Überblick über Szene und Konſtruktion der Myſterien-Bühne, bei Gelegenheit der Oberammergauer Paſſionsaufführungen 1890.

Von Oskar Panizza.

(München.)

I.

Wenn heute ein Fremdling zur Zeit des Gottesdienſtes, ſagen wir, bei Gelegenheit der Aufführung einer hohen Meſſe, in eine unſerer hervorragenden Kirchen träte, ſagen wir, in den Kölner Dom oder die Münchener Allerheiligenkirche, der müßte erſtaunen über den Glanz und die Großartigkeit des Geſchauten und ſich in ſeinem Innerſten getroffen fühlen über dem faſt Sinnverwirrenden der Zeremonien, die von einem beiſpielloſen Zuſammenwirken aller Künſte unterſtützt werden; und doch iſt das Ganze das Reſultat vieler, vieler Jahrhunderte, während welcher viele fleißige Hände und Köpfe raſtlos gearbeitet haben; das Reſultat aus einer armſeligen, kleinen Szene in den römiſchen Katakomben, wo ein paar abgehärmte Leute mit einigen flüchtigen Handbewegungen, ein paar ängſtlich geflüſterten Worten und einigen oberflächlich in den Stein geritzten Symbolen, — einem Fiſch, einem Anker, einer Taube, — andeuteten, was in ihren Herzen vorging. — Und ſo ergeht es uns beim Anblick des Oberammergauer Paſſions-Spiels, über deſſen ungeheure und faſt noch unbegreifliche Wirkung Alt und Jung, Hoch- und Gering-Gebildete, Katholiken und Proteſtanten einig ſind. Welche Wandlung von jener kleinen, unſcheinbaren Szene im 8. oder 9. Jahrhundert, wo in der ſtillen Kloſterkirche in der Oſternacht drei als Weiber vermummte Prieſter mit dem Gemurmel zum Grab Chriſti ſchleichen: Quis revolvet nobis lapidem ab ostio monumenti? (Wer wird uns den Stein vom Grab wälzen?), worauf ein hinter dem Grab verſteckter Diakon als Engel ſich plötzlich aufrichtet, und mit lauter Stimme ruft: Quem quaeritis in sepulcro? (Wen ſuchet ihr hier?); dann wieder die Prieſter, als Frauen:

Jesum Nazarenum, Crucifixum (Jesum, den Gekreuzigten), worauf wieder der Engel: Non est hic, surrexit! (Er ist nicht hier, er ist auferstanden!); worauf dann die Priester eilig zurückkehren und den Lobgesang anstimmen,*) — welche Wandlung von dieser kurzen, naiven Szene bis zu einer Mysterien-Aufführung, wie die 1516 in Autun in Frankreich zu Ehren des heil. Lazarus, wo das Amphitheater der Zuschauer 80 000 Personen faßte, die Bühne, außer den in der Front aufgeschlagenen Gerüsten, sich noch in den ganzen Parterre-Raum zwischen dem Amphitheater hineinerstreckte, das Ganze mit einem Leinwanddach überspannt war; ein Text von 50 000 Versen 20 Tage zum Durchspielen erforderte; wo Geistlichkeit und Adel aus der ganzen Provinz, nebst dem Volk aus allen umliegenden Gemeinden, sich zusammenfand, Monate vorher die umständlichsten Vorbereitungen getroffen wurden, die Arbeiten für Malerei, Zimmermannsbauten, Skulpturen, Musik, Kostüme, Beleuchtung in Submission vergeben wurden, wochenlang vorher alle Geschäfte stockten, das Volk von Nachts 4 Uhr auf den geringeren Plätzen auf Einlaß harrte, und die Ausgaben der Stadt so enorm wurden, daß ihr Budget auf Jahre hinaus ernstlich erschüttert ward!**) In solchem Maße hatte sich der religiöse Sinn des Mittelalters für diese Aufführungen begeistert, in denen Gräuel und erhebende Szenen zu gleichen Teilen gemischt waren; und liest man die Details, die da und dort auftauchen und vernimmt die Stimmen zeitgenössischer Geschichtsschreiber, erfährt man, wie der Ruhm eines unter großem Aufwand dargestellten Mysteriums für eine Stadt fast größer war, als der einer gewonnenen Schlacht, und die Sache selbst, wenigstens in der besseren Zeit, lediglich als eine Gott dargebrachte Huldigung angesehen wurde, dann lassen sich in der Begeisterung nur die olympischen Spiele der Griechen, an ernstem Tiefsinn vielleicht die eleusinischen Mysterien den mittelalterlichen Passions-Aufführungen an die Seite setzen. —

Während wir aber, was die Texte betrifft, über die religiösen Spiele unserer Vorfahren aufs Trefflichste unterrichtet sind (Juleville führt die Titel von 102 französischen Mysterien an, von denen eine große Zahl ihrem ganzen Text nach erhalten sind), fehlen uns fast alle präzisen Angaben über Bau und Einrichtung der Bühne, über Szenerie und Maschinerie; kaum daß drei oder vier Zeichnungen vorliegen aus dieser übergroßen Anzahl von religiösen Schauspielen aller christlichen Länder; und diese sind rein

*) Diese Szene nach Milchsack, Oster- und Passions-Spiele, Wolfenbüttel 1880, der gemeinsame Kern sämtlicher abendländischer Mysterien-Spiele.

**) Petit de Juleville, Histoire du théâtre en France; les Mystères, Paris 1880, erster Band. pag. 385 ff.

ſchematiſch gehalten, von Leuten gefertigt, die keine Perſpektive kannten, und ohne begleitenden Text; etwas beſſer ſind wir über Regie und Koſtüme unterrichtet. Da nun in den letzten Jahren die Frage nach der beſten Bühnen-Konſtruktion für das geſprochene Drama bei uns eifrigſt diskutiert wurde; andrerſeits die Oberammergauer Paſſions-Bühne, anſcheinend auf einem ganz andern Prinzip beruhend als unſere moderne Bühne, bei Kennern wie Laien die überraſchendſte Anerkennung hinſichtlich ihrer Zweckdienlichkeit gefunden hat, ſo ſei im folgenden verſucht, das über die alte Myſterien-Bühne und ihre Ausläufer hinſichtlich Bau, Szenerie, Maſchinerie, Koſtüme ꝛc. zuſammenzuſtellen, was ſich aus verſchiedentlichen alten und neuen Quellen auffinden ließ. —

Ohne dem Stoff mit Rückſicht auf die beliebte Dreizahl hinſichtlich der Einteilung irgendwie Gewalt anzuthun, laſſen ſich bei allen religiöſen Aufführungen des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte drei Stadien unterſcheiden. 1) Die Bühne wird *gefahren*; auf jedem Wagen ein Gerüſt und eine Szene; ſoviel Szenen, ſoviel Wagen; die Zahl der Wagen oder Gerüſte werden durch die Stadt verteilt, und die Zuſchauer ziehen an ihnen vorbei; oder die Zuſchauer ſtehen ſtill, und die Wagen ziehen durch ſie durch; jeder Wagen und jedes Gerüſt ſpielt immer fort das Gleiche, und fährt damit fort, bis alle Zuſchauer befriedigt: der *Theſpis-Karren*. — 2) Nur *eine* Bühne; dieſe ſteht feſt unter freiem Himmel; die Zahl der Szenen, unbekümmert um Einheit des Orts oder der Zeit, finden ſich nebſt ihren Darſtellern nebeneinander, auch übereinander, poſtiert, eventuell in Form von Häuschen konſtruiert, und ſind ſtets alle gegenwärtig; einzelne Darſteller gehen von Szene zu Szene; die Bühne in ihrer Flächen- wie Höhen-Entwicklung verhältnismäßig enorm ausgedehnt, wie eine Summe zuſammengeſchobener Theſpis-Karren; die Zuſchauer ſitzend oder ſtehend dieſelbe von den verſchiedenſten Seiten umgebend: *Die Bühnen-Stadt*. — 3) Eine kleine Bühne in einem meiſt allſeits geſchloſſenen Saal; anfangs noch bei natürlicher, ſpäter vorwiegend bei künſtlicher Beleuchtung; es wird immer nur eine Szene dargeſtellt; für eine neue Örtlichkeit wird die Bühne mehr oder weniger verändert; um dies dem Aug' der Zuſchauer zu entziehen, wird allmählich der Vorhang nötig; die Zuſchauer ſitzend oder ſtehend in einem mehr oder weniger oblongen Raum: *Die moderne Guckkaſten-Bühne*. — Dieſe drei Stadien folgen nicht derart aufeinander, daß ſie ſich gegenſeitig ablöſen, ſondern ſie gehen nebeneinander her, und zwar teilweiſe bis in die neueſte Zeit. —

I. Die gefahrene Bühne; der Theſpis-Karren.

Vielleicht nicht die allerälteſte Form der religiöſen Schauſtellung, — da das religiöſe Schauſpiel, als aus der Kirche hervorgegangen, dort natürlich die feſte Bühne als Standplatz hatte, — muß ſie doch ſchon ſehr früh Verwendung gefunden haben. Nach Warton, dem bekannten Verfaſſer von „History of English poetry“, waren die „pageants“ (Schaugerüſte) überhaupt der Beginn der dramatiſchen Kunſt in England. Er meint, bei der frühzeitigen kaufmänniſchen Entwicklung Londons und ſeinen beſuchten Meſſen hätten die aus dem ſüdlichen Frankreich kommenden Gaukler und Jongleurs derartig das ſchauluſtige Volk mit ihren profanen Vorſtellungen an ſich gezogen, daß die Geiſtlichkeit fürchtete, es möchte zum Schaden der bei den Maſſen damals noch wenig feſtſitzenden Religion geſchehen; da Verbote nichts fruchteten, die Jongleure auch einen mächtigen Anziehungspunkt in merkantiler Hinſicht für die Maſſen bildeten, ſo hätten ſich die Geiſtlichen entſchloſſen, die Gerüſte der Gaukler nachzumachen, aber, ſtatt Liebesaffairen und Bouffoniaden, heilige Stoffe zu bieten. Um die Menge anzuziehen, ſei dann den Beſuchern der Spiele noch Ablaß gewährt worden. So ſeien die Myſterien entſtanden. Jedenfalls ſehen wir in faſt allen Ländern die gefahrene Bühne der feſtſtehenden bei religiöſen Aufführungen vorausgehen. In England ſind überhaupt die bedeutendſten Myſterien, wie die der Corpus-Christi-Bruderſchaft in York, immer auf durch die Stadt verteilten Gerüſten, alſo ſtationsweiſe, zur Aufführung gekommen. Trotzdem läßt ſich, wenigſtens für die regelmäßigen Spiele kein früheres Datum auffinden, als 1328, obwohl ſie ganz gewiß ſchon viel früher ſtattfanden, da wir ſchon aus dem Jahr 1110 von der Aufführung eines Spiels „of St. Catherine“ Bericht haben. In dem erſtgenannten Jahr aber beginnen die regelmäßigen Aufführungen der Chester-plays, wobei den Teilnehmern von Seite des Papſtes 1000 Tage Ablaß, und von Seite des Biſchofs von Cheſter noch einmal extra 40 Tage, gewährt werden. Ein Zeichen, daß die Spiele damals noch recht ſchlecht geweſen ſein müſſen. Über die Art der Aufführung ſelbſt aber haben wir ein ſehr altes und glaubwürdiges Zeugnis. Dugdale in ſeiner History of Warwickshire aus dem Jahre 1656*) berichtet, daß in Coventry am Fronleichnamstag, der zugleich Meßtag war, vor Aufhebung der Klöſter (alſo vor der Reformation) religiöſe Schauvorſtellungen mit großer Pracht und Hingebung von Seite der Mönche (Grey Friers) ſtattgefunden hätten ..... „ihre Theater, die ſie für die verſchiedenen Szenen benutzten, waren ſehr breit und hoch, ſtanden auf Rädern, und wurden

*) Angeführt in Hone, Ancient Mysteries, London 1823, in der Vorrede.

zur größeren Bequemlichkeit der Zuſchauer auf alle größeren Plätze der Stadt gefahren, und enthielten die Geſchichte des neuen und alten Teſtaments". Richard III. beſuchte im Jahre 1483 Coventry, um dieſe Spiele zu ſehen. Noch deutlicher ſpricht ſich Ormerod in ſeiner History of Cheshire*) aus: . . . . „jede Kompagnie (hier wohl ſoviel wie Innung) hatte ihr pagiante (Schau-Gerüſt), und dieſe pagiantes waren hohe Gerüſte mit zwei Zimmern, einem höheren und niederen, auf vier Rädern; im niederen zogen ſie ſich an, im höheren ſpielten ſie, indem daſelbſt oben alles offen war, (vielleicht ringsum), damit alle Zuſchauer ſie ſehen und hören konnten; ſie ſpielten in jeder Straße, von Abay Gates wurde das Gerüſt nach High Croß gefahren; jede Straße hatte ein ſolches Gerüſt, und alle ſpielten gleichzeitig; wenn ein Gerüſt faſt fertig geſpielt hatte, wurde Meldung gemacht, damit neue Zuſchauer an ihre Stelle träten; . . . . dieſe Spiele zu ſehen, war ein großes Vergnügen, es waren auch Gerüſte und Stufen aufgeſchlagen in jenen Straßen, in denen geſpielt werden ſollte (für die Zuſchauer)." Bei dieſen Myſterien ſcheint geſpielt und geſprochen worden zu ſein. Aber in Frankreich gab es in frühen Zeiten, und bevor die große Spiel-Geſellſchaft der „Confrérie de la Passion" die religiöſen Spiele in die Hände bekam, eine eigentümliche Art von Aufführungen, die man Myſterien ohne Worte nennen könnte, — mystères mimés nennt ſie Petit de Juleville,**) — bei denen ebenfalls die Gerüſte durch die Stadt oder längs einer Straße verteilt waren, wobei aber nur gemimt wurde, alſo agiert, oder das Bild gar regungslos blieb, alſo ein „lebendes" war, wie wir heutzutage ſagen würden. Bis ins Jahr 1313 laſſen ſich dieſe Art Spiele zurück verfolgen; ſtatt fanden ſie gewiß viel früher, da es doch noch eine Art gebundener, geſeſſelter und ſteifer Vorführung war. 1424 heißt es von einem ſolchen mystère: „. . . et fut fait sans parler ne sans signer, comme ce feussent ymaiges enlevez contre ung mur"; (und wurde dargeſtellt ohne zu ſprechen noch zu agieren, als wenn es Bilder wären gegen eine Wand aufgeſtellt).***) Lebhafter ging es bei einem andern Spiel dieſer Art her im Jahr 1389, von dem ein chroniqueur (Godefroi de Paris) eine ergötzliche Schilderung in Reimen hinterlaſſen hat (wobei uns eigentümlich die Beimiſchung von Szenen aus der Tierfabel berührt):

„La vit-on Dieu sa mère rire;
Renard, fisicien et mire;

*) Bei Hone a. a. O. Vorrede pag. 5.

**) Petit de Juleville, Histoire du théâtre en France; Les Mystères, Paris 1880. Band II. pag. 175 ff.

***) Bei Petit de Juleville, a. a. O. Band II. pag. 175 ff.

Et si virent lors mains preudommes
Nostre seignor menger des pommes;
Es Nostre Dame sans esloigne
Ovec les trois rois de Couloigne;
Et les anges en Paradis
Bien entor quatre-vins et dix;
Et les ames dedens chanter.
Et si vous puis bien creanter
Qu'enfer y fu noir et puant,
Les ames yetant et ruant;
Dyables i ot plus de cent,
— — — — — — — — — —
La vit-on Dieu et ses apostres,
Qui disoient leurs patenostres;
— — — — — — — — — —
Herode et Cayphas en mitre;
Et renard chanter une epitre.
— — — — — — — — —
Et d'aultre part, Adam et Eve;
Et Pilate qui ses mains leve."

(Da ſah man Jeſüm ſeine Mutter anlächeln; und Reineke als Phyſikus und Quackſalber; Und viele brave Bürger konnten da unſern Herrn Äpfel eſſen ſehen; Und nicht weit davon die Jungfrau Maria mit den drei Königen von Köln; Und Engel ſah man im Paradies wohl an die hundert; Und die Seligen darin ſangen; Auch könnt Ihr mir aufs Wort glauben, daß es in der Hölle ſchwarz und ſtinkig war; Die verdammten Seelen daſelbſt wild durcheinanderſtürzend; Teufel waren es über hundert; — Auch ſah man Gott Vater daſelbſt mit ſeinen Apoſteln, wie ſie ihre Paternoſter herſagten. — Herodes und Kaiphas in Biſchofsmützen; und Reineke, wie er eine Epiſtel herunterſang; — Und auf der andern Seite Adam und Eva; Und Pilatus, wie er ſeine Hände wäſcht.) — Es war das Beſte, was man damals an Schauſtücken bieten konnte; denn alle dieſe Vorführungen, von denen Bericht auf uns gekommen iſt, fanden beim Einzug neugekrönter Herrſcher oder fremder Fürſtlichkeiten ſtatt. Eine der glänzendſten Feſtlichkeiten dieſer Art ſpielte ſich beim Einzug der Königin Iſabella von Bayern an der Seite ihres Gemahls, Karls VI., in Paris ab.*) Die Maſchinerie war damals auf keiner geringen Stufe: 1518 wurde in Angers ein ebenſolches auf Gerüſte verteiltes Spiel aufgeführt, wobei in einem der Gerüſte der apokalyptiſche Kampf des Drachen mit ſieben Häuptern gegen

*) Genau beſchrieben bei Schletterer, Studien zur Geſch. der franz. Muſik, II. Band pag. 143. Berlin 1884.

das Weib, das gebären sollte (nach der Offenbarung Johannis), stattfand; ein Zusatz bemerkt: „Der heilige Michael kommt mittelst eines vorsichtig angebrachten und unsichtbaren Gegengewichts vom Himmel herunter, und schlägt eines der Häupter des Drachen ab." — Auch in Italien sind diese geistlichen Straßen-Spiele etwas ganz gewöhnliches, wie Menestrier in Bayles Dictionnary*) aus eigenem Augenschein bezeugt: „. . . statt ‚Lang lebe der König!' ihrem neuen Herrscher zuzurufen, führen sie in der Straße den ‚barmherzigen Samariter', ‚den reichen Mann und den armen Lazarus', die ‚Passion Christi' und andere Mysterien auf, und singen geistliche Gesänge". — Gleiches ist von Spanien bezeugt, wo, wie Ebert**) bemerkt, die Autos sacramentales ganz wie in England auf einzelnen Gerüsten in der Straße aufgeführt wurden, obwohl es schon Schauspielhäuser gab, wo ebenfalls geistliche Spiele das Haupt-Repertoir bildeten. Und Hase***) führt an, daß am Fronleichnamstag in Madrid ein Gerüst auf Rädern vor den königlichen Palast gefahren wurde, welches Gerüst noch von drei, ebenfalls herangefahrenen, kleineren Häuschen umgeben war, welche die Ankleidezimmer bildeten, und gegebenen Falls zur Erweiterung der Szene ebenfalls geöffnet werden konnten. Und bekannt ist ja der gelungene Thespis-Karren, den Don Quixote auf der Straße antraf: einen Wagen, dessen Kutscher der Teufel war; drinnen saßen der Tod mit der Sense, zu seinen Füßen Cupido mit Bogen und Pfeilen, neben dem Tod ein Engel mit gemalten Flügeln, hinter ihm der Kaiser mit Krone und Schwert, und ein geharnischter Ritter: Die Leute hatten kurz vorher gespielt; und da sie im nahgelegenen Dorf wieder zu spielen gedachten, so fuhren sie gleich im Kostüm. — Trotzdem werden diese Straßen-Spiele mit verteilten Gerüsten im 15. Jahrhundert immer seltener; besonders in jenen Ländern, die die große, feststehende Bühne acceptieren, und nur in England, das, wie es scheint, auch hier auf das angewiesen ist, was ihm vom Festland importiert wird, um dann an dem einmal Angenommenen zäh festzuhalten, nehmen die Straßen-Spiele die ungeheuersten Dimensionen an. In erster Linie stehen hier die Yorker Aufführungen von der Corpus-Christi-Bruderschaft. Sie fanden den ungeheuren Zeitraum von 1250—1584 statt, und waren nach Hone†) die prächtigsten Spiele in ganz England. Aufführungstag war das Fronleichnamsfest; jede Innung hatte ein Gerüst zu besorgen; das Volk

*) Angeführt in Hone, Ancient Mysteries, London 1823 pag. 168.

**) Ebert, die englischen Mysterien, Jahrb. f. roman. u. engl. Lit. Band I. Berlin 1859.

***) Hase, Das geistliche Schauspiel, Leipzig 1858 pag. 148.

†) Für die ganze folgende Schilderung, Hone a. a. O. pag. 209.

zog von Gerüſt zu Gerüſt und nahm ſo das ganze Spiel in ſich auf; 1417 zählte man 13 Gerüſte (pageants). Gleichzeitig wurde die Fronleichnams-Prozeſſion unter Mitnahme der Monſtranz abgehalten. Das erſte Gerüſt hatte zwiſchen vier und fünf Uhr in der Früh ſchon am Platz zu ſein; es war dasjenige, welches dem Beginn der Prozeſſion von der Kirche aus zunächſt lag. Der Zudrang vom Volk muß ein ungeheurer geweſen ſein. Die Konkubinen hatten acht Tage vorher die Stadt zu verlaſſen. Die Klagen über unziemliches Benehmen, Schreien, Singen, Betrunkenheit mehrten ſich immer mehr; und 1425 ging die Stadt und ſämtliche Teilnehmer wegen Beſchimpfung des anweſenden Leibes Chriſti des vom Papſt Urban IV. gewährten Ablaſſes für dieſes Jahr verluſtig. Geiſtlichkeit und Stadtväter beſchloſſen daher vom folgenden Jahr an das Feſt zu teilen: am Vortag das Spiel abzuhalten und am Corpus-Christi-Tag die Prozeſſion unter Mitnahme der Hoſtie. 1450 waren es 54 Gerüſte; die Verordnungen von Seite des Bürgermeiſters gehen bis ins Kleinſte; Standplatz, Spielbeginn für jedes Gerüſt, Pauſen, Koſtüme, Verproviantierung u. dergl. wird alles genau angegeben; im erſten Gerüſt: Gott der Allmächtige erſchafft Himmel, Erzengel, Engel, Luzifer und deſſen Engel; von den Gerbern dargeſtellt; im zweiten Gerüſt: Gott erſchafft die Erde in fünf Tagen; von den Maurern dargeſtellt; im dritten: Gott erſchafft Adam und Eva, von den Wagenbauern dargeſtellt; im 54. Gerüſt: Jeſus, Maria, zwölf Apoſtel, vier Engel mit Trompeten, vier mit Lanzen, vier gute, vier böſe Geiſter, ſechs Teufel, von den Krämern dargeſtellt. Während der Prozeſſion wurde zur Beſtreitung der Koſten Geld geſammelt. In den Towneley Mysteries*) erhalten die Innungen genau ihrem Berufszweig entſprechend die Gerüſte zugeteilt: die „Kreuzigung" bekommen die Schmiede, die „Arche Noah" die Zimmerleute, das „Drei-Königs-Spiel" die Goldſchmiede, „Abendmahl mit Fußwaſchung" die Bäcker und Waſſerträger, die „Hochzeit von Kanaan" die Winzer. — Verhältnismäßig ſeltener ſind die Berichte über derartige Spiele in Deutſchland; (wohlgemerkt, es handelt ſich hier nur um die gefahr'ne Bühne, um die über die Stadt verteilten Gerüſte; die Zahl geiſtlicher Spiele in Deutſchland iſt Legion). Aber einige der prächtigſten haben in München ſtattgefunden. 1530 bei der „Einreitung" Kaiſer Karls V. wurden, wie uns Trautmann**) berichtet, drei „Komödien" vorgeführt: die „Hiſtorie von der Eſther" bei der Hochbrücke im Thal; bei den Fleiſchbänken „die Ge-

*) Ebert, engl. Myſterien, im Jahrbch. für roman. u. engl. Litter. Bd. I. Berlin 1859.

**) Trautmann, Ital. Schauſpieler am bayr. Hofe. Jahrb. f. München. Geſch. I. Bd. München 1887.

ſchichte der Maſſageten-Königin Tomyris, die dem König Cyro ſein abgeſchlagen Haupt in einen Zuber voll Blut ſtoßet"; in der Burggaſſe die „Geſchichte vom König Cambyſes von Perſien", der einen ungerechten Richter ſchinden, und die abgezogene Haut zum Sitz des künftigen Richters verwenden läßt. Wie man ſieht, iſt hier Geiſtliches und Weltliches gemiſcht; auch ergiebt ſich aus der Inhaltsangabe, die immer einen beſtimmten plaſtiſchen Moment hervorhebt, daß es ſich nur um ein agiertes, gemimtes Spiel handelte; zumal der Kaiſer beim „Einreiten" wohl kaum Zeit hatte, drei vollſtändige Komödien vom Pferd herab durchgeſpielt zu ſehen. Es waren eben einige ſtumme Situationen, die man vorführte. Von einem großartigeren, zweitägigen Spiel berichtet uns Reinhardſtöttner,*) welches 1574 in Gegenwart Herzog Wilhelms und fremder Fürſtlichkeiten durch die ganze Stadt München ſtattfand, die Tragödie „Konſtantinus"; am erſten Tag hält Konſtantin nach dem Siege über Maxentius ſeinen Einzug auf der Quadriga, umgeben von vierhundert Reitern in römiſchen Rüſtungen; München iſt dann als Byzanz gedacht, denn „die ganze, herrlich geſchmückte Stadt diente dem Stücke zur Bühne", wie ſich Trautmann ausdrückt; am zweiten Tag zieht die heilige Helena mit dem aufgefundenen Kreuz Chriſti mit großem Gefolge in die Stadt ein. München figuriert dann als Jeruſalem; mehr wie 1000 Perſonen wirkten als Redende oder Statiſten mit; und es war wohl bei dieſem Anlaß, daß „ein anſechlicher Nierberger" die Bemerkung machte, „er Hallt gewißlich dafür, daß dergleichen Ding in der ganzen welt nit gehalten noch geſehen wert".**) — Für unſere prinzipielle Unterſcheidung zwiſchen gefahrner Bühne mit ihren da und dort verteilten Gerüſten, und einer großen, feſtſtehenden Bühne iſt es unweſentlich, ob im erſteren Fall die Bühnenwagen an beſtimmten Stellen der Stadt ſtehen bleiben und das Publikum an ihnen vorbeizieht, oder ob das letztere, die Zuſchauer, auf der Straße, an den Fenſtern und Balkonen, warten, bis die Wagen und Gruppen in langſamer Folge durch ſie hindurchfahren. Dieſe letztere Form wird ſeit Ausgang des Mittelalters beſonders für das Fronleichnamsfeſt immer mehr üblich; beſonders in Spanien, wo man den auch heute noch mit allerlei allegoriſchen und religionsgeſchichtlichen Perſönlichkeiten dichtgedrängten Fronleichnamszug geradezu das letzte, ſtändige Myſterien-Spiel des Abendlandes nennen kann; aber auch im katholiſchen Deutſchland, obgleich gerade hier die erhalten gebliebenen „vier Evangelien", die

*) Reinhardſtöttner, Zur Geſch. des Jeſuitendramas in München, Jahrb. f. Münch. Geſch. Bd. III. 1889.

**) Trautmann, Deutſche Schauſpieler am bayr. Hofe, Jahrb. f. Münch. Geſch. Bd. III pag. 271. Münch. 1889.

an festen Plätzen der Stadt errichtet werden, an die aufgefahrenen Gerüste früherer Jahrhunderte erinnern. „Umgang" nannte man früher diese Aufzüge. Und eigentlich war auch schon der vorhin erwähnte „Konstantinus" ein solches Umgangsspiel. Und das im Jahre 1576 von den Jesuiten in München abgehaltene Schauspiel „Esther", wozu der Herzog seine Pretiosen und Gewänder herlieh,*) und an dem sich 2000 Personen als Akteure beteiligten, war ebenfalls ein Umgangspiel. Das Kostbarste aber, was die Münchener an Fronleichnamsumzügen zu sehen bekamen, wird wohl das von Daniel Holzmann beschriebene, von Prantl**) jüngst veröffentlichte Spiel gewesen sein unter Regierung des prunkliebenden Herzog Albrecht V. im Jahr 1574, und unter Beteiligung sämtlicher Zünfte. Darin heißt es unter Anderem: 1. Figur. St. Georg mit zwei Personen; dann ein „grausamer ungeheurer gemachter Lindtwurmb, in welchem zwen unsichtbare man gegangen; diesen lindtwurmb hat an einer seiden bunden oder schnur gefürtt die tugendsam und züchtig jungfrau Anna Euenea Damillerin". 2. Figur „Erschaffung Himmels und Erde, mit Weltkugel, Salvator (Gott Vater), theuffl". 5. Figur. „Arche Noa, von den Kistenmachern". 26. Figur. „David im ehebruch mit Versabe; vierzehn Person; durch die Kupferschmidt angricht". 41. Figur. Die Enthauptung Johannis, „durch die Schneider angricht; zwanzig Person". 46. Figur. „Die einreittung Jhesu Christi am Palmtag; durch die Bierbrawer angricht; sechsunddreißig Person". 52. Figur. „Die ausführung und creutzigung Christi; durch die leinweber angricht; sechsundachtzig Person; . . . zwei haben den schechern das creuz tragen; zwei seind schecher gewesen; . . . Michael Rieger herrgott mit dem creuz; Hans Ordolf hat ihm's nachtragen". 55. (letzte) Figur. „Daß jüngste Gericht, siebzehn Person, durch die goltschmidt angricht; „Herr Gott mit Apostel, Teufel, Posaunen und Engel". Alle geistlichen Orden und Schüler beteiligten sich und die Priester mit dem Sakrament. Ebenso gingen im Zug der „Herr Ferdinand Pfalzgraff bei Rhein, Herzog in Bayern", und „Herr Philipp margraff zu Baden". Auszug: vom Markt durch die Dienersgasse um die Stadt herum, an jedem Thor ein Evangelium gelesen; der regierende Herzog Albrecht selbst sah vom „alten Hof" den Zug an. Diese Riesenvorführung übertraf also das Yorker Spiel mit seinen 54 Gerüsten noch um eine Nummer. — Noch über England erhalten wir Nachricht über einen Umgang mit durch die Stadt verteilten Stationen, der Ende des vorigen

*) Reinhardstöttner, Zur Gesch. d. Jesuiten-Dramas in München. Jahrbch. f. Münchn. Gesch. Bd. III. 1889.

**) Prantl, Über Daniel Holzmanns Fronleichnams-Spiel, Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. 1873.

Jahrhunderts in Bamberg stattfand, dessen von einem Augenzeugen*) herrührende Beschreibung jedoch wir weniger der Pracht des Festes, als den dabei vorgefallenen skandalösen Vorgängen zu verdanken haben: Erlanger Studenten hatten in die Weihkessel der Kirche, von der die Prozession ausging, Lampenruß gethan, auf der hellen Straße erkannte man den Unfug, und die Anstifter desselben wurden tüchtig durchgehauen; in der dabei vorgefallenen Rauferei aber hatte der Darsteller des Christus sein Kreuz weggeworfen, und sein Heil in der Flucht gesucht, so daß, als der Zug nach dieser unliebsamen Unterbrechung wieder in Ordnung gebracht war, der Hauptdarsteller, Christus, fehlte. Als sich alles Suchen nach ihm als vergeblich herausstellte, fahndete man nach einem neuen Christus; und nach längerem Parlamentieren fand sich ein braver, junger Bauer in soweit bereit, als er das weggeworfene Kreuz aufnahm, und so im Zug mitmarschierte. Als man aber an die Station der Kreuzigung kam, weigerte sich unser Bauer entschieden, diese Prozedur über sich ergehen zu lassen, und unter dem Vorwand, nach Hause zurückkehren zu müssen, verließ er den Zug, so daß die Prozession auf diese Weise definitiv nicht zu Ende geführt werden konnte. — Die gefahrene Bühne mit ihren geistlichen Figuren verläßt uns aber hier noch nicht. Als die Lebenden sich aus den hohen Gerüsten zurückzogen, um sich auf der feineren Bühne nach italienischem Muster und bei Lampenschein zu zeigen, nahmen die Marionetten ihren Dienst auf ihrer kleinen hohen Mysteriumbühne auf. Die religiösen Puppenspiele, welche schon zu Shakespeares Zeiten existierten, wo sie „motion" hießen,**) und auch in Süd-Deutschland***) im 16. Jahrhundert ziemlich zahlreich waren, werden in England Anfang dieses Jahrhunderts sehr beliebt. Punch, der englische Hanswurst, zieht als komische Figur durch das ganze religiöse Drama, tanzt mit seiner Frau in der Arche Noahs und hat bei jeder ernsten Gelegenheit eine komische, zum Lachen reizende Bemerkung. Und wenn heute noch auf unserm Kasperltheater, das als alter, echter Thespiskarren noch über das ganze Land zieht, die fürchterlichen Höllengeister erscheinen, um Kasperls Seele zu fordern, so haben wir gewiß den Abglanz eines der echtesten, mittelalterlichen, religiösen Spielbilder vor uns. — So ziehen sich die religiösen Aufführungen auf der gefahrenen Bühne bis in die jüngste Zeit hinein fort. Unsere profanen Festzüge mit ihren Wagen haben die Form dieser Aufführungen vielfach übernommen. Aber

*) In Hone, Ancient Mysteries, London 1822, pag. 187.

**) Bei Hone a. a. O. pag. 230.

***) Trautmann, Deutsche Schauspieler am bayr. Hofe; Jahrb. f. Münchener Gesch. Bd. III. Bmbg. 1880.

was sind noch heute unsere Calvarien-Berge mit ihren Stationen anders als erstarrte Mysterien-Spiele auf Gerüste verteilt, die über den Berg zerstreut liegen, und an denen die gläubige und schaubedürftige Menge noch andächtigen Sinns vorüberzieht wie vor 1000 Jahren, Ablaß und Sündenvergebung fordernd wie vor 1000 Jahren? —

II. Die feste Bühne; die Bühnenstadt.

Die feststehende Mysterienbühne, auf der sich alle zum Spiel gehörigen Szenen örtlich nebeneinander vereinigt finden (als hätte man die Spiel-Wagen, die früher durch die Stadt verteilt waren, zusammengeschoben), wodurch dieselbe oft bis zur Größe einer förmlichen Bühnen-Stadt anwächst, ist aus der Kirche hervorgegangen. Das älteste Spiel-Stück war die Osternachtfeier, wobei das Grab Christi vor dem Hauptaltar, in der Mitte der Kreuzung der Kirchenschiffe, aufgeschlagen war, und die als Weiber vermummten Priester von hinten aus dem Chor hervorkamen, auf ihre Frage nach Christus von dem am Grab Wache haltenden Engel die Antwort erhalten, er sei auferstanden, worauf sie lobsingend in den Chor zurückkehren. Diese Szene war ganz kurz, und die Texte, in denen sie sich findet, reichen bei den Franzosen wie in Deutschland (hier die sog. „Freisinger Bruchstücke") bis ins 11. Jahrhundert zurück; den Gebrauch selbst darf man aber gewiß um zwei bis drei Jahrhunderte früher zurückdatieren. Seine allerälteste Form war wohl die, daß man am Karfreitag ein Kruzifix an einem dunklen Ort der Kirche versteckte, um es am Ostermorgen in feierlicher Prozession wieder einzuholen. Das abergläubische Volk drängte sich schon zu dieser Zeremonie mit solchem Ungestüm, in der Meinung, wer an diesem Tage der Kreuzerhebung beigewohnt, werde im Laufe des Jahres nicht sterben, daß schon 1316 infolge der dabei stattgefundenen turbulenten Szenen in Worms ein Synodal-Beschluß erschien, die Zeremonie der Kreuzerhebung unter Ausschluß des Publikums zu vollziehen.*) Dieser Vorgang bedurfte zu seiner Abspielung noch keiner eigentlichen, konstruierten Szene, da der Altar als Grab, das Kruzifix als Leichnam, schon vorhandene Dinge waren. Dagegen haben wir in den **Marienklagen**, die am Karfreitag abgehalten wurden und die kurze Schmerzensszene Marias unter dem Kreuz ihres sterbenden Sohnes darstellen sollen, bereits ein frei erfundenes Spiel auf erhöhter Szene, wozu bei einem derselben eine ausführliche Regie-Anordnung vorliegt. Der älteste Text (dessen bekannteste Fassung das vielfach kompo-

*) Hase, Das geistliche Schauspiel, Leipzig 1858. pag. 16.

nierte „Stabat mater ante crucem") geht hier bis ins 13. Jahrhundert,*) der Gebrauch gewiß viel weiter zurück. Auf einem vor dem Chor etwas erhöhten Ort, — oder, wenn die Witterung es erlaubte, im Freien, — fanden sich ein Maria, Maria Magdalena, Johannes, manchmal auch Christus, Simeon und oft einige Propheten und David, die die Weissagungen zu verkündigen hatten; alle durch Priester dargestellt, Maria durch einen Jüngling (einen der Diakonen); alle waren kostümiert; auf Grund der dem alten Simeon in den Mund gelegten, auf Maria bezüglichen Worte: „Ein Schwert wird durch deine Seele dringen" beginnt das Spiel, das unmittelbar vor Eintritt des Todes Jesu am Kreuz anhebend zu denken ist, mit Händeringen, Schluchzen und Wehklagen der Maria: „Awe der kleglechen not"; Johannes hat ihr stets zu antworten und mit einem hölzernen Schwert ihre Brust in bestimmten Pausen zu berühren; Christus kommt mühsam unter das Kreuz gebückt auf die Szene; sobald die Kreuzigung oder der Tod als eingetreten gedacht ist, legt er das Kreuz hin und spreitet wohl die Arme aus; Maria hat wiederholt niederzustürzen und wird von Johannes wieder erhoben; oft hat Simeon ihre Brust mit dem Schwert zu berühren, welches sie dann mit beiden Händen ergreift und unter brünstigem Augenaufschlag gegen das Kreuz in der Stellung des Durchbohrens hält, so lange die betreffende Wechselrede dauert. Die Texte haben oft viele Hunderte von Versen, und die lateinische Spielordnung besagt, daß die Szene, wenn mit Frömmigkeit ausgeführt, viele der Umstehenden zum Weinen und Mitklagen veranlaßt habe.**) — Aus dem kleinen Kerne der Oster-Nachtfeier haben sich dann, indem man einerseits nach rückwärts über das Leben und die Geburt Christi ins alte Testament bis zur Weltschöpfung zurückging, anderseits nach vorwärts über die Höllenfahrt Christi, Himmelfahrt, bis zum jüngsten Gericht weiterschritt, jene ungeheuren Spiele entwickelt, für die der Raum der Kirche nicht mehr genügte. Als die Kirche zu eng ward, verlegte man die Spiele vor die Kirchenthüre. Dieser Zeitpunkt muß schon sehr frühe eingetreten sein, denn das von Luzarche 1854 veröffentlichte anglo-normannische Drama „Adame" aus dem 12. Jahrhundert spielte bereits vor der Kirchenthüre. Wie langsam und zögernd man aber bei der Lostrennung der Spiele von der Kirche doch immer vorging, beweist gerade dieses Drama; während nämlich die ganze Szene mit Hölle, Paradies und irdischem Schauplatz bereits außerhalb der Kirche liegt, wird die offene Kirchenthüre, an die sich das ganze Gerüst anschließt, noch als Himmel

*) Mone, Schauspiele des Mittelalters, Bd. I. pag. 22. Karlsruhe 1846.

**) Wilken, Gesch. der geistlichen Spiele in Deutschland, Göttingen 1872, pag. 198.

benutzt, aus der Gott Vater herausschreitend die Erschaffung Adams und Evas vornimmt. — Bald wird auch der Kirchhof zu klein; dann geht man auf den Markt; und als auch dieser nicht mehr ausreicht, geht man hinaus aufs freie Feld und errichtet Bühnen, die nur in der Hörweite der menschlichen Stimme ihre Begrenzung finden. Bevor wir aber auf die Beschreibung dieser Riesenbühnen näher eingehen, müssen wir einer Hypothese gedenken, die seit zirka einem halben Jahrhundert in der Litteratur der Mysterienspiele spukt und in die meisten kleineren oder größeren Abhandlungen dieser Materie, z. B. auch über Oberammergau, übergegangen ist; wir meinen die Hypothese der drei- und mehr-stöckigen Bühne. Es scheint, daß eine Bemerkung bei Parfait*) nach einer Chronik aus Metz über das dortige Theater vom Jahr 1437: „fut faict le paireque d'une très noble façon, car il estoit de neuf sièges de haut ainsi comme degrés, tout à l'entour, et par derrière estoient grandes sièges et longs pour les seigneurs et pour les dames" (das Theater war sehr prächtig hergestellt, indem neun Sitzreihen, der Höhe wie der Breite nach, ganz herumgingen; und hinten waren große Sitzplätze und Logen für die vornehmen Herren und Damen), die Ursache des Mißverständnisses war, indem Einige das Wort paireque, welches auch pare geschrieben wird und meist für das gesamte Theater, Bühne und Zuschauerraum, gebraucht wird, hier aber nur für den Zuschauerraum steht, als Bühne allein faßten und so von einer 9-stöckigen Bühne faselten. Devrient**) hat dann durch seine präzise Beschreibung einer drei-stöckigen Bühne das Unglück vollendet und alle seine Nachfolger in den Irrtum mit hineingezogen, bis 1860 P. Paris und nach ihm Juleville***) in Frankreich und unabhängig von beiden Traube†) in Deutschland auf die Unvereinbarkeit der mehrstöckigen Bühne mit dem Text und der Szenerie der uns zahlreich erhaltenen Stücke hinwiesen. Thatsächlich hat die mehrstöckige Bühne in dem vertikalen Aufbau, wie wir in Deutschland Nestroys „Zu ebener Erde und im ersten Stock" oder sein „Die vier Temperamente oder die Schule der Leidenschaften" (dies letztere gar auf einer vierkammerigen Bühne) sahen, im Mittelalter nicht existiert. Dagegen sind bedeutende Niveau-Unterschiede bei der Konstruktion der vielortigen Mysterienbühne allerdings vorhanden gewesen; sicher ist und für die

*) Parfait, Hist. du théâtre franç. Amsterdam, 1757. Bd. II. pag. 254.

**) Devrient, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst, Leipzig 1848, Bd. I. pag. 58.

***) Juleville, Hist du théâtre en France; les Mysteres, Paris 1880. Bd. I. pag. 385 ff.

†) Traube, Zur Entwickelung d. Myster.-Bühne, in Schauspiel u. Bühne, Heft I, Münch. 1880.

die meiſten Fälle zutreffend, daß die Hölle, der Natur der mittelalterlichen Anſchauung nach, unter der Plattform oder dem Gerüſte lag, das den irdiſchen Schauplatz vorſtellte, und ebenſo das Paradies hoch über den irdiſchen Schauplatz hinausragte; hat doch die noch heute gültige Bezeichnung „Paradies" für den höchſt gelegenen Platz unter der Decke unſerer modernen Theater (d. h. das „Juhe") von dieſer hohen Lage des mittelalterlichen Bühnen-Paradieſes ſeinen Namen. Aber die Linie, in der ſich dieſe drei Schauplätze etagenförmig aufbauten, war keine ſenkrechte, wie man lange Zeit mit Devrient annahm, ſondern eine ſchief nach hinten verlaufende, derart, daß das Paradies hinten und oben, der irdiſche Schauplatz etwas tiefer und etwas weiter nach vorn, die Hölle ganz vorn und unten lag. Übrigens kommen von dieſer typiſchen Anordnung eine Menge Abweichungen vor. In älteſter Zeit, z. B. in dem ſchon angeführten normänniſchen Drama „Adame", welches ſich nach vorn von der Kirchenpforte, und in Anlehnung an dieſe, aufbaute, lag das mit ſeidenen Vorhängen verſchloſſene irdiſche Paradies links (vom Zuſchauer) und etwas nach oben; rechts lagen andere Örtlichkeiten und in der Mitte oben, durch die Kirchenpforte ſich vertiefend, das himmliſche Paradies, aus dem Gott Vater heraustritt; von hier ſenkt ſich die Plattform etwas gegen die Zuſchauer hin und bildet den irdiſchen Schauplatz, auf dem Adam und Eva ſpäter, nachdem ſie aus dem Paradies verjagt ſind, auftreten; hier finden ſich auch die Opferſteine Kains und Abels, das zu bebauende Ackerfeld, und hier geht überhaupt jede Spielaktion vor ſich, die nicht ausdrücklich in einer der beſtimmten und konſtruiert ſichtbaren Örtlichkeiten, wie Synagoge, Ölberg, verlegt iſt, wie z. B. das Sprechen des Prologs. Ganz nach vorn hört dann die Plattform auf, und die Zuſchauer erblicken in einer aus der Erde herausgearbeiteten Grube die Hölle mit ihren Inſaſſen, die von hier aus nicht nur den großen Platz ebener Erde bis zu den Reihen des Publikums beherrſchen, gelegentlich auch einen Gang durch die höhnenden und kichernden Zuſchauer machen, ſondern auch hinauf auf den irdiſchen Schauplatz ſteigen und bis hinauf ins Paradies, um die Eva zu verführen. — Dieſe Anordnung wiederholt ſich dann in vielen franzöſiſchen Myſterien; immer links und oben das Paradies; in der Mitte hinten, wo Gott Vater aus der Kirchenthüre trat, bleibt dann der „Tempel des Herrn", auch dann, als das Gerüſt ſich ganz von dem Kirchenbau loslöſte; der „Tempel des Herrn" in der Mitte, gerade gegenüber den Zuſchauern, iſt typiſch für die meiſten deutſchen Myſterienſpiele, z. B. auch in der alten Theater-Zeichnung bei Pichler*) zu ſehen; die Größe daſelbſt läßt vermuten, daß man ſchon

*) Richter, Über das Drama des Mittelalters in Tyrol, Innsbruck, 1850.

damals eine Menge Aktionen, die man sonst nicht in eigene Örtlichkeiten unterbringen konnte, in den „Tempel" verlegte. Noch heute ist in Oberammergau in der Mitte der „Tempel", der, da von allen früheren Örtlichkeiten nichts weiter übrig geblieben ist, als „das Haus des Annas" und „das Haus des Pilatus", alle Szenen aufnehmen muß, die sich nicht in den genannten Gebäuden oder auf der Vorbühne abspielen. — Die Hölle erscheint manchmal statt unten, rechts auf der Bühne; und dann, besonders bei den Franzosen, als Turm mit vergitterten Fenstern, aus denen man die Teufel und verdammten Seelen schreien und wehklagen hört und sieht. Auch in dem von Mone*) mitgeteilten alten Theaterplan ist links der Himmel, rechts die Hölle, in der Mitte die Häuser des Annas, Pilatus, Herodes und das Haus, in dem das Nachtmahl war. Es ist nicht zu verwundern, daß in Oberammergau, nachdem man zu Beginn des 19. Jahrhunderts die dem Publikum schwer glaubhaft zu machenden Dinge, wie Himmel und Hölle, aufgab, in der Mitte die Häuser des Pilatus und Annas und das Haus, in dem noch heute das Nachtmahl ist, übrig blieben, und braucht man nicht zur Erklärung der heutigen Oberammergauer Bühne (wie sie im Prinzip schon 1811 bestand) bei diesen einfachen und sparsamen Bauersleuten auf den Einfluß des teatro Olympico in Vicenza durch die prachtliebenden Jesuiten in München zurückzugreifen, wie Trautmann**) will, oder gar auf den des englischen Shakespeare-Theaters durch die herumziehenden englischen Komödianten des 17. Jahrhunderts, wie Genée***) will. Die Benutzung eines gemeinsamen, größeren Raumes, der meist in der Mitte lag, zu den verschiedensten Vorgängen im Spiel geht übrigens weit zurück. Schon im Donaueschinger Passionsspiel aus dem 15. Jahrhundert†) wird nach Anführung der verschiedenen Örtlichkeiten noch von einer „gemeinen (gemeinsamen) burg" gesprochen, „darinnen man krönt, geiselt, das nachtmahl und andere ding vollbringt, drei Kreuz sind, die Säul und anderes"; damit war natürlich auch die Vorbühne, d. h. ein vorderer gemeinsamer Spielraum gegeben; denn das große Schauspiel-Personal, welches die genannten Prozeduren erforderten, konnte unmöglich alle in der gemeinsamen Burg Platz finden; man drängte also in der Richtung zum Publikum hinaus; und dieser Platz wurde immer größer. Die Vorbühne war aber auch schon durch den häufig auftretenden Prolog gegeben, der oft in der Rolle des heil. Augustin

*) Mone, Schauspiele des Mittelalters, Bd. II, Karlsruhe 1846. pag. 156.

**) Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel, Bayr. Bibliothek 15. Bd.; Bambg. 1890. pag. 92.

***) Genée, Die Entwicklung des szenischen Theaters ..... Stuttg. 1889. pag. 44.

†) Mone a. a. O. Bd. II. pag. 184.

ganz vorne auf einen Platz tritt, der wiederholt „Brügge" genannt wird, um das Stück zu erklären. In den französischen Mysterien heißt dieser Platz direkt parloir, Sprechplatz. Auch einzelne Schauspieler, die zum erstenmal auftreten, wenden sich an die Zuschauer und geben mit den Worten: Ich bin der und der genannt! sich zu erkennen. Daß sie dies nicht von ihren Plätzen aus thaten, beweisen die Spielangaben wie „kommt hervor", oder „tritt ein", oder gar „tritt in den Kreis", wie im niederdeutschen Schauspiel „Theophilus",*) wo zuerst der Prolog als „Bote" in den „Kreis" tritt: „Nu hört, nu hört, und schweiget stille! . . .", dann ein Schwarzkünstler: „Ich bin ein Meister! . . .", zuletzt Theophilus in den Kreis tritt: „Ich bin geheißen Theophilus! . . ." — Dieser Kreis war schon eine Art Vorbühne. Oder, wenn es im ältesten Text des Oberammergauer Passionsspiels vom Jahre 1662 heißt: „Ein Teufel läuft ein", der dann ein Sendschreiben aus der Hölle an die Zuschauer verliest. Hier ist es klar, daß der Teufel nicht von der Hölle aus spricht, sondern sich auf einen neutralen Spielplatz des Theaters begiebt. Wenn man genau sein will, war schon der freie Platz zwischen der Höllengrube und den ersten Zuschauerreihen zu ebener Erde in dem schon genannten französischen Stück „Adame" aus dem 12. Jahrhundert eine Vorbühne, nur mit dem Unterschied, daß bei der damals noch strengen Scheidung zwischen Himmel, Erde und Hölle, niemand auf diesen Höllen-Vorplatz durfte, der eben für die Teufel zu beliebiger Benutzung, zu allerlei Schabernack, reserviert blieb. Soweit also läßt sich die erste Anlage der „Vorbühne" zurückverfolgen, und bis ins 15. Jahrhundert „die gemeinsame Burg", welche heute „Mittelbühne" genannt wird; und braucht man zur Erklärung dieser Dinge kein altenglisches Shakespeare-Theater. Nicht die Mysterienbühne (weder die Oberammergauer, noch sonst eine) ist, zu irgend einer Zeit, aus dem altenglischen Theater hervorgegangen, sondern die englische Shakespeare-Bühne beruht, wie jede andere abendländische Bühne, und wie unser gesamtes Drama, textlich und szenisch auf den mittelalterlichen Mysterienspielen. — Übrigens thut man gut, bei dem Entwurf des mittelalterlichen, religiösen Theaters sich an keinen bestimmten Typus zu halten. Die jeweils vorhandene Örtlichkeit ebenso, wie die zu Gebote stehenden Geldmittel entschieden in bestimmter Weise über den äußeren Anblick des Spielplatzes. Vieles blieb sich immer gleich. Vieles war stetem Wechsel unterworfen. So hören wir in England von einem Theater, welches „drei Plattformen hatte, eines über dem andern; auf der

*) Hoffmann von Fallersleben, Theophilus, niederdeutsch. Schausp. d. 15. Jahrh. Hannover 1853. pag. 20.

höchsten Gott Vater, umgeben von Engeln; auf der zweiten die Heiligen, die bereits zur Seligkeit eingegangen waren; auf der dritten, untersten, die Menschen im diesseitigen Leben; auf der einen Seite dieser letzten Plattform öffnete sich eine dunkle Höhle, aus der Rauch und Flammen hervorschlugen, Schreien und Wehklagen der verdammten Seelen herausdrangen und Teufel zum großen Gaudium der Zuschauer von Zeit zu Zeit hervorkamen"*) In den Towneley Mysteries kommt ein Höllenfahrt-Spiel vor; hier hat dann die Hölle die Hauptbühne inne.**) Wie die Teufel gelegentlich den Zuschauerraum mit als ihr Territorium ansahen, ergiebt sich aus dem Eisenacher Spiel von den 10 Jungfrauen, wo am Schluß die fünf thörigten von zwei Teufeln an einer Kette gebunden durch ca. 100 Verse hindurch, welche die an der Himmelsthür verstoßenen Mädchen wehklagend recitieren, mitten durch die erschütterten Zuschauer hindurch zur Hölle geführt werden.***) Wurde der ganze Marktplatz zum Spiel verwendet, wie im Luzerner Osterspiel 1583, wo der Weinmarkt von Osten, wo das Haus zur „Sonne" lag, gegen Westen, wo der Marktbrunnen war, etwas abfiel, so benutzte man das hochgelegene Haus zur „Sonne", resp. dessen Erker, als Himmel, während die Hölle in der Nähe des tiefer gelegenen Brunnens errichtet wurde, so daß der Teufel, wenn er den irdischen Schauplatz, oder gar den himmlischen, zu besuchen kam, immer heraufzusteigen hatte.†) Dagegen benutzten die Waiblinger, als sie 1571 auf Befehl Herzog Ludwigs in Stuttgart auf dem Markt die „Comödj vom Jüngsten Tag oder Lesten gericht" aufführten, statt einer durch das Niveau des Platzes gegebenen, eine etagenförmige Bühne, denn als „das gebäuw oder gemach darauff soliches gespilt", einstürzte, fing die „darunter angeordnete Hölle" zu brennen an, so daß die Teufel erschrocken davonliefen, während Christus, der „hoch auf seinem Stuhl gesetzen", in größter Gefahr war herabzustürzen, worüber er laut schimpfend sich äußerte, während ihn das Volk verlachte.††) — In Florenz wurde 1304 auf Barken, die wie eine Schiffbrücke über den Strom gelegt und mit Gerüsten bebaut waren, die „Hölle" vorgeführt und gezeigt, wie die nackten Seelen unter den Feuerflammen und den Tor-

*) Strutt, Sports, citiert von Hone p. a. O. pag. 217.

**) Ebert, Die englischen Mysterien, Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. Bd. I. Berl. 1859.

***) L. Bechstein, Das thüringische Mysterium von den zehn Jungfrauen. Halle 1855. pag. 69.

†) Leibing, Inszenierung des zweitäg. Luzerner Osterspiels, im Progr. d. Realschule Elberfeld. 1869.

††) Trautmann, Deutsche Schauspieler am bayr. Hof, in Jahrb. f. Münch. Gesch. III. Jahrg. Bambg. 1889.

turen ihrer Peiniger zu leiden hatten; der Platz war wohl mit Rücksicht auf die Feuersgefahr gewählt; auch hier stürzte die daneben befindliche, als Zuschauerraum dienende, vollgepferchte hölzerne Brücke ein, und viele kamen im Arno oder in den Flammen um.*) In Rom spielte man im Kolosseum. Ein fester Typus für die Mysterien-Bühne läßt sich also nicht finden. Dagegen ist das Prinzip der szenischen Vorführung beim mittelalterlichen Theater immer dasselbe: Es ist das Nebeneinander aller im Stück oder an einem Spieltag vorkommenden Örtlichkeiten. Statt, wie wir heutzutage, an einem Ort zu spielen und diesen durch szenischen Aufputz hinter dem Vorhang als Schauplatz aller im Stück, gleichviel wo, vorkommenden Begebenheiten dem Publikum zu imputieren, stellte das Mittelalter alle Örtlichkeiten gleich zu Anfang seinen Zuschauern auf einem großen Plan nebeneinander hin, und die Schauspieler, statt immer auf derselben Stelle zu spielen, gehen von Szene zu Szene, von Ort zu Ort. Es liegt darin etwas Schwerfälliges, Immenses, Barbarisches und an die Phantasie die höchsten Anforderungen Stellendes, wenn z. B. Asien, Rom und Paris keine zwanzig Schritte auseinanderlagen; aber auch etwas Hoch-Originelles. Und das ist der Vorteil der mittelalterlichen Bühne und das an ihr Imponierende, daß sie vollständig losgelöst von jeder Tradition, frei von jedem schwächlichen Nachahmungsgelüst für die Antike, ganz aus den eigenen Bedürfnissen herausgewachsen ist und ganz mit dem geistigen Horizont des Mittelalters, der ein flacher, aber unermeßlicher war, sich deckt. — Unermeßlich muß nämlich nach unseren heutigen Begriffen manche dieser mittelalterlichen Bühnen genannt werden, wenn wir die Zahl der Örtlichkeiten in betracht ziehen, die darauf vereinigt waren und die doch jede einen gewissen Spielraum beanspruchte, und wenn wir an die Zahl der Schauspieler denken, die nicht selten nahe an 1000 heranreicht. Verhältnismäßig einfach lag die Sache noch, wenn, wie anfangs vielfach in Deutschland, auf freiem Felde einfach ein großer Kreis gezogen wurde, innerhalb dessen der Spielraum war, und in dem Stangenträger mit großen, sichtbar beschriebenen Zetteln Spielenden und Zuschauern die verschiedenen Örtlichkeiten bezeichneten, während das Publikum sich streng außerhalb des Kreises zu halten hatte, und wer es nicht achtete, den Teufeln und ihren Possen zum Opfer fiel.**) (Oder wie die Unter-Ammergauer noch vor wenigen Jahren im Winter, im Schnee, auf freiem Felde, Sonntag nachmittags, ohne jedes Gerüst den „Wilhelm Tell" aufführten.)***) Aber bald kamen für die einzelnen Örtlich-

*) Hase, Das geistliche Schauspiel, Leipz. 1858. pag. 50.

**) Mone, a. a. O. Bd. II. pag. 129.

***) Mitteilung von Zeichenlehrer Lang in Oberammergau.

keiten, für Herodes Haus, für Bethlehem, für Mariä Elternhaus, für das Grab, für die Synagoge u. a. bestimmte Verschläge, kleine offene Häuschen, die man „Lauben", „Brüggen", „Örter", bei den Franzosen échafauds, establies, mansions, bei den Engländern scaffolds nannte, auf; und Paradies und Hölle waren wohl in jedem Spiel mit besonderer Ausrüstung bedacht. Und diese Örter standen wohl auf ebener Erde, oder auf einem Bretterboden, oder auf einem Gerüst; besonders dann, als man den Hohlraum des letzteren zu Versenkungen, Maschinerien und unsichtbarem Traversieren der Schauspieler benutzte. Wir haben einzelne präzise Angaben über die Flächenausdehnung der Bühnen. Hone*) erzählt von einer Bühne in Cornwall: die 40—50 Fuß im Durchmesser hatte; sie war also vermutlich ein Kreis. Juleville**) berechnet für ein „mansion", also etwa für Pilatus' Haus oder Herodes' Palast, nebst dem für dasselbe nötigen Spielraum im Mittel 10 Meter. Und 30 solcher „mansion", meint er, mögen bequem auf einer damaligen, durchschnittlichen Szene Platz gefunden haben. Das wäre für die Breite einer solchen Bühne, bei günstigster Plazierung der Häuschen, eine Breite von 60 Meter auf einer Tiefe von 50 Meter, oder eine Fläche von 300 Quadratmetern. Da kann man allerdings von einer Bühnenstadt reden. Auf der Pariser Ausstellung vom Jahr 1878 war auf der Theater-Abteilung die verjüngte plastische Nachbildung des Passions-Theaters von Valenciennes aus dem Jahr 1547 zu sehen, welche sich als Skizze dem alten Manuskript beigefügt fand. Hier befand sich bei einer angenommenen Breite von 50 und Tiefe von 25 Metern zu äußerst links auf einem Säulen-Unterbau das Paradies errichtet, in dem Gott mit seinen Engeln in höchstem Glanze thronte; demnächst ein kleines Haus mit dorischen Säulen war Nazareth; wieder ein größerer Säulenbau mit abgegrenztem Vorhof, in dessen Innern man den Altar und den Regenbogen erblickte, war der Tempel des Herrn; dann eine kleine Gruppe von Gebäuden mit Turm, Giebel, Säulen ꝛc. repräsentierte die Stadt Jerusalem. Und so ging es fort; es kommen noch der Palast des Herodes mit Freitreppen und im Innern der sichtbare Thron; das Haus des Propheten; der See Tiberias, durch ein Bassin mit Wasser und einem Schiff darauf dargestellt; und zuletzt rechts Hölle und Vorhölle, zwei Türme mit vergitterten Fenstern, aus denen man Teufel und Verdammte herausblicken sieht. Dies war wohl eins der schönsten Theater. — In Rouen spielte man 1474 das Mysterium der „Fleischwerdung und der Geburt". Da alle Bühnenhäuser nicht auf dem

*) Hone, a. a. O. pag. 217.
**) Juleville, a. a. O. Bd. I. pag. 385 ff.

„neuen Markt" Platz fanden (es waren deren 22), verlegte man das „Haus der Propheten" in eine Seitenstraße. Das Paradies, heißt es in der alten Beschreibung, war ein offenes, im Innern rings mit goldenen Strahlen ausgeschlagen; in der Mitte Gott Vater auf einem prächtig geschmückten Stuhl; zu seiner Rechten der Friede, unter diesem die Barmherzigkeit; zu seiner Linken die Gerechtigkeit, unter ihr die Wahrheit; außerdem sechs Ordnungen Engel, eine über der andern; dieselben hatten zu spielen und zu singen; man nahm aber die schönsten Mädchen und stellte Sänger und Musiker hinter ihnen versteckt auf; doch hatten erstere Singen und Spielen nachzuahmen. Der Künstler des Paradieses soll versichert haben, ein schöneres Paradies werde man weder diesseits noch jenseits finden. — In Deutschland hielten sich im ganzen die Zurüstungen in bescheideneren Grenzen. Aber eins der prächtigsten und großartigsten Spiele muß doch das Luzerner Osterspiel vom Jahr 1583 gewesen sein, dessen Regiebuch uns erhalten ist.*) Der Weinmarkt daselbst mit seiner respektablen Größe von über 11 000 Quadratfuß bildete den Spielplatz, auf dem am ersten Tag 62, am zweiten Tag 24 Örter hoch und niedrig konstruiert waren, in denen über 1800 Darsteller agierten. Die Zuschauer-Tribünen waren rings um den Markt an die Häuser angelehnt und reichten bis an den ersten Stock, so daß in den meisten Fällen die Zuschauer auf die Spielenden herabsahen. Nur der „Himmel", der zwischen zwei Erker am Haus „zur Sonne" errichtet war, scheint die höchste Stelle eingenommen zu haben. In ihm saß Gott Vater, Pater aeternus, mit Diadem, in langem grauen Bart, mit Reichsapfel in der Hand, im weißen Talar und mit prächtiger Chorkappe. Im Ärmel hat er eine weiße Rippe versteckt zu halten, weil er sie später, bei Erschaffung der Eva, braucht. Er, der Darsteller von Gott Vater, und die Engel hatten den Himmel „aufzurüsten". Unter dem Himmel lag das Paradies, welches Adam und Eva „auszurüsten" hatten; mitten im Paradies der Baum der Erkenntnis. So geht das Regiebuch durch alle Örter durch bis hinab zum Brunnen, wo die Hölle lag. Quer über den ganzen Platz ging ein mit Wasser gefüllter Graben, der den Jordan darstellte. Vom Haus „zur Sonne" liefen hoch in der Luft zum Brunnen hinab Seile, an denen der Stern hinübergezogen wurde, den die einreitenden heiligen drei Könige über Bethlehem zu erblicken hatten. Mitten im Platz zwischen den Gerüsten waren „Höfe", in denen die Schauspieler, die nicht gerade beschäftigt waren, sich aufhielten. Es wird ermahnt, dort nicht zu viel zu zechen.

*) Leibing, Inszenierung des zweitägig. Luzerner Osterspiels, im Programm der Realschule Elberfeld. Elberfeld 1869.

Unter dem Gerüste waren Versenkungen zum Verschwindenlassen von Darstellern, oder zum Durchgang für dieselben, wenn sie an einem entfernten Teil des Spielplatzes aufzutreten hatten. Bei der Totenauferstehung steigen die Betreffenden in fleischfarbenen Gewändern, auf denen Skelett und Totenschädel gemalt ist, Sargtuch und Totenbein in der Hand, unter diesen Gerüsten hervor, gehen in zwei Partien den ganzen Spielplatz hinauf, „lassen sich bloß sehen, als ob sie erscheinen, ungeredet, und gehen alsdann wieder hinab in das Grab". Die auf den Platz einmündenden Straßen sind hoch mit Holzbrücken überspannt, auf denen das geringere Volk zusah; unterhalb derselben ziehen jeden Tag die Spielenden in feierlichem Aufmarsch zu Fuß und zu Pferd ein, die Teufel, die Clowns der Mysterienspiele, voraus, in lustigen Sprüngen über die Planken setzend, und unter dem Jubel des Publikums die Hölle einnehmend. Das Spiel beginnt mit Erschaffung der Welt und endigt mit der Auferstehung Christi; dauert 21 Stunden, die sich auf 2 Tage verteilen. Nachts werden die Gerüste bewacht. Die Kosten werden zum Teil durch den Erlös auf den Markttribünen gedeckt. Fremde sind nicht nur spiel- sondern auch zechfrei. Als die Zuschauerplätze nicht für alle Fremden ausreichen, werden einige auf dem „Stand der Profeten" untergebracht. Die auf die Stadt fallenden Kosten waren bedeutend. — Einen eigentümlichen Anblick muß die Spielweise des Mysteriums in Autun 1516 gewährt haben, von dem wir schon eingangs dieses Aufsatzes hervorhoben, daß es mit seinem Zuschauerraum von 80 000 Personen, der Kostbarkeit seiner Ausstattung, dem Umfang der Vorbereitungen und dem Zulauf der höchsten Gesellschaft aus halb Frankreich wohl das imposanteste aller uns überlieferten Mysterienspiele war. Der Spielraum war dort auf der halbkreisförmigen Ebene, welche der amphitheatralische Zuschauerraum einschloß, also das, was die Alten Orchestra, was wir heutzutage Parkett und Parterre nennen. Dieser Platz war gegen den ersten, jüngsten amphitheatralischen Kreis der Zuschauer hin durch einen Wassergraben getrennt. Außerdem schlossen hohe Gerüstbauten die Enden des Halbkreises gerade gegenüber von den Zuschauern ab. Dort befanden sich rückwärts die Ankleidezimmer, und vorne, gegen die Szene schauend, werden wohl auf den höheren Teilen Vorrichtungen für eine prächtige Gestaltung von Himmel und Paradies getroffen gewesen sein. Der ganze ungeheure Raum war mit einem Dach aus Segeltuch überspannt. Der entzückte Chronist fügt hinzu, eine ähnliche Aufführung, wie die der Stadt Autun, habe sich wohl noch nicht ereignet; doch hätten sie nicht „par vaine gloire" gespielt, „mais pour l'honneur de la majesté divine. Aussi Dieu permit qu'il ne se produisît à cette occassion ni sifflets, ni tumulte populaire, ni raillerie

ou dérision.*) (Mit Gottes Hilfe sei die Sache ohne Zischen, Unordnung und schlechten Späßen abgegangen.) — Führen wir noch an, wie in Zuckmantel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch die Passion aufgeführt wurde, wo zuerst das ganze Spiel bis zum Urteil des Pilatus in der Pfarrkirche des Ortes vor sich ging, worauf dann Zuschauermenge und Schauspieler in feierlicher Prozession zum Rochusberge hinaufzogen, in Nachahmung von Golgatha, wo Kreuzigung, Tod und Grablegung vorgeführt wurden, so haben wir die Hauptformen und Abweichungen der feststehenden Mysterienbühne unter freiem Himmel an uns vorüberziehen lassen. Um aber nochmals am Schlusse dieses Paragraphen das Charakteristische der mittelalterlichen Szene zu betonen, welches sich überall, bei allem Wechsel von Örtlichkeit und Arrangement, gleich bleibt, können wir wohl keine prägnanteren Sätze finden, als die, mit denen Scaliger**) in seiner Poetik schon vor 300 Jahren diese Spielweise gekennzeichnet hat: „Nunc in Gallia ita agunt fabulas ut omnia in conspectu sint; universus apparatus dispositis sublimibus sedibus. Personae ipsae nunquam discedunt; qui silent pro absentibus habentur.“ (In Frankreich drüben führen sie jetzt so die Spiele auf, daß man alles auf einmal sieht; der gesamte szenische Apparat auf hohen Plätzen vor einem aufgestellt. Die Schauspieler selbst verlassen nie die Szene; wer nicht spricht, gilt als abwesend.)

(Schluß folgt.)

Unser Dichteralbum.

Vision.

In des Kampfes Wehe
Mir zum Trost gesandt,
Da ich schon vergehe,
Wie durch Wolken sehe,
Nimmt's mich bei der Hand:
Ob mein Herz noch zage?
Flüstert's über mir —
Mit dem letzten Schlage,
Stern der letzten Tage,
Strebt's, o Kind, zu dir.

Langquaid. Engelbert Albrecht.

*) Juleville, a. a. O. Bd. I. pag. 385 ff.
**) Scaliger, Poetik 1561. Bd. I. pag. 21.

An eine Negerin.

(Nach Charles Baudelaire.)

Wenn ich, geſchloſſ'nen Lid's, in heißer Sommernacht
Den Balſam ſchlürfe Deines Buſens ein,
Steht bald vor mir in voller Südenspracht
Ein glücklich Land in ew'gem Sonnenſchein,

Ein träges Eiland, von Natur bedacht
Mit wunderbaren Pflanzen, Spezerei'n,
Mit Männern, die ſich keinem Joche leih'n,
Und Frau'n, aus deren Aug' die Wahrheit lacht.

Von Deinem Duft weit von Dir fortgetragen,
Seh einen Hafen ich, ſeh' Maſten ragen,
Die ſich, bewegt, von langer Fahrt erzählen,

Indes der Duft der Tamarindenbäume
Und ſich melodiſch mengt in meine Träume
Ein ferner Chorus aus Matroſenkehlen.

Berlin. J. Bettelheim.

Die Werke der Natur.

Alte Burgruinen ſchauen nieder
Von den waldumkränzten Bergeshöhn,
Drunten ſingt der Hirte ſeine Lieder,
Wo der Vorzeit Sagen ihn umwehn.
Alles iſt in Steingeröll verfallen,
Was einmal ſo herrlich war und ſchön,
Düſtern Höhlen gleichen jene Hallen —
Wo einſt thronte ritterliche Pracht,
Hat die Eule ſich ihr Neſt gemacht.

Nur die Berge ſtehn noch aufgerichtet
Feſt wie ſeit Jahrtauſenden ſie ſtehn.
Menſchenwerk wird von der Zeit vernichtet,
Nicht die Werke der Natur vergehn.
Blumen ſchmücken jene öden Räume,
Von den Mauern Epheuranken wehn,
Aus den hohen Türmen ragen Bäume
Die Natur ſchafft ewig unverſehrt,
Bauet immer, ſelbſt wo ſie zerſtört.

Leipzig. Albert Wittſtock.

Flitterwochen.

Wenig Wochen erſt verbunden,
Lieben ſie ſich noch unſagbar,
Jedem iſt der Zärtlichkeiten
Süße Bürde kaum ertragbar.

Aber dennoch, nichts als Küſſe,
Sehnend Seufzen und Umarmen:
Vor Verliebtheit hat ein jedes
Mit dem andern kein Erbarmen.

Immer koſen ſie wie Tauben
Hinter gold'nem Käfiggitter: —
Liebesluſt iſt ihnen Selbſtzweck,
Lebensernſt iſt ihnen — Flitter!

Wien. Heinrich von Korff.

Ein Gefangener.

Die Stadt iſt entſchlummert. Schon graut es. Die Scheibe
Des Monds und die Sterne verblaſſen.
Da kommt er von einem ſchönen Weibe,
Durchſchlendert die ſtillen Gaſſen . . .
„Sie hat mich verfeindet dem Tag und dem Schlafe,
Ich ſollte ſie ſcheuen und haſſen —
Doch lechz' ich nach ihr und bin ihr Sklave,
Und ſüß wie die Sünd' iſt die Strafe!

„Des Pfuhls berückende Düfte liegen
Mir noch in Bart und Haaren,
An meine Lippen und Lider ſchmiegen
Sich linde Küſſe zu Scharen.
Und um mich ſamtweich noch immer die runden
Milchweißen Arme ſich paaren —
Ich kann auch im Morgenhauch nicht geſunden
Vom Zauber der nächtlichen Stunden! . . .

„O Nachtigall dort oben im Bauer,
Wie faßt mich dein ſchmachtendes Klagen!
Gedenkſt du der Halden voll Frühlingsſchauer,
Wo deine Schweſtern ſchlagen?
Auch mich ſchon wollte von dieſer Küſte
Die Sehnſucht oft alpenwärts tragen —
Doch bald ging das Heimweh wieder zur Küſte
Um Sylviens Augen und Brüſte.

„Hier ſtürzt ein Brunnquell in eherne Schale
Einer Nixe zu Füßen nieder;
Er kommt von den Bergen, er ſang durch die Thale
In Freiheit einſt fröhliche Lieder . . .
Mein Hochland mit deinen Firnen und Klüften,
Ach wann denn ſchau' ich dich wieder?
Ach wann! Da ſchwebt ſie vor mir in den Lüften —
O Locken, o Schultern und Hüften!

„Des Nachts in ihre Arme mich betten,
Des Tags von den Nächten träumen,
Mein Sinnen, mein Denken und Dichten in Ketten —
So fühl' ich das Leben verſchäumen.
Ja, Vöglein, ja, Vorn, da frommt kein Bangen,
Da hilft kein Sträuben und Bäumen:
Wir drei, wir ſind ins Garn gegangen,
Gefangen, gefangen, gefangen!“

Innsbruck. Hans von Vintler.

Katanella.

Eine Viſion.

Ruhbedürftig, liebesüberſättigt
Sinkt nach tobenden Genüſſen
Dein geſpenſterblaſſer,
Herrlicher Leib
Keuchend zurück.
Weit geöffnet, in ſchweren Atemzügen
Zittern die Nüſtern,
Und im leiſen Nachkrampf
Zerren ſich die hochgeſchürzten Lippen ...
Langſam ſteigt von Deinem tiefgeleg'nen
Onyxdunklen Auge
Deines Lides leichtumblauter
Schwerer Schleier.
Liebeſicher und hochmutfunkelnd
Glutet Dein Blick in meinen ...
Plötzlich, den hilfloszornigen,
Liebzermarterten Leib
Machtvoll niederzwingend,
Wühlt ſich der Wille zur Luſt
Nochmals ſtürmiſch auf aus Deiner Seele,
Und herüber zu mir
Ziſcht Dein gewaltiges,
Grauenhaft ſüßes:
„Zu mir, zu mir."

Wien. Felix Dörmann.

Windthorſt.

Kühn und lauter, gerecht und ſtolz
Standeſt Du in der Welt,
Du warſt ein Stamm aus hartem Holz,
Der ſich dem Sturme ſtellt.

Stark war Dein Sinn und rein Dein Herz,
— Auch Dein Gegner bekennt's —
Drum betrauert die Welt mit großem Schmerz
Die kleine Excellenz.

Nur der Freund des Lichts nicht zu trauern vermag
Und klagt, weil er nicht darf klagen
Heute an Deinem Sterbetag,
Wo es gilt: Lebewohl zu ſagen!

Denn Du haſt gefochten kampfbereit
Unter den Meiſtern ein Meiſter,
Du haſt Dein Schwert geſchwungen im Streit
— Doch nicht für die Freiheit der Geiſter.

Ja, hätte fürs Licht geſtritten Dein Wort
Mit ſiegreicher Eloquenz
— Dann lebteſt Du in der Geſchichte fort
Als die große Excellenz.

Arthur Pfungſt.

Flucht.

Des Gaslichts trübes Gelb durchſchleicht die Nacht
Und zittert fröſtelnd auf der Fluten Schimmer,
Und wallt zurück und ſickert in den Sand:
Lichttropfen da und dort — auch er entſchwand.
Der ſpröde Kies, auf dem ich ſchreite, kracht —
Wie Scherben unter meinem Fuß — der Glimmer.

Aufſtöhnt der Strom, im Buſchkleid eingeſchnürt,
Sein ſterbekühles Atmen ſchauert krank —
Erzittern macht es — um die matten Glieder.
Es wogt und wallt die Fläche auf und nieder,
Und Schaum, von Felſenkegeln aufgerührt,
Durchziſcht das Schweigen, bis der Schlund ihn trank.

Da ſchaufelt's, ziſchelt's, preßt es durch die Fluten,
Die milchig durch das Dunkel zucken auf,
Der Glocke frecher Klang — entweihtes Erz,
Der Habgier dienſt auch du! — umkrampft das Herz,
Und von dem Maſte glimmen Purpurgluten
Und gießen ſanften Glaſt der Glocke auf.

Worms. G. Ludwigs.

Moderner Standpunkt.

Wie rot Du biſt und wie zerſtreut,
Und ich — in Feuerflammen!
So zag und ſittig ſind wir heut
Das letzte Mal beiſammen.

Nimm hin und gieb mir Seel' und Leib,
Warum die Sinne töten?
Du haſt den Mann und ich das Weib
Wie liebes Brot vonnöten.

Und kommt die Welt und will uns zwei
Als Galgenvögel rupfen:
So ſoll ſie ſich, und derb dabei,
An ihrer Naſe zupfen.

Leipzig. Anna Treuenfels.

Der Haide Klage.

Ich arme Haide
Im dürren Kleide, —
Einſt war ich das Meer
Und Wildwogen wälzten über mich her
Schaumkronen, ein ſchimmernd' Geſchmeide!

Sturm mich ereilte!
Brauſend verweilte
Zu ſchwelgender Luſt
Berauſchenden Seins er an meiner Bruſt,
In mir, die aufjauchzend es teilte.

O wohlig Ringen!
Wonnig Umſchlingen,
Der Feſſeln entrafft!
Zeugend, gebärend, die gährende Kraft,
Der neu mußte Luſt ſich entſchwingen!

Nun ſind die Wonnen,
Ach, längſt zerronnen:
Entfloh'n iſt die Flut —
Nun nähr' ich der Sehnſucht zehrende Wut,
Aus des Wehs unſtillbarem Bronnen.

Ich arme Haide
Im dürren Kleide, —
Einſt war ich das Meer!
Brauſendes Leben war rings um mich her,
Nun — ſchweig ich in ewigem Leide!

Münſter i. W. L. Rafael.

Mainachtfeier.

Das iſt die Nachtigallenzeit,
Das warme, weiche Waldesdunkel,
In ſüßer Selbſtvergeſſenheit
Von jungen Blüten überſchneit
Und überflutet vom Mondgefunkel,
Als hätte das Auge der Ewigkeit
Die langen Wimpern emporgeſchlagen,
Und Du könnteſt den tiefen Blick erringen,
Und alle Wonne und alles Leid
Quälen Dich nimmer mit Rätſelfragen;
Denn die klare Leuchte des Weltalls ſcheint. — —

Und wie's in den Büſchen ſelig weint
Und Ton an Ton ſich ſchluchzend dehnt,
Spürſt Du, wie Leben nach Tod ſich ſehnt. —
Selig zu ſterben! — Stirb, o ſtirb,
Trotziges Herz, und den Frieden erwirb
In zweier Augen dunklen Gluten,
Das wie Mondlicht zittert über den Fluten,
Die tagesüber der Sturm durchwühlt!
All Deine Sünden ſind weggeſpült,
Heilig der Boden, drauf Du ſtehſt,
Sicher der Streitgang, den Du gehſt!
Schwinge das Schwert! Sieg oder Tod! —
Luſtig ins dämmernde Morgenrot!

Leipzig. Edgar Steiger.

Hartens-Heihdag.

(Dialekt.)

Wat ſleit' de lütte Nachtigall
Ut den'n Kaſtanienbom?
De annern Vageln liggen all
In'n depſten Drom.

Se ſingt för ehr dat Nachtgebet,
Wil dat ſe ſlapen könt;
So trurig abers klingt ehr Led
As wenn ſe weent.

So geit' ok mi. — Du leiwes Kind,
Slap Du man ſtill un dröm!
— Ik hör noch, wat de lieſe Wind
Speilt in de Böm.

Und ſucht ward mi dat Og dorbi.
— Kind, Kind, wat heſt Du dahn! —
Doch ſlap Du man; wat kümmert Di
Min ſtille Trahn.

Lübeck. Ludwig Ewers.

Metamorphoſen.

Von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

Winterkrank war meine Seele, und ſie kroch wie eine faule Kröte zwiſchen kalten Steinen.

An den leeren Stunden klebte ſie wie eine müde Fliege am angelaufenen, undurchſichtigen Fenſterglas.

Sonſt war meine Seele ein Schmetterling, ein leichter, feiner, blütenverliebter Schmetterling, der ſich im Sonnenſcheine von weichen Winden

gerne tragen ließ, wie ein Blumenblatt; und er ſteckte ſein Saugrüſſelchen gerne in alle Süßigkeit, und er berauſchte ſich gerne an Tauſendblumengeiſt, und im offenen, ſamenſtaubduftigen Schoße üppiger, buttergelber Roſen ſchlief er gerne, der ſorgenloſe, leichtſinnige, frei ſchwebende Schmetterling meiner Seele.

Weißt du noch, meine Seele, wie du zum letztenmale Schmetterling warſt?

Das war ein heller, herber Tag, hell wie ein braunes Mädchenauge, in dem der Spott lacht: „Liebe, — was iſt denn das?“

Solch' ein Tag war's: Herbſtbeginn.

Da flogſt du, meine leichtgläubige Seele, durch die kalte Helligkeit und ſuchteſt Blüten, aber fallende Raſchelblätter, niederzitternd in zagender Schwäche, ſtörten deinen Flug, und du wurdeſt verzagt und frorſt in dieſer leeren Helle.

Da wurdeſt du ein kriechendes Tier, meine Seele, und du haſt dich verkrochen vor dem liebloſen Winter und dumpf geſchlafen.

Ohne Seele, ohne Liebe, ohne Rauſch und Taumel ging ich durch dieſen Winter, ein verdroſſener Krüppel, und ſah ich die Sonne, ſo fragte mein Auge: „Was ſoll dieſe blinde, angelaufene Scheibe?“

Ein einziges, großes Elend war mir dieſer Winter.

Da, mitten in der Nacht, geſtern, wachte meine Seele auf, und ich fühlte es deutlich: ſie hob Flügel wieder, meine Seele, und ſie iſt wieder Schmetterling.

Und ich weiß: Zwei blaue, leuchtende Blumen ſucht ſie, und nie noch koſtete ſie ſolche Süßigkeit, wie in dieſen beiden Blumen iſt.

Hexenaugen.

Novelle von Heinz Tovote.

(Berlin.)

Wir ſaßen vor dem Café zur Oper in Budapeſt, mit dem Rücken gegen einen der Steinpilaſter, und betrachteten die vorüberziehende Menſchenmenge, die auf der Radialſtraße promenierte.

Robert hatte ſeinen träumeriſchen Tag. Er war ſtill und verſchloſſen; und ſah über die Menſchenmenge hinweg, als ob ſie ihn nichts angehe.

Plötzlich fiel sein Blick auf eine rasch vorüberschreitende junge Dame im grauen Staubmantel. Sein Gesicht belebte sich, er beugte sich vor und schien im Begriffe, aufzuspringen, als er sich auch schon wieder lässig zurücklehnte.

— Kanntest du die Dame, fragte ich.

— Nein!

Sein sonst so hübsches Gesicht hatte schon wieder den früheren nichtssagenden Ausdruck angenommen.

Ich sah dem jungen Mädchen nach.

— Ein hübsches Kind! für was hältst du sie?

Er schwieg einen Augenblick und sagte dann müde:

— Laß' sie doch sein, was sie will. Wozu brauchen wir das zu wissen? Es sollte uns genügen, daß ein Mädchen hübsch ist. Die Frauen müßten uns noch viel mehr belügen. In der Lüge, im Nichtwissen allein liegt das Glück. Wozu also etwas ergründen wollen, das uns, wenn wir die Wahrheit finden, die Zufriedenheit raubt? . . .

— Du scheinst ja auf diesem Gebiete in letzter Zeit schlimme Erfahrungen gesammelt zu haben, daß du so redest.

Robert nickte bestätigend mit dem Kopfe.

— Du hast eine Geschichte erlebt? Also erzähle.

Er lehnte sich ganz zurück, schlug die Beine übereinander, klirrte spielend mit dem Löffel gegen die zierliche Tasse, schien sich aber nicht entschließen zu können, mir seine Abenteuer zu erzählen.

Die Wagen jagten über das Holzpflaster, die Menschen drängten sich plaudernd und lachend vorüber, und von den im breitflutenden Sonnenlichte daliegenden Trottoirs wirbelte ein leichter gelbgrauer Frühlingsstaub auf.

— Steht die junge Dame, die wir eben gesehen haben, in einer Beziehung zu deinem Erlebnis?

— Direkt nicht. Ich glaubte nur einen Herzschlag lang, sie sei es. Ich habe sie noch nicht wiedergesehen. Eigentlich ist die Sache lächerlich, und doch wieder recht traurig ernst. — Es sind etwa sechs Wochen her, als ich ihr zum erstenmale begegnete. Ich ging mit Geza im Stadtwäldchen promenieren, als uns ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen auffiel, das vielleicht zwanzig Schritte vor uns herging.

Wir beschleunigten unseren Schritt und überholten sie. Sie blickte nicht seitwärts. Sie sah zu Boden und spielte mit ihrem geschlossenen roten Sonnenschirme, mit dem sie im Vorwärtsschreiten stets die kleinen weißen Steinchen, die auf dem Wege zerstreut lagen, berührte. —

Sie war sehr hübsch. — Kaum mittelgroß, aber welch' eine zierliche und doch so jungreife Gestalt. Blondes aufgewundenes Haar, und ein Gesicht, liebesbleich, kaum der Hauch des Lebens auf den Wangen. Und in diesem Kindergesichte ein paar merkwürdige Augen, grau, ganz hellgrau; von unergründlicher Tiefe, in die sich der Blick verlieren konnte, rätselhafte Augen, die wie das Meer im Sommerglanze schillerten.

Ich sah sonst nichts von dem Gesichte, nur diese märchenhaften Augen. Ich wagte es nicht, mich umzusehen.

Geza hatte gleich Feuer gefangen. Ohne daß ich etwas sagte, bogen wir in einen Seitenpfad, um ihr so zu begegnen, und jetzt wirkten die Augen noch mehr. Das Gesicht war ruhig und kalt, die Lippen schmal und bleich, die Nase ein wenig stumpf, und nur um die Nasenflügel schien eine leise Sinnlichkeit zu flattern.

Ich zog Geza fort, denn ich war eifersüchtig auf seine Blicke; seine leicht hingeworfenen Worte empörten mich. —

Als wir sie wenige Minuten später wiedertrafen, ging ein Herr neben ihr.

Geza zuckte bedeutungsvoll mit den Schultern, daß ich ihm fast etwas erwidert hätte, und sagte bedauernd:

— Raté! Siehst du, jetzt sind wir eingegangen. Ein anderer, der glücklicher war als wir. Trösten wir uns also.

Wir gingen in die Stadt zurück. Ich sah das merkwürdige Mädchen mit seinen hellblonden Haaren und den kalten grauen Augen immer vor mir. Es waren die Augen einer Nixe. So kalt und leidenschaftslos, so wasserhell in diesem Antlitze einer schönen Toten.

Die Nacht träumte ich von ihr. Dann vergaß ich sie. —

Acht Tage später begegnete ich ihr am Morgen am Franz-Josephquai. Ganz plötzlich schien sie vor mir aufzutauchen, daß ich im Augenblicke, als ich sie sah, erschrak und mir das Blut pochend durch die Adern jagte.

Ich hatte sie zu spät erkannt. Als sie vorüber war, versuchte ich vergebens mir vorzustellen, wie sie ausgesehen hatte. Ich wußte es nicht mehr. Ich wußte nicht einmal die Farbe ihres Kleides.

Nur ihre Augen hatte ich gesehen, und in diesen Augen schien ein geheimnisvoller Zauber zu liegen, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Ich mußte immer an sie denken, ich sah diese grauen Blicke stets auf mich gerichtet, und eine brennende Sehnsucht überkam mich, dieses Mädchen kennen zu lernen.

Wieder verflossen acht oder zehn Tage, während deren ich stets ihrer gedenken mußte. Ich konnte mich von der Erinnerung nicht losreißen.

Sie stahl sich in meine Träume, und ich lag des Nachts im Traum

in ihren Armen, wo sie mit ihren bleichen Lippen mir das Blut aus den Adern küßte, und mich mit den Blicken ihrer kalten Nixenaugen langsam tötete. —

Ich sah sie wieder, ein paar Mal allein; einmal mit einer alten, sehr vornehm aussehenden Dame, bei der sie plaudernd stand. Als ich an ihr vorbeiging, folgte sie mir mit den Blicken, als wollte sie fragen, was mich stets auf's neue ihr in den Weg führe.

Ich folgte ihr, wie sie durch die Straßen ging. Ich beobachtete dieses leise Wiegen der Hüften, dieses Hinschweben über die Erde; und doch wagte ich es nicht, mich ihr zu nähern. Wenn sie von den breiten Straßen in eine kleine Seitenstraße bog, blieb ich zurück, damit ich ihr nicht auffiel.

Gern hätte ich gewußt, was sie war, wo sie wohnte; aber ich folgte ihr nicht. Eines Nachmittags traf ich sie in einer völlig vereinsamten kleinen Gasse. Nur die Sonne spielte auf dem Pflaster und glitzerte in den kleinen Scheiben der Häuschen. Kein Mensch war zu sehen. Mir schien, als ob sie im Vorübergehen den Kopf leicht nach mir wende. Ich wagte es nicht einmal, mich umzublicken. Ich zerbrach mir den Kopf, was sie sein könne. — Ob ich sie anreden durfte? —

Ich bin nie darüber hinweggekommen, wie man so ohne weiteres ein Mädchen auf der Straße anreden kann, ohne sie zu beleidigen, auf das allertiefste.

So habe ich gar manches verfehlt. Man hätte es mir so oft nicht übel genommen, wenn ich, ohne Rücksicht zu nehmen, die Bekanntschaft gemacht hätte. Aber ich wagte es immer nicht.

Ich weiß nicht, aus welchem Anlasse: aber ich bildete mir ein, die Nixe sei kein anständiges Mädchen.

Ich sah sie immer allein, nie mit einer Dame, niemals mit einem Herrn. Auch grüßte sie niemand.

Vielleicht, weil ich nicht den Mut hatte, ihr näher zu treten, suchte ich sie jetzt vor mir selbst herabzusetzen. Nun hätte ich sie doch ruhig anreden können. Ich brauchte ja, wenn ich so dachte, nur mit ihr zu unterhandeln, um sie mein zu nennen.

Ich that es nicht. — Im Stillen redete ich mir wieder ein, das sei sinnlos. Mit diesem Gesicht, dieser Anmut, dieser keuschen Eleganz, mit diesen tiefen, offenen Augen, durch die man bis auf den Grund der Seele schauen konnte, war es nicht denkbar, daß sie etwas anderes als ein ehrliches Mädchen war.

So lagen die widerstreitendsten Gefühle bei einander, und die Wünsche,

sie sei unnahbar, und die entgegengesetzten, sie sei für mich ohne weiteres zu haben, rangen miteinander.

Eines Abends kam die erste Entscheidung. —

Die Dämmerung war hereingebrochen.

Ich schlenderte durch die Stadt und kam vom Donauquai durch die Postgasse auf die Waitznerstraße, als ich die Nixe dicht vor mir sah.

Ich war entschlossen. Heute oder nie. Ich wollte sie anreden, und folgte ihr.

Sie ging mit dem ihr eigenen schnellen Schritte durch die ineinander flutende Menschenmasse.

Dann bog sie plötzlich rechts ein. Ich folgte ihr und wollte eben meine Schritte beschleunigen, als ich sah, wie etwa acht bis zehn Schritt hinter ihr ein Herr folgte, ohne daß es jedoch auffiel, da er sie scheinbar nicht ansah. —

Das war ja die längstgesuchte Gelegenheit, um ihre Bekanntschaft zu machen, indem ich sie von dem Zudringlichen befreite.

Allein ich entschloß mich, noch zu warten, erst wenn er sie anredete, wollte ich vortreten.

An der Elisabethpromenade bog sie durch das Gitterthor in den Garten ein, und verlangsamte ihren Schritt. Unter dem dichten Laubgange blieb sie stehen. Im nächsten Augenblicke war der Herr bei ihr, und sie schritten nebeneinander durch die im tiefsten Dunkel liegenden Anlagen, die vom Nachtdufte der Blumen erfüllt waren.

Als ich das sah, konnte ich mich nicht halten, ich mußte laut über mich lachen, aber es that mir weh, und ich erschrak davor.

Ohne weiteres kehrte ich um. —

Und ich Thor hatte sie von jenem befreien wollen! —

Ich ging zum Hangl Kiosk und setzte mich in den Garten. Rings um mich lachende schwatzende Menschen.

Vergessen wollte ich sie, aber wie sollte ich es anfangen.

Und wieder arbeitete meine Phantasie.

Mußte es denn durchaus ein Liebesabenteuer sein, das jene beiden dort zusammengeführt hatte? Wer konnte das behaupten. Nein — es sah auch garnicht darnach aus. Sie hatten sich nicht einmal die Hand gegeben. Und weshalb liefen sie dann durch die ganze Stadt erst bis zur Elisabethpromenade?

Wenn es wirklich ein leichtsinniges Mädchen war, dann brauchte es doch nicht solcher Umständlichkeiten.

Vielleicht war es ein ernſthaftes Liebesverhältnis, und ſie mußten ſich hier im Geheimen treffen.

Aber dann hätten ſie ſich anders gegrüßt und wären nicht ſo kalt nebeneinander hergegangen.

Alle Möglichkeiten verwarf ich, bis ich mir zuletzt einredete, daß nur mein ewiges Mißtrauen mir einen Streich geſpielt, wenn ich ſchlecht von ihr gedacht hatte; und daß es ein ehrliches Mädchen ſei, deſſen ſeltſame Schönheit mich verwirrte.

Dieſes Rendez-vous mußte einen harmloſen Hintergrund haben. Ich freute mich, es erlebt zu haben, denn jetzt hatte ich ein Geheimnis gemeinſam mit ihr. Ihre Geſtalt hob ſich leibhaftiger aus dem Nebel meiner Erinnerung, und ſie ſchien mir begehrenswerter als je. —

Über dem Schloſſe drüben in Ofen ſtieg die Mondſichel auf. Der Himmel war ſternenklar. Die Wogen der Donau rauſchten an die ſteinernen Quaimauern und ein warmer Frühlingsnachtwind rauſchte träumeriſch einſchläfernd durch die Laubkronen der ſüßduftenden Bäume; und ich dachte an ihre Schönheit. Es war kein ſinnliches Begehren, ich liebte ſie.

Ich fühlte es an dem leiſen Schauer, der mich durchrieſelte, wenn ich an ſie dachte, an dem heftigeren Schlage meines Herzens; an dem Schrecken, der mich durchzuckte, wenn ich ſie ſah.

Dieſe Augen, dieſe beſtrickenden Augen.

Ich mußte ſie kennen lernen, mußte ihr das alles ſagen. Hatte ſie mich denn nicht angeblickt, als ob auch ich ihr nicht gleichgiltig ſei? Stand in ihren Augen nicht die Frage: Wer biſt du, und warum ſtarrſt du mich ſo an?

Ich wollte ſie anreden — und drei Tage darauf that ich es.

Ich hatte ſie geſucht durch die ganze Stadt, ohne ſie zu finden. Gegen Abend kam ich in das Stadtwäldchen. Eine Zeit lang hatte ich der Muſik auf der Drahtinſel zugehört, dann ſtand ich auf und ſchlenderte um den kleinen See.

Die Sonne war untergegangen. Mit grauem Schleier lag die Dämmerung in der Luft. Die Bäume dufteten ſo ſüß. Auf dem Teiche plätſcherten noch einige Gondeln, und hunderte von Maikäfern ſchwirrten ſummend durch die Luft oder fielen matt vom lichten Blattgrün der Zweige.

Es ward dunkler . . .

Da ſah ich ſie wieder vor mir, wieder jählings. —

Ganz allein, langſam träumeriſch am Ufer des Sees hinwandernd, in ihrem ſchlichten grauen Kleide mit dem ſchwarzen modiſchen Hute, einen dunkelroten Sonnenſchirm in der Hand.

Am liebsten wäre ich ihr jetzt ausgewichen. Allein, ich hatte einmal den Entschluß gefaßt, und ich redete sie an. —

Mit ein paar Schritten war ich neben ihr. Als ich meinen Hut zog, trat sie beiseite und schien im Begriffe, umzukehren. Ich stotterte ein paar überstürzte Entschuldigungen. Sie schien mich wieder zu erkennen, und ich glaubte, ein leichtes Lächeln um ihren Mund zu sehen.

Ich entschuldigte mich sehr höflich, daß ich sie so ohne weiteres angeredet habe.

Endlich sprach sie. Sie war nur bei dem unvermuteten Anreden erschreckt. Sie nahm es mir nicht allzu sehr übel. —

Wir begannen zu plaudern. Ich glaube, ich habe mich sehr seltsam benommen, denn ein leichtes ironisches Lächeln schwand nicht aus ihren Zügen.

Sie gestand, daß sie mich sehr wohl bemerkt hatte. Ich bat um Verzeihung, daß ich sie so belästigt habe, aber sie schüttelte den Kopf.

Das war nicht nötig. Sie hatte nichts zu verzeihen.

Am artesischen Brunnen vorüber, betraten wir die Andrassystraße. Es war völlig Nacht geworden. Überall flammten die Lichter auf.

Was ich mit ihr gesprochen, weiß ich nicht mehr. Ich hörte die Worte gar nicht. Ich fühlte nur den Klang mein Herz erbeben machen, ich sah nur die wunderbaren Nixenaugen zuweilen mit einem seltsamen Leuchten auf mich gerichtet, und atmete voll den berauschenden Duft ihrer Nähe.

Ich habe mit Weibern genug zu thun gehabt, und doch ist mir jedes schöne Mädchen ein Heiligtum, dessen Schwelle zu überschreiten, eine heilige Angst mich zurückhält, Furcht vor der Schönheit.

Und diese Scheu vermag ich nicht abzulegen, denn ich kann ein Weib nur begehren, wenn ich sie liebe. Beides ist für mich allezeit eins gewesen. —

Am Leopoldsplatz verabschiedeten wir uns. Ich reichte ihr die Hand, und einen Augenblick fand ich meine Festigkeit wieder. Und ich ging, ohne mich auch nur ein einziges Mal nach dem jungen Mädchen umzusehen.

Die Erinnerung wühlte und wühlte in mir, sie ließ mich die Nacht nicht schlafen, und am folgenden Tage trieb es mich ziellos durch die Stadt. Lange vor Einbruch der Dämmerung war ich auf der Elisabethpromenade. Ich setzte mich auf eine der Bänke und wartete, denn sie hatte mir gesagt, daß sie meist abends hier ihre Promenade mache. Nur ausnahmsweise hatte sie sich im Stadtwäldchen verspätet und kehrte erst so spät heim.

Nie habe ich einem Rendez-vous mit solcher Erregtheit entgegengesehen.

Die Promenade war überfüllt. Ein glühend heißer Frühlingstag war

zu Ende gegangen. Es wehte kühler durch die dichten Zweige der Büsche und Bäume.

Endlich sah ich sie, wie sie allein den Laubgang daher kam. Ich ging ihr entgegen.

Sie empfing mich mit freundlichem Lächeln.

Sie schien mir liebreizender als je, in ihrem rot und blau gestreiften, in schlichten Falten herabhängenden Kleide.

Ich konnte es nicht unterlassen, ihr gleich zu erzählen, daß ich sie nicht zufällig getroffen hatte. Sie schlug nur die langen Augenwimpern nieder und lächelte. Sie war durchaus nicht böse über dieses Geständnis.

Langsam schritten wir durch die Anlagen, wie zwei gute Freunde plaudernd.

Ich mußte an das andere Rendez-vous denken. Wozu die Heimlichkeit dabei? Mit mir war sie schon durch die ganze Stadt gegangen, und jetzt ging sie neben mir her, mitten durch all diese lachenden, plaudernden Menschen.

Es fing an, kühler zu werden. Sie zog ihr kleines schwarzes Jaquet fester um die schmalen Schultern.

Ich fragte, ob es sie friere.

Ein wenig.

— Durfte ich ihr den Vorschlag machen, daß wir gemeinsam zum Hotel Jägerhorn gingen, um im Garten ein wenig Zigeunermusik zu hören. Einen Moment schien sie zu zaudern, dann willigte sie ein.

Wir gingen dem Hotel zu, schritten durch das Vestibül in den künstlichen, hübschen Garten, wo wir an einem der von Palmen, Oleandern und Lorbeerbäumen umschatteten Tische Platz nahmen, gerade als die kleine Kapelle wieder eine ihrer jauchzenden, klagenden Weisen zu spielen begann.

Ich befand mich in einer ganz eigentümlichen Situation.

Sie hatte meinen Vorschlag so ohne weiteres angenommen. Das versetzte mich wieder in die ärgsten Zweifel.

Ich war unruhig und wollte es doch nicht merken lassen. Ihre Nähe berauschte mich. Ihre Kleider streiften mich, ich fühlte ihre Blicke oft auf mich gerichtet, und wenn ich ihr in die Augen sah, verlor ich mich in diesen lichten und doch so geheimnisvollen Tiefen.

Wir soupierten in dem reizenden künstlichen Garten. Die wilden, jauchzenden Klänge der Zigeunermusik steigerten meine Erregung. Ich wußte zuletzt nicht mehr, was ich sprach, alles verwirrte sich.

Sie lachte und plauderte, aber ich hörte nur noch auf den eigentümlichen Klang, der in ihrer Stimme lag, ohne daß ich verstand, was sie sagte.

Es war elf Uhr vorbei, als ich daran dachte, aufzubrechen.

Sie lachte. Sie hatte noch Zeit. Es hielt sie nichts ab. —

Endlich brachen wir auf.

Die Straßen lagen einsam und verlassen. Kein Mensch war mehr zu sehen. Nur der blasse Mondschein lag über dem Häusermeer ausgebreitet und unsere Schritte hallten durch die nächtige Stille der weiten, öden Straßen.

Ich bot ihr den Arm, und ich fühlte ihren weichen vollen Arm in dem meinen. Ihre ganze Gestalt schien sich anzuschmiegen in süßer Hingebung.

Einmal hob sie den Kopf, und ein leuchtender Blick aus diesen nixenhaften Augen, wie ein Blitzschein huschte über mein Gesicht, daß ich unwillkürlich ihren Arm fester an mich preßte.

Kein Wort fiel. Schweigend schritten wir durch die Nacht. Ich fühlte die Wärme ihres Blutes, der Duft ihres Wesens schien in mich überzugehen, ihr Sein sich mit dem meinen zu verschmelzen. —

Es war Liebesstimmung, was ich empfand. Kein Begehren, keine Leidenschaft. Die glückliche Zufriedenheit, der wunschlose Wonnerausch, ihre Nähe genießen zu können. —

Wir standen vor ihrem Hause. —

Ich wollte den Hausmeister klingeln, als sie einen kleinen Schlüssel aus der Jaquettasche zog und die Thür öffnete. Sie stand auf der zweiten Stufe und trat in den Hauseingang. Ich stand auf dem Trottoir.

Mir schien alles ein Traum, wie sie so in dem Hausthor stand, ihre zitternden grauen Augen auf mich gerichtet, wie ich plötzlich neben ihr stand, die Thür hinter uns leise in das Schloß fiel, sie nach meiner Hand griff und ich mich die Treppe hinauftastete.

Und dann stand ich in einem großen dunklen Gemache, in das nur durch die Falten der Vorhänge ein paar feine Mondstrahlen sich einschlichen.

Ich hatte die Arme ausgestreckt, ich berührte ihre Schulter. Und dann im Dunkel lag sie an meiner Brust, und ich zog sie fest und fester an mich. Meine Lippen streiften ihr Haar, ihre Stirne, dann fühlte ich, wie sie den Kopf hob, ihr Mund den meinen suchte, und unsere Lippen sich fanden zu einem endlosen, leidenschaftlichen Kusse.

Ich fühlte die junge elastische Gestalt in meinen Armen, wie sie sich an mich drängte, und doch empfand ich nichts, nur, wie schön sie war, und wie ihre Augen so seltsam schimmerten, die ich selbst jetzt im Dunkeln zu sehen glaubte.

Dann löste sie sich aus meinen Armen, ein Licht flammte auf, und bald warf eine Lampe ihren matten Schein durch das hohe dunkelgetäfelte Ge-

mach, durch das ich meine ſuchenden Blicke wandern ließ. Es war mit einer vornehmen Eleganz ausgeſtattet, wenn die Art mir auch für ein junges Mädchen etwas ſeltſam ſchien.

Sie hatte den Hut abgenommen, und meine Blicke ruhten auf dieſem zierlichen blonden Haupte, während ich ihr half, ſich ihres Jaquets zu entledigen.

Dann kehrte ſie ſich um, lächelte mich an, und ſtreckte mir beide Hände entgegen. Sie waren fieberheiß. —

Noch immer hielt ich ihre Hände gefaßt und ſchaute in das liebliche, bleiche Geſicht. Sie lächelte mich an, halb verlegen, halb etwas ſpöttiſch, wie es ſchien. Ich hatte noch immer kein Wort geſagt.

Plötzlich wurde ſie ernſt, und mich mit einem ſeltſamen Blicke ſtreifend, zog ſie mich mit den Augen der angelehnten Thür zu.

Als ich auf der Schwelle ſtand ſah ich, daß ſie in ihr Schlafgemach führte.

Und nun geſchah etwas Seltſames mit mir. Ich kam plötzlich zur Beſinnung, wo ich war. Der Traum fiel von mir ab.

Allein ich handelte nicht ſo, wie jeder andere in meinem Falle gethan hätte. Ich könnte ſelbſt über mich lachen, ich thue es gewiß einmal ſpäter, du wirſt es gewiß lächerlich finden, aber ich konnte nicht anders, wie unter einem Zwange.

Ich nahm ſie bei der Hand, führte ſie zurück in das Zimmer, wo ſie ſich auf dem Sofa niederließ und mich mit erſtaunten Augen fragend anblickte.

Ich nahm ihre beiden Hände und küßte ſie. Sie entzog ſie mir raſch, und eine Blutwelle ſchoß in ihre bleichen Wangen.

Dann nahm ich ihren kleinen Kopf zwiſchen beide Hände, hob ihr Geſicht zu mir empor und ſchaute ihr lange in die Augen, in dieſe ſeltſamen, rätſelhaften Augen.

Sie ſchauerte zuſammen, und legte den Kopf an meine Schulter, daß mein Mund ihr krauſes hellblondes Haar berührte.

Ich zog ſie an mich, und nach einer langen Pauſe fing ich endlich an zu ſprechen, ſtockend und in langen Abſätzen. —

Was ich ihr alles geſagt habe, weiß ich nicht mehr. —

Ich ſprach ihr davon, wie ich ſie zuerſt geſehen hatte, wie der Gedanke an ſie Beſitz von mir ergriffen, unmerklich, allmählich, wie ich mich zuletzt nach ihr verzehrt hatte in brennendſter Sehnſucht, und ich nur den einen Wunſch hegte, ſie kennen zu lernen.

Sie hörte mich ſtillſchweigend an. Nur ihr Atem ging haſtiger. Die

seltsame Stille, die mich umfing, wirkte beängstigend auf mich wie auf sie. Ich verwirrte mich. Ich wäre am liebsten gegangen.

Sie aber hielt mich mit ihren weichen, vollen Armen und zog mich an sich in schmeichelnder Zärtlichkeit, und ihre Küsse sagten mir mehr als alle Worte. Diese vollen, frischen, sehnsüchtigen Lippen begehrten.

Jetzt war sie mein. Hatte ich das nicht ersehnt? Aber ich — ich drängte sie von mir, fast angstvoll.

Sie bot mir ihren halbgeöffneten, kleinen roten Mund, daß ihr fieberheißer Atem mir beängstigend, betäubend entgegen wehte.

Ich suchte mich ihrer Umarmung zu entwinden.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen, und doch wußte ich, daß wenn ich mich gehen ließ, ich hernach sie und mich verachten müßte.

Es war eine Empfindung ganz eigner Art, wie Verliebtheit, daß ich nicht fähig war, sie als Weib zu nehmen, die sich mir gleichsam anbot. Es zog mich zu ihr hin, aber es schien alles übereilt zu sein, und der Wunsch schlief noch in mir, weil ich in meinem Empfinden stets langsam war, und alles erst geweckt werden mußte.

Ich hatte geglaubt, mir etwas langsam mühselig zu erringen, es mir zu verdienen, gleichsam als einen Preis, und nun sollte es mir ganz ohne mein Zuthun in den Schoß fallen.

Dadurch aber ward es für mich wertlos. —

Und ein herzbeklemmender Jammer erfaßte mich, daß es mich wie Fieber schüttelte.

Ich sprang auf, ich wand mich aus ihren Armen, ich wollte fort.

Dann aber riß ich sie in meine Arme, und küßte sie so toll, so leidenschaftlich, daß ihr die Sinne schwanden, daß sie zusammen zu brechen drohte.

Und zwischen den Küssen redete ich wirr und abgebrochen: daß ich sie lieb habe, aber nicht das von ihr wollte; daß ich fort müsse, ohne jedoch Miene zu machen. Und dabei streichelte ich sie, die ganz wirr wurde, überschüttete sie mit Liebkosungen, die kein Ziel hatten, und daher nur um so befremdlicher scheinen mußten.

Und wieder küßte ich sie in der Raserei der Leidenschaft. Dann eilte ich hinaus, ehe sie mich halten konnte, und tastete mich die dunkle Stiege hinunter.

An der Thür stockte ich. Wie sollte ich hinaus. Ich tastete am Schloß herum. Sie hatte die Thür nur zufallen lassen, nicht noch einmal zugeschlossen, und das Thor war von innen zu öffnen. —

Ich stand auf der Straße. —

Die kühle Nachtluft ſtrich um meine Stirn. Ich eilte der Donau zu, und erſt hier am Quai verlangſamte ich meine Schritte.

Ich hörte das mächtige Rauſchen des breiten Stromes an den Ufermauern, das Plätſchern an den Dampfern und Booten, das leiſe Klatſchen des Waſſers gegen die Planken der Fiſchkäſten und die Bretter und Balken der Badeanſtalten.

Sonſt war es ſtill um mich. Kein Menſch mehr weit und breit zu ſehen.

Und ich wußte noch immer nicht, hatte ich das alles wirklich durchlebt, oder war es nur ein ſeltſamer Traum geweſen.

Dann wußte ich, es war kein Traum. An meinen Kleidern haftete der leichte Duft eines feinen Parfums, und auf meinen Lippen brannten noch ihre Küſſe. —

Nach langer Wanderung ging ich endlich heim, um in einen Halbtraum zu verfallen, aus dem ich am folgenden Tage mit wirrem Kopfe und zerſchlagenen Gliedern erwachte.

Ich wollte an den Abend nicht mehr zurückdenken. Allein, es war vergebens. Ich war wie im Banne. —

Jetzt kam mir mein Benehmen ganz ſeltſam phantaſtiſch vor, und doch konnte ich auch jetzt bei ruhiger Überlegung nicht anders handeln, als ich gethan hatte.

Ich wollte zu ihr, aber ich fand den Mut nicht. An dem nächſten Tage ſo wenig, wie an allen folgenden; die ganze Woche nicht.

Wie oft bin ich nicht in die Gegend gekommen, an dem Hauſe vorüber. — Ich wußte nicht einmal ihren Namen. Durfte ich überhaupt wagen, mich ihr wieder zu nähern? —

Ich ſuchte ſie überall, aber ich fand ſie nicht mehr.

Und die Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen, ſie zu ſprechen, ward immer reger in mir.

War es nicht ſeltſam, daß ſie jetzt wie vom Erdboden verſchwunden zu ſein ſchien, nachdem ich ſie vorher ſo oft getroffen hatte? —

Endlich wagte ich es, Erkundigungen einzuziehen, zuletzt ging ich ſelbſt. Sie wohnte dort nicht mehr. Niemand wußte, wohin ſie gegangen war. —

Und ich verſehne mich noch immer nach ihr. Ich denke oft an dieſes ſeltſame Mädchen. Ich möchte ſie noch einmal an meine Bruſt ziehen, nur ein einziges Mal.

Mehr als vier Wochen ſind vergangen. Ich habe ſie geſucht an allen Orten. Ich finde ſie nicht.

Wie oft habe ich nicht geglaubt, ſie zu ſehen, es war noch immer eine Täuſchung.

Aber ich habe das Suchen nicht aufgegeben, ich hoffe immer noch, ſie einmal zu finden.

Was ich dann thun werde? — Ich weiß es nicht. Ich weiß nur das eine, daß ich dieſes Mädchen liebe, aber daß ich im ſtande wäre, ſie wie das erſtemal auch jetzt zu verſchmähen, weil ſie mir anfangs unnahbar ſchien, und es deshalb auch noch jetzt für mich iſt. — — — — — —

Er lehnte ſich zurück und blickte zum Himmel auf, der mit hunderten von Sternen beſät war. Allmählich war die Dämmerung hereingebrochen und dann völlig in Nacht übergegangen.

Wir blieben lange ſtumm ſitzen. Er ſtarrte vor ſich hin, in die an uns vorüber in die Stadt zurückflutende Menſchenmenge.

Vielleicht war ſie, die er ſuchte, mitten zwiſchen ihnen und ſchritt ungeſehen an uns vorüber, von dem Schwarm umhüllt und der Nacht geſchützt, gleich dem Glück, das auch an uns vorübergeht und unſeren Arm ſtreift, ohne daß wir ahnen, daß es das Glück war, um zu ſpät darüber zu trauern, wenn es uns für immer entſchwunden iſt.

Zwei Frauen.

Lebensbild von Sophie von Khuenberg.

(Graz.)

Die Bahnuhr zeigte die elfte Nachtſtunde. Der Courierzug hatte Verſpätung, der ungeheuren Schneemaſſen wegen, die am Morgen gefallen waren. Im Warteſaal zweiter Klaſſe waren die Paſſagiere auf den roten Samtbänken eingeſchlummert. Nur eine junge Frau, im langen Reiſemantel, die weiche Bibermütze über der verſchleierten Stirne, ging langſam auf und nieder und zählte die Minuten. Sie fror trotz des Pelzes, der ſich um ihre Schultern ſchmiegte und dennoch glühte ihr Geſicht unter dem feinen Schleier. Ihr Atem ging ſchnell und ihr Herz pochte in fieberhaften Schlägen. Es war, als bedrücke ſie dieſe Totenſtille, die nur durch fernes Gläſerklirren und das dumpfe Rollen der niedern Koffertwagen unterbrochen wurde. Sie ſetzte ſich einen Augenblick an einen der runden

Marmortiſche, auf dem ihr Handkoffer lag und machte ſich mit zitternden Fingern daran zu ſchaffen. Dann ſtand ſie auf und preßte ihre heiße Stirn an die eiſigen Scheiben der Perronthüre. Draußen flackerten die Lampen in der winterlichen Luft. Die Feueraugen einer Lokomotive, die verſchoben wurde, glotzten grell aus der Dunkelheit. Im Hintergrund konnte ſie die Umriſſe der Berge erkennen, die ſich ſcharf von dem nächtlichen Himmel abzeichneten.

Lange, lange ſtand Thilda dort und ſtarrte in die Ferne. Da hinaus alſo wird ſie fahren, in die unergründliche Finſternis, immer weiter und weiter! Warum fühlt ſie einen leiſen Schauer bei dieſem Gedanken? Fährt ſie nicht der Freiheit, der Liebe entgegen, nach denen ſie ſich ſehnt ſeit ſo vielen Tagen?!

Sie hat mit allen Rückſichten und Vorurteilen gebrochen, alle Bürden und Feſſeln hat ſie endlich von ſich geworfen und nun iſt ſie frei, ganz frei, und der Mann, den ſie liebt, erwartet ſie mit ungeduldiger Sehnſucht auf ſeinem ſchönen weltfernen Schloß, legt ihr ſein Herz und Leben zu Füßen für alle Zeit . . .

Thilda atmet hoch auf und legt beide Hände auf ihre Bruſt, die unter dem weichen Pelz in ſtürmiſcher Erregung wogt. Ja, ja, ſie iſt glücklich, ſie will glücklich ſein, nichts als glücklich! So viel andre ſind es, warum ſoll einzig ihr Herz fortſchmachten, im unverſchuldeten Elend!

Hat ſie nicht ein Anrecht auf Leben und Liebe? Sie iſt noch jung, kaum fünfundzwanzig, von klarem Geiſte, voll Wärme und Geſundheit!

Und dies alles hat ſie verſchwendet an ihn, den Undankbaren, Herzloſen, den ſie nun verlaſſen hat für immer — — —

In aller Stille, mit Mut und Liſt, hat ſie ſich weggeſtohlen aus dem Hauſe ihres Gatten, der ſie lieblos verraten und ihre Seele mißhandelt hatte mit Trug und Rohheit.

Lange, lange erduldete ſie das alles, um ihres kleinen Mädchens willen, dem ſie ſeine ungetrübte Kindheit bewahren wollte, aber das liebliche Rieſchen ſtarb und Thildas Herz war verwaiſt.

Eines Abends auf einem ſommerlichen Kränzchen, lernte ſie Hans von Leiningen kennen und von dieſem Augenblicke an erſchien ihr das bisherige Leben unerträglich. Er galt als Roué, man erzählte ſich allerlei ernſte und heitere Aventiuren von ihm; aber ſie hörte nicht, was man ſprach. Sie las nicht die leiſe Warnung in dem Antlitz ihrer Freunde, ſie ſah kein Achſelzucken, kein mitleidiges Lächeln; ſie ſah nur, daß er ſie zu lieben begann und ſie fühlte, daß ſie ihn wiederliebte. Alle zurückgedämmten, verſchmähten Empfindungen ihres großen Herzens ſchmiegten ſich an dieſen

Mann. Hans von Leiningen, der Verwöhnte, Übersättigte, fand einen neuen Reiz darin, diese keusche, unglückliche Frau voll Lebenssehnsucht in seine Arme taumeln zu sehen. Er fühlte eine Art von Scheu und achtungsvoller Zärtlichkeit bei aller Glut und es kam ihm sogar in den Sinn, daß er Thilda einmal zu seiner Frau machen könnte, — allen Heiratsplänen seiner reichen Verwandten zum Trotz, die ihn jedes Jahr und namentlich im Fasching damit bedrohten.

Aber das war nur so ein Gedanke im Vorüberfliegen.

Wenn er sie liebt und sie kommt zu ihm, — bedarf es noch einer besonderen Weihe um glücklich zu sein!?

Wenn Hans von Leiningen nicht schlief oder küßte, so philosophierte er. Er besaß Witz und Bildung und eine gewisse Anlage zum Künstler, die er aber nicht in Versen oder Bildern, sondern in der Gestaltung seines Lebens zum Ausdruck brachte. Er umgab sich mit Kunstschätzen aller Art und schuf in der alten Ritterburg in Tyrol, die er sich zum Wohnsitz erwählt, ein kleines Paradies von modernem Luxus und weltfreudiger Behaglichkeit.

Wenn ihn die Stadt langweilte und er sich müde gereist an fremden Ländern und Meeren, so zog er sich dorthin zurück und verlebte fröhliche Wochen in kleinem Freundeskreis, den er bei Becherklang um sich versammelte, oder auch einsam, sich der seltenen Ruhe freuend, meistens aber mit einem kleinen Liebesabenteuer beschäftigt, das zuweilen als modernes Burgfräulein durch die prächtigen Zimmer tänzelte, oder zu dem er im Lodenrock hinunterpilgerte ins Dorf, um der Minne frischen Labetrunk zu schlürfen.

Seit vielen Wochen aber dachte er nur an Thilda. Bei seiner letzten Begegnung mit ihr hatte er sie beschworen, auf sein Schloß zu kommen. „Vergiß auf alles Leid," hatte er ihr gesagt, „komm zu mir! Wir wollen die Albernheit der kaltherzigen Welt in Trümmer schlagen, wir wollen leben und uns lieben, ohne sie! Ich verachte ihre Meinung, thu Du das gleiche! Welchen Ersatz kann sie uns geben für das Glück, das wir ihr zum Opfer bringen!?" —

Seine Stimme hatte so weich und innig an ihr Ohr geklungen und seine braunen, bittenden Augen hatten sie angelächelt in Liebe und Sehnsucht.

Seither hatte er ihr oftmals dasselbe geschrieben, in immer lebhafteren Worten. Erst war sie erschreckt zurückgewichen vor dem bloßen Gedanken; dann hatte sie angekämpft gegen ihr eigenes Gefühl, das sie zu ersticken drohte und endlich — war sie unterlegen.

Umsonst rief sie alle Vernunft, alle Pflichttreue zu Hülfe, — die Sehnsucht nach dem Glück riß alles mit sich fort, wie ein wilder Waldbach Steg

und Erdreich durchbricht und unbekümmert um alle Verwüstung, taumelnd zu Thale stürzt.

Sie fühlte ihr Unrecht, aber sie konnte nicht anders. Was sie that, war nicht edel, aber menschlich, und wenn sie daran dachte, wie viel sie gelitten, wie sie sich redlich Mühe gegeben, das Herz ihres Mannes an sich zu fesseln, wie er ihre Liebe mit Leichtfertigkeit und Hohn vergolten hatte, — da sprach eine innere Stimme sie frei von aller Schuld.

Das Urteil der Welt war ihr gleichgültig. Sie wußte doch, daß von dieser Seite nichts Gutes zu hoffen war, daß ein Händedruck in den thörichten Augen der boshaften Menge dieselbe Verleumdung und Entrüstung wachruft, wie die ungebändigte Leidenschaft selbst, die alle Grenzen überschreitet . . .

Und dieser Welt zu Liebe soll sie ihr Leben einem Manne zum Opfer bringen, der es nicht zu schätzen weiß, es achtlos beiseite schiebt?! Und dort über den Bergen pocht ihr ein treues Herz entgegen, das an nichts denkt und nichts begehrt als sie allein!

Ein Schauer durchrieselt die junge Frau. Sie tritt vom Fenster weg und schmiegt sich ermüdet in eine Ecke. In diesem Augenblick fährt der Courierzug sausend in die Halle ein. Die Thür wird aufgerissen und mitten in die tiefe Ruhe klingt die schnarrende Stimme des Schaffners: „Einsteigen, bitte einsteigen, Innsbruck, Rosenheim, München, Erstes Läuten!"

Da kommt Leben in die verschlafene Gesellschaft. Packträger laufen hin und her, die kalte Dezemberluft weht durch die geöffneten Thüren herein und draußen schnaubt und pustet die Maschine in rasselnden Tönen. Thilda Rainer hat den Wartesaal verlassen und ihrem Träger die Weisung gegeben, einen Platz im Damencoupé 2. Klasse zu belegen.

Das Coupé war leer. Thilda stieg ein und atmete erleichtert auf. Sie bezahlte den Träger und wollte die Thür schließen. Da kam noch eine zierliche, runde Gestalt getrippelt und eine lustige Stimme sagte auf gut münchnerisch: O, mich müssen's aber noch aufnehmen! Und als sie die einzige Dame erblickte, nickte sie gemütlich und rief: Ja, da sind wir ja nur unser zwei, no also, da wern wir uns schon vertragen!

Thilda trat ein wenig geärgert zurück und die Fremde sprang leichtfüßig hinauf und schob ihr Kofferchen ins Netz. Der Schaffner schloß die Thür und die beiden Frauen machten sich's bequem.

Thilda zog die Handschuhe aus, um den Plaidriemen besser öffnen zu können.

Dann nahm sie Mütze und Schleier ab und glättete das schöne, aschblonde, hochgesteckte Haar. Sie wandte ihren hübschen, ausdrucksvollen

Kopf einen Augenblick, da kam eine flüchtige Bewegung über ihre Nachbarin, als wolle sie aufspringen; aber im selben Augenblick ertönte das dritte Läuten und der Zug setzte sich in Bewegung. Bald flog er in rasender Eile durch die helle Winternacht. Thilda versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Sie sah mit starren Augen vor sich hin und ein schwerer Seufzer, den sie nicht unterdrücken konnte, klang aus dem halbgeöffneten Munde. Da kam wieder eine zuckende Bewegung über jene Frau.

Unwillkürlich sah Thilda hinüber und entdeckte zu ihrem Erstaunen ein auffallend hübsches, rosiges Gesicht, das ihr bekannt vorkam. Die Fremde, die sich auch des Schleiers entledigt hatte, lächelte Thilda an, mit einem gutmütigen, verlegenen Lächeln, das zu sagen schien: Kennst Du mich denn nicht mehr? Denk doch ein wenig nach! Und Thilda besann sich wirklich.

Wo hatte sie diese Züge gesehen und wann? Es mußte lange her sein, — sie fand den Zusammenhang nicht. Vielleicht war auch ihr heißer Kopf unfähig nachzudenken. Prüfend lag ihr Blick auf der lächelnden Frau. Da hielt sich diese nicht länger und stand auf. „Ich weiß nicht, ob Du Dich an mich erinnerst, Mathilde, aber ich hab' Dich gleich erkannt! Ich bin die Mizi, die Mizi Grubenhofer, das heißt, jetzt heiß' ich Perger, aber das bleibt sich ja gleich . . ."

Frisch und freundlich sprudelten die Worte heraus und zwei leidlich gepflegte Hände streckten sich Thilda entgegen.

„Ja, jetzt entsinne ich mich," sagte Thilda mit lieblichem Lächeln. „Welch' ein Zufall, daß wir uns gerade hier treffen! Es muß wohl fast zwölf Jahre her sein, daß wir unsere Schulhefte tauschten!"

„O freilich, auch mehr! Ich war damals fünfzehn und Du vierzehn, wenn ich nicht irre, — nein, wie ich mich freu', Dich wiederzusehen! Du siehst sehr gut aus, bist natürlich verheiratet, — fahrst am Ende auch Deinem Mann entgegen, wie ich!?" Eine leichte Röte stieg in Thildas Wangen. „Nein, nein, das alles nicht," sagte sie abwehrend in flüchtigem Tone. „Aber Du, Du bist also glücklich?"

„Ja, unverdient glücklich," sagte Mizi mit einem halbgesenkten Blick ihrer stahlblauen Augen. „Weißt Du, Mathilde, wenn ich wüßte, daß Du nicht schlecht von mir denkst, oder mich auf einmal verachten würdest, ich hätt' Dir viel, sehr viel zu erzählen! —"

Sie setzte sich Thilda gegenüber, die sie halb erstaunt, halb zerstreut anblickte. „Was sollte ich denken, Du bist doch eine ehrliche, glückliche Frau —"

„Ja, jetzt wohl," sagte diese mit etwas unsicherer Stimme, aber ich war's

nicht immer! O, Du weißt gar nicht, was ich war, — nicht viel beſſer als die ſchlechteſte!"

Schmerzliches Mitleid ſtieg in Thildas Herzen auf; auch eine Art wehmütiger Neugierde.

Nicht ſie allein alſo war ſchlecht — — — es lag ein Troſt in dieſem Gedanken.

„Wenn Du mir's ſagen willſt, ſo ſprich ohne Scheu! Ich kann alles begreifen und verdamme niemand . . ."

„Das hab' ich mir gedacht, Mathilde! Du warſt immer ein edles, gutes Herz! Und mir iſt, als müßt' ich Dir alles anvertrauen, jetzt, wo wir uns nach ſo langer Zeit plötzlich wiederfinden."

Thilda nickte ſtumm. Da begann die Freundin zu erzählen, haſtig, etwas angeſtrengt, um ſich verſtändlich zu machen. Ein leiſer, frivoler Zug trat in ihr Geſicht, wie eine Erinnerung.

„Siehſt Du, Thilda, wie ich damals von der Schule ausgeblieben bin, da war nicht Krankheit die Urſache. Nein, — eine Liebesgeſchichte, eine unglückſelige, der Anfang von all' meinem Elend! Ein junger Baron, der mich ſchon lange mit Werbungen verfolgt hatte — ich bin mit ihm gereiſt nach Italien, jung, dumm, leichtfertig und verliebt, wie ich war! Ich hab' gedacht, er wird mich heiraten, — aber nach drei Monaten war er ohne Geld und ließ mich eines Abends in einer fremden Stadt zurück, mutterſeelenallein. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Nach Haus durfte ich weder fahren, noch ſchreiben, denn mein Vater hatte mich verflucht, niemand von allen Verwandten wollte ſich meiner annehmen. Ich war ſo unglücklich, ohne Geld, ohne Kraft und Vernunft.

In meiner Herzensangſt ſchrieb ich an einen Freund meines Geliebten, den ich kannte. Er war reich, ich hoffte, er werde mir mit dem nötigſten aushelfen. Er kam, — ich gefiel ihm, er machte ſich meine Hilfloſigkeit zu Nutze und ſtatt mich zu retten, ſank ich noch tiefer, — kurz — ich blieb bei ihm.

O, Mathilde, Du ahnſt nicht, was ich ausgeſtanden habe, wie ich verſucht habe, mich zu befreien. Aber ich war ſo ſchwach und unbeholfen, wie ein Kind, trotz aller ſchrecklichen Erfahrungen. Der Mann, dem ich nun angehören mußte, war ein roher, heftiger Menſch, dem Trunk ergeben, prahlend, widerwärtig. Zwei Jahre hatte ich bei ihm ausgehalten, dann brachte man ihn eines Abends tot nach Hauſe. Er war im Gaſthaus geſeſſen mit andern wilden Geſellen, da traf ihn der Schlag.

Ich war wieder frei, ganz frei und diesmal hatte ich Geld, ſogar ziemlich viel. Ich nahm eine alte Tante zu mir und reiſte bald hier, bald

dorthin. Bei einem kurzen Aufenthalt in Nizza lernte ich einen jungen Gutsbesitzer kennen, der sich in mich verliebte. Er war gut, freigebig, heiter, — ich zog mit ihm. Das war auch die einzige Zeit, in der ich mich glücklich fühlte. Wir gingen zuerst nach Paris, dann auf sein Schloß bei Hall, — Thilda machte eine heftige Bewegung. Dann faßte sie sich schnell und frug: In Tyrol also?

Ja, in einer herrlichen Gegend. Aber ich merkte bald, daß er nicht besser sei, als alle übrigen. Eines Tages hieß es, er werde sich verheiraten und man gab mir zu verstehen, daß ich — abreisen könne! O, Mathilde — damals war ich sehr unglücklich, denn ich hab' ihn von Herzen lieb gehabt. Von dieser Stunde an habe ich mein bisheriges Leben verflucht und mir vorgenommen, eine anständige Frau zu werden. Ich reiste nach Hause, gedemütigt in tiefster Seele, zerknirscht, voll Bitterkeit und Reue. Ich erbat die Verzeihung meines armen Vaters, der im Sterben lag. Dort traf ich mit einem guten, braven Menschen zusammen, der es ehrlich mit mir meinte — mein Mann. Er ist Kaufmann, in guten Verhältnissen und hat mich so lieb, daß ich ihm nicht genug dankbar sein kann. Er hat mich zur ehrlichen Frau erhoben und das vergeß' ich ihm mein Lebtag nicht! Seither bin ich auch mit meinen Verwandten ausgesöhnt und obendrein hab' ich einen Buben — o, Mathilde, einen so festen, frischen Buben von vier Jahren!

Und heut fahr' ich meinem Mann entgegen nach München, er kommt von einer Geschäftsreise zurück. — Du hast keinen Begriff, wie fleißig und tüchtig er ist."

Jetzt sah Mizis Gesicht zufrieden und harmlos aus, wie das einer anständigen Bürgersfrau.

Thilda legte ihre Hand auf den Arm der Freundin.

„Und hat der Mann, mit dem Du — in Paris warst, sich wirklich verheiratet?" frug sie leise.

„Nein," sagte Mizi in halb gleichgültigem Ton. „Es war offenbar eine Ausflucht. Nach mir kam ein schönes, rothaariges Mädchen ins Schloß, wie man mir erzählte und jetzt soll er zu einer Frau in Beziehungen stehen." — Ein Zittern überflog Thildas Körper, aber Mizi merkte es nicht bei dem fahlen Schein des Öllämpchens, das hinter dem runden Glas ruhlos flackerte.

„Und glaubst Du, daß er diese Frau nun wahrhaft liebt?"

Thildas Stimme klang gezwungen kalt. „Ach du lieber Gott, wie diese Männer eben lieben! Möglich, daß er sie ein wenig liebt, aber sicherlich nicht für immer. Wenn ihm die Sache über den Kopf wachsen will, so

ſchüttelt er ſie ab, wie jede andere. Und am Ende wird er ja doch ein reiches, junges Mädel heiraten! . . ."

Thilda fühlte ihr Herz erſtarren bei dieſen Worten.

Sie hätte dieſe Frau erdroſſeln mögen, oder die Fenſter aufreißen und ſich hinausſtürzen in die finſtere, kalte Nacht . . .

Aber ſie that keines von beiden. Sie lehnte ſich zurück und ſchloß halb die Augen.

War es möglich?!

Sie ſollte alſo nichts anderes für Hans von Leiningen ſein, als ein vorübergehendes Abenteuer, eine Liebelei, die er zum Teufel wünſchen wird, wenn er ſie ausgekoſtet hat! Hier, dieſes ehrlich gewordene Weib, das nicht viel mehr war als eine — Dirne, hatte an ſeinem Halſe gelegen, wie ſie es nun thun wird! Und er hat jene vielleicht mit der gleichen Leidenſchaft geküßt, mit der er nun Thilda Rainer küſſen wird, die anſtändige Frau, die ſich nicht aus Leichtſinn und Thorheit in ſeine Arme wirft, ſondern aus grenzenloſer Sehnſucht und Liebe, die an ſeinem Herzen ihr geſcheitertes Leben neu aufbauen will und allen Jammer verſenken in neuem heiligem Glück!

Wird er auch ſie von ſich ſtoßen, wie ein bezahltes Weib, wenn er ihrer Liebe überdrüſſig iſt?

Thilda ſchaudert, ihre Gedanken verwirren ſich, ihre großen, braunen Augen glänzen, wie im Fieber.

„Was haſt Du denn?" fragt Mizi ein wenig ängſtlich. „Biſt Du unwohl, oder haſt Du doch einen Groll auf mich? Schau Mathilde, denk nicht zu ſchlecht von mir, denn wenn Du auch weit über mir ſtehſt, — es möcht mich ſo kränken!" Mizis ſanftes Münchneriſch klang freundlich an Thildas Ohr. Es beruhigte ſie. „Nein," ſagte ſie, „ich fühlte Mitleid, das machte mich ſtumm. Aber nun biſt Du ja entſchädigt für alle Pein und glücklicher, als manche Andere . . ."

„Und Du?" frug Mizi. „Von Dir weiß ich ja noch gar nichts! Willſt Du mir nicht auch erzählen —"

Thilda faßte ſich mühſam. „O, von mir iſt nicht viel zu ſagen. Ich bin — Erzieherin bei der Tochter eines Gutsbeſitzers und kehre heute von einer kleinen Urlaubsreiſe zurück —"

„So, Erzieherin?" ſagte die Andere in etwas enttäuſchtem, gedehntem Ton. „Siehſt, das hätt' ich mir auch nicht gedacht. Na, es ſcheint Dir ja ſehr gut dort zu gehen, — aber weißt Du, wenn Du wieder einmal frei biſt und Du ſchämſt Dich unſrer Bekanntſchaft nicht, ſo komm halt gewiß zu mir! Was ich Dir Liebes thun kann, thue ich von Herzen und vielleicht möcht's Dir ganz gut gefallen bei uns! Wir haben unſer eigenes Haus in München,

— ganz nahe bei den Isar-Anlagen, mein Mann ist so brav und gut und unser Hansel — na, der möcht' Dir auch Freud' machen!"

„Hans heißt Dein Kleiner?"

„Ja, nach dem Bruder von meinem Mann."

„Also nicht wahr? Du kommst!"

„Ich danke Dir herzlich," sagte Thilda mit Anstrengung, „aber wir reisen noch diese Woche nach Rumänien für lange Zeit . . ."

Alle die Lügen brannten auf Thildas Lippen, aber sie hätte sich lieber getötet, als die Wahrheit eingestanden.

Diese gutmütige, leichtfertige Person da vor ihr, die nun voll kleinbürgerlicher Zufriedenheit auf ihre unreine Vergangenheit zurücksah, soll nicht wagen dürfen sich mit Thilda auf eine Stufe zu stellen. Welcher Abgrund lag zwischen ihr und diesem Geschöpf! Und dennoch wird die mitleidslose, schwachsinnige Welt sie eben so verdammen, wie jene! Ja mehr noch als jene, denn die Dirne hatte sich emporgearbeitet zur Stellung einer bürgerlichen Frau und sie selbst, das gebildete, in ernstem Pflichtgefühl und Idealismus großgezogene Weib ist nahe daran, zur — Dirne hinabzusteigen.

Eine heiße Angst überkommt sie bei diesem Gedanken, ein Gefühl der Empörung, der Schmach, das ihr unerträglich scheint.

Sie denkt einen Augenblick daran, bei der nächsten Station auszusteigen und mit dem Morgenzug nach — Hause zurückzufahren. Aber das Bild ihres verlassenen Heims steigt unheimlich, nicht lockend vor ihr auf. Ihr Mann kommt spät, mit dem heißen Antlitz und dem kalten Herzen, das sie fürchtet.

Ist er schweigsam, so zittert sein stilles Mißbehagen durch alle Räume, und ist er redselig, so fließt Bitterkeit und Spott über seine frivolen Lippen. Nein, nein! Sie will ihn nicht mehr sehen, sie kann es nicht! Also sich töten —? Ja, wenn die Natur das Weib nicht so feig gebildet hätte! Sie würde zittern, wenn sie nach dem Revolver faßte: sich ins Wasser stürzen, daß man sie herauszöge, wie eine tote Katze — pfui! Oder Gift? Ach es schmerzt so und es — entstellt!

Und dann, was hat sie davon, wenn sie tot ist! Warum denn sterben? — Vor wenig Augenblicken war sie ja noch so fest entschlossen zu leben! Aber diese Frau hier, diese Schulfreundin aus dunkler Kinderzeit, welcher Teufel hat sie hierhergebracht in dieser Stunde!?

Thilda machte eine unwillkürliche Bewegung in ihrem Mantel. Da fiel ein Brief zu Boden, ein großer, starker Brief mit festen, aristokratischen Schriftzügen bedeckt. Sie bückte sich hastig darnach und während sie ihn langsam, mit leise liebkosenden Fingern in ihre Tasche zurückschob, ward alle

Glut, alles Glück, die dieſer Brief gelobte, in ihrer Seele von neuem lebendig und überſtrahlte die ſchmerzlichen Zweifel, die an ihr nagten. Ich muß! klang es in ihr, jauchzend, wie der Lockruf eines Waldvogels . . .

Und weiter, weiter brauſte der Zug. Endlich hielt er wieder. „Pergenegg“ rief der Schaffner mit ſcharfer Stimme und riß die Thüre des Coupés auf.

In ungeſtümer Verwirrung verabſchiedete ſich Thilda von der Frau des Kaufmanns.

„Wie, hier in Pergenegg wohnſt Du?“ frug Mizi mit unbefangenem Erſtaunen.

„Ja, — das heißt, ich muß noch drei Stunden fahren durchs Liebachthal . . .“

„So, dort hinaus! Alſo vergiß mich nicht ganz, Mathilde.“

„Nein, Adieu, Adieu!“

— — — — — — — — — — — — — —

Draußen, bei den ſchneebedeckten Hollunderbüſchen hinter dem kleinen Bahnhof ſtand ein halboffener Jagdwagen.

Als Thilda ihn beſtieg, zogen zwei Arme ſie ſtürmiſch zärtlich auf den Sitz nieder und eine wohlvertraute Stimme flüſterte ſehnſuchtsvoll an ihrem Halſe: Thilda!!

Capriccio.

Von Baron Detlev Liliencron.

(Ottenſen bei Hamburg.)

„Is dös a Schmarrn, laß'ns mi aus,“ antwortete mir lachend in einer Geſellſchaft ein hoher bayeriſcher Beamter, als ich verſucht hatte, mit ihm über einen deutſchen Lyriker der Gegenwart ins Geſpräch zu kommen. Eher, dacht ich, verwandelt ſich ein ſaurer Hering in ein ſüßes mozartbezopftes Fräulein, als daß ein Mann im Vaterlande ſich herabläßt (wäre hier das beſte Wort), über Dichter und Dichtung zu ſprechen. Der Dichter, insbeſondere der Lyriker, gilt überall als Hanswurſt. Kein Menſch im Volke macht einen Unterſchied zwiſchen dem Dichter-Künſtler und dem Schriftſteller-Handwerker. Daß ich nicht mißverſtanden werde mit dem „Schriftſteller-Handwerker“! Maler, Muſiker, Bildhauer, Baumeiſter gelten als Künſtler,

der Dichter nicht. Der Dichter ſteht vollkommen außerhalb des Gedankenkreiſes der Landsleute. Drei Abteilungen, wenn ich ſo ſagen darf, ausgenommen: Die Klaſſiker, die Modedichter und die Nichtdeutſchen. Denken wir uns Zola, Tolſtoi, Turgeniew, um nur einige Namen zu nennen, als Deutſche, wer würde ſie kennen von uns. Sie wären totgeſchwiegen oder mit jener Flut ekelhaften, albernen Gewäſches überſtrömt, wie es ſo viele Kritiker in den Zeitungen aller Parteien und allen Umfanges belieben. Auch die ſogenannten Spektakelſtückdichter und Hofdichter ſind noch auszunehmen: Man nimmt vor ihnen den Hut ab, weil ſie als einflußreiche Männer gelten.

Und grade die Lyrik zeigt in letzter Zeit einen mächtigen Aufſchwung. Wer ſich die Mühe giebt, durch den Tauſendſchund zu ſchwimmen, entdeckt des öfteren in manchen litterariſchen Blättern ein ganz vortreffliches Poem. So iſt mir, ſeit einem Jahre etwa, Guſtav Falke aufgefallen. Seine Gedichte zeigen oft Goethiſche Sprache, Anmut und Zierlichkeit. Das Wort Zierlichkeit möchte ich hier nicht als den Begriff hinſtellen, den wir meiſtens mit ihm verbinden. Nein, überall ſehen wir in der deutſchen Litteratur einen großen Umſchwung. Von ein paar tapferen Kämpfern vor einem Jahrzehnt ausgegangen, von M. G. Conrad allein ſchon vor zwanzig Jahren, geht's mehr und mehr, unter mörderiſchen Schlachten zwar, ins Weite, in die breiteren Schichten des Volkes. Das kann nicht geleugnet werden. Und ich bringe ein jauchzendes Hoch dieſen paar Tapferen, die unter namenloſen Angriffen, Schmähungen, kindiſchen Ausfällen, unter dem berühmten Mittel: unter dem Totſchweigen ruhig ihren Weg gegangen ſind und gehen. Das „Totſchweigen" dürfen wir nicht ſo tragiſch nehmen. So viele Bücherbeſprecher leiden am höchſten Stupor. Es ſteht ihnen alſo einfach der Verſtand ſtill; ſie *können* einfach über das Neue kein Wort ſagen. Wir wollen Mitleid mit dieſen Ärmſten haben.

Mein Buchhändler hält mich übrigens für den einzigen Deutſchen, der noch Lyrik lieſt; und ſomit ſendet er mir alles, was an „Gedichtbüchern" erſcheint, zu. Es ſind, gering geſprochen, etwa 60 000 Bände jährlich. Ich laſſe mit dieſen meine ſieben Säle, die en suite liegen, heizen, und gehe nun in der behaglichſten Wärme dort auf und ab. Nur ganz vereinzelt ſtelle ich eins oder das andere dieſer Sammlungen — alles wird eingeſehen; die Arbeit! — in meine Schränke oder lege es auf meine Tiſche. So neulich einen Band: Gedichte von L. Raſael. In ihnen fand ich das Erſte, das ich beim Dichter haben will: Leidenſchaft. Ob die Gedichte dann von einer Dame oder einem Manne geſchrieben ſind, iſt ganz gleichgültig. Ich gebe hier einige:

Ich wollte dich nicht lieben,
Mich labend, wie ein froher Wind,
An Winterſchnee, an Frühlingswind,
Ward ich umher getrieben.
Da ſah ich dir ins Auge tief,
Du weckteſt, was im Herzen ſchlief:
Ich muß dich ewig lieben.

Ich wollte dich nicht lieben!
Ich rang mit mir, ich kämpfte ſchwer,
Ich floh vor dir bis übers Meer,
War ach, bei dir geblieben.
Denn dich nur ſah ich Tag und Nacht
Im Sonnenſtrahl, in Mondespracht:
Ich muß dich ewig lieben!

Ich wollte dich nicht lieben!
Tief taucht' ich in den Strom der Welt,
Sah betend auf zum Sternenzelt,
Dein Name ſtand geſchrieben
Mit Flammenſchrift im Herzen mein;
Nun ſtell' ich alles Ringen ein:
Ich muß dich ewig lieben!

Ein Traum:

Wild brauſt der Sturm, der Regen ſtrömt hernieder,
Grauſchwarze Nacht deckt alles rings umher,
Glutrote Blitze zucken hin und wieder,
Der Donner rollt, hochauf bäumt ſich das Meer.

Im kleinen Kahne ſchweb' ich auf den Wellen,
Das Steuer kracht, das Segel iſt zerfetzt,
Die Brandung toſt, mein Schifflein wird zerſchellen,
Die Riffe dräun, verloren bin ich jetzt.

Da plötzlich, aus den ſchaumgekrönten Wogen,
Dein Antlitz iſt's, das mir entgegenlacht,
Ich juble laut! von dir hinabgezogen,
Sink ich an deine Bruſt, und bin — erwacht.

Es fällt mir ſchwer, nicht noch mehr der Gedichte hier zu zeigen. In allen — Gewöhnliches, Minderwertiges, Eiapoppeiaſingſang, wie bei jedem Poeten, läuft nebenher — iſt eine grenzenloſe Leidenſchaft. Und das auch iſt's, was mich bei ihnen feſſelte: Die Sprache ſucht nicht nach neuen Ausdrücken und Worten. Beſonders im Liebeslied haben wir uns davor zu hüten. Ob es im Sturm, ob es in der Entſagung geſchrieben iſt, im Glück, mit brechendem Herzen, in wahnſinniger Hingebung, im tiefſten Schmerze:

Das Liebeslied wird nur dann auch den „Leſer“ rühren, mitfühlen laſſen, wenn es ſo einfach wie möglich daſteht. Deshalb erreicht es im Volksliede das Höchſte.

Es gefällt mir in dieſem Augenblicke, ein Capriccio zu ſchreiben, und ſo darf ich hin und her ſpringen wie ein fröhlicher Ziegenbock auf der Weide:

Vor Kurzem ſah ich Hebbels Maria Magdalena, vorzüglich dargeſtellt, im Reſidenztheater zu München. Wenige Schritte von dieſen Brettern hat der große Dichter oft im Hofgarten geſeſſen, um hier ſein Mittagsbrot, die zweite Semmel vom Morgenkaffee, von deutſchen Volkesgnaden ihm allerhuldreichſt erlaubt, ruhig verzehren zu dürfen. Die eine Einnahme des gegenwärtigen Abends hätte genügt, um dem äußerſt beſcheidenen, keine Bedürfniſſe kennenden Dichter ein Mittagsmahl für lange hinaus zu geſtatten. Erſt in den letzten zehn Jahren war es ihm, wie wir alle wiſſen, geſtattet, ohne Sorgen zu leben. Aber die furchtbare Hungerkur hatte ihm zu ſehr zugeſetzt; er ſtarb, nach Ausſage der Ärzte, an Knochenmarkſchwindſucht (oder wie der techniſche Name heißen mag). Er konnte die ſtärkende Speiſe nicht mehr vertragen. In der That, eine würdige „Illuſtration zu deutſchen Klaſſikern“. Neulich hörte ich den allerliebſten Ausſpruch einer meiner Landsleute: „Die Dichter müſſen arm ſein, Hunger leiden, ſonſt werden ſie träge und leichtſinnig, und wir haben das Nachſehen dann.“ Nun, dieſer Herr hat ſich meine Antwort nach Hauſe getragen und vielleicht dort zuerſt ſeinen Piſtolenkaſten angeſehn. Und das iſt nicht die Ausſage eines Deutſchen, ſondern ſo denken viele von ihnen. Die geblendete Nachtigall, oder iſt's ein anderer Vogel, ſoll ja auch beſſer ſingen. Nein, mein Vaterland, deine Poeten ſollen Geld haben, daß ſie nicht deine Schuhputzer zu ſein brauchen. Ich verlange, daß ein deutſcher Dichter 80 000—170 000 Mark jährlich ſein eigen nennt. Dann kann er dem Geſindel auf den Hut ſpucken. Bis ins Herz thut's mir weh, wenn ich merke, daß einer, der Dichter iſt, der Dichter hätte werden können, aus Geldmangel Schriftſteller werden muß oder mußte. Nun fällt er in den Plünnenkorb der Familienblätter und iſt verloren. Nein, nein, nein! Freie Bahn ſoll der Dichter haben! Schreiben ſoll er, was und wie er will. Und übt er Selbſtzucht nicht nur in ſeinem Leben ſelbſt, ſondern auch in ſeinen litterariſchen Erzeugniſſen, haut er ſich nicht eigenſinnig die Künſtlerhand ab, nun, dann vorwärts!

Ich mache wieder einige Sprünge. Ich las neulich in einem Buche, betitelt: Robert Keil, Ein Goetheſtrauß. Es war mir darin intereſſant, über die Entſtehung einiger Goetheſcher Gedichte klar zu werden. Sonſt iſt es für die Geheimratstochter zurecht geſtutzt. Alſo greulich! Der „würkliche Herr Geheimde Rat“ und unſere heutigen Geheimratstöchter! Ich

fand darin, daß, als 1788 der Gott seine Gedichte sammeln wollte, er von Italien aus Herder um seine Hilfe bat. Aber auch Mutter Herder mischte sich drein, und richtig: er mußte einige seiner prächtigsten Lieder, die er, dem Himmel sei Dank, später aufnahm, wegfallen lassen, aus den bekannten „sittlichen Gründen" natürlich. Bitter hat sich der größte Deutsche oft darüber beklagt, daß er durch so mancherlei Rücksichten gezwungen gewesen sei, nicht das zu schreiben, was er auf dem Herzen hatte und wie's ihm im Herzen lag. Kann sich in Deutschland überhaupt ein Dichter, ein Schriftsteller ausschreiben? Unmöglich. Ich habe nichts gegen den Spott auf den armen Schwartenmagen, genannt teutscher Dichter, aber so unablässig, wie es die „Fliegenden Blätter" besorgen, ist's doch nicht nötig. Bei der bodenlosen Gleichgültigkeit unseres Volkes gegen seine Dichter auch noch die ewige Verächtlichmachung in diesen Blättern, dürfte nachgerade vom Übel sein. Andere „Stände" müssen die gleichen „Witze" in ihrem „Fache" über sich ergehen lassen. Dabei fällt mir ein, haben sich die „Fliegenden Blätter" einmal gesagt, was sie durch die immerwährende Herabziehung und durch den Koth Schleifen der deutschen Offiziere schließlich erreichen? Wie Idioten, wie ein Heer der dümmsten Gecken werden diese Woche für Woche dem Volke vorgeführt. Das soll harmlos sein. Nein, das ist nicht harmlos, das ist staatsgefährlich und widerwärtig. Wo ist der Staatsanwalt? Giebt es nicht ein Gesetz, das ein immerwährendes Verächtlichmachen einer Person oder eines Standes zur Bestrafung ziehen kann? Wo ist der Staatsanwalt? Ich wünsche und verlange von ihm, daß er uns vor solcher Litteratur schützt. In seinem schweren Berufe, und in dem gleich schweren seines Bruders, des Büttels, unterstützen wir ihn gern, wo wir nur können. In diesem Falle thäten wir's. Die abscheuliche ewige Erniedrigung der Offiziere durch die „Fliegenden Blätter" ist empörend.

Jeder weiß, daß ich der Letzte bin, der den Staatsanwalt ruft; der den humoristischen Blättern untersagen möchte, das und das zu schreiben. Und so weiß jeder, was ich und wie ich's meinte.

Und noch zum Schlusse: Die „Fliegenden Blätter" geben uns doch ab und zu einen Witz, über den wir herzlich lachen können; sie geben uns stets entzückende Zeichnungen; wir finden in ihnen vor Allem den genialen Oberländer. Punktum.

Capriccio! Ich empfehle uns deutschen Dichtern und Schriftstellern den vorzüglichen Aufsatz: „Allerhand Sprachdummheiten" in den Nummern 7, 9, 11, 13 der „Grenzboten" des vorigen Jahres. In welches Zeitungs-, Weinreisenden- und Kanzlei-Deutsch sind wir hineingeraten! Nur keine Furcht:

Die Art des eigenen Stils wird nicht darunter leiden; das darf und ſoll ſie auch nicht.

Und nun will ich mich auf mein Bismarckſofa ſtrecken und L. Rafaels „Gedichte“ zur Hand nehmen. Und ich will mich der hohen, edlen, leidenſchaftlichen Seele erfreuen, der ſie entriſſen ſind.

Der Priester.

Skizze von A. v. Sommerfeld.

Halle a/S.

Er war hinausgegangen in die Felder.

Drinnen in der Stadt war es ihm zu eng geworden, ihm, dem Unverſtandenen, Verlachten, der die große, neue Liebe predigte und die Rückkehr zur Natur. Sie hatten ihn einen Thoren genannt, einen Unſinnigen und Unſittlichen. Über ſein Beſtes hatten ſie geſpottet.

Langſam hatte der Groll ſich in ſein Herz gefreſſen. Die Liebe, ſeine ehrliche, heiße Menſchenliebe hatten ſie mit Kot beſudelt, bis ſie erſtickt war, und nun merkte er, wie es leer in ihm wurde.

Der Friede und die Ruhe waren hin.

Die Felder dehnten ſich weit und leuchtend. Die reifen Ähren bogen ſich ſchwer gefüllt, als ſtreiche eine weiche Hand über ſie hin und ein Zirpen und Singen irrte durch die Luft.

„Du, der Du dieſe ſonnige Welt geſchaffen haſt, gieb mir Frieden und ſenke die Verſöhnung in meine Bruſt,“ betete er.

Eine müde Traurigkeit lag in ſeinen Zügen.

Und weiter:

„Die Feinde ſtrafe nicht, denn ſie ſind blind geweſen und haben mein Gutes verkannt. Sie ſehen den Teufel in mir und verachten mich. Öffne ihnen die Augen, daß ſie die große Miſſion erkennen, die ich zu erfüllen habe.“

Er ſtand ſtill und nahm den Hut ab.

Die ſchwüle Hitze brütete.

Um ihn herum war es ſtill. Von weitem ſtrich der Kiengeruch des Nadelwaldes.

Vor ihm lag ein kleiner, toter Vogel.

Ein junges Tier, das wahrſcheinlich zu früh dem Neſt entflogen und nun umgekommen war.

Er hob den toten Vogel auf.

Der junge Sperling war geſtorben mitten auf der ſonnigen Welt, und ſtill und gleichgültig brannte die Sonne auf den Leichnam hernieder.

Und es ſtieg etwas wie Erkenntnis in ihm auf.

Er ſah plötzlich ein weites Totenfeld, voll von Grabmälern und verweſenden Leibern. Leichenduft ſtieg empor und die Ruhe des Todes waltete.

Und er ſah eine ſchwarze Tafel: „Die hier geſtorben ſind, ſind für ewig geſtorben. Und die Ruhe iſt ihnen. Kein Mund frägt danach, wer und was ſie waren. Amen!“

Es ſchauerte ihn.

Mitten in der blühenden Welt ſah er die Leichengruft gähnen, an der er bisher achtlos vorüber geſchritten war, und ſein Glaube an Gott wankte.

„O Du unbekannter, großer Gott, gieb mir den ſtarken Glauben, der die Zweifel hinwegnimmt und die hölliſchen Gedanken bändigt!“

Aber die Welt lag ruhig und ſtarr und der Körper des toten Vogels hing ſchlaff in ſeiner Hand.

Er ließ ihn zur Erde gleiten und ſchritt zurück.

„Kein Gott,“ ſagte er ſich plötzlich, „kein Gott, der dich ſieht und der dein Kämpfen lohnt! Kein Gott!“

Über die Halme ſtrich der Südwind. Dunſtblau, von leichtem, weiß grauem Gewölk befedert, lag der Himmel. Liebe und Frieden allüberall.

Und er fühlte ſich wieder groß und ſtark und eine neue Kraft ſpannte ſeine Sehnen.

An die Menſchen wollte er glauben und für die Menſchen arbeiten. Menſch ſein, das war alles und Menſch ſein das iſt groß, größer als der Glaube an Gott.

Und er wollte wieder Hand an ſein Werk legen. Unbeirrt. Und „Menſch ſein iſt alles und das iſt groß“, murmelte er vor ſich hin.

Die Dächer der Häuſer ſchienen zu glühen. An dem Riedgras hingen große, rote Tropfen, Blutstropfen, und ſie leuchteten gleich Rubinen.

Aber in ihm war es ruhig. „Menſch ſein iſt alles!“

Herr Maximilian Schmidt bei der Arbeit.

Neue Beiträge zur vergleichenden Litteratur von Ernst Kreowski.

(München.)

Motto: — — „und außerdem derartige Benützung fremder Quellen der allgemeinen schriftstellerischen Gepflogenheit nicht zuwiderläuft, wenn es sich um Herstellung von Werken handelt, bei denen die Form der Darstellung... die Hauptsache bildet."
Maximilian Schmidt, Jämmerlichkeiten u. s. w.

Adalbert Müller,
„Der bayrische Wald".

S. 271.

— Markt Eschlkam, welcher mit dem stattlichen Spitzturme der Kirche gewaltig in die Ferne hin imponiert.

S. 271.

Eschlkam war einst ein wichtiger Grenzort gegen Böhmen und hatte ein wohlbefestigtes Pflegerschloß oder Grenzhaus. Die Überreste desselben umgeben noch heute die Pfarrkirche; man bemerkt einen Teil der ehemaligen Ringmauer und gegen Nordosten den Stumpf eines Turmes. Die Ruinen schreiben sich vom Jahre 1633 her. Die Marktbewohner und die Landsassen der Umgegend hatten vor dem andringenden Feinde ihre beste Habe auf das Schloß geflüchtet, der altbewährten Stärke seiner Mauern vertrauend. Die Schweden bekamen Wind von dem reichen Schatze, griffen das Schloß an und bemächtigten sich desselben, ungeachtet der tapfern Gegenwehr der Bürger.

Maximilian Schmidt,
„Das Fräulein von Lichtenegg".

S. 1.

— Der Marktflecken Eschlkam, welcher mit seinem stattlichen Kirchturme gewaltig in die Ferne imponiert.

S. 38.

Unser Eschlkam war einst ein wichtiger Grenzort gegen Böhmen und ein wohlbefestigtes Pflegerschloß stand vormals an der Stelle der jetzigen Kirche. Das große Gebäude neben der Kirche war ein Teil davon; außerdem bemerkt man noch einen Teil der ehemaligen Ringmauer und den Stumpf eines Turmes, welchen man den Pulverturm nennt und der noch heute mit den Gebeinen der hier im Kriege Gefallenen angefüllt ist. Die Ruinen schreiben sich vom Jahre 1633 her. Die Marktbewohner und die Landsassen der Umgegend hatten vor den andringenden Schweden ihre beste Habe auf das Schloß geflüchtet, der altbewährten Stärke seiner Mauern vertrauend. Die Schweden bekamen Wind von dem reichen Schatze, griffen das Schloß an und bemächtigten sich desselben ungeachtet der tapfern Gegenwehr der Bürger.

J. Baader,
„Chronik des Marktes Mittenwald". Abschn. IV. Geigenmacher. S. 193.

— Die Leute kannten und sahen ihn, wie er im Gleirschthale und in andern Thälern der bayrischen Alpen, wo die Wasser der Isar zusammenrinnen, und an den Sonnenbergen umherschweifte und nach Resonanzholz und Haselfichten für seine Geigen spähte. Bald zog er einen Hammer aus der Tasche, um damit an einen Stamm zu schlagen und sein Tönen zu behorchen, bald blieb er stehen bei alten Stämmen, deren Wipfel und Äste im Absterben begriffen waren, dann hinwieder besah er sich die gefällten Stämme und ihre Schnittflächen und Jahre. Wurden gefällte Stämme, wie so häufig geschieht, von ihren hohen Standorten über jähe Berghänge ins Thal hinabgerollt, so saß er seitwärts auf einem Felsblock und lauschte der Töne, die sie im Stürzen von sich gaben. Diejenigen Stücke, welche ein besonders auffallendes Singen hören ließen, wählte er zu seinem Geschäft aus.

Heinrich Reder,
„Der Bayerwald" S. 133.

— Der Winter, welcher mit seinem tiefen Schneefall die Schluchten und Moore, die Zwischenräume der wirr durcheinander geworfenen Felsenblöcke, die Rinnsale der Quellen und Bäche trügerisch überdeckt und die Wildnis des Waldes undurchdringlich macht —

Maximilian Schmidt,
„Im Herzen des Waldes". S. 46.

— Und er erzählte, wie er schon im vorigen Jahre den Besitzer . . . in den Waldungen am Lusen und Rachel habe herumirren sehen, wie er dann einen Hammer aus der Tasche gezogen und damit an die Stämme geschlagen habe, um sie auf den Ton zu prüfen. Besonders gern habe er das bei alten Stämmen gethan, deren Wipfel und Äste im Absterben begriffen oder auch bei gefällten Stämmen, deren Schnittfläche und Jahresringe er sich besah. Wenn gefällte Stämme von ihrem hohen Standorte über jähe Berghänge hinabgerollt wurden, so sei er seitwärts auf einem Felsblock gesessen und habe den Tönen gelauscht, die sie im Stürzen von sich gaben! Diejenigen Stücke, welche einen besonders auffallenden Sang hören ließen, wählte er aus für sein neues Geschäft.

Maximilian Schmidt,
„Die Miesenbacher" S. 169.

— Der Winter, welcher mit seinem tiefen Schneefall die Schluchten und Moore, die Zwischenräume der wirr durcheinander geworfenen Felsblöcke, die Rinnsale der Quellen und Bäche trügerisch überdeckt und die Wildnis des Gebirges undurchdringlich macht —

Und so weiter mit Grazie viele Seiten hindurch, wie bereits im vorigen Dezemberheft der „Gesellschaft" nachgewiesen. Und eine solche Aus-

ſchlachtung anderer Autoren und Aneignung fremden litterariſchen Eigentums nennt Herr Maximilian Schmidt eine „allgemeine litterariſche Gepflogenheit"!

Nachſchrift der Schriftleitung:

Wir fordern hiemit den vielbeleſenen, vielbewanderten und in Rechtsfragen offenbar vielbeſchlagenen Herrn Maximilian Schmidt auf, uns im Intereſſe der öffentlichen Belehrung baldgefälligſt mitzuteilen, in welchem Lande, zu welcher Zeit und bei welchen Schriftſtellern eine „derartige Benützung fremder Quellen der allgemeinen ſchriftſtelleriſchen Gepflogenheit nicht zuwiderläuft", d. h. der litterariſche Raub oder das Plagiat eine alltägliche und rechtlich erlaubte Sache iſt!

Bertha von Suttner.

Ein Litteratur-Brief von Max Viktor Fraenkl.

(Berlin.)

Gnädiges Fräulein!

Was muß ich hören! Welch entſetzlicher Akt der Apoſtaſie von geheiligten Traditionen! Sollte es möglich ſein!? Heraus wollen Sie aus der duftigen Gartenlaube, in der helles Vogelgezwitſcher, edle Geſänge von Lenz und Liebe ertönen!? Sie haben die braven Familienblätter zu haſſen begonnen und — Doch Verzeihung! Schon ſehe ich, daß in Ihr holdes Geſichtchen ein Zornesausdruck ſich zu ſtehlen droht. Genug des Spieles, das ich als Ihr ergebenſter Diener nun mit ernſteren Worten vertauſchen will.

Sie ſind ſatt der elenden Litteratur, die eine Marlitt, Kayſer, Heimburg u. a. m. vertreten, des öden Geſchwätzes, der erbärmlichen Charakterzeichnungen in derartigen Romanen, und verlangen von mir Nennung bedeutender weiblicher Autoren, die eine Konkurrenz mit anerkannten ſchriftſtellernden Männern nicht zu fürchten brauchen, die gedankentiefe Dichtungen, in welchen der kräftige Hauch des Zeitgeiſtes zu ſpüren, produzieren!

Wir haben ſchreibende Frauen, die weit über die genannten Ritterinnen von der traurigen Feder hinausragen. Namen, wie Kapff-Eſſenther, von Ebner-Eſchenbach, Ullrich Frank, Marriot, Boy-Ed beſitzen einen guten Klang, den ſie mit Recht der gewandten Kompoſition ihrer Schöpfungen, der fein-

ſinnig realiſtiſchen Schilderungskunſt verdanken. Allein Dichterin und Philoſophin in innigſter Harmonie in ſich zu vereinigen, hat in dieſer Zeit meines Wiſſens nur eine Frau vermocht: Baronin Bertha von Suttner.

Ausgerüſtet mit dem gediegenſten Wiſſen, völlig vertraut mit den modernen Forſchungsergebniſſen auf allen Gebieten, in hohem Maße begabt mit dichteriſchen Fähigkeiten und pſychologiſchem Scharfblick, beherbergt Baronin Suttner beide Seelen ſo, daß ſie freundſchaftlich nebeneinander wohnen und ſich gegenſeitig im vorteilhafteſten Grade ergänzen und befruchten.

Sie werden ungeduldig, werte Freundin. „Nicht ſo lange Introduktionen," werfen Sie ein; „was empfehlen Sie mir beſonders von den Schriften dieſer Dame?" Bedauere! Spezialiſierte Empfehlung nicht möglich. Alles müſſen Sie leſen, und bei jeder einzelnen Suttnerſchen Schrift wird Ihnen Genuß zu teil.

Wie ſoll ich das erſte größere Werk „Inventarium einer Seele" ſchematiſch einreihen? Es iſt ein Roman, es iſt kein Roman — es iſt eine hervorragende Gedankendichtung, ſchwere Ideenfracht in zierlich gebautem Nachen. Die vornehm geſchliffene Sprache, die anmutige, poetiſche Verbrämung des Ganzen, die glänzenden Offenbarungen eines Geiſtes, der in den Tiefen der Philoſophie, Naturwiſſenſchaften, ſozialen und politiſchen Fragen arbeitet und Edelmetall fördert, — all dies verleiht dem „Inventarium einer Seele" den Charakter eines eigenartigen Kunſtwerkes. Ob wir uns in das reizvolle „Erlebnis aus meiner Jugendzeit" verſenken oder mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit dem kraftvoll ſchneidigen „Dialog zwiſchen einem Bekenner und einem Leugner des Fortſchrittsprinzips" folgen oder auf „eine Winterſaiſon in Paris" zurückblicken und ſpäter das „Phantaſiefeſt" feiern, immer entzückt uns die poetiſche Feinſinnigkeit, feſſelt die Ideenſchärfe.

Zum Teil programmatiſch möchte ich dieſe „Gedanken-Symphonie" (M. G. Conrad im „Freimaurer") nennen, in der es auch von Problemen und Fragen widerhallt, die in ſpäteren Einzelwerken in ſchärfere Beleuchtung gerückt werden.

Der Inhalt des 10. Kapitels, der weſentlich in heftiger Bekämpfung des Krieges gipfelt, erhält umfangreiche, dichteriſch-philoſophiſche Behandlung in Bertha v. Suttners neueſtem Romane „Die Waffen nieder". Die Einzelſtriche, mit denen das Fortſchrittsprinzip gezeichnet, kondenſieren ſich zu einem feſtumrahmten Gemälde in dem Romane „Ein ſchlechter Menſch". Hier haben Sie, werte Freundin, ein echtes, farbenſattes Zeitbild, frei von aufdringlicher Tendenz, getragen von wahrhaft vornehmem Geiſte der Moderne! Welch friſcher Humor, welch ungekünſtelte Naivetät lagert ſich

über der Schilderung des „Himmelsbund"-Treibens! Keine Verlogenheitsgebilde, die überall zu finden sein mögen, nur nicht auf unserer Erde, tummeln sich in dieser Erzählung; Menschen von Fleisch und Blut sind es, die unserem Empfinden nahe stehen, mit denen wir denken, fühlen können und müssen. Deutlich sehen wir sie vor uns: Den ultrakonservativen Stangen, die weiblichen Gestalten, den in dem Dünkel des morschen Traditionsglaubens auferzogenen Tabirol, den unglücklichen Erich, der erst kurz vor seinem Tode über die Grenzmauern des aufgedrängten Frömmlertums hinausgehoben wird, und Frank Myltus. Er überragt die ganze Gesellschaft um Haupteslänge, ein moderner Mensch mit den menschlichen Vorzügen und Fehlern, der sich zur Erkenntnis der Ideale aufgeschwungen, die „Wahrheit und Glück" heißen. — Die naturwissenschaftlich-philosophischen Lehren erhalten Leben, so daß sicherlich ein nicht minder kostbarer Gewinn aus der Lektüre dieses Buches als aus dem Studium systematisch angelegter Fachwerke resultiert.

Die Bahn des Allgemeinen verläßt Baronin Suttner in dem Buche „Ein Manuskript". Es ist vorzüglich die Gabe einer geistvollen Frau an geistvolle Geschlechtsgenossinnen und vereinigt bestrickende Eleganz der Form, herrliche Lebensweisheit, die im farbigsten Glitzern des Esprit sich reflektiert, und wirksam komponierte Szenen.

Dem „Manuskript" folgte die Veröffentlichung von „Daniela Dormes". Eine einfache Geschichte ist es, die erzählt wird, welche aber die litterarische Physiognomie der Verfasserin wohl erkennen läßt. Die Handlung wird mit technischer Gewandtheit entwickelt, die Charakterzeichnung ist vertieft, und die Gespräche sind von geistfunkelnden Aperçüs über bedeutsamere Gegenstände durchsetzt. Vor allem aber berührt es wohlthuend, daß den ganzen Roman eine Verurteilung des Antisemitismus durchklingt. In einer Zeit, in welcher man wagt, den „Nathan" für eine Thorheit zu erklären, in der die Poesie auch zur Sklavin des gemeinen Rassenhasses erniedrigt wird, ist eine, wenn auch nicht direkt positive, Befehdung dieser hetzerischen Bewegung durch eine Dichtung außerordentlich dankenswert.

Wir sind an der letzten Station angelangt, werte Freundin!

In dem 1886 erschienenen „Schriftstellerroman", der viel verurteilt — Thaler nennt ihn ein herzloses Buch — und hoch gelobt wird, ist uns, meiner Ansicht nach, ein Werk geschenkt, das einerseits mit Zolas „l'oeuvre" nicht in die geringste Beziehung gebracht werden kann, andererseits in der neuesten deutschen Litteratur ein Pendant nicht besitzt. Tiefe Einblicke in die Lage des Litteratenstandes werden uns gewährt, interessante, ästhetische Erörterungen in fesselndem Plauderton sind eingeflochten. Mit warmer Teilnahme verfolgen wir die Schicksale Otto Freiheims bis an sein tragisches

Ende; wenige Striche genügen, um der Schlußszene, in der Freiheim, während in seinem Hirn ein wilder Gedankentanz tobt, plötzlich erblindet, das düstere Kolorit zu verleihen, das uns erschüttert. — — — — — — — — —

Das sind die bisher erschienenen Hauptwerke der Baronin Bertha von Suttner! Ihre übrigen litterarischen Erzeugnisse, (High-life, Hanna, Verkettungen, Erzählte Lustspiele u. a. m.), die teils in Buchform gesammelt, teils in Journalen zerstreut sich finden, erheben sich zwar sämtlich über die Durchschnittsware, erreichen aber, wie ich glaube, nicht das Niveau der vorher bezeichneten Schöpfungen, namentlich nicht des großartigen Kampfbuches „Die Waffen nieder".

Lernen Sie nun, bitte ich, selbst alle diese Gaben eines eminenten Talentes kennen, damit ich hoffen darf, mein Urteil bestätigt zu sehen!

Ihr

ergebener Diener
Max Viktor Fraenkl.

Silentium für den philosophischen Brandfuchs!

Keine Apologie.

Von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

Herr Heinrich Ernst Wachler wird mich nicht auf „Krumme ohne Binden und Bandagen" fordern, denk' ich, wenn ich erkläre, daß ich ihn unter dem Brandfuchs meiner Überschrift verstehe. Nämlich: diese Überschrift hätte ich gewählt für seine Skizze im vorigen Hefte dieser Zeitschrift, welche er sehr mit Unrecht und etwas leichtsinnig nannte: „Der Korpsstudent. Eine Type."

Ich leugne es nicht: es giebt solche Korpsstudenten, wie Herr H. E. W. da einen mit dem ausfahrenden Karikaturenstift zeichnet. Ja wohl, es giebt solche, — wir hatten zu meiner Zeit in Leipzig, als ich selber das Vergnügen hatte, Korpsstudent zu sein, den hübschen Ausdruck „Äh bäh" dafür, und es fehlte im S. C. durchaus nicht an Spott darüber. Aber das soll der Typus des deutschen Korpsstudenten sein? Korpsstudent = Ähbäh? Beim „hohen Kösner!" Herr Wachler, Sie irren sich, und ich muß mir zu glauben gestatten, Sie kannten nicht hinlänglich, worüber Sie Ihren Kari-

laturverruf verhängten. In Ihren Gedichten zwar, denen Sie den Namen „Aus gährender Zeit“ mit vielem Rechte gaben, befindet sich auch eine „Litanei eines unbefriedigten Narren“, „Enttäuschung“ überschrieben, aus der hervorzugehen scheint, daß Sie im schönen Heidelberg Renonce eines Korps waren. Sie machten da schlechte Erfahrungen, scheint's, mit philosophischen Bierreden:

„Und spott' ich philosophisch
Der ganzen Fratzenwelt,
So heißt's ‚Kommentverletzung‘,
So straft man mich um Geld“ —

und, wahrhaftig, ich fühle es Ihnen nach, so was ist schmerzhaft, — ich hab's auch empfunden. Aber Ihr „typischer Korpsstudent“ ist darum doch ein Zerrbild, und ich nehme an, man hat Ihnen bald die Freiheit gegeben, um welche Sie in demselben Gedichte so rührend flehen:

„Nein, ich ertrag's nicht länger!
Wo blieb mein altes Glück?
Gebt mir die Freiheit wieder,
Gebt mich mir selbst zurück!“ —

und so hatten Sie denn wohl nicht die Gelegenheit, längere und eingehendere Studien in den Kreisen zu machen, die Sie nun typisch vermöbelt haben.

Aber was würden Sie sagen, wenn beispielsweise ein erfolgloser Lyriker herginge und die gesamte Lyraschlägerzunft, in der er persönlich vielleicht mit Recht sich nicht wohlbefunden hat, typisch zusammenfassen wollte unter dem bekannten Bilde des semmelblonden Augenrollers, der mit himmelerhobener Nase nach Veilchendüften schnobert und gräßliche Reimbanalitäten vomiert, so bald er minder wohlige Gerüche riecht? Sie würden mit vollem Rechte sagen, das ist eine ganz lustige Karikatur, aber es giebt doch immerhin eine ganz erkleckliche Anzahl von beiläufig recht vernünftigen und gar nicht so komischen Leuten unter den deutschen Lyrikern.

Und just so steht es mit Ihrer Karikatur des nägelputzenden, eingebildeten, nackenscheiteligen, mensurversimpelten, geistlos-stumpfsinnigen, idealosen Ähbäh-Korpsstudenten.

Wie gesagt, er kommt vor, ja, es giebt ganze Korps, die fast ausschließlich aus derartigen komischen Figuren bestehen, — wie es ja auch (Sie werden das aus München kennen) ganze lyrische Konventikel von vergißmeinnichtigen Wonnebrunzlern giebt —, aber Sie thun wahrlich unrecht, das ganze deutsche Korpsstudententum in solch' einer komischen Figur aus dem Modejournal verkörpern zu wollen.

Das ist zwar billig und macht Effekt, aber wahr ist es nicht, und wir Modernen auf realistischer Grundlage sollen mehr Respekt vor der Wirklichkeit haben, als die bequemen Tendenzler, deren Methode es war, den Auswuchs für die Pflanze zu nehmen und dann mit lärmender Indignation zu rufen: Seht, welch' ein wüstes Gewächs!

Nein: im deutschen Korpsstudententum ist immer noch, obwohl die Äußerlichkeitssucht fortdauernd verderblich wirkt, obwohl das Reservelieutnantstum bedauerliche Verwüstungen anrichtet, obwohl einseitiger Genußtrieb die idealen Seiten vielfach zurückdrängt, — es ist dennoch im deutschen Korpsstudententum noch viel Tüchtigkeit, Schneidigkeit im guten Sinne, Selbstzucht und jenes Maß von vernünftigem Aristokratismus und Selbstbewußtsein, das nötig ist zum Zimmern eines männlichen Lebens.

Ich fand im Korps mehr stramme Individualitäten, als sonst im übrigen deutschen Studententum, und nicht wenig Intelligenzen, welche die von Ihnen so pathetisch attakierten Komment-Äußerlichkeiten mit Humor als das auffaßten, was sie sind: groteske Umrankungen eines Bundes, der von ihnen durchaus nicht überwuchert zu werden braucht und in der That nur selten überwuchert wird.

Hätten Sie das Typische nicht betont, hätten Sie sich begnügt, ein Exemplar von vielen zeichnen zu wollen: Sie hätten recht gehabt und recht daran gethan, denn jene Auswüchse sind ein Jammer und man soll sie lächerlich machen, wo man kann, aber Sie thaten unrecht, indem Sie verallgemeinerten.

Derlei Allgemeinkarikaturen sind eine Schädigung des Realismus, denn sie entstellen die Wahrheit.

Bleiben wir bei der exakten Methode peinlicher Einzelbeobachtung.

Und nun, da ich glücklich fertig bin und einen so gewaltig ernsthaft litterarischen Schluß gebaut habe, ergreift mich ein unabänderliches Verlangen, wieder einmal zwischen dunkelroten Mützen zu sitzen und zu singen: „Es blühen die Rosen im Thale . . ."

Zur Geschichte der Kritik in Frankreich.

Von Rudolf Lothar.

(Wien.)

(Ferdinand Brunetière, L'Évolution des genres dans l'histoire de la littérature. Tome I: L'Évolution de la critique depuis la renaissance jusqu'à nos jours. Paris, Hachette 1890. — Ernest Tissot, Les Évolutions de la critique française. Paris, Perrin 1890.)

Eine Geschichte der Kritik ist noch nicht geschrieben.

Doch ehe die Wissenschaft an die Lösung dieser gewiß in vieler Hinsicht interessanten Aufgabe geht, wird sie sich erst eine Frage vorlegen müssen, deren endgiltige Beantwortung bisher noch nicht erfolgt ist.

Was ist Kritik? Was ist ihr Zweck und was ihr Ziel?

Die Sprachreiniger haben das Fremdwort „Kritik" mit Besprechung übersetzt und dieser Ausdruck ist insofern glücklich gewählt, als man sich gemeiniglich unter Kritik in der That nichts anderes vorstellt, als die Aussprache eines Fachmannes über ein in sein Fach schlagendes Werk, als die Äußerung seiner Meinung darüber. So sagt denn Brunetière, der hochgeschätzte Kritiker der Revue des Deux Mondes und hoffnungsvolle Kandidat der Akademie: „Die Aufgabe der Kritik ist, immer zu urteilen und zu klassifizieren". Damit giebt er nur der gang und gäben Ansicht von der Aufgabe der Kritik präzisen Ausdruck. Brunetière sieht in der Klassifikation den Endzweck aller Wissenschaft, also in einer klassifizierenden Kritik eine wissenschaftliche Kritik. Untersuchen wir aber sein Vorgehen — und das Vorgehen aller Kritiker, die sein Prinzip teilen — näher, so finden wir, daß jede Klassifikation auf Vergleichen, jeder Vergleich auf Urteilen beruht. Und diese Urteile haben nun, je nach dem Standpunkt des Kritikers, eine verschiedene Begründung. Der Ästhetiker wird untersuchen, ob ein Kunstwerk schön oder häßlich, der Moralist, ob es gut oder schlecht ist. Wollen wir also die oben gegebene Definition als wissenschaftlich gelten lassen, so müssen wir uns vorher überzeugen, ob der an die Kunstwerke gelegte Maßstab ein wissenschaftlicher ist. Und da müssen wir denn sagen, daß gut und schlecht, schön oder häßlich ebenso wenig wie warm und kalt wissenschaftliche Ausdrücke sind. Die Thermometerskala ist eine Erfindung des Menschengeistes. Es giebt in der Natur ebenso wenig eine absolute Schönheit als es eine absolute Wärme giebt. Schön (resp. gut) ist, was sich mit unseren Begriffen von schön (resp. gut) deckt und diese unsere Begriffe sind das Resultat von Erziehung, Vererbung, klimatischen und zeitlichen Verhältnissen,

im letzten Grunde das Ergebnis gegenſeitiger Suggeſtion. Jedes Ideal iſt der erträumte Zuſtand eines vollkommenen Gleichgewichtes zwiſchen unſerer Innenwelt und der Außenwelt; ſo erwarten wir beiſpielsweiſe vom Glück das Gleichgewicht zwiſchen unſeren Wünſchen und deren Erfüllung. Wenn ein Kritiker ein Buch ſchön oder gut findet, ſo teilt er dem Leſer nur die Skala ſeiner Begriffe mit; wenn er das Kunſtwerk in bezug auf ein ſchönheitliches oder ſittliches Ideal betrachtet, ſo zeigt er nur, welches ſchönheitliche oder ſittliche Ideal durch Erziehung, Vererbung ꝛc. ꝛc. ſeine, des Kritikers Gedankenſphäre beherrſcht. Ein ſolches Urteil kann ſehr wertvoll ſein — aber nur inſoferne, als es uns über den Seelenzuſtand des Kritikers unterrichtet. Aber nicht um den Beſprecher, um das Beſprochene handelt es ſich bei der Kritik.

Bevor wir den wahren Zweck der Kritik erkennen, müſſen wir uns erſt über den Zweck des Kunſtwerkes klar ſein. Brunetière, der uns als der Typus des zünftigen Äſthetikers gelten mag, bezeichnet die Verkörperung der Schönheit als Ziel der Kunſt. Indem nun ein Künſtler die Schönheit verkörpern will, ſucht er nach dem Ausdruck für das, was ſeiner Zeit und ſeinen Zeitgenoſſen als Schönheitsideal vorſchwebt — ſein Werk iſt alſo eine Reſultierende dieſer Zeit, und nur in dieſer Zeit, auf dieſem Boden, unter dieſen Verhältniſſen möglich, ſo wie eine beſtimmte Frucht nur von einem beſtimmten Baum in einem beſtimmten Boden unter beſtimmten klimatiſchen und anderen Verhältniſſen möglich iſt. Wir können alſo ſagen, das Ziel der Kunſt iſt, die Ideale, die in der Volksſeele ſchlummern, zum Ausdruck zu bringen. Die Strömungen, die ein Volk, eine Zeit durchfluten, in den Künſtlern treten ſie zu Tage und in ihren Werken ſind ſie meßbar. Das Erkennen und das Meſſen jener Strömungen, das Zurückführen derſelben auf ihre Quellen, das Verfolgen ihres Laufes und ſeiner Verzweigungen iſt es, was wir als höchſte Aufgabe der Kritik bezeichnen wollen.

Die moderne Kritik ſtellt ſich oft die Frage, für wen der Dichter ſchreibt? Der Künſtler ſchafft, wie die Blume blüht ohne daran zu denken, daß man ſie pflücken wird — er ſchafft in erſter Linie für ſich. Das Publikum iſt ſein Werk, wie die Wellenkreiſe das Werk des Wellenerregers ſind. Afterpoeten, die fremde Kreiſe benutzen, um ſich von ihnen tragen zu laſſen (nenne man dies nun Nachahmung, Schule oder Manier) gehören nicht zu den volksgeweihten Prieſtern der Kunſt und ihr Auftreten und der Beifall, den ſie finden, bedeuten immer einen Stillſtand oder einen Rückgang der Kunſtentwickelung. Aufgabe der Kritik iſt es, jene Staaten im Staate, das Publikum im Volke zu erkennen und zu umgrenzen, im Beifall einen Gradmeſſer für die Entwickelung der Volksſeele zu finden.

Halten wir uns nun den Zweck der Kunst vor Augen und sehen wir in der Kritik die Kontrolle, ob und wie dieser Zweck erreicht worden, so ergeben sich zunächst folgende Fragen, die der Kritiker in jedem einzelnen Falle zu beantworten hat, ehe er an die Lösung der allgemeinen Probleme geht:

Was wollte der Künstler sagen? Wie sagt er es? In welchem Verhältnis steht das Gesagte mit unseren Anschauungen und Gefühlen?

Indem die Kritik die Vorbedingungen der ersten Frage untersucht, d. h. festzustellen trachtet, inwieferne der dem Kunstwerk zu grunde liegende Gedanke das Seelenprodukt des Künstlers ist, fußt sie auf der Psychologie. Die zweite Frage ist rein technischer Natur. Die dritte Frage, die die Verbindung zwischen Kultur und Kunst, d. h. zwischen Geistesströmungen und den Werken, in denen diese zum Ausdrucke kommen, in jedem einzelnen Falle klar legen will, berührt sich mit der Soziologie. In ihrer Beantwortung liegt die Erkenntnis der Schaffenskraft und Schaffenshöhe der Volksseele. Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir in der Kritik das Bindeglied zwischen Naturwissenschaft (Psychologie) und Kulturwissenschaft (Soziologie) erblicken. Wir zweifeln nicht, daß die Kritik der Zukunft in diesem Sinne gehandhabt werden wird. Dann wird vielleicht die Zeit gekommen sein, kritisch die Kritik der Vergangenheit zu betrachten. Was heute zur Geschichte der Kritik vorliegt, sind nur Bausteine, die der berufene Werkmeister nur mit Vorsicht wird gebrauchen können.

Als einen bloßen Baustein für ein künftiges Gebäude will auch Ferdinand Brunetière den ersten Band seines Werkes: L'Évolution des genres dans l'histoire de la littérature (T. I: L'Évolution de la critique depuis la renaissance jusqu'à nos jours) betrachtet wissen. In diesem Werke beabsichtigt Brunetière die Entwickelungslehre in die Litteraturgeschichte einzuführen, weniger weil er die Darwinische Methode als die geeignetste für seine kritischen Zwecke ansieht, als weil er darin eine alles erfassende Strömung der Zeit erblickt, der er folgen will. Aber ehe er daran geht, in seinen Vorlesungen (denn auf der Hochschule ist das Buch entstanden) an das Studium der Dichtungsarten zu gehen, an die Darlegung ihrer chronologischen und genealogischen Reihenfolge, ihrer ästhetischen Verbindung, ihrer Gesetze — will er, wie um sein Handwerkszeug zu prüfen, die Entwickelung der litterarischen Kritik in Frankreich in raschen Zügen darstellen.

Brunetière zufolge entspringt die Kritik aus der Philologie und eine Geschichte der Kritik mußte also mit einer Geschichte der humanistischen Bestrebungen beginnen. Nachdem er also den Ursprung der Kritik im Italien des XV. Jahrhunderts, im ersten Dämmern der Renaissance gesucht, sieht

er in Du Bellay, der zuerst das klassische Altertum der französischen Litteratur als Muster aufgestellt (mit der für den Anfang des XVI. Jahrhunderts charakteristischen Vorliebe für das Griechische), in Scaliger mit seiner die Alleinherrschaft des Lateinischen einleitenden Poetik die Bahnbrecher für Malherbe, dessen große Bedeutung für die Technik der französischen Poesie er in dessen Beschäftigung mit dem Altertume findet. Auf dem römischen Klassizismus steht, d. h. thront auch Boileau, der Obergott der ästhetischen Kritik in Frankreich. Über zwei Jahrhunderte hinweg reicht Brunetière dem Dichtmeister die Hand, sichtlich bestrebt, in der Boileauschen Ästhetik, diesem Vernunftkultus des Natürlichen, den Vorläufer, wenn nicht gar das Ideal des Naturalismus zu erblicken. So sieht er auch den Streit zwischen Boileau und seinen Gegnern Perrault und Fontenelle, den berühmten Streit zwischen den Alten und den Modernen, dessen Schlachtruf lautete: hie Klassik, hie freie nationale Kunst! noch in der Gegenwart fortdauern. Und er macht aus seinen Sympathien in diesem Streite kein Hehl. Er verfolgt die Boileau'schen Theorien durchs XVIII. Jahrhundert bis in die neue Zeit in allen ihren Verkörperungen in Büchern und Menschen. Aber er zeigt uns auch, wie andere kritische Theorien auftauchen, sich entwickeln, Gestalt und Bedeutung gewinnen. Beim Abbé Dubos (1419), bei Montesquieu erscheint schon die Frage nach dem Einflusse des Milieu auf das Kunstwerk, Diderot, der *mit* den Künstlern fühlt, sich nicht *über* ihr Fühlen stellt, dessen Nerven vor dem Nahen des XIX. Jahrhunderts zittern, ist ein Vorläufer des Realismus und ehrlich ist Brunetières Haß ihm gegenüber. Seltsamer Weise vernachlässigt Brunetière Grimm, den ersten impressionistischen Kritiker, der den Zusammenhang des Milieu mit der Litteratur, den der Kulturgeschichte mit der Geschichte der Kunst erkennend, ein Vorläufer Henri Taines zu nennen ist. Brunetière faßt die Entwickelung der Kritik bis zum XIX. Jahrhundert in den Worten zusammen: „Zuerst philologisch, dann exegetisch und apologetisch, sozusagen, sahen wir die Kritik dogmatisch werden mit Boileau, höfisch mit Perrault, ästhetisch mit Voltaire und Diderot, historisch endlich mit Laharpe." An der Schwelle unseres Jahrhunderts steht Rousseau, mit dem die Revolution in der Litteratur zum Durchbruch kommt, der den Zwang der Regeln verwirft, seinen natürlichen Trotz den Gesetzen entgegenstellt. Sein Individualismus verlangt, daß im Menschen nicht das Allgemeine, sondern das Besondere (was den Einzelnen eben von der Allgemeinheit unterscheidet) entwickelt werde. Indem er diesen Satz auf die Kritik anwendet, sucht er der Individualität des Dichters und der Dichtung gerecht zu werden. Brunetière zeigt uns den Einfluß Rousseaus bei Mme. de Staël und Chateaubriand, zeigt uns, wie beide ohne Rousseau

nicht denkbar sind. Mme. de Staël ist es, die mit Eifer die Wechselwirkung zwischen Kultur und Kunst zu ergründen sucht. Inzwischen sehen wir die historische Schule an Boden gewinnen. Villemain, Guizot und Cousin erkämpfen der Kritik Rang und Stellung unter den historischen Disziplinen. Und Villemain beweist am XVIII. Jahrhundert, wie jede Litteratur der Ausdruck ihrer Zeit ist. Sainte-Beuve endlich führt das Porträt des Dichters in die Besprechung seiner Werke ein, beschäftigt sich mit der Physiologie des Autors, um von dieser auf dessen Psychologie zu kommen. Die Naturgeschichte der Geister — bei Sainte-Beuve kaum mehr als eine Metapher, wird bei Taine zum Angelpunkt seines Systems. Und alle die Gedanken, die von Abbé Dubos, Montesquieu, Rousseau, Mme. de Staël, Villemain, Sainte-Beuve in dunklem kritischen Drange mehr geahnt als ausgesprochen wurden, in Taine gelangen sie zu einheitlicher, zielbewußter Form; er faßt sie in dem Grundsatze zusammen „die menschlichen Werke zu betrachten als Thatsachen und Produkte, deren Charakter und Ursachen man zu untersuchen hat".

Brunetière sieht die Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Kultur und Litteratur nicht ein, ja, er möchte sogar gelegentlich das Gegenteil beweisen. Dabei scheint er aber zu vergessen, daß es in jedem Volk und zu jeder Zeit verschiedene oft entgegengesetzte Strömungen giebt, die in den Künstlern natürlich zu verschiedenem oft entgegengesetztem Ausdrucke kommen. Ähnliches meint wohl Renan, wenn er sagt: „Man gehört seinem Jahrhundert und seiner Rasse an, selbst wenn man gegen sein Jahrhundert und seine Rasse reagiert". Taine sucht die Gesetze, welche das Auftreten der Künstler zu Ursachen hat. Brunetière entgegnet, daß das Wesen eines Gesetzes in einer Voraussicht oder einer Macht bestünde, man aber bisher weder einen Racine voraussehen, noch schaffen konnte. Brunetière leugnet Taine gegenüber den Einfluß der Rasse, den Einfluß des Milieu, nur den Einfluß des Augenblickes läßt er gelten, ja, sieht in ihm den einzig ausschlaggebenden. Und wenn Brunetière Wechselwirkungen anerkennt, so sind es lediglich solche zwischen Kunstwerk und Kunstwerk.

In der Bekämpfung der Taineschen Methode wie überall dort, wo Brunetière Front macht gegen einen Kritiker oder eine Theorie, treten uns am besten Brunetières eigene Theorie und kritische Arbeitsweise entgegen. Kritik als Wertschätzung und Klassifikation der Litteraturwerke betrachtet, ist der Grundgedanke seines Systems. Dazu bedarf er eines Wertmessers und dieser ist für ihn die französische Klassik. Racine und seine Zeitgenossen sind die Bürgen für sein kritisches Urteil. Und es ist bemerkenswert, wie in Brunetière zwei gleiche Strömungen, deren Quellen doch in ganz ver-

ſchiedenen Zeiten liegen, ſich vereinigen. Boileau, durchdrungen von dem lateiniſchen Kultus der Form, legt in ſeiner Poetik das Schwergewicht auf dieſe, er ſelbſt der Ausdruck einer Zeit, in der das Äußerliche, die Etikette, die Form alles galt — und wir ſehen am Ausgang des XIX. Jahrhunderts wiederum einen Triumph der Form! Zum Teile beruht die heutige Herrſchaft der Form auf der Romantik, die ſo ſehr das Äußerliche zum Gegenſtande ihrer Dichtung machte. Die Erkenntnis der Natur, die Luſt am Schildern, die Freude an Farbe und Form, lauter Errungenſchaften des XIX. Jahrhunderts und das Weſentliche des Romantismus ausmachend, haben mächtig dazu beigetragen, die Form über den Inhalt zu erhöhen. Charles Morice, ein Führer des modernen jungen Frankreich, hat Recht, wenn er ſagt: „In allen Dingen ſpannt man — der Volksausdruck iſt ſo richtig! — den Pflug vor die Ochſen. Der Pflug iſt vervollkommnet, die Ochſen verkommen. Niemals wurden die Mittel ſo ſtudiert wie heute; das Ziel iſt gleichgiltig geworden". Man nennt unſere Zeit das Jahrhundert der Technik und auch in der Kunſt verdient es dieſe Bezeichnung. So ſtützt ſich Brunetières Kritik, die vor allem das Äußere des Kunſtwerkes ins Auge faßt, einerſeits auf das XVII. Jahrhundert, andererſeits wird ſie von der Denk- und Empfindungsweiſe der Gegenwart getragen. Boileau iſt die Brücke, die Brunetière mit dem klaſſiſchen Rom verbindet. In lateiniſcher Tradition wurzelt er mit einem guten Teil ſeiner Anſchauungen. Auch der gänzliche Mangel an Nervoſität berührt uns römiſch — wir möchten faſt ſagen, Brunetière verſtehe die Nervoſität des Jahrhunderts gar nicht, ſtehe unſerer Zeit in dieſer Beziehung fremd und teilnahmslos gegenüber. Und deswegen iſt er ein verſtändnis- und teilnahmsloſer Richter — und Richter zu ſein iſt ja ſein Beſtreben! — allen Werken gegenüber, die in der erhöhten Reiz- und Empfindungsfähigkeit unſerer Nerven die Grundbedingung ihres Entſtehens haben. Der franzöſiſche Impreſſionismus, die ruſſiſche Mitleidsromantik ſind nervöſe Erſcheinungen, und gerade ſie zählen zu den bemerkenswerteſten Produkten der Zeit. Noch eine andere Eigenſchaft ſeines Geiſtes ſcheint Brunetière aus dem alten Rom überkommen zu haben: das ſtrenge Verdammen der „Welt", die geringe Achtung vor der Bedeutung der Frau. Ein Dichter, eine Litteratur, die der „Welt" und insbeſonders den Frauen gefallen, ſind ſchon darum für Brunetière wertlos und er hat für ſolche Modelieblinge, für dieſe Berſerade, Quinault, Preciöſen und — Modernen nur eine Geberde des Mitleids. Ja, er geht ſoweit, den Einfluß der Frau verderblich für die Litteratur zu finden; und bei jeder Stillſtands- oder Verfallsepoche möchte er rufen: cherchez la femme! Racine und Molière haben deswegen nicht die Tiefe von Shake-

ſpeare und Goethe erreicht, weil ſie den Frauen gefallen wollten, dem Geſchmack der Menge, d. h. der „Welt“ gefolgt ſind!

So wurzelt Brunetière mit dem Kreiſe ſeiner Vorſtellungen in einer fernen Zeit, an die er ſich durch Veranlagung und Studium enge angeſchloſſen hat. Da aber der Kreis ſeiner Erfahrungen notgedrungen in der Gegenwart liegt, ſo ſteht er auch unter dem Einfluſſe der Strömungen, die dieſe bewegen. Er iſt Peſſimiſt, weil unſere Zeit peſſimiſtiſch iſt, er liebt Paradoxe, weil unſere Zeit das Paradoxe bevorzugt. Der Geiſt braucht immer ein Spiel, um ſeine Spann- und Schnellkraft zu erproben und zu üben. In früheren Zeiten dienten dieſem Zwecke Caſuiſtik und Dialektik, heute dient dieſem Zwecke das Paradoxon. Der Chauvinismus ſeiner Landsleute iſt an Brunetière nicht ſpurlos vorübergegangen. Er iſt in ſeinem Fache zünftig geſinnt, weil das Zunftweſen wieder zu erwachen ſcheint, als Reaktion gegen die Freiheit der Gewerbe und der Künſte. Und der Satz: „man darf über die Kunſt nicht urteilen, ohne eine lange und gründliche Erziehung des Geſchmacks, braucht man dazu auch keine Fähigkeiten, ſo doch mindeſtens eine Lehrzeit“ iſt ihm von einer Zeit diktiert, die weniger auf die Fähigkeiten als auf die Lehrzeit (und auf ein dieſe beſtätigendes Zeugnis) ſieht.

Brunetière ſchreibt außerordentlich klar und deutlich. Seine eigenen Anſichten treten dem Leſer faßlich entgegen und auch die Ideen, die der Kritiker bekämpft, ſind in feſten Zügen gekennzeichnet. Der durchſichtige, knappe und bündige Stil verrät die Meiſter der franzöſiſchen Proſa, die ihn gebildet haben. Wenn man damit die überkünſtelte, myſtiſch-dunkle Schreibweiſe der Modernen vergleicht, kommt man ſo recht zum Bewußtſein, wie ſehr die franzöſiſche Litteratur von heute ſich von der des XVII. Jahrhunderts entfernt hat.

Brunetière, der, wie geſagt, die Kunſtwerke an und für ſich, losgelöſt vom Volke, das ſie hervorgebracht, betrachtet, hat kein Auge für die Strömungen, die dieſes durchfluten. Und doch liegt in dieſen allein Urſache und Bedingung der Kunſt und der Künſtler. Dieſen Satz legt Erneſt Tiſſot ſeinem Buche: Les Évolutions de la critique française zu grunde. Er will die moderne franzöſiſche Kritik und deren Entwickelung in ihren Haupttypen und nach ihren Methoden ſchildern. Vor die Frage geſtellt, worin die Urſache dieſer reichen und vielgeſtaltigen Entwickelung der Kritik im heutigen Frankreich liegt, ſieht er als dominierende Erſcheinung der letzten zwanzig Jahre eine Abnahme der Phantaſie, eine Ausbildung des analytiſchen Verſtandes. Ein Analytiker iſt auch er und er bemüht ſich, mit den Hilfsmitteln wiſſenſchaftlicher Analyſe die Arbeits- und Denkweiſe unſerer Zeit

in ihren Kritikern zu ſtudieren. Aber auch er glaubt die Klaſſifikation nicht entbehren zu können. Er teilt die Kritik nach ihren Methoden ein und zwar in

I. die litterariſche Kritik, die „die Kunſtwerke vom Standpunkt der Äſthetik betrachtet, ſie nach ihrer äußern Form beurteilt, die ſie vollkommen oder unvollkommen findet, je nachdem ſie ihrem Schönheitscodex entſpricht oder nicht". (Brunetière, Jules Lemaître.)

II. die moraliſche Kritik, die „die Kunſtwerke vom ſoziologiſchen Standpunkte betrachtet, ſie beurteilt nach ihren Wirkungen, die ſie geſund oder ungeſund findet, je nachdem ſie den Moralgeſetzen entſprechen oder nicht". (Barbey d'Aurevilly, Edmond Scherer.)

III. die analytiſche Kritik, die „ohne die äſthetiſche Prüfung zu vernachläſſigen, ohne die ſoziologiſche Unterſuchung zu verachten, im Kunſtwerk Wirkungen ſieht, die vor allen eine ſchöpferiſche Intelligenz, das Milieu, in dem ſich dieſe Intelligenz entwickelt hat, die Raſſe, der ſie entſprungen iſt, zu direkten Urſachen haben. Im Werke dieſe Intelligenz, dieſes Milieu, dieſe Raſſe erkennen, iſt ihr Ziel". (Paul Bourget, Emile Hennequin.)

Letztere kritiſche Methode, die direkt auf Taine zurückgeht, wendet Tiſſot bei ſeinem Buche an. Er ſucht die Strömungen unſerer Zeit kennen zu lernen, ſo weit die Analyſe der einzelnen Kritiker und ihrer Werke ihm über dieſe Aufſchluß giebt. Um eine Entwickelungsgeſchichte der franzöſiſchen Kritik zu geben, um uns den Werdegang des kritiſchen Geiſtes zu zeigen, hätte er auch ſchildern müſſen, wie die einzelnen Strömungen ſich berühren und verſtärken, ſich kreuzen und brechen, wie ſie entſtehen und wie ſie verrinnen. Er hätte die Fäden, die er entdeckt und bloßgelegt, in ſicherer Hand zuſammenfaſſen, zu einem ſtarken Gewebe verknüpfen müſſen — zur analytiſchen Methode die ſynthetiſche Betrachtungsweiſe fügend. Dann wäre freilich die oben angeführte Klaſſifikation unmöglich geweſen, denn es hätte ſich ergeben, daß die gleiche Strömung Äſthetiker, Moraliſten und Analytiker ergreift, allerdings mit verſchiedenem Berührungskoeffizienten.

Wir wollen, wenn auch nur flüchtig ſkizzierend verſuchen, unſere Meinung zu erhärten, indem wir an einzelne Strömungen, die Tiſſot in ſeinem Buche, jede für ſich und ohne auf den Zuſammenhang mit anderen in gleicher oder entgegengeſetzter Richtung fließenden zu achten, beſpricht, ſynthetiſierend herantreten.

Die Eiſenbahnen, d. h. die Möglichkeit, raſch und billig die Länder zu durchqueren, die geſteigerten Handelsbeziehungen unter den Völkern, die internationalen Ausſtellungen und Feſte ꝛc. haben den Kosmopolitismus großgezogen. Der Kosmopolitismus mit ſeinem weiten, gern die ganze Welt umſchließenden Blick, ſteigert in immer wachſendem Maße die Summe

der äußeren Eindrücke und gleichzeitig die Empfänglichkeit für dieſe. Die Geiſter, die von dieſer Strömung erfaßt werden, ſind weit empfänglicher für andere Strömungen als jene, die im ſtarren Erz des Patriotismus, das ihre Bruſt umſchließt, ein Bollwerk nach außen ſuchen und finden. Aber aus dieſem Erz ſind die Pfeiler nationaler Kunſt geſchmiedet, jener Kunſt, deren Gebäude heute immer mehr und mehr verödet. Tiſſot hat den Kosmopolitismus als Faktor in Paul Bourgets Werken erkannt, nachdem er analytiſch ſchon die Senſibilität und den Hamletismus in dieſen gefunden. Wie aber hängen dieſe drei Faktoren untereinander zuſammen? Wie treten ſie bei anderen, anders gearteten Naturen auf? Auch Edmond Scherer iſt Kosmopolit. Doch bei Scherer führt die Beſchäftigung mit den Strömungen der Welt zu einem engeren Sichverſchließen, einer räſonnierenden Weltanſchauung einerſeits, zu einem harten Skeptizismus andererſeits. Der Skeptizismus des Gläubigen (und Scherer war ein Gläubiger als Kritiker, wie als Menſch ein orthodoxer Calviniſt) iſt aber der Hamletismus des Denkers. Der fataliſtiſche Zweifler auf Helſingör war Kosmopolit — und kosmopolitiſch iſt Paul Bourgets Hamletismus in Lackſchuhen, das Monocle im Auge, die Gardenia im Knopfloch. Und ſo ſtehen ſich auch Paul Bourget und Edmond Scherer, durch Tiſſots Klaſſifikation getrennt, näher als Tiſſot, geſtützt auf die Ergebniſſe ſeiner Analyſis, ſelbſt wohl ahnt.

Aber noch eine andere Strömung der Gegenwart begünſtigt die Skepſis. Der Wiſſensdurſt unſerer Zeit, ausgerüſtet mit allen Waffen der Naturwiſſenſchaft und der Technik, muß Halt machen vor den Schranken alles Wiſſens; und angeſichts des Ewig-Unfaßbaren bemächtigt ſich der im tollen Jagen nach Erkenntnis Entflammten ein Schauer, der ſich in erhöhtem Zweifel oder in erhöhtem Glauben äußert — in Skepſis oder in Myſtik. Und ſo geht denn, gleichſam der ſkeptiſchen Strömung parallel, ein gewaltiger, gläubiger Zug durch das weltliche Paris. Der Materialismus hat enttäuſcht, der Glaube ſoll entſchädigen. „Die Domäne der Kunſt iſt das Abſolute — das Abſolute offenbart ſich in der Religion am Anfang, in der Metaphyſik am Ende, daher die Kunſt auf Religion und Metaphyſik beruhen muß.“ So verkündet Charles Morice, den wir ſchon zitierten, das neue Dogma. Und die Jünger dieſer Lehre predigen, daß die antiken Kulturen zu grunde gingen, weil die Myſterien entweiht wurden — alſo Rückkehr zu den Myſterien, die Wahrheit verhüllt mit dem Schleier des Symbols, das Ideal geſucht hinter dem Schleier, der die ewige Wahrheit verbirgt! Und dieſer idealiſtiſche Zug, gleichzeitig verſtärkt durch eine Reaktionsſtrömung gegen die naturaliſtiſche Kunſtrichtung, iſt ſo ſtark, daß wenige im modernen Frankreich von ihm unberührt bleiben, die am allerwenigſten, deren

Blick nach innen, nicht kosmopolitiſch nach außen gerichtet iſt. Barbey d'Aurevilly, der letzte nationale Romantiker, der, ein ſpäter Kreuzritter, zu Felde zog gegen Demokratie, Materialismus und Realismus, iſt in ihm aufgegangen, Paul Bourget hat er geſtreift, ſeine mimoſenhafte Senſibilität gelegentlich zu krankhafter Ekſtaſe umſetzend.

Doch eben dieſer Senſibilität begegnen wir nicht bei Bourget allein. Es iſt dies eine andere unſere Zeit mit breiter Flut durchziehende Strömung, die ſowohl in Jules Lemaitres geiſtvollem Impreſſionismus, als in Barbey d'Aurevillys Myſtik, als in Emile Hennequins ſcharfſinniger Analyſe zutage tritt. Es iſt dies weniger eine Fähigkeit unſeres Geiſtes als unſerer Nerven, die bei dem geringſten Anlaß vibrieren; es iſt keine gemütliche Empfindſamkeit, wie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, es iſt eine nervöſe Empfindſamkeit, die unſerem ausgehenden Säkulum ihr Gepräge aufdrückt. Wir möchten dieſe Strömung Feminismus nennen, denn es iſt uns, als äußere ſich das Streben des Weibes nach Macht, der Wettbewerb der Frau mit dem Manne darin, daß ſich dieſe weibliche Überempfindlichkeit im Schauen, Genießen, Denken und Fühlen dem Manne mitteile, ihn erobere. Eine nervös veranlagte Individualität wie Bourget geht in dieſer Strömung auf. Man kann bei Bourget beobachten, wie dieſe vom Weibe ausgehende Welle ihn wieder zum Weibe zurückführt, ihn fortwährend dazutreibt, das Weib und das weibliche Herz mit wonnigem Leid zu analyſieren. Andere Naturen, die frei ſind von der Krankheit des Jahrhunderts, laſſen den mittelbaren Einfluß der Strömung erkennen, heiße dieſer nun Peſſimismus oder anders. Es iſt eine phyſiologiſche Thatſache, daß der Menſch für Schmerz empfänglicher iſt, als für Freude, ſeinen Geiſt weit mehr auf die Betrachtung, die Rückverfolgung des Schmerzes auf ſeine Quellen richtet als auf die Unterſuchung freudiger Eindrücke. Eine erhöhte Empfänglichkeit — eines Individuums wie einer Zeit — erhöht alſo in erſter Linie die Empfänglichkeit für den Schmerz, für das Bittere und Harte des Lebens, begünſtigt in erſter Linie den Peſſimismus. Denn Peſſimismus iſt keine Sache der Vernunft oder des Verſtandes, ſondern des Gefühls. „Man kommt als Peſſimiſt zur Welt, man wird es nicht," ſagt Tiſſot, wie er den Peſſimismus Brunetières beſpricht. Aber er ſagt uns nicht, wie dieſer Peſſimismus zwei ſo entgegengeſetzt ſcheinende Naturen wie Brunetière und Bourget verbindet.

So verſäumt es leider Tiſſot, die Strömungen, deren Erkenntnis er ſeiner analytiſchen Betrachtungsweiſe der einzelnen Kritiker verdankt, uns in ihrer Stärke, ihrem Verlaufe, ihren Produkten beim Begegnen mit anderen Strömungen zu zeigen — die gewonnenen Reſultate ſeiner Forſchung zu einem klaren Bilde zu vereinigen. Sein Buch, für jeden, der daran intereſſe-

voll herantritt, eine Fülle Material bergend, bietet uns sechs mit Verständnis und Feinfühligkeit gezeichnete Porträts, aber keine Entwickelungsgeschichte der französischen Kritik. Wir haben gesehen, wie zwei von Tissot getrennt dargestellte Individualitäten von gemeinsamem Standpunkte aus betrachtet werden können. Wir wollen nun auch zeigen, wie das Band, mit dem Tissot zwei Individualitäten verknüpft, lose geschlungen ist. Tissot stellt Jules Lemaître — den er geistvoll den Don Juan der Kritik nennt, der bald den Alten, bald den Jungen ein freundliches Wort zuflüstert — mit Brunetière zusammen, beide als Vertreter der „litterarischen Kritik" bezeichnend. Und doch — wie verschieden sind diese beiden Männer gerade in ihrer Methode. Der eine urteilt nach einem starren Dogma, im Vertrauen auf einen überzeugten Autoritätsglauben, der andere vertraut nur auf seinen Geschmack, läßt sich unbekümmert um Dogmen und Theorien nur vom Eindrucke leiten, den ein Buch auf ihn gemacht. Lemaître „sieht in der Kritik die Kunst, die Bücher zu genießen und mit ihrer Hilfe seine Empfindungen zu bereichern und zu verfeinern". Lemaître ist mit einem Wort Impressionist. Wir haben oben Impressionismus eine nervöse Erscheinung unserer Zeit genannt. Wir stehen nicht an, darin eine Hauptströmung der Gegenwart zu erblicken, die sowohl allein als besonders dort, wo der Feminismus ihn verstärkt, wie keine andere geneigt und geeignet ist, Künstler und Kunstwerke hervorzurufen. Wie kommt es nun, daß Tissot von dieser Strömung nicht spricht, bei seiner so gewissenhaften Analyse nicht auf ihre Spuren stößt? Wir können auf diese Frage eine doppelte Antwort geben. Erstens verwechselt Tissot — und mit ihm die meisten Kritiker des modernen Frankreich — diese Strömung mit einer anderen, mit dem Dilettantismus, der aber eigentlich gar keine Strömung ist, sondern nur das immer und immer wiederkehrende Produkt sich begegnender Wellen. Der Dilettantismus ist eine moderne Arbeitsweise, zwar ein Kennzeichen unserer Zeit, aber keine dieselbe durchziehende Strömung. Lemaître neigt zu dilettantischer Methode, weil er Impressionist ist. Zweitens ist Tissot selbst zum nicht geringen Teile vom Impressionismus ergriffen und dieser ist es sogar, der seinem Buche einen markanten Charakter giebt, besonders an jenen Stellen, wo der Kritiker zurücktritt, um dem Menschen, dem Künstler das Wort zu lassen.

Was aber heißt Impressionismus?

Es ist dies die Fähigkeit, das durch die Sinne Empfangene sofort in Gefühle umzusetzen und aus diesen Gefühlen erst die Gedanken erstehen zu lassen. Weil aber die verschiedenen Einzelnheiten, aus denen z. B. ein Bild zusammengesetzt ist, nicht gleich stark auf unsere Sinne wirken, so ist es eine fast regelmäßige Folge impressionistischer Anschauung, daß ein Detail,

für das eines unſerer Sinne beſonders empfänglich iſt, das ſtärkſte Gefühl auslöſt und wie eine Linſe alle Gedanken auf ſich konzentriert. Sollen wir nun das Geſchaute in Tönen, Worten oder Farben wiedergeben, ſo werden wir demgemäß nicht alle Details in gleicher Weiſe — wie der Naturalismus es verlangt — ſondern dasjenige, das uns am meiſten berührt, als die anderen dominierend darſtellen. Der impreſſioniſtiſche Maler, der in einem Mädchengeſicht einen violetten Ton entdeckt, iſt imſtande, ein violettes Porträt zu malen, der Dichter, deſſen Herz bei den Liebeslauten der Menſchen mitſchwingt, wird uns die Welt darſtellen, als einzig und allein von der Liebe beherrſcht, der Kritiker endlich wird ſich durch die verwandten Saiten, die ein Buch in ihm angeſchlagen, in ſeinem Urteile beeinfluſſen laſſen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Gedanken, die eine Anſchauung in uns erwecken ſollen, auf ihrem Umwege über die Gefühle eine eigentümliche Ablenkung erfahren. Das giebt impreſſioniſtiſchen Kunſtwerken, die wirklich Kunſtwerke ſind, einen eigentümlichen Reiz, der keinem fremd iſt, der z. B. Pierre Loti geleſen. Wenn wir nun die anderen Strömungen unſerer Zeit: das Weltbürgertum (mit der Fülle immer neuer Anregung zum Schauen und Empfangen), den Feminismus (der die Gefühlsfähigkeit ſo unendlich verfeinert), die Herrſchaft der Form über den Inhalt (als maßgebenden Faktor bei der Wiedergabe des Geſchauten), im Begegnen mit dieſem Impreſſionismus betrachten, ſo ergeben ſich als Produkte unſere impreſſioniſtiſchen Künſtler, Dichter und Kritiker. Die Differenzierung ergiebt ſich, je nachdem im betreffenden Individuum die eine oder die andere Strömung zur Machtgelangt.

Auch der deutſche Kritiker iſt ein Produkt dieſer Strömungen. Nur fehlt hier faſt gänzlich der eine Faktor, der Feminismus — dafür wirkt ein anderer nachdrücklich auf ihn ein. Und dieſer andere iſt — wir wählen dieſen Ausdruck, weil uns ein anderer leider nicht zu Gebote ſteht — der Journalismus. Es wäre eine höchſt dankbare Aufgabe, das Verhältnis der Zeitung zur Litteratur hiſtoriſch zu beleuchten. Ein junger und friſcher Kritiker, Charles Le Goffic, behauptet in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche Les Romanciers d'aujourd'hui (Paris, L. Vanier 1890), daß die Preſſe an dem Niedergange der Novelle ſchuld ſei. Vor Zeiten galt die Novelle als eine der höchſten Kunſtleiſtungen, jetzt iſt durch die ſtarke Nachfrage von Seiten der Zeitung, durch die dadurch forcierte Produktion, die die Kraft des Einzelnen überſteigt, aus dem Juwel eine Nippes-Figur geworden. Und die Form muß den Inhalt erſetzen — an Stelle echter Kunſt tritt glänzende Technik. Dasſelbe läßt ſich mutatis mutandis auch von der Kritik ſagen, insbeſonders von der Zeitungskritik in Deutſchland wie in Frankreich. Auch in unſeren kritiſchen Feuilletons — und bei uns begegnet einem leider die

litterariſche Kritik ſelten in anderem Gewande — triumphiert die Form über den Inhalt. Das meiſterhafte Feuilleton läßt den Gedanken an die ſchwache Kritik ſchier gar nicht aufkommen. Der Schriftſteller begegnet dem Wunſche des Leſers. Auch dieſer will vor allem Form, ſchöne Form — auch dieſer zollt der Technik vor allem ſeine Bewunderung — und auch dieſer wird vom Impreſſionismus getragen. Er will den Eindruck kennen, den ein Kunſtwerk hervorzurufen imſtande iſt und der impreſſioniſtiſche Kritiker giebt den Eindruck und nichts als den Eindruck wieder, den er empfangen. Und iſt er ein Meiſter ſeines Faches, ſo gelingt es ihm auch, ſeinen Eindruck ſeinem Leſerkreis zu ſuggerieren. Die Weltherrſchaft des Journalismus, die Macht der Zeitung liegt ja in der Suggeſtion — Suggeſtion in politiſcher, wirtſchaftlicher, künſtleriſcher Beziehung!

Sainte-Beuve bemerkte einmal, es ſei eine Bedingung für ein kritiſches Genie, keine eigene Kunſt, keinen eigenen Stil zu haben. Er meinte damit, daß der Künſtler im Kritiker zurücktreten müſſe vor dem Forſcher. Gerade das Umgekehrte iſt in der heutigen Kritik der Fall: der Kritiker will vor allem Künſtler ſein. Selten trug die Kritik prächtigeres Gewand als im modernen Feuilleton. Beißender Witz, funkelnder Geiſt, ein blendender Reichtum der Sprache helfen dem Feuilletoniſten ſeinem Impreſſionismus Ausdruck zu geben. Wo impreſſioniſtiſche Betrachtungsweiſe ſich mit dem Theater beſchäftigt, mag ſie am Platze ſein, denn die Schauſpielkunſt will impreſſioniſtiſch wirken, will uns die Gedanken des Dichters auf dem Umwege über unſere Gefühle vermitteln; wo ſie aber — und zwar meiſt die dilettantiſche Methode im Gefolge — an ein Buch, an ein Kunſtwerk herantritt, zeigt ſie ſich in ihrer wiſſenſchaftlichen Wertloſigkeit. Deutſchland beſitzt zur Zeit mehrere Theaterkritiker allererſten Ranges — aber giebt es auch bei uns echte und wahre Kritik für das Buch und deſſen Bedeutung?

Tiſſot hat ſich als Menſch vom Impreſſionismus nicht frei zu halten gewußt — dazu iſt die Strömung zu ſtark; als Kritiker hat er faſt, ohne es zu wiſſen, den Kampf, wenn auch nicht in allen Punkten, beſtanden. Vielleicht deshalb, weil er im Journalismus nicht ſeine Kraft verloren. Beide Kritiker der Kritik, die wir in vorliegenden Zeilen beſprochen, Brunetière ſo wenig wie Tiſſot, haben aber der Zeitungskritik gebührende Beachtung geſchenkt. Und doch gebührt ihr dieſe in hohem Grade. Die Zeitung iſt dem Hiſtoriker unſerer Kultur das wichtigſte Dokument. Er wird darin, geſpiegelt in der Strömung des Journalismus, faſt alle Strömungen unſerer Zeit erkennen und beobachten können. Und vor allem wird er darin erſehen, wie in unſeren Zeitläuften Kritik getrieben und gehandhabt wurde.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

So ist denn am Abend des 13. März über das lichtfrohe Publikum unseres Königlichen Residenztheaters Paul Lindaus „Sonne“ zum ersten Male aufgegangen und mit hellem Jubel begrüßt worden! Mit unzähligen Hervorrufen wurden die schauspielerischen Mitarbeiter des lebenslustigen Sonnen-Dichters ausgezeichnet und die niedlichen satirischen Strahlenbrechungen sogar bei offener Szene auf frischer That bejubelt und beklatscht. Das glückberauschte Kunststadt-Publikum schwamm in einem rosigen Meer von Wonne auf der vollen Höhe der Lindau-Reise. Der nordische Nebeldichter, der die beste aller Welten so ungebührlich ernst und schwer nimmt und allem Lebendigen seinen schmerzlichen Dornenkranz unlöslicher Gewissensfragen aufs Haupt drückt, ist mitsamt seinem düsteren Kometenschweif der „Modernen“ von dem strahlenden dramatischen Sonnengott Lindau elend in die Flucht geschlagen. Ibsen und seine Nachfolger sind tot, das tausendjährige Sonnenreich ist angebrochen und „Morgen wieder lustig!“ heißt die neue Losung in Kunst und Leben — à la Lindau.

Diese neueste Lindauerei ernsthaft unter das kritische Glas zu nehmen, lohnt wahrlich nicht der Mühe. Es genügt, sich die Leute anzusehen, die der Verfasser auf der Bühne (natürlich der bekannte üppige Salon!) um sich gruppiert, um ihnen durch das beredte Mundstück eines seiner Figuren (natürlich der bekannte geistreiche Tugendheld-Deus ex machina!) seine dichterische Heilslehre verkünden zu lassen: da sind drei Stück Troddeln, verkleidet als exotische Gesandtschaftsattachees, wie sie in gleicher Blödsinnigkeit nirgends in der Welt vorkommen, drei Stück Schwachköpfe, zwei maskiert als philiströse Ehespimpel, einer als nichtskönnender Maler-Don Juan, zwei Stück einfältige Weiber und ein Backfisch . . . Diese läppischen, tausendfach abgespielten Theater-Salontypen der Franzosen und ihrer deutschen Nachahmer bilden für Herrn Lindau das — Volk, das er gegen Ibsen und die ernsten Dichter aufhetzen und für die Possenreißer und deren vergnügliche Weltanschauung gewinnen will!! Das ist kennzeichnend. Das genügt. Für die dramatische Litteratur und Kunst sind derartige theatralische Scherze ganz und gar belanglos. Ein theatralischer Kunstgewerbler will einem großen Bühnendichter am Zeuge flicken — mag er's thun! Das Publikum findet hierin einen amüsanten Spaß — mag es sich auf den Kopf stellen vor Vergnügen! Das Theater macht dabei für eine Reihe von Abenden gute

Geschäfte — warum soll es sie nicht machen? Es ist nun einmal so, daß heutzutage das beste Theater nicht ausschließlich von — Kunst leben kann. Für die Zwischenzeiten, wo es von Kunst absehen muß, sind Leute wie Lindau die rechten — Dichter und Sittenprediger. Die Kritik steht mittlerweile still, Gewehr bei Fuß, oder denkt an etwas anderes.

Zum Beispiel an das neueste Werk eines wahrhaften Dichters, an „Schuldig!" von Richard Voß, das bei seiner ersten Aufführung im Gärtnertheater einen großen und, wie die Wiederholungen zeigten, nachhaltigen Erfolg erzielt hat. Das ist ein Volksdrama großen Stils, das beste vielleicht, das in den letzten zehn Jahren geschrieben wurde. Damit hat Richard Voß eine Bahn beschritten, die, wenn ihn seine Kraft beim steilen Aufstieg zur letzten Höhe nicht verläßt, unsere langersehnte moderne Volksbühne zur Wahrheit machen und zu den glänzendsten schauspielerischen Darbietungen befähigen muß. „Schuldig!" ist ein Kriminaldrama. Der Held, ein unschuldig Verurteilter, kehrt nach zwanzigjährigem Kerker wieder heim, findet seine Familie total zerrüttet, seine Frau als Kneipenwirtin in der Gewalt eines unmenschlichen Ausbeuters, seinen Sohn als angehenden Säufer aus sozialer Verzweiflung, seine Tochter am — Scheideweg, bereit, die Bahn des Lasters zu beschreiten aus Sehnsucht nach Leben, Glück und Liebe. Der Heimkehrende, gebrochen, verfallen, unerkannt von allen, schlägt mit dem letzten Aufwand von Kraft den unmenschlichen Ausbeuter tot und erklärt sich jetzt mit einem Erlösungsschrei vor aller Welt — schuldig! Das Stück ist nicht in allen Teilen gleichwertig gearbeitet, manches ist zu derb skizzenhaft, anderes zu breit und wortreich. Auch hat es den Fehler, der allen seitherigen Voßschen Dramen anhaftet, daß vieles vom Dichter nicht in der Wirklichkeit geschaut, durchlebt und der Wirklichkeit treulich nachgebildet, sondern aus der noch etwas allzu romantisch überhitzten Phantasie gezogen ist. Dieser Mangel des Selbsterlebten äußert sich in mancher verzeichneten Linie, in mancher falsch gemischten Farbe. Er verführt auch den Dichter zu einer gewissen moralischen Weichherzigkeit den bestehenden sozialen Verhältnissen gegenüber und beraubt ihn des Mutes, mit dem tötenden Wort den richtigen Schuldigen zu treffen — und dieser ist im Stück nicht die Justiz, sondern die Gesellschaft. Aber im Ganzen ist es von vorzüglicher Wirkung, einzelne Szenen sind monumental, überwältigend herrlich. Um die durchweg gelungene Darstellung machten sich namentlich der meisterhafte Charakterspieler Neuert, der warmblütige Manz und die in einem kleinen Gebiet ganz vorzüglich realistische Paula Wirth über alles Lob verdient. —

An der königlichen Hofoper trat der sächsische Kammersänger Alvary während der kontraktlichen Urlaubszeit Vogls in einem längeren Gastspiel-

zyklus auf, der wiederum hauptſächlich Wagnerſche Tondramen umfaßte. Alvary iſt in den Heldengeſtalten des jungen Siegfried, Tannhäuſer, Lohengrin und Walther Stolzing ein Liebling der Münchner geworden, obwohl er an künſtleriſchem Geiſt, an dramatiſcher Kraft und Eigenart noch lange nicht an Vogl heranreicht und vielleicht niemals heranreichen wird. Allein das poetiſch Jugendliche ſeiner Geſtalt und Stimme thut's den Leuten an, ſonderlich den gelüſtigen, ſinnlich raſch zu überrumpelnden Weibſen, die immer künſtleriſch kritiklos und erſtaunlich geiſtig anſpruchslos ſind, ſobald ſie die ſüße Beſtie im Menſchen ſpüren. Herr Alvary iſt für ein gutes Stadttheater eine höchſt ſchätzbare Kraft, Hoftheaterreife im ſtrengen Sinn beſitzt ſeine Kunſtweiſe nicht, was ſeine ſchwärmeriſchen Freunde in der Preſſe auch drauflos rühmen und preiſen mögen. Mit Künſtlern erſten Rangs wie Vogl, Gura, dem ſeligen Kindermann u. a. iſt er gar nicht zu vergleichen, wenn man nicht allen Teilen Unrecht thun und die Wahrheit vergewaltigen will.

Wer erinnert ſich noch an Kindermanns hehren Wotan! Nun iſt auch er der Leiblichkeit entrückt und in Walhall eingezogen, zu den ewigen Helden, die kein irdiſch Leid mehr rührt, eingezogen zu ſeiner ihm vorausgeeilten Tochter Reicher-Kindermann, der wunderbarſten und ſtimmgewaltigſten aller Brünhilden! So gehen die Großen dahin, einer nach dem andern, und Wehmut erfaßt uns beim Anblick derer, die an ihre Stelle treten. Oder hat unſere Münchner Bühne Erſatz gefunden für Rüthling und Ferdinand Lang und Franz Herz? Und wird ſie Erſatz finden für Auguſt Kindermann? Doch was fruchtet das Fragen! Das Leben gebietet, daß wir uns in das Unabänderliche finden.

Friedrich Roſenthal hat dem Altmeiſter Kindermann einen poetiſchen Nachruf gewidmet, der in ſeinem ſchlichten, herzenswarmen Symbolismus die Herzen aufrichtet, die in Liebe und Verehrung an dem großen Sangeskünſtler gehangen:

Eine Edeltanne auf felſigen Höh'n,
Vom Sturm geſchüttelt, zerzauſt vom Föhn,
Doch aufrecht reckend znm Himmelsblau
Der knorrigen Äſte mächtigen Bau —
So ſtand er Jahrzehnte, ein Bild der Kraft,
Vom Alter erbleicht, doch erſtrotzend in Saft,
Und aus den Zweigen klang Vogelgeſang
Und im Wind erbrauſt' es wie Harfenklang.

Ein Blitzſtrahl hat die Tanne gefällt,
Die Zweige zerſplittert, die Harfe zerſchellt —

Die Lieder ſchweigen, die draus erklungen.
Nicht hat die Axt den Rieſen bezwungen —
Ihn traf Gott Wotans flammender Streich,
Und empor nach Walhalls ſeligem Reich
Führt ihn die Walküre mit Sturmesgewalt
In der eigenen Tochter verklärten Geſtalt!

Und ein anderer Todesfall hat das königliche Hoftheater in Trauer verſetzt: am Karfreitag nachmittag gegen 5 Uhr hat ſich die Schauſpielerin Anna Hagemann in ihrer Wohnung durch einen Revolverſchuß ins Herz das Leben genommen, nachdem ſie erſt wenige Monate an der k. Hofbühne mit Erfolg als jugendliche Liebhaberin gewirkt und vor wenigen Wochen ſich mit ihrem Kollegen Ferdinand Bonn verlobt hatte. Die „Neueſten Nachrichten" brachten über dieſes tragiſche Ereignis ſofort folgende Mitteilungen, die für den Pſychologen einen bedenklichen Stich ins Abſichtliche haben und eher eine moraliſche Entlaſtung des überlebenden Bräutigams als eine getreue Seelenſchilderung der gemordeten Braut zu bezwecken ſcheinen:

„Verhängnisvolle Umſtände und Mißverſtändniſſe haben das Einvernehmen der Verlobten in letzter Zeit getrübt. Bei ihrem krankhaften Hang zur Melancholie und zum Selbſtmord, welchem auch ihr Vater und ihr einziger Bruder zum Opfer gefallen ſind, nahm die Unglückliche mancherlei ihr widerfahrene Kränkungen ſo ernſt, daß ſie zur fixen Idee kam, nicht länger leben zu können. Ihr Leiden und ihre Denkungsart gehen wohl am Beſten aus den wenigen Zeilen hervor, welche ſie unmittelbar vor der unſeligen That für ihren Bräutigam niedergeſchrieben hat: ‚Liebling, leb' wohl! ich ſehne mich nach Ruhe. Ob die Leute, die mich verdammen, beſſer ſind als ich, weiß ich nicht, jedenfalls aber haben ſie Recht gehabt. Grüße Deine Eltern, ich liebe Dich und darum ſterbe ich. Sei glücklich und vergiß nicht Deine arme gequälte Anna.' Herr Bonn, welcher noch wenige Stunden vor dem traurigen Ereignis in freundlicher Weiſe mit ſeiner Braut verkehrte, iſt vollkommen faſſungslos. —"

Dieſer Schlußſatz von der „freundlichen Weiſe" kontraſtiert ſeltſam mit dem „getrübten Einvernehmen" und den „verhängnisvollen Mißverſtändniſſen" des Anfangsſatzes. Der Schriftkundige wird da zu allerlei pſychologiſchem Nachdenken ſich angetrieben fühlen . . .

Natürlich hat es in dem frommkatholiſchen München nicht an Phariſäern gefehlt, die ihren Mund ſchief zogen und die Augen gen Himmel richteten: „Wir danken dir Gott, daß wir nicht ſind wie dieſe da!" Es hat auch nicht an Skandalfreudigen gefehlt, die allerlei trübe Beziehungen zwiſchen Links und Rechts, Unten und Oben mit Genuß zu erſchnüffeln wußten, um ſich Erklärungen zu leiſten, die für jedes ehrlich empfindende Menſchenherz in ſolchen Trübſalsfällen überflüſſig iſt. „Wir ſind allzumal Sünder", bekannte der große Apoſtel — und die Unflätigſten unter den Sündern pflegen immer

die zu ſein, deren Mund ſtets von Tugendphraſen und Richterſprüchen trieft, und am lauteſten lärmen immer diejenigen, deren Inneres am ſcheußlichſten geartet iſt und am wenigſten Kritik verträgt. Barbaren bleiben Barbaren, und wenn es hoch kommt, werden ſie durch aufgepfropfte Wiſſenſchaft, Kunſt und ſogenannte Bildung noch barbariſcher. Daran ändert auch der jetzt mit ſo demonſtrativem Eifer gepflegte kirchliche Zeremonienkultus nichts. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Und wo das Gefühl fehlt, da fehlt auch der Mut, den Finger in das Blut der Unglücklichen zu tauchen und damit den wirklichen Hauptſchuldigen zu zeichnen, daß es flammend auf ſeiner Stirn brenne und um Rache aufſchreie zum Himmel. Der wirkliche Hauptſchuldige iſt nicht das verirrte Weib, ſondern der Mann, der des Weibes Schwäche benützt, ſie in die Verirrung zu treiben und ſie um den letzten Halt und Verſtand zu bringen. Der wirkliche Hauptſchuldige iſt mit dem Manne die ganze konventionelle Geſellſchaft in ihrer ſittlichen Verrohung und moraliſchen Verlotterung. Hier trifft immer das Goetheſche Wort zu:

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt die Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ſie der Pein,
Denn jede Schuld rächt ſich auf Erden —

Leider rächt ſie ſich ſelten prompt und ausgiebig und umfaſſend genug, ſondern meiſt auf langwierigen Umwegen. Für unſere Auffaſſung iſt Anna Hagemann keine Schuldige, ſie iſt ein Opfer. — —

Und nun, wie's das Leben will, mit einem Schritt vom Tragiſchen zum Vergnüglichen! Auch wenn mans nicht aus der humoriſtiſch-philoſophiſchen Perſpektive eines Wilhelm Buſch betrachtet, wird man der landesüblichen Einrichtung eines Ballets an den größeren Theatern den Reiz des Vergnüglichen nicht abſprechen wollen. Die Münchner affektierten Jahre lang einen wahrhaft böotiſchen Ernſt allem Getanzten und Tanzfähigen ihrer Hofbühne gegenüber; ja es hat nicht an galligen Kritikern und Broſchürenſchmierern gefehlt, die im Balletkorps ſchlankweg die partie honteuse unſeres berühmten königlichen Kunſtinſtituts zu ſehen vorgaben. Darunter litt nicht zum wenigſten unſere vortreffliche erſte Tänzerin Frau oder Fräulein Flora Jungmann. Selten durfte ſie ihre eminente Kunſt an größeren Aufgaben erproben und noch ſeltener fand ſie die verdiente Auszeichnung für ihre Leiſtungen. Das hat ſich nun ſeit einem Jahre bedeutend geändert, kraft des hohen Beiſpiels, das von Oben gegeben und von dem belehrſamen Publikum verſtanden wurde. Schlag auf Schlag wurde die verdienſtvolle Künſtlerin erſt zur Prima ballerina, dann zur königlichen Balletmeiſterin, dann zur Inhaberin der Ludwigsmedaille für Wiſſenſchaft und Kunſt ernannt, letzteres mittelſt Handſchrei-

bens S. K. H. des Prinzregenten an den K. Generalintendanten Freih. v. Perfall mit folgendem Wortlaut:

„Ich finde Mich bewogen, der k. Balletmeiſterin Flora Jungmann in Würdigung ihrer fortgeſetzt hervorragenden Leiſtungen ſowohl, als inſonderlich auch ob der ganz vortrefflichen Durchführung des am Vortage Meines Geburtsfeſtes in Meiner Gegenwart für die bei der Ovation geweſenen Schulkinder geſpielten Ballets „Puppenfee" eine beſondere Anerkennung zu Teil werden zu laſſen, indem Ich der Genannten die Ludwigsmedaille für Wiſſenſchaft und Kunſt verleihe. München, 14. März."

Es iſt kein Zweifel, daß nach ſolchen allerhöchſten Huldbeweiſen auch die künſtleriſchen Aufgaben für das k. Balletkorps eine Erweiterung und Steigerung erfahren und choreographiſche Muſtervorführungen geboten werden, die den vergrämteſten Kritiker wie den prüdeſten Sperrſitzphiliſter entwaffnen müſſen zur Freude aller, die ſich mit lautem Beifall als Verehrer der holden Tanzmuſe bekennen, als Liebhaber alles lebendig Schönen und heiter Beweglichen mit und ohne Trikots. Die neuernannte k. Balletmeiſterin hat als ſchöpferiſche Kraft mit ihrem ſelbſtkomponierten Tanzpoëm „Im Morgenlande" bereits ihre Viſitenkarte abgegeben. Wir ſind auf ihre ferneren Leiſtungen geſpannt.

Sehr Bedeutendes wurde in München während der letzten Monate von den bildenden Künſtlern zur Schau geſtellt. Die Thätigkeit des Kunſtvereins hat in ſogenannten Kollektiv-Ausſtellungen ein Gebiet in Angriff genommen, das bedauerlich lange und für eine Kunſtſtadt von dem Range Münchens in unbegreiflicher Weiſe vernachläſſigt war. Dieſe Kollektiv-Ausſtellungen, welche in geſchloſſenem Aufmarſch ſozuſagen die geſamte Heeresmacht eines Kunſtgewaltigen vorführen, ſind ebenſo reizvoll wie belehrend und zugleich von mächtigem Anſporn für die Mitſtrebenden. Von hervorragenden Meiſtern haben wir ſeither in Kollektiv-Ausſtellungen u. a. vorgeführt erhalten: Hans Thoma, Max Liebermann, Graf Kalkreuth, Wilhelm Trübner, Franz Stuck. Abſeits vom Kunſtverein hat Max Klinger eine eigene Kollektiv-Ausſtellung veranſtaltet, die außer vier großen Ölbildern hunderte von Radierungen, Handzeichnungen und Skizzen enthielt. Wir kommen im nächſten Heft auf dieſe merkwürdige Kunſtſchau ausführlich zurück. —

Wiener Theater.

Von J. L. Windholz.

(Wien.)

IV.

K. K. Hofburgtheater: Die Dame in Schwarz. Luſtſpiel in vier Aufzügen von Hugo Wittmann und Theodor Herzl. Erſte Aufführung am 6. Februar 1891.

Deutſches Volkstheater: Bernardo Montilla. Schauſpiel in drei Aufzügen nach Echegaray von Alexander Grawein. Erſte Aufführung am 14. Februar 1891.

Deutſches Volkstheater: Schuldig! Volksdrama in drei Akten von Richard Voß. Erſte Aufführung am 19. Februar 1891.

Ich bin heute in der angenehmen Lage, über drei wirkliche, regelrechte Erſtaufführungen zu berichten. Es iſt bereits etwas lange her, daß ein bedeutender Dichter es ſich als eine beſondere Ehre anrechnete, ſein Werk zu allererſt über die Bretter des Wiener Burgtheaters ſchreiten zu ſehen. Und in Wien ſelbſt hat man ſich ſchon ſeit langem mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es unumgänglich nötig ſei, daß ein Bühnenwerk zuerſt die Runde über alle Bühnen Deutſchlands und womöglich noch über ſämtliche Provinzbühnen Öſterreichs gemacht haben müſſe, bevor es nach Wien gelangen könne.

Ich glaube bei keinem Kenner der öſterreichiſchen Verhältniſſe Widerſpruch zu erregen, wenn ich für dieſen Zuſtand in erſter Linie die Wiener Preſſe oder um es vielleicht prägnanter zu ſagen, das Wiener Journaliſtentum und die von ihm gehandhabte Kritik verantwortlich mache, — eine Kritik, die mit ihrer ſenilen Schwäche, ihrem perverſen Hiſtorismus, ihrer Unfähigkeit einen großen Gedanken zu erleben, oder ihn auch nur nachzuempfinden, ſich wie Mehltau auf alles Junge, Kräftige, Männliche legt und an ihm nörgelt und reißt und zerrt, ſo lange bis ſie es glücklich bei ſich unten im Kote hat, eine Kritik, der, — und das iſt für ihre Exiſtenzmöglichkeit wohl das ausſchlaggebendſte Moment, — für ihre Charakterloſigkeit und Feigheit das kompakte Geldſacktum als Rückenhalter dient. Man kann es daher keinem Autor verargen, wenn er das erſte, das maßgeblichſte Votum über ſein Werk nicht von einer derartigen Kritik abgegeben wiſſen will, wie es die Kritik gerade der bedeutendſten, das heißt verbreitetſten Blätter iſt. — — — —

„Der Mann ist an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu grunde gegangen.“ Dieses Wort Anzengrubers über Grillparzer verfolgt mich schon seit geraumer Zeit. Es hat mir in die Ohren gegellt in all' dem Festtagsjubel der Grillparzerfeier. Wie haben sie da in allen Tonarten das Liebenswürdige, das Schwächliche, das Niedergetretene, das Zugrundegegangene und Zugrundegerichtete an Grillparzer, jenes feige „Sei's“ der kraftlosen Resignation angesungen, ohne des bischens Kraft, das da noch übrig geblieben war, auch nur mit einem einzigen Worte zu gedenken. — Ja, wenn wir guten Österreicher doch etwas weniger weich und liebenswürdig, und dafür etwas mehr rauh und rücksichtslos wären! Ich meine nicht jene Rücksichtslosigkeit der impotenten Arroganz, denn an der leiden wir bei unseren korrupten, verjudeten Zuständen, Gott sei Dank, keinen Mangel, sondern die Rücksichtslosigkeit der gebärtüchtigen, willensfreudigen Stärke. —

Und wieder fühlte ich die Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse in ihrer ganzen zu Boden drückenden Schwere auf mir lasten, als ich am 6. Februar das vieraktige „Lustspiel“ der Herren Wittmann und Herzl über mich ergehen lassen mußte. Von ungefähr möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß der Titel des Stückes zur Handlung desselben genau in demselben Zusammenhange steht, wie der Titel „Immensee“ zum Inhalte der Erzählung Storms. — Williams, der berühmte Maler der „Dame in Schwarz“, der mit seinem wirklichen Namen Faßbinder heißt, rettet sich zur Sommerszeit aus dem Trubel Londons inkognito in ein kleines Nest am Rhein, in welchem er auf der Reise seiner Eltern von München nach London geboren wurde. Eines Tages angelt er im Rheine. Eine junge Dame, Angela Scholl, kommt allein in einem Kahne dahergefahren. Sie gerät mit ihrem Fahrzeug in einen Strudel. Williams kommt ihr zu Hilfe und trägt sie an das Ufer. Sie, die ihn nur für einen gewöhnlichen Fischer hält, drückt ihm einen Thaler in die Hand! Die Bekanntschaft ist gemacht — und am Schlusse des vierten Aktes hat sich das Pärchen glücklich verlobt. Daneben existiert noch ein zweites Liebespärchen. Die junge Dame, Fräulein Liddy Scholl, macht ihrem Verehrer, Herrn Fritz Görrwitz, das Leben ziemlich sauer. Sie will ihn durchaus zu einem großen, berühmten Manne erziehen. Zu diesem Ende bläut sie ihn auf offener Szene mit ihrem Schläger tüchtig durch, und was dergleichen alberne, pardon liebenswürdige Lustspielmätzchen mehr sind. Zum Schlusse zieht sie es natürlich vor, Herrn Görrwitz, der — es sei nur nebenbei bemerkt, — über ein ansehnliches Vermögen verfügt, auch ohne daß er ein berühmter Mann geworden, die Hand zum Bunde zu reichen. — Ich habe mich stets darüber verwundert, warum unsere deutschen Poeten

ihren vieraktigen Luſtſpielen mit der Verlobung am Ende niemals einen fünften Akt folgen laſſen, wo doch ſo ſchön eine ganze pomphaft feierliche Trauungszeremonie Platz finden könnte. Das würde doch auf das ſanfte deutſche Publikum, insbeſondere aber auf die mit heiratsfähigen Töchtern behafteten Väter und Mütter, ſowie auf beſagte manneswütige Jüngferlein ſelbſt, einen ſehr guten Eindruck machen, und der wohlverdiente Lorbeer könnte nicht ausbleiben. —

Die „Handlung“ ſpielt zu gleichen Teilen in der Villa Williams und in der des Herrn Solarius, der die älteſte der Schweſtern Scholl, Chriſtine, zur Frau hat. Frau Chriſtinen wird von einem jungen Kunſthiſtoriker und Lumpen, Dr. Benno von Guben, nachgeſtellt. Es gelingt ihm, ſie unter dem Vorwand, ihr die „Dame in Schwarz“ zu zeigen, in das Haus Williams zu locken. Sein Überfall muß natürlich ſowohl an dem Widerſtande Chriſtinens als auch durch das unerwartete Erſcheinen des Malers ſcheitern. Durch den bekannten Schleier erfährt Herr Solarius von dem Aufenthalte ſeiner Frau in dem Landhauſe Williams. Wutſchnaubend ſtürzt er zu Williams, der ihm die gewiß ſehr gute Ausrede vorſetzt, es hätte ſich nur um eine Überraſchung gehandelt: Frau Chriſtine habe ſich nämlich von dem berühmten Williams, den Solarius bis jetzt nur für einen ganz ſimpeln „Faßbinder“ gehalten, porträtieren laſſen wollen. Um dies glaubwürdig zu machen, fertigt Williams vor dem Erſcheinen des erzürnten Gatten vor unſeren Augen in fünf Minuten eine Porträtſkizze der Frau Chriſtine an! Der Eheherr beruhigt ſich und ſo endet auch dieſe Epiſode zur vollſten Befriedigung.

Um das Gerippe dieſer „Handlung“ ſchlingt ſich, um die Sprache der Wiener Kritik zu ſprechen, „eine Fülle von geiſtreichen und witzigen Einfällen“. Aus der wirklich impoſanten Fülle von geiſtreichen Einfällen ſeien ob ihrer ganz beſonderen Originalität zwei erwähnt: die ſpaniſche Wand hinter welcher ſich Frau Chriſtine verbirgt, und der in das Waſſer gefallene Liebhaber, der in zu langen und zu weiten Kleidern auf der Bühne erſcheint. Die Herren Autoren mögen es mir verzeihen, wenn ich ihrer Vielſeitigkeit in witzigen Einfällen des knapp zugemeſſenen Raumes wegen nicht gerecht werden und hier nur eines einzigen Erwähnung thun kann: der Bürgermeiſter des Ortes heißt Müller. Dies wäre nichts Abſonderliches, denn es laufen ja viele „Müller“ auf der Welt herum. Doch wenn man glaubt, der Mann heiße Müller nur, um überhaupt einen Namen zu haben und könnte mit derſelben Berechtigung „Schwarz“ oder „Weiß“ heißen, ſo irrt man gewaltig. Der Mann muß Müller heißen! Warum? wird man erſtaunt fragen. Die Antwort iſt bei der Witzigkeit der Herren Autoren eine ehr einfache: damit er, wenn ihn Williams mit Herr Schulze („Bürger-

meiſter) anredet, ſich ſtolz in die Bruſt werfen und antworten kann: „Entſchuldigen Sie, ich heiße Müller und nicht Schulze!“

Nach dem Geſagten dürfte wohl über die Qualität dieſes Luſtſpieles kein Zweifel mehr übrig bleiben: Ein ſehr ſchlechtes Luſtſpiel — oder richtiger: Überhaupt kein Luſtſpiel. — Nichts weiter. Doch nicht das iſt es, worauf ich hingewieſen haben möchte.

Man muß es ſehr bedauern, daß eine ſo vornehme Bühne, wie das Burgtheater, ſich dazu hergiebt, derartigen Schund aufzuführen. Und doch glaube ich, hätte dieſes Stück nie das Lampenlicht des Burgtheaters erblickt, wenn es nach dem Willen der Direktion gegangen und hier nicht eine höhere Macht im Spiele geweſen wäre: Die Neue freie Preſſe. Wie männiglich bekannt führt dieſes Blatt gegen den Direktor Burkhard einen Kampf, der in bezug auf die Jämmerlichkeit der Geſinnung die weitgehendſten Erwartungen noch übertrifft; — und man kann in dieſer Beziehung in Öſterreich mit ſeinen Erwartungen nie weit genug gehen. Alles, was Herr Burkhard thun mag und wie er es auch immer thun mag, iſt dieſem Blatte Grund genug, um ihn in der gehäſſigſten und perſönlichſten Weiſe anzugreifen. Und das eine iſt mir aus dieſem Vorgehen klar geworden, — und wie ich vermuten darf, nicht nur mir allein, — daß die Direktionsführung des Herrn Burkhard wohl ſcheitern wird, aber nicht etwa an deſſen eigenem Unvermögen, ſondern vielmehr an dem Keſſeltreiben dieſer Clique. Und auf einem der Redaktionsböcke dieſes Blattes ſitzt Herr Hugo Wittmann, der eine von den beiden „Dichtern“ der „Dame in Schwarz“. Gewiß eine merkwürdige Thatſache.

Wenn Herr von Buckowics vor der alleinſeligmachenden „Neuen Freien“ auf den Knieen rutſcht, und „ihren“ Herrn Schütz in das Preisrichterkollegium der Luſtſpielkonkurrenz beruft und das Schauſpiel dieſes Herrn Friedrich Schütz „Sophie Dorothea“, ein ganz troſtloſes Machwerk, mit einem für die Mittel des Volkstheaters enormen Gepränge in Szene ſetzt, ſo kann man das begreifen, denn Herr von Bukowics iſt und will in erſter Beziehung nichts anderes als Geſchäftsmann ſein. Wenn aber ſelbſt das Burgtheater ſich dieſem Einfluſſe nicht zu entziehen vermag, dann zeigt das nur zu deutlich die verderbliche Übermacht der Wiener Preſſe. — — —

Friedrich Uhl, einer der ſo ſpärlich geſäten geiſt- und charaktervollen, darum aber um ſo weniger gekannten Kritiker Wiens, bemühte ſich, dem Gange der „Handlung“ dieſes Luſtſpieles durch alle vier Akte zu folgen. An den Schluß dieſer qualvollen Arbeit ſetzte er nur die Worte: „Als ich das Theater verließ, traf ich eine Schar junger Leute und ich hörte einen von ihnen ſagen: „Morgen wird es in den Wiener Zeitungen doch gelobt

werden". Und es wurde auch von den Wiener Blättern gelobt, am unverschämtesten jedoch von der Neuen freien Presse. Es war ein in seiner Art einziger Anblick, wie wenig Mühe und Anstrengung es Ludwig Speidel gekostet hat, diesen Quatsch seines Redaktionsgenossen in den Himmel zu heben. Er ließ es sich aber daran allein nicht genügen, sondern ging noch viel weiter. Er stutzte und verbesserte den Inhalt des Stückes derart, daß zum Schlusse jeder, der nur sein Referat kannte, mit ihm darin übereinstimmen mußte, daß er ein ganz vorzügliches Lustspiel vor sich habe, welches nur die Rechte der älteren Komödie für sich in Anspruch nimmt.

Was Ludwig Speidel in diesem Falle gethan hat, war wissentliche Fälschung.

Solcher Art wird die Kritik gehandhabt von einem Manne, der als der größte Kritiker Wiens gilt und auch diesen Rang voll für sich in Anspruch nimmt. Doch er hat recht. — Wenn das Publikum sich derartiges bieten läßt, dann hat er vollkommen recht. Und das liebe, gutmütige Wiener Publikum läßt sich ja noch ganz andere Sachen gefallen. —

Am 14. Februar wurde im deutschen Volkstheater unter dröhnendem Gelächter zu Grabe getragen: Bernardo Montilla, ein sehr trauriges Schauspiel von Alexander Grawein. Ich glaube ihn allein als Autor nennen zu dürfen, denn er überließ dem Echegaray in einem an die Wiener Presse gerichteten Schreiben nur einen Teil der Fabel, während er alles andere für sich in Anspruch nahm. Es ist die alte Geschichte von der unverstandenen Frau, die einen mehr als „spanischen" Ausgang nimmt; dazu eine derart schwulstige Sprache, daß bei den tragischesten Stellen die größten Lacherfolge erzielt wurden. Das Stück dürfte wohl kaum irgendwo ein zweites Mal aufgeführt werden, weshalb ich es bei dieser Andeutung bewenden lasse. Nicht mit Stillschweigen aber kann ich die Darstellung des Stückes übergehen, welche die schlechteste unter allen Aufführungen war, die ich an dieser Bühne gesehen habe. Eine recht mittelmäßige Leistung bot Herr Tyrolt allen voran in der Titelrolle. Ganz unzulänglich erwies sich Herr Kutschera als Verführer im Frack. Sehr schlecht spielte Fräulein Hönig die Gattin Montillas. Diese junge Dame thäte weit besser, noch einige Zeit an einer mittleren Provinzbühne zuzubringen, denn für ein Wiener Theater ist sie noch lange nicht reif. Einen neuerlichen Beweis ihrer gänzlichen Unfähigkeit lieferte Fräulein Freisinger als Gattin des Verführers. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie man mit eiserner Konsequenz dem Fräulein Freisinger immer und immer wieder erste Rollen übertragen kann. Ich glaube, man erweist dadurch dieser Dame den schlechtesten Dienst, indem man sie darin bestärkt, auf einer Bahn zu beharren, auf der sie nach

menſchlicher Vorausſicht wohl nie Bedeutenderes zu leiſten imſtande ſein wird. Das Zuſammenſpiel war voll von den unerquicklichſten Pauſen, welche das Publikum durch ein herzliches Gähnen redlich auszufüllen beſtrebt war.

Die Geſchichte eines Unſchuldig-Verurteilten iſt es, die uns Richard Voß in ſeinem neueſten Werke „Schuldig!“ darbietet, der, nachdem ſich nach zwanzig Jahren ſeine Unſchuld erwieſen hat, zu dem wird, wozu ihn menſchliche Gerechtigkeit geſtempelt, zum Mörder. Das Stück errang bei ſeiner erſten Aufführung einen großen, äußeren Erfolg, auch an mächtigen Lorbeerkränzen hat es für den anweſenden Autor nicht gefehlt, und doch wird es ſich nicht auf dem Repertoire zu halten vermögen.

Richard Voß hat ſein Werk ein „Volksdrama“ genannt. Warum? dürfte ihm wohl ſelbſt am wenigſten klar geworden ſein, denn es iſt weder für das Volk als ſolches geſchrieben, noch ſoll es das „Volk“ oder einen Teil desſelben darſtellen.

Der Dichter ſchleudert mit ſeinem Werke der Juſtiz eine Anklage ins Geſicht, gegen die es keine Verteidigung und keinen Ausweg giebt, weil ſie in der Natur der Juſtiz ſelbſt gelegen iſt: Die Mangelhaftigkeit menſchlicher Rechtſprechung in der Mangelhaftigkeit des menſchlichen Erkenntnisvermögens. Er beſchäftigt ſich alſo, um mit Nietzſche zu reden, mit einer Frage, die eigentlich gar keine Frage iſt. Nicht allgemein menſchliche Verhältniſſe und Leiden ſind es, die der Dichter uns vorführt, ſondern ein einzelnes, ganz exzeptionelles, wenn auch trauriges und Mitleid erregendes Menſchenſchickſal. Und auch nicht das iſt es, was wir dem Dichter zum Vorwurf machen wollen, denn das Thema iſt ja nicht neu und Richard Voß iſt nicht der erſte, der es behandelt, ſondern die Art und Weiſe, wie er es behandelt, — wenn es auch des Dichters ureigenſte Weiſe iſt, — jene halb rührende, halb ſchauerlich-romantiſche, dann wieder mit groben Effekten arbeitende Art der Darſtellung, die es einem unmöglich macht, an das zu glauben, was doch an ſich ſo glaubwürdig iſt, und das wahr und warm mitzuempfinden, was der Dichter gewiß wahr und warm empfunden hat, was aber auf dem Wege vom Innerlich-Erlebten bis zum Dargeſtellten die ganze Wärme und Wahrheit der Empfindung eingebüßt hat.

Die Handlung, die in einer norddeutſchen Stadt ſpielt, ſetzt in dem Momente ein, als der Gerichtspräſident Herbert ſeinen Unterbeamten, dem Gefängnisdirektor Klug und dem Aſſeſſor von Eulen die Mitteilung macht, er ſei in der Nacht von einem katholiſchen Geiſtlichen zu einem durchreiſenden, ſchwerkranken Kalifornier gerufen worden, der ihm das Geſtändnis abgelegt habe, er ſei Wilhelm Schmidt, derſelbe Wilhelm Schmidt, welcher in

dem Senſationsprozeſſe gegen Thomas Lehr vor 20 Jahren den Hauptbelaſtungszeugen abgegeben habe, und nicht Thomas Lehr ſei der Mörder geweſen, ſondern er, Wilhelm Schmidt. Der Geſtändige wird, nachdem er ſich ein wenig erholt hat, in Haft geſetzt. Vor dem Unterſuchungsrichter, dem Aſſeſſor von Eulen jedoch leugnet er alles, und erſt, nachdem ihm Thomas Lehr gegenüber geſtellt wird, geſteht er die That zu. Dieſer erſte Akt, mit der Erzählung des Gefängnisdirektors über Nummer 37, wie Thomas Lehr im Zuchthauſe heißt, der darauffolgenden Vorführung Lehrs und der ſchließlichen Konfrontation des Mörders und des unſchuldig Verurteilten bildet einen knappen, abgerundeten, in ſich geſchloſſenen Vorgang mit ſehr wirkſamer Steigerung, der leider durch ſo manche Rührmeiereien einiges an Wirkung einbüßt, ſo zum Beiſpiel durch die Erzählung des Präſidenten, der als junger Staatsanwalt die Verurteilung Lehrs bewirkte.

Gegen dieſen erſten Akt fallen die beiden folgenden bedeutend ab, welche in der Wohnung der Frau Lehrs ſpielen, die mit ihrer Tochter von einem Schnapsbudenbeſitzer Kramer ausgehalten wird. Der zweite und der dritte Akt bilden eine einzige Expoſition, voll der gröbſten Unwahrſcheinlichkeiten, auf die plötzlich wie ein Gewitterſchlag die Tötung Kramers durch Lehr folgt. Als der Vorhang aufgeht, ſchmückt ſich die Tochter Lehrs, Julie, zu einer Tanzunterhaltung, die oben bei Klemms ſtattfindet. Ihr Bruder Karl kommt von der Arbeit. Er will ſie bereden, nicht zu Klemms zu gehen, doch ſie beharrt auf ihrem Willen. Da erſcheint Kramer und mit ihm ein junger Brauermeiſter Berger, an den Kramer die ſchöne Julie verkuppeln will. Doch Berger iſt ein ehrlicher Burſche und es kommt zu einem ſentimentalen Zwiegeſpräche zwiſchen ihm und Julie; dann gehen alle drei, Kramer, Berger und Julie zu Klemms. Karl durch das Vorgehen Kramers gegen ſeine Mutter in Gegenwart des Fremden empört, bittet, beſchwört ſie, ihm zu folgen. Er wolle für ſie arbeiten, darben, er wolle ſich den Trunk, in dem er bis jetzt ſein Leid ertränkte, abgewöhnen; nur dieſen Menſchen, der ſie alle zu grunde richte, möge ſie verlaſſen. Doch Martha kann ihm nicht folgen, ſie iſt an Kramer gebunden. Karl ſtürzt rachebrütend von dannen. Unterdeſſen tritt Thomas Lehr ein, begleitet von dem weichherzigen Aſſeſſor, der ihm auf ſeinem erſten Schritte in die Welt Beiſtand leiſten will. Sie beſtellen bei Martha Speiſe und Trank, dann verläßt der Aſſeſſor den Lehr, indem er ihm verſpricht, ihn nach einer Stunde wieder abzuholen. Da kehrt Karl mit einem Beile unter ſeiner Arbeitsblouſe zurück. Er ſetzt ſich zu dem Alten, und aus den unmöglichen Tiraden des Jünglings erfährt dieſer nur zu bald, daß jener einen Mord verüben wolle, und er ſetzt ihm ſo lange durch Reden und Bitten zu, bis Karl das Beil

gerade vor den Schenktisch hinwirft und das Lokal verläßt. Der Vorhang fällt, und nach dem Aufgehen desselben ist Thomas Lehr an seinem Tische eingeschlafen. Er erwacht, es wird ihm ängstlich zu Mute, und er will das Lokal verlassen. Es schwindelt ihm, er droht niederzufallen, seine Frau springt ihm bei und jetzt kommt der Moment des Wiedererkennens, eine der schönsten und ergreifendsten Stellen des Stückes. Da hört man Kramer auf dem Korridor nach Licht rufen. Martha sagt, es wäre ein Betrunkener und eilt die Treppe hinauf, um die Thüre zu verriegeln. Während Kramer an der Thüre poltert, schickt sie Thomas weg, er möge auf der Gasse auf sie warten, sie wolle sich nur etwas umnehmen. Dann öffnet sie Kramer, der sie roh anfährt. Sie will fort, doch er verbietet es ihr, — und sie gehorcht. Jetzt beginnt er ihr in seiner gemeinen Weise alles vorzurechnen, was er ihr während der Jahre ihres Beisammenseins „Gutes" gethan hat. Thomas, dem die Zeit auf der Gasse zu lange geworden war, hat sich herein geschlichen nnd ist zum größten Teile mit Zeuge dieser Szene gewesen. Da erfaßt ihn die Wut, er greift nach dem Beile, das Karl von sich geworfen hat, und schlägt Kramer nieder. Mord! Mord! gellt es durch das Haus, und im Augenblicke ist die Szene voll von Leuten, die von oben und von der Gasse hereinstürzen, auch der weichherzige Assessor ist unter ihnen. Und mit dem Rufe Lehrs: „Jetzt — schuldig! und Gott weiß — wodurch!" fällt der Vorhang.

Die Aufführung dieses Stückes zählt zu den besten des Deutschen Volkstheaters. Zwei Prachtleistungen boten Herr Tyrolt als Thomas und Fräulein Sandrock als Martha Lehr; nur hätten wir bei dieser Künstlerin einige zu starke Nüancen in ihren fahrig-haftigen Bewegungen gern vermißt. In ganz unverantwortlicher Weise hatte Fräulein Dworak die Julie zugerichtet. Sie hat aus ihr eine ganz gewöhnliche Dirne gemacht, während Julie nur ein Mädchen ist, das ein durch Jahre hindurch verbittertes Gemüt besitzt, wodurch sie sich zu manchen Brutalitäten hinreißen läßt. Sehr unsympathisch wirkte Herr Kutschera als Karl, doch lag der Fehler, wie ich glaube, mehr in seiner Rolle als an ihm. Sehr gut spielten Herr Martinelli den Kramer und Herr Pollandt den Direktor Klug.

Die Leistungen der übrigen Darsteller hielten sich auf dem Boden einer ehrbaren Mittelmäßigkeit.

Emanuel Reicher.

Von Hermann Bahr.

(Petersburg.)

Es ist ja unnützes und müssiges Gerede, wer der größte sei, und aus den vielen zänkischen Vergleichen, die durchaus eine Skala der Werte bilden wollen, wird immer nur allgemeines Unrecht am Ende, das jeden verdrießt. Aber der modernste Schauspieler der deutschen Bühne ist Emanuel Reicher ohne Zweifel, welcher die gewaltigsten Neuerungen in dieser Kunst vollbracht und das tausendfältige Getriebe des neuen Geistes in ihr ausgedrückt hat. Von ihm ist die psychologische Spielweise, welche den theatralischen Realismus erst vollendet und bewährt: er spielt keine fertigen Masken, welche ihr letztes Schicksal schon von allem Anfang an bereitet und vollzogen auf der ersten Miene tragen, sondern aus unsicheren Keimen, die durch die bunte Gunst der Zufälle bald verkümmert, bald gekräftigt werden, entwickelt er in vielen Zweifeln, an denen die Entscheidung lange stockt, ein langsam wachsendes, oft verirrtes, viel verschlungenes Leben, das am Ende, wenn es zurück gesehen wird, eine klare, sichere und notwendige Wahrheit wird. Er ist, wenn man die Phasen der Entwicklung markieren will, in der Schauspielkunst ganz dasselbe, was Bourget in der Litteratur ist.

Er gehört nicht zu den Meistern, welche fertig vom Himmel fallen. Ganz langsam ist er geworden, wachsend alle Jahre. In schweigsamen und zähen Mühen an sich selbst, ohne Rast, hat er sich durchgerungen und der Ruhm fand ihn in der Reife des Lebens. Er kennt die Romantik der Schmiere; er war lange in der Provinz. Ganz still und bescheiden hat er in Berlin begonnen. Aber er ruhte auf keinem Erfolge aus und jedes Gelingen spornte das Versuchen nur immer aufs neue.

Manche schöne That ist daraus gediehen, die aus der Entwicklung nicht wieder vertilgt werden kann, aber die Fülle seines Vermögens ist lange nicht ausgeschöpft. Ich habe das Gefühl, daß die Überraschungen noch nicht zu Ende sind. Was er als einzelner Darsteller aus sich gestalten kann, das ist in kühnen, deutlichen und weithin wirksamen Beispielen der neuen Kunst vollbracht. Aber er hat außerdem eine erzieherische, reformatorische Kraft, die einstweilen noch müssig liegt: er kann, wie er die einzelne Darstellung umgewälzt hat, die ganze Regie realistisch umwälzen; er kann der große Lehrer werden, von dem die rührigen Apostel des neuen Stiles in alle Lande gesendet werden. Er brauchte nur seine eigene Bühne, auf der er Herr wäre.

Seine Natur ist nicht im Schauspielerischen befangen. Seine Verdienste überschreiten diesen Bezirk. Er war, mit unnachgiebiger Sorge, unter den Kämpfern für Ibsen der mutigste und thätigste. Er hat Gerhart Hauptmann und Arno Holz entdeckt. Er wirbt in eifrigen Vorlesungen für die moderne Novelle.

Er ist ein lieber und treuer Mensch, dem man gut sein muß, Künstler in jeder Faser, durch und durch. Das gemeine Leben der wackeren Philister wird er nimmermehr begreifen und, wo er daran streift, wird es von ihm geadelt. An Plänen und Einfällen, die sich wirren und kreuzen, ist er immer ergiebig und wie viel er auch schafft, es bleibt ein Rest von überschüssiger Kraft, die sich nicht genug thun kann. Es ist ihm nur wohl in der Arbeit. Dem Neuen, worin es auch sei, neigt er sich gern zu und was von dem allgemeinen Geschmacke verpönt und von den Banausen höhnisch verlästert wird, dem will er gleich, wenn es nur irgendwie geht, seine Hilfe gewähren. Er ist ein gerechter Mensch, der die Freiheit liebt.

Aus dem Leipziger Kunstleben.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zur Wagnerdenkmalfrage.

Richard Wagner ist bekanntlich ein Leipziger. An dieser Thatsache läßt sich nicht rütteln, obgleich sie sich mit den Gesetzen des Darwinismus fast gar nicht in Einklang bringen läßt. Man denke: der moderne Michel-Angelo und — ein gemütlicher Gosenphilister aus Klein Paris! Kann man sich einen komischeren Gegensatz vorstellen? Es ist unbegreiflich, wie ein solches Genie, aus dem kleinkrämerischen, klatschsüchtigen, höflichen Leipzig, wie der formsprengende Titane aus der ängstlichen, spießbürgerlichen Gedankenwinkelei seiner Umgebung hervorgehen konnte. Diese Widersprüche spielen leider auch in die Denkmalfrage hinein und verleihen ihr, um es kurz herauszusagen, in mehr als einer Hinsicht einen lächerlichen Beigeschmack.

Was ist natürlicher, als daß die Vaterstadt ihrem größten Sohne ein Denkmal errichtet? Man sollte glauben, in einer so reichen Stadt wie Leipzig müsse das Geld zu einem solchen Zwecke nur so zusammenströmen.

Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Trotzdem schon längere Zeit im Reiche herumgebettelt wird, langt die Summe immer noch nicht. Es ist wirklich merkwürdig, daß unsere sonst so denkmalsüchtige Zeit, für den Mann, der, man mag sagen was man will, als der künstlerische Mittelpunkt unseres Jahrhunderts betrachtet werden muß, kein Scherflein übrig hat. Das giebt zu denken! Zudem wird Wagner in den „hohen musikalischen Kreisen" von Leipzig, die sich jeden Donnerstag zum Zwecke gegenseitiger Toilettenbewunderung im Gewandhause versammeln, immer noch nicht für voll angesehen; wurde doch unter den den Balkon des neuen Konzertsaales zierenden Medaillons berühmter Musiker, das Bildnis Wagners einfach weggelassen, obgleich noch einige Plätze vorsichtigerweise frei blieben — für zukünftige Berühmtheiten. Im Foyer dagegen prangt eine große Büste Reineckes, dessen Kopf allerdings dem Meisel keine sehr dankbare Aufgabe bietet — aber was will man mehr! Der Prophet gilt eben nichts in seinem Vaterlande. Im Stadttheater, das muß gesagt werden, hat man sich wirklich schon längst zu einer Wagnerbüste aufgerafft und hat sie — wie sinnig! — als Pendant neben die des guten Lustspielphilisters Roderich Benedix gestellt. Gewiß ein reizender Gegensatz! aber er verschwindet gegen die monumentale Lächerlichkeit der Gegenüberstellung, auf die ich nachher zu sprechen komme.

Die Angelegenheit des Wagnerdenkmals ist inzwischen doch schon so weit gediehen, daß ein Entwurf von Meister Schaper vorliegt, der seit einiger Zeit samt einem Situationsplan der Aufstellung im Michel-Angelosaale des Museums ausgestellt ist. Angesichts dieses Entwurfes ist aber der Streit erst recht entbrannt. Während die eine Partei die noch fehlenden Groschen zur Ausführung dieses Entwurfes beizutreiben sucht, agitiert die andere — und es sind das Wagners wahre Freunde — mit allen Kräften dagegen. Einer der Führer dieser Gegenpartei, der ich meine Sympathie nicht versagen kann, ist Moritz Wirth. Er hat sich unlängst in den „Grenzboten" in einem geistsprühenden Artikel gegen den Schaperschen Entwurf ausgelassen. Wenn ich nun Wirths Ausführungen im Großen und Ganzen auch beistimme, so halte ich doch den Entwurf an und für sich und vom Standpunkt des Künstlers aus nicht für so verfehlt, wie ihn Wirth gern darstellen möchte. Wagners Figur mit dem schwächlichen Unterkörper wirkt wenig monumental, und der Künstler griff daher, um diesen Übelstand zu verdecken, zur sitzenden Statue. Das ist an und für sich immer eine mißliche Sache. Daß es Schaper gelungen ist, seinem Wagner unter diesen schwierigen Umständen Leben und Bewegung zu verleihen, muß ihm gewiß als Verdienst angerechnet werden. Es liegt etwas Hastiges, Nervöses in der Figur, wodurch Wagners Art eigentlich nicht unglücklich charakterisiert

wird. Darum würde mich die „herabrutſchende“ Partitur, die Wirth zu der ſatiriſchen Hypotheſe von „Wagners drittem Arm“ begeiſtert hat, im Grunde nicht viel ſtören. Wagner ſitzt nur halbſeitig auf einem Felsblock, das rechte Bein geſenkt, und nach rückwärts geſtreckt, als ob er eben aufſpringen wolle. Die Rechte mit dem Taktſtock ruht auf einer auf dem noch feſt aufgeſtützten aber doch ſchon etwas geſenkten linken Oberſchenkel aufgeſchlagenen großen und ſchweren Partitur, in welcher die Linke nachläſſig blättert. Das Haupt iſt mit einer ſcharfen Wendung nach rechts gedreht, als ob dort irgend etwas die Aufmerkſamkeit oder auch das Mißfallen des Meiſters beſonders erwecke. Man ſieht, ſobald Wagner den rechten Arm mit dem Taktſtock hebt, muß die ſchwere Partitur herabrutſchen. Aber was liegt daran? Gerade dadurch wird der vom Künſtler offenbar beabſichtigte zappelnde Eindruck des Ganzen vermehrt. Ob aber ſolche Zappelmänner überhaupt monumental wirken, und ob der Künſtler die haſtige und nervöſe Art Wagners nicht durch andere Mittel ſchöner und glücklicher hätte zum Ausdruck bringen können, das iſt allerdings eine andere Frage. Ein gewiſſer der Figur innewohnender lebendiger und flotter Zug iſt alſo das Einzige was ſich zu Gunſten des Entwurfes anführen ließe, alles andere iſt verfehlt. Der Kopf, gewiß die Hauptſache bei einem Wagnerdenkmal und zudem eine der dankbarſten Aufgaben für den Bildhauer, iſt verſchwommen, und das Ganze hat keinen rechten Sinn. Worauf ſitzt Wagner? Etwa auf einem rocher de bronce, der ein Pappdeckelverſatzſtück vorſtellen ſoll? Was thut er? leitet er eine Theaterprobe oder taktiert er dem Wilde des Waldes irgend etwas vor? Warum die furibunde Haltung? Was hat ihn ſo aufgeregt? Das ſind alles Fragen, auf die uns der Künſtler die Antwort ſchuldig bleibt. Ein Denkmal aber, daraus man nicht klug wird, taugt nichts und iſt nicht wert, daß begeiſterte Wagnerfreunde ihr ſchönes Geld daran verſchwenden. Alſo weg damit!

Leipzig hat überhaupt Pech mit ſeinen Denkmälern, beſonders mit den „ſitzenden“, für die man hier nun einmal eine gewiſſe Vorliebe zu haben ſcheint, haben wir doch ſogar einen ſitzenden Luther und einen ſitzenden Kaiſer Wilhelm aufzuweiſen, Merkwürdigkeiten, auf die man ſich, ihrer Seltenheit wegen, gewiß was einbilden kann. Aber man ſcheint daran noch nicht genug zu haben, es muß nun auch noch ein ſitzender Wagner her!

Die ſchrecklichſte aller Leipziger Sitzſtatuen, die den Spott jedes Beſchauers hervorruft, iſt die Hahnemanns, des Erfinders der Homöopathie. Der gebrochene, ſchlottrige, ganz kahlköpfige Greis ſitzt in merkwürdig nach vorn gebeugter Haltung auf einem viereckigen lehnenloſen Stühlchen und hält ein Blatt Papier in der Hand. Was iſt natürlicher, als daß das

Volk an einem so sonderbar charakterisierten Monument seinen meist aller Ästhetik spottenden derben Witz übt! Und diesem Hahnemann gegenüber soll nun Richard Wagner zu sitzen kommen!! Das wäre doch wirklich die Krone aller Leipziger Denkmalläcerlichkeiten. Wenn Gegensatz und Widerspruch Grundelemente des Komischen sind, so würde damit allerdings unfreiwilligerweise der Gipfelpunkt der Komik erreicht werden. Man denke sich den aufgeregten Wagner Schapers und den zusammengeknickten Hahnemann einander gegenüber, den Schöpfer der Nibelungen und den der Homöopathie, den Meister der großen Gedanken und der dicken Noten und den Lehrer der größtmöglichen Verdünnung! Die Tramwayspferde müssen ja jedesmal, wenn sie zwischen diesen beiden sinnigen Denkmälern durchtraben, in eine helle Lache ausbrechen! Die Verehrer des großen Dichterkomponisten aber werden trauernd ihr Haupt verhüllen. Hoffentlich kommt das Geld zu dieser Wagnerschändung nicht zusammen. —

Theater.

Das Schauspiel, das sich neben einigen alten Sachen hauptsächlich mit „Mamsell Nitouche", „Unsern Don Juans" und ähnlichen schönen Stücken befaßt, hat in letzter Zeit zwei Novitäten gebracht, die über das gewohnte, sehr niedrige Niveau wenigstens einigermaßen hervorragen. Es sind dies: „Die Kinder der Exzellenz", Lustspiel in 4 Akten von Ernst von Wolzogen und William Schumann und „Schuldig", Volksdrama in 3 Akten von Richard Voß.

„Die Kinder der Exzellenz" präsentieren sich auf den ersten Blick auch dem, der die Genesis des Stückes nicht kennt, als eine dramatisierte Erzählung. Es ist ein Roman, der sich mit seinen ernsten und heiteren Episoden vor unseren Augen abspielt, und dieses Gefühl verläßt den Zuschauer niemals, trotzdem daß das Ganze mit großem Geschick in den dramatischen Rahmen gespannt und auch von jenen epischen Weitläufigkeiten frei ist, die sich bei dramatisierten Erzählungen manchmal so unangenehm breit machen. Ein eigentliches Lustspiel ist das Stück aber doch nicht geworden; auch der gute und allseitig befriedigende Ausgang, wo die beiden Töchter ihre Männer kriegen und der unbequeme Bruder Lieutenant nach Kamerun spediert wird, kann ihm meines Erachtens diesen Charakter nicht verleihen. Beim Lustspiel wollen wir lachen, entweder derb und gerade heraus, wie bei Shakespeare und Molière, oder wenigstens innerlich im Geiste, wie bei Paillerons köstlicher „Welt in der man sich langweilt". In dem Wolzogen-Schumannschen Stücke aber haben wir eine Art Iffland'ade vor uns mit mehr oder minder rührenden Familienszenen, in welche nur die episo-

diſchen Geſtalten des Muſikdirektor Dietrichſen und des litterariſchen Agenten Eberſtein einige Heiterkeit bringen. Sogar die luſtige kleine Trudi erzählt uns, daß ihre frohe Laune nur Maske und daß es ihr in Wirklichkeit gar nicht ſo roſig zumute ſei. Auch der excentriſche Halbamerikaner Ralph Normann verblüfft mehr als daß er erheitert. Die Handlung an und für ſich aber iſt ziemlich trübſelig. Das iſt ein Fehler. Einzelne luſtige Epiſoden und drollige Chargen genügen eben nicht, die Luſtſpielidee, — hier die Thorheit der Konvenienz, die der ziemlich knapp bemittelten Generalswitwe und ihren Töchtern um des äußeren Scheines willen die ſchwerſten Opfer auferlegt — muß ganz und gar in luſtſpielmäßige Handlung umgeſetzt werden, das heißt wir müſſen die geſchilderte und gegeißelte Thorheit nicht nur aus einzelnen Epiſoden, ſondern aus den Charakteren und Handlungen der Hauptperſonen erkennen. Wenn dies bei den „Kindern der Exzellenz“ nicht der Fall iſt, ſo liegt es hauptſächlich daran, daß wir eben hier einen dramatiſierten Roman vor uns haben. Hätte Wolzogen den Stoff gleich als Luſtſpiel erfunden, ſo würde er wohl ganz anders gearbeitet haben. — Im übrigen aber geht ein friſcher und flotter, ja man kann auch ſagen ein echt moderner und realiſtiſcher Zug durch das Ganze. Man vergleiche nur den Lieutenant Bodo mit ſeinen Vorgängern den Reif Reiflingen und andern Schwerenötern in Uniform. Einzelne Szenen, wie die Liebeserklärung des Papa Dietrichſen an Trudi, die ihm die drollige Antwort erteilt: „Sprechen Sie mit Ihrem Sohne“, ſind ganz reizend und originell erfunden. — Geſpielt wurde im Ganzen nicht übel. Beſonders Fräulein Flöſſel als Trudi und Herr Adolf Müller als Muſikdirektor Dietrichſen waren vorzüglich, erſtere weiß das Publikum immer durch ihr friſches Weſen gefangen zu nehmen und letzterer bot wieder einen ſeiner klar herausgearbeiteten fein-komiſchen Charakterköpfe. Auch Herr Greiner war als Litteraturjude faſt porträtgetreu.

Wenn ich mir ein neues Stück anſehe, macht es mir immer viel Vergnügen, die Meinungen des Publikums und womöglich des Publikums verſchiedener Ränge über das eben Gehörte zu erlauſchen. Dieſe Meinungen fallen manchmal bei ein und demſelben Stücke ſehr verſchieden aus. So war es auch bei „Schuldig“ von Richard Voß. Im Parquet bewunderte man das vorzügliche Spiel Hänſelers als Thomas Lehr oder man war empört über den langſamen, ſchleppenden Gang der Handlung, über den unvermittelten Übergang Lehrs vom apathiſchen, gebrochenen Menſchen zum energiſchen Angreifer und Mörder oder über andere techniſche Schnitzer des Dichters wie der Schauſpieler. Im Parterre und im zweiten Rang fand man das Stück hinreißend, man folgte der Handlung ſelbſt durch die ſeichteren

und seichtesten Stellen hindurch mit größter Spannung und konnte nicht genug Rühmens machen von diesem Griff ins wirkliche Leben. Die männlichen Besucher des Balkons und des ersten Ranges sind entweder Litteraten, Kritiker u. s. w. und da haben wir uns um ihr Urteil hier nicht zu kümmern, oder es sind Leute, die hergekommen, „um sich den Rummel mal anzusehn", die sagten natürlich gar nichts, sondern gähnten sich ehrlich durch. Die Damen aber steckten die Köpfe zusammen, rümpften die Nasen und fanden: „Den ganzen Tag verfolgen einen diese Schauergeschichten; früh liest man sie im ‚Tageblatt', um Mittag in der ‚Gerichtszeitung' und abends zu Dutzenden im ‚Generalanzeiger', und nun werden sie einem auch noch im Theater vorgeführt. Es ist wirklich zu peinlich!" Der Olymp dagegen schwamm in Thränen. Hier identifizierte man sich in naiver Weise, mit dem armen Thomas Lehr, der fünfzehn Jahre unschuldig im Zuchthaus gesessen, endlich, nachdem der wahre Mörder entdeckt worden, nach Hause zurückkehren darf, die Seinen in den schrecklichsten Verhältnissen findet, in einer Aufwallung von Zorn den Verführer und Tyrannen seines Weibes, einen ekelhaft schuftigen Zuhälter, totschlägt und so infolge der ungerechten Verurteilung in Wirklichkeit zum Mörder wird. Alle diese Meinungen haben eine Berechtigung — denn von seinem subjektiven Standpunkt aus urteilt jeder gewissermaßen naiv —; wenn man sie zusammenhält und in die richtige Beleuchtung bringt, so muß sich daraus die beste Kritik des Stückes ergeben. Das Parquet kümmert sich wenig um Inhalt und Handlung, es ist mit allen möglichen Stoffen und Fabeln überfüttert und richtet deshalb sein Augenmerk hauptsächlich auf die Ausführung, aufs Technische des Stückes und dessen Darstellung. Wenn sich hier also Widerspruch erhebt, so kann man mit einiger Bestimmtheit auf technische Mißgriffe rechnen. Diese fehlen denn auch bei dem genannten Stücke nicht. Voß besitzt sonst eine große Bühnenroutine, seine früheren Arbeiten erweisen das, aber diesmal war er im Ringen mit dem großen und in neuer Weise aufgefaßten Stoffe weniger glücklich als sonst. Wohl spielt sich die ganze Handlung in einem Zeitraum von wenigen Stunden ab, dennoch aber sind die einzelnen Teile nicht genügend ineinander gearbeitet und zeigen deshalb unliebsame Längen. Der auf dem Gericht spielende erste und die beiden in Lehrs Wohnung vor sich gehenden letzten Akte sind gleichsam zwei Dramen für sich und es ist dem Dichter nicht gelungen, den inneren dramatischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Teilen genügend herzustellen, sie sind eigentlich nur episch mit einander verbunden. Der erste Teil besonders wirkt ermüdend, mit seiner schleppenden Exposition, wo wir das deprimierende Lamento des Präsidenten Herbert und die langen Lobreden des Gefangenwärters Gernlein über seine

liebe Nummer 57 über uns ergehen lassen müssen, bevor die Handlung nur einigermaßen einsetzt. Der erste Auftritt Lehrs und seine Konfrontierung mit dem wirklichen Mörder Wilhelm Schmidt (bei dessen Darstellung Herr Borcherdt im Schreien und Gestikulieren etwas zu viel that) bieten schauspielerisch eine ungemein dankbare und interessante Aufgabe. Die Darstellung dieses gebrochenen, frühzeitig gealterten Sträflings, der sich in sein Los schon ganz hineingelebt hat, und nichts weiter verlangt, als wieder in seine Zelle zurückgeführt zu werden, und der nun plötzlich erfährt, daß seine Unschuld an den Tag gekommen und daß er frei ist, verlockten den Dichter zu breiteren Ausführungen, wie sie den Schauspieler zur eingehendsten Analyse von Sprechweise, Haltung und Gebärde zwingen muß. Herr Hänseler, der übrigens, da der erste Darsteller nach der Première plötzlich erkrankte, die schwere und umfangreiche Rolle in zwei Tagen einstudierte, gab sein Bestes. Gebärden und Mienenspiel waren fein durchdacht, und das stumme Spiel, wozu die Rolle vielfach auffordert, dehnte sich nicht in jene unliebsamen Längen, die jetzt bei einzelnen Virtuosen so beliebt werden und das Drama zur Pantomine herabzudrücken drohen. Prächtig war der Moment, wo er in dem jetzigen Präsidenten den einstigen Staatsanwalt wieder erkannte, der seinerzeit das meiste zu seiner Verurteilung beigetragen. Wenn die Darstellung trotz dieser vorzüglichen Leistung im ersten Akte dennoch nicht recht wirkte, so lag das eben an der furchtbar breiten Ausarbeitung des ganzen. Der Dichter hätte bedenken sollen, daß ein langer Akt, der die Konfrontierungsszene abgerechnet, im Pianissimo gehalten ist, ungemein ermüdend wirken muß. Ebenso muß Lehrs plötzliches Sich-Aufraffen zum Mord im dritten Akte unnatürlich erscheinen. Daran kann auch das beste Spiel nichts ändern, da der Dichter, der im ersten Akte jede Seelenregung seines Helden Thomas Lehr mit peinlichster Genauigkeit verzeichnet, hier über alle psychologischen Übergänge einfach hinwegspringt. Ebenso begreiflich wie das Mißfallen des Parquets ist die Begeisterung von Parterre und zweitem Rang. Hier sieht man auf die Aktualität des Stoffes und freut sich darüber, daß ein Dichter es gewagt, endlich einmal an diesen wunden Punkt zu rühren, und da hier das zumeist aus jungen Männern und Jünglingen bestehende Publikum den im zweiten und dritten Akte geschilderten Verhältnissen nicht so ferne steht, wie das der „vornehmeren" Ränge, so kann man die Naturtreue des Bildes beurteilen und sich über die zahlreichen dem Leben abgelauschten und mit virtuoser Realistik wiedergegebenen Züge freuen. Diesem Teile des Publikums wird wahrscheinlich die plötzliche und etwas sentimentale Liebe zwischen Julia Lehr und dem hereingeschneiten biedern Landbewohner Gustav Berg am unwahrsten erscheinen. Den dritten Rang ergreift, wie

ſchon geſagt, der Stoff ſelber und die darin enthaltene Tragik. Die Rührung des Olymps beweiſt, daß der Dichter damit das Allgemeinmenſchliche getroffen. Können wir nun vielleicht auch aus der ablehnenden Haltung des Balkons etwas lernen? Direkt allerdings nichts anderes, als was wir leider ſchon zur genüge wiſſen, daß dieſen oberflächlichen klatſch- und vergnügungsſüchtigen Geldkreiſen eben jedes Gefühl für wahre Dichtkunſt abhanden gekommen. Als indirekte Lehre aber mögen wir Folgendes beherzigen: Der Balkon will ſich unterhalten, und das kann man nicht in dieſem Stücke, wo alles grau in grau gemalt iſt und kein warmer Sonnenſtrahl durch das maßloſe Elend bricht. Das iſt auch ein Fehler. Man ſoll ſich im Theater wenigſtens in gewiſſer Beziehung unterhalten, nicht aber abquälen müſſen. Nur möchte ich nicht über den Stoff ſchreien, noch über die Schwarzſeherei des Dichters, im Gegenteil, er hat noch zu hell gemalt und zum Beiſpiel die Gerichtsperſonen, die doch im Leben durch ihr ſchweres Amt vielfach verhärtet werden müſſen, ebenſo wie der Proletarier durch ſeine Mühen und Sorgen gegen andere Empfindungen in ſeiner Weiſe verhärtet wird, viel zu ſehr idealiſiert, weil er jede „Tendenz“ in ſeinem Stücke ängſtlich zu vermeiden ſuchte und die für unſere Kriminaljuſtiz daraus hervorgehenden Konſequenzen nicht zu ziehen wagte. Nein, nicht das ſogenannte „Peinliche“ mache ich ihm zum Vorwurf, darin hätte er meinethalben noch weiter gehen und hätte die Farben noch ſtärker auftragen können; aber einen Mangel muß ich bei Voß konſtatieren, den Mangel einer Eigenſchaft, die allein die befriedigende Behandlung ſo düſterer Stoffe ermöglicht, den Mangel an Humor. Nicht durch eine an den Haaren herbeigezerrte Liebesgeſchichte kann der Dichter den Zuſchauer mit ſeinem ſchrecklichen Stoffe verſöhnen, ſondern allein dadurch, daß er es vermag, ihn auf jenen Standpunkt zu heben, wo er die Dinge dieſer Erde sub specie aeterni zu betrachten vermag. Zur Entfaltung des Humors — ich meine nicht zu Poſſen und Harlekinaden — wäre auch hier Gelegenheit geweſen; aber in dem in der letzten Zeit von ſchwerer Krankheit umdüſterten Gemüte des Dichters wollte dieſe Blume, die Sonne, viel Sonne braucht, ſich nicht erſchließen. Wenn ich nun aber über das Ganze meine Meinung ſagen ſoll, ſo behaupte ich, daß es fürs Erſte hauptſächlich eine große Errungenſchaft iſt, daß ſolche Stoffe wie der von Voß behandelte überhaupt endlich bei uns einmal auf die Bühne geworfen werden. Auf das „Wie?“ kommt es einſtweilen weniger an, das wird ſich mit der Zeit ſchon finden.

Kritik.

Romane und Novellen.

Siebenkäs. Von Jean Paul. Bearbeitet von einem Enkel des Dichters. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Auf Anregung von Georg Ebers hat sich ein Enkel Jean Pauls der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine derjenigen Schöpfungen seines Großvaters, die seinerzeit eine besonders weitreichende Beliebtheit erzielten, den „Siebenkäs", durch eine ebenso geschmack- als taktvolle Bearbeitung der heutigen Leserwelt näher zu rücken, ohne dadurch das Werk seiner Originalität zu berauben. Jean Paul ist, wie der Herausgeber in seinem Vorwort treffend ausführt, oft unverständlich wegen seiner Anspielungen auf die kuriosesten Aussprüche längst vergessener Gelehrter und wegen der Umgarnung gerade der tiefsinnigsten Einfälle mit verwickelten Satzreihen, Wortstellungen und Gleichnissen. Da läßt sich denn einerseits durch vorsichtig angebrachte Streichungen, andererseits durch Herausschälen des Gedankens und durch seine Fassung in eine der jetzigen Sprachweise angemessene Form sehr wohl nachhelfen. Diesen und ähnlichen Aufgaben, die dem Bearbeiter erwuchsen, ist derselbe in glücklichster Weise gerecht geworden, und so wird seine Ausgabe gewiß allen Freunden eines originellen, geistvollen Humors, die sich mit dem größten deutschen Humoristen bisher um jener für den heutigen Geschmack störenden Äußerlichkeiten willen nicht zu befreunden vermochten, eine neue, kräftig sprudelnde Quelle urwüchsigen Behagens erschließen. Den modischen Zimperlingen und Schwächlingen, die vor jedem starken Gedanken oder derben Wort in Ohnmacht fallen und gleich über „Holzaxtstil", „Höhlenmenschentum" und ähnliche arge Sachen klagen und deren zweites Wort „Feinsinnigkeit" oder „Feinfühligkeit" lautet, dürfen wir natürlich auch den bayerisch-fränkischen Humoristen in dieser gereinigten Form noch nicht empfehlen, wollen wir uns nicht den Vorwurf boshafter Tierquälerei zuziehen. Also: „Siebenkäs" ist keine Speise für Zimperlinge und Schwächlinge.

X. Y. Z.

Auf der Grenze von Unterhaltungslitteratur und litterarischem Kunstwerk bewegt sich August Niemanns neuester Roman „Der arme Dichter" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Desgleichen die letzte Novelle in der Anton v. Perfallschen Sammlung „Auf Irrwegen der Liebe". Niemann schreibt viel sorgfältiger, als Baron Perfall, er ist aufmerksamer, künstlerischer in der Herausarbeitung seiner Figuren. Baron Perfall ist zuweilen von einer geradezu verblüffenden Sorglosigkeit in der Handhabung der Fabuliertechnik. Wenn nur unsere vielschreibenden Fabulisten das Eine sich an den Ausländern abmerken wollten, wie gewissenhaft heute die Sprache zu Individualisierungszwecken gehandhabt werden muß, wenn die Erzählung nur einigermaßen Anspruch auf künstlerische Bedeutung machen will. Da ist z. B. der norwegische Roman „Hunger" von Knut Hamsun, übersetzt von M. v. Borch (Berlin, S. Fischer) wahrhaftig ein hehres Wunderwerk neben den Büchern von August Niemann, Anton v. Perfall und anderer vielgelesener Autoren. Am ganzen Hamsun und seinem Hungerkandidaten ist keine einzige gesunde Faser, alles ist Krankhaftigkeit, Hysterie, Narrheit, die Anhäufung von Grausigem und Grausamem ist einfach widerlich, — allein mit welcher unnachahmlichen Kunst ist das alles bis in die kleinste Einzelheit ausgearbeitet und vorgetragen! C.

„Die Libertad“. Novelle. (Zürich, Verlagsmagazin.) Wenn man ein Buch aus dem Züricher Verlagsmagazin in die Hand nimmt, ſo kann man gewöhnlich darauf rechnen, daß man nichts Konventionelles, Schablonenhaftes antrifft. Immerhin eigenartig iſt auch dieſe Novelle, welche von einem weiblichen Autor geſchrieben iſt und in „knappſter Form ein Stück modernen, ja modernſten Lebens“ darſtellen will, „den Kampf der Frau um Selbſtändigkeit“. — „Die Novelle will vor allem ein Kunſtwerk ſein; ſie ſteht im Dienſte keiner Partei, ſie ſchildert ein Stück modernen Lebens, läßt die Thatſachen ſprechen und den Leſer urteilen.“ So heißt es in dem Proſpekt. Leider ſprechen die drei Weiber (diesmal nicht die Arentſchen, ſondern etwas ſolidere) ſo entſetzlich viel und haben einen ſolch langen Atem, daß die Novelle darunter als ſolche ſehr zu kurz kommt. Die Sprache iſt zuweilen philiſtrös, drollig, bilderreich, phraſenhaft, z. B.: „War irgend ein armer Menſch in der Patſche, ſo ließ ſie ihrem verſchwiegenen Buſen ſein Leid ausſtrömen“ und ſo noch andere ſtiliſtiſche Mängel und Nachläſſigkeiten (Seite 35 wartet die Waldluft, die Augen auf den Bergkamm gerichtet, daß die Sonne heraufkommt). Es iſt aber ein ernſt gemeintes Buch und man ſollte über die vielen kleinen Mängel zu gunſten der ſtarken ſittlichen Tendenz hinwegſehen — obwohl es die Kennzeichen einer guten „Novelle“ am allerwenigſten an ſich hat. So manche pſychologiſche Schilderungen ſind vorzüglich und verraten den ſcharfen Blick der Verfaſſerin z. B. Seite 50—53 und überall herrſcht eine warme Teilnahme für das Ringen des Weibes, eine Teilnahme, die meiſt in rein pſychologiſcher Analyſe aufgeht. Das iſt ein Fehler und Vorzug des Buches, daher die endloſen Geſpräche, die nebenbei auch Ungeſchick im ſtofflichen Aufbau verraten — denn wie oft ſollen ſie nur den Leſer orientieren! Zugleich aber auch gewährt die Verfaſſerin überraſchende Blicke in die Seele des Weibes. Das Buch predigt die Selbſtändigkeit der Frau. All die hundert modernen Lügen und Lügereien, mit denen ſich die Geſellſchaft großſpeiſt, mit denen namentlich die Weiber vollgepfropft werden — ſie ſind hier bloßgelegt und erkannt. Die Verfaſſerin kämpft in ihrer Eigenſchaft als Weib für die Stellung des Weibes. Nichts natürlicher und herzerfriſchender als das! Einmal wieder ein Zeugnis, daß der ehrliche Mut noch nicht ausgeſtorben iſt; er gewinnt hier feſte Geſtaltung. Und da bricht auch zum Schluß des Buches eine Flamme durch und die Novelle flackert in tragiſcher Schönheit auf. So manche frühere Trivialität wird dadurch geſühnt. In dieſen Schlußſeiten liegt wirkliche Geſtaltungskraft, und die Verfaſſerin (ich vermute, daß es die geiſtvolle Irma v. Troll-Boroſtyani) hat hier gezeigt, daß ſie nicht nur Denkerin, auch Dichterin iſt. Freilich etwas mehr Kraft und Schärfe hätte ich dem Buche gewünſcht, die Pſychologie geht in der „Libertad“ zu ſehr ins Breite, Verſchwommene, Kleinliche. A. v. Sommerfeld.

„Aus der Schmiede des Lebens“. Erzählungen von Maria Janitſchek. (Berlin, Ad. Zoberbier.) Moderne Probleme ſind mit genialer Kraft angegriffen. Die erſte Erzählung iſt die längſte und bedeutendſte. „Ein Gewiſſenloſer“, d. h. ein Proletarierkind, das von einem reichen Herren von der Straße aufgeleſen wird und nun vollkommen als Unkraut aufwächſt. Der Gewiſſenloſe wird ein vollkommener Wilder, einem grauſamen Experiment wird er gleichſam geopfert. Und wie ſchön und glücklich iſt dies eigentlich weit hergeholte Problem durchgeführt! Welche rührende Szenen von echter Naivetät, welch feiner, köſtlicher, Funken ſprühender Realismus! Die Novellen

haben nur einen Fehler. Sie lesen sich wie eine gute Übersetzung aus dem Französischen. Hat sich die Verfasserin vielleicht zu sehr in die französische Litteratur hineingelesen? Auch das manchmal hart und brüchig werdende Deutsch scheint darauf hinzuweisen. Über dem allen aber steht eine entzückende Seelenmalerei, die bis in die kleinsten Falten dringt und darum so „realistisch" ist. Und kein Schönfärben, kein Schminken von Erbärmlichkeiten des Lebens — das muß auch noch erwähnt werden. Nächst der Erzählung „Ein Gewissenloser" halte ich „Mauritzia" für die beste Novelle. Noch eins! Seite 98 steht zu lesen: „Da hat einer gestanden, er war nur ein Sandkorn, aber das Sandkorn fehlt; es kann durch dieses fehlende Sandkorn ein Zusammensturz, eine Revolution in der Natur entstehen." Oho! Das ist ja gerade die ewige Tragikomödie, daß man tausend Sandkörner — hier also tausend Menschen — wegwischen kann und die Natur blinzelt nicht einmal mit den Augen, wie sollte sie an Revolution denken!

Was wird die Kritik der Tagespresse wohl mit dem Buche anfangen? Die meisten der Herren Tagesschreiber werden wie die Ochsen vorm Berge stehen — das ist gewiß. Eine „Besprechung" las ich bereits in der „Post". Es war ein rührendes Zeichen von Unbeholfenheit und Unverständnis. Darüber stand eine Kritik des Schauerromanes: „Der wilde Reutlingen". Dieselbe schloß: „Die Liebe, welche Mars nie fremd ist, spielt darin eine recht bedeutende Rolle. Der frische, kraftvolle, patriotische Geist, verbunden mit einer spannenden Erzählung, wird dem Roman freundliche (!) Leser erwerben." Der famose Litteraturkritiker der „Post" empfiehlt sonderbarer Weise fast alle Werke, denen seine Feder Talentbekundung zuschreibt, Lesern von freundlicher Beschaffenheit. Wie er sich diese „Freundlichkeit" beschaffen denkt, verhehlt er leider. Es bedarf nur der Erwähnung, daß dieser „Kritiker" mit dem Buche von Maria Janitschek absolut nichts anfangen konnte — um dasselbe für ernst denkende Leser als eine interessante, gute Erscheinung hinzustellen. Ich wünsche diesen Novellen einen recht weiten Leserkreis, zu gunsten eines maßvollen, künstlerischen „Realismus".

A. v. Sommerfeld.

Knut Hamsun: „Hunger". Roman. Autor. Übersetzung von M. von Borch. (Berlin, S. Fischers Verlag.) — Wir erinnern uns nicht, unter der großen Anzahl von Werken, welche wir in der letzten Zeit einer kritischen Beurteilung unterzogen haben, eines gefunden zu haben, welches wir dem obengenannten als gleich wertvoll an die Seite stellen dürften. Es ist keine Geschichte im alltäglichen Sinne, welche uns Knut Hamsun vorführt, und doch etwas ganz Alltägliches. Ein armes Menschenkind, das hungert. Und darüber 240 Seiten. Nur darüber! Wie ist es möglich, ein so einfaches Thema so ausführlich zu behandeln? Was läßt sich denn sagen über einen Menschen, der nichts zu essen hat? Es ist zwar traurig, wenn so ein armer Tropf nichts zu nagen und zu beißen hat, aber interessant kann es doch unter keiner Bedingung sein.

Glaubst Du, lieber Leser? Nimm dieses Buch zur Hand und Du wirst eines andern belehrt. Der Hunger kommt aus dem Magen; gewiß, aber wie ein armer, grundehrlicher Mensch ankämpft gegen die ihm nahenden Versuchungen, wie er sich seines Letzten entäußert für einen Pfennig, wie er sich ein Krösus dünkt, weil noch ein paar Knöpfe sein eigen, wie die Aussicht auf einen kleinen Verdienst ihn hebt, wie wirre Phantasien, dem leeren Magen entstammend, ihn zu den verschiedenartigsten tollen Streichen

veranlaſſen, wie er auf dem Wege iſt, zu fallen und ſich ſträubt, wie er gleich einem Kinde weint, wenn man ihm nur ein freundliches Wort ſpendet; davon haſt Du keine Ahnung, kannſt keine haben. Hier tritt Dir der Hunger in ſeiner grauſamſten Geſtalt entgegen und alle ſonſt ſo beliebten Einwände wie z. B. „der Mann ſoll arbeiten" werden ihre Bedeutung verlieren. Dieſer Mann will ja arbeiten, er will ja ehrlich ſein, er denkt groß und er hungert, hungert. Er ſchämt ſich ſeines Hungers, und er iſt ach ſo gut! Kein Biſſen Brot und Mitleid empfinden mit der darbenden Menſchheit, ſich ſchämen, einem Hausknechte keine 5 Kronen leihen zu können, weil man ſie nicht beſitzt.

Dies iſt aber nicht alles, was uns das wunderbare Buch vor Augen führt. Weit, weit mehr wird darin erläutert finden. Eines Menſchen Geiſt wird uns darin enthüllt, jede Regung wird mit der Genauigkeit eines Momentphotographen feſtgehalten, jeder einzelne Gedanke geradezu ſeziert. Kein einziges Gefühl, welches den Helden des Romanes beſeelt, bleibt uns unverſtändlich, mit fieberhafter Spannung verfolgen wir ſeine Ideenverbindungen, begreifen wir, daß es gerade ſo in ſeinem Kopfe, ſeinem Herzen ausſehen muß. Und wenn ſein krankes Gehirn, krank nur aus Mangel an Nahrungszufluß — wenn dieſes kranke Gehirn krankhafte Ideen zeitigt, wenn der arme Menſch mit wahnſinniger Hartnäckigkeit an einer Reihe von Buchſtaben feſthält, einen Sinn ſuchend für dieſes neue von ihm erfundene Wort, da hegen wir keinen Zweifel mehr, daß in dieſem Wahnſinne Methode iſt, die Methode des Genies.

Würde es uns der Raum geſtatten, wir verſuchten den Leſer eingehender mit dem Inhalte des Romanes bekannt zu machen, obwohl dieſer Verſuch nur ſchwachen Lohn finden dürfte. Denn es iſt nicht eine Reihe von Thatſachen, welche hier geſchildert werden, ſondern die Zuſammenſtellung eines ſich logiſch entwickelnden Zuſtandes. In der ganzen Kette fehlt kein Ring, und einen Moment herausgreifen, wäre gleichbedeutend mit jemand einen Grashalm zeigen mit der Aufforderung, ſich eine große noch nie geſehene Wieſenfläche vorzuſtellen, oder verlangen, man ſolle aus einem Ziegelſtein, der vor einem liegt, ſich ein Kaiſerſchloß in Gedanken ausbauen. Durch Gedankenaſſoziation iſt dies wohl möglich, aber zu einer ſolchen bedarf es nicht einmal des Grashalms oder des Ziegelſteins, dazu genügt ein Hinweis. Einen ſolchen haben wir auch in unſerem Falle gegeben und wir glauben, daß niemand, der dieſe Zeilen lieſt, verſäumen wird, auch den Roman kennen zu lernen. Er wird, wenn er ein Kunſtwerk zu würdigen verſteht, ſich damit einen hohen Genuß bereiten.

Max Oſterberg-Verakoff.

Paſſionsblumen von Marie Conrad-Ramlo. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.)

Wenn dieſes Buch weiter nichts enthielte als die einzige Novelle: „Warum?" ſo wäre es eine der bedeutendſten Erſcheinungen in der ſchöngeiſtigen Litteratur unſerer Zeit. Es iſt eine wirkliche Bereicherung, nicht bloß Vermehrung der Litteratur. Referent geſteht, im Allgemeinen wenig Reſpekt vor Frauenarbeit auf litterariſchem Gebiete ſein eigen nennen zu können; aber wenn, wie hier, die weibliche Seele ihr Innerſtes zeigt, gleichſam die zuckenden Herzkammern aufdeckt, und eine Feinheit der Gefühls- und Herzensempfindung offenbart, wie ſie dem Manne ſchlechterdings nicht eigen, da muß Jedermann, ſofern er nur Aufrichtigkeit und Verſtändnis beſitzt, auch im Weibe den genialen, im Reiche des Gefühls dem Manne überlegenen Geiſt anerkennen. Viele Dichter haben die Liebe der Mutter zum Kind analyſiert

und beſchrieben; hier ſpricht eine Dichterin und mit ihrem Werke verglichen ſind die diesbezüglichen Elucubrationen der Männer anempfundene Machwerke. —

Beſondere Freude verurſacht der Stil; er erinnert mich ſtellenweiſe in ſeiner tiefbohrenden Einfachheit und Zartheit an Georg Büchners „Lenz“ — vielleicht das beſte Seelengemälde der deutſchen Litteratur. J. Brand.

Lyrik.

„Das ſtarke Jahr“ von John Henry Mackay (Zürich, 1890. Verlags-Magazin). Es iſt qualitativ genommen ein tüchtiges Stück ſchriftſtelleriſcher Leiſtung, was J. H. Mackay bei einem Alter von erſt 26 Jahren vollbracht hat. Der „Kürſchner“ verzeichnet 11 Werke des genannten Verfaſſers. Als 12. reiht ſich „Das ſtarke Jahr“ ihnen an. Wenn Fruchtbarkeit allein das Merkmal des Talents wäre, müßte man alſo Mackay den Kranz zuerkennen. Dem Litteraturkundigen gegenüber hat die ſchnelle Hervorbringung ſchriftſtelleriſcher Erzeugniſſe immer einige ſchwerwiegende Bedenklichkeiten. Mackay hat in ſeinen bisherigen Werken mitunter ſehr ſchöne, der allgemeinen Beachtung werte lyriſche Talentproben abgelegt; ſo daß er berechtigt iſt, von der Kritik zu verlangen, daß ſie ſich eingehender mit ihm beſchäftigt. Dies jüngſte Werk ſeiner fruchtbaren Muſe zeigt ihn indeſſen auf abſchüſſigen Wegen; weshalb man ihm ein „Halt“ zurufen muß. Mackay nennt ſein Werk ſelbſtbewußt „Das ſtarke Jahr“. Dieſer Titel iſt dem ſchwachen Inhalt gegenüber zu ſtark; er deckt nicht den Inhalt. Es ſind zwar einige Gedichte darin, die gedanklich klar und ſchön durchgearbeitet, aus einem Wurf und Guß gelungen ſind. Das ſchönſte der ganzen Sammlung iſt wohl das Gedicht „Morgen!...“, welches ich hier wiedergebe:

„Und morgen wird die Sonne wieder ſcheinen
Und auf dem Wege, den ich gehen werde,
Wird uns, die Glücklichen, ſie wieder einen,
Inmitten dieſer ſonnenatmenden Erde ...

Und zu dem Strand, dem weiten, wogenblauen,
Werden wir ſtill und langſam niederſteigen,
Stumm werden wir uns in die Augen ſchauen,
Und auf uns ſinkt des Glückes ſtummes Schweigen ...“

Außerdem ſeien genannt: „Wechſel“. — „Heimliche Aufforderung“. — „Der Trinker“. — „Am nächſten Morgen“. — „Erfahrung“. — „Stimmung“. — „Frühlingsnacht“. — „Weltgang der Seele“. — „Sonne“. — „Vorübergang“. — „Ruf“. — „Krähengekrächz“ wäre ſo übel nicht; es hat einen frappanten Schluß. Sieht man nun vollſtändig ab von dem eine ähnliche Szene behandelnden Gedicht der unvergleichlichen Annette von Droſte-Hülshoff, ſo weiſt Mackays Gedicht bedenkliche innere Widerſprüche auf, die den Wert des ganzen Gedichtes herunterſtimmen. Dennoch wäre hier wenigſtens ein leiſer Anſatz von epiſcher Geſtaltungskraft bemerkbar, etwas, was man äußerſt ſpärlich unter Mackays Gedichten antrifft; denn er iſt vorwiegend Stimmungslyriker. Das Gedicht „Robert Catell“ zeigt das ſehr deutlich. Hier, wo der epiſche Stoff auch epiſche Geſtaltung fordert, gelingt es ihm nicht, zu ſolcher durchzudringen und den Charakter ſo plaſtiſch herauszumeißeln, daß er auch für den unkundigen Leſer verſtändlich wird. Er zerfließt in Stimmung und Schatten. Die übrigen Gedichte der Sammlung haben nun eben das Bedenkliche, was ich rügen will: ſie erweiſen den Umſchlag Mackays vom Stimmungs- zum philoſophierenden Lyriker. Soll ich die Wahrheit ſagen, was ich beim erſten Durchleſen der Gedichte empfand, ſo iſt's dies: Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß dem Verfaſſer ſehr ſtark Linggs „Jahresringe“ anregend zur Seite geſtanden haben. Eine Menge gleichartiger Themen beweiſen dies. Aber welcher Unterſchied

zwiſchen Lingg und Mackay, der ſelten zu gunſten des letzteren ausfällt! Dort die ſchmerzgeborenen Offenbarungen des Genies, das uns, wir mögen wollen oder nicht, in ſeinen Bann zieht; hier die Stammellaute eines zwar ſchönen, aber der Welttiefe und originalen Kraft noch entbehrenden begrenzten dichteriſchen Talents. Es ſind unverdaute Bruchſtücke Schopenhauer-Nietzſche-Stirnerſcher Philoſophie, die er in ſchwer verſtändliche Verſe gebracht hat. Es ſoll Philoſophie ſein, was uns Mackay vorſetzt, und iſt in dieſer Geſtalt keine. Sie entbehrt jeder realen Baſis; ſie ſchwebt haltlos in der Luft; ſie iſt ein Hirngeſpinnſt, eine Überreizung der Gehirnnerven; ſie iſt allenfalls Rauſch- und Katerphiloſophie, verworren, widerſpruchsvoll. Mackay hält allgemeine Stand- und Strafpredigten; wir wiſſen nicht, wem ſie gelten ſollen; er ſpricht immer vom „Vergeſſen", ſagt aber nie, was und wen er vergeſſen will. Zum mindeſten ſind mir die weltſchmerzlichen Betrachtungen und Verzweiflungsſchreie bei Mackay unverſtändlich. Sie ſtehen zum erſten im vollſten Widerſpruch mit dem lebensſprühenden frohen Genießenszug ſeines Temperaments; zum andern, weil ihn ſeine von Glücksgütern geſegnete Lebensſtellung bewahrt hat, des Daſeins rauheſte Seite: Sorge, verzweifelten Kampf um die Exiſtenz, Not und Elend kennen zu lernen. Sein Weltſchmerz, ſeine Klagen müſſen wir daher als ein krankhaftes, unwahres Element in ſeinen Gedichten kennzeichnen und zurückweiſen. Was man Schmerzliches im Leben erfährt, wird man auch ſo zum Ausdruck zu bringen wiſſen, daß es dem Leſer verſtändlich wird. Mackay quält ſich ab in langen Gedichten, die kein Ende nehmen wollen, über einen wenigſagenden Gegenſtand, über ein dichteriſches Bild, wie zum Beiſpiel der das Licht umkreiſende Nachtfalter, das er aber in drei langatmigen Gedichten fortſpinnt, ohne daß wir eigentlich den Grundgedanken klar zu erkennen vermögen. In manchen Gedichten laufen wieder Reminiscenzen an bekannte ältere Vorbilder, wie Shelley, Lenau u. a. nebenher, und mir ſcheint, daß Mackay ſich zu ſehr von dieſem oder jenem beeinfluſſen ließ. Wir finden wenig von originaler Auffaſſung, noch von originaler Geſtaltung; es iſt ein Herumreiten „in Phantaſienebeln", wofür man ſich nicht erwärmen kann. Eins muß zugeſtanden werden: nämlich ſein virtuoſes Verſifikationstalent; aber mir will's ſcheinen, als ſei dies gerade die Klippe, woran er in den meiſten Fällen ſcheitert. Es verleitet ihn zum wenigſten, ſtatt bei der Stange zu bleiben, ſich lyriſch fortzugängeln ins Abſtruſe, nicht Endenwollende. Ich möchte aber auch noch behaupten, daß ſeine Verskunſt oft Manier iſt, keinem Geringeren nachgeahmt, als dem Sänger der „Iriſchen Melodieen": Thomas Moore. Was aber bei dieſem — ich meine das Herüberziehen ganzer ununterbrochener Sätze auf mehrere Verszeilen, ja ganze Strophen — muſikaliſch gedachter Gedanke iſt, der die Situation logiſch klar fortführt und durchgeiſtigt, wird bei Mackay, wenn auch nicht immer, zu leerer Wort- und Phraſendreſcherei, der der Atem auszugehen ſcheint und die nur äußerlich durch den Reim eine Art rhythmiſcher Bewegung erhält. Alles in Allem genommen hat Mackays „Das ſtarke Jahr" kein eigentliches Geſicht, von welcher Seite man es auch betrachtet. So hart dies Urteil auch ſcheinen mag — ich habe mich bemüht, dem Buch und dem mir durchaus nicht unſympathiſchen Autor gerecht zu werden. Gegenüber einer aus purer Freundſchaft geübten Programmkritik, die auch wohl diesmal Mackays „Das ſtarke Jahr" als eine turmhohe dichteriſche Leiſtung feiern wird, halte ich es für angemeſſen, dem Autor ſeine Fehler nachzuweiſen und ihn vor Irrwegen, die

ſeinem Talent nur Schaden bringen, ehrlich zu warnen. Ernſt Kreowski.

Nachwort der Schriftleitung. Wir beabſichtigen, dem Dichter John Henry Mackay nächſtens eine umfaſſende Studie im Hauptteile unſerer Zeitſchrift zu widmen. Kreowski faßt in obiger Kritik ſo ziemlich alles zuſammen, was ſeither im Einzelnen zerſtreut an Mackays Lyrik bemängelt wurde. Darum veröffentlichen wir dieſelbe, ohne uns dadurch in unſerer eigenen Wertſchätzung des Dichters beeinfluſſen oder binden zu laſſen. —

F. G. Adolf Weiß, Lieder und Fanfaren. (Zürich, 1890. Verlags-Magazin, J. Schabelitz.) Eine Sammlung von Gedichten, die in zwei Teile zerfällt. — „Aus des Lebens Wanderfahrt" und „Zeitgedichte". Der erſte Teil, rein lyriſcher Art, zeigt die Eigenart des Verfaſſers wohl von der weniger hervorragenden Seite. Das Pathos, das ihm anhaftet, liegt dem unmittelbaren und ſchlichten Naturblut der Lyrik zu fern. Auch die dichteriſchen Bilder ſind recht originell, wenn dann und wann auch eine Wendung, wie in dem Gedichte „Blütenmorgen", wo der Tau mit Freudenthränen, die an den Wimpern der Blumen hängen, verglichen wird — eine echt dichteriſche Anſchauung verrät. Bei weitem höher ſteht dagegen der zweite Teil. Es ſind das, wie ſchon der Titel andeutet, politiſche Gedichte. In energiſchen Accenten, mit dem tönenden Vollklange mannhafter Überzeugung tritt hier Weiß den Reaktionsbeſtrebungen der Junker, Pfaffen und des Strebergeſindels entgegen — und was ihm in dem lyriſchen Teile merkwürdiger Weiſe viel weniger gelingt, nämlich das Hervorkehren der Subjektivität, der ureignen Perſönlichkeit, hier bricht ſie in rauſchenden Akkorden hervor. Dieſer Zorn gegen die Knechte und die Unterdrücker, dieſe Liebe für die Freiheit iſt nicht bloß äußerlich in Rhythmen und Reime gebracht — das iſt ſelbſtempfunden, ſelbſt gefühlt. Und wenn jemand zögern könnte, dem Dichter den Lorbeerkranz zu reichen, dem tapferen Vorkämpfer wird er ihn nicht, und wär's auch nur ein Eichenkranz, verſagen. Beſonders ſind es hier die neueſten Ereigniſſe des politiſchen Lebens, der Wechſel auf dem Kaiſerthrone mit ſeinen einſchneidenden Folgen, an die der Dichter anknüpft. Sorge und Hoffnung leben in ſeiner Bruſt. Sein Vertrauen aber iſt auf die durch keine Junker- und Pfaffenhände rückhaltbare Fortentwickelung des Menſchengeſchlechts gegründet. Wir drücken ihm die Freundeshand, denn mit ihm fühlen wir es hoffnungsfroh:

„Im Vorwärts liegt das Heil der Menſchheit,
Das iſt der Weisheit höchſter Schluß."

Hch. — —r.

Eliſa. Das Leben einer Seele. Gedicht von Adolf Schafheitlin. (Leipzig, 1891, Verlag von Wilhelm Friedrich.) In dem Vorwort heißt es: Indem der Autor dies kleine Dichtwerk der Öffentlichkeit übergiebt, glaubt er nicht, daß es jemals einen weiten Leſerkreis finden wird" — wir wünſchen das Gegenteil! Denn wenn auch der Schluß des Vorwortes ſagt: „Genug ſei es, wenn in dieſen Tagen großer, materieller Kämpfe ſich einige Seelen finden, die dieſen innern Kämpfen ſich verwandt fühlen" — ſo glauben wir, daß gerade jetzt mehr als je der Moment da iſt, wieder innerlich zu werden und innerlichen Kämpfen ſein Intereſſe zuzuwenden. Giebt es überhaupt etwas Intereſſanteres im Leben als Pſychologie, Geſchichte der Seele? Vielleicht einen erwünſchten Beitrag dazu bietet das vorliegende Büchlein. Es behandelt das Leben eines kränklichen, adligen Mädchens und ihre Liebe zu einem Bürgerlichen, ihrem Jugendgenoſſen. Hatten wir an des Verfaſſers bisheriger Art, Leidenſchaften und Seelenregungen

zu schildern, noch manches auszusetzen, so hat er uns durch dies kleine Büchlein bewiesen, daß er auch dieser, vielleicht schwierigsten Aufgabe des Dichters gerecht zu werden weiß. Die Verse (5füßige, gereimte Jamben) sind tadellos behandelt. Vortreffliche kleine Schilderungen deutscher Natur sind der Erzählung eingewoben. Die Fähigkeit des Verfassers in dieser Hinsicht war uns schon aus seinen früheren Dichtungen „Peregrin", „Der Schwalbe nach" u. A. vollauf bekannt. Wir möchten aber fast diesen Schilderungen, was Kürze und Anschaulichkeit anbelangt, den Vorzug geben. Den Anhang bilden eine kleine Anzahl Lieder, die der Verfasser, wie er sagt, unter den Papieren der Verstorbenen gefunden. Wir hatten erst einige Zweifel, ob die Lieder wirklich von der Heldin der Dichtung herrührten, denn in ihnen offenbart sich dieselbe von einer neuen Seite: der tiefster Leidenschaft. Doch sind die Gedichte zweifellos einer Mädchenseele entsprungen. Vielleicht hat der Verfasser mit Absicht das Geheimnis hierüber nicht gelichtet.

Wir können jedem Freunde zarter Seelenpoesie nur raten, diese kleine Dichtung zu lesen. Er wird es nicht bereuen!

Dramen.

Hans von Gumppenberg, Der Messias. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (München, Finsterlin 1891.) Bisher ist es noch keinem Dichter gelungen, die Gestalt eines Christus in einem geschlossenen Drama auf die Bühne zu bringen. In den Volksschauspielen ist er niemals in seiner ganzen Persönlichkeit konsequent erfaßt, teils ist er Dulder, meist Gott. Der Zwiestreit zwischen dem Menschen und dem Gottessohne in der Anschauung des Volkes verhinderte den Dichter, der nur populär wirken wollte, diesen genialsten Mann in seinem Ringen und Unterliegen zu schildern. So bekommen wir einen Ausschnitt aus dem Leben in verklärter Darstellung statt der vollständigen so bedeutenden Laufbahn. Jesus, den naiv, unbewußt gut handelnden, den Zerstörer der alten Weltordnung und den Begründer der neuen, den Mann, welcher nichts von dem Weltschmerz oder der Angriffslust des Übergangsmenschen an sich hat, welcher erst hervortrat, nachdem er ganz und gar von der Ethik seiner großen Revolutionsthat durchdrungen war und in sich schon die neue Welt aufgebaut hatte, dieses Urbild der Sitte und Harmonie in seiner ganzen Tiefe aufzufassen, dazu bedarf es allerdings des Kongenialen. Gumppenberg hat diese Grenze des Könnens wohl eingesehen, wenn er sagt: „Den Jesus von Nazareth kann niemand schreiben. Einen Jesus von Nazareth übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit." Jesus, der Tischlersohn, der geistige Führer seiner Mitbürger ist der Held seines Dramas, kurz Jesus der Mensch, den das Volk nicht still verehrt und leidenschaftslos anbetet, nein, für den es entflammt, von dem es hingerissen wird. Diese Auffassung ist die einzig mögliche für den Dramatiker, da dieser nur durch rasch fortschreitende Handlung interessieren kann. Teilnahme haben wir aber allein mit dem, der fühlt und handelt wie wir. Und das ist gerade so herrlich an diesem Messias, daß er die göttliche Verehrung, die er genießt, sich nach und nach durch seine Handlungen erwirbt. Die Menge, die noch ganz in den Fußtapfen der alten Zeit steht, wird anfangs frappiert von der würdevollen Ruhe, mit welcher der äußerlich so einfache Genosse den Pharisäern und Tyrannen die Larve abreißt, bald begreift sie die Sittlichkeit seines Strebens, begeistert sich für ihn, um schließlich ihren „Heiland" aus blinder Leidenschaft zur Sünde zu nötigen. Der moderne, freie Geist rang mit engherziger Aftermoral. Der Mensch geht dabei zu grunde, sein

Geiſt beherrſcht die kommenden Jahrhunderte. Überall im Volke war das Gefühl des eignen Krankſeins; die Gier nach Neuem, die Begeiſterung für Halbheit, deshalb der Nährboden für Schwindel und Streberei, war die Signatur der Zeit, bis der erlöſende Genius mit all dieſem Reichtum entſchloſſen und zielbewußt anfräumend der künftigen Epoche ſein Siegel aufdrückte. — Die Charaktere ſind alle gut individualiſiert — die hoheitsvolle Geſtalt des Helden im Kampf mit dem Gemeinen, die zu Schwärmerei auswachſenden Naturen der idealiſtiſch veranlagten Johannes und Magdalena, das Demagogentum eines Judas bis zum Genrebilde der Hochzeitsgeſellſchaft —, aber trotzdem iſt die Symboliſierung des ewig ſich wiederholenden Kampfes der Alten und der Jungen an dem größten Beiſpiele der Geſchichte meiſterhaft durchgeführt. Ohne Aufdringlichkeit bricht doch immer, ſelbſt in dem Kleinbilde der Hochzeit, die neue Kultur hervor. Klar, einfach und groß, ohne Myſtik und Schwulſt, ſtellt Gumppenberg den Stoff dar. Der Künſtler gelangt zur gleichen Entfaltung wie der Dichter.

München. Friedrich Zollern.

Kaiſer Heinrich IV. Ein geſchichtliches Drama in 5 Akten von Joſef Reſſel, herausgegeben von Wilhelm Reſſel. (E. Pierſons Verlag in Dresden und Leipzig. 1891.) Der bekannte, ſeit kurzem in Dresden lebende und um die Litteratur ſeines deutſchböhmiſchen Heimatslandes wohlverdiente Dichter und Schriftſteller Wilhelm Reſſel hat ſich durch die Herausgabe des vorſtehenden Theaterwerkes ſeines 82jährigen Vaters Joſef Reſſel ein litterariſches Verdienſt erworben. Das vorliegende Stück bietet uns in groß angelegten, echt dramatiſchen Zügen ein Bild aus aufgeregter Zeit. Aber nicht als der Büßer im Schloßhof von Canoſſa wird uns Kaiſer Heinrich in dieſem Werke vorgeführt, ſondern ſpätere Vorgänge werden uns geſchildert, nicht ſelten in tiefergreifender Weiſe. Einzelne Szenen, wie z. B. die zwiſchen dem päpſtlichen Legaten und dem Prinzen Heinrich, in welcher dem ſchlauen Abgeſandten Roms der Abfall des Prinzen vom Vater endlich doch gelingt, ſind Meiſterſtücke der Dialektik. Die auftretenden Perſonen ſind lebenswahr gezeichnet, die junge Gräfin Hilla iſt das Urbild einer echten deutſchen Jungfrau. In einer ſchwungvollen Sprache geſchrieben, atmet dieſes Werk von Anfang bis zu Ende kräftiges Leben, hohen Geiſt. Welche Tendenz uns in dem Stücke entgegentritt, ſagt uns das Ende desſelben, das mit dem Ausruf des zu ſpät an das Sterbelager des Vaters gekommenen Prinzen Heinrich ſchließt: „Die Kriegstrompete blaſt, — auf gegen Rom!“ Reich an ſchönen und oft neuen Gedanken lernen wir in dieſem Stück an Joſef Reſſel nicht bloß einen vornehmen Dichter, ſondern auch einen ebenſo großen Denker und Philoſophen kennen. — Das Stück wird nicht verfehlen, von der Bühne herab einen impoſanten Eindruck zu machen, falls ſich eine Theaterleitung findet, frei und ſtark genug, in dieſer Zeit des gemütlichen Friedens mit dem alten Römlingstum, dieſes Werk aufzuführen! Eine Frage an unſere Kunſtpolitiker! XYZ.

König Rolaf, der Auferſtandene. (Aus altſchwediſcher Geſchichte.) Schauſpiel in 5 Akten von Adolf Schafheitlin. (Leipzig, 1891. Verlag von Wilhelm Friedrich.) Die Lektüre dieſes Schauſpiels hat uns überraſcht. Offen geſtanden: wir hätten dem Dichter dieſe Stärke dramatiſcher Leidenſchaft nicht zugetraut! — König Rolaf wird von ſeinem Zwillingsbruder Arnulf auf einer Meerfahrt heimtückiſch in die Wellen geſtürzt. Arnulf beſteigt den Thron und herrſcht ſeit 20 Jahren, da erſcheint Rolaf, der ſich

auf eine einsame Insel gerettet, wieder, wird aber von Arnulf nicht erkannt. Hier beginnt das Schauspiel. Rolaf lechzt nach Rache, und findet dieselbe auch schließlich. Er forscht zugleich nach seinem einzigen Sohn, der verschollen. An dem Hofe Arnulfs lebt ein Jüngling, dessen Abkunft niemand bekannt. Er ist in ein leichtsinniges Leben geraten, glaubt sich von Rolaf beleidigt und will ihn überfallen, wird aber von diesem überwältigt, der bei dem Ringen ein Medaillon erblickt mit dem Bilde der Mutter des Jünglings. Er erkennt darin — seine Gattin: es war sein eigner Sohn, den er im Begriff stand zu erdrosseln! Entsetzt flieht er in die Gebirgswildnis. Dort hört er die Kunde, daß seine Gattin noch lebt. Dieselbe wurde in einem einsamen Turm gefangen gehalten. Er erfährt die Nachricht vom Ende seines Sohnes, der sich aus Verzweiflung selbst den Tod gegeben. Seine Gattin stirbt in seinen Armen, überwältigt von langen Schmerzen und der jähen Freude des Wiedersehens. Der gebeugte Rolaf erlangt wohl sein Recht wieder, doch einsam; aber zugleich geläutert und geheiligt durch die Leiden. Letzteres Problem scheint den Dichter veranlaßt zu haben zur Behandlung dieses Stoffes. Die nie unterbrochene Leidenschaft in diesem Stücke, die sich zuweilen in grimmiger Ironie, ja in Cynismus äußert, die Rachsucht, der Wutschrei des schuldlos Unterdrückten hat für uns etwas Dämonisches. Zu einer Höhe der Anschauung und hinreißenden Gewalt der Diktion, wie in den drei Monologen hat sich der Dichter in keinem seiner früheren Werke erhoben. Und wenn Rolaf, durch ewige Sehnsucht fast zum Wahnsinn getrieben und den Zeitraum von 20 Jahren vergessend, glaubt, die Wiege seines heißgesuchten Söhnchens vor sich zu sehen, er sich daneben niederlegt, um im nächsten Moment von dem Junker Karol überfallen zu werden, in dem er nach der Überwältigung seinen eigenen Sohn erkennt — eine solche Situation wird sicherlich Keiner so bald vergessen! Zwei prächtige, humoristische Figuren sind der eingebildete, ewig Latein schwätzende Gelehrte und Hofmann Ambrosius und der habgierige, beschränkte Pfaff Coelestinus. — Wann werden wir das Stück zuerst auf der Bühne sehen? Wir sind sicher, mit seiner dramatischen Lebendigkeit, seiner Leidenschaft, seinem Witz und seinem Pathos wird es einen großen Eindruck hervorbringen!

Französische Litteratur.

Émile Zola, L'Argent. Roman (Paris, Charpentier.) Nachdem Zola in „La Bête humaine" den Eisenbahnbetrieb zum Mittelpunkt seiner sozial-analytischen Studien gemacht hat, wendet er sich in dem vorliegenden, neuesten Bande der Rougon-Macquart dem Großkapital zu, wie es vor allem auf dem Effektenmarkte der Börse, in der Welt der Spekulation in die Erscheinung tritt. So oft auch schon die Haute finance zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wurde, so geschah es doch stets nur von dem einseitigen Standpunkte der landläufigen Romanschriftstellerei oder dem noch einseitigeren des Doktrinärs aus, der gegen das Unmoralische des Börsenspiels losdonnert, ohne den Kern der Sache zu erfassen. Hier wird die Frage aber einmal von einer höheren Zinne als der der Partei ins Auge gefaßt. Dem hellen Blick des Genies zeigt sich das wahre Wesen der Dinge anders als dem Durchschnittsbeobachter; ihm enthüllt sich im kleinsten der typische Zug, der das Ganze durchdringt, das Walten einer großen treibenden Kraft, die alle Teile des Ganzen nach einem Endziele zu bewegt. Jede einzelne der in „L'Argent" auftretenden Figuren ist diesem ewigen Drehgesetze unterworfen: als blinde Werkzeuge

dieſer gewaltigen Macht dienen ſie alle unbewußt nach ihren Kräften der großen Generalidee, ohne freilich die Zwecke und Ziele dieſer zu kennen. Daß bei dieſem kapitaliſtiſchen Gährungs-Prozeß eine Menge Unrat und Elend mit an die Oberfläche tritt, iſt ganz ſelbſtverſtändlich und von geringem Belang: „Pourquoi donc faire porter à l'argent la peine des saletés et des crimes dont il est la cause? L'amour est-il moins souillé, lui qui crée la vie?“ fragt Zola am Schluſſe ſeines Romans. Der wahre Weiſe richtet eben ſeinen Blick auf den Ziel- und Kernpunkt der Sache, während die Alltäglichkeit, deren blödes Auge nur das Nächſtliegende wahrnimmt, am Kleinen, Nebenſächlichen haften bleibt.

In der Ausarbeitung ſeines Planes beobachtet Zola dasſelbe Verfahren, nach dem er in ſeinen früheren Werken vorgegangen iſt. Er wählt ſeinen Standpunkt nicht unter, ſondern hoch über dem Treiben der Menge: auf der Treppe des Börſenſaals ſtehend, ſtudiert er das unter ihm wogende Gewimmel und fixiert unter Zugrundelegung ſeines Kunſtprinzips das Bild, wie es ſich ſeinem Auge darbietet. Ehe er aber zur Ausführung des Gemäldes ſchritt, hat er ſich unter die Leute, die er ſchildern will, gemiſcht, hat den ſozialen Boden, auf dem ſie ſtehen, genau unterſucht und hat ſich in das Denken und Fühlen dieſer Welt ſo hineingelebt, daß er ſich mit den Perſonen, die er zu Trägern der Handlung macht, ganz und völlig identifiziert. Die Menſchen, die er hier vor uns auftreten läßt, ſind von der Straße weg in ſein Buch verpflanzt, ſie werden das, wozu ſie ihre ſpezielle Veranlagung und das Milieu, in dem ſie leben, gemacht, der hinter ihnen ſtehende Schriftſteller tritt völlig zurück.

Wenn man bedenkt, mit welch gewaltigen Menſchenmaſſen Zola diesmal operiert, kann man der klaren Überſichtlichkeit der Kompoſition, die auch die geringſte Figur in ſcharfer Plaſtik erſcheinen läßt, nicht genug Lob ſpenden. Es wird Einem im Anfang der Lektüre faſt wirr vor dem ameiſenhaften Gewimmel, das ſich da vor unſeren Augen entwickelt: Börſenfürſten, Jobber erſter bis letzter Ordnung, Makler, Kouliſſiers und allerlei undefinierbare, fragwürdige Geſtalten, wie ſie im Schatten des Giftbaumes Börſe ſo üppig in die Halme ſchießen, alles drängt und ſchiebt ſich da in geſchäftiger Eile durcheinander. Bald aber löſt ſich der wirre Knäul: die Perſonen, die als Vertreter irgend eines Typus eine Hauptrolle ſpielen, ſondern ſich von dem Haufen des Dutzendvolkes ab und treten in die volle Beleuchtung des Tages. Die lichtvolle Gruppierung dieſes Maſſenbildes iſt an ſich ſchon eine Meiſterleiſtung, die Zola ſo leicht nicht nachgemacht wird, ſchon deshalb nicht, weil keiner wie er das Inſtrument der Sprache zu gebrauchen verſteht. Zolas glänzender Stil, der in ſeiner leichten Beweglichkeit und Anpaſſungsfähigkeit für jede Individualität den charakteriſtiſchen Ausdruck findet, erweiſt ſich hier wieder als Darſtellungsmittel erſten Ranges. Welche Plaſtik der Szenerie! welche geniale Ausgeglichenheit der Stimmung und der Farbtöne! Auf jeder Seite des Buches flimmert der ſtrahlende Glanz des gleißenden Goldes, aus jeder Phraſe heraus tönt der ſeine, nervenzerrende Klingklang klirrender Goldſtücke, der die Höllenmuſik zu dem wilden Tanz um das goldene Kalb abgiebt!

Den eigentlichen Hauptinhalt der Handlung des Romans bildet die Geſchichte vom Glück und Ende der „Banque Univerſelle“, einer phantaſtiſch-abenteuerlichen Gründung, die in erſter Linie den Orient dem franzöſiſchen Handel, in letzter die Welt dem katholiſchen Kapital und Syrien und Paläſtina für den Papſt erobern will. Der Vater dieſes kühnen Gedankens iſt der aus Zolas „La Curée“

bekannte Saccard, der uns indeſſen hier in völlig veränderter Geſtalt entgegentritt. Saccard iſt eines jener kühnen Finanzgenies, die aus dem Nichts heraus eine Welt ſchaffen, ein Bonaparte der Spekulation, deſſen Finanzpläne und Börſenſchlachten den genialen Zug des korſiſchen Eroberers tragen. Der Plan der „Banque Univerſelle“ entſtand in ihm, als er mittellos und durch verfehlte Spekulation diskreditiert auf der Straße lag. Mit beiſpielloſer Energie und zäher Ausdauer iſt das Rieſenprojekt vorbereitet und lanciert. Saccards Erfolge grenzen ans Fabelhafte, der bankerotte Abenteuerer glänzt bald als hellſtrahlender Stern am Börſenhimmel und ertrotzt ſich eine Machtſtellung, die ſelbſt dem Börſenkönig Gundermann gefährlich zu werden beginnt. Dieſes rapide Emporſteigen Saccards birgt aber auch den Keim ſeines Ruins in ſich. Der vom Glück Berauſchte ſpottet jeder Vorſicht, er ſieht in ſeinem ſorgloſen Übermut nicht, wie die ſchleichende Konkurrenz den Boden, auf dem ſein luſtiges Gebäude aufgebaut, unterminiert, und ſo bricht der Schwindelbau eines ſchönen Tages in ſich ſelbſt zuſammen, in ſeinem Falle den waghalſigen Baumeiſter und eine Unzahl Exiſtenzen vernichtend und begrabend.

Um Saccard, den geiſtigen Mittelpunkt des Romanes, bewegen ſich eine Menge Perſonen, die eine oder die andere typiſche Erſcheinung aus der Finanzwelt und der mit ihr in Berührung ſtehenden weiteren Lebenskreiſe in treuer Porträtähnlichkeit vor uns erſtehen laſſen, ſo der techniſche Beirat und Charakterantipode Saccards, der Ingenieur Hamelin, der ſich um die finanzielle Seite des Unternehmens gar nicht kümmert und der der „Banque Univerſelle“ nur ſeine Kräfte leiht, um ſeine Lieblingsidee der völligen merkantilen Erſchließung Syriens zur Ausführung zu bringen, ſo die Brüder Buſch, der eine der erſchreckend wahre Typus eines im Trüben fiſchenden Halsabſchneiders, der andere ein ſchwärmeriſcher Katheder-ſozialiſt aus der Marxſchen Schule. Da ſind des weiteren auf der anderen Seite eine Reihe von Frauengeſtalten, die in ihrer lauteren Lebenswahrheit und leuchtenden Schönheit das plumpe Schlagwort von dem Realismus, der keinen edlen Frauencharakter ſchaffen könne, eklatant Lügen ſtrafen, doch wozu ſie alle namentlich aufführen, dieſe prächtigen Vollblutmenſchen, deren charakteriſtiſche Geſichtszüge Jedem, der ihnen einmal ins Antlitz geſehen, unvergänglich in der Erinnerung bleiben.

Zola übertrifft mit jedem neuen Buche die Erwartungen ſeiner Leſer, ſo hoch geſpannt dieſe auch geweſen ſein mögen. Man glaubt ſtets in ſeinem letzten das Bedeutendſte in der Hand zu haben, das er bisher geſchrieben; ſo geht es uns auch mit „L'Argent“, dieſem neueſten Glied der impoſanten Prachtkette der „Rougon Macquart,“ das an wuchtiger Schwere, edlem Gehalt und hellſtrahlendem Glanz ſich den anderen würdig anreiht.

J. F. Eslander, Le Cadavre. Études naturalistes (Bruxelles, Kistemaeckers). In den drei naturaliſtiſchen Studien, die den Inhalt des Bandes bilden, offenbart ſich ein kühnes, originelles Talent, das ſtark genug iſt, um ſeine eigenen Wege zu gehen. Eslander wendet ſich mit Vorliebe den Nachtſeiten der menſchlichen Natur zu, ſeine Studienobjekte wählt er ſich aus der Zahl der ſeeliſch Kranken, deren geſteigerte Nerventhätigkeit ſeinem bohrenden pſychologiſchen Spürſinn ein dankbares Operationsfeld bietet. Von den drei Studien ſcheinen uns die beiden erſten „Le Cadavre“ und „Le Mal“ als tiefgründige pſychologiſche Arbeiten am wertvollſten, die dritte, „L'Envoûtement“ iſt zu gekünſtelt und in ihrer unnatürlichen Phantaſtik faſt unverſtändlich. Jedenfalls iſt Eslander aber ein wahrer, durch und durch moder-

ner Künſtler, und ſein Buch gehört zum Intereſſanteſten, was die naturaliſtiſche Litteratur des Auslandes in letzter Zeit hervorgebracht hat.

Féline de Comberousse, Député. Roman (Paris, Perrin & Cie.). Von ſeiner ehrgeizigen Maitreſſe aufgeſtachelt, hat Maurice Desrolands die Tochter eines einflußreichen Mannes geheiratet, um durch deſſen Hilfe in die Deputiertenkammer gewählt zu werden. Nach Erreichung dieſes Zieles hält er es indeſſen ſeiner Würde ſchuldig, eine Muſterehe zu führen, während ſeine ehemalige Maltreſſe, deren energiſcher Initiative er ſein Mandat als Volksvertreter verdankt, ihre älteren Rechte auf den Liebhaber geltend macht. Der arme Deputierte gerät dadurch in ein böſes Dilemma, dieſes Schwanken zwiſchen Pflicht und Neigung liefert dem Autor aber den dankbaren Stoff zu einem ſpannenden Roman, der den beſſeren Hervorbringungen der Unterhaltungslitteratur beizuzählen iſt.

Octave Pradels, Les Desserts gaulois. (Paris, E. Flammarion.) Pradels, ein würdiger Schüler und Nacheiferer Rabelais' und Lafontaines, bietet uns hier eine bunte Schüſſel voll allerlei pikanten Naſchwerks, ein leckeres Nachtiſchgericht, das nach der ſchweren geiſtigen Koſt trefflich mundet. Eine an witzigen Einfällen reiche „Causerie sur la Gaudriole" dient dem Bande als ſtimmungsvolle Einführung. Pradels redet hier den echt galliſchen „Joyeusetés" das Wort, die als „saines à l'esprit et bienfaisantes à la rate" begeiſtert geprieſen werden. — Die im gleichen Verlage erſcheinenden „Auteurs Célèbres", unter den billigen franzöſiſchen Romanbibliotheken ſicher die beſte und beliebteſte, enthalten in den neueſten Bänden (Nr. 179 bis 189): Ernest Daudet, „Le Crime de Jean Malory" — Armand Silvestre, „Rose de Mai" — Emile Zola, „Madeleine Férat" — P. Margueritte, „La Confession posthume" — Pierre Zaccone, „Seuls!" — Beautivet, „La Maitresse de Mazarin" — Ed. Lockroy, „L'Ile revoltée" — Alexis Bouvier, „Les Petites Blanchissenses" — Arsène Koussaye, „Julia" — Alex. Pothey, „La Fève de Saint-Ignace" — Adolphe Belot, „Le Parricide".

Melchior de Vogüé, Spectacles contemporains. (Paris, A. Colin & Cie.) Der Band enthält eine Reihe von Aufſätzen, die beſonders einſchneidende Ereigniſſe der Zeitgeſchichte behandeln. Römiſche Angelegenheiten, der Tod Kaiſer Wilhelms I., die Eröffnung Mittelaſiens durch die transkaſpiſche Eiſenbahn, Loris-Melikoff und die letzten Monate der Regierung Alexanders II. von Rußland, die Ausbreitung der europäiſchen Raſſe in Afrika und die Aufteilung des dunklen Erdteils, das ſind die Themata, die der geiſtvolle Akademiker zu Ausgangspunkten ſeiner intereſſanten Auseinanderſetzungen macht. Die ſprühende Art und Weiſe, in der de Vogué ſeinen Stoff behandelt, macht das Buch zu einer geiſtfriſchen Lektüre, die eine Fülle anregender Gedanken in muſterhafter Form enthält.

Comte d'Hérisson, La Chasse à l'homme. Guerres d'Algérie. (Paris, Ollendorff.) Der nimmer raſtende Graf d'Heriſſon bietet uns in dem vorliegenden Werke eine eingehende Geſchichte des Pacifizierungskampfes der Franzoſen in Algier; an der Hand der Tagebuchaufzeichnungen eines franzöſiſchen Offiziers, der an den Kämpfen aktiv beteiligt war, ſchildert der Autor in ſeiner leicht beweglichen Art die einzelnen Phaſen des Guerillakrieges, der, durch die zähe Ausdauer Abd-el-Kader's zu immer neuen Flammen entfacht, die franzöſiſchen Truppen andauernd

in Atem hielt. Auf die Umsicht und Fähigkeit der französischen Heeresleitung fällt in dieser Darstellung kein allzu günstiges Licht; im übrigen zeigt auch das neueste Buch des fleißigen Schriftstellers die gleichen Schwächen und Vorzüge, die in seinen früheren, an dieser Stelle bereits gewürdigten Werken zu Tage traten; an Lesern wird es ihm so wenig fehlen, wie seinen Vorgängern.

Die von M. F. L'homme herausgegebene „Bibliothèque littéraire de la Famille", die sich die Aufgabe gestellt hat, das Beste, was die französische Litteratur im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht, in einer für den Familienkreis bestimmten Auslese zu bieten, widmet ihren soeben erschienenen dritten Band dem Herzog von Saint-Simon (Saint-Simon, Scènes et Portraits. Paris, Librairie de l'Art). Aus dem überreichen litterarischen Schaffen des vornehmsten Memoirenschreibers des Zeitalters Ludwigs XIV. ist hier das Bedeutendste zusammengetragen und mit geschickter Hand zu einem einheitlichen Ganzen vereint, das uns den großen Menschenbeobachter und glänzenden Meister des Prosastils in seiner ganzen Größe erkennen und bewundern läßt. Die Verlagshandlung hat auch diesem Bande ein glänzendes äußeres Gewand gegeben, dessen schönsten Schmuck die trefflich ausgeführten Porträts bilden.

Emmannel Rodocanachi, Le Saint-Siège et les Juifs. Le Ghetto à Rome. (Paris, Didot & Cie.) Eine auf sorgsames Quellenstudium gegründete Arbeit, die um so höheren wissenschaftlichen Wert beansprucht, als hier zum ersten Mal eine erschöpfende Geschichte der jüdischen Gemeinde unter der päpstlichen Herrschaft gegeben wird; das Werk füllt somit eine wirkliche Lücke in der historischen Litteratur aus und wird als kostbarer Baustein von den Fachgelehrten nach Gebühr geschätzt und gewürdigt werden. Mit lebhafter Verwunderung ersieht man aus Rodocanachis interessantem Buch, daß sich die Juden gerade am Sitze des Oberhauptes der Christenheit stets verhältnismäßiger Schonung und Duldung zu erfreuen hatten, und das selbst zu einer Zeit, in der sie sonst überall der Gegenstand der furchtbarsten Verfolgungen waren. Mehrere Karten und Pläne, sowie ein lithographisches Kunstblatt, einen italienischen Juden aus dem 14. Jahrhundert nach einem Gemälde von Sano di Pietro darstellend, unterstützen die Anschaulichkeit des Textes aufs beste.

Die Bücherfreunde werden es der rührigen Pariser Verlagshandlung von Plon, Nourrit & Cie. Dank wissen, daß sie die Fortführung der rühmlichst bekannten „Bibliothèque elzévirienne", eine der schönsten Liebhaberausgaben auf dem französischen Büchermarkte, beschlossen hat. Als neuester Band, mit dem die prächtige Bücherſammlung nach längerer Unterbrechung den Reigen ihrer neuen Folge eröffnet, erschien soeben der zehnte Band der „Oeuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, abbé et seignenr de Branthôme" nach der Ausgabe von Prosper Mérimée und Louis Lacour, der den ersten Teil des berühmten und berüchtigten „Recueil des Dames" zum Inhalt hat. Die Schriften Brantômes — das ist die gebräuchlichere Schreibart des Namens — sind für den Kulturhistoriker eine wahre Fundgrube, sein „Recueil" insbesondere ein Dokument, das für die Kenntnis der Sittengeschichte Frankreichs im XVI. Jahrhundert geradezu unentbehrlich. In Druck, Papier Ausstattung und Einband repräsentiert diese Ausgabe ein Muster vornehmer Eleganz. A. G—tze.

Englische Litteratur.

In einer Vorbemerkung zu der Novellensammlung, in welcher Mathilde

Seraos moderne italieniſche Erzählung „Phantaſie“ in einer trefflichen Überſetzung zum erſten Male engliſchen Leſern vorgeführt wird, bemerkt der Herausgeber Mr. Edmund Goſſe ſehr richtig, daß ſich die angelſächſiſche Ideenwelt in nichts ſo ſcharf von derjenigen der übrigen europäiſchen Völker unterſcheide als in ihren Phantaſieerzeugniſſen. Dies bezieht ſich ganz beſonders auf die neueſte Entwickelungsphaſe, in welche die Roman- und Novellenlitteratur der feſtländiſchen Völker eingetreten iſt. In England bewegen ſich beide mehr oder minder noch auf dem Gebiete der Romantik, das jene Nationen längſt hinter ſich haben und ſelbſt der von Trollope und Henry James eingeführte Roman einer mikroſkopiſchen Analyſe beſchäftigt ſich zwar auch mit Verhältniſſen, Zuſtänden und Charakteren der Gegenwart, aber doch ſtets in der allgemein üblichen konventionellen Schablone, niemals in einer exzeptionellen Auffaſſung der beſtehenden Geſellſchaft. Das hat ſeinen guten Grund; dem Durchſchnittsengländer würde eine Schreibweiſe wie die Zola's und Maupaſſants geradezu als pornographiſche Sittenloſigkeit erſcheinen und die litterariſchen Viviſektionen eines Flaubert und Daudet würden ihm nicht weniger unerträglich ſein, als die rückſichtsloſen Wahrhaftigkeiten v. Heiberg, Bleibtreu und anderer unſerer deutſchen Realiſten. Ebenſo wenig verſteht er den modernen „Weltſchmerz“ und die Gefühlsſtimmung, welche in den Tönen der Verzweiflung eines Turgenieff und Tolſtoi vibriert. Der angelſächſiſche Charakter erſcheint bis jetzt noch von keinem Peſſimismus angekränkelt. Noch immer iſt es das Chriſtentum, auf deſſen Grunde bewußt oder unbewußt auch bei den geiſtig fortgeſchrittenſten Autoren ſich die Betrachtung des menſchlichen Lebens und Schickſals entwickelt. Die leidenſchaftlichen Anklagen, welche die Peſſimiſten, die in dieſem Daſein nur eine Kette von Leiden und Sorgen ſehen, auf dieſes Leben ſchleudern, erwecken nur ſchwache Zuſtimmung in dem glücklichen Lande jenſeits des Kanals von La Manche, wo in erſter Linie die Geſchäftsintereſſen, kaum in zweiter die litterariſchen ſtehen. Der Engländer, welcher nach des Tages Laſt und Hitze heimgekehrt von ſeinem Geſchäftsbüreau der City nach Beendigung ſeiner politiſchen Lektüre auch einmal zu einem Buch greift, will an die Unzuträglichkeiten des Tages überhaupt nicht erinnert ſein, darum greift er am liebſten zu ſolchen Büchern, welche ihn (wie die Rider-Haggards u. a.) in fremde Länder und merkwürdige Abenteuer führen und wählt auch für ſeine Familie mit Vorliebe nicht ſolche, welche getreue Abbilder des Lebens bieten, ſondern welche das engliſche Volk in poetiſcher Verklärung, in ſeinen Großthaten der Geſchichte, oder in den kleinen häuslichen Tugenden zu finden wiſſen, wobei natürlich nicht ausgeſchloſſen iſt, daß eine edel angelegte Natur ſich auch einmal auf dem Holzwege befindet wie die eigenſinnigen Heldinnen der einſt in aller Welt beliebten Miß Kennedy. Hier tritt dann um ſo wirkungsvoller der ernſte, edle und meiſt recht vermögende Liebhaber, das Entzücken jeder geſitteten engliſchen Miß, in ſeine Rechte oder vielmehr ins Mittel, um das verirrte Schäflein als guter Hirte mit geiſtreicher Rede und mit der noch viel überzeugenderen Ausſicht auf eine reiche Heirat in der Perſpektive prompt auf den rechten Weg zurückzuführen. Bei einer Nation, welche in wirtſchaftlicher und kommerzieller Expanſion auch ihre geiſtigen Kräfte einſetzt, kann die Poeſie die ihr gebührende Rolle nicht erlangen. Der Engländer vergißt, daß auch auf dieſem Gebiete alles Frucht und alles Samen iſt. Der Ernſt der Dichtung als eines maßgebenden Kulturfaktors iſt in der heutigen engliſchen Litteratur, be-

ſonders in der erzählenden Gattung, nicht erſichtlich. Die Poeſie iſt dem Engländer eine Sache des Luxus; er kauft ein Buch, da er ſich das als vermögender Mann leiſten kann, ebenſo wie einen anderen Luxusgegenſtand. Das Streben nach Wahrheit, der ſtolze Zug, der in den Litteraturen der Hauptkulturländer des übrigen Europa faſt überall zum Ausdruck zu kommen beginnt, Heimat und Volksgenoſſen zu ſchildern, wie ſie ſind und ſich auch ſeiner Fehler nicht zu ſchämen, dieſer Zug von Selbſtbewußtſein wird in der engliſchen Litteratur vergebens geſucht. Ein Volk, dem die Reſpektabilität nach außen hin alles gilt, das aber im Innern trotz alledem nicht weniger pathologiſche Zuſtände aufweiſt, wie irgend ein anderes in Europa (wie ja unter anderen die ſkandalöſen Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ zeigen), die es aber im Gefühl ſeiner Schwäche gern verhüllen möchte, kann ſich zu einem ſolchen Beweis ſelbſtbewußter Größe nicht aufſchwingen. Auf dieſe Weiſe aber wird auch hier der Zuſtand der litterariſchen Schöpfung aller Gattungen, mag man nun Drama, erzählende Dichtung oder Lyrik betrachten, zu einem erſchreckenden Symptom geiſtiger Dekadenz, um ſo erſchreckender in einem Lande, das einen Shakeſpeare, einen Byron hervorgebracht hat. Dieſe Behauptungen finden ſich auch in den folgenden Produkten der erzählenden Litteratur mehr oder minder beſtätigt:

A Bolt from the Blue. A Novel. By Scott Graham. Three Vols (Sampson Low, etc. Lond. 1891).

Die Idee dieſes Romans iſt in den Worten ausgeſprochen, welche dort eine unglückliche Frau zu einer anderen ſagt: „Es iſt doch eigentlich ſchrecklich, was ein Mädchen alles riskieren kann, wenn ſie einen Mann heiratet, den ſie im großen und ganzen äußerſt wenig kennt.“ In der That ſind es hier die höchſt unangenehmen Verwickelungen, zu denen ein ſolcher Mangel an Vorſicht führen kann, welche Mr. Scott Graham als Stoff für ſeine zwar nicht unintereſſante, aber um ſo unwahrſcheinlichere Erzählung verwendet. John Le Breton, welcher zugleich den Helden und Böſewicht dieſer Tragikomödie darſtellt, hat eine ſeltſame Vorgeſchichte. Er war bereits verheiratet, ſeine Gattin aber ſah ſich gezwungen, eine Scheidung von ihm durchzuſetzen, da ſeine Aufführung das gewöhnliche Maß von Schlechtigkeit noch überſchritten zu haben ſcheint, ſelbſt die ſo langmütige Geſellſchaft wandte ihm verächtlich den Rücken. Einige Jahre ſpäter begegnet er Mona Fairfax in einem Luſtkurort in Yorkſhire und verliebt ſich zum erſten Male in ſeinem Leben wirklich, eine zweite Begegnung in Florenz führt zur Heirat. Die geheimnisvolle Warnung, welche Monas Oheim und Beſchützer, ein alter weltfremder Gelehrter, erhalten hat, wird von Le Breton, dem jener ſie mitteilt, entſchieden als Verleumdung zurückgewieſen. So beginnen die beiden ihr Eheleben eigentlich auf Grund dieſer Lüge; aber des Schickſals Rache ſchläft nicht. Die Enthüllung wird mit großem Geſchick, Schritt für Schritt, durch allerlei ſolche Kleinigkeiten herbeigeführt, welche Mona mit echt weiblichem Charakter dahin aufzufaſſen verſteht, daß da etwas nicht ganz richtig ſei; bis die unvermeidliche Löſung, wie das bei ſolchen Dingen meiſt zu geſchehen pflegt, nur noch an einem Haar hängt, wobei der Autor ein anzuerkennendes dramatiſches Geſchick bekundet. Mona verläßt plötzlich ihren unwürdigen Gatten und ſucht ihre Spur dadurch zu verwiſchen, daß ſie ihren Mädchennamen wieder annimmt und einen entfernten Teil des Landes aufſucht. Natürlich bringt dies Segeln unter falſcher Flagge, ſo unſchuldig es in ihrem Falle iſt, die

blendend ſchöne Mona in mehr als eine unangenehme Lage. Verſchiedene Männer verlieben ſich in ſie und um das Unglück voll zu machen, trifft ſie die unglückliche erſte Frau ihres Gatten; obgleich es ſchwierig zu ſagen iſt, welcher von beiden das größere Unrecht geſchah, und hört aus ihrem Munde die Geſchichte von Le Bretons Schlechtigkeit. In dieſer Situation erzielt Mr. Graham gerade durch Fortlaſſen jeglicher Übertreibung großen Eindruck.

Ohne den Verlauf der Handlung weiter zu ſkizzieren, bemerken wir, daß möglicher Weiſe einige Leſer die ſchließliche Löſung nicht der poetiſchen Gerechtigkeit entſprechend finden werden, doch hat, meinen wir, der Verfaſſer nicht unrecht gethan, das Wort „Wie man ſäet, ſo ſoll man ernten" durch ſeine Erzählung zu bewahrheiten. Kann die Arbeit Mr. Grahams auch nicht gerade zu den durch Idee oder realiſtiſche Wahrheit hervorragendſten gerechnet werden, ſo übertrifft ſie doch durch Urſprünglichkeit der Konzeption und gewandten Stil, (einige Übertreibungen in Charakteriſtik und Ausdruck ausgenommen) manches der beliebteſten Tagesprodukte.

The Quiet Mrs. Fleming. By Richard Byce (Lond. 1891).

Dieſe Erzählung lieſt ſich nicht übel, obgleich der eigentliche Inhalt ebenſogut in ein paar Seiten abgemacht werden könnte. Das Geheimnis, um das es ſich hier handelt, iſt ſehr wenig geheim gehalten. Von Anfang an erfährt der Leſer, daß das Öffnen der Schachtel zum Auffinden der von Lady Markham vermißten Diamanten führen werde.

Gleichwohl weiß der Verfaſſer bei dem Leſer die Spannung bis zur letzten Seite aufrecht zu erhalten und trotzdem das Intereſſe der Handlung auf einem Verbrechen beruht, erhebt ſich das gewandt geſchriebene Buch doch ganz bedeutend, was Stil und Durcharbeitung anbelangt, über das Niveau der Senſationsromane ähnlichen Inhalts. Die Charaktere haben eine ausgeſprochene Individualität und vielleicht mit einer Ausnahme entſpricht die Wahrſcheinlichkeit der entwickelten Handlung überall den Vorkommniſſen des wirklichen Lebens.

Better Where She Is and Linked to the Past. By Nino Bottone (Lond. 1891).

Die beiden kurzen Erzählungen in dieſem unter dem Pſeudonym Nino Bottone veröffentlichten Bande ſind ſehr ungleich geſchrieben. Die erſte iſt eine recht alberne und unbedeutende Geſchichte, welche die höchſt unwahrſcheinlichſten und unintereſſanten Abenteuer von Muſikanten ſehr niedrigen Ranges ſchildert. Die andere dagegen iſt merkwürdigerweiſe eine geradezu genial entworfene pſychologiſche Skizze, obgleich dieſelbe jeder Realität ins Geſicht ſchlägt; es wird nämlich das „ego", wie die Theoſophiſten es nennen würden, eines um das Jahr 1850 lebenden Mannes auf wunderbare Weiſe in die Möglichkeit verſetzt, die Umſtände einer früheren Seelenwanderung ohne das Bewußtſein ſeiner ſpäteren Exiſtenz zu verlieren, durchzuleben. Wer die ſeltſamen Vorausſetzungen des Verfaſſers zu den ſeinigen zu machen verſteht, wird in den daraus folgenden Entwickelungen genug des Intereſſanten finden. —

Rupert Alison or Broken Lights. By Gertrude Forde. Three Vols. (Lond. 1891.)

In „Rupert Aliſon" haben wir eine hübſche Familiengeſchichte vor uns, welche nicht ohne Geſchick und Empfindung geſchrieben iſt. Auch ſind in weit höherem Maße als es bei den beſprochenen Erzählungen der Fall war, die Charaktere männlichen wie weiblichen Geſchlechts dem Leben abgelauſcht, und wenn es in einer Weiſe abſchließt, welche gewiſſer-

maßen unbefriedigend wirkt, so liegt doch dieſer Wendung ſelbſt keine üble Idee zu Grunde. Wir wollen hier auf die Einzelheiten der Handlung nicht eingehen, ſondern uns darauf beſchränken, einige der Hauptcharaktere kurz zu ſkizzieren. Rupert Aliſon, der Held, iſt ein gebildeter junger Engländer von bedeutendem Vermögen, hohen Prinzipien und großen Abſichten. Als Knabe hat er das Unglück gehabt, durch einen Stoß beim Fußballſpiel für ſeine Lebenszeit zum Krüppel zu werden, woraus ſehr geiſtvoll ein Hauptzug ſeines Charakters hergeleitet wird. Aline Heathcote, Ruperts Couſine, ebenfalls eine edelangelegte Natur, ſoll wohl die Heldin vorſtellen, doch könnte man, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, auch ebenſo Marietta Benotti, eine junge Italienerin von niederer Herkunft, mit dieſem Prädikat belegen. Von den Nebenperſonen ſind hervorzuheben die wirkſam gezeichnete Mutter Ruperts und das originell entworfene Porträt der herzloſen Kokette Edna Montgomery, deren Art und Weiſe, die Männer zu einem Antrag zu verleiten, geradezu unnachahmlich iſt und trotz aller Verachtung, die wir für ſie fühlen, eine gewiſſe Bewunderung nicht ausſchließt, ſo daß wir unwillkürlich den Wunſch in uns hegen, einem edleren Zuge ihres Charakters noch vor Abſchluß der Erzählung zu begegnen. Ein Irrtum juriſtiſcher Art iſt uns gegen Ende des dritten Bandes aufgefallen, die Verfaſſerin ſcheint nicht zu wiſſen, daß eine Heirat ein vor derſelben gemachtes Teſtament ungiltig macht.

A New Lady Andley. By Austin Fryers. (Lond. 1891.)

Die Verehrer von Miß Braddon werden die Beziehung auf ihren berühmten Roman, die ſich der erſichtlich unter einem Pſeudonym verborgene Autor geſtattet, wohl nicht übel vermerken. Die Lektüre dieſer launigen Arbeit wird uns eine oder zwei Stunden angenehm feſſeln, ohne unſeren Puls beſonders zu beſchleunigen.

Dr. Karl Bieſendahl.

Italieniſche Litteratur und Kunſt.

Der rührige Herausgeber von Handbüchern, der italieniſche Weber, Commendatore Hoepli in Mailand, hat eben ein Buch herausgegeben, das für die Lernenden jeder Nation von Wert iſt. Libro di lettura per la quinta classe elementare iſt der Titel, welchen Auguſto Alfani der damit abſchließenden Serie von Leſebüchern giebt. Was Alfani ſchreibt, iſt gut italieniſch, nicht Dialekt, gut in Sprache und Stil; die glückliche Verteilung des Stoffes und geſchickte Anordnung hat dem Autor bereits einen wohlverdienten Namen geſchaffen. Es weht durch das Ganze eine geſunde Moral, die geradezu Bürge iſt für eine weiſe Erziehung und Bildung. Die Klarheit des Schriftſtellers, die Liebe, welche aus jeder Zeile ſpricht, die Erfahrung des Jugendkenners, welche das Ganze diktierte, haben die Anerkennung und den Dank aller ſchon im Voraus für ſich. Die brave Herausgabe des guten Textes im ſchönen Kleide macht dem Hauſe Höpli alle Ehre.

Der Roman-Verlag von Galli ſcheint italieniſcher Natur; der Umſtand, daß aber Galli eigentlich Deutſcher iſt, bewirkt die Emſigkeit des Unternehmers, der raſt- und ruhelos die Erzeugniſſe Italiens zur Kenntnis bringt, damit ſie dem Urteile eines wohlgeſinnten Publikums nicht vorenthalten bleiben.

Der italieniſche Brockhaus iſt ohne Zweifel oder Widerrede Herr Dr. Vallardi (Mailand), die Enciclopedia popolare (das italieniſche Konverſations-Lexikon) iſt die dankenswerte Leiſtung dieſes braven Herausgebers. Was ſich gutes, zweckmäßiges über die Konverſationslexika ſagen läßt, dürfte ſich hier

anreihen. Daß noch etwas mehr Vollständigkeit an ein und dem anderen Punkte sein könnte, darf nicht stören, es ist bei solch einem großartigen Werke tagtäglich etwas zu vervollständigen, und würde man darauf absehen, so käme nie ein Unternehmen der Art zu stande.

Übrigens läßt sich recht gut italienisch lernen mit Hilfe der Lektüre von Artikeln, die in gutem Italienisch ein specimen eruditionis geben; et prodesse volunt et delectare poetae; das gilt hier auch; wo irgend möglich illustriert eine Abbildung den Text, so daß man mit Liebe immer wieder zur Enciclopedia popolare greift. — Ein Rat dürfte hier am Platze sein, wenn man nämlich das Brockhauslexikon, von Michaelis bearbeitet (italienisch-deutsch und deutsch-italienisch) entbehren kann, d. h. wenn man in der Kenntnis der italienischen Sprache so weit ist, daß man den Sinn erraten kann, dann ist die Anwendung von dem italienischen Sprach-Lexikon Fanfani ratsam, wodurch sowohl eine copia verborum ohne Schwierigkeiten erworben wird, als auch der geistige Horizont erweitert.

Der treffliche Herausgeber des Dizionario biografico degli nomini illustri viventi, Herr Professor Dr. De Gubernatis, hat soeben das Supplement vollendet, so daß wir jetzt mit allem und über alles in Bälde uns unterrichten können.

Die italienischen Zeitungen geben ihren Abonnenten Geschenke in Form von Romanen, Quartalschriften, Illustrationen. Die Riforma in Rom hat in der letzten Zeit solche illustrierte Quartal-Zeitungen geschaffen, die wissenschaftlich und künstlerisch auch außerhalb Italiens das größte Interesse haben; sie erscheinen unter dem Titel La Riforma Illustrata (Preis 4 Mk.) in großem Royal-Format. Von der ersten dispensa (Ausgabe) genüge vorerst die Anzeige der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Francesco Crispi, Tagebuchnotizen; dann ein Brief Rossinis; Bemerkungen Guerrazzis aus seinem Notizbuche entnommen. Eine Novelle der großen Schriftstellerin Matilde Serao — Künstlertypen — ꝛc. Die Illustrationen dazu rühren von den bedeutendsten Künstlern her.

Was in der zweiten Herausgabe dieser periodischen illustrierten Zeitung besonders interessieren wird, ist die Abhandlung des Dr. Bartolo: Mediziner-Typen aus allen Weltteilen.

In der dritten ist Pasteur behandelt, Notizen von Giuseppe Rovani, Paolo Mantegazza, Giosuè Carducci, Perelli, Gomez interessieren an und für sich; die Nummer hat aber noch größere Bedeutung durch eine sonst nicht zugängliche Notiz des großen, jüngst verstorbenen Senators Cesare Correnti (Correnti e la celerità ist der Titel).

Die vierte Ausgabe beginnt mit einer Satire in Prosa aus der Feder des rühmlichst bekannten Giuseppe Rovani „I Ladri della Fama". Dann spricht Riforma Illustrata von Foscolo in Svizzera. Was den Reiz erhöht, sind die Autographien, wie z. B. bei Correnti, der fleißig auch hier mitarbeitete. Die Namen Tusquets, Cremona Faruffini brauche ich nur anzuführen, um zu melden, daß dem textlich hohen Wert, ein ebenso künstlerischer Reichtum zur Seite steht.

Im fünften, das ganz und gar ebenbürtig an die vorhergehenden sich anschließt, sind Crispi, Illom (gli amori delle stelle) Cervello, Ferri, Ettore d'Orazio ꝛc. Mitarbeiter. Ortensie, Aquarell des Guido Boggiani zeichnet sich unter den vielen künstlerischen Leistungen gut aus.

Die sechste Nummer gehört Deutschlands Helden-Kaisern Wilhelm I., Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. (Roma 1888.) Gleich auf der ersten Seite begegnet uns das hehre Bild der Königin

Luiſe, Kaiſer Wilhelm I. als neunjähriger Knabe und als 90jähriger Heldenkaiſer. Die königlichen Schlöſſer in Wort und Bild gehören den nächſten beiden Seiten. Die folgende Seite beginnt mit dem Artikel Oltre la tomba und bringt uns die Kaiſerinwitwe Viktoria mit den kaiſerlichen Prinzeſſinnen u. ſ. f. das ganze kaiſerliche Haus. Drei große, beſondere Bilder, zum Einrahmen geeignet, bringen Kaiſer Friedrich III., Wilhelm II. und Bismarck. Es fehlt überdies auch der kaiſerliche Bruder, Prinz Heinrich, nicht und ſeine Gemahlin, Prinzeß Irene.

Aus dem beigefügten Katalog der Ausgaben Perelli ſah ich mit Freuden: Jean Paul Richter — l'avvocato Siebenkäs — due volumi — L. 4. —

Bologna hat einen Mann verloren, der zwar altershalber dem Fatum erliegen mußte, deſſen Geiſt aber nie ſchwächer wurde. Camillo de Meis iſt ein moderner Leibnitz geweſen, der überall mit Sachkenntnis ausgerüſtet, nicht nur ſeinen Kollegen, den Ärzten, Staunen abgewann, und nicht nur in der Anatomie oder Phyſiologie oder Pathologie ſtets ſicher und genau wußte, was das Altertum und die Neuzeit in Litteratur wie in Inſtrumenten, Geräten ꝛc. ſchuf oder den verwandten Disziplinen, Chemie und Phyſik hervorragendes ſchrieb und leiſtete, ſondern ebenſo ſehr den Jüngern des Rechtes mit Rat und That zum Erſtaunen aller, die ihn nicht vorher kannten, Hülfe leiſtete. Auf dem Gebiete der Religionswiſſenſchaften oder in den Gebieten der ſchönen Künſte behandelte er die brennenden Fragen alter und neuer Zeiten wie ein Fachmann; handelte es ſich um Muſik oder Litteratur, der Univerſitätsprofeſſor Dr. De Meis wußte Beſcheid überall. Kam es an die Politik, ſo vermutete man den gewiegten Diplomaten, nicht aber den Mediziner. Die Fertigkeit in den modernen Sprachen war ſtaunenswert, deutſch, engliſch, ſpaniſch, arabiſch, was ſprach der Gelehrte nicht? Aber er blieb nicht dabei ſtehen; im Sanskrit und den Fragen darüber wich er keinem Kuhn, wie er denn auch in der germaniſchen Philologie Grimm oder Bartſch alle Ehre macht. Zu vergleichen wäre Dr. De Meis mit dem im letzten Jahre verſtorbenen Münchener Prof. Dr. Conrad Hoffmann, deſſen Univerſalgenie noch nicht genug bekannt iſt in Deutſchland, im Auslande dagegen mit voller Hochachtung anerkannt wird.

Georg Hellmeck.

Spaniſche Litteratur.

Endlich einmal ein neuer Name! Pardo Bazán, Echegaray, Nuñez de Arce, Zorrilla, Campoamor, Valera, Pereda, Perez Galdós, Verdaguer und Balaguer haben bisher faſt ausſchließlich den Stoff zu ſpaniſchen Litteraturberichten geliefert. Jetzt aber tritt plötzlich ein Jeſuit auf und erringt mit ſeinem freimütigen Roman Pequeñeces (Kleinlichkeiten), der wie kaum ein Roman die Madrider Geſellſchaft in Aufregung verſetzt, da er in anmutig ſcherzender Form die grauſamſte, unbarmherzigſte und geſchickteſte Satire auf die Verderbtheit der ſpaniſchen Ariſtokratie enthält, den Namen eines Tirſo de Molina (eines Fray Gabriel Téllez), ja den eines Ariſtophanes und Juvenal unſerer Zeit. Mit Einem Schlage iſt der Pater Luis Coloma, der 1851 in Jerez de la Frontera als der Sohn eines angeſehenen homöopathiſchen Arztes geboren, in Sevilla, wo er die Rechte ſtudierte, mit Fernán Caballero und der Dichterin Gertrudis Gómez de Avellaneda verkehrte, eine litterariſche Berühmtheit geworden. In früheren Zeiten, in den Tagen der Lozana andaluza und in denen des Fray Gerundio de Campazas, war es nicht auffallend, wenn ein ſpaniſcher Geiſtlicher Romane ſchrieb. Aber jetzt erſcheint plötzlich in Buchform der in der frommen Zeitſchrift El Mensajero

del Sagrado Corazón de Jesús bereits veröffentlichte echt moderne, realistische und dramatisch spannende Roman Pequeñeces, der auf alles eher als auf einen Geistlichen als seinen Verfasser schließen läßt, da er mehr an Zola als an Goldsmith erinnert. Keine Beschreibungen, keine Abschweifungen: der Dichter geht gerade auf sein Ziel los. Jede Person spricht wie sie sprechen muß, niemals aber spricht sie die Sprache des Autors. Das Shakespearesche Something is rotten in the state of Danemark übersetzt er mit Huele á podrido und macht es zur Überschrift seines spanischen Sittenromanes, in welchem er viele Personen der spanischen Aristokratie mitleidslos an den Pranger stellt und die Bemühungen der Madrider Damenwelt zu Gunsten der Restauration Alfonsos XII. in satirischer Beleuchtung zeigt. Daß dadurch der Verfasser, den bei seinen Angriffen das Priestergewand schützt, bei sehr vielen Anstoß erregt, wird niemanden Wunder nehmen. Die Madrider Época sagt sogar, aus dem litterarischen Erfolg, den der Pater errungen, sei ein Skandalerfolg geworden. —

Der größte und am meisten bewunderte Roman der Spanier, das Meisterwerk des Cervantes, ist jetzt auch zum ersten Mal ins Catalonische übersetzt. L'enginyos cavaller D. Quixot de la Manxa nennt er sich in der Sprache Muntaners und sein Übersetzer heißt Antoni Bulbena y Tusell. —

Spanien hat die langlebigsten Künstler und Schriftsteller. Dem Nestor der spanischen Schauspieler José Valero ist der Älteste der spanischen Journalisten, der am 23. Febr. 1802 in Malaga geborene Andrés Borrego am 8. März im Tode gefolgt. Sein Haus in Madrid war in den dreißiger Jahren der Mittelpunkt politischer Neuigkeiten und eine Schule des Journalismus. Im Auftrag der Cortes schrieb er die Historia constitucional del siglo XIX, die er auch dem Deutschen Reichstag zum Zeichen der Sympathie übersandte. Er war ein Charakter, ein ganzer Mann, bis zum letzten Augenblick thätig und ist arm gestorben. —

Auch eine Dichterin hat Spanien verloren, die Malagueñerin Josefa Ugarte de Barrientos, Gräfin von Parsent. Einer Aristokratin wie diese hätte gewiß selbst der Pater Coloma nicht die Anerkennung versagt.

Johannes Fastenrath.

Afrika-Litteratur.

In diesen Tagen ist Wissmanns Werk: „Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas" erschienen. In der Einleitung sagt Wissmann, daß er seine Anwesenheit in Deutschland benutzte, um sich zu erholen und Kräfte für weitere Aufgaben im dunklen Kontinent zu sammeln. Er erwähnt, daß er einfach das Wissenswerteste aus seinen Tagebüchern niederschrieb. „Man weiß nie, ob und wie man aus dem wilden Afrika heimkehrt, und deshalb, sowie, weil meine letzte Arbeit, das Niederwerfen des ostafrikanischen Aufstandes, mir später weitere Veröffentlichungen nahe legt, habe ich nachstehendes, so gut es in der kurzen Zeit gehen wollte, niedergeschrieben. Aus diesen Gründen bitte ich, an dies Buch nicht die Anforderungen wie an ein wissenschaftlich durchgearbeitetes Reisewerk zu stellen, sondern es als eine schlichte Erzählung meiner Erlebnisse und Beobachtungen hinzunehmen. Nicht wenig zur jetzigen Herausgabe meiner Tagebücher hat der Umstand beigetragen, daß gerade die in nachstehendem aufgeführten Erfahrungen die Schrecken der Sklavenjagd, des Transportes der unglücklichen menschlichen Ware beleuchten und ich hoffen darf, das Interesse, das Mitgefühl für die noch unter wilden Sitten seufzenden Völker, die jetzt auf unsere Unter-

stützung und Hilfe ein Anrecht haben, anzuregen."

Sobald die Verlagshandlung sich entschließt, uns ein Rezensionsexemplar zur Verfügung zu stellen, werden wir des weiteren über Wissmanns Werk berichten.

Ganz verschieden von diesem ist des italienischen Reisenden Casati „Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin-Pascha" gearbeitet, das, von dem Münchener Professor K. v. Reinhardstöttner vorzüglich übersetzt, in zwei prächtig ausgestatteten und reich illustrierten Bänden in der altbewährten Buchnerschen Verlagshandlung in Bamberg erschienen ist. Hier wenig oder nichts von dem Unmittelbaren des Tagebuchcharakters in den Aufzeichnungen, sehr wenig Eigenpersönliches mit allem Drum und Dran intimen Reizes, dafür eine schier erdrückende Fülle von wissenschaftlichem Material aus allen Reichen der Natur. Casati spricht uns deshalb auch gar nicht an wie ein heißblütig italienischer Forscher, eher wie ein bedächtiger Beobachter und Sammler von der akademischen Zunft aus dem Norden. Für diese Zünftlinge wird nun auch dieses umfangreiche Buch des merkwürdigen italienischen Offiziers eine wahre Fundgrube von allerlei Afrikawissen bilden, während es für die Laienwelt, die möglichst viel persönliche Abenteuer und fabelhafte Lebensnöte von den berühmten Reisenden berichtet haben will, durch viele, viele Kapitel hindurch weniger Anziehendes haben dürfte. Das ändert sich für den ernsthafteren Leser freilich, sobald er sich tapfer in diese Art von Reisebeschreibung eingelesen und eingeübt und seinen Kitzel nach positiv Wissenswürdigem ordentlich erregt hat. Er wird dann allmählich auch mit dem auffallend zugeknöpften Verfasser persönlich vertrauter und gewinnt Verehrung für einen Mann, dem offenbar die Sache weitaus höher steht, als die Gelegenheit, sich selbst im Mittelpunkt der Dinge zu sehen und seinen Lesern sich im grandiosen Rahmen des dunklen Erdteils zu zeigen mit allem Kleinkram seiner Alltagserlebnisse. Casati ziert die schönste Eigenschaft aller wahrhaft großen Helden: persönliche Bescheidenheit, persönliche Bedürfnislosigkeit, Abwesenheit alles komödiantischen Ehrgeizes. Die Sache will's, die große Wahrheit — dafür setzen solche Ausnahmemenschen ihr Leben ein und kommen und gehen in Stille, es ihren Thaten überlassend, soviel sie mögen die Welt mit Lärm zu erfüllen. So ist Casatis Äquatorialbuch ein edelmenschliches Meisterwerk, ein Zeugnis stiller Lebensgröße.

Wie liest sich „Die deutsche Emin Pascha-Expedition" von Dr. Karl Peters dagegen? Wie ein echtes Berliner Feuilleton auf 600 Oktavseiten. Ich habe das Vergnügen, Herrn Peters persönlich zu kennen und ich muß bezeugen, daß der kleine, sehnige Herr in seiner napoleonischen Haltung und Berliner Wortgewandtheit einen vortrefflichen Eindruck von Schneidigkeit und Draufloßgängerei macht. Wie aus seinem Wesen spricht auch aus seinem Schreiben jugendfrische Strammheit und ein vor nichts kapitulierendes Selbstbewußtsein. So hat er in der Reihe der großen Afrikakämpfer schon um deswillen seinen festen und weithin bemerkbaren Platz, weil er starke persönliche Eigenart hat, die ihn immer und überall schützen wird, mit anderen verwechselt oder von anderen verdrängt zu werden. Wie angedeutet, Peters ist in erster Linie Kämpfer, nirgends wird soviel geschossen, gehauen und gestochen wie in seinem Afrikabuche, und auch die Mehrzahl der Illustrationen sind Schlachtenbilder und Herr Peters, der Held, wie sich gebührt, immer in der ersten Reihe zu sehen. Und doch dieses Feuilletonistische, das eigentlich so wenig Heldenhaftes in seiner Art hat? Ja, ich kann diesen Eindruck nicht los werden.

Er ſoll nichts Schlimmes beſagen, nur Apartes, berlineriſch Apartes. In der ſchriftſtelleriſchen Schätzung ſtelle ich Peters neben Stanley; beide ſind friſche, muntere Feuilletoniſten, mit Wiſſenſchaftlichkeit und Politik verbrämt, beide ausgezeichnete Macher, unübertreffliche Regiſſeure. Drum traut auch keiner von beiden dem anderen, und Kollega Peters liegt dem Kollegen Stanley fortwährend in den Haaren. Die Kapitel, worin dies vornehmlich geſchieht, gehören zu den anziehendſten des ganzen Buches. Es iſt von allen Afrikabüchern das lesbarſte und feſſelndſte, eben weil es eminent feuilletoniſtiſch iſt. Der Oldenbourgſche Verlag hat alles an die Ausſtattung gewendet, was daran zu wenden war. Die Bilder ſtehen zeichneriſch auf der Höhe der Berliner Kunſt.

M. G. C.

Vermiſchtes.

Die Dummheit, daß man in Berlin nach der unglückſeligen Pariſer Reiſe der Kaiſerin Friedrich den franzöſiſchen Künſtlern noch fortwährend neue Einladungen zur Berliner Kunſtausſtellung hat zukommen laſſen und daß man ſogar das von den Pariſern ausgepfiffene Stück „Thermidor“ von Sardou in Berlin aufgeführt und ganz toll bejubelt hat, rächt ſich bitterlich. Sardou hat den Ertrag der Berliner Aufführungen von „Thermidor“ den Pariſer Armen geſchenkt mit dem Zufügen, daß er weder den Beifall, noch das Geld der Deutſchen brauche. Aber auch dieſe Lektion wird in Berlin nichts nützen. Denn dort iſt in gewiſſen Kreiſen alles Spekulationsobjekt, ſogar die moraliſchen Ohrfeigen, die man ſich im Auslande holt. „Wenn's nur Geld bringt!“ ſagen ſich dort die Kunſtausſchlachter — und franzöſeln vergnügt weiter. Da fehlt's an den Anfangsgründen des rechten Nationalgefühls.

Otto v. Leixner, Soziale Briefe aus Berlin 1888—1891. (Berlin, Friedrich Pfeilſtücker.) Eine Kluft hat ſich zwiſchen den armen und reichen Kindern des deutſchen Volkes aufgethan, ſo weit, daß ein großer Teil jener die Sprache dieſer nicht mehr verſteht. Man verſuche ſie durch Wort und Schrift zu belehren, daß die Grundgedanken ihrer Heilslehre unausführbar ſind und an der Wirklichkeit ſcheitern müſſen — ſie werden unſere Weisheit verlachen. Man ſpreche ihnen vom chriſtlichen Geiſte und predige Frieden — ſie werden uns verhöhnen. Man ſpreche von Gott — ſie werden johlen. Was thun? Worte genügen da nicht, es bedarf der opferfreudigen Thaten, und zwar von Seiten des Staates, wie von Seiten der Einzelnen. Der Ausbau aller Vorkehrungen für das leibliche und geiſtige Wohl der Beſitzloſen muß unverdroſſen und unbekümmert um Hohn und Undankbarkeit gefördert und namentlich das ſittliche Band zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern aufs neue angeknüpft werden. Eine weitere Pflicht iſt es, daß unſere Parteien alles vermeiden, was die Macht und das Anſehen der Staatsgewalt zu erſchüttern geeignet iſt; nur ein ſtarker Staat iſt imſtande, die ſoziale Frage zu löſen.

Aber alle Anſtrengungen und alle äußere Macht werden im Augenblick der Gefahr kraftlos zuſammenbrechen, wenn nicht noch eins hinzutritt: Die beſitzenden und gebildeten Stände müſſen an ſich ſelber die Geſittungsarbeit vollziehen. Die Gier nach Gewinn und äußerem Erfolg, der fieberhafte Sinnenhunger, der ſie immer mehr der rohen Genußſucht in die Arme trieb, die rein materialiſtiſche Weltanſicht: das waren die Giftſporen in der Luft, die von den meiſten Angehörigen aller Stände eingeatmet worden iſt. In beredten Worten ſchildert dieſe Aufgabe Otto v. Leixner

in seinen neu erschienenen „Sozialen Briefen aus Berlin": „Wenn wir Sozialreform betreiben, während in unseren Herzen die Ichsucht weiter herrscht, also aus Angst, wenn wir Brot bieten, um uns ungeschmälert den Braten zu erhalten, dann ist unabwendbar der Tag, an welchem Schuldige und Schuldlose begrabend die Wogen der Rache über uns hinwegbrausen. Der blinde Wille der leidenschafterregten, giergepeitschten Menge wählt nicht zwischen beiden, er vernichtet, wie eine entfesselte Naturgewalt. Eine sittlich-religiöse Erneuerung der höheren Schichten, herausgeboren aus dem warmen Gemüt, aus der Erkenntnis des tiefsten Wesens christlichen Geistes: das ist die mächtigste Waffe im Kampfe. Daß die Verhältnisse so geworden sind, wie sie vor uns stehen, hat seine Gründe eben darin, daß die Herrschenden, Besitzenden, Gebildeten so selten der leidenden Brüder gedachten; nicht gerade aus Härte, sondern verblendet von Meinungen des Tages. Verschüttet war das Gemüt, dieser Mutterborn der Gottes- und Menschenliebe, der Quell alles wahrhaften Lebens. Wir waren blind — nun aber sehen wir. Und weil wir sehen, müssen wir helfen nach Menschenkraft, müssen öffnen des Geistes Ohren, um wieder die Worte des Gemüts zu vernehmen. Die frohe Botschaft aber muß zur That werden, sie muß entzünden mit Gottesflammen begeisterte Liebesthatenfreudigkeit und Opferbereitschaft. Dann erst werden wieder von dem Bilde Gottes die deckenden Schleier fallen, und sein Auge wird segnend leuchten in die Dämmerungen unserer Herzen. Leise Menschenfrühlingsahnung weht schon, wenn auch nur von einigen gespürt, durch unsere Tage und kündet eine bessere Zeit, mag immerhin noch ein Sturm sich erheben. Ein hohes Glück ist's zu leben und zu kämpfen in solchen Tagen der Erneuerung, die nicht blindwütig den alten Stamm vernichtet, sondern wartet der Stunden, wo Keime neuen Lebens sich auf ihm zeigen, Vorboten der Blüten, Vorzeugen kommender Frucht. Sich an dieser Erneuerung zu beteiligen als Glied der Gesamtheit, mit wägender Vernunft und barmherziger Liebe, mit unerschütterlicher Thatkraft und eiserner Ausdauer — wahrlich, das ist eine Aufgabe, so groß und schön, daß sie die besten Kräfte unseres Volks, Männer und Frauen und die feurige Jugend zur Begeisterung entflammen kann. Gelingt das Werk der Versöhnung der Volksgenossen, dann hat das Gemüt des deutschen Volkes eine That vollbracht, die eine Erneuerung der Menschheit bedeutet und die leuchten wird in unvergänglichem Glanze vor allen Thaten, die seinen Werdegang bis heute bezeichnen." — Wir kommen auf Leixners Buch zurück. T. R.

Überwindung des Naturalismus! Wie bedeutend die Siege jener braven Kämpen sind, die „Tod dem Naturalismus!" auf ihr lilienweißes Banner geschrieben haben, ahnen wohl nur wenige. Für die Niederlagen, die sie z. B. dem bösen Emile Zola bereits beigebracht, geben die Zahlen der bisher verkauften Exemplare seiner Romane, ein recht merkwürdiges Bild. Diese erreichen nämlich eine Gesamtsumme von 1615000 Stück. An der Spitze schreitet „Nana" mit 155000 Exemplaren. Es folgt „L'Assomoir" mit 117000, „Pot Bouille" mit 75000, „Une Page d'Amour" mit 70000, „La Faute de l'Abbé Mouret" mit 44000, „La Curée" mit 33000. Weiter finden wir die Summen von 94000 für „La Terre", 83000 „Germinal", 83000 „La bête humaine", 77000 „Le Rêve". Wie der „Figaro" mitteilt, hat der Verleger Charpentier von dem neuesten Romane Zolas „L'Argent" in den ersten acht Tagen nicht weniger als 66000 Exemplare versandt,

und zwar zum Teil an die Pariser Buchhändler, zum Teil in die Provinz, zum Teil nach auswärts. Man sieht: noch einige solche Erfolge — und Zola ist maustot, der Naturalismus definitiv überwunden! R. F.

Julius Hart veröffentlicht in der „Tägl. Rundschau" eine eindringliche Warnung vor dem soeben erschienenen „Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk" (Leipzig, Hirschfeld) als vor „einem bösen und gefährlichen Buche". Bei dem kindlich braven Charakter des deutschen Lesepublikums wird diese Warnung nicht wenig dazu beitragen, dem Werke einen großen Absatz zu sichern. F. H.

Curt Abel und Edmund Miller, welche durch ihre bekannten Hinweisungen auf offenkundige Mißstände in unserem Heerwesen so allgemeines Aufsehen erregt haben, geben seit Januar dieses Jahres eine Monatsschrift heraus, welche den Titel „Das deutsche Reich" führt und durch ihren frischen, kampfesfreudigen Ton angenehm auffällt. Die beiden uns vorliegenden Hefte beschäftigen sich hauptsächlich mit militärischen Krebsschäden, die in unerschrockener Weise aufgedeckt und besprochen werden. Die brillant geleitete Monatsschrift — sie erscheint in E. Millers Verlag in Zürich und ist zum vierteljährlichen Abonnementspreise von M. 2.50 durch jede Buchhandlung zu beziehen — sei allen unsern Lesern bestens empfohlen.

Psychologie und Ethik des Antisemitismus im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit von Dr. M. Ettinger. (Wien, M. Gottliebs Buchhandlung.)

Von den neuesten in der Philipp Reclamschen Universal-Bibliothek erschienenen Bänden heben wir die folgenden hervor:

Nr. 2771. 2772. Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß. Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskriptbüchern herausgegeben von Eduard Grisebach. Erster Band: Gracians Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit, aus dessen Werken gezogen von D. Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem Spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer.

Das von Schopenhauer meisterhaft verdeutschte berühmte Gracianische Werk, die 300 Maximen über Weltklugheit, erscheint hier getreu nach der hinterlassenen Handschrift des großen Philosophen. Das Büchlein hat einerseits für alle Besitzer der Reclamschen Ausgabe „von Schopenhauers sämtlichen Werken", als Supplement, namentlich zu den „Aphorismen zur Lebensweisheit" besondere Anziehungskraft; andererseits aber ist es für jedermann „recht eigentlich ein Gefährte für das Leben; wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert, wird es besitzen wollen, welches der geringe Preis leicht machen wird." Diesen eigenen Worten Schopenhauers in seiner hier zum erstenmal vollständig gedruckten „litterarischen Notiz" habe ich nichts hinzuzufügen. — Grisebachs ausführlicher „bibliographischer Anhang" erhöht den Wert der interessanten Publikation.

2773. Henrik Ibsen, Hedda Gabler. Schauspiel in vier Aufzügen. Aus dem Norwegischen von M. v. Borch. In München unter Widerspruch zur Aufführung gekommen, fand das Werk des berühmten Norwegers, welches hier in einer mustergültigen Übersetzung vorliegt, im Lessingtheater zu Berlin bei seiner ersten Aufführung einen stürmischen Beifall. Die zahlreichen Freunde des Dichters werden diese Ausgabe freudig begrüßen.

2775. 2776. Georg Kennan. Sibirien. Zweiter Teil. Aus dem Englischen übertragen von D. Hael. Der

außerordentlich große Absatz, den der erste Teil dieses höchst interessanten Buches gefunden hat, dürfte dem hier vorliegenden, das Werk abschließenden zweiten Teil ebenfalls nicht fehlen. Die Verlagshandlung liefert beide Teile in einem Ganzleinenband gebunden.

2779. 2780. Paul Lindenberg. Aus dem Berlin Kaiser Wilhelms I. Bilder und Skizzen. Inhalt: Vorwort. Berlin im Geburtsjahre Kaiser Wilhelms I. — Im Herzen von Berlin. — Verkehr und Arbeit. — Im Tiergarten. — Das lustige Berlin. — Das gastliche Berlin. — Reichstags-Bilder. — Für fünfzig Pfennig durch und um Berlin. — Mit der Stadtbahn. — Das Palais Kaiser Wilhelms I. Erinnerungsblätter. — Das kronprinzliche Palais. — Das Reichskanzler-Palais. — Graf Moltkes Heim. — Berlin im Todesjahre Kaiser Wilhelms I.

Nr. 2781—2785. Arthur Schopenhauers sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zweiter Band: Die Welt als Wille und Vorstellung. Mit diesem Bande liegt das von Schopenhauer selbst als sein Hauptwerk bezeichnete Werk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" vollständig vor. — Das warme Entgegenkommen und der ungewöhnlich hohe Absatz, den der erste Band dieser mit der größten Sorgfalt hergestellten Gesamtausgabe des großen Philosophen gefunden hat, wird auch der Fortsetzung nicht fehlen.

2786—2788. Briefe von Goethes Mutter. Mit einer Einleitung Christiane und Goethe neu herausgegeben von Philipp Stein. Das Famlienleben Goethes und sein, so vielen Mißdeutungen ausgesetztes Verhältnis zur Christiane Vulpius wird uns durch die Briefe der trefflichen Frau Rat, die hier zum ersten Male in einer jedermann zugänglichen Ausgabe erscheinen, in die rechte Beleuchtung gerückt.

2790. Koloman Mikszáth, Der Zauberkaftan. Roman. Aus dem Ungarischen von Viktor Sziklai. Dieser ebenso spannend wie erheiternd wirkende Roman führt uns in die Zeit der Türkenherrschaft zurück und zeigt uns in lebensvollen, von echtem Humor durchwebten Bildern die Bedrängnisse der Kecskemeter Gemeinde.

Berichtigung.

Sehr geehrte Redaktion!

Die Erklärung der Herren Henckell, Mackay und Holz in Heft 2 der „Gesellschaft" habe ich in keiner Weise zu korrigieren. Ich weiß, daß mit Ausnahme von Henckell Keiner der genannten Herren meine „Proletarierlieder" vorher gekannt hat. Ebensowenig habe ich je daran gedacht, daß Einer der genannten Herren Kollegen durch diese meine Erstlings-Sammlung beeinflußt worden sei. Dagegen ist richtig, daß meine „Proletarierlieder" vor Henckells „Amselrufen", Mackays „Sturm" und Holz' „Buch der Zeit" erschienen sind. Aus diesem Grunde darf vielleicht wohl gesagt werden, daß mein Büchlein den Reigen der modernen sozialen Lyrik eröffnet hat. Etwas anderes hat mein verehrter Biograph Alfred Beetschen wohl auch nicht gemeint. — Übrigens betrachte ich diese rein zeitliche Priorität durchaus nicht als ein Verdienst. Da ich seit mehr als 12 Jahren in der sozialen Bewegung stehe, d. h. also zu einer Zeit in dieselbe trat, in welcher meine verehrten Herren Kollegen Henckell, Mackay und Holz noch die Schule besuchten, so ist es ja sehr begreiflich, daß ich bei meinem seit frühester Kindheit regem Dichtertriebe auch früher, als meine Kollegen, politische Gedichte schrieb. Einen Vorzug vermag ich darin selbstverständlich in keiner Beziehung zu erblicken.

Maurice von Stern.

Außersihl-Zürich, den 3. April 1891.

Berichtigung.

Berlin, 14./3. 91.

Geehrter Herr Redakteur!

Indem ich nicht umsonst an die Unparteilichkeit Ew. Wohlgeboren zu appellieren hoffe, ersuche ich Sie höflichst um den Abdruck der nachstehenden Berichtigung einiger Punkte der Kritik meines Buches „Durchs Kaleidoskop" aus der Feder des Herrn O. J. Bierbaum (vergl. Märzheft der „Gesellschaft"). Bei Anführung der Bemerkung zum „Epilog" sind von den 7 Werken drei fortgelassen und zwar: „Lieder des Leides", „Poetische Erstlinge", „Gedichte", so daß derjenige, welcher von meinem Buche oder von meinem Schaffen sonst keine Kenntnis hat, eine Unwahrheit meinerseits voraussetzen müßte. Ferner habe ich als Herausgeber des aus dem Buchhandel zurückgezogenen Sammelwerks „Berliner bunte Mappe" seinerzeit mich des Pseudonyms Eugen Düsterhoff (nicht Düsterwald) bedient, doch verbarg sich darunter auch noch ein junger, inzwischen verstorbener Schriftsteller, dem ich u. a. in der „Gesellschaft" einen Nachruf widmete. Der Ausdruck „gefährlicher Freund" (vide S. 404, Spalte II) kann auf mich nicht Anwendung finden mit dem Hinblick auf Herrn Carl Bleibtreu, da meine Widmung nur als bescheidener Ausdruck der Verehrung gegenüber einer großveranlagten Persönlichkeit aufgefaßt werden kann und ich nicht in der Lage bin, mich der Freundschaft des Dichters der „Schlachtenbilder" rühmen zu können (vide dazu die von Herrn Bierbaum aus Heft I des „Zeitgenossen" herangezogene Kritik). Hochachtungsvoll

Wilhelm Arent.

Schluß der Conradi-Sammlung.

Laut unserer Abrechnung im Märzheft waren noch 450 M. 38 Pf. für das Grabmal verfügbar. Herr Bildhauer Henßling in Würzburg hat die Herstellung desselben um 261 M. 40 Pf. in ebenso künstlerischer wie liebenswürdiger Weise besorgt. An Nebenkosten haben wir 2 M. 80 Pf. für den Gärtner und Leichenwärter verausgabt. Es konnte also noch ein Restbetrag von 186 M. 18 Pf. zur Unterstützung der Mutter des Dichters verwendet werden.

Dr. M. G. Conrad. Oskar Hänichen. Wilhelm Friedrich.

Zur „Conradi-Spende" (siehe Aprilheft) sind noch eingegangen durch Vermittelung des Herrn v. B. in O. 5 M. Summa: 17 M., welche der Unterzeichnete sofort der Mutter des Dichters übersandte. Dr. M. G. Conrad.

An unsere Mitarbeiter.

Nur solche Handschriften können berücksichtigt werden, welche deutlich, nur auf einer Seite geschrieben und mit der genauen Adresse des Verfassers versehen sind. Zur Rücksendung ist das Rückporto beizufügen. Wir bitten dringend, keinerlei Manuskript-Sendung ohne vorherige Anfrage an uns gelangen zu lassen. Mit novellistischen und lyrischen Beiträgen sind wir auf Jahre hinaus versorgt.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

William Booth,

General der Heilsarmee.

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie und die Moderne.

Zweiter Artikel.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das vornehmste litterarische Organ der offiziellen Sozialdemokratie in Deutschland ist die Wochenschrift „Die neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens". (Stuttgart bei Dietz.) Als Kritiker unseres modernen litterarischen Lebens haben sich daselbst in letzter Zeit zwei anerkannte sozialdemokratische Publizisten vernehmen lassen: der junge Paul Ernst, ein ausgesprungener Theologe, und der alte Liebknecht, ein Philologe. Paul Ernst brachte in Nr. 16 dieses Jahrgangs „Die neueste litterarische Richtung in Deutschland".

Bevor wir Herrn Paul Ernst das Wort geben, noch einige Bemerkungen. Wir müssen dem Unterrichtetsein und dem Humor unserer Leser vertrauen, daß sie, namentlich im einleitenden und allgemeinen Teile des Ernstschen Vortrags, selbst imstande und aufgelegt sind, die notwendigen Einschränkungen und Korrekturen vorzunehmen. Wir selbst werden erst später in Einzelheiten, wo die Vergewaltigung der Wahrheit zu unverschämt und der Ton des Vortragenden allzu unfehlbar kritikpäpstlich wird, mit Fußnoten für das entsprechende Gegengewicht sorgen. Hinsichtlich der selbstgefälligen und allesbesserwissenden Schnodderigkeit der Rede übertrifft dieser moderne Litteratur-Sozialist die feudalen Kritik-Junker z. B. in den „Grenzboten", sowie die gesamte altakademische Autokraten-Sippe um ein Erkleckliches. Die Extreme berühren sich. Praktisch angesehen, wäre der Wechsel der äußersten Rechten mit der äußersten Linken in allen Angelegenheiten

des Geiſtes, der Phantaſie und der höheren Kultur ſo wenig vorteilhaft für die Kulturbeſſerung wie ein Übergang vom Regen in die Traufe. Hier freche Junkerherrſchaft, dort ſuperkluge Pöbelei — die künſtleriſch freigeborene Geiſtnatur bedankt ſich für beide. Der faulig gewordene Junker-Ariſtokratismus und der trübgährende Proletarier-Demokratismus ſind gleicherweiſe unvermögend, als geiſtige Führer zu höherer Menſchlichkeit der Geſellſchaft irgend welchen Dienſt zu leiſten, ſie müſſen beide überwunden und unſchädlich gemacht werden, ſoll das Volk der freien Geiſter, der Dichter und Denker zu erfreulichen Lebensverhältniſſen gelangen.

Und nun Herr Ernſt, legen Sie los!

* * *

„Das deutſche Bürgertum hatte ſeine Rolle als geiſtiger Führer Europas aufgegeben; Heine war der letzte deutſche Schriftſteller von europäiſcher Bedeutung und europäiſchem Einfluß; mit ihm war die Zeit der Goethe und Hegel abgeſchloſſen, und eine neue Zeit begann, die des Banauſentums.

Der Boden der geiſtigen Produktion war das Kleinbürgertum geweſen; und dieſem Kleinbürgertum ging es immer ſchlechter und ſchlechter. Die bürgerliche Revolution ſcheiterte. Das rote Geſpenſt erſchien ſchreckerregend am Horizont. Die rapide Ausdehnung der Großinduſtrie riß klaffende Lücken in ſeine Reihen. Und dieſe Großinduſtrie hatte ſich ohne viel Zögern der alten, feudalen Geſellſchaft zur Verfügung geſtellt; Bismarck weigerte ihr zwar jede Teilnahme an den politiſchen Verhandlungen und wußte auch die preußiſche Ariſtokratie auf ihre Koſten auszuſteuern; aber das verſchmerzte ſie; denn er garantierte ihr dafür volle Ausbeutungsfreiheit und freie Beweglichkeit, und außerdem einen kräftigen Schutz gegen das Proletariat. Das genügte ihr, ſie fand das Geſchäft gut.

Wie das Kleinbürgertum materiell immer mehr herunter kam, ſo kam es auch geiſtig immer mehr auf den Hund.

Die Leihbibliotheken, Leſezirkel, Journale fanden immer mehr Aufnahme und machten immer beſſere Geſchäfte; denn die Litteratur mußte billig ſein; und Billigkeit wurde das Schlagwort für Schriftſteller, Buchhändler und Publikum. Noch in der klaſſiſchen Zeit war der eigentliche Schriftſteller, der Nur-Schriftſteller keineswegs Regel; von den klaſſiſchen Sechs war es nur Klopſtock geweſen. Jetzt hatten die Schriftſteller keine andere Beſchäftigung, durch welche ſie ihren Unterhalt verdienen konnten, ſie mußten vom Schreiben leben; und bei dem Verlangen nach Billigkeit — was blieb ihnen übrig, als das allgemeine Prinzip der deutſchen Produktion zu verfolgen: billig, aber ſchlecht? Man ſchrieb vielbändige Romane für die Leih-

bibliotheken. Der durchschnittliche Ladenpreis eines dreibändigen Romans war 9 Mark; von einem geschätzteren Autor erlebte der Roman zwei Auflagen, 2000 Exemplare. Man rechne sich aus, wie viel Honorar der Schriftsteller bekam. Man schrieb für die Familienblätter; dieselben zahlen bei kleineren Beiträgen 10—25 Pfennige für die Zeile, größere Sachen, Romane ꝛc. entsprechend billiger.

Natürlich kann der Schriftsteller da nur bei einer sehr starken Produktivität existieren, durch welche notwendig das Talent sehr bald zum Teufel geht und nur die Routine übrig bleibt. Wie viel Bände mögen Leute, wie Gutzkow, Gottschall u. s. w. zusammen geschrieben haben!

Das Talent ging sehr bald zum Teufel; noch schneller der Charakter; denn es verdirbt nichts so sehr den Charakter, wie ein derartiges Elend. Das deutsche Schriftstellertum wurde bald das servilste und kriecherischste; in Rußland oder Norwegen hätte Bismarck nie eine solche Korruption in der Presse ausüben können. Natürlich, servil nicht nur gegen die hohe Regierung, sondern auch gegen das hohe Publikum. Man schrieb, was das Publikum verlangte; soweit man das nicht mit gutem Gewissen konnte, weil das Talent noch nicht auf das nötige Niveau herabgedrückt war, that man es mit schlechtem Gewissen. Das war alles Eins.

Verlangt wurde der „Idealismus".

Das Spießbürgertum hatte das Bedürfnis, sich die Wahrheit zu verbergen; es erschrak vor der wirklichen Welt, seiner eigentlichen Lage, seiner Zukunft; es wollte ein Opiat. Dieses Opiat gab der Idealismus ab.

Die klassische Periode hatte den Idealismus postuliert im Zusammenhang mit der bürgerlichen Philosophie vom „natürlichen Menschen", von „Freiheit und Gleichheit", und anderen Begriffen, aus denen man den Begriff des „Allgemein-Menschlichen" recht gut herausdestillieren konnte. Der Idealismus, welcher jetzt verlangt wurde, war ganz etwas Anderes. Jener bedeutete den Flug des Adlers, welcher aus den Lüften alles, die ganze Welt übersieht; dieser ist die Politik des Vogels Strauß, welcher den Kopf in den Sand steckt, um nichts zu sehen. Jener betonte doch das Positive der idealistischen Arbeit, das „Wahre, Gute, Schöne", das „Allgemein-Menschliche", das „wahre Wesen der Dinge" herauszuarbeiten; dieser die negative Seite: „das Häßliche aus der Kunst zu verbannen".

Und so war die Litteratur denn idealistisch. Sie entfernte sorgfältig alle „Schattenseiten", alles „Häßliche" und „Unschöne"; die Wirklichkeit wurde präpariert, wie ein Vogelbalg; man nahm das Fleisch heraus und stopfte Watte hinein und setzte ihn dann auf einen Damenhut, und „Seht, das ist die Kunst" hieß es.

„In der That; wozu," dachte der Spießbürger, „soll ich mich aufregen, wenn ich ein Buch lese? Vergnügen will ich davon haben! Idealismus verlange ich, der mir die Wirklichkeit präpariert, der mir die Wirklichkeit verhüllt, diese unangenehme, widerliche Wirklichkeit."

Bei den tausend Bedeutungen des Wortes „Idealismus" war es leicht, Eins ins Andere übergehen zu lassen. Der ästhetische, moralische, metaphysische Idealismus wurde zusammen geworfen: und eine Ästhetik wurde aus dem allem zusammengebaut, die der adäquateste Ausdruck der Dichtung war. Die Julian Schmidt wurden die Leiter der litterarischen Produktion.

Eins bedingt das Andere und die Erscheinungen bedingten einander gegenseitig, so daß zuletzt schwer zu sagen war: welches ist das Erste und welches ist das Zweite. Die Bücherpreise waren hoch — durchschnittlich dreimal höher, wie z. B. in Frankreich — weil wegen der Leihbibliotheken zu wenig Exemplare abgesetzt wurden; und weil die Bücherpreise hoch waren, kaufte niemand Bücher, sondern benutzte die Leihbibliotheken. Weil man ein Buch, das man aus der Leihbibliothek liest, nur als Lesefutter goutiert, mußten die Bücher Lesefutter sein; und weil die Bücher Lesefutter waren, standen sie in den Leihbibliotheken. Noch bis zur Zeit der Gutzkow und Laube hatten die Männer lebhaften Anteil an der Litteratur genommen; jetzt schwand das Interesse bei den Männern, und das Publikum rekrutierte sich aus Weibern. Die Litteratur war so schlecht geworden, daß nur noch die Weiber an ihr Geschmack fanden, und weil nur noch die Weiber an ihr Geschmack fanden, wurde sie noch schlechter.

Die Zeit von 1850—1880 ist für das litterarische Deutschland die Zeit der reinen Unterhaltungslitteratur, der Unterhaltungslitteratur sans phrase. Erst in den achtziger Jahren beginnt die Veränderung, macht sich die neue Bewegung bemerkbar.

1870 erwartete man einen allgemeinen Aufschwung der Litteratur. Der Spießbürger philosophierte: Allgemeine Begeisterung — große Zeit — große Männer — davon muß doch auch die Litteratur profitieren. Aber Begeisterung, Zeit und Männer fanden keinen Dichter, und Bismarck, der große Mann des Jahrhunderts, mußte sich mit den Barden des „Kladderadatsch" begnügen.

Berlin, der Mittelpunkt des politischen Deutschlands, wurde auch der Mittelpunkt des geistigen; und der brave Spreeathener, der vor dem Kriege seine „Weiße" trank und jetzt den Champagnerpfropfen knallen ließ, der Staatsbürger, der vor 1870 mit Hasenfellen gehandelt hatte, und jetzt auf Gummirädern fuhr, sie gaben die Kulturschicht ab, aus der heraus die

neue, die nationale, die große Dichtung, die Dichtung der großen Ereigniſſe, des neuen Reichs entſtehen ſollte.

Welche Blamage! Alles blieb ſtill; und außer einigen Gymnaſiallehrern, welche die großen Ereigniſſe in Tragödien oder Epen verarbeiteten, ließ ſich keine Nachtigall im Muſenhain hören. Ja, 1870—1880, wo auch die letzten Nachzügler aus der Zeit vor 1850 verſtummten, bildet das allerödeſte Dezennium in der neuen deutſchen Litteraturgeſchichte.

Inzwiſchen beſtand in anderen Ländern eine teilweiſe bedeutende Litteratur. In Frankreich hatte ſie ſich unter eigentümlichen Bedingungen entwickelt. Von Balzac her, dieſem gewaltigen Rieſen, hatte ſich ein Einfluß lebendig erhalten, verkörpert in den Goncourts und Flaubert. Bei hinreichendem eigenen Vermögen hatten die Drei ſich die Liebhaberei leiſten können, abſeits vom Zeitgeſchmack zu bleiben und an die Äſthetik Balzacs anzuknüpfen, während ſie freilich in ihrer Zeit ſomit ganz das Gepräge des zweiten Kaiſerreichs trugen. Fanatiker der künſtlichen Form, wie es unter dem Druck des Empire nicht anders ſein konnte, „reine Künſtler", nicht „docteurs de la science sociale", wie Balzac, hatten ſie den revolutionären Naturalismus Balzacs konſerviert, vor Allem die Theorie des Milieu. Jahrzehnte lang faſt unbeachtet, wurden ſie zuletzt noch auf den Schild gehoben, namentlich in Folge der Triumphe Zolas.

Zola ging kühn an die Aufgabe, mit Hilfe des Naturalismus die Verkommenheit des second Empire darzuſtellen. Der erſte Band des „Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire" erſchien im Jahre des Zuſammenbruchs des Bonapartismus; nachdem einige Bände nicht ſehr beachtet vorübergegangen waren, erregte „Assommoir" ein außerordentliches Aufſehen. Hier war mehr als die Kritik der Kaiſerzeit; hier glaubte der Bürger Gelegenheit zu finden zu einer Löſung des blutigen Rätſels der Kommune, deren Geſpenſt ihn noch immer drohend umſchwebte. Es war nicht das Kunſtwerk, das Zola berühmt machte; Balzac, Flaubert, die Goncourts, ſind Größere als er; es war der Inhalt des Werkes: zum erſten Mal eine authentiſche Schilderung der Arbeiterklaſſe.

Seit „Assommoir" machte der Naturalismus reißende Fortſchritte in Frankreich. Die Vorgänger Zolas wurden wieder hervorgeſucht; die jungen Talente bildeten ſich nach ihnen; und in dem erſten Rauſch ſchien es, als ob es Zola ſei, der den Naturalismus gewiſſermaßen erfunden hatte.

Kommen wir wieder zu Deutſchland zurück!

Natürlich machte der Chauvinismus zunächſt einen Einfluß der franzöſiſchen Litteratur unmöglich. Als der Naturalismus in Frankreich immer weiter um ſich griff, ſah man nur, daß die franzöſiſche Nation eben ganz

unſittlich geworden ſei. Die Folgen der äſthetiſchen Begriffsverwirrung machten ſich geltend. Die deutſche Litteratur war „idealiſtiſch"; die Franzoſen waren im Sumpf des Materialismus verkommen: und Zola — Nana — pfui, wie gemein! Die Franzoſen wühlten im Schmutz; die deutſche Litteratur aber erhob die Menſchen zum Schönen, Wahren, Guten. Daß Naturalismus eigentlich nur ein beſchönigendes Wort für Schweinerei ſei, wurde von den ernſthafteſten Leuten geglaubt.

Unterdeſſen machte ſich jedoch der franzöſiſche Einfluß bei Einigen der Jüngeren geltend, welche ja naturgemäß der Ideologie zugänglicher ſind.

Ganz direkt von Zola beeinflußt, ſind zunächſt Oskar Welten und Max Kretzer, die wohl gleichzeitig und ohne von einander zu wiſſen, mit dem Naturalismus angefangen haben mögen.

Zunächſt Oskar Welten. Er ſchrieb ein dickes Buch über Zola, dem dann in demſelben Verlag ein ebenſolches über Daudet von einem anderen Verfaſſer folgte. Weltens Buch war epochemachend. Er ſteht natürlich noch ganz auf dem naivſten Standpunkt, ſieht den Zolaſchen Naturalismus als das A und O aller Äſthetik an und predigt Zola als Gott und Oskar Welten als ſeinen Propheten.*)

Welten hat den Gegenſatz der alten und der neuen Richtung in einem Schlagwort zuſammengefaßt: Darſtellung des Schönen und ſchöne Darſtellung. Der alte Idealismus will das Schöne darſtellen; er korrigiert die Wirklichkeit, richtet ſie zu, läßt ſie poſieren, ſtreicht alles Häßliche und Beleidigende. Der Naturalismus will ſchön darſtellen, das heißt: naturwahr.

In der Deutung des Wortes „naturwahr" weicht Welten jedoch von den franzöſiſchen Naturaliſten ab. Als Erbſchaft von Balzac her war für die Franzoſen in dem Begriff „naturwahr" immer das ſoziale Moment eine große Hauptſache geweſen; wenn auch teilweiſe verdeckt unter der naturwiſſenſchaftlichen Phraſe. Der Franzoſe hatte den Menſchen definiert als Produkt der Umgebung, des „Milieu", und natürlich war hier das grundbedingende die ſoziale Unterlage geweſen, auf welcher das Milieu entſtand. Wenn der Franzoſe nun den Menſchen „naturwahr" darſtellen wollte, ſo ſtellte er ihn dar als Produkt des Milieu; für ihn deckte ſich Naturalismus und Darſtellung des Menſchen aus dem Milieu.

Dem Deutſchen fehlte dieſer materialiſtiſche und ſoziale Inſtinkt, er

*) Oskar Welten gab ſich in ſeinem Auftreten als Äſthetiker wie als Novelliſt ſehr viel beſcheidener, als Herr Ernſt hier glauben machen will. Er ſchrieb eine einzige künſtleriſch wertvolle Novelle „Junge Hunde". Im übrigen bewegte er ſich als ſelbſtſchöpferiſcher Schriftſteller nur ſtofflich auf dem Gebiete des Naturalismus. Künſtleriſch war ſein Einfluß auf die neue Richtung gleich Null.

definierte „naturwahr" als „in sich logisch zusammenhängend", „in sich widerspruchslos"; er schied die Wirklichkeit aus der ästhetischen Betrachtung aus, verlangte nicht Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern innere logische Übereinstimmung; wobei er natürlich vergaß, daß die Logik auch nur ein Widerschein der Wirklichkeit ist. Jedenfalls schlug durch diese Deutung der Naturalismus in sein Gegenteil um; er wurde Idealismus, der sich von dem herrschenden Idealismus nur dadurch unterschied, daß er ein wirkliches System darbot, während der herrschende nur eine Phrasenzusammenstellung war.

Die Produktion Weltens entsprach seiner Ästhetik: Nirgends eine Anlehnung an die Wirklichkeit, nirgends wirkliche, nur dem Milieu entwachsene Menschen; überall nur logische Konstruktionen, mathematische Berechnungen: gegeben ist dieser Charakter; gegeben sind diese Umstände; wie wird der Charakter sich benehmen; wobei „Charakter" ein logisches Machwerk bedeutet, eine Zusammenfassung gewisser Eigenschaften unter einem Namen.

Vielleicht ist zur Deutung dieser auffälligen Erscheinung die soziale Stellung des Schriftstellers in Frankreich und Deutschland in Betracht zu ziehen. Das französische Publikum hält es nicht für anständig, Leihbibliotheken zu benutzen; es kauft sich seine Bücher; daher viel mehr Auflagen der Bücher, wie in Deutschland; infolgedessen größere Einnahmen der Schriftsteller und damit eine ganz andere soziale Stellung, Muße und Gelegenheit, das wirkliche Leben zu studieren, Teilnahme am wirklichen Leben u. s. f. Der deutsche Schriftsteller als armer Teufel muß auf seiner Stube sitzen und zeilenweise ums Geld schreiben; er hat keine Zeit und Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen und zu erleben; er ist darauf angewiesen, die Dinge, welche er schildert, aus seinem eigenen Kopf heraus zu spinnen.*)

Bezeichnend ist daher, daß Welten zugleich mit seiner naturalistischen Agitation eine Agitation gegen die Leihbibliotheken begann, welche freilich nicht weiter um sich griff.

Max Kretzer muß als direkter Nachahmer Zolas bezeichnet werden; er kopiert einfach. Er hat sich von unten in die Höhe gearbeitet; wenn

*) Sofern der kluge Herr Ernst z. B. meine Wenigkeit als „armen Teufel" von deutschem Schriftsteller gelten lassen will, erlaube ich mir zu bemerken, daß diese Merkmale auf mich und eine stattliche Reihe meiner Kollegen und Kolleginnen keine Anwendung finden. Ich habe halb Europa bereist, vierzehn Jahre an verschiedenen Kulturhauptpunkten im Auslande verlebt und kein einziges Buch in weltabgeschlossener Studierstubenluft aus dem Kopfe „herausgesponnen". Ebenso sind Bleibtreu, Alberti, Mackay, Friedrichs, Bahr, die beiden Suttner, Fran Boy-Ed, Sophie Junghans und viele andere Schriftsteller von Rang weitgereiste Herrschaften von umfassender Welt- und Lebenskenntnis. Die Ernstschen Behauptungen sind eitel Flunkerei.

ich nicht irre, ist er früher Reporter gewesen; und hier hätte er allerdings Gelegenheit gehabt, seinen Blick für die sozialen Erscheinungen zu schärfen. In der That hat er das eifrige Bemühen, wie Zola den Menschen als Produkt des Milieu aufzufassen; wobei allerdings schwer zu sagen ist, wie weit die direkte Nachahmerschaft geht.*)

Unter den ersten Vorkämpfern wäre dann noch zu nennen M. G. Conrad, der in geistreichen Feuilletons für die neue Richtung Propaganda machte, in seiner Produktion aber über den guten Willen nicht hinauskam.**)

Charakteristisch ist überhaupt für die neue Schule in Deutschland: Bewußt ist ihr, daß das Alte gänzlich wertlos und untauglich ist; allein dieses Bewußtsein wird meistens nicht durch klare Überlegung vermittelt; es entsteht mehr instinktiv durch Vergleichung mit den übrigen gleichzeitigen Litteraturen. Daher ein großes Geschrei gegen die Vertreter des Alten, das aber meistens unklar und phrasenhaft ist. Bedeutende produktive Talente lassen sich fast gar nicht erkennen; meistens ist es nur etwas höchst Mittelmäßiges, was geleistet wird, zum Teil wahrhaft unglaublich matte Werke.***)

*) Also „Kretzer kopiert einfach", es ist aber „schwer zu sagen, wie weit die direkte Nachahmerschaft geht". Das ist nun zum Anbeißen lagisch. Ein Kopist, dessen — Nachahmerei sich nicht kontrolieren läßt! Die Wahrheit ist, daß Kretzer in seinen „Beiden Genossen" die erste und beste, spezifisch deutsche und bis zur mangelhaften Stilisierung grab ariginale Arbeiter-Novelle geschrieben hat, welche die neue deutsche Litteratur überhaupt besitzt. Kretzer ist zuerst nicht Reporter, sondern wirklicher Handarbeiter gewesen und ist als Schriftsteller ein durchaus selbstgemachter Mann. Seine Kenntnis der Arbeiterwelt ist eine ursprüngliche und keine reflektierte wie bei dem Thealogen Paul Ernst. Seine Erzählungstechnik hat mit dem Vartrag Zolas nicht die geringste Ähnlichkeit.

**) Was meine „Produktion" im künstlerischen Wortsinne betrifft, so lege ich entscheidendes Gewicht bezüglich der Frage, ab ich über den „guten Willen hinausgekommen" oder nicht, lediglich auf meine bis jetzt erschienenen vier Bände Novellen und fünf Bände Ramane und auf die Sammlung kritischer Stimmen, die einigen meiner Bücher beigeheftet sind. Man vergleiche auch, was meine Novellen betrifft, das Urteil meines persönlichen Gegners Wolfgang Kirchbach, der in seinem kritischen Sammelwerk „Ein Lebensbuch" (München 1885) meine novellistischen Schriften nicht mit Zala, sondern mit — Musset vergleicht!

***) Diese Behauptung ist ebenso dumm wie dreist. Dieser Kritikfabulist scheint noch keinen Raman von Alberti aber Walloth, um nur diese Feuergeister zu nennen, die von Temperament und Leidenschaft überströmen, in der Hand gehabt zu haben. Und Bleibtreus klassisches Novellenbuch „Schlechte Gesellschaft" oder Mackays „Moderne Staffe" — „etwas höchst Mittelmäßiges"! Das glaubt dem werten Herrn Ernst nicht einmal das älteste Schaf im Deutschen Reich. Und so wird den deutschen Arbeitern moderne Litteraturgeschichte vorgetragen van einem Extheolagen, der nicht einmal einen ehrlichen Dunst von der Sache hat. Ja, wenn's mit Rabulisterei gethan wäre!

Auseinanderzuhalten von den direkten Nachkommen Zolas sind die lyrischen Bestrebungen, eingeleitet durch die Brüder Hart. Viel Neues ist hier freilich nicht zu finden; es ist im wesentlichen das Alte, nur mit größerem Talent gemacht. Bezeichnend für diese lyrische Schule ist auch die Anknüpfung, welche sie an die Sturm- und Drangperiode macht; schon hieraus geht hervor, daß es nicht eigentlich moderner Geist ist, der sie treibt. An die Brüder Hart schloß sich eine große Reihe ähnlicher Talente an, Wilhelm Arent, Karl Henckell, Paul Fritsche, Erich Hartleben u. a.; ganz selbständige Elemente stehen neben ihnen, wie Freiherr von Liliencron u. s. f. Einige aus dieser lyrischen Richtung wurden durch die Arbeiterbewegung beeinflußt und begannen, Gedichte mit revolutionären und sozialdemokratischen Tendenzen zu veröffentlichen, wie Holz, Henckell, Mackay, der später Anarchist wurde, u. a. Alle sehr talentvoll, aber ohne eigentlichen tieferen Einfluß auf die Bewegung, welche namentlich auf den Roman und auch auf das Drama hintrieb. Manche, wie Conradi, wandten sich später auch dem Roman zu, aber mit sehr wenig Erfolg.

Da die Anhänger dieser lyrischen Richtung sämtlich sehr jung waren und mit großem Selbstbewußtsein auftraten, boten sie natürlich den schlauen Spießbürgern die schönsten Gelegenheiten zum Spotten. Und der Spott wurde denn auch reichlich über dieses „junge Deutschland" ausgegossen.

Mit ziemlich geringem Talent, aber desto stärkerer Lunge und größerer Fixigkeit im Schreiben ausgerüstet, wußten Karl Bleibtreu und Conrad Alberti ein gewisses Aufsehen zu erregen. Die Beiden sind etwas älter als die Lyriker-Generation und etwas jünger wie Kretzer und Welten; sie vereinigten sich bald mit Conrad und schufen sich in der Monatsschrift „Die Gesellschaft" ein Organ, während die Versuche der lyrischen Richtung, sich eine Zeitschrift zu gründen, verschiedentlich fehlschlugen.

Die Clique der „Gesellschaft", zu welcher außerdem noch Conradi u. a. desertierten, zeigte bald eine entschiedene Physiognomie: in der Produktion den für die ganze Richtung fast typischen Would-be Naturalismus; in der Kritik Kampf gegen die alte Kunst und Verherrlichung des Naturalismus, aber beides unklar und phrasenhaft; in politischer Beziehung ist die Richtung — man kann sagen: freikonservativ; vor allem aber stößt sie gewaltig in die Reklametrompete. Die völlige Unklarheit über alle in Frage kommenden Dinge bezeichnet vielleicht am besten Conrad Alberti; Hauptmitarbeiter der „National-" und „Weser-Zeitung", donnert er in der „Gesellschaft" über — die Bourgeoispresse; mit Bleibtreu zusammen erfindet er ein litterar-histo

riſches Geſetz, das ſchon längſt von dem allbekannten Taine angewendet iſt, u. ſ. f.*)

Die Situation war nunmehr dieſe: Welten und Kretzer ſtehen ziemlich allein da; indeſſen haben beide, namentlich der erſtere, von dem ein Novellenband z. B. ſechs Auflagen bis jetzt erlebt hat, ihr feſtes Publikum. Die lyriſche Richtung hat eine Zeitlang eine Clique gebildet, die aber zuletzt auseinander geſtoben iſt. Die Clique der „Geſellſchaft" iſt feſt geſchloſſen. Ein eigentliches Publikum haben indeſſen die beiden Richtungen nicht; nur ausnahmsweiſe erlebt ein Buch von ihnen eine zweite Auflage.

Unterdeſſen macht ſich der Einfluß einer neuen ausländiſchen Litteratur geltend, der norwegiſchen. Namentlich Ibſen und Björnſon ſind es zunächſt, welche Aufſehen erregen.

Die Beiden ſind — in der Geſtalt, in welcher ſie auf Deutſchland Einfluß hatten — durch die norwegiſche Frauenbewegung emporgehoben; es iſt das radikale Kleinbürgertum Norwegens, das in ihnen zu Worte kommt: eine relativ tüchtige und kräftige Klaſſe, an der noch nicht der Verweſungsgeruch des deutſchen Spießbürgers zu bemerken iſt. Die Aufführung der „Geſpenſter" in Berlin 1887 ſchuf eine zahlreiche und begeiſterte Ibſengemeinde, deren Agitation durch das polizeiliche Verbot des Stückes auf das kräftigſte unterſtützt wurde. Sehr charakteriſtiſch für die Wandlung des Publikums in dieſer Beziehung iſt das Benehmen Oskar Blumenthals; nachdem er 1887 in einer Kritik geſchrieben hatte: „Abſcheulichkeit an Abſcheulichkeit . . . rohe Beherztheit . . . peinlich . . . nur wer in ſeinen Neigungen ſo tief heruntergekommen wäre, wie jene greiſen Lüſtlinge, die nur unter Rutenſtreichen ihr Blut erwärmen, konnte an dieſen dramatiſchen Geißelungen Geſchmack finden" — führt er jetzt als Theaterdirektor „Nora" als Kaſſenſtück auf und bemüht er ſich um Freigebung der „Geſpenſter".

Die norwegiſche Dichtung, welche jetzt ihren Einzug hält, iſt Problem-

*) Der Unſinn, den hier Herr Ernſt über „die Clique" meiner Zeitſchrift zuſammenfaſelt, iſt ſo überwältigend grotesk, daß man kaum darauf zu erwidern vermag. Die „Geſellſchaft" mit ihren bis jetzt über zweihundert Mitarbeitern aus allen Ständen und Klaſſen, das freieſte und weiteſte Organ, das ſich der moderne Geiſt, ſo weit die deutſche Zunge klingt, geſchaffen — und „eine Clique"! Ein Blatt, das wie kein zweites im Deutſchen Reiche allen ehrlichen Arbeitern des Geiſtes offen ſteht, welcher politiſchen Meinung ſie auch ſein mögen, das ohne eine Spur von Engherzigkeit die kühnſte Rede und Gegenrede geſtattet, — und „eine Clique"! Und das nennt dieſer extheologiſche Kritikus wohl der Wahrheit die Ehre geben und ſeine ſozialdemokratiſchen Leſer aufklären über die wirklichen Litteraturzuſtände in Deutſchland? Niemals ſind die Leichtgläubigen ſchmählicher irregeleitet worden! —

dichtung; sie stellt sich bewußt in den sozialen Kampf und spielt auch wirklich in demselben eine wichtige Rolle. Aus diesem Grunde tritt das soziale Moment in ihr natürlich sehr hervor, und infolgedessen findet eine Berührung mit dem französischen Naturalismus statt: der Mensch wird in seiner Beziehung zum Milieu aufgefaßt. Allein man sieht überall, daß das nicht authentischer Grundsatz ist, sondern durch andere Verhältnisse von außen hineingetragen wird. Es sind im Grunde keine naturalistischen Menschen mit Fleisch und Blut, welche Ibsen und Björnson schaffen, sondern idealistische Tendenzpuppen mit etwas Hysterie.

Die Hysterie beginnt jetzt überhaupt in der Litteratur eine große Rolle zu spielen, eingeleitet durch die Ibsen und Björnson und weitergeführt durch die russischen Dichter und dann durch die neuesten Franzosen.

Fast unmittelbar, nachdem man die Norweger gastlich aufgenommen hatte, kamen die Russen in Mode. Da es sich hier nicht um Theaterstücke handelte, welche in Berlin mit einem Schlage Aufsehen erregen und dann durch den Berliner Enthusiasmus auch in der Provinz bekannt werden, sondern um Romane, so war der Prozeß der Modewirkung langsamer. Der erste Anstoß wurde wohl durch die Übersetzung des „Raskolnikow" von Dostojewski gegeben; Turgeniew, der schon früher Einfluß erlangt hatte, war nicht genug spezifisch russisch, um Epoche zu machen. Dostojewski und Tolstoi gelangten nunmehr zur litterarischen Herrschaft.

Gleichzeitig begannen die früheren Autoritäten zu verblassen; über Zola ist man schon so ziemlich hinaus; an Ibsen beginnt man eben zu zweifeln; die Russen herrschen augenblicklich unbestritten.*)

Die Ästhetik der Russen ist naturalistisch; aber sie haben noch ein Besonderes; das ist ihr intuitivistischer Zug. Sie beschränken sich nicht auf die — Zola sagt „wissenschaftliche" — Darlegung des Individuums aus dem Milieu; das ist nur das Gröbste; sie dringen noch viel tiefer ein in die eigentliche Seele des Dargestellten und legen diese mit allen ihren Falten und Fältchen auseinander; alles Geheimnisvolle, Triebhafte, Unerklärliche

*) „Die Russen herrschen unbestritten"! Wo? Auf dem Theater? In den Leihbibliotheken? Im Feuilleton der Tagespresse? In der „Freien Bühne" der Herren Brahm und Compagnie? Wir glücklichen Süddeutschen merken bei uns wenigstens nichts davon. In der „Gesellschaft" haben sie nie geherrscht und werden sie nie herrschen. Wir sind sogar so frei, den Grafen Tolstoi abgeschmackt und langweilig zu finden. — Und was Ibsen und Björnson schaffen, sind ausschließlich „idealistische Tendenzpuppen mit etwas Hysterie"? O Sie gesunder Kenner und theologischer Unfehlbarer, Ihre Kritikasterei ist schlimmer, als Hysterie, denn sie ist offenbarer Gehirnschwund. —

wird geschildert; und naturgemäß, während die Franzosen mit ihrer Sucht, alles aus dem Milieu zu erklären, oft platt werden, werden die Russen mit ihrer Manie, alles aus dem tiefsten, unerforschtesten Innern herauszuholen, oft pseudo-tiefsinnig. Eine Notwendigkeit für die russische Art ist auch, daß der Dichter im letzten Grund immer nur sich selbst schildern kann, denn das Triebhafte kann man eben nur an sich selbst studieren. Dadurch werden aber bedenkliche hysterische Erscheinungen erzeugt. Zu allem kommt noch eine eigentümliche Sozialphilosophie, welche sie beherrscht, Ideen von einer Art christlichem Kommunismus, Rückschrauben der Kultur u. s. f. Auch in dieser Philosophie steckt viel Hysterisches; so namentlich die allgemeine Liebesseligkeit.

Das Publikum ist für die Hysterie aber sehr empfänglich. Man muß sich überhaupt vorstellen, daß es sehr nervöser und empfindlicher Natur ist; alles macht auf dieses Publikum Eindruck, das Heterogenste, was es geben kann. Die häufigen Wendungen und Schwenkungen macht überhaupt nicht das ganze Publikum mit, sondern natürlich nur der empfindlichste und nervöseste Teil; von den ersten Zolajüngern bis jetzt hat immer eine Auswahl stattgefunden; die unempfindlicheren blieben stets zurück; und man muß bedenken, daß überhaupt von Anfang an die Weiber das größte Kontingent zu diesem Publikum stellten.

Gleichzeitig gerät in Frankreich der Zolasche Naturalismus ins Wanken; die „Symbolisten", „Dekadenten" und „Intuitivisten" lösen ihn ab.*) So weit ich verfolgen kann, stehen sie sämtlich mehr oder weniger unter dem Einfluß der Russen, welche durch M. de Voguié einen sehr geschickten Interpreten für Frankreich bekommen haben. Außerdem greift man wieder auf die Vorgänger Zolas zurück, namentlich Flaubert, die Goncourts und Stendhal.

1889 erschien ein Band Skizzen von Arno Holz, einem Deserteur aus der lyrischen Richtung, und Johannes Schlaf, „Papa Hamlet", welcher zu den vorhandenen eine neue Richtung inaugurierte und der aus den bisherigen Einflüssen zu verstehen ist.

Das Wesentliche in dem Buch war die neue Form; es wurde hier der Versuch gemacht, durch reine Wiedergabe des äußerlich Wirklichen ein künstlerisches Bild zu schaffen; also es werden gegeben: die Reden der Personen; kurze Notizen über die Umgebung; ihre Bewegungen werden erzählt; weiter

*) „Lösen ihn ab"! Ist das eine Ablösung, wenn neben einer stämmigen Eiche schlanke Tannen und Fichten aufwachsen oder allerlei kleineres Pflanzenwerk ins Kraut schießt? Die Eiche bleibt Eiche und behauptet ihren wurzelmächtigen Standort, was auch ringsum an neuer Vegetation sich zeigen möge.

Digitized by Google

nichts; namentlich nicht der den früheren Naturalisten der Zolaschen Schule so wichtige psychologische Zusammenhang und auch nicht die intime Seelengeographie der Russen.

Ganz ohne Vorbilder ist das nicht; namentlich die Manier von Flaubert im „Saint Antoine“ und die Art der Gyp haben gewisse Ähnlichkeiten mit dieser Methode.

Holz und Schlaf sind das, was man „reine Künstler“ nennen kann, Fanatiker der Form, die alle anderen Bestrebungen neben den rein formalen verachten; sie halten sich deshalb fast absichtlich und ängstlich von allem fern, was sie hiervon abziehen könnte, namentlich von allem Sozialen, trotzdem Holz, wie seine früheren Gedichte beweisen, sich zur Sozialdemokratie bekennt.

Aber der Einfluß des Sozialen machte sich schon dadurch bemerkbar, daß sie in dem allgemeinen Zuge stehen. Die Abhängigkeit des Menschen von seinem Milieu, wie sie bei Zola erscheint, gestaltet sich bei ihnen so, daß Persönlichkeit und Milieu geradezu verschwimmen.

Jedoch, um diese Zusammenhänge klar zu machen, muß ich mir eine scheinbare Abschweifung in die Philosophie erlauben.

Die alte Kunst faßt den Menschen als einzelnes Individuum mit einem freien Willen. Sie nennt das „Charaktere schaffen“. Der Mensch hat bei ihr einen Charakter, man weiß nicht woher — der Wille ist ja frei — und nach diesem prästabilierten Charakter handelt er.

Die Lehre vom „freien Willen“ ist durchaus kein bloßes Schuldogma, wie es scheint, sondern ein Abglanz wirklicher Verhältnisse; sie ist das Produkt einer Zeit, wo die Intelligenz vom sozialen Leben entfernt war und — jeder philosophiert nur aus seinen eigenen Erfahrungen heraus — demgemäß den Zusammenhang ihres Wollens mit ihrem sozialen Müssen nicht merkte; so war es, als die Intelligenz in den Klöstern saß und so lange sie eine Art Schmarotzerleben an Höfen und bei Mäcenen führte. Erst als die Litteratur Ware wurde und die Schriftsteller von ihrer litterarischen Produktion lebten, gingen ihnen die ökonomischen Beziehungen auf, und damit die Erkenntnis, daß das Wollen des Menschen durch die Verhältnisse bedingt ist, in denen er lebt. Allerdings fand der „freie Wille“ auch jetzt noch häufige Kämpen, aber nur unter den Theologen und Juristen und was mit ihnen zusammenhing und mit ihnen den Kampf für gewisse notwendige Fiktionen der bürgerlichen Moral führte. Alle übrigen in der Intelligenz, die sich freier halten konnten, wandten sich immer mehr der Anerkennung der sogenannten Unfreiheit des Willens zu; der sogenannten, denn mit der Freiheit verschwindet schließlich der Begriff des Willens selbst, und es bleibt nichts übrig, als eine Reihe kausal verbundener Wahrnehmungen; ein Teil

von ihnen, der früher zusammengefaßt als „Ich" eine besondere Stellung eingenommen hatte, sinkt zu dem Wert der übrigen Wahrnehmungen zurück. So wird im alten Naturalismus bei Zola die Persönlichkeit aus dem Milieu erklärt, nachdem sie in dem früheren Idealismus als absolut hingestellt war; in der neuesten Richtung verschwindet sie ganz; sie ist gleichwertig mit dem Milieu, und das Gespräch einer Person hat für den Schriftsteller nicht mehr Bedeutung, wie das Knacken eines Stuhles.*)

Notwendig kommt man auf diese Weise zur Technik der Momentphotographie. Ein Interesse haben nur noch die Wahrnehmungen, und Aufgabe der Künstler wird es jetzt, die Wahrnehmungen der Momente möglichst vollständig zu Papier zu bringen. Was früher behagliche, zusammenhängende Erzählung, Schilderung, Auseinandersetzung, Darlegung war, das verwandelt sich jetzt in eine Reihe unzusammenhängender, blitzartig aufgefaßter, nervöser Szenen.

So etwas kann man natürlich nicht jedem Publikum bieten; eine derartige Kunst verlangt eine reizbare, nervöse, schnell assoziierende, empfängliche Gesellschaft, eben jene siebenmal destillierte Gesellschaft, welche sich aus den geschilderten Wandlungen seit dem Einflusse Zolas gebildet hat, natürlich ein sehr kleiner Kreis — man nennt es mit dem Kunstausdruck „Gemeinde".

Von selbst drängte diese Manier zum Dramatischen; nicht zum Drama, sondern zur dramatischen Form. Diesen nächsten Schritt that Gerhard Hauptmann mit seinem Stück „Vor Sonnenaufgang".

Hauptmann ist in diesem Stück noch weit entfernt von der feinen, nervösen Kunst in „Papa Hamlet", er geht hier noch sehr derbknochig einher; er läßt sich sogar vom Sozialen so beeinflussen, daß sein Stück ein Tendenz- und Problemstück wird, ganz noch in der Manier von Ibsen und Björnson. Der neuen Art entsprechend ist nur die Sprache.

Die Technik der Momentphotographie einmal anerkannt, mußte die Sprache eine ganz neue werden; wenn man die wirklichen Wahrnehmungen des Moments wiedergeben wollte, so mußte man auch die wirkliche Sprache der Menschen geben, man mußte die Menschen so sprechen lassen, wie sie wirklich sprechen, und nicht, wie sie etwa schreiben würden. Die Richtung hat denn auch einen konsequenten Impressionismus der Sprache ausgebildet; und da aus unten anzuführenden Gründen Hauptmanns Stück ein großes

*) Für welchen Schriftsteller, großer Verschweiger von Namen und Werken, wo sie gerade am deutlichsten und lautesten ausgesprochen werden müßten, — für welchen Schriftsteller? Wir bitten um greifbare Beweisstücke!

Aufsehen erregte, während der Novellenband von Holz und Schlaf relativ unbeachtet vorübergegangen war, so knüpfte sich an dieses Stück und seine Sprache eine sehr lebhafte Bewegung.

Da das Stück Tendenzstück ist, so ist es nötig, über seinen Inhalt Etwas zu sagen. Der Held ist einer jener wohlmeinenden bürgerlichen Idealisten, welche sich einbilden, Sozialdemokraten zu sein; er hat sich eine eigene, zum teil etwas komische Moral zugerichtet, von der er meint, daß sie sehr radikal ist, weil sie sehr radikal aussieht.

Die Tendenz ist sehr bezeichnend; der idealistischer empfindende Teil des Bürgertums wird zur Sozialdemokratie getrieben; daß die Betreffenden nun wirkliche Sozialdemokraten sind, ist ja natürlich nicht zu verlangen; ein Dichter hat eben andere Dinge zu thun, als Nationalökonomie zu studieren.*)

Das Hauptmann'sche Stück würde wohl gleichfalls auf den engsten Kreis der „Gemeinde" beschränkt geblieben sein, wenn ihm nicht ein besonderes Glück passiert wäre durch Gründung der „Freien Bühne".

In Paris hatte ein Theaterenthusiast, Antoine, ein „Théâtre libre" gegründet, wo er naturalistische Stücke, die sonst nicht gegeben wurden, aufführte. Die äußere Form war ein Verein, die Mitglieder bezahlten einen Jahresbeitrag, von dem die Stücke und die Kosten der Aufführungen bestritten wurden. Einige Berliner Schriftsteller, welche der neuen Richtung nahe standen, beschlossen, den Versuch einer ähnlichen Unternehmung für Berlin zu machen in Gestalt einer „Freien Bühne". Das Publikum, welches sich sehr schnell dazu einfand, bestand zum teil aus den oben geschilderten Kreisen, zum teil auch aus den in jeder großen Stadt vorhandenen gewöhnlichen Premierenbesuchern. „Vor Sonnenaufgang" wurde von der „Freien Bühne" aufgeführt und erregte ein großes Aufsehen und einen großen Skandal; mit einem Male war jetzt die neue Richtung aus dem engen Kreise ihres Anhanges in die weitesten Schichten des Berliner Bürgertums gedrungen; die Buchausgabe wurde rasend gekauft — in kurzer Zeit fünf Auflagen — das Stück wurde auf einem andern Theater öfter wiederholt u. s. s. Das böotische Berlin war mit einem Male Litteraturstadt geworden und Karl Frenzel, einer der anerkanntesten Vertreter der alten Richtung und Redakteur der „Nationalzeitung" jammerte: „wir gleiten abwärts auf der schiefen Ebene zum sozialen Staat . . . man hätte nur sehen

*) Wiederum eine selbstgefällige Behauptung ins Blaue hinein! Es sind uns bereits eine Anzahl jüngerer Schriftsteller und Dichter bekannt, die in der Nationalökonomie jedenfalls solider beschlagen sind, als Herr Ernst in der Kritik und wohl auch in der Wirtschaftslehre. —

müſſen, mit welcher Begeiſterung die Zuſchauer die ſozialdemokratiſchen Tendenzen annahmen . . ."

Eins der nächſten Stücke der „Freien Bühne" war dann ein Drama von Holz und Schlaf, „Die Familie Selicke". Die Sprache war nun nicht mehr neu; deſto neuer war die dramatiſche Technik. Mit der alten Technik war völlig gebrochen; es war nur das Prinzip befolgt: ein einfaches Stück Leben, wie es iſt, auf die Bühne zu bringen, mit allem im Sinne der alten Kunſt Nebenſächlichen und Überflüſſigen. Bemerkenswert iſt auch das Fehlen jeder Tendenz; die Künſtler kommen hinter ihrem Werk in keiner Weiſe zum Vorſchein.

Es folgte dann noch ein neues Stück von Hauptmann, „Ein Friedensfeſt", welches eine Entwicklung des Dichters nach der Seite von „Familie Selicke" zeigt.

Halb und halb dieſer letzten Richtung zuzurechnen iſt auch Hermann Bahr, der nach einem ſehr ſchwachen ſozialiſtiſchen Tendenzſtück „Neue Menſchen", jetzt mit einem Roman „Die gute Schule" hervorgetreten iſt, in welchem das Beſtreben nach Anſchluß an die neueſte ruſſiſch-franzöſiſche Richtung ſehr erkennbar iſt. —

Gerade in der Kunſt, wo die rein geiſtigen Beeinfluſſungen ſo ſehr eine Hauptrolle ſpielen, iſt es natürlich ſehr ſchwer, überall die materialiſtiſchen Beziehungen nachzuweiſen. Sehr oft wird ein Künſtler, ſogar eine Schule, beeinflußt durch einen andern, der ganz anderen ſozialen Verhältniſſen entſprungen iſt. Oft gehen da die ſonderbarſten Kreuzungen vor. So iſt z. B. Turgeniew in ſeiner letzten Zeit von Boccaccio abhängig geweſen. Auch ſpielen da die Selbſttäuſchungen und die Myſtifikationen durch die herrſchende Phraſe eine große Rolle. Z. B. die gegenwärtige ruſſiſche Litteratur iſt entſtanden in den vierziger Jahren und hängt eng mit dem Aufſchwung des Bürgertums, Aufhebung der Leibeigenſchaft, dem Liberalismus Alexanders II. zuſammen; aber ſie hat teilweiſe Allüren, die dem geradezu widerſprechen; ſogar Turgeniew, in dem neben Piſſemski die bürgerlichen Tendenzen der Richtung am klarſten hervortreten, hat ſehr oft Stoffe aus dem Proletariat, und in einer Behandlung, wie ſie ein begabter ſozialiſtiſcher Schriftſteller nicht anders haben würde.

Wenn ich alſo einige Züge zu einer materialiſtiſchen Deutung der gegenwärtigen litterariſchen Bewegung in Deutſchland gebe, ſo geſchieht das nur mit großer Reſerve.

Zunächſt das Publikum.

Großenteils beſteht es aus Weibern, da die Männer ſchon ſeit einer Generation ſich an der Litteratur nicht mehr beteiligen; hauptſächlich infolge

der größeren Thätigkeit und vermehrten Sorgenlast, welche der Rückgang ihrer Klasse ihnen auferlegt. Indessen sind natürlich auch Männer darin.

Diese Leute sind „Idealisten"; aber es ist ein Idealismus auf der materiellen Basis des Nichtsthuns, mit dem man es hier zu thun hat. Diese Leute sind gebildet; sie haben schrecklich viel gelesen; sie haben ihre „eigene Meinung", namentlich auch in politischen und sozialen Dingen; sie sind vorurteilsfrei; sie „stehen auf der Höhe der Zeit". Namentlich viele jüdische Elemente sind unter ihnen. Sie fühlen sich als die geistige Elite der Nation. Im Grunde eine Gesellschaft, die sehr harmlos ist, hinter der aber auch nichts steckt.*)

Die Schriftsteller sind durchgängig junge Leute, mit gleichfalls sehr starkem Selbstbewußtsein, die gleichfalls sehr viel gelesen haben und gleichfalls ihre „eigene Meinung" besitzen. Es sind die idealistischen Elemente der Bourgeoisie, als Schriftsteller überhaupt, besonders als Vertreter einer noch nicht durchgedrungenen Richtung, deklassiert; wobei eine Wechselwirkung stattfindet: weil sie deklassiert sind, stehen sie idealistisch der Bourgeoisie gegenüber und interessieren sie sich für das Proletariat, und weil sie das thun, sind sie deklassiert. Teilweise glauben sie, mit ihrem Interesse dem Proletariat sehr viel zu schenken, und sind nicht wenig stolz auf ihre „Mission". Mit großer Vorliebe werden Stoffe aus dem Proletariat behandelt; zum Teil ist das schon bestimmende Moderichtung geworden, so daß die Stoffwahl direkt unter dem litterarischen Einfluß geschieht und durch die sozialen Momente so wenig bedingt wird, wie etwa die große Vorliebe für trunksüchtige Individuen, oder in der russischen Litteratur für Wahnsinnige.

Die Schriftsteller der Richtung sind jung und sind der Regel nach Deklassierte. Die Bohême ist das soziale Milieu, aus dem die neue litterarische Richtung hervorwächst — wie das übrigens auch in Norwegen mit der neuen Generation der Fall ist. Das Publikum rekrutiert sich aus bestimmten, durch eine gewisse Intelligenz und Freiheit ausgezeichneten Schichten des Bürgertums.

Daß sich aus diesen Elementen die Litteratur der Zukunft entwickeln wird, ist natürlich kaum anzunehmen. Das Prophezeien ist ja freilich ein

*) Nein, absolut nichts. Ganz hohl, leer. Selbstverständlich. Herr Ernst behauptet's, das genügt. Vollkommen. Nur hinter Paul Ernst, der einen solchen Gallimathias verzapfen darf, und hinter jenen Genossen, die einen solchen Gallimathias um gutes Geld erwerben und mit gutem Appetit verdauen, steckt etwas ganz Enormes. Leider ist dieses Enorme nicht ganz so „harmlos", wie die von Herrn Ernst so überaus nichtig und lächerlich befundene Gesellschaft. —

gewagtes Ding.*) Aber sehr wahrscheinlich wird die Richtung über ein beständiges Experimentieren nicht hinauskommen. Die Kunst der Zukunft wird auf ganz anderen sozialen Grundlagen aufgebaut sein."

* * *

Soweit der vortreffliche Herr Ernst Paul. Zu seiner Charakteristik wollen wir nur noch anführen, daß er ein fleißiger Mitarbeiter der Brahmschen Wochenschrift und zur Zeit emsig daran ist, die Berliner Volkstribüne höchst geistreich zu Tode zu redigieren. Und nun zu einem Alten aus dem gleichen Unfehlbarkeits-Orden!

In einem „Brief aus Berlin" vom 17. Februar 1891 giebt Herr W. Liebknecht in der gleichen „Neuen Zeit" folgenden kritischen Erguß zum Besten:

Sagen Sie uns doch einmal Ihre Meinung über das „jüngste Deutschland!" wurde ich dieser Tage sehr dringend aufgefordert, und da dies nun schon mindestens das dutzendste Mal war, so will ich, wenn auch nicht meine ganze Meinung, doch Einiges davon sagen.

Ich habe das „junge Deutschland" gekannt, welches aus dem Boden des noch jugendfrischen bürgerlichen Liberalismus hervorgewachsen ist. Und als ich erfuhr, daß nun ein „jüngstes Deutschland" erstanden sei, da dachte ich, es müsse zu dem modernen Sozialismus in einem ähnlichen Verhältnis stehen, wie weiland das „junge Deutschland" zu dem inzwischen auf dem Aussterbeetat gesetzten Liberalismus, dessen Weltanschauung mehr und mehr von der sozialistischen verdrängt wird. Da ich keine Zeit habe ins Theater zu gehen und nicht dazu kam, die Vorstellungen der „Freien Bühne" zu besuchen, so blieb ich längere Zeit bei diesem meinem Glauben, bis ich, meiner Unwissenheit mich schämend, daran ging, die mir von Freunden des „jüngsten Deutschland" empfohlenen „besten Stücke" der Hauptvertreter dieser Schule zu lesen, — und da wurde mir denn eine gründliche Enttäuschung bereitet. Ich will weder Namen nennen, noch mich jetzt in eine litterarische Kritik einlassen, — ich will nur feststellen: der Hauch der sozialistischen, oder meinetwegen auch nur der sozialen Bewegung ist nicht auf die Bühne des „jüngsten Deutschland" gedrungen.

Die Fragen, welche das lebende Geschlecht in zwei schroff einander gegenüberstehende Heerhaufen trennen, sind für das „jüngste Deutschland" nicht vorhanden. Und, wenn wir von dem gemeinsamen Zeitgepräge ab-

*) Schadet nicht. Wagen Sie's nur immerhin, Herr Ernst, das Prophezeien. Es steht Ihnen sicher so gut wie das Übrige, und auf etwas mehr oder weniger Blamage kommt's auch nimmer an. —

ſehen, das jede Epoche den ihr entſtandenen Schöpfungen des Geiſtes aufdrückt, könnten die Bühnenſtücke des „jüngſten Deutſchland" ſehr wohl auch einer früheren Periode entſtammt ſein, in der es noch keine ſozialiſtiſche Bewegung gab. Das einzig Junge am „jüngſten Deutſchland" iſt ſein Name.

Wer die dramatiſchen Werke Shakeſpeares kennt, der kennt das England der Königin Eliſabeth und die Kulturwelt am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ſpiegeln ihre Zeit wieder. Wer die Bühnenſtücke des „jüngſten Deutſchland" inwendig und auswendig kennt und nur ſie kennt, der weiß nichts von der Gegenwart, dem iſt ſie ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch — wie dem „jüngſten Deutſchland" ſelbſt. Die Thatſache ſteht feſt — Jeder, der unbefangen urteilt, wird mir beipflichten müſſen — und wenn man genauer nachdenkt, erſcheint ſie auch ſehr natürlich.

Daß die Gedanken und Gefühle, die in der Gegenwart jeden denkenden und fühlenden Menſchen beherrſchen, und um welche der „große Kampf der Zeit" gekämpft wird, — ein Kampf der Geiſter und Intereſſen, von dem man mit weit mehr Recht ſagen kann, daß an Ausdehnung und innerlicher Kraft ſeines Gleichen auch nur annähernd niemals geweſen iſt — daß dieſe Gedanken und Gefühle, die, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, „in der Luft liegen und überall herausſchwitzen", nicht auf die Bühne des „jüngſten Deutſchland" gedrungen ſein ſollen, hat auf den erſten Blick etwas Rätſelhaftes. Allein gerade die Intenſivität und Allgemeinheit des Kampfes giebt den Schlüſſel des Rätſels. Noch zwar hat das Prophetenwort des Dichters vom ſcharf abgegrenzten „Hüben" und „Drüben" ſich nicht vollſtändig verwirklicht, aber mit Sturmeseile nähern wir uns der Erfüllung, und Alles, was von dem Odem der Zeit angeweht worden iſt und Kraft hat zu kämpfen, das kämpft „hüben" oder „drüben". Und der Kampf ſchließt die Kunſt aus. Man kann nicht zween Herren dienen: nicht gleichzeitig dem Kriegsgott und den Muſen. „Leier und Schwert" vertragen ſich zur Not miteinander während der Romantik des Freiſcharengeplänkels vor dem ernſthaften methodiſchen Krieg, — wäre jedoch Theodor Körner nicht ſchon auf der Schwelle des Krieges erſchoſſen worden, im Krieg ſelbſt würde er die Leier nicht lang mitgeführt haben.

Genug — ſo mächtig iſt die Anziehungskraft der Schlachtrufe, die heute in den zwei Lagern der kämpfenden Welt ertönen, daß, wer den Ruf vernommen hat, ihm auch folgen muß, — folgen, wie der Schiffer dem Lockgeſang der lieblichen, goldlockigen Loreley, — und daß er, keinen Blick rückwärts gewandt, nur vorwärts ſchauend nach dem Feind, ſich hineinſtürzen muß in den Strudel der wogenden Schlacht.

Das alte, junge und jüngste Deutschland — ohne „Gänsefüßchen“ — welches für die soziale Bewegung ein Verständnis hat, kämpft, und das welches nicht kämpft, hat kein Verständnis für sie. Und das kämpfende Deutschland hat keine Zeit zum Dichten.

Ich weiß, ich werde da auf manchen Widerspruch stoßen — ist doch neulich ein Produkt des „jüngsten Deutschland“ — „Sodoms Ende“ in einem hiesigen Blatt mit „Figaros Hochzeit“, der ewig jungen Revolutions-Ouverture verglichen worden! Von der Gegenwartsgeschichte gilt das Voltairesche Wort von der fable convenue — dem konventionellen Märchen — in vielleicht noch höherem Maße als von der Vergangenheitsgeschichte. Unsere Zeit ist nicht bloß die Zeit wunderbar üppigen, an die Urwelt erinnernden organischen Wachstums, sondern auch nicht minder üppig sich bethätigender künstlicher Mache. Zu keiner Zeit ist so fleißig und so viel gewebt worden am Webstuhl der Zeit — zu keiner Zeit war aber auch die Warenfälschung so verbreitet, so raffiniert und so methodisch. — Lassen wir nun das „jüngste Deutschland“ und wenden wir uns einem Thema zu, das uns mit wirklicher Jugend und Jugendkraft in Berührung bringt — — —“

* * *

Da haben wir die Kritikgescheitigkeit der Sozialdemokratie à la Liebknecht. Sie ist nicht ganz so profund und frechschnauzig wie die des Herrn Paul Ernst, läßt aber an Voreiligkeit und Absprecherei ins Blaue hinein auch nichts zu wünschen übrig. Man sieht aus diesen Proben, daß der sozialdemokratische Größenwahn und Unfehlbarkeitsdünkel auch auf litterarisch-kritischem Gebiete schon recht verlockende Früchte zu zeitigen beginnt.

Wir geben noch eine dritte Probe, worin, im Gegensatz zu der Zolaverachtung des Herrn Paul Ernst, der Franzose Zola über den Schellenkönig gelobt und der vaterländischen realistischen Kunst die dichterische Kraft und der sittliche Ernst schlankweg abgesprochen werden.

Im nichtpolitischen Teil der „Münchener Post“ erschien jüngst ein nicht unterzeichneter Aufsatz „der sozial-naturalistische Roman“ mit folgendem Wortlaut:

„Im Vordergrund jeder Dichtung steht der Mensch, in seinem Hassen und seinem Lieben, seinem Streben und seinem Irren. Aber der Mensch ist nicht aufzufassen als Einzelwesen, man muß ihn sehen, im Verhältnis zur Gattung, im Verhältnis zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu seinen Lebensbedingungen.

Sieht man den Menschen auf diese Weise an, im Zusammenhang mit

den äußeren Lebensumständen, so berücksichtigt man, wie der Franzose sich ausdrückt, das Milieu, d. h. man erklärt den Menschen als ein Produkt seiner Zeit und seiner Lebensweise. Schon der große Materialist Vogt hat gesagt, „der Mensch ist die Summe von Eltern und Ammen, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Licht und Schall".

Noch größere Wirkung auf das Einzelwesen als die äußeren Umstände konstatieren jedoch die allmählich weiter um sich greifenden, immer tiefer Wurzel fassenden sozialökonomischen Forschungen, der Sozialismus. Der Sozialismus berücksichtigt nicht nur die natürlichen, sondern auch die sozialen äußeren Umstände. Die Herrschaft des Kapitals hatte begonnen und bestimmte die Lebensweise der arbeitenden Klasse und damit deren Empfindungsleben. Niedergedrückt, erstickt wurde das Innenleben des Arbeiters durch die kapitalistische Produktionsweise, die Überarbeit erschlaffte Geist und Körper, Krankheiten entstanden infolge der schlechten Nahrung, der atembenehmenden stickigen Luft in den Fabriken. Der Mensch hatte aufgehört ein Individuum zu sein, er war Klassenmensch geworden, weniger noch, ein Produkt, eine Sache, verstümmelt durch die Knechtung des Kapitals. Gegen diese Beobachtung konnte sich nun die Dichtung nicht verschließen, als oberste Verkünderin der Leiden der Menschheit, als Anklägerin, als Richterin. Der Sozialismus als Wissenschaft wurde in der Dichtung zum sozial-naturalistischen Roman. Und unter den Dichtern dieser Schule steht in erster Reihe, als Führer, als Meister: der Franzose Emil Zola. Er hat in seinen Werken, vor allem im „Germinal", den Menschen als Produkt der Lebensweise geschildert, unterjocht vom Druck der Verhältnisse. Nicht die Arbeiter sind für ihre Verbrechen und Laster verantwortlich, sondern der Moloch Kapital, der alle mit Drachengift angeifert und wehrlos und willenlos macht. Zola zeigt die arbeitende Klasse als hingewürgtes Opfer des Kapitalismus. Hier steht der französische Dichter auf demselben richtigen Standpunkt, wie der Sozialist Engels, der da sagt: „Dafür, daß ihre Moralität den Versuchungen nicht widersteht, sind die niederen Klassen ebensowenig zu tadeln, als wenn ihr Körper infolge der schädlichen Einflüsse ihrer Umgebung den Typhus bekommt." Durchweg sind bei Zola die Arbeiter mitleiderregende Opfer, prostituiert durch das Kapital. Einzelne, oder auch viele, werden einwenden, daß auf diese Weise die freie Verantwortung des einzelnen Menschen aufhört, daß der Verbrecher zuletzt selbst ein Opfer und kein Verbrecher sei. Und wäre diese Annahme so falsch? Ist's nicht ungerecht, die äußeren Umstände so gar nicht zu berücksichtigen, die den Verbrecher zum Verbrecher gemacht, ist's nicht ungerecht, das Milieu außer acht zu lassen? Das Individuum im Bann des Milieu zu schildern — das ist die

hohe, sittliche Aufgabe des sozial-naturalistischen Romans. Leider hat die deutsche naturalistische Schule ihre dichterische Mission, anzuklagen und zu trösten, bis jetzt ganz außer acht gelassen. Sie schildert, wie sich eine Kokette ihr Strumpfband abnimmt, oder ihr Korsett anzieht — als Opfer der heutigen gesellschaftlichen Lebensweise wird das Mädchen nicht erklärt. Teils fehlt die dichterische Kraft, teils der sittliche Ernst. Einen sozial-naturalistischen Roman hat Deutschland noch nicht aufzuweisen. Dessen ungeachtet hat ein Organ der jüngstdeutschen Litteratur den Mut, folgenden Passus niederzuschreiben: „. . . ist es meine ernste Überzeugung, daß Zola für unsere junge aufstrebende deutsche Litteratur nicht länger als Führer angesehen werden kann. Vor Allem ist Zola ein viel zu unbedeutender, viel zu wenig wahrhaftiger Psychologe, ein gar zu tief in unfruchtbare Schwarzseherei geratener Melancholiker, ein zu schwerfälliger, umständlicher pedantischer Berichterstatter und Wissenschaftler, als daß er nicht von der überall auf Individualismus, Fortschritt und frische freudige Beweglichkeit ausgehenden deutschen Litteratur durch eine chinesische Mauer geschieden sein sollte." Also, man erklärt dem sozial-naturalistischen Roman den Krieg, ihm und seinem Schöpfer Zola. „Zola kann nicht mehr als Führer angesehen werden." Gut, wenn es die deutschen jungen Dichter so wollen. Wir halten aber an Zola fest; denn er hat uns Wirkliches geschaffen. Die „Jüngstdeutschen" vertrösten uns aber immer auf die Zukunft. Da das Gebiet des sozial-naturalistischen Romans aber noch lange nicht erschöpft, wollen wir die Zukunft der deutschen naturalistischen Schule abwarten. Vielleicht geht es doch noch mit ihr."

* * *

Der ungenannte Verfasser dieser Studie befleißigt sich wenigstens eines anständigen Tones. Auch hat der Mann ein gutes Herz, er giebt uns noch nicht ganz auf. Im Punkte positiver Kenntnis in dem, was der Naturalismus bis heute in Deutschland Starkes und Schönes hervorgebracht, ist er freilich auch kein großer Held und wollte man ihm ordentlich auf den Zahn fühlen, er würde mit Glanz durchs moderne Litteraturexamen fallen. Er kennt keine anderen modernen deutschen Autoren als solche, welche nichts weiter schildern, „als wie eine Kokette ihr Strumpfband abnimmt oder ihr Korsett anzieht" — damit verrät er eine Belesenheit in unserem neuesten Schrifttum, die ihm höchstens den letzten Platz auf der Eselsbank der Litteraturbeflissenen sichern würde. Immerhin ließe sich mit diesem Manne noch am ersten reden. Obwohl auch er das Kind mit dem Bade ausschüttet, macht er doch nicht den Eindruck des Fanatikers wie seine

Genossen vom sozialkritisch-litterarischen Handwerk. In einigen seiner Andeutungen steckt ein Körnchen ehrlicher Wahrheit. Aber man wird uns Modernen die Unbescheidenheit gestatten müssen, daß wir den Sozialdemokraten gegenüber, die im Fordern niemals faul gewesen sind, mit diesem Körnchen uns nicht zufrieden geben. Wir fordern, so weit menschenmöglich, die ganze Wahrheit, die volle Ehrlichkeit! Und wir fordern sie nicht bloß für irgend eine Partei, wir fordern sie unterschiedslos für das ganze Volk! Das ist unser Standpunkt.

Politik der Kraft und Politik der Angst.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Politik von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Im Frühjahr dieses Jahres erschien eine anonyme Broschüre mit dem sonderbarem Titel „Die Europäische Angst und die Neue Politik“.*) Das Buch kam zu einer bösen Zeit heraus, zu einer ängstlichen Zeit, zu einer Zeit, da Crispi gegangen war, da Frankreich anläßlich der Ausstellungsaffaire bewies, daß seine Politik noch immer von Pariser Gassenjungen gemacht wurde, da belgische und russische Regierungsblätter von „höchster politischer Spannung“ sprachen, da die „Hamburger Nachrichten“ die Sprüche des Alten vom Berge Friedrichsruh orakelten, da der lateinische Aufsatz abgeschafft war. In dieser ängstlichen Zeit las kein Mensch über „europäische Angst“, denn wozu erst lesen, was man selbst fühlte?

Und so las kein Mensch dieses Büchlein. Nur die Kreuzzeitung beschimpfte es wacker, und das ist ja in den Kreisen der Geistesaristokratie stets ein Beweis, daß das Büchlein — nicht schlecht sein kann.

Unser Anonymus hat sich nicht begnügt, das allgemeine Gefühl der politischen und sozialen Unsicherheit mitzufühlen, sondern als Denker, als psychologischer Denker wollte er sie erklären. Und er thut das in einem Stil, der an Ungleichmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, zuweilen, blendendscharf, fein pointiert mit einer Dosis überlegenen sarkastischen Humors, ein Stil, dessen Klarheit Nietzsches Einfluß verrät, dann wieder

*) E. Pierson, Dresden 1891. 102 S. 2 M.

bohrend, ächzendschwer und schwerfällig, träge und unverdaulich wie Kants Kritik der Vernunft, dieses Musterbuch für Philosophen vom Stil der Stillosigkeit.

Was den Verfasser auszeichnet, ist eine energische feste Männlichkeit, die aus jeder Zeile spricht. Er ist ein Mann, ja, sogar ein Starker! Er will nicht überzeugen, nicht als „Gehirnraubtier" wirken, das fremde Intellekte und Meinungen mit den Tatzen gegen die Wand drückt. Überzeugen wollen ist ihm eine romantische Grille; der Hauptwert einer Idee liegt nicht darin, daß sie eine fremde intellektuelle Anlage paralysiert, fremde Ideen zur trägen Annahme seiner selbst zwingt, nein, je mehr Gegenwerte sie auslöst, um so gewaltiger ist sie. Das waren immer die stärksten Ideen, die den stärksten und längsten Widerspruch hervorgerufen haben. Und so bin ich überzeugt, mir den Dank des Autors zu verdienen, indem ich zuweilen — widerspreche.

Drei Gedanken sind es, die sich durch seine oft allzu dialektischen Auseinandersetzungen hindurchschlängeln. 1) Die Ratlosigkeit der alten Politik, 2) Die Notwendigkeit einer neuen, 3) Auf welche Weise vernichtet man in der Gegenwart die „Europäische Angst".

Der Verfasser ist so sehr Psychologe, daß er eine psychologische Analyse der alten Politik giebt, ohne sie durch historische Beispiele zu erläutern. Er sagt, die alte Politik sei eine Machtpolitik, und lehnt es leider ab, sich mit dem drallen Rüstzeug des empirischen Wissens, der Geschichte, zu bewaffnen.

Bis auf die Gegenwart war alle Politik eine Machtpolitik, eine Hammerpolitik. Der Wille zum Leben ist die erste Triebfeder für die Entstehung der Politik gewesen, denn die Natur bot nicht genug dar, um alle Ansprüche auf das Leben mühelos zu stillen. In demselben Augenblick, wo der primitive Mensch sich ein Begehren versagen mußte, wo seine Instinkte nicht mehr rein und ungedämmt zur Explosion kommen konnten, mußte er das erste Kompromiß des Lebens abschließen. Das ist der Anfang der Politik zwischen Natur und Mensch. Die Natur in ihrer unverrückbaren ehernen Totalität konnte dem primitiven Menschen mit seinen primitiven Sinnen und Werkzeugen noch kein Zugeständnis machen — erst in höhern Kulturstufen zwang der Mensch die Natur zu Zugeständnissen — sondern der Mensch war es, der zuerst die Ahnung von einer Gewalt außerhalb seines Ichs bekam, die seine Instinkte an ihrer vollen Explosion hinderten. Hier haben wir eine Entstehungsursache des politischen Angstgefühls in der primitiven Zeit. Vor dem Gewitter verkriecht sich der Urmensch — wie die Australneger noch heute —, die Dunkelheit fürchtete er u. a. m. Diese rein aus physiolo-

gischen Gründen entspringende Angst hat der Autor völlig außer acht gelassen. Er giebt, freilich psychologisch meisterhaft — eine Analyse der Entstehung der psychologischen Angst!

Er entwickelt die Entstehung des Begriffes der „Kraft" und des „Feindes" und giebt einen wertvollen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Gefühle. Vorhin legte ich die Anfänge der Politik zwischen Mensch und Natur dar, der Verfasser giebt die Anfänge einer Politik zwischen Mensch und Mensch an. In dem Augenblick, wo das reine Instinktleben des Tiermenschen die ersten Ansätze zum Intellekt aufweist, liegen die Anfänge einer Politik zwischen gleichen Individuen. Aber leider erklärt der Verfasser nicht, wodurch die ersten Ansätze zur Einschränkung des reinen Instinktlebens entstanden sind. Einfach da, wo ein Individuum dem andern die Erfüllung seines Begehrens versagte, wo er ihn hinderte, seine Nahrungs- und Paarungsbedürfnisse zu stillen, wo er ihn aus dem Gleichmaß seines Lebensbehagens herausriß. Hier entwickelt sich zuerst die Ahnung von dem Begriff des Kampfes, der Kraft, des Feindes. Zum erstenmale das Aufeinanderstoßen der Begriffe „Kraft" und „Schwäche", beidemal mit betäubend neuen Gefühlen begleitet, von dem Gefühl des „Siegreich sein" und des „Besiegt sein". Fast wie Nietzsche erblickt der Verfasser hier die Keime der politischen Moral, der Moralpolitik. Der Starke, noch im Genuß des neuen behaglichen Gefühls des Siegers, dekretierte laut und öffentlich sein Gefühl und seine That für „gut", die Bestrebungen des Schwachen für „schlecht", während der Schwache, noch im niederschmetternden Gefühl des Besiegten — aber aus Angst nur insgeheim — sein Wollen für „gut", das der Starken für „böse" ansah. Von dem Augenblick an, wo die Begriffe der Stärke und Schwäche zuerst aufeinander platzen, entwickeln sich zwei Arten der Politik, eine Politik der Kraft und eine der Schwäche. Die ganze Weltgeschichte ist ein buntes wechselvolles Widerspiel für diese beiden Arten der Politik.

Und doch waren beide nur Differenzierungen der einen ewigen Politik, der Politik, welche Ansammlung von Machtwerten bedeutet. Beide führten einen erbitterten Kampf. Nach und nach fanden sich, gefördert durch ein gemeinsames Glücksbehagen, die Starken zu einer Partei der Starken zusammen, ebenso die Schwachen zu einer Partei der Schwachen, verbunden durch das gemeinsame Band der Schwäche, des Angstgefühls. In dieser Auswahl steckt fein verborgen das nietzscheanische Prinzip des Aristokratismus, das darwinistische Prinzip der individuellen Auslese. Nun standen sich eine Minoritätspartei der Starken, und eine Majoritätspartei der Schwachen gegenüber. Zur Aufrechterhaltung ihrer willkürlich sich angeeigneten Machtbe-

ſugniſſe „machten“ die Starken zum erſtenmale Politik. Sie hypnotiſierten die Maſſe, ſie ſuggerierten ihnen die Idee ein, daß ſie die Starken, die Auserwählten ſeien, ohne welche die Schwachen wehrlos ſind; ſie erfanden allerhand Maßregeln und Geſetze, alles nur zum „Beſten“ der Maſſe, und ehe ſich dieſe es verſah, war ſie eingeſchnürt durch Ketten, die die Starken „Staat“ nannten. Die Starken bewieſen ihnen, daß die Kriege eine „göttliche“ Einrichtung ſeien und von Zeit zu Zeit „machten“ ſie Kriege, um wieder einmal ihre Exkluſivität „ad oculos zu demonſtrieren“. Dafür kennt ja die Römiſche Geſchichte viele Beiſpiele. Natürlich waren die Ausüber der Politik der Kraft nur Vertreter der „Tugend“, der politiſchen wie der moraliſchen! Daher das dröhnende Pathos Napoleons von der Tugend des „Empire“. Daher erklärte Robespierre, als er die höchſte Macht erreicht hatte, indem er ſich auf ſeine Männerbruſt pathetiſch ſchlug: „Die Tugend war ſtets in der Minorität auf Erden“. Und das hatte doch nichts zu beſagen, als die Macht, die Kraft, ſei nur in den Händen von wenigen! O, dieſe politiſche Tugend, die ſo eminent politiſch iſt, und doch ſo wenig Tugend!

Aber die Majorität der Schwachen erfand ſich gleichfalls eine eigene Politik, eine Politik der Angſt, des Gehorſams, der Heuchelei, des Kratzfußes. Das war die richtige Lakaienpolitik. War ſie das nur, ſo war ſie der Machtpolitik ungefährlich, jedoch in demſelben Augenblicke, wo ſie „moraliſch“ wurde und „tugendhaft“, da wurde ſie gefährlich, da wurde ſie ſtark! Die Schwachen appellierten an die Ritterlichkeit der Starken, an die „Nobleſſe“ der Edeln (des Adels), und in der That, wo ſie ſich ſelber heuchleriſch als die Überſchwachen, die Starken als die Überſtarken hinſtellten, nahmen ſie graziös, recht katzengraziös, den Starken die Waffen aus der Hand. Der Schwache, der ſchreit, daß er krank, elend, ſchwach ſei, bringt ja ſeinen ſtarken Verfolger immer zum Stillſtand, zum Mitleid und damit zur Thatloſigkeit! Und ſo regiert der Schwache, Ängſtliche, den Starken, Mutigen. So regiert in der Gegenwart die Politik der Angſt die Politik der Kraft. So hat ſie die Politik der Kraft pathologiſiert, entmannt!

Während der Verfaſſer bis hierher ſich nur in der primitiven Weltanſchauung des Tiermenſchen bewegt hat, und mit feinſtem Spürſinn allerlei Probleme pſychologiſch aufgeworfen und auf ſeine Weiſe gelöſt hat, überſpringt er eine Rieſenſpanne Zeit und ſteht nunmehr mit beiden Füßen kraftvoll im derben Erdreich der Gegenwart.

Bismarck iſt ihm der letzte und brutalſte Ausläufer der Kanonen- und Hammerpolitik. Aber ſeit zirka 15 Jahren iſt ſeine Politik nicht mehr [illegible]nutzbar geweſen, weil ſie keine politiſche Politik mehr war. Sie glaubte

dadurch ihre Macht zu zeigen, daß sie Angst erregen wollte. Und doch war es nur Angsterregung aus — Angst. Diese Politik hat sich überlebt, weil sie unpsychologisch war. Sie hat geglaubt, weil sie im Innern mit der Politik der Ängstlichen fertig wurde, daß auch das Ausland gleich politisch zu behandeln sei. Aber der Gegner kennt ja auch bereits den Kniff aus seiner eigenen Erfahrung. Wie man diese unpolitischste aller Politiken noch „Real"-politik nennen konnte, ist dem Verfasser einfach unverständlich. Es ist nur formale Politik. Bismarck konnte sie noch vor 25 Jahren anwenden, als das junge, bärenkräftige Preußen einen weiteren Rock brauchte, als es noch Carrière machen wollte und konnte, indem es Land verschlingen wollte. Jetzt ist das Ziel erreicht, neues Land ist nicht mehr zu holen — es sei denn in Afrika — aber nachdem der Zweck erreicht war, hat man leider die Mittel nicht weggeworfen, jene „Real"politik, jene Hammerpolitik der „Büffelnatur" Bismarcks.

Wie unpsychologisch jene formale, mechanische Politik war, zeigt der Verfolgungswahn der europäischen Nationen, zeigen die 13 Millionen Soldaten, die schlafen und wachen mit dem Finger am Gewehrhahn, zeigen die Milliarden, die der Militarismus jährlich verschlingt, zeigt die allgemeine „Europäische Angst" vor einem Weltkrieg, nein, — nicht die Furcht vor einem Kriege, sondern die Furcht vor der Möglichkeit eines Krieges, eine Furcht, die fast alle Starken zu Schwächlingen erniedrigt, die die soziale Gefahr immer vergrößert, den Welthandel schwindsüchtig macht, die Furcht, die sich sogar nach einem Kriege sehnt, um sich von sich selber zu befreien.

Dieser politische Verfolgungswahn ist nur auszurotten, so argumentiert unser Anonymus, durch eine — neue Politik.

Die Zeit des historischen Begriffs der Stärke ist vorbei! Er plaidiert für den Anfang eines Sozialismus der Seelen und des Verstandes, wo die Gegensätze zwischen stark und schwach als rein formale erkannt und vernichtet würden. Es giebt keine Gegensätze mehr. Nach dem Gesetz der ökonomischen Kompensation schafft sich jeder Wert seinen Gegenwert, der ihn vernichtet. Deshalb muß die neue Politik, eine Politik der Schwäche und Stärke zugleich, eine neue Kultur, eine lyrische Kultur eröffnen, wo infolge des Wegfalls der beengenden Herdennormen ein neues, reines Instinktleben wieder möglich werden wird, jene Kultur, die eine liebevolle Vereinigung von Individualismus und Sozialismus sein muß, in der der Wille zur Macht, der aus dem Willen zum Leben ursprünglich hervorgegangen ist, reumütig und gebessert sich wieder als Instinkt, als Wille zum Leben äußert. Man wird nicht mehr Kultur „machen" wollen, sondern sie wächst wie die Blume des Feldes. Dann wird es keine individuelle Unterdrückung mehr

geben, dieses historisch überlieferte, aber unkulturell gewordene Mittel. Dann wird die romantische Hammerpolitik abgelöst werden von der neuen, von der psychologischen Politik!

Es ist mehr Ahnung von einem Neuen, als ein wirklich Neues, das der Verfasser als „neue" Politik ausgiebt. Nur soviel ist klar, daß es sich nicht mehr darum handelt, dem Gegner Angst einzujagen, sondern ein ruhiges, nicht aufdringliches — und dabei oft doch so angsterfülltes — Kraftgefühl zu zeigen. Auf die Hammerpolitik, eine psychologische Toleranzpolitik, unter diesem rein humanen Banner, glaubt der Verfasser, werden die Staatsschiffe der Zukunft segeln.

Aber neben diesen rein hypothetischen Grübeleien und Anregungen giebt der Verfasser doch auf die dritte Frage, wie die europäische Angst bereits jetzt zu beseitigen ist, eine Antwort mit praktischen, höchst merkwürdigen Vorschlägen. Die europäische Angst ist nur zu verbannen durch einen Internationalismus! Er glaubt an ein einstiges Werden einer europäischen Volksseele, er glaubt, daß die Politik der nächsten Jahrzehnte eine internationalistisch-patriotische sein wird. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Ist Patriotismus, wenn er sich auf das internationale Europa ausdehnt, noch Patriotismus? Ich sage nein. Internationalismus, der, wie der Verfasser bemerkt, schon im europäischen Dreibund vorgebildet sein soll, ist wohl möglich als Ausdruck einer Interessenpolitik, aber nicht einer Gefühlspolitik, deren reinster Ausdruck ja das Heimatsgefühl, der Schollenpatriotismus ist.

Somit giebt der Verfasser als ein neues Ziel der „neuen" Politik an: Rassenausgleichung und Kampf gegen alles, was sich diesem Ziel widersetzt.

Und auch dafür giebt er einen praktischen Vorschlag an, einen Vorschlag, der gleichzeitig die Furcht vor dem Kriege, die „europäische Angst" aufhebt. Dieses Mittel ist die Presse! Zur praktischen Ausführung der Annäherung der nationalen Rassen ist die Einwirkung der Presse notwendig, die einem neuen internationalen Patriotismus das Wort reden soll. Die Presse ist der Ausfluß der öffentlichen Meinung. Nur diese hat das Recht, über die Kriege zu bestimmen. Wenn also die ganze europäische, internationale Presse die Meinung der Völker auf gleiche Weise bearbeitet, kann die europäische Angst beseitigt werden, denn niemand wünscht den Krieg (trotzdem er, wie Bleibtreu in seinem hochbedeutenden und gedankenreichen Buche „Zur Psychologie der Zukunft", Kap. 1, nachwies, mit einem Schlage den Welthandel regulieren würde). Dazu freilich ist es notwendig, daß die äußere Politik ihre diplomatische Heimlichkeit verliert und nicht mehr von etwa 100 Ministern, Geheimräten in Frack oder Unterrock gemacht würde, sondern öffentlich, durch die Presse!

Frankreichs Politik giebt dem Verfaſſer Recht, aber eben nur Frankreichs! Dort zeigt die Pariſer Preſſe alljährlich, wie ſie die öffentliche Stimmung meiſtert, dieſe wieder die Regierung, ſo daß in der That die Pariſer Preſſe die erſte iſt, die im Sinne des Verfaſſers Politik „macht". Der Verfaſſer iſt zwar überzeugt, daß von allen politiſchen Mächten die europäiſche Preſſe die größte Zukunft hat, doch hat er die Frage offen gelaſſen, wie die alte Diplomatie ſich ſelbſt der Preſſe ausliefern wird. Das wird im Königtum nie und nimmer geſchehen, wohl aber vielleicht in einer ſozialiſtiſchen Geſellſchaftsordnung. Daß in einer ſolchen die Preſſe und die Publiziſten die hervorragendſte Rolle ſpielen, das hat auch bereits Bleibtreu in ſeiner „Pſychologie der Zukunft" überzeugend bewieſen. Und auch die franzöſiſche Revolution zeigt, daß höchſten Einfluß und ſtärkſte Macht nur zwei Menſchenklaſſen erlangten — Advokaten und Publiziſten, d. h. die Schwätzer und die Schreiber! . . .

Aus der Zeit für die Zeit.

Kritiſche Dokumente, geſammelt von Max Herold.

(Berlin.)

Ich habe eben Italien bereiſt und auch die dortigen Arbeiterverhältniſſe ſtudiert. Ich muß denn auch von vorherein feſtſtellen, daß ſie namentlich in Oberitalien geradezu erbärmlich ſind. Übermäßig lange Arbeitszeit, 14—16, ja ſogar 18 Stunden täglich arbeiten und dabei ſo wenig verdienen, daß nicht einmal eine allein ſtehende Perſon anſtändig leben und von einer Familie ernähren gar keine Rede ſein kann. Infolge der langen Arbeitszeit ſind natürlich tauſend und abertauſend Arbeitſuchende überflüſſig geworden. Dieſe gehen dann in das Ausland, um dort das Arbeiterelend zu vermehren. Sie finden in Fabriken, bei Eiſenbahnen, Bergwerken und Ziegeleien leicht Arbeit, denn bei ihrem anſpruchsloſen Leben, zu dem ſie gezwungen ſind, kommen ſie leicht mit dem allergeringſten Lohn aus. Erſtens brauchen ſie keine anſtändige, teure Wohnung, keine des Menſchen würdige Lagerſtätte, in einem Stadel leben ſie, wir würden ſagen in einem Stall. Tag für Tag arbeiten ſie von früh 3 oder 4 Uhr bis abends 8 Uhr ohne gute Nahrung, nichts als Polenta, vielleicht auch etwas Käſe und Milch. Erſparen können ſie ſich nichts, der Lohn iſt zu gering, die Unter-

nehmer beuten dieſe Leute auf das Gewiſſenloſeſte aus; „Morgenſtund' hat Gold im Mund'", aber nur für den Arbeitgeber.

Es muß einem wahrhaftig das Herz im Leibe wehe thun, wenn man das ſonnige Italien betrachtet, dieſes Land der Kultur und guten Bodenbeſchaffenheit, dort, wo Milch und Honig fließt, aus deſſen Boden ſo viel Erquickendes und Ernährendes emporſprießt. Dieſes Land, von dem Dichter jubelnd ſchreiben, iſt nicht im ſtande, ſein Volk zu ernähren. Natürlich hängt das mit der übertrieben langen Arbeitszeit und mit der ſchlechten Schulbildung zuſammen. Außerdem muß noch feſtgeſtellt werden, daß neben dem Elend der Luxus der Geldbarone eine große Rolle ſpielt, denn dieſe ſind es ja, welche dieſe große Not über die Sklaven — denn für mehr ſind ſolche Menſchen nicht anzuſehen — gebracht haben. Der Mittelſtand iſt in Italien wie weggefegt, nichts als Arbeiter und Millionäre, und dieſe üben ihre ganze Gewalt über die von Elend halb verhungerten Untergebenen aus. Sie ſchreiben einfach vor, ſo lange muß gearbeitet werden, ſo viel wird bezahlt, und damit Punktum; natürlich nur gerade ſo viel, daß ſie nicht verhungern, und das heißt man Freiheit, Recht und Geſetz. Beſonders muß hervorgehoben werden, daß von den ſogenannten Ordnungsparteien in Italien für den Arbeiter noch nichts gethan worden iſt. Die Arbeiter ſollten ſich organiſieren und ſo vereint dem Raub- und Ausbeutungsungetüm Kapital den Krieg erklären. Denn von ſelbſt thun dieſe menſchenfreundlichen Kapitaliſten nichts, das ſieht man in allen Ländern, in welchen die treibende Sozialdemokratie noch keinen feſten Boden hat, es muß eben alles erzwungen werden.

* * *

Von den bäuerlichen Verhältniſſen im bayeriſchen Oberſchwaben wird uns folgende Schilderung entworfen von einem Manne, der ſein ganzes Leben inmitten des Landvolkes zubringt und mit der Lebens- und Denkweiſe desſelben ganz vertraut iſt.

— — — Es iſt richtig, ſie beſteht noch in manchen Exemplaren, jene typiſche Figur, der behäbige frühere Hofbeſitzer, zugeknöpft mit tellergroßen Silbermünzen bis an den Hals, dem in ſeiner frommbornierten Duſelei jede neue Idee ein Greuel iſt, und auf den die Herren Rückwärtsmänner ſo große Hoffnungen ſetzen. Aber die Verhältniſſe wiſchen einen um den anderen dieſer kleinlichen, kurzſichtigen, egoiſtiſchen Filze von der Bildfläche fort, und ſo gut als die Lederhoſe, der Wadenſtrumpf, der meterlange Rockflügel und der haarige Hut in unſerer Gegend ſchon größtenteils moderner Kleidung Platz gemacht haben, gerade ſo gut ſetzt ſich nach und nach die neue ſozia-

liſtiſche Weltanſchauung in den Köpfen der Landbewohner feſt, wie in den Köpfen der ſtädtiſchen Arbeiter.

Es kann auch gar nicht anders ſein, denn die trotz künſtlicher Verteuerung der Produkte der Landwirtſchaft ſich zuſehends verſchlimmernden Verhältniſſe der Landleute bilden auch hier den Boden, auf dem dieſe Anſichten geraten und gedeihen.

Zu früheren Zeiten vererbten ſich die bäuerlichen Anweſen nach dem Ableben des Vaters meiſtens auf den älteſten Nachkommen, während weitere Sprößlinge leer abziehen mußten. Heute wird das Anweſen geſchätzt, das Vermögen ziemlich gleich unter die Hinterbliebenen gerichtlich verteilt und der Übernehmende iſt nun ſtatt des behäbigen Bauern ein „notiges" Schuldbäuerlein, falls es ihm nicht gelingt, einen großen Geldſack einzuheiraten. Im etwa vorhandenen Hölzbeſtande wird Raubwirtſchaft getrieben, die Waldparzellen werden an Säger und Holzhändler verkauft, und die Privatwaldungen nehmen rapide ab. Den Geſchwiſtern muß ihr Erbteil ausbezahlt werden, es wird „Bankgeld" auf erſte Hypothek aufgenommen, und weiterer Bedarf wird auf zweite und dritte Hypothekſtelle von Privaten beſchafft, und ſo hat ſich ein ſehr großer Teil der Ökonomen jahraus, jahrein abzurackern und abzukümmern, um die Zinſen zu beſchaffen, die der Kapitalismus frißt. Zum Herbſt und Winter ſtellen ſich auf den Dörfern die „Gütermetzger" ein, die Hofhändler, ungetaufte und getaufte Juden (letztere ſind von der ſchlimmeren Sorte). Mancher Anweſensbeſitzer, der bisher unter günſtigen Verhältniſſen gehauſt hat, vielleicht keine Nachkommen beſitzt, ſich nicht mehr viel ſorgen und nicht mehr arbeiten mag, verkauft nun an dieſe „Zertrümmerer" und zieht ſich als „Privatier" zurück.

Andere können es nicht mehr „verkraften", ſie wollen ſich „leichter machen" und verkaufen aus Not an die Güterhändler, die ihnen dann, nachdem ſie durch Verkauf der beſten Äcker und Wieſen den Rahm oben abgeſchöpft haben, wieder das ausgeplünderte „Hintergut" aufhängen.

Eine widerliche Szene bietet immer das Zertrümmern eines Anweſens durch die „Hofmetzger". Alle Sprecher und Unterhändler des ganzen Ortes werden von dieſen durchtriebenen Kerlen aufgeboten, um den Leuten die einzelnen Parzellen aufzuſchwätzen. Im Wirtshauſe werden Ströme von Gratisbier und Spirituoſen flüſſig gemacht, um der Überlegung der Käufer den Reſt zu geben oder vielmehr zu nehmen. Und ſo kaufen denn die Leute auf „Friſten", ein beliebtes Lockmittel. Viele der Friſtenkäufer können nun ſelbſtredend zu der bedungenen Zeit nicht zahlen, machen ein Loch zu, das andere auf, kommen immer mehr in die Schulden hinein, bleiben jahrelang von der Gnade der Händler abhängig, und ſo zieht das Kapital jährlich

Millionen aus dem Landvolke heraus! Die auf diese Weise nach und nach verarmenden Anwesensbesitzer müssen sich überall aufs äußerste einschränken.

Die Gemeindelasten sind mancherorts schon sehr drückende, und betragen die Gemeindeumlagen nicht selten hundert und weit über hundert Prozent der Staatssteuer. Die wenigsten Gemeinden können sich noch mit Einkünften, etwa mit Holzverkauf aus Gemeindewaldungen, helfen. Viele Gemeinden tragen schon heute schwere Armenlasten, obwohl die Gemeindearmen immer sehr kurz gehalten werden und häufig die bäuerliche Engherzigkeit fühlen müssen, so daß oft die vorgesetzte Behörde den Armenpflegern mores lehren muß. Und gerade hierin zeigen sich in der Regel die Frömmlinge, die ihr Geld für äußeren kirchlichen Pomp mit vollen Händen wegwerfen, als die rohesten und hartherzigsten.

Es ist für Fernerstehende unglaublich, wie weit die Ernährungsverhältnisse der mittleren und kleinen Leute auch auf dem platten Lande zurückgegangen sind. In größter Eile und schlecht zubereitete Hauptmahlzeiten sind an der Tagesordnung. Schlechtes Brot, Kartoffeln, Schnaps, Weißbier (und was für ein schreckliches Gebräu) bilden das „Bratessen". Fleisch giebt es in hiesiger Gegend auf dem Lande, mit Ausnahme von ein paar kirchlichen Festtagen, das ganze Jahr nicht. Doch ja, es giebt im Winter ab und zu einmal Fleisch, wenn eine alte Kuh im Hause geschlachtet werden muß, die so herunter gekommen ist, daß sie der Metzger nicht mehr kauft. Dieses Nahrungsmittel ist aber mehr Leder als Fleisch, weshalb ich es bald vergessen hätte, und in der Winterszeit wird auch auf den Dörfern oft Pferdefleisch hausiert.

Um bares Geld zu bekommen, um Zinsen, Steuern, Umlagen u. s. w. bezahlen zu können, sind die meisten Ökanomen gezwungen, alle ihre guten Produkte schleunigst, oft vor der Ernte zu verkaufen, um sich, die Ihrigen und die Dienstboten oder „Ehehalten" mit minderwertigen Nährmitteln zu erhalten.

In den letzten Jahren wurden in den meisten Gemeinden sog. Käseküchen (im Volksmunde Hungerküchen genannt) errichtet (Genossenschaftskäsereien). In diese Küchen tragen nun die Beteiligten oft den letzten Liter Milch, die dort zu Butter und Käse verarbeitet wird, die in alle Welt versandt werden. Wie es infolgedessen in den Haushaltungen aussieht, läßt sich leicht ermessen. Zu früheren Zeiten gab es dort Milch, Butter, Rindschmalz als Nahrungsmittel, heute werden die Mehlspeisen häufig mit Schweinefett und mit Surrogaten und Mischungen der bedenklichsten Art bereitet.

Die ländlichen Tagelöhner hatten früher zur Winterszeit Arbeits-

gelegenheit mit Dreſchen, Gſottſchneiden u. ſ. w. Das iſt nun vorbei, das wird in ein paar Tagen mit der Maſchine beſorgt. Ein Teil der Kleingütler und Tagelöhner findet noch in Privat- und Staatswaldungen zur Winterszeit Beſchäftigung, ſie erhalten aber beſonders in letzteren oft einen lächerlich geringen Lohn, oft nicht eine Mark per Tag.

In der Landwirtſchaft finden Tagelöhner größtenteils nur noch zur Erntezeit Arbeit, und da kommen jene Ökonomen, welche die Leute beſonders ſchlecht halten, allerdings oft in Verlegenheit. Beſſere Ökonomen jedoch, die ihre Leute anſtändig behandeln und ordentlich bezahlen können und wollen, die ihnen zu ihrer ſchweren Arbeit entſprechende Koſt verabreichen, finden auch hier leicht die entſprechenden Arbeitskräfte, die aber, ſobald die Ernte vorbei iſt, auch wieder entlaſſen werden.

Ein nicht geringer Teil der Ökonomen läßt zur Beihilfe zum „Maſchinen"-Dreſchen ſeine Kinder häufig zu Hauſe, ſtatt ſie in die Schule zu ſchicken, und zahlt ſchmunzelnd 10 Pfg. Strafe in die Schulkaſſe, da ja eine ſchulfreie Perſon mehr Lohn koſtet.

Die Arbeitszeit iſt für Tagelöhner und Dienſtboten, beſonders zur Erntezeit, eine übermäßig lange. Oft vor drei Uhr morgens ſchon geht es zum Mähen, und das Einfahren und Abladen dauert oft bis 9 Uhr, auch bis 10 Uhr. Außerdem haben beſonders die weiblichen Dienſtboten die Sonn- und Feiertage ſelten ganz frei, indem die täglichen Geſchäfte in Küche und Stall nicht ruhen können. Der Wochenlohn für erwachſene Dienſtboten ſchwankt zwiſchen 3—5 Mark, und ich glaube nicht, daß die Naturalverpflegung mit allem zuſammen täglich im Durchſchnitte 80 Pf. wert iſt. Die Schlafſtätten der Dienſtboten ſind meiſt erbärmliche Winkel. Ein Bretterverſchlag über einer Stallung oder auf dem Heuboden, in dem ſich außer der Bettlade keinerlei Möbel befinden, es ſei denn, daß der Dienſtbote einen Koffer oder gar einen Kaſten mitbringt, das bildet größtenteils die Behauſung des Dienſtboten.

Die Umgangsformen zwiſchen den „Herrſchaften" und den Dienſtboten ſind — rühmliche Ausnahmen immer zugeſtanden — noch die vorſündflutlichen, und es iſt oft empörend, zu hören, wie eine junge, unerfahrene Perſönlichkeit, die ſich Bauer oder Bäuerin nennt, geſetzte, tüchtige Dienſtboten wegwerfend behandelt, ſie „duzt", während ſie verlangt, von den „Ehehalten" per „Ihr" angeſprochen zu werden.

Unſere bayeriſche Dienſtbotenordnung iſt veraltet, und es durchweht ſie ſtellenweiſe noch der Geiſt der Leibeigenſchaft.

* * *

Und nun mit einem Sprung zu unseren irdischen Gegenfüßlern!

Das Paradies der Arbeiter (the workingman's paradise), mit diesem pompösen, verlockenden Namen pflegt die kapitalistische Presse Englands die Provinzen Australiens zu belegen, welches, nachgedruckt von der Presse anderer Länder, die Folge hat, daß die ankommenden Einwanderer aufs höchste enttäuscht sind, wenn sie nach kaum eintägigem Aufenthalt die Entdeckung machen, daß die Verhältnisse nicht wie geschildert, sondern gerade entgegengesetzte sind. Die kürzlich beendeten großen Streiks der Seeleute, Schiffs- und Werftarbeiter, sowie der Bergleute, welche als die wichtigsten Ereignisse anzusehen sind, die je auf der südlichen Erdhälfte stattfanden, haben nur zu deutlich bewiesen, daß die soziale Frage, die Magenfrage der arbeitenden Bevölkerung, in Australien so gut besteht, wie in irgend einem anderen Lande.

Während Zeitungen und kapitalistische Vertreter mit bewunderungswürdiger Keckheit die lange abgedroschene Phrase immer wieder herleiern: Der australische Arbeiter erhalte 80 Prozent des erzeugten Wertes, ist es eine Thatsache, daß der Bergmann keine 30, der in der Landwirtschaft beschäftigte Arbeiter nicht mehr wie 20 Prozent des erzeugten Reichtums erhält. Landwirtschaft und Bergbau aber sind die Haupterwerbszweige der Bewohner Australiens. Vor vielen Jahren war Australien in gewisser Beziehung ein Paradies für Arbeiter. Zu jener Zeit war sozusagen nur eine sehr geringe Einwohnerschaft im Lande, Zivilisation war fast unbekannt, es gab keine Eisenbahnen, die, zum Nationalreichtum beitragend, das Innere eröffneten, und es war thatsächlich fast kein Kapital vorhanden. Das Land, aus welchem heute der größte Teil des Reichtums besteht, war zu jener Zeit wertlos und die Städte waren noch nicht gebaut, die heute als ein Zeichen des Fortschritts angesehen werden. Trotzdem das Land armselig war, waren die Löhne hoch und die Armut unbekannt. Es ist Mode geworden, diese Thatsachen den Goldentdeckungen zuzuschreiben, die in jener Zeit stattfanden, aber das Goldgraben selbst war ein unprofitables Geschäft. In der reichsten Ära der großen Goldfelder war der Nationalreichtum Australiens im Verhältnis zur Einwohnerschaft nicht halb so groß wie heute, und Armut erschien erst, als die Zivilisation, mit all ihren Mitteln, den Erfolg zu begründen, auf der Bühne erschien. Schnell und staunenerregend war der Wechsel. Die Einführung von Maschinen setzte den Arbeiter, der bisher 100 Mark Wert pro Woche produziert hatte, in den Stand, 1000 Mark Wert zu produzieren und so fort, weil er eben mehr Wert produzierte, wurde sein Lohn erniedrigt. Durch den Bau von Eisenbahnen, welche das Land für Ackerbau, Handel und Verkehr eröffneten, wurde der bisher wertlose

Grund und Boden wertvoll, die Ausfuhr der erzeugten Produkte brachte dem Lande ein fortwährend steigendes Einkommen, wovon wiederum eine Folge war, daß der Arbeiter immer weniger für seine Arbeitsleistung erhielt und schließlich die „Arbeitslosenfrage" entstand.

Während es in den früheren Tagen thatsächlich unmöglich war, ein Leben zu führen ohne Arbeit, brachte die Zivilisation Ausbeuter und Blutsauger in Masse mit sich, welche auf Kosten ihrer Mitmenschen ein möglichst gutes Leben führen wollten. Alle veralteten Einrichtungen Europas waren bald eingeführt und Advokaten, Pfaffen, Agenten, Bankiers, Polizisten, Politiker, Soldaten, Pfandleiher und dergleichen gab es bald mehr als Wert produzierende Einwohner. Während früher auf 100 Konsumierende auch 100 Produzierende vorhanden waren, kamen jetzt von den Letzteren immer nur 50 auf 100 Einwohner; trotzdem aber, daß die Hälfte jetzt nicht produzierte, konnte der zum Produzieren willige Arbeiter keine Arbeit finden.

Die weiten Länderstrecken in einen Garten umzuwandeln, zu diesem Zwecke wurden Schiffsladungen von Menschen herbeigeschafft, die Erde wurde mehr oder weniger in fruchtbaren Boden verwandelt, trug so enorm dazu bei, den Reichtum des Landes zu vergrößern, aber die Hälfte der Einwohner wurde ärmer denn je zuvor. Jedes Mittel, welches von Politikern und Ökonomen vorgeschlagen wurde, um Australien in die Höhe zu bringen, wurde versucht, der Nationalreichtum stieg enorm und — neun Zehntel der Bewohner verschlechterten ihre Lage.

Das, was man früher als ein Mittel, Arbeit zu schaffen, gebraucht hatte: Kapital, war gekommen und was hatte es gebracht: Arbeitslosigkeit und niedrige Löhne.

Der heutige Arbeiter produziert durchschnittlich doppelt so viel wie der Goldgräber vor 40 Jahren, aber die goldenen Tage sind deshalb doch vorüber. Der Reichtum hat sich — im Verhältnis zu der Einwohnerzahl — verdoppelt und verdreifacht, es sollte deshalb das Einkommen eines Jeden entsprechend gestiegen sein, aber statt dessen sind die Löhne verringert, während die Rente noch fortwährend steigt.

Wenn der Arbeiter Australiens den Versuch macht, eine kleine Lohnerhöhung oder etwas bessere Arbeitsbedingungen zu erringen, schreit die Bourgeois-Presse: Aufruhr, Revolution, der Untergang der Gesellschaft und der Zivilisation stehen vor der Thür. —

Täglich, ja stündlich erhöht der Landbesitzer die Steuer, die er dem Mann auferlegt hat, der den Grund und Boden zum Nutzen der Gesamtheit bebaut und bepflanzt. Der Besitzer eines Stückchen Landes in der Hauptstraße der Stadt erhält heute eine Rente von 2000 Mark, wo vor

60 Jahren bloß 60 Mark gezahlt wurden. Es wird dieses als selbstverständlich angesehen, aber der Arbeiter, der heute 2000 Mark für seine Arbeit verlangen würde, aus dem Grunde, weil er oder sein Vater vor 60 Jahren 60 Mark erhielt, würde ins Irrenhaus gesteckt werden. Aber so ist es heute: Würde der Besitzer jenes Gebäudes noch 50 Prozent mehr verlangen, so würden die Zeitungen leitartikeln über den großartigen Fortschritt von Handel und Industrie, verlangt aber der Arbeiter, der das Dach jenes Hauses repariert, eine Lohnerhöhung von $2^1/_2$ Prozent, so ist er ein Unterwühler und Untergraber der gesellschaftlichen Ordnung und verdient, daß er ins Gefängnis gesperrt wird.

Es ist Fortschritt und Nationalwohlstand, wenn der Landbesitzer seine Rente verdoppelt und verdreifacht, wird aber dem kleinen Mädchen an der Nähmaschine der Lohn um 25 Prozent herabgesetzt, so ist es das unabänderliche Gesetz von Angebot und Nachfrage. „Gerade wie in Deutschland", möchte man sagen und doch entblödet sich eine feile Presse des In- und Auslandes nicht, Australien als das „Arbeiterparadies" zu proklamieren.

Der General der Heilsarmee.

(Mit dem Bilde von W. Booth.)

Von M. Goldstein.

(Berlin.)

Herr William Booth, der Begründer und Führer der englischen Heilsarmee, hat vor einiger Zeit in Berlin in einer großen Versammlung eine Rede gehalten. Sein Werk sei ein soziales. Er suche als Christ das christliche Evangelium — und dieses sei ein soziales — wahr zu machen. Der wahre Christ sei ein Sozialist, kein Egoist. Der richtige Sozialismus sei der Inbegriff der christlichen Sittenlehre. Er habe seit 25 Jahren gewirkt, um die Armut und das Elend, Verbrechen und Laster zu bekämpfen. Er habe Hunderttausende in Vereinen gesammelt. Aber er sehe ein, daß mit Vereinen und Predigten und kleinen Unterstützungen an einzelne auf die Dauer nichts ausgerichtet werde. Die Not der Massen könne nur mit Millionen bekämpft werden und diese sammle er zu seinen riesigen sozialen Unternehmungen. Redner schilderte das in England in den untersten Volksschichten herrschende Elend. Nach seiner Angabe sind daselbst

85 000 Verbrecher hilflos dem Elend überliefert, abgesehen von der Unzahl gefallener Frauen, zu grunde gegangener Geschäftsleute und anderer. „Was wir brauchen," sagt Booth, „ist Befreiung, aber Befreiung nach einem System. Ich bin kein Träumer, wie viele glauben, ich habe auch keine Visionen, ich strebe einem festen mir vorgesteckten Ziele zu, für dessen Erreichung ich seit 25 Jahren arbeite." Er legt sodann seine Pläne klar, wie durch Errichtung von Nahrungsstätten, Nachtherbergen, Rettungshäusern, die in allen Zentren und Kolonien, die auf noch unkultivierten Länderstrecken zu errichten wären, Abhilfe zu schaffen sei. Auf der Bearbeitung des Landes basiert seine ganze Hoffnung; in England lägen noch 25 Millionen Acker wüsten Landes unbebaut, in Schweden sogar 70 Millionen. Man nehme sich der Elenden in den Heimstätten an, erziehe sie zu jener Arbeit, die von ihnen auf dem Lande gefordert werde, und schicke sie dann hinaus. Hierbei sei aber, um eine wirkliche Besserung zu erzielen, nicht bloß eine Umänderung der Verhältnisse jener Ärmsten anzustreben, sondern auch ihres Charakters. General Booth gab zum Schluß eine kurze Schilderung über die bisherige Thätigkeit der „Heilsarmee". Obwohl General Booth gar keine Ursache hatte, sich in bezug auf seine Redeweise zu entschuldigen (denn er spricht ebenso überzeugend wie korrekt), that er es doch, mit dem Hinweis, daß er seine Rede nicht einstudieren konnte, weil er angeblich den ganzen Tag von Reportern gestürmt wurde, die ihn alle sprechen wollten. „Diese Zeitungsgeister ließen mich nicht zur Ruhe kommen", meinte der General.

Er ist 62 Jahre alt. Eine hohe Gestalt, breit und kräftig, aber das Gesicht tief durchfurcht, die schlicht anliegenden Haare und der lange englische Bart fast weiß, über den Augen hohe buschige Brauen. Sein Blick hat etwas Durchdringendes, kühl, berechnend, überlegend. Der Überrock ist schwarz verschnürt wie eine Husarenjacke. Auf dem linken Arme ist ein aus rotem Bande aufgenähtes Kreuz, darüber eine rote Himmelskrone. Er hält Deutschland nicht für so verkommen wie England, aber auch nicht für so „religiös". Kirchengehen und religiöse Gesinnung sind für ihn unzertrennlich. Die Heilsarmee stellt sich nach ihm zu jeder Kirche freundlich. Sie will die Kirchen für die soziale Reformarbeit gewinnen. „Die Deutschen lassen sich nicht so leicht vom Teufel unterkriegen, vielleicht weil sie mehr Bier als Schnaps trinken." Ruhmeshallen und Siegesdenkmäler flößen ihm keine Achtung ein; er will Friedenstempel. Vom Kaiser hofft er „Freiheit der Bewegung". Mit der Sozialdemokratie stimmt er in vielem überein; er will die Herzen der Reichen und Armen durch christliche Liebe umwandeln, daß einer dem andern brüderlich begegne. Die Abhilfe des sozialen Elends

denkt er sich so, daß er den Armen ständige Beschäftigung schaffen will, im Vaterlande oder in Kolonien. In Deutschland sei indessen Land genug für die Deutschen. „Wir wollen in Deutschland nur das Gefühl für die Reform erwecken," sagte er, „wir wollen ihr Land nicht erobern."

Die Versammlung war so stark besucht, daß bald nach Beginn derselben die Thüren polizeilich geschlossen wurden.

Der General Booth hat lange Zeit unseren Zeitungen nur als Sonderling, d. h. als lächerliche Figur, gegolten. Das hat sich mit seinem Auftreten in Berlin geändert. Man beginnt den hohen sittlichen Ernst zu ahnen, der das Leben und Wirken dieses seltenen Mannes beherrscht, und sich an seinem Ernste zu einer würdigeren Schätzung seiner Persönlichkeit und seiner Absichten emporzuraffen.

Herr Booth ist ein Meister des Wortes auch mit der Feder. Er hat die zwingende Beredsamkeit des Herzens und der sozialen Thatsachen. Er ist kein Komödiant der humanitären Schriftstellerei, er ist ein Blutzeuge, der für seine Aussagen mit seinem Leben einsteht.

Vor einigen Monaten erschien in England und Amerika — ich weiß nicht, ob auch schon in Deutschland — sein Buch: „Im dunkelsten England und der Weg heraus" (In darkest England and the way out).

Das Werk hat Aufsehen erregt, und nicht ohne Grund; es ist in bezug auf Statistik und Schilderung der Londoner Armenbevölkerung wirklich ein Schlag in das Gesicht unserer heutigen Gesellschaft und ihrer Vertreter und Lobredner.

Der Titel des Werkes ist umgeformt aus jenem von Stanleys berühmtem Werk: „Im dunkelsten Afrika" — nicht wenig effektvoll — und der Vergleich des afrikanischen Urwaldes mit unserer heutigen Gesellschaft, der in diesem Urwalde lebenden, elenden Zwergvölker mit unseren Arbeitern, Arbeitslosen, Verbrechern und Wahnsinnigen ist glücklich gewählt und verfehlt seinen grauenhaften Eindruck nicht.

Einen noch weit größeren Eindruck aber machen die Statistik der Londoner Armenbevölkerung, die „Geschichten aus dem wirklichen Leben", und die „Jagd nach Arbeit".

Das Herz dreht sich Einem förmlich im Leibe herum, wenn man darüber liest.

Booth konstatiert, daß in London nicht weniger als 300 000 Menschen sind, die zwischen einem zufälligen Verdienst von 18 Mark die Woche und absolutem chronischen Mangel dahinleben; außerdem 222 000 Arbeiter, die einen unterbrochenen Verdienst von 18—21 Mark per Woche haben (für Londoner Verhältnisse eine lächerliche Summe); ferner 33 000 Lungerer,

Gelegenheitsarbeiter (um Pferde eine kurze Zeit zu beaufsichtigen; hie und da ein Paket zu tragen) — einige Verbrecher unter diesen; ferner 51 000 Bewohner von Zuchthäusern, Asylen und Hospitälern.

Rechnet man hierzu noch 387 000 reguläre Arbeiter mit einem Verdienst zwischen 18 und 21 Mark die Woche, wobei man, beiläufig gesagt, in London genug Hunger leiden kann, so ergiebt sich daraus die erschreckliche Summe von 993 000 Menschen, d. i. circa ein Viertel der Bevölkerung Londons, die alle, wie General Booth sich treffend ausdrückt, „in Elend und Verzweiflung gesotten sind".

In der reichsten Stadt der Welt ist unter vier Menschen Einer, der im günstigsten Falle noch zu wenig zum Leben hat.

Booth konstatiert ferner, daß im ganzen Großbritannien ausschließlich des armen Irland 3 Millionen Menschen der Klasse der Elenden angehören, d. i. ein Zehntel der ganzen Bevölkerung.

Was es heißt, in London ohne genügenden Verdienst oder im gänzlichen Mangel zu leben, resp. langsam zu verhungern, läßt General Booth von den Elenden selbst erzählen. Ein Offizier der Heilsarmee notierte sich in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1890 unter anderen die folgenden Erzählungen von im Freien übernachtenden Individuen, über deren Schicksale und momentane Lage (wörtlich übersetzt): „Ich habe schon zwei Nächte hier geschlafen, bin ein Zuckerbäcker von Profession; komme von Datford. Man hat mich weggeschickt von der Arbeit, weil ich eben schon älter werde; die können ja junge Männer billiger bekommen und außerdem habe ich heftig Rheumatismus. Ich habe in den letzten zwei Tagen nichts verdient; ich dachte mir, vielleicht könnte ich in Woolwich Arbeit kriegen; so ging ich hin, konnte aber nichts bekommen. Ich fand einen Bissen Brot auf der Landstraße in ein Stück Zeitungspapier gewickelt. Das mußte für gestern hinreichen. Heute hatte ich ein Bischen Butterbrot. Ich bin 54 Jahre alt. Wenn das Wetter so feucht ist, stehen wir die ganze Nacht unter den Arkaden herum."

Ein Anderer:

Kläglicher Mann, zittert sichtbar vor Aufregung, wenn man etwas von Arbeit erwähnt. Er zieht eine Karte hervor, auf der geschrieben steht, daß Herr J. R. ein Mitglied der Handelschutz-League ist. Er ist ein Dockarbeiter, seine letzte derartige Arbeit war vor vierzehn Tagen. Fünf Tage lang gar nichts verdient. Hatte einen Bissen Brot diesen Morgen, aber nicht eine Krume seither. Gestern hatte er eine Tasse Thee und zwei Stücke Brot, dasselbe am Tage vorher. Der Verwalter eines Unterkunftshauses

gab es ihm. Er iſt 50 Jahre alt und noch feucht vom Schlafen im Freien während der verfloſſenen, regneriſchen Nacht.

Noch Einer:

Alter Mann, 67 Jahre. Scheint ſeine Lage eher von der humoriſtiſchen Seite zu nehmen. Er ſagt, er könne gerade nicht behaupten, daß ihm ſein Schickſal beſonders gefalle, aber es müſſe ihm eben gefallen. Er iſt ein Schieferdecker ſeines Handwerks und ſchon einige Zeit außer Arbeit. Natürlich giebt man den jungen Leuten den Vorzug. Er bekommt hie und da ein wenig Maurerarbeit, kann alles geſchickt angreifen. Geht meilenweit und bekommt nichts. Verdiente vorige Woche durch Beaufſichtigung von Pferden einmal 8 Pfennige (1 d.), ein andermal 16 Pfennige (2 d.). Findet ſeine Lage allerdings hart. Früher hat er ſich wohl gekümmert und das Herz ſinken laſſen, aber das hat keinen Wert. „Jetzt mach' ich mir nichts mehr daraus." Er hatte heute ein Bischen Butterbrot und eine Taſſe Kaffee. Mit der Geſundheit geht es ſchlimm, ſie iſt nicht mehr halb ſo wie ſie war. Die Urſache davon iſt, daß er beſtändig der Witterung preisgegeben iſt, und außerdem Mangel an Nahrung.

In der letzten Nacht iſt er naß geworden, und nun ſind ſeine Glieder ganz ſteif davon. Er war herumgewandert, ſeit es Tag zu werden begann — das war um drei Uhr. War ſo kalt und naß und ſchwach dieſen Morgen; wußte kaum was er anfangen ſollte. Ging zum Hyde-Park, wo er auf einer trockenen Bank ein Weilchen ſchlafen konnte, als der Park aufgemacht wurde.

Wie aber dieſe Armee von Verhungernden ſich rekrutiert, zeigt folgende wahre Geſchichte, die ihr „Held" — und man darf ihn wohl ſo nennen — ſelbſt erzählt:

„Ein wunderſchöner Frühlingsmorgen fand mich eben aus einer weſtlichen Kolonie zurückgekehrt.

Vierzehn Jahre waren vorbei gegangen, ſeit ich mich an derſelben Stelle eingeſchifft hatte.

Es waren vierzehn Jahre ohne Erfolg geweſen, was die Reſultate anbelangte, und da war ich nun wieder, in meinem eigenen Vaterlande ein Fremder, der ſich erſt wieder eine Laufbahn zu eröffnen und den Kampf ums Daſein von neuem durchzufechten hatte. Mein erſter Gedanke war Arbeit.

Nie vorher hatte ich einen ſolchen Eifer gefühlt, eine Gelegenheit zu entdecken, wo ich mich durch ehrliche, mühſame Arbeit durchſchlagen könnte. Aber wo konnte ich Arbeit finden?

Feſt entſchloſſen, ging ich auf die Suche.

Ein Tag verging ohne Erfolg, dann noch einer und noch einer, aber der Gedanke erhielt mir den Mut: „Iſt's nicht heute, ſo iſt's morgen."

Es hat jemand behauptet: „Die Hoffnung quillt ewig in der menſchlichen Bruſt.“

In meinem Falle ſollte die Wahrheit dieſes Wortes ernſt auf die Probe geſtellt werden.

Tage wurden zu Wochen und ich war immer noch auf der Suche, geduldig und hoffend. Höflichkeit und Anſtand begegneten mir ſo oft bei meinen Nachfragen um Arbeit, daß ich oft wünſchte, wenn ſie mich nur einmal hinauswerfen würden, und ſo eine Abwechslung brächten in das krankhafte Fournier der mir gezollten Achtung, das ſo dünn ihre Gleichgültigkeit und Teilnahmsloſigkeit an meinen Bedürfniſſen zudeckte.

Nur Wenige machten kurze Umſtände, indem ſie ſagten: „Nein, wir brauchen Sie nicht!“ — „Sind Sie ſo gut und beläſtigen Sie uns nicht mehr!“ (Dies bei der zweiten Anfrage.) „Wir haben keine Vakanz, und ſelbſt wenn wir eine hätten, ſo wären Leute genug bei der Hand, ſie auszufüllen.“

Wer kann die Gefühle beſchreiben, die über Einen kommen, wenn die Thatſache aufzudämmern beginnt, daß es vergeblich iſt, nach Arbeit zu ſuchen?

Alle meine Hoffnungen und Pläne ſchienen ſich als falſch erwieſen zu haben.

Hilfloſigkeit — ich hatte oft davon gehört, oft darüber geſprochen, hatte gedacht, ich wüßte, was das heißt.

Ja! für Andere; aber jetzt begann ich zu verſtehen, was es für mich ſelbſt bedeutet. Nach und nach war ich auch im perſönlichen Anſehen heruntergekommen.

Meine früher tadelloſe Wäſche wurde unglatt und unrein.

Immer niedriger wurden die Abſätze an meinen Schuhen; es trieb mich in jene peinliche Lage: „Schäbige Vornehmheit.“

Wenn die Prinzipale ſchon vorher gegen mich waren, um wie viel mehr jetzt, als ſie ſahen, daß ich zu heruntergekommen war, um auch nur Aufmerkſamkeit zu verdienen, viel weniger eine Gewährleiſtung meiner Bitte um Arbeit. Nun begann auch der Hunger ſein Werk zu thun; es trieb mich zu den Thoren der Docks; aber was iſt da für eine Chance unter den hungrigen Mengen? Und ſo triſtete ich den Strom herunter, bis das grimmige Bedürfnis mich zum letzten Schilling, zur letzten Wohnſtätte, zur letzten Mahlzeit brachte.

Was ſoll ich thun? Wo ſoll ich hingehen? Ich bemühte mich, zu denken. Muß ich denn Hungers ſterben? Sicherlich muß da irgendwo noch ein Hinterpförtchen offen ſein für ehrſame, willige Bemühung, aber wo? Was kann ich thun? „Trinken,“ ſagte eine Stimme in mir, — aber um ſich zu be-

trinken, braucht man Geld, — und Vergeſſenheit im Trunke verlangt, daß man beſtändig trinkt. —

„Verhungern oder Stehlen; du mußt Eines oder das Andere thun," ſagte die Stimme wieder.

Aber ich ſchreckte zurück, ein Dieb zu werden. „Doch warum ſo ängſtlich ſein, du biſt einmal heruntergekommen; wer kümmert ſich um dich? Du mußt dich um dich ſelbſt kümmern. Die Wahl liegt zwiſchen Stehlen und Sterben." Und ſo kämpfte ich mit mir ſelbſt, bis mir der Hunger das Urteil raubte, und dann wurde ich zum Dieb."

Noch ein anderes Bildchen, das Schickſal eines Mädchens, die früher allgemein geachtete Tochter eines Polizeiſergeanten. Sie wurde verführt, und die Scham brachte ſie dazu, ihr Elternhaus zu verlaſſen. Zuletzt kam ſie nach Woolwich, wo ſie einen Mann traf, der ſie bewog, mit ihm zu leben, und für eine beträchtlich lange Zeit unterhielt ſie ihn, obwohl ſein Betragen gegen ſie brutal war bis aufs äußerſte. Das Mädchen, welches in dem Zimmer neben ihr wohnte, hörte häufig, wie er ihren Kopf gegen die Wand ſchlug und gleich einem Mörſerſtößel daran rieb und pochte. Das that er immer, wenn er wütend war über ihre zu kleine, durch Proſtitution erzielte Einnahme.

Er überhäufte ſie mit allen nur erdenklichen Grauſamkeiten und Schmähungen, bis ſie ſchließlich ſo elend wurde und in einen derartig fürchterlichen Zuſtand gekommen war, daß ſie auf keinen Mann mehr Anziehungskraft ausüben konnte. Darüber wurde er raſend. Er verpfändete alle ihre Kleider bis auf ein dünnes, zerfetztes Gewand.

In der Woche vor ihren erſten Geburtswehen ſchlug er ſie braun und blau vom Genick bis zu den Knieen; ſie wurde in einem Weiher von Blut zur Polizeiſtation getragen.

Trotz alledem weigerte ſie ſich noch, Klage gegen den Elenden zu erheben. Sie wollte ſich eben ertränken, als ſie von Offizieren der Heilsarmee zurückgehalten und für ſie Sorge getragen wurde. Das Baby wurde tot geboren — eine zwerghafte, formloſe Maſſe.

Was General Booth über das „dusthole" (Staubloch) in Woolwich ſagt, wo Mädchen ſich buchſtäblich für eine Brotkrume verkaufen, ſein Kapitel: „The curse upon the cradle" (Fluch über die Wiege) iſt ſchrecklich, herzbrechend, beſonders wenn man bedenkt, daß dieſe Dinge nicht nur in London, nicht nur in England, ſondern ebenſo ſchrecklich, nur weniger auffallend in unſeren deutſchen Städten, und, was Rohheit und Familienelend anbetrifft, faſt noch mehr auf dem Lande ſich abſpielen.

Nun beginnt der General den zweiten Teil seines Buches: „Giebt es keine Hilfe?“ — „Was kann gethan werden?“ —

Er sieht ein, daß er zuerst die Nichtigkeit der Pläne Anderer beweisen muß, um die seinigen ins rechte Licht stellen zu können.

In einem Kapitel: „Sozialistische Utopien“ schreibt er Folgendes:

Über die Pläne Jener, welche glauben, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen durch eine gewissenhaftere Verteilung der Gold- und Silbermünzen in den Hosentaschen der Menschheit, will ich hier gar nichts erwähnen. Sie sollen gut oder nicht gut sein. Ich sympathisiere sogar sehr mit den Bestrebungen, die hinter allen diesen sozialistischen Träumereien liegen.

Aber ob es Henry Georges „Soziale Probleme“ oder Edward Bellamys Nationalismus ist, oder die mehr ausgearbeiteten Pläne der Kollektivisten, meine Haltung gegen sie alle ist ganz dieselbe.

Was diese guten Leute thun wollen, will ich auch thun. Aber ich bin ein praktischer Mann, der mit den heutigen Thatsachen rechnet. Ich habe keine vorausgedachten Theorien, und ich schmeichle mir, einzig frei von Vorurteilen zu sein. Ich bin bereit, mich Jedem zu Füßen zu legen, der mir irgend etwas Vorteilhaftes zeigt. Ich halte meinen Geist offen für alle diese Gegenstände, und bin bereit, mit offenen Armen jede mir angebotene Utopie zu begrüßen. Aber sie muß im Bereich meiner Fingerspitzen liegen: sie ist wertlos für mich, wenn sie in den Wolken hängt.

Es mag sein, daß nichts andauernd zurecht gemacht werden kann, bis nicht das Unterste zu Oberst gekehrt ist. (Man sieht, was General Booth für wirklich beängstigende Begriffe vom Sozialismus hat.)

Es giebt gewiß so viele Dinge, welche einer Umbildung bedürfen, anfangend beim Herzen jedes einzelnen Mannes und jeder Frau, — (das wäre eine schöne Arbeit!) — daß ich wirklich nicht zanke mit einem Phantasten, der in seiner heftigen Sehnsucht nach Verbesserung der Lage der Menschheit Theorien aufstellt über die Notwendigkeit einer radikalen Änderung, wie unpraktisch sie mir auch erscheinen mögen.

Aber die Frage steht so: Hier in unseren Schutzquartieren lagen in der verflossenen Nacht ein Tausend hungrige, arbeitslose Menschen. Ich will wissen, was man mit diesen thun soll? Da ist John Johnes, ein vollblütiger, stämmiger Arbeiter in Lumpen, der einen ganzen Monat lang nicht eine ganze Mahlzeit gehabt hat, der nach Arbeit gejagt hat, die ihn in Stand setzen sollte, Leib und Seele zusammenzuhalten — und dessen Mühe vergeblich gewesen ist. Da liegt er in seiner hungrigen Zerlumptheit, um Arbeit

bittend, damit er leben kann, und nicht rein Hungers ſterben muß im Mittelpunkte der reichſten Stadt der Welt. Was iſt zu thun mit John Johnes?

Die Individualiſten ſagen mir, daß das freie Walten der Naturgeſetze, welche den Kampf ums Daſein beherrſchen, es dazu bringen wird, daß nur die Paſſendſten, Beſten überleben, daß im Laufe weniger Zeitalter, mehr oder weniger eine viel feinere Menſchenklaſſe ſich herausgebildet haben wird. Aber mittlerweile — was ſoll aus John Johnes werden?

Die Sozialiſten erzählen mir, daß die große ſoziale Revolution immer ſichtbarer wird am Horizont. In der guten Zeit, die kommen ſoll, wenn der Reichtum gleichmäßig verteilt, und das Privateigentum verſchwunden ſein wird, werden alle Mägen geſättigt ſein, und es wird keine John Johnes mehr geben, die ungeduldig nach Arbeit verlangen, damit ſie nicht ſterben müſſen.

Es kann ja ſo ſein, aber mittlerweile — da iſt John Johnes, der immer ungeduldiger und hungriger wird, und der ſich wundert, wenn er auf ſein Mittageſſen bis nach der großen Revolution warten ſoll. Was ſollen wir mit John Johnes machen? Das iſt die Frage. Und zur Löſung dieſer Frage weiß mir keiner der Utopiſten Hilfe.

Wenn es ſich um praktiſche Zwecke handelt, ſo verfallen dieſe Träumer ganz derſelben Verurteilung, mit der ſie ſo freigebig diejenigen konventionell religiöſen Leute überhäufen, welche ſich über die Sorge um das Wohl der Armen hinweg tröſten, indem ſie ſagen, daß in der andern Welt alles beſſer ſein wird. Dieſe religiöſe Salbaderei, die ſich frei macht von aller Zudringlichkeit der leidenden Menſchheit dadurch, daß ſie wertloſe Cheks ausgiebt, die erſt jenſeits des Grabes zahlbar ſind, iſt nicht mehr unpraktiſch als die ſozialiſtiſche Effektmacherei, die alle Abhilfe der menſchlichen Leiden bis nach der großen Umwälzung verſchiebt. Beide nehmen ihre Zuflucht zu der Zukunft, um der Löſung des Problems der Gegenwart zu entgehen, und für die Unglücklichen iſt es gleichgültig, ob ihre Zukunft jenſeits oder diesſeits des Grabes liegt. Beide ſind für ſich gleich unerreichbar. Wenn der Himmel einfällt, werden wir Lerchen fangen. Ohne Zweifel. Aber in der Zwiſchenzeit? Was iſt zu thun mit John Johnes??" — — — —

Zu dieſer Frage des Generals der Heilsarmee macht ein ſozialiſtiſches Blatt folgende Anmerkungen:

„Herr General! Es iſt ſchon wirklich ein rechtes Elend mit dem John, aber ich meine eben, wenn Sie, da Sie doch die Bedürfniſſe des John ſo genau kennen, und derſelbe ſich in Ihrem Quartiere befindet, ihm vorläufig einen Teller Suppe reichen ließen; wir wollen ihn nicht mehr länger anſchauen, denn ſolche John Johnes giebt es ja überall genug.

„Wenn Johnnie aber Arbeit braucht, so schicken Sie ihn in eine Arbeiterbibliothek und lassen Sie für sich ein paar sozialistische Zeitungen nebst diversen Broschüren über den Achtstundentag holen. Johnnie kann damit ein paar Pennies verdienen, und wird außerdem durch den Spaziergang sein Süppchen recht gut verdauen. Eine gute Verdauung ist aber immerhin eine Hauptsache, auch für einen Heilsarmeegeneral, wenn er sozialistische Broschüren liest. Hoffentlich wird der Herr General seine Vorurteilsfreiheit auch dann noch haben, wenn der Johnnie mit den Zeitungen und Schriftchen zurückkommt.

„Was aber soll aus John Johnes werden? Die Antwort ist so schrecklich; John Johnes (und in London sind allein fast eine Million solcher John Johnes —) — John Johnes muß verhungern.

„Er ist ein Opfer — nicht etwa der Sozialisten, wie es General Booth herausbringt — sondern des menschlichen Egoismus, wie sein Bruder, der im Kriege verblutete."

Und dann folgen die bekannten radikalen Rezepte des sozialistischen Doktor Eisenbart. Das unterscheidet den General der Heilsarmee von der offiziellen Sozialdemokratie: er ist durchaus Sozialreformer, Sozialnothelfer, aber kein Sozialumstürzler. Er bescheidet sich mit Palliativmitteln. Er will heilen und vorbeugen von Fall zu Fall, er will nicht mit Blut und Eisen, mit Feuer und Schwert dem Herd der Krankheit auf den Leib rücken. Denn er findet die Wurzel alles sozialen und individualen Elendes nicht wie die Sozialdemokraten ausschließlich in der privatkapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaftsordnung, sondern überall, in der Natur selbst. Und darum ist er ein Gottgläubiger, ein pessimistischer Ideologe, ein Apostel der christlichen Nächstenliebe.

Alles in allem: er ist ein braver, ehrenwerter Mann, ein großes Herz, ein frommer Charakter. Die radikalen Sozialisten mögen ihn verspotten, die Manchesterleute mögen ihn verlachen, die Klerikalen mögen sich an seiner religiösen Methode stoßen, er läßt sich in seinem Thun nicht beirren, von seinem Wege nicht abdrängen. Daß auch er, der Mann des besten und reinsten Willens, im heutigen sozialen Durcheinander als eine destruktive Kraft, als ein auflösendes Element wirkt und wirken muß, ist nicht seine Schuld. —

Tolstoi wird — langweilig.

Von M. Weißenfels.

(Bebra.)

Der Markstein der neuen und letzten Epoche in Tolstois Schaffen ist meines Wissens das Buch: „Worin besteht mein Glaube?“ (deutsch von Sophie Behr, Leipzig 1885). Dies Werk enttäuscht gleich in seinen ersten Sätzen außerordentlich. Tolstoi sagt uns, bis zu seinem fünfzigsten Jahre sei er religiöser Nihilist gewesen, danach habe er sich zur Lehre Jesu bekehrt. Aber fragt ihn nur nicht wie? Wenn ein Skeptiker und Freigeist plötzlich sein Damaskus findet, das Ausgang eines neuen Lebens wird, so interessiert uns doch vor allem dies Damaskus. Mit anderen Worten: viel wichtiger als das Resultat der Entwickelung ist uns diese selbst. Nicht um die paar angeblich entdeckten „Wahrheiten“ ist's uns zu thun, sondern um den psychologischen, psychogenetischen Prozeß, dem sie ihr Entstehen verdanken. Zweifellos ist dies Moment auch für Beurteilung des ästhetischen und ethischen Wertes der Entdeckungen höchst bedeutungsvoll. Wenn Heine auf seiner Matratzengruft sich wieder zu einem Gott bekehrt, „der ein Paar Arme zum helfen hat“, so gewinnt dieser Gott dadurch gar nichts an Kredit für Leute, die sich selber noch eines Paares muskelkräftiger Arme erfreuen, wenn der edle Heiden- und Judenapostel Raimundus Lullus sich, wie Feuerbach sagt, plötzlich aus „einem Don Juan in einen Klosterbruder“ verwandelt, nachdem er den krebszerfressenen Busen seiner Geliebten erblickt, so hat diese sensationelle Bekehrung keinerlei Beweiskraft für alle diejenigen, deren Liebchen sich eines frischen und gesunden Busens erfreuen.

Gerade das „Wie“ der Umkehr des Willens ist der dunkle Punkt der meisten Bekehrungsgeschichten, der dunkle Punkt, in dem sich die Petitio principii verbirgt, das unlogische πον στω, von dem aus dann recht hübsch logisch das neue weltbewegende System entwickelt wird.

Trotz des gerügten Fundamentaldefekts ist das genannte Werk Tolstois bedeutungsvoll. Eine markige Persönlichkeit und eine kernechte Überzeugung sprechen zu uns. Und das verfehlt nie die Wirkung. Und dann! Tolstoi schreibt unseren modernen „christlichen“ „Kultur“-Staaten so schöne Wahrheiten ins Stammbuch. In der That! — das Zeitalter des Militarismus, des Kapitalismus und Mammonismus, des Börsenschwindels, der Reklame, diese frivole ideallose Zeit . . . heuchlerisch anbetend, in großer Gala natürlich, in dem offiziellen Protzen und Prunken, womit solche Blasphemien sich zu spreizen pflegen, anbetend vor dem Bilde des Gekreuzigten, des göttlichen

Idealisten, des Verächters alles Materiellen, des großen Predigers der Feindesliebe, des Propheten der Weltverneinung, — — — die Erlösungsbotschaft, die Religion der Elenden, das flammende Wehe euch ihr Pharisäer und Schriftgelehrten!, dieses Evangelium der Befreiung erstarrt zum Knechtungsmittel der Besitzlosen, versteint in schmählichem Glaubensdünkel und zelotischem Dogmatismus — — — in der That, daß ist eine Manifestation jener blutigen Ironie der Weltgeschichte, ein grinsendes Paradoxon, welches beweist, daß dem „himmlischen Aristophanes" sein weltzerstörender Witz noch nicht ausgegangen.

Wo es gilt, den empörenden Kontrast aufzudecken zwischen dem glattheuchlerischen Schein und dem hartbrutalen Sein, da ist uns jeder Kämpfer willkommen.

Und die machtvolle Persönlichkeit des Einsiedlers von Jasnaja Poljana, der des Lebens Höhen und Tiefen durchwandert, der leben könnte wie ein Fürst, aber lebt wie der einfachste Bauer, dem es bedingungslos ernst ist um seine sittliche Überzeugung und den fast etwas vom Nimbus des alttestamentlichen Propheten umfließt, dieser charaktervolle Kämpe ist gewiß nicht der schlechteste im Kampfe gegen die schlimmsten moralischen Seuchen unserer Zeit, die Heuchelei, die Gesinnungslosigkeit und den wolfszähnigen Streberegoismus.

Übrigens, wie zumeist in kritisch-scharfradikalen Schriften (ich erinnere nur an Nordaus „Konventionelle Lügen"), so ist auch in dem erwähnten Werke Tolstois der Wert und die Bedeutung des Positiven viel geringer, als die des Negativen. Sein Programm ist im Wesentlichen nur eine Variante des Revenons à la nature, er predigt die Rückkehr zur naiven Einfachheit eines urchristlichen Kommunismus. Das individuelle Erlebnis wird generalisiert zum Programm. Der des Welttreibens müde Graf Tolstoi hat seine Erlösung gefunden in Einfachheit und Arbeit und möchte nun auch der Menschheit zum Glauben an diese unscheinbarsten aller Gottheiten verhelfen.

Und der Künstler Tolstoi ist nun völlig in die Dienste des sozialen Reformators getreten — natürlich hat er dabei verloren.

Auf die Kreutzersonate hier näher einzugehen erscheint überflüssig, sie ist bekannt genug und auch genügend kritisch zerrissen.

Nur Eines: so sehr man auch die Tendenz, die überall die Geschehnisse begleitet, die überall erklärend daneben steht wie der Meßbudenbesitzer neben seinen bluttriefenden Gemälden, so sehr man diese Tendenz und vollends das vielfach abstruse Nachwort bestreiten, bekämpfen oder auch — belächeln mag, so sehr man, gewöhnt, den psychologischen Rhythmus im physiolo-

giſchen begründet zu erachten, ſich gegenwärtig hält, daß dieſer moderuſte Apoſtel des asketiſchen Ideals — ein Sechziger iſt —, ſo kann man ſich doch dieſer packenden Kraft der Darſtellung und der Bewunderung des pſychologiſchen Spür- und Tiefſinns nicht entziehen. Man lieſt, hier lächelnd mit mephiſtopheliſchem Behagen, an anderer Stelle ſpöttiſch auflachend, dann hinwiederum voll empörten inneren Widerſpruchs, hingeriſſen vielleicht zur Oppoſition höhnender Randbemerkung — aber man lieſt doch, innerſt gepackt in ſeinem Intereſſe, atemlos, wie unter dem Eindruck eines Naturereigniſſes.

Alſo die Kreutzerſonate war „ſenſationell", ſie „zog". Alſo iſt mit Tolſtoi wieder einmal ein gutes Geſchäft zu machen. Und ſo taucht denn ſchnell genug eine zweite Schrift auf: „Julius. Erzählung aus der Zeit der erſten Chriſten"*) (Berlin, Norddeutſches Verlagsinſtitut). Auch dies Heft weiſt neben dem gelben Umſchlag noch ein blaues Surtout auf mit dem reklamelauten: Neu! Senſationell!! Graf Leo Tolſtoi, „Julius" in halber Wirtshausfirmengröße bedruckt. So paradiert „Julius" in Geſellſchaft der „Familie Buchholz" und der „frommen Helene" in den Eiſenbahnbuchhandlungen.

Und man fällt drauf rein.

Denn dieſer „Julius" iſt ein herzlich unbedeutender Knabe.

Es geht Tolſtoi wie einem Redner, der bei einem Satze rauſchenden Beifall findet und der nun, ſtatt ruhig weiter zu reden, dasſelbe noch einmal wiederkäut, viel matter, blaſſer, wodurch er den Effekt ſehr abſchwächt.

In der That, Tolſtoi wiederholt ſich und wiederholt ſich mit der ermüdenden Redſeligkeit des Alters.

Ehrlich geſtanden: ſelten bin ich durch ein Buch und durch einen „Helden" ſo herzlich gelangweilt worden, als durch dieſen „Julius". Nein, das iſt keine „Erzählung", das iſt eine Reihe ermüdend langer, ermüdend langweiliger Geſpräche und das iſt kein „Held", ſondern ein Trottel. Giebt es wohl eine poetiſch dankbarere Epoche als die Zeit der erſten Chriſten? die Welt eine Antitheſe, ein Kontraſt, — eine Fülle, ein Chaos von pſychologiſchen Gegenſätzen, die Geiſteswelt zerklüftet in feindliche Lager, blutberauſchte Cäſaren hier, im Allmacht- und Gottdünkel, und dort die Chriſten, ihren Feinden vergebend, arm, duldend und entſagend; hier unerſättliche Genußgier und dort in Wüſten und Höhlen verlorenes Anachoretentum, der Ertötung des Fleiſches lebend; hier das ſieggewohnte kurze Römerſchwert und dort das Kreuz, das Holz des Fluches in ſeiner Umwandlung zum Heiligtum, — ſo wogt die Zeit, Ebbe und Flut zugleich, ein Pandämonium

*) Überſetzt von W. Lilienthal.

von Leidenſchaften, die in dramatiſchen Konflikten und mit dramatiſcher Wucht aufeinanderplatzen. — Die Poeſie hat denn auch dies reiche Gebiet dankbarſter Vorwürfe ſich nicht entgehen laſſen, ſondern es mit viel Glück angebaut (ich deute nur hin auf Hamerlings „Ahasver in Rom", auf Eckſteins packenden Roman „Die Claudier" und Julius Brands glänzendes Charakterdrama „Nero"). Verglichen mit dieſen farbenprächtigen Gemälden iſt Tolſtois „Julius" eine ſchülerhafte Bleiſtiftzeichnung, die nur Umriſſe kennt, aber kein „Licht und Schatten", keine Kompoſition, keine Gruppierung, keinen Effekt.

Deutlich drängt ſich die Entdeckung auf: es liegt Tolſtoi gar nicht daran, ein prägnantes, lebensvolles und künſtleriſch bedeutendes Bild jener tollbunten Gährungszeit zu geben, ſondern nur daran, ſeine Anſichten zu entwickeln. Die Geſpräche aus „Julius" könnten ebenſo gut auf dem Monde geführt werden, das Lokalkolorit der Erzählung würde nicht leiden; es iſt eben keins da.

Tolſtoi hätte ſich gewiß mehr Dank verdient, hätte er uns ſeine Bekehrungsgeſchichte erzählt ſtatt der dieſes Julius. Die antike Welt an dieſem Herrn lächerlich zu machen iſt keine Kunſt, denn er bedeutet als Perſönlichkeit ein völliges Fiasko, eine dicke Null. Wollte Tolſtoi wirklich die geiſtige und ethiſche Überlegenheit des Chriſtentums überzeugend darthun, ſo mußte er ſie an einem feinen, mit dem beſten Geiſte der antiken Bildung geſättigten und gewappneten Repräſentanten der untergehenden Epoche erweiſen. Julius indeſſen iſt ein blöder alltäglicher Genußphiliſter, ein Krämer nach „Geiſt" und Beruf. Er iſt ein Garnichts und von erbarmenswürdiger Urteilsloſigkeit. Wer recht auf ihn dreinſchwätzt, der hat recht. Iſt's gerade der Chriſt Pamphilius, ſo macht ſich Julius auf nach der chriſtlichen Kolonie, iſt's der heidniſche Arzt, ſo kehrt er wieder um. Dieſer Arzt iſt immerhin eine merkwürdige Perſönlichkeit. Als ſolche weiß er ſich gleich einzuführen, indem er (S. 40) bei Sonnenuntergang ſein Mittagsmahl verzehrt. Als Tauſendſaſſa weiß er auch ſchon auf S. 40, daß Julius „noch ein gut Stück Weges" vor ſich habe, obgleich er dieſen erſt auf S. 41 fragt: „Wo gehſt Du hin?" Dieſer Arzt, von dem wir außer ſeinen Reden gar nichts erfahren (übrigens glänzt er Julius gegenüber wohlfeil genug als Lumen), hat nur die Aufgabe, die ganze Geſchichte zu verzögern (wodurch er den Leſer ſich ſehr wenig verpflichtet), aus der unergründlichen Dunkelheit ſeiner bürgerlichen Exiſtenz taucht er als perfekter Deus ex machina nur dann auf, wenn ihn der Autor für eine längere Rede gegen Julius braucht.

Ohne Situationen, ohne jede feinere Charakteriſtik, ohne Plaſtik, ohne Handlung ſchleppt ſich die Geſchichte, ein Murmelbächlein von ſpannungs-

losen Dialogen, mühsam hin. Hat man glücklich Seite 104 erreicht, so blitzt in der Wüste langweiliger Gespräche ein Hoffnungsstern auf, man erfährt, daß ein Prozeß gegen die Christen vorbereitet wird.

Ah, endlich! Nun endlich kommt Leben in die Schwätzbude, nun endlich wird man sehen, daß ein wirklicher Dichter zu uns spricht und nicht ein nüchterner Methodistenprediger. Indes, es handelt sich nur um eine Fata morgana.

Fürs erste wird nämlich lustig fortgeredet. Und der Prozeß, an dem sich die Christen öffentlich verteidigen sollen, von dem wir also eine Fülle feuergeistgesättigter, erschütternder Szenen erwarten?

Bis Seite 127 wird ledern weiter dialogisiert, dann heißt's: „Der Prozeß fand in Gegenwart des Volkes statt. Julius sah Pamphilius und bemerkte, daß er den anderen Christen half, die Leichen der Märtyrer fortzutragen. Er bemerkte es wohl, doch sprach er nicht mit seinem Freunde, — (Gott sei Dank!) — denn er fürchtete seine Vorgesetzten zu verletzen."

Punktum. Schluß des Kapitels. In vollster Resignation läßt man nun den Rest über sich ergehen. Es sind glücklicherweise nur noch acht Seiten. Kriegen müssen sie sich ja doch — der Julius nämlich und das Christentum.

Zwischen dem neunten und dem zehnten (hurra! zugleich letzten) Kapitel verfließen zwölf Jahre, in denen aber glücklicherweise nichts geredet wird, wenigstens nicht zu uns.

Julius ist (seine Hauptleistung!) mittlerweile, auch glücklicherweise! alt geworden, so daß man auf sein und der Erzählung Ende hoffen darf. Seine Söhne erweisen sich als kapitale Rangen, er hat auch sonst allerlei Pech, da macht er sich denn wieder mal auf zu den Christen. Selbstredend trifft er denn auch wieder den Arzt, der vermutlich all die Jahre in stiller Erwartung vor dem Christentum gesessen, besorgt, daß kein räudig Schäflein eindringe. Freilich ist Julius jetzt kein Schäflein mehr, sondern ein alter Hammel. — Nun höre man nur einmal, wie furchtbar bequem Tolstoi sich's macht mit seiner „Erzählung": (Seite 130) „Ohne seinen Sohn eines Wortes zu würdigen, verließ er (Julius) das Haus und auf die Straße tretend,*) beschritt er den Weg, der in das Dörfchen der Christen führte. (!)

„Er schritt den ganzen Tag und machte am Abend in dem Hause eines Bauern Halt, wo er die Nacht zuzubringen gedachte. In einem Zimmer (!)

*) Diese Musterkonstruktion geht wohl auf Rechnung des Übersetzungskünstlers! Davon nachher noch ein Wort.

fand er einen Mann auf einer Bank ausgestreckt liegend. Das Geräusch der Schritte hatte den Mann erweckt, der den Neuankömmling erstaunt betrachtete.

„Julius erkannte den Arzt (!)." (Was hat denn der in vorgerückter Stunde auf Bauernhausbänken herumzuschlafen?)

Wer dabei noch Illusionen hat, wem's dabei nicht klar wird, daß er's mit einem Kasperletheater zu thun habe, bei dem Tolstoi den redenden Direktor macht, den beneid' ich.

Der Arzt hat diesmal scheint's nicht ausgeschlafen. Jedenfalls redet er ausnahmsweise kaum eine Seite. Und unter dreien wird Julius nicht überzeugt. Dieser stellt den Ausführungen des Arztes mannhaft ein paar Äußerungen gegenüber, deren Wahrheit ihm selbst ein Feind nicht bestreiten wird, er sagt nämlich: „Ich besitze keine Weisheit. Ich bin nur eine Anhäufung von Irrtümern" u. s. w. Der Arzt sieht wohl ein, daß widersprechen in diesem Fall zu unhöflich wäre. Und so kommt denn Julius glücklicherweise am folgenden Abend im christlichen Dörfchen an, wobei er wohl ebenso erlöst aufgeatmet hat, als der Leser bei diesem Endlich aufatmet.

Bei den Christen muß Julius arbeiten und darum Gott sei Dank das Maul halten.

Zum Schluß (aber auch nicht eher) hat er seinen ersten und letzten gescheiten Gedanken: er stirbt nämlich zu seiner und unserer Erholung.

Und wie löst Tolstoi denn nun eigentlich das ganze „Problem"?

In den Worten: „Julius wurde ruhiger. Er erlangte den Frieden des Geistes (!), den er so lange herbeigesehnt hatte, und fing an, so viel er nur irgend konnte, zum Wohle seiner Mitmenschen zu leben und zu schaffen. So lebte er in ungetrübtem Glücke zwanzig Jahre lang (!) und seine hochentzückte Seele bemerkte nicht das langsame Herannahen des körperlichen Todes." (Er starb vermutlich im Altersblödsinn.)

Nun, wir müssen's glauben, wie's Tolstoi sagt, denn er ist doch ein viel zu ehrlicher Mann, uns anzuschwindeln.

Und die neue „sensationelle" Wahrheit des Buches ist somit: ein Simpel befindet sich bei nutzbringender körperlicher Arbeit wohler, denn als Tagedieb und Lump.

Da nun aber Goethe uns gelehrt, daß selbst ein Faust schließlich in der Arbeit für Menschenglück sein Genügen findet, kommt Tolstoi zu spät.

Wertvoller erscheint mir dessen Streben, das Weib aus der unwürdigen Lage eines einfachen Genußobjekts zu befreien und sie zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes zu erheben. Es giebt dumme Jungen, welche das Mädchen verachten, weil es an grober Muskelkraft gewöhnlich

hinter ihnen zurückſteht, die alsdann mit ihrem Biſſel mühſam eingebläuten Latein und Griechiſch ſich dem Weib gegenüber als höhere Weſen erſcheinen und die ſpäter, obgleich ſie völlig am Schürzenband zappeln (natürlich aber dreht ſich ihr Sinnen und Denken nicht um das Fühlen des Weibes, ſondern nur um „die Hälfte mit dem Unterrocke", wie Leſſing ſagt), ſtets von roher und affektierter Geringſchätzung des Weibes überfließen. Es mag ja ſicher nicht die beſte Sorte Frauen ſein, von denen ſie ihre grüne Weisheit abſtrahieren, impertinent aber iſt die unverfrorene Generaliſation. Dieſe Sorte Schöpfungs-„Herren" macht ſich auch wieder mal in der Litteratur breit, und da muß man den Männern Dank wiſſen, die für das Weib Partei nehmen, weil ſie die Erfahrung gemacht, daß das edlere Weib in ſeinem Fühlen und Lieben faſt ſtets reiner, tiefer, uneigennütziger iſt als der Mann, jedenfalls aber hoch über dem Durchſchnittsmann und Durchſchnittsweiberverächter ſteht. — —

Daß es dem Julius an jeder pſychologiſchen Tiefe und an einem wirklichen Problem fehlt, habe ich wohl nicht noch zu betonen. Hätte ſich Tolſtoi wenigſtens die Mühe gemacht, uns das Leben der chriſtlichen Kolonie zu ſchildern, etwa wie uns Bellamy ſeinen Zukunftsſtaat ſchildert! Ja, man fühlt ſich wirklich veranlaßt, dieſem Zukunftsideal des Amerikaners Tolſtois Vergangenheitsideal zu konfrontieren, einer Goldmünze einen Rechenpfennig.

Unmittelbar nach Julius las ich wieder Kjellands Roman „Schnee". Der Umfang der Bücher iſt nahezu gleich, aber welcher Kontraſt im Inhalt! Welche Feinheit in der Charakterzeichnung des nordiſchen Romanciers, da wirken die Perſonen, ihre Reden, ja die Natur ſelbſt wunderbar zuſammen in einer dramatiſchen Entwickelung. Hier verſchleppen die Geſpräche die Handlung nicht, ſondern pointieren ſie, ſchürzen ſie zu dramatiſchen Knoten, ſo daß wir jedem Wort mit atemloſer Spannung entgegenlauſchen.

Um ſich durch Tolſtois „Julius" imponieren zu laſſen, muß man wohl ruſſiſcher Bauer ſein. Aber nahezu Bauernfang iſt's, dies langweilige Zeug als „ſenſationell" in die Welt hinauszuſchreien. — Auch mit dem Überſetzer müſſen wir rechten. Auch das Überſetzen iſt eine Kunſt und ſoll es ſein. Nicht jeder, der etwas Ruſſiſch und etwas Deutſch kann, qualifiziert ſich zum geiſtigen Vermittler zwiſchen zwei Kulturen.

Mit dem Deutſch des Herrn W. Lilienthal iſt's wirklich nicht weit her. Nur ein paar Pröbchen vom Gröbſten.

Seite 25: „eſſen, trinken, Luſtbarkeiten ſind kein Vergnügen und kann (!) es auch nicht ſein."

S. 27: „wenn er ſich in der Geſellſchaft der Chriſten befand, erfand er einen Vorwand.“

S. 30: „in der Ordnung der Natur liegt die vollſtändige Unmöglichkeit dieſer Anſicht begründet. (Die Anſicht iſt nicht unmöglich, ſie iſt ja thatſächlich vorhanden.)

S. 30: „um dieſe Stunden mit einer ähnlichen Befriedigung zu genießen, die (!) er zu Anfang empfunden.“

S. 31: „er wurde zornig und beleidigte ſeinen Vater, wie es gewöhnlich bei Perſonen geſchieht (!), die ſich wohl ſchuldig wiſſen, aber . . .“

S. 34: „Sie belegte ihren Mann ebenfalls mit Schimpfreden.“

S. 36: „das Gefühl der vollſtändigen Verlaſſenheit, die ihn mit aller Macht überkam.“ (Nicht die Verlaſſenheit überkam ihn, ſondern das Gefühl derſelben.)

S. 41: „Als Julius endlich ſeine Geſchichte zu Ende gebracht hatte, raffte er die Lebensmittel, die übrig geblieben waren, zuſammen.“ (Dieſer „er“ iſt aber nicht Julius, ſondern der Arzt.)

S. 48: „Die Quelle aller Deiner Unannehmlichkeiten gründet ſich auf Deine Leidenſchaften.“

S. 57: „Dieſer Unterſchied ſtammt daher, weil . . .“

S. 60: „Menelaus und Paris u. ſ. w. ſind die handelnden Perſönlichkeiten für eine Beſchreibung entſetzlicher Ereigniſſe . . .“

S. 62: „Wenn der Streit nicht . . . ausbricht, ſo iſt er doch nichts deſto weniger, weil er nicht lärmend iſt, vorhanden“ (weil, ſtatt obgleich).

S. 101: „Eine andere Verpflichtung, die Dir auferlegt iſt, iſt die, die Du der Geſellſchaft ſchuldeſt . . .“ (Vgl.: Die, die die, die die Bäume beſchädigt haben, anzeigen, erhalten eine Belohnung.)

S. 105: „das . . . Mädchen, mit der ich Dich . . . geſehen . . .“

S. 110: „die Gewalt, die Truppen einem Gefangenen gegenüber oder ein Richter gegen einen Angeklagten zur Anwendung bringt . . .“

Das wird auch Anſpruchsvollen genügen. Zum Schluß rufen wir dem Überſetzungskünſtler zu: Verſchone uns mit ſolchen ruſſiſchen Erzählungen und mit Deinem — Deutſch!

Verbrennen Sie diesen Brief!

Von Feodor Stein.

(Berlin.)

Gleichzeitig mit den Denkwürdigkeiten Talleyrands, über die wir in einem früheren Hefte der „Gesellschaft“ bereits berichtet, ist eine Sammlung bis dahin unveröffentlichter Briefe von seiner Hand veröffentlicht worden (Talleyrand, mémoires, lettres inédites et papiers secrets, accompagnés de notes explicatives par Jean Gorsas, Paris 1891, Albert Savine), die man um so willkommener begrüßen kann, da die bisher erschienenen beiden ersten Bände jener Denkwürdigkeiten wegen der darin offen zu Tage tretenden Unaufrichtigkeit und Selbstverherrlichung des Verfassers für die richtige Würdigung seines Charakters und der Rolle, die er im öffentlichen Leben spielte, so gut wie wertlos sind. Die jetzt vorliegenden vertraulichen Briefe bestätigen dagegen das Urteil seiner Zeitgenossen und der Nachwelt über ihn: nämlich, daß er einer der vollendetsten Heuchler war, die je über die Erde dahingeschritten sind.

Bei dem denkwürdigen Bundesfest, das am ersten Jahrestage der Erstürmung der Bastille, am 14. Juli 1790, auf dem Marsfelde gefeiert wurde und bei dem der König, die Nationalversammlung und das föderierte Heer inmitten der begeisterungsvollen Beifallsäußerungen einer gewaltigen Volksmenge den Eid auf die Verfassung leisteten, celebrierte Talleyrand als Bischof von Autun vor dem Altar des Vaterlandes die Messe. Am folgenden Tag schrieb er an seine Maitresse, die Gräfin von Flahault, einen Brief, der in der That keines Kommentars bedarf. Das Schreiben lautet: „Wenn Sie mit Ihrem Platz bei dem lächerlichen Fest von gestern ebenso zufrieden gewesen sind, wie ich es darüber war, Sie sehen und bewundern zu können, so müssen Sie den Sturm mit derselben Philosophie wie Ihr Freund über sich haben ergehen lassen. Der Herzog von Orleans hat mich gezwungen, den Abend bei ihm zu verbringen, sonst würde ich zu Ihnen geeilt sein, um mein Herz für all' den Verdruß des Tages zu trösten und mich mit Ihnen über Dinge auszusprechen, die so verschiedene Eindrücke hinterlassen haben. Was mich anbetrifft, so weiß ich, unter uns gesagt, nicht, wer mehr zu beklagen ist, der Herrscher oder das Volk, Frankreich oder Europa. Wenn der König sich auf die Liebe des Volkes verläßt, so ist er verloren, und wenn das Volk nicht vor dem Charakter des Königs auf seiner Hut ist, so wird schreckliches Unheil über uns hereinbrechen. Ströme von Blut werden mehrere Jahre hindurch fließen, um die Begeisterung einiger Monate aus-

zulöſchen. Den Unſchuldigen ſehe ich wie den Schuldigen der Vernichtung anheimgegeben, und was ſich auch immer ereignen möge: entweder wird die Freiheit oder die Ruhe Frankreichs bedroht ſein. Freilich liegt es mir fern, den König als nach Blut dürſtend im Verdacht zu haben, aber ein ſchwacher, von ſchlechten Ratgebern umgebener Monarch wird leicht grauſam, oder vielmehr, was auf dasſelbe hinausläuft, ſeine Schwäche läßt unter der Autorität ſeines Namens Grauſamkeiten ausüben.

„Sieyes fragte mich mit dem ſardoniſchen Lächeln, das Sie an ihm kennen, in Gegenwart von ſechzehn Perſonen, wie ich hätte ernſt bleiben können, indem ich meine Rolle in der Poſſe des Marsfeldes mit ſolcher Fertigkeit ſpielte, und von wie vielen Chriſten ich wohl nach meiner Anſicht unter den hunderttauſend Zuſchauern den nationalen und chriſtlichen Eid entgegengenommen hätte. Als ich ihm meine Unkenntnis in dieſer Beziehung erklärte, erwiderte er: ‚Nach meiner Berechnung kann ſich die Zahl derſelben vielleicht auf fünfhundert belaufen, der Herzog von Orleans, Sie, ich, unſere ganze Partei einbegriffen.‘ — Wenn ich Ihnen die Wahrheit ſagen ſoll, teure Freundin, ſo muß ich geſtehen, daß jene Zahl der Gläubigen nach meiner Befürchtung noch übertrieben iſt, und wie philoſophiſch ich auch beanlagt bin, ſo beklage ich doch den Fortſchritt der Ungläubigkeit im Volke. Ich teile die Anſicht Voltaires: ob wir nun ſelbſt an Gott glauben oder nicht, ſo würde es doch für jede Geſellſchaft gefährlich ſein, wenn die Menge dächte, ſie könne ohne Strafe in dieſer Welt und ohne Furcht vor Vergeltung in jener Welt ſtehlen und morden. Wir leben in einer Zeit, in der die der Moral entgegengeſetzten Lehren am meiſten zu fürchten ſind.

„Ich weiß wohl, daß es nicht ſehr galant ſeitens eines Liebhabers iſt, ſeine Geliebte mit philoſophiſchen Träumereien zu unterhalten, aber wem könnte ich meine geheimſten Gedanken anvertrauen, wenn nicht Ihnen, die Sie über den Vorurteilen Ihres Geſchlechtes ſtehen? Ich hoffe, daß Ihr Scharfſinn Sie hat erraten laſſen, an welche Gottheit ich geſtern meine Gebete und meinen Eid der Treue richtete, und daß Sie das einzige höchſte Weſen waren, das ich anbetete und immer anbeten werde. — Verbrennen Sie dieſen Brief.“

Am Tage nach der Sitzung der Nationalverſammlung, in welcher die Geiſtlichkeit den von ihr verlangten Eid leiſtete (4. Januar 1791), ſchrieb Talleyrand an dieſelbe Geliebte: „Was ſagen Sie zu der Poſſe vom geſtrigen Tage? Die Galerien waren zu voll, als daß es mir möglich geweſen wäre, mit Ihnen zu ſprechen. Die Heuchler! Sie haben wahrhaftig ein ſchönes Meiſterwerk zuſtande gebracht! Sie werden ohne Zweifel be-

merkt haben, wie einſtudiert ihre Reden waren, und wie affektiert ihre Entſagung erſchien. Der Eindruck, den ſie hervorgebracht haben, hat mich abgehalten, auf die Tribüne zu ſteigen, von wo ich ihnen wohl ihre Maske vom Geſicht hätte reißen mögen. Sie wußten ſehr wohl, daß ſie keine große Gefahr liefen, indem ſie ihre Biſchofsmützen gegen ein angebliches Märtyrertum umtauſchten; ſonſt würden die Feiglinge ſich nicht ſo tapfer gezeigt haben. Ich bin wirklich entrüſtet, teure Freundin, wenn ich darüber nachdenke, wie leicht man die Menſchen zu Narren haben kann. Die männlichen und weiblichen Capetinger haben uns ſchöne Lehren des Aberglaubens gegeben, ebenſo wie gewiſſe Kardinäle, deren Kardinaltugend ſicherlich nicht in der Vaterlandsliebe beſteht. Ich möchte wohl, daß ſie ihre Komödie in Rom und nicht in Paris ſpielten, wo ihre apoſtoliſchen Mummereien nicht mehr zeitgemäß ſind. Ihr Märtyrertum hält nach meinem Dafürhalten mit ihrer Orthodoxie gleichen Schritt. Alles das aber iſt aus der Mode, und dennoch giebt es hierzulande noch einfältige Leute, die als gute Chriſten unwiſſend genug ſind, zu glauben, wie ihre Väter glaubten. Obgleich alle dieſe abgeſchmackten Dinge mir viel Verdruß bereitet haben, ſo kann ich mich im Grunde doch nicht darüber beklagen, da ſie mir nützlicher geweſen ſind, als ich gehofft hatte. Nun ſind nämlich alle meine Schulden bezahlt, und ich könnte die franzöſiſche oder römiſche Tiara kaufen, wenn ſie zu verkaufen wäre. — Verbrennen Sie dieſen Brief."

Köſtlich, dieſes ſtereotype „Verbrennen Sie dieſen Brief!"

Ein Glück für die Weltgeſchichte, daß dieſe Dokumente doch nicht immer umzubringen ſind. Denn ſie ſind wichtiger für die Erkenntnis der Menſchen, ihrer Geſinnung und Umgebung, als dicke Memoirenbände und offizielle Geſchichtswerke, in welchen die Täuſchung der öffentlichen Meinung und die Irreleitung des gutmütigen Volkes als Kunſt und Geſchäft betrieben wird.

Die Proteſtanten von Montenard.

Von C. Rotan.

(Paris.)

Es iſt eine merkwürdige Geſchichte, diejenige der Gemeinde Montenard im Departement Iſère, deren Einwohner ſich eines ſchönen Morgens ganz unerwartet bekehrt haben und wie ein Mann zum Proteſtantismus übergetreten ſind. Es war nicht irgend ein dunkles Dogma und Glaubens-

geheimnis, welches sie dazu bewegt hat, sie sind nicht durch eine begeisterte Predigt oder ein Religionsgespräch über die wirkliche Gegenwart Christi im Meßopfer oder über die heiligmachende Gnade u. dergl. zu diesem großen Entschluß hingerissen worden. Diese Gemeinde mit etwa 600 Einwohnern hat deswegen die Fahne der freien Bibelforschung ergriffen und Monteynard ist darum von der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche abgefallen, weil man ihr ihren Pfarrer, den Pfarrer Martin genommen hat und weil man gegen die Einsetzung seines Nachfolgers dadurch hat protestieren wollen, daß man mit Sack und Pack zur Religion Luthers und Calvins abmarschiert ist.

Man kann nicht gerade behaupten, daß Ehrwürden Martin das Muster eines Vertreters der heiligen Kirche gewesen sei. Man hatte ihn der Reihe nach von Prebois nach Engelas und von Engelas nach Monteynard versetzen müssen. Weil jedoch daselbst der Skandal erst eigentlich anfing, so hatte ihn der Bischof von Grenoble abberufen. Der Skandal war nämlich eine junge Person, die Ehrwürden Abbé Martin zu seiner Geliebten gemacht hatte, an deren Seite er mit einer liebenswürdigen Sorglosigkeit lebte und die man nicht als kanonische Köchin ansehen konnte. Er hatte Marie Vachier beim dörflichen Gottesdienst singen hören und ihre goldreine Stimme hatte sein priesterliches Herz wie Donner und Blitz getroffen.

Die Liebschaft hatte bereits zwei Jahre gedauert, zwei Jahre eines stillen Glücks — denn glückliche Priester haben wie die glücklichen Völker keine Geschichte — als Monseigneur Fava, der vorgesetzte Bischof von Grenoble, von dem Abenteuer unseres guten ehrwürdigen Abbé unterrichtet wurde und ihm zur Strafe eine Luftveränderung vorschrieb, eine Maßregel, die damals bei dem Regierungspräfekten so sehr im Schwung gewesen ist; er hatte ihn nach Engelas geschickt. Der Pfarrer Martin hatte seinen Koffer gepackt und war gehorsam in seine neue Residenz abgereist. Der Erfolg dieser Strafversetzung würde vollständig gewesen sein, wenn nur der Abbé nicht den Einfall gehabt hätte, — seine vielteuere Schwester in Christo und Köchin Marie Vachier nach Engelas mitzunehmen. Zwei weitere Jahre waren still verflossen, der Bischof mochte die „Verirrungen" seines Sohnes, des Abbé Martin noch nicht als gesühnt angesehen haben, denn er versetzte ihn jetzt nach Monteynard.

* * *

Man kennt den Geist der Kirche und das Verfahren, welches sie in ähnlichen Fällen einschlägt. Wenn der Pfarrer Martin in Prébois nichts taugt, so ist er vielleicht in Engelas ganz ausgezeichnet und wenn er auch

bei den Leuten in Engelas die Sache ſchlecht macht, ſo muß man vorausſetzen, daß er das Glück der Einwohner von Monteynard ausmacht. Wir haben zwanzig Geſchichten von dieſer Sorte erlebt, Kreuz-, Quer- und Zurückſchickungen von Kongregationiſten, Schulbrüdern, welche das Evangelium allzu liebeseifrig aufgefaßt hatten und die kleinen Kinder allzu hitzig hatten zu ſich kommen laſſen. Man ſchickte ſie an das andere Ende Frankreichs in irgend eine Gemeinde, oder man verſteckte und verleugnete ſie vorſichtigerweiſe während einiger Monate. Das war das einzige Abhilfsmittel, zu dem man gegriffen hat. Die Kirche verläßt die Ihrigen nie und wenn ſie doch dazu kommt, ſie zu treffen, ſo geſchieht es in der Verteidigung ihrer ſelbſt und nur wenn ſie nicht mehr anders kann.

Dieſer Augenblick war endlich auch für den Abbé Martin gekommen. Nicht nur hatte er die unvermeidliche Marie Vachier nach Monteynard mitgenommen, ſondern er lebte ganz in der Weiſe eines Ehepaares mit ihr, wie alle Welt es wußte und ſehen konnte. Sie ging an ſeinem Arm aus und machte mit ihm die Krankenviſiten. Aber man iſt in ſolchen menſchlichen Dingen nicht zu heikel auf dem Lande und billigte es ohne Zweifel, daß der Abbé Martin das Wort aus der heiligen Schrift: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei“ ſich zu Herzen genommen hatte. Und er war außerdem ein ſo guter Junge! Er verſtand etwas Medizin, gab den Bauern umſonſt ärztlichen Rat und trieb die Gefälligkeit ſogar ſo weit, daß er ſie eigenhändig ſchröpfte und ihnen bisweilen zur Ader ließ. Er war überdies einer der beſten Stammgäſte der Dorfſchenke, wo man ihn nie eine Partie Kartenſpiel hatte ausſchlagen ſehen. Endlich hatte dieſer betriebſame Mann Gottes mit ſeinem kirchlichen Geſchäft noch ein anderes verbunden. Er durchzog als Handelsreiſender den Bezirk nach allen Richtungen hin, den Bauern die Waren feilhaltend — aber ſein hauptſächlicher Triumph war der Krämerladen.

* * *

Zum Unglück für unſeren Abbé Martin gaben ihm die Karthäuſer Mönche 5000 Franken zum Bau einer neuen Kirche in Monteynard. Die Kolonialwaren genügten für dieſen Mann von einer ſo verzehrenden Thätigkeit nicht mehr und er that ſich als Architekt und Unternehmer auf und machte das Anerbieten, die Materialien zum Bau der Kirche ſelbſt zu liefern.

Es giebt überall auf der Welt Neidiſche, die das Glück anderer Menſchen nicht ruhig ertragen können. Eine Broſchüre erſchien, welche „Die Rechnungsberichte des Herrn Martin“ betitelt war und über die gelegten Rechnungen des Herrn Abbé ein ungünſtiges Urteil fällte. Die übrigen Prieſter des Bezirks beſchloſſen ihm gegenüber, die kirchliche Exe-

kution gegen ihn einzuleiten, und sie thaten es mit einem großen Apparat von Förmlichkeiten, indem sie alle zugleich am nämlichen Sonntag auf der Kanzel gegen ihn loslegten. Monseigneur Fava war alsdann genötigt, gegen den Liebhaber der Marie Vachier vorzugehen und ihn abzuberufen.

Aber dieser Entschluß hat die friedfertige Gemeinde Monteynard wahrhaft revolutioniert. Man hat dem Nachfolger des Abbé Martin, dem Herrn Tascher, als er von Grenoble den Einzug hielt und von dem Erzpriester de la Mure begleitet war, mit Hilfe des zuströmenden Volks der Nachbarschaft das Geleite gegeben. Sie wurden mit dem Geschrei: „Es leben die Protestanten!“ verfolgt und mit dem Gesang der Marseillaise begleitet; sie waren genötigt zu fliehen und nach dem Hauptort der Diözese (Grenoble) zurückzukehren.

Seither ist zwar der Abbé Tascher wiederum gekommen, aber wie wir schon am Anfang des Artikels gesagt haben, Monteynard hat sich zum Protestantismus bekehrt. Ein Pastor kommt alle Sonntage, um in einer Hütte, welche der Kirche gegenüber steht, den Gottesdienst zu verrichten und eine Petition wird an den Präfekten des Isère-Departements abgeschickt, um die provisorische Einrichtung des Gottesdienstes im Saal der Gemeindeschule zu verlangen.

Was den Abbé Martin betrifft, welcher entschieden den Beruf eines Kaufmannes mit auf die Welt gebracht hat, so ist er Versicherungsagent und Inhaber eines Kommissionsgeschäfts für Wein in Grenoble geworden, wo er mit seiner Geliebten und den Kindern lebt, die sie ihm geschenkt hat.

Soll man nicht die Weisheit dieses Mannes bewundern, der sich in seinem priesterlichen Gewissen nicht gleich für verpflichtet gehalten hat, wie seinerzeit der Abbé Loyson, eine neue Religion zu gründen — nur um sein Weib und die ihm unentbehrliche Ehe zu retten? —

Eine südwestdeutsche Kunststadt.

Von Falk Schupp.

(Wien.)

Für uns Deutsche scheint mit der Jahrhundertneige eine Zeit beginnen zu wollen, in der wir uns manche traditionelle Seelenstücke, sogar das Erstaunen abgewöhnen sollen. Wer vor dreißig Jahren von der Zentralisation sämtlicher deutschnationaler Kulturfaktoren gesprochen hätte, wäre un-

fehlbar des politiſchen Wahnſinns geziehen worden. Und heute — 20 Jahre nach der Einigung des Reiches — ſind bereits alle ſozialökonomiſchen Inſtitutionen in den Zuſtand feſtverbürgter Zuſammenfaſſung übergegangen, oder bei einigen wenigen in Rieſenſchritten im Übergang. Zu den erſteren gehören vor allem die großen Hebel des Verkehrsweſens, wie Poſt, Telegraphie, dann die Faktoren des inneren und äußeren Reichsſchutzes, wie Geſetzgebung, Heer und Marine. Nur ein Verkehrsmittel noch, ſelbſt noch zwar in ungeordnetſter Halbentwicklung ſtehend, harrt der Eingliederung in dieſen großen Ring. Und auch da ſind es lediglich Gründe untergeordneter Art, welche das Aufgehen des Eiſenbahnweſens in der Reichsordnung bisher gehindert.

Niemand wird den ungeheuren Fortſchritt, der in der Zentraliſation liegt, leugnen wollen — aber auch kein Vorurteilsfreier wird ſich eines Lächelns enthalten können, wenn er ſieht, wie im neuen Reiche zentraliſiert wird. Es ſchien ſelbſtverſtändlich, daß nachdem Waffenglück und Geiſtesſchneidigkeit die Führerrolle auf Berlin verteilt hatte, dieſem auch das jus primae noctis für alle materiell-ſozialen und kulturell-geiſtigen Nationalfaktoren zuſtände. Dieſe Forderung jedoch ſcheint für Deutſchland nicht ſo ohne weiteres einzuräumen zu ſein. Zwar haben die Deutſchen ſeit 1870 gezeigt, daß ſie über eine erkleckliche Anzahl überkommener Barrikaden hinwegzuſpringen gelernt haben, — aber über eine ſcheint es doch nicht beim erſten Anlauf zu gehen. So willig man alle Bedingniſſe der ſozialmateriellen Macht, wie die genannten Verkehrs- und Schutzinſtitute, an Berlin auslieferte, ſo ſehr ſträubte und ſträubt man ſich dagegen, dasſelbe Monopol in kulturell-geiſtiger Beziehung zu beſtätigen.

Dieſes Monopol wird repräſentiert durch die Wiſſenſchaft, die Bühnenkunſt, die bildenden Künſte (Malerei und Plaſtik) und das Kunſthandwerk. Vorauszuſehen war, daß das Wiſſenſchaftsmonopol das erſte ſein würde, welches Berlin völlig anheim fällt; denn nichts war armſeliger als drei Beweggründe, die man gegen dieſes Ereignis ins Feld führte. Man ſagte: die Wiſſenſchaft wird repräſentiert von einem ernſt arbeitenden Profeſſorentum, welches dringend der Kleinſtadtſtille bedarf und einer Jugend, welche ſich ebenda am wohlſten fühlt und am beſten geſchult wird im ſtrengen Dienſt der Wiſſenſchaft. Grade umgekehrt! Das ernſt arbeitende und erfolgſichere Profeſſorentum ſucht die Kapitale auf und nichts zieht eine Jugend beſſer, als die Erfahrungswelt der Großſtadt.

Und für die Bühnenkunſt iſt ebenfalls der großſtädtiſche Mittelpunkt die beſte Heimſtätte, wenn man das Theater auf das Prinzip der Maſſengunſt anweiſt. Dieſe Grundlage verlangt unbedingt eine Großſtadt und wird

eben in der größten der großen Städte die reichhaltigsten Mannigfaltigkeiten erzeugen. So hat denn auch unsere moderne deutsche Schauspielerkunst in Berlin einen gradezu erschreckenden Aufflug genommen, und eine äußere Umgestaltung hervorgerufen, deren Tragweite wir noch nicht ermessen können, da wir uns noch mitten drin befinden.

Ohne Zweifel bedeutet diese Zentralisation einen sozialen Aufschwung für die mimische Kunst, und wir Deutsche haben schon heute das Recht, uns auf den Tag zu freuen, wo wir nach französischer Analogie im Hinblick auf die Bühnenkunst ausrufen dürfen: Berlin c'est l'Allemagne!

Aber noch ist der volle Umschwung nicht gekommen, und wir sehen, wenn wir genauer drein blicken, daß das Bühnenwesen nur in seiner äußerlichen Form zentralisiert ist — daß aber grade der geistig-litterarische Bestand noch nicht ausschließlich auf Berlin ruht. Diese Thatsache muß jeden, der zum ersten Male unser deutsches Geistesleben studiert, verblüffen, ja sie ist geeignet, bei manchem unserer verehrten Mitbürger ein wohlgemeintes spöttisches Lächeln hervorzulocken. Und doch ist es so!

Und es fällt gar nicht schwer, diesen Umstand historisch, wie national-psychologisch zu begründen. Denn erstens steht es fest, daß eine von der Massengunst abhängige Bühnenkunst noch nie einen wirklich dauernden Kunstfortschritt herausgearbeitet hat, denn Vorsicht und Selbsterhaltungstrieb beschränkt sie zu sehr auf das Ausgefahrene, Traditionell-Triviale. Und zweitens fehlt in Deutschland natürlich die Tradition der Zentralisation, ja es steht in vieler Beziehung eine Tradition der Dezentralisation noch hinderlich im Wege. Diese Hemmblöcke sollen nun mit einer unmäßigen Thatkrafthastelei beiseite geschleudert werden.

Das ist gewiß nicht zu verachten! Aber doch hat die Manier, wie dieser Prozeß beschleunigt werden soll, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der winterlichen Blumenkultur unter Anwendung künstlicher Sonne. So wenig als man einen 10jährigen Jungen in einem Jahre zum Jüngling ausrecken kann, so wenig kann man mit einem Ruck all die tausend Zweige und Fäden lösen, mit denen die deutsche Geisteskultur in den verschiedenen Stämmen wurzelt.

Man hat nach meiner Meinung den richtigen Weg betreten, indem man ein Übergangsstadium in der Monopolverteilung herstellte. Daß man zum Vergleich in der Bühnenkunst dem verdienstvollen Unterfangen des Meininger Herzogs, der einen neuen Regietypus erschuf, in ganz Deutschland, besonders in der Hauptstadt billigende Anerkennung zu teil werden ließ. Darin zugleich die Billigung und Förderung eines Mäcentheaters, welches wieder einen Fortschritt in der Schauspielkunst bedeutet. So hatte Mei-

ningen ein Bühnenmonopol, welches in den 16 Jahren seines Bestandes von 1874—1890 den glänzendsten Beweis für die Leistungsfähigkeit einer Mäcenatenbühne und den nicht minderwertigen für Einrichtung von Übergangsinstitutionen zur Zentralisation erbrachte.

Ähnlich, wie in der Schauspielkunst nun ist es in der Maler- und Bildhauerei. Auch da stehen wir jetzt im Zeichen des Monopoles, und alle Welt weiß, daß es München und in zweiter Reihe Düsseldorf ist, welche sich dieses angenehmen Besitzes erfreuen. Was aber nun weniger einstimmig aufgenommen werden dürfte, ist die Behauptung, daß es sich um ein interimistisches, keineswegs permanentes Monopol handeln dürfte. Interimistisch freilich nicht in dem Sinne von heute auf morgen, wohl aber in dem von einer Reichsentwicklungsetappe zur zweiten, von der Halb- zur Ganzzentralisation.

Man wird fragen: warum Monopol? war München, war Düsseldorf nicht lange bevor eine Kunststadt ehe es ein Reich gab? Gewiß das, aber diese Kunststädte fingen von dem Augenblick, als die erste zentralisierende Reichsinstitution geschaffen wurde, an das Attribut der Kunststätte nicht mehr als Sonderausdruck, sondern als zugestandenen Teilbesitz zu tragen.

Und ruhig betrachtet liegt in dieser Erkenntnis nichts Schmerzliches. Denn die Thatsache des Monopoles bedeutet besonders für München eine ungeheuer wichtige, ehrenvolle Zeit- und Kulturaufgabe. Nämlich anzukämpfen gegen jene ungesunde Schnellteiggzentralisation, welche ja unbedingt ein Blütenfeld der Korruption und des unlauteren Strebertumes sein muß. Sich selbst dagegen zur vollen Individualität einer Kunststadt herauszubilden, um dann im Herbst der Entwicklung den Apfelrotglanz ihrer Früchte der wartenden Kapitale in den Schoß zu schütten.

So ist es denn verdienstlich, möglichst vielfache Monopole an die deutschen Mittelstädte auszuteilen, damit eine gewaltige und gesunde Zentralisation vorbereitet wird. Von diesem Gesichtspunkt ging ich aus, als ich kürzlich meiner Heimatstadt Darmstadt den Vorschlag machte, sich ebenfalls und auf nicht allzuschwierige Weise das Monopol einiger Geisteskulturfaktoren beizulegen. Schon lange war mir aufgefallen, daß das so städte- und bildungsreiche Südwestdeutschland unter seinen vielen Mittelstädten keine besitzt, welche mit einem derartigen selbsterschaffenen Monopol an der zusammenfassenden Nationalisierung mitarbeitet. Wir sehen da Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, Stuttgart, Darmstadt, Karlsruhe, Mannheim, Straßburg, alles schöne, reiche Städte mit einer Bevölkerung erfüllt, welche den produktivsten der deutschen Stämme, den Schwaben, Franken und Chatten angehört. Aus ihnen gingen fast alle die Geisteshelden hervor, welche die

Wegweiser der deutschen Kultur bilden, die Goethe, Schiller, Hegel, Schelling, Liebig u. s. w. Hat die Natur sich geändert, daß derselbe Himmelsstrich, der ehedem so viele erleuchtete Köpfe gezeitigt, nun zur Unfruchtbarkeit verdammt sein soll?

Mir kam es immer vor, als wenn es lediglich am Geist der Initiative, des Erstanfangens, der jenen Stämmen als historisch-atavistischer Mangel abzurechnen ist, fehle, um etwas gedeihliches emporkommen zu lassen. Auch dort mußte eine Kunststadt entstehen, welche die Zentralisation jener Kunstfaktoren vermitteln hilft, die bisher noch nicht an Übergangsinstitute monopolisiert sind.

Als solche von eminenter Wichtigkeit, betrachte ich die Errichtung einer Sammel- und Bildungsstätte für diejenige moderne Halbschwester der bildenden Kunst, welche nächst ihr den ersten Rang einnimmt. Ich meine die Errichtung einer Kunsthandwerk-Akademie, welche die Förderung der mechanischen und vervielfältigenden Künste zum Endziel hat, wie Kunstdruck, Holzschnitzerkunst, Lichtbildnerei, Glasmalerei, Radier- und Zeichenkunst. Dann die Errichtung der ersten deutschen Frauenhochschule, welche grade in unseren Tagen brennend der Verwirklichung entgegensieht. Ferner brauchte auch die Bühnenkunst, welche mit dem Erlöschen des Meiningertumes und der ersten Wirksamkeit der freien Bühnen in einen neuen Abschnitt eingetreten ist, ein Mäcentheater, auf der sie sich fesselfrei entwickeln könnte.

Ein Monopol auf diese drei Faktoren reichte hin, um einer der obengenannten Städte den Rang einer Kunst- und Wissenschaftsstadt zu geben. Aus Gründen, welche ich in einem Reformessay*) des Ausführlicheren entwickelt habe, fiel meine Wahl auf Darmstadt. Dieses besitzt ein sehr gutes Hoftheater, dessen Leistungen auf dem Gebiete der großen Oper vor drei Dezennien eine Zeitlang führend und mustergültig waren und welches auf dem Gebiet der klassischen, wie modernen Schauspielregie eine eigenartige Tradition besitzt, aus welcher z. B. Lautenschläger, der hochverdiente Erneuerer der Oberammergauer Passionsbühne und Mitschöpfer der neuen Münchner Shakespearebühne, hervorgegangen ist. Weiterhin besitzt Darmstadt eine an wertvollen Originalen (darunter Holbeins „Madonna") reichhaltige Bildergalerie und als Werk der trefflichen Beschützerin von David Strauß, der verstorbenen Landesfürstin Alice, eine Frauenfortbildungsschule, welche sehr wohl als Grundstock einer Frauenakademie dienen könnte.

Mein Plan ging nun dahin: man gebe mit dem Bestand an Jugend-

*) Mahnruf an das Darmstädter Hoftheater. Verlag Müller, Darmstadt. 3. Auflage.

material, welchen künftig zwei solcher Akademien repräsentieren, einer ernsten fortschreitenden Bühnenkunst den ideellen und soweit es ein Mäcentheater notwendig hat, den materiellen Boden. Ersteres wäre ungefähr so zu denken: man setzt fest, daß außer den von Berlin übernommenen Novitäten, eigene und zwar in der Zahl von 6—8 pro Winter zur Aufführung kommen. Kommt nur eines dieser 6—8 Stücke so zur Wirkung, daß es dauernd dem Spielplan einverleibt werden kann, so ist sogar das Risiko für die sechs Mißerfolge gedeckt. Auch nationalpsychologisch hat diese Forderung ein Recht auf Anerkennung. Thatsache ist nämlich, daß Berlin zwar nahezu absolutistisches Alleininhaberrecht auf Bühnennovitäten sich erworben, daß aber die Geschmacksauswahl, welche das großstädtische Premièrenpublikum vornimmt, oft keineswegs die Billigung in anderen Städten findet, in denen der Verkehrsmodernismus und die prononzierte Geistesnervosität nicht so glühend pulsiert, wie in Berlin.

Der Ausgleich wird und muß ja mit der Zeit einmal stattfinden, aber darum, daß das in geraumer Zeit erfolgt, wird eine Übergangsinstitution nur um so gerechtfertigter.

Man sollte den Wert dieser frisch aufgerollten, nationalpsychologischen Frage von allen Seiten beleuchten und unbeeinflußte Vergleiche sollten stattfinden, welche unter den südwestdeutschen Städten die günstigsten Bedingungen bietet, ihr eine solche Rolle zuzuteilen. Nach meiner Ansicht kommen unter den drei südwestdeutschen Residenzen Karlsruhe und Darmstadt in eine engere Stichwahl. Dann käme noch Straßburg als kaiserlicher Protektionsort in Betracht.

Zu wünschen wäre bloß, daß diese Vorschläge in einer ehrlichen und vernünftigen Presse Wiederhall und Bespiegelung fänden — und sie nicht, wie es dem Verfasser bei seiner Erstpublikation in Hessen ergangen — von einer verlogenen halb national-liberalen, halb protestantisch-orthodoxen Presse in den Schlamm widrigster Parteimeinungen herabgeschleift werden und er selbst das Vergnügen hat, sich wochenlang als Vaterlandsfeind (!?) denunziert zu sehen. Hoffentlich kommt die Frauenakademie nach Darmstadt und verbreitet dort unter meinen blinden Darmhessen so viel Licht, daß besonders jene Dunkelhäupter sich im Schatten des Schweigens halten, welche im Jahre 1848 die Weltgeschichte um eine klassische Anekdote bereicherten: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" tobten sie vor dem Landtag und als man um ihre genauen Forderungen fragte, da huben sie an und riefen einstimmig: „Die Republik wolle mer, und den — Großherzog!"

Über die notwendige Einseitigkeit der Polemik.

Von Johannes Schlaf.

(Berlin.)

Wenn jüngere Schriftsteller einer neu sich ankündigenden Litteraturepoche, nachdem sie unter redlichen Bestrebungen sich den Zeiterscheinungen auf dem Gebiete der Politik, der Litteratur u. s. w. gegenüber einen selbstständigen Standpunkt errungen haben, irgend eine Stellung auf dem Forum der Litteratur erringen wollen, werden sie oft von unseren Journalen unter dem Einwande zurückgewiesen, ihre Meinungen seien zu einseitig vertreten und infolge dessen könnten ihre Beiträge nicht angenommen werden. Darüber muß man wohl einmal ein Wörtchen reden!

Dem Verfasser dieser Zeilen scheinen Einwände dieser Art jetzt und zu allen Zeiten neu aufstrebenden Litteratur- und Geistesbestrebungen gegenüber einer immer mehr zunehmenden Impotenz alter, antiquierter Prinzipien zu entspringen. Über die Allseitigkeit, der man da begegnet! Über diese greisenhafte, allen gerecht zu werden suchende aalglatte Rücksichtsnahme! Was soll sie denn? Was will sie mit ihrer matten Opposition neuen, mächtig andringenden Ideen gegenüber? Sie ist lächerlich! Sind zwei Gegner, wenn sie einmal Waffe gegen Waffe in der Faust auf dem Schlachtfelde einander gegenüberstehen, noch geneigt, ihre Kraft, ihre frischwogende Leidenschaft einzudämmen durch altkluge Erwägungen, durch philisterhaft-verständige Selbsterwägungen, inwieweit man sich doch wohl Unrecht thue! Nimmermehr! Sondern ein jeder hat das einzige, lebendige Bewußtsein *seines* Rechtes und ist gewillt, dies bis zum äußersten zu vertreten! Nicht anders ist es auf dem Gebiet des großen Geisteskampfes der Menschheit. Wenn die Vertreter neuer, machtvoll andringender Ideen sich darauf einlassen wollten, erst zu erörtern, inwieweit sie am Ende doch dem Alten Unrecht thun könnten, dann ginge ihnen ja unter diesen quietistischen Betrachtungen die beste Hälfte ihrer Schneidigkeit, ihrer Widerstandsfähigkeit verloren. Nein! Sie empfinden die einzige, hauptsächlichste Unzulänglichkeit des Alten und da haben sie gerade genug zu thun, das Neue mit seinen berechtigten Ansprüchen ihm gegenüber mit aller Schärfe geltend zu machen. Ihr ganzes Interesse, ihre ganze Kraft gravitiert nach dem einen hauptsächlichsten Gegensatze hin, den sie dem Antiquierten gegenüber empfinden und nun gehen sie mit einseitiger Schärfe der Polemik in den Kampf, vielleicht mit Rücksichtslosigkeit, mit Unbarmherzigkeit, und das von Rechts wegen! Gilt es doch, das Wesentlichste, Eigentümlichste neuer Ideenkreise scharf und deutlich hin-

zustellen, scharf und hell zu umgrenzen, nicht durch weiche Übergänge seine prägnanten Kontouren zu verwischen, wenn das Bewußtsein neuer Wahrheiten scharf und klar sich allen einprägen soll, wenn ihr vollstes Verständnis erzielt werden soll. Wenn die Stürmer und Dränger neuer Geistesrichtungen im schwächlichen Billigkeitsgefühl mit dem Alten paktieren wollten, wie sollte sich da das Neue konsolidieren? Das sollen und dürfen sie auch zum besten derer nicht, denen neue Ideen vermittelt werden sollen. Mit Blitzesgewalt sollen neue Ideen die Geister erschrecken, sie elektrisieren, ihnen Spannkraft und Begeisterung verleihen. Alles kommt darauf an, daß die Affekte mit aller Macht ergriffen und bis zu begeisterter Aufregung gesteigert werden. Dann giebt es erst ein kräftiges, energisches Vordringen.

Man sollte doch auch bedenken, daß neue Wahrheiten mit alten, ewig wahren, im innigsten Konnex stehen, daß jene diese mit in sich begreifen, daß das neue Bessere aus dem alten Guten im angeregtesten Kampfe der Geister sich losgerungen und gebildet hat. Man sollte bedenken, daß man dann sich nicht mit gewissen historischen Berechtigungen des Alten im falschen Billigkeitsgefühl einzulassen braucht. An keinem Punkte darf bei der Polemik neuer Ideen alten, absterbenden Institutionen Recht gegeben werden. Vorwärts! heißt die Parole. Da darf man sich nicht Zeit nehmen zu weibischem Geschwätz, sondern alle Kräfte müssen angespannt werden zur Erreichung der neuen Ziele. Was aber neue, junge Polemiker aus dem Groben herausarbeiten, herausarbeiten müssen, werden spätere Generationen, denen die neuen Wahrheiten in Fleisch und Blut übergegangen sind, korrigieren, vervollkommnen, zum feinen, vollständigen, recht eigentlichen Kunstgebilde herausarbeiten.

Wenn ein Lessing sich auf die Chikanen einer schwächlichen, rücksichtsvollen Tageslitteratur hätte einlassen, von ihrem altklugen Rate hätte düpieren lassen wollen, wenn er sich darauf hätte einlassen müssen, den Verdiensten des Gottschedianismus z. B. gerecht zu werden, dann hätte er nie gründlich genug dessen verderbliche Schwächen ausrotten können. Die Arbeit, das Neue zu höchster, künstlerischer Vollendung zu bringen, konnte man von Lessing und seinen Anhängern nicht verlangen: er mußte einem Schiller und Goethe die Bahn bereiten, und da galt es Schärfe, rücksichtsloseste Schneidigkeit der Polemik, kein greisenhaft-schwächliches Paktieren und Rücksichtnehmen.

Das sehen sogar einsichtsvolle Männer auf den Kathedern unserer Hochschulen ein, deren Pflicht es noch am ersten ist, in quietistischer Objektivität den Entwickelungsgang menschlichen Geistes zu fixieren und unsere Tageslitteratur, welche das Organ der Polemik neuer Wahrheiten sein sollte, schimpft in thörichter Ignoranz über die Einseitigkeit neuer Wahrheiten und ihrer Polemik! —

Der Weltenbrand ſozialer Revolutionen fährt hin über die Völker und frißt Brauchbares und Unbrauchbares alter Inſtitutionen mit elementarer Rückſichtsloſigkeit hinweg, damit aus der Aſche neue vollkommene Gebilde ſich erheben können in phönixgleicher Pracht. So iſt's auch mit der genialen Rückſichtsloſigkeit neuer Geiſtesſtrömungen. Wenn man ſich doch aus der Weltgeſchichte ſo viel Witz holen wollte, daß man ſich von der Unwiderſtehlichkeit neuer machtvoller Geiſtesrichtungen überzeugte. — Aber freilich! Der Inkarnierungsprozeß alter, ehemals neuer Ideen iſt von zu guten Reſultaten begleitet, und das mechaniſche Beharrlichkeitsvermögen menſchlichen Geiſtes ein zu zähes!

Und dennoch! Schließlich wird es doch durch die lebenskräftige Gewalt neuer Wahrheiten vernichtet, paralyſiert und dann — geht der Kampf eben ſo weiter! — —

Gegenwärtig wollen wir uns tröſten, daß die neu pulſierenden Lebenskräfte einer neu aufblühenden Litteratur- und Geiſtesepoche trotz aller zähen Renitenz doch durchdringen werden. —

Unſer Dichteralbum.

Wenn leiſe die Nacht im Traume ſpricht.

Wenn leiſe die Nacht im Traume ſpricht —
Vergangenheitsſchatten mich ſuchen:
Sie zeigen mir höhnend dein Angeſicht,
Das küſſen ich möcht' und verfluchen.

Verfluchen möchte ich jene Stund',
Die mich zum Eigen dir machte.
Noch ſeh' ich den ſpöttiſchen, ſchönen Mund,
Wie liebegewährend er lachte.

Noch fühl' ich der Küſſe ſüßbrennende Kraft,
Die ſtückweis das Herz mir zerriſſen —
Noch einmal erlieg' ich der Leidenſchaft
Und ihren Zaubergenüſſen. —

Dann wallt mir das Blut zum Herzen jäh,
Daß faſt die Pulſe zerſprengen:
Gewaltiger Zorn und ſüßſchauerndes Weh
Will machtvoll zum Wort ſich drängen.

Der Zorn ziſcht auf: „Sie übte Verrat,
Drum darf nur dein Fluch ihr werden!"
Doch leiſe das Weh ſich bittend naht:
„Sie — war — ja — dein — Glück — auf Erden . . ."

Und ſtille wird's dann im Herzen mir,
Als küßte das Mitleid die Thränen . . .
Nicht fluchen kann ich den Treubruch dir —
Mein Glück bleibt das ewige Sehnen.

München. F. H. Kanowski

Hunger.

Kennt ihr den Hunger,
Das peitſchenbewaffnete Schreckensgeſpenſt
Mit grätigen Zähnen
Und hohlen, ſtarrenden,
Ach! ſo entſetzlich ſtarrenden Augen?

Ich hab' es geſehn
In nebelbefreiter Vergangenheit,
Wo es Völker verſtreut und vertrieben
Und Throne geſtürzt —
Ich ſeh' es in dämmernder Zukunft,
Wo es Throne ſtürzen
Und Völker vereinigen wird — —
Doch ſeh' ich's vor allem
Mit ſchauriger Gegenwartsdeutlichkeit
Im Manſardengemach
Des gattenverlaſſenen,
Fiebergeſchüttelten Weibes,
Der halberfrorenen Kinder.

Wüſt iſt die Stube, mit Brodem geſchwängert,
Durchflackert vom gelben Petroleumlichte,
Gelb ſind die Wände,
Gelb die Geſichter
Und Zähne der Armen;
Mit ängſtlichen Lumpen ſind alle bekleidet,
Und hektiſche Roſen,
Die Schminke fürs Grab,
Umblühen die Wangen der Mutter.

Aber aus allen Winkeln
Grinſt das verdammte Geſpenſt!
Und wühlende Leere
Durchſchüttert die Leiber der Kleinen,
Und hungerwimmernde Töne füllen
Das troſtlos dumpfe Gemach.
Schneidend wie Meſſerſtiche
Trifft das Gewimmer
Das Mutterherz —
Doch nirgends iſt Hilfe —
Alles iſt leer —
Auch die Lippen des Kleinſten
Saugen umſonſt
An ſaftloſen Brüſten —

Die Mutter zermartert
Ihr jammerverzerrtes Gehirn,
Bis ſich ihm endlich blutig entreißt
Ein Rettungsentſchluß —
Sie wirft ſich den alles verhüllenden Mantel
Um den hageren Leib,
Mit ſchwankenden Füßen
Beſteigt ſie die Straße,
Die ſchneebedeckte,
Laternenbeſtrahlte —
Grinſend verfolgt ſie der Hunger —
Er lehrt ſie —
Er peitſcht ſie,
Und ſie — bietet ſich feil!

Hektiſche Roſen,
Die Schminke fürs Grab,
Umblühen die Wangen des Weibes!
Und ſiehe! die gleißenden Flecken
Verlocken den Wüſtling — — —
— — — — — — — — —
O ſchaudere nicht!
Entblöße die Glieder
Und gebe brutalen Händen ſie preis;
Sie werden vom Hunger
Ans Kreuz geſchlagen:
Da werden die menſchlichen Blößen
Zu göttlicher Nacktheit! —
O jammere nicht!
Deine heilige Schande
Wird ſich gewaltige Scharen werben,
Niederzuringen
Alle Gemeinheit —
Und Deine blutigen Schmerzen am Kreuze,
Sie helfen erlöſen
Die hungergeknechteten Maſſen!
— — — — — — — — —
Kennt ihr den Hunger!?

Mannheim Adam Heid.

Verſpielt.

Noch geſtern trug er zweierlei Tuch
Und glänzende Epauletten,
Und heute ſchon nennt er mit wildem Fluch
Sie goldne Sklavenketten!

Ein dienſtlich Verſehen, und war es auch leicht,
Zerſtörte ſein harmlos Leben,
Man riet ihm: den Abſchied eingereicht!
Er that's — er ward ihm gegeben!

Der Vater zog ſich von ihm zurück,
Und mit ihm die Kameraden,
Die Braut verließ ihn mit ſeinem Glück —
Da hat er die Waffe geladen!

Er ſpricht mit ſchmerzverbittertem Ton:
Gewiß, es iſt nicht geſündigt,
Er murmelt mit leiſe grollendem Hohn:
Mir hat das Leben gekündigt!

Ich kann ihm nicht geben, was es will,
Ich kann ihm den Zins nicht zahlen,
Ich hab' nichts gelernt als Rekrutendrill
Und Zechen bei Liebesmahlen!

Er hebt die Piſtole, — er ſpannt — es kracht, —
Ein letztes, zuckendes Beben —
Und friedvoll ſenkt ſich des Todes Nacht
Auf ein zerſtörtes Leben!

Straßburg. Marie Jerſchke.

Mainacht.

Ein Lebensblatt.

Es rinnt die Nacht, in leiſen Mondglanzwellen
Rauſcht es berauſchend. Aus der Tiefe treibt
Der dunkle Schoß die Seeroſe der Liebe.
Die wiegt ſich auf den dunklen Schimmerwogen
Und in des weißen Kelches Märchenduft
Birgt ſie zwei Sterbliche in Liebeshaft . . .

Wir lauſchen Leib an Leib geſchmiegt der Nacht.
Auf traulichem Balkon, den wilder Wein
Umrankt, blicken hinaus wir in das Dunkel,
Und in den Atem heilger Stille quillt
Der heiße Liebeshauch aus unſren Seelen.
Es weht Natur, es weht aus uns die Liebe,
Daß wir vereint ins weite All zerfließen,
Ein Funken in dem Liebesflammenmeer
Der Welt, die Glut, die ihn erſchuf, vermehrend . . .

Des Frühlings junge Schöpfung türmt das Dunkel
Wie ein Gebirg aus Blatt- und Blütenfelſen,
Das Balſamſtröme in das Thal entſendet
Und aus dem duftgen Scheingebirge blinkt
Ein halbgeſchloſſnes thränendüſtres Auge,
Der See mit ſeinem weißen, ſtillen Schwane . . .

Nur ſpärlich ſpäte Wandrer unſichtbar
Vorübergleiten; ihre Schritte hallen,
Als ob die Still' im Schlaf verirrte Worte
Ausſtößt, um tiefer nur alsdann zu ſchweigen.

Dann iſt auch dies vorbei, der Häuſer Lichter
Verlöſchen ſchlafensmüde Hände, und
Die Nacht beginnt zu träumen, und die Träume
Verwandeln ſich in Nachtigallenſang ...
Es ſingt die Nachtigall die alte Weiſe ...

Auch wir entſchlummern, Welt und Weh vergeſſend
In Nachtigallentraum und Blütenmärchen.
Die Lippe will nicht mehr von Lippe laſſen,
Und aus dem Kuß, der nimmer endet, ringt
Der letzte Keim des Denkens ſich empor,
Hinſtammelnd, banges Beben: „O, wie ſchön ...!“ —
Es rinnt die Nacht in leiſen Mondglanzwellen,
Und zieht uns tief und tiefer ... endlos tief ...
Wir ſinken in das Meer hinab zum Grund.
Dort unten lockt das Perlenſchloß der Wonne,
Schon flimmert näher es und näher — weh!
Da ragt ein Riff ... vorbei! ... zerſchellt ... zerſchellt:
Die Mutter kam, die trennende Vernunft,
Die treu und ſtumpf bewahrt, was ſie ererbt
Von Ahn und Ältervahn, treibt auseinander
Die jäh aus ihrem Wundertraum Geſchreckten ...
Du rechts ... ich links ... getrennt für lange Zeit ...
— — — — — — — — — — — — —

Nun lieg ich wach auf meinem Lager ruhend
Und ſuch' den abgeriſſnen Faden, den Vernunft
Durchſchnitt, einſam hinträumend fortzuſpinnen.
Die Mondſcheinholde draußen plaudert weiter
Und breitet ihre Schätze unabläſſig;
Nur wir, die wir in wonnigſcheuer Andacht
Dem ſüßen Plaudern lauſchten, ſind verwandelt,
Natur blieb gleich — die Menſchen ſind zerſtückt.
Des Atems Woge ſtrömt nicht bindend mehr
Von Mund zu Mund; hinaus in alle Welt
Atmen getrennt die jäh zerriſſnen Seelen ...
Es rinnt die Nacht in leiſen Mondglanzwellen ...
Es ſingt die Nachtigall ... O ſchlagend Herz
Der Nacht, Weltklage du, o Nachtigall!
Dich rauben wollte mir die Thorenerde,
Sie ſtrebte neidiſch zu verbieten mir,
Daß ich Vergeſſenheit aus deinem Liede,
Daß ich die Schmerzenluſt der Liebe trinke.
„Es ziemt ſich nicht,“ ſo ſprachen ſie, „zu träumen,
Dieweil das Leben männlich reiche Kraft
Von dir erheiſcht. Es ziemt ſich nicht, zu flüchten
In weibiſch weichliche Traumeinſamkeit
Laß Dichterlein von Nachtigallen reimen,
Die nie ſie hörten, da die Nacht verſchnupft.
Die mögen dreiſt ihr ſchwaches Hirnchen ſtacheln,

Daß etwas draus entſteht, was zum Entzücken
Lieblüſterner Jungfrauen ſittſam dient.
Von Nachtigallen mögen Schmächt'ge ſchmachten,
Die Drallen trällern — doch die Starken ſtammeln
Des Lebens ungeheure Thaten nach,
Sie brauſen aus, was ihre Seelen wiſſen,
Entwurzelnd aus dem ſturmdurchtobten Urwald
Des Lebens, kämpfend, ringend unermüdlich!"
So ſprachen ſie und lange glaubte ich's,
Und gönnte keinen Traum mir mehr, und ſtürmte
Fiebergefoltert vorwärts ohne Raſten.
Jetzt hab ich mich bekehrt vom kranken Wahn.
Dem Tag gebührt die That, dem Traum die Nacht.
So klimme ich des Tags die ſteilen Pfade
Von Klippe überſchwindelnd tiefe Schlünde
Zu neuer Klippe, fliehe ſcheu vorüber
An Menſchenhütten, die das faule Glück
Sumpf'ger Gemeinheit hart am Abgrund bergen.
Dort wohnen ſie in ſelbſtzufriedener Einfalt,
Und laben Magen ſich und Herz und füttern
Mit Speiſe ſich und Liebe, wie's gebührt ſich. —
Ich fliege ſtolz vorbei, thatenbeſchwingt —
Ich ruh im Sturm, mein Stab iſt Lager mir,
Die Jagd mein Raſten und mein Weib der Fels,
Der meinem Fuß entlockt blutende Roſen.
Und vorwärts nur und immer vorwärts ſtreb' ich,
Des Denkens Dornenkrone auf dem Haupt,
Blutenden Fußes . . . Christus Ahasver s . . .

Ich weiß aus dunklen Mären klar zu leſen;
Die künden, wie der Heiland ward Ahasver.
Und alſo war's: Als Chriſtus ging zum Tod,
Da trat Verſtand zu ihm und ſprach: „Du Narr!
Ein Heiland wähnſt du dich, ein Schächer biſt du.
Die Sehnſucht weckſt du in den Menſchen, raubſt
Das karge Erdenglück, das ſie beſaßen,
Du ſtößt ſie in des Wunſches leere Wüſte
Und ſpendeſt nicht die Manna der Erfüllung.
Du ſäſt die Liebe, doch des Haſſes Sichel
Mäht ab die Saat und ihren blinden Sämann. —
So war's, ſo wird es ewig ſein auf Erden."
Das ſprach Verſtand und Chriſtus ſchauderte,
Sein Schritt erbebte vor dem Henkertode,
Und auf die Lippe drängte ſich's wie: „Gnade!"
Doch zwang er ſeine Furcht und ging zum Tod.
Wie er nun aber hing gebrochnen Auges,
Und ſtumm und ſtill erharrte die Erlöſung,
Da raunte abermals Verſtand den Qualſpruch.
Und Chriſtus ſchrie vor wilder Seelenpein,

Und ſandt' ein heiß Gebet zum ewgen Vater
Und bat: „Laß mich ſo lange ſein auf Erden,
Bis ich den Sieg der Liebeslehr' geſehn."
„Es ſei!" hallt es als Antwort — Chriſtus ſtarb;
Sein Leichnam wird in ſchwarze Gruft gebettet,
Nach dreien Tagen wacht er auf, verwandelt:
Der Heiland ward zum — Christus Ahasverus . . .
Der wandelt alternd und nicht ſterbend ruhlos
Durch Zeiten und durch Lande immer ſuchend,
Was ihm den Frieden bringen ſoll des Grabes,
Den Sieg von ſeiner Lehre, Sieg der Liebe . . .
Er ſucht und ſucht zweitauſend Jahre ſchon,
Und immer noch in gleicher weiter Ferne
Gaukelt der Sieg und höhnt den Ahasverus . . .
Das iſt die Mär vom ewgen Juden Chriſtus . . .
Und wenn der Tag mich treibt, dann will's mir ſcheinen,
Ich ſelber ſei der Christus Ahasverus! —

Nun aber iſt es Nacht, ich ruh im Traume,
Den mir der Nachtigallenſang gewebt:
Die Liebe hat geſiegt, und Kindesfrieden
Küßt von der Stirne mir den Ahasverus . . .
Es rinnt die Nacht in leiſen Mondglanzwellen.
Es ſingt die Nachtigall die alte Weiſe.
Mir iſt, als wär mein Geiſt erblindet, und
Ich ſuche nicht die Welt, nicht meine Seele,
Ich läg', in milden Dämmertraum gewiegt,
Und meine Schläfen koſt' die Hand der Liebe . . .
Ein leiſer Wunſch noch: Währt' es ewig! —
Dann kommt die Schlummerfee. Auf Mondſcheinſohlen
Schleicht ſie heran. Die warmen Glieder hauchen
Vergeſſen, und betäubend duftet ihres
Wallenden Haares ſchwarze weiche Glut.
Nun ſchmiegt ſie ſich an mich und breitet aus
Ihr lindes Haar und hüllt mich ein, daß nichts
Von aller Welt ich fühl als ihres Haares
Duften und ihres vollen Leibes Hauch,
Daß ich nichts ſeh' als weiches, warmes Dunkel,
Daß ich nichts hör', wie ihres Herzens leiſen
Geſang, dem träumend lauſcht mein Ohr, gebannt
An ihre Bruſt . . . Ich ſchlummre lauſchend ein . . .
Vergeſſen iſt's, daß ich ein wundenſiecher
Irrer; ich wähne ſtark mich und geheilt.
Nur flüchtig zuckt, wie eine letzte Machtthat
Enthronten Herrſchers, ſich der Gramgedanke:
Daß alles iſt nur Trug und Traum. Jetzt wähnſt
Du dich geſundet, aber morgen blutet
Dir Hand und Haupt, wie heute ſie geblutet . . .

Berlin. Kurt Eisner.

Die Nacht.

Und die Nacht ſteigt herauf —
Steigt herauf aus den Klüften der Erde,
Aus den Wäldern ſchaut ſie mit Rätſelaugen,
Darinnen ſie verborgen ſchläft am Tage,
Ob Zeit es ſei. —

Dann tritt ſie hervor mit zögerndem Fuße,
Die allgewaltige Herrſcherin,
Als holde Freundin aller Weſen.
Mit zarter, gütig zwingender Hand
Neigt ſie ſich zu den Sträuchern, den Gräſern, den Blumen,
Und dieſe nicken, halb ſchon im Schlafe,
Leicht erſchauernd ihr zu. —
Übers Gefieder ſtreicht ſie den Vögeln,
Und träumend verklingt der letzte Ton.
— Dann aber reckt ſie ſich hoch in die Lüfte
Mit mächtigem Blicke Ruhe gebietend
Dem trotzigen, murrenden Winde.
Und murrend fliegt er zum höchſten Gipfel
Des nächſten Berges und ſpreitet, ſich lagernd,
Über den ſtarren Fels die rauſchenden Schwingen.
Nun ſchläft auch er, und des Schlafenden Atem
Wiegt nur leiſe noch
Die im rauhen Spiel gar oft gepeitſchten
Kronen der Eichen. —

Und in des Gelingens ſchöner Freude
Eilet die Nacht zu den Thälern der Menſchen,
Zu den ewig ſchaffenden, wirkenden Städten,
Und klopft an die Fenſter, die Thüren
Und entwindet ſanft das fühlloſe Werkzeug,
Das keiner Ruhe bedarf,
Der ſchwieligen matten Hand des Mannes,
Begleitet die Hausfrau zum Lager der Kleinen,
Und führet die Menſchen vom Staub der Arbeit
Zur Muße, zum würd'gen Genuß des Daſeins,
Zu des Gemütes, des Geiſtes Pflege,
Der achtlos geſtoßen, gedrückten Kinder
Der farbenſchimmernden
Geldjagenden Zeit. —

Still wird's, und die Nacht, ſie ſchreitet
Durch die leeren, hallenden Straßen
Vorüber an jenem hohen Gebäude,
Wo hinter den trüben Scheiben noch immer
Der Arbeiter bleiche Geſichter raſtlos
Im Geflacker der Lampen kommen und gehen,

Und der Maſchinen Raſſeln und Praſſeln,
Surren und Pfeifen die heilige Ruhe
Höhnend durchſchreit.
Und es wendet die Nacht das edle Antlitz,
Eine Thräne im Auge:
„Senkt ſich machtlos mein Zauberſtab.
Wo Du gebieteſt, o furchtbarer,
Eiſerner, unerbittlicher Herrſcher,
Hohläugiger Hunger?
Niemals! Ich, die Geweihte des Himmels,
Bin ſtärker als du; nieder mit dir!“

Und dunkles Schweigen umhüllt nun die Erde. —
Da entfaltet die Nacht ihr Flügelpaar,
Das weicher denn Schwanenflaum,
Mit ſeinem duftigen, ſchwärzlichen Purpur;
Und von Hauſe zu Hauſe,
Über prunkende Polſter und kärgliche Bettſtatt
Geht ſo heimlich und leiſe flüſternd
Des holden Fittigs Wehen
Und ſtreift den armen, gehetzten Menſchen
Sanft über die müden Augenlider,
Sanfter als eines ſchlummernden Kindes Atem
Über die Wange der lauſchenden Mutter. —
— Und alles ſchläft. —

Auf dem Meere.

Die Sonne glüht auf uns herab
Aus ſteiler Höh,
Es träumt die Fichte am Dünenhang,
Es träumt die See —

Die weißen Dünen im Mittagslicht,
Sie träumen auch,
Und an dem Himmel träge ſchleicht
Des Dampfſchiffs Rauch

Es ruht des Freundes müdes Haupt
Auf Nachens Rand,
Es ſchläft das Ruder läſſig längſt
In meiner Hand

Mir iſt's, als hört ich alten Sang
Aus weiter Fern',
Ein alter Sang von Lieb' und Treu,
Wie lauſch ich gern.

Es zuckt mein Herz und ſchlägt und ſchlägt,
Schlägt wieder frei,
Mir wird's, als wär die Roſenzeit
Noch nicht vorbei. —

Vorbei! — Faſſ' Ruder, Wind herpfeift,
Die Woge ſchäumt,
Spritzt über Bord, wäſcht von der Stirn,
Was ich geträumt. —

Berlin. H. P. Hornung.

Marmorliebe.

Dunkle Flügel der Nacht
Umflattern mein Herz
Große einſame Andacht
Verzehret die Seele.

Heiliger marmorner Frauenleib,
Mich durchzuckt ein Liebesverlangen
Nach deines Weſens ſtarrem Geheimnis.

Zwiſchen Magnolien und Fliederbüſchen
Blätterumrahmt, blütenumnickt,
Ragſt du lichtumgoſſenes Bild
Himmelentſtiegener Schönheit.

Schmutziger Tagesmühn
Fronketten entlaſtet,
Bäumt ſich mein erdebefreiter Geiſt
Zu liebeheiſchender Lechzung.

Mondesangen
Saugen mit lüſtern magnetiſchem Blicke
Deines Marmors träumend Begehren,
Bleiche ſtammelnde Sternenſtrahlen
Umlecken der Glieder
Lockende Fülle.
Wogenatmendes plätſcherndes Flüſtern
Umwirbt dich.
Leiſe wiegt ſich im Wellenbecken
Deines Leibes geſpiegelte Sehnſucht.

Heiliges marmornes Frauenbildnis,
Laß meinen bebenden Arm dich umranken,
Tauen der Formen vereiſte Wonnen,
Laß dir den ſinneſprudelnden Kelch
Meiner Lippen kredenzen,

Dir den ſchweigſamen kühlen Leib
Schmelzen in rieſelnde Wärme ...
Fühle der Werbung trunkenes Zittern;

Ich umhalſe den ſteinernen Nacken,
Preſſe den heißen Manneskörper
An das nackte Marmorfleiſch,
Schmiege an den ſterbenskalten Frauenbuſen
Meine Bruſt.
Lauſche, taſte
An der ſchneeigen Marmorhaut,
Ob nicht ſeufzende Menſchenliebe
Ihre ſeelenloſe Form entzaubert.

Kein Erwarmen ...
Ewig ein gleiches
Sinnliches Dämmern.
Nur ein ſehnverächtliches Zucken
Huſcht um die ſtolzen, blutloſen Lippen
Ob des Menſchenſehnens
Liebeswahnſinn ...

Fieberenttäuſchung umklammert mein Hirn,
Schmerzensgeſtöhn entgellt meiner Seele
Und mit krallenden raſenden Händen
Greif' ich der Glieder ſchlüpfrige Rundung,
Stürze vom Sockel hernieder
Die liebeeiſige Göttin,
Reiße das lächelnde Haupt vom Rumpfe,
Schlage den Venusbuſen in Trümmer,
Schleudre die ſchöne marmorne Lüge
In die ſchlangentänzelnden Fluten.

Wien. Hugo Grothe.

I.

Mädel! erſt toll und froh,
Wie Du nun bangſt,
Sprich, warum klopft Dir ſo
's Herzchen voll Angſt?

Koſtbarkeit wünſche Dir,
Fordre geſchwind;
Aber ergieb Dich mir,
Reizendes Kind!

Und wär das Weltall Dein!
Rühr' mich nicht an.
Nur für ein Ringelein,
Wirſt Du mein Mann.

II.

O! mein Abgott iſt heut närriſch!
Seufzt in wolluſtbanger Not,
Und er küßt mich. Und er weint gar,
Und er drückt mich halb zu tot.

Alſo das iſt Liebe! Das iſt's,
Was die Menſchen macht ſo toll,
Dieſen ganzen ausgelaſſnen
Zuſtand nennt man wundervoll!

Leipzig. Anna Trenenfels.

Indiſch.

Gar allen läſtigen Zwanges
Der ziviliſierten Welt,
Lieg' ich am heiligen Ganges
Im Weizenſtoppelfeld.

Es iſt in der Morgenfrühe,
Beim erſten Hahnenſchrei;
Gleich grauer Erbſenbrühe
Zieht langſam die Flut vorbei.

Wer Heinrich Heine geleſen,
Wer nie den Ganges geſehn,
Der denkt ſich verzückte Weſen
An ſeinen Ufern ſtehn.

Der denkt, da leuchtet's und duftet's,
Und Alles iſt Poeſie,
Ja! freilich leuchtet's und duftet's,
Doch fragt mich nur nicht wie!

Mir fehlt an der heiligen Ganga
Vor allen Dingen Eins:
Das Waſſer, die Berge, die Burgen,
Die Bowlen des deutſchen Rheins.

Garo (Indien). Otto E. Ehlers.

Göttin Induſtrie.

Ein grauer Herbſttag war es . . . An eiſernen Gitterthoren
Wanderte ich vorbei, in tiefen Gedanken verloren,
Und hatte des Weges kaum acht.
Aus turmhoh'n Rieſenſchloten ſtieg auf in geballten Säulen
Der ſchwefelgelbe Qualm — es war ein Ziſchen und Heulen,
Als tobte eine Gigantenſchlacht.

Und näher trat ich. Es bebte vom Schlag der Eiſenhämmer
Weithin das Erdreich, und grell durchzuckten des Tages Dämmer
Die Opferflammen der Induſtrie.
Das brauſt und ſurrt und praſſelt in ſinnbethörendem Streit,
Es donnert das Rieſenorcheſter unſerer eiſernen Zeit
Sich ſeine erhabenſte Sinfonie . . .

O Zeit, ich lern dich verſtehen, o eiſerne blutige Zeit,
Ich ſehe die ſchwarzen Zyklopen, erlöſender Arbeit geweiht,
Ich ſehe ſie ſchüren die Glut.
Sie ſchlagen die kühngewölbten Brücken über die Klüfte,
Sie führen die eiſengepanzerten Türme hoch in die Lüfte,
Sie zwingen Gebirge und Meeresflut.

Sie jagen auf endloſen Bahnen ums Weltall die rollenden Wagen,
Von fernen Inſeln und Küſten die Schätze herbeizutragen

In fruchtbar-bereicherndem Kreiſe . . .
Ihr Männer der blauen Bluſe, ihr Männer der ſchwieligen Fauſt,
Ihr ſeid die Gebieter der Erde, um euer Schwungrad ſauſt
Die Erde im neuen Geleiſe!

Laßt rauchen eure Eſſen, laßt eure Krater glühen,
Laßt ſauſen eure Räder, laßt eure Flammen ſprühen,
Ihr Prieſter der Göttin Induſtrie!
Ich höre es raſſeln und zittern, ich höre es praſſeln und dröhnen,
So donnert das Eiſenzeitalter mit ſeinen gigantiſchen Tönen
Die erhabenſte Sinfonie!

Berlin. Richard Zoozmann.

Der Herzog Ernſt, der Fromme.

Der Herzog Ernſt, der Fromme,
Von Sachſen-Gotha, ſchrieb
Die beſte „Hoftrinkordnung",
Die uns erhalten blieb.

Im Paragraph neun da heißt es:
„Zum Früh- und Veſpertrunk
Soll Unſere Gemahlin haben
Mit fünfzehn Maß genung.

Vor's gräfliche Frauenzimmer:
Des Morgens acht Maß Bier —
Doch Abends ſollen ſechſe
Durchaus genügen ihr!

Für die Hofmeiſterin und zwei Jungfern
Soll's ſelbe Quantum ſein —
Jedoch bekommen es Dieſe
Vormittags ſchon um neun.

Und wer noch mehr will ſaufen,
Vom eigenen Geld es thu:
Ich, Herzog Ernſt, der Fromme,
Geb' keinen Schluck dazu!"

München. F. H. Kanowski.

Bilder von Böcklin.

Nachdichtungen von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

I.

Die Toteninſel.

(Muſeum der Stadt Leipzig.)

Ganz einſam liegt im rieſigen Ozean ein ſtiller Platz.
Steinrieſen warf die Natur mitten in ſalzige Brandung, Menſchenhände bauten Kammern hinein zur Ruhe der Toten. Auf dem ſtarren

Geſtein, dem kalte Winde von fernher kümmerliche Ackerkrume ſchenkten, wächſt kein Leben außer dem Totenbaum, der düſter wilden Cypreſſe —

Sie winkt, ſie winkt, die dunkelgrüne Flagge des Todes. — Im grellroten Mantel, den kein Wind bewegt, der tot hinabfällt an dem ſtarr gereckten Leibe, ſteuert ein Ferge den Leichenkahn dem dunklen Ruhethale zu.

In weißem Linnen liegt die Leiche, lang geſtreckt.

Vom Leben draußen dringt nur ein leiſer Plätſcherſchall matt erſterbender Wellen in dieſe große, heilige Stille. —

II.

Pan im Schilf.

(München, Neue Pinakothek.)

Der große Pan iſt tot! Neue Götter kamen. Trauere, heiteres Heidentum. Der große Pan iſt tot.

Aber nein, — er lebt. Er ſtahl ſich in Einſamkeit, müde der Herrſchaft.

Sinnend ſitzt er im raſcheluden Schilfe und freut ſich der blitzenden Sonnenſtrahlen, die ihn beſuchen.

III.

Die Heimkehr des Schweizers.

(In Berlin, Privatbeſitz.)

Ein Schweizer Landsknecht kehrte heim von ſeinen Fahrten in fremdem Solde.

Nun iſt er dem Rauch ſeines Herdes wieder nahe und ſeinem Frieden.

Ehe er einkehrt in ſeine niedere Hütte hält er letzte Raſt am kleinen Waſſerſpiegel eines Weihers.

Im ſtillen Wellenaufundniedergang des Wäſſerchens ſieht er ſein ruhig gewordenes Herz und denkt der überwundenen großen, rauhen Stürme.

IV.

Frühling.

(In Berlin, Privatbeſitz.)

Der Tauwind küßte die ſchlafende Erde wach.

Sie hob die Feſſeln des Winters mit keimenden Trieben, und ſie that an die Farbe der Hoffnung, das zarte Maiengrün.

Freiheit und Freude ſingen die Winde und neues Werden. In Hoffnungsſinnen hütet die junge Nymphe den wieder ſprudelnden Quell.

Ein kleiner Vogel ſitzt auf ihrer Linken und ſingt ſein erſtes Frühlingslied.

Oben am Rande des Wieſenhügels tanzen Amoretten einen bunten Ringelreihen: ihre Zeit iſt gekommen. Nun dürfen ſie fröhlich ſein. An der Quelle unten ſchöpft ſich Friſche Alter und Jugend. Ein alter ſchmeerbäuchiger Faun ſpürt ſchon die erſte Hitze und puſtet vom ſchnellen Lauf in der Lenzſonne. Der Junge mit dem fröhlich bewegten kurzen Ziegenſchweif, der rot geſunde, wurde nicht müde in der Frühlingswärme. Ihm gab ſie Durſt und Sehnſucht.

Gerettet.

Skizze aus dem Schülerleben von Heinrich Dagobert.

(Stuttgart.)

„Sünde iſt der Weg zur Wahrheit,
Und ihr Kern iſt herb und widrig,
Der nur ringt ſich auf zur Klarheit,
Der erfuhr, was wüſt und niedrig."
Arthur v. Wallpach, Geſellſchaft IV., 1890.

Begeiſtert blickte Ernſt von ſeinem Buche empor.

Ja, ſo dachte auch er ſich ſein künftiges Liebesglück: ein Weib, groß und herrlich, mit vollem Haar und blühendem Leib, keuſch und verlangend zugleich, an ihm hängend mit jeder Faſer ihres Herzens — und er an ihrer Seite, ſelig in ihrem Beſitze, frei von jedem Neid, ſelber von allen beneidet — dieſe Tage, dieſe Nächte voll des unſäglichſten Liebesglücks — ihm ſchwindelte förmlich.

Er legte das Buch beiſeite und ſuchte eine andere Thätigkeit zu beginnen — ein Gymnaſiaſt, der vor der Reifeprüfung ſteht, iſt um Arbeit nie verlegen: — aber es wollte ihm nichts gelingen. Er ſchaute wohl eine halbe Stunde in den Cicero, ohne ſich auch nur über den Sinn eines Satzes Rechenſchaft geben zu können, und als er gleich darauf den Demoſthenes zur Hand nahm, fing er gar an, die wuchtige Proſa des attiſchen Sprachmeiſters im homeriſchen Versmaß zu leſen. Nein, mit Schularbeiten konnte er den Sturm ſeiner Gedanken nicht beſchwichtigen — vielleicht auf andere Weiſe . . .

Ernſt blies ſein Licht aus und öffnete das Fenſter. Es war eine wundervolle Frühlingsnacht. Wie eine ſilberne Scheibe ſtrahlte der Mond aus dem ſchwärzlich-blauen, leicht bewölkten Himmel nieder und warf einen

seltsam weißlichen Schimmer auf die Häuser und Wege. Ab und zu trugen die Winde eine köstliche Frische vom Walde herüber und beugten die Kronen der Bäume in leichtem Schwanken. Ihm gegenüber fiel mit eintönigem Rauschen die Wassersäule eines Springbrunnens nieder, vom Mondenstrahl in bläulich-weißes Eis verwandelt.

Lange schaute er so hinaus, als könne er sich nicht satt sehen an dem zauberhaften Bilde. Aber seine Gedanken bekamen doch keine andere Richtung . . .

Ernst schlief diesen Abend sehr spät ein und hatte während der Nacht wundersame Träume. Ein blendend schönes Weib mit großen, schwarzen Augen und feingeschnittenem, eirundem Gesicht stand vor ihm, fast wie seine ehemalige Erstlings-Geliebte, nur voller, entwickelter, üppiger. Da sie ihn aber gerade an sich ziehen wollte, verflüchtigten sich ihre Umrisse, Ernst wollte ihr nacheilen und erwachte.

Es war schon heller Tag; er eilte, sich anzukleiden und ging dann raschen Schrittes zur Schule.

Der Tag war unglücklich für ihn. In der Mathematik, wo er zufällig aufgerufen wurde, mußte er wegen der tollsten Schnitzer unter dem Spott der Klasse die Lösung der Aufgabe einem andern übertragen lassen, in Demosthenes erhielt er wegen ungenügender Vorbereitung eine Rüge, und selbst der wohlmeinende Herr Rektor konnte nicht umhin, seiner Verwunderung über die auffällige Zerstreutheit seines sonst so aufmerksamen Schülers Ausdruck zu geben. Wenn er gewußt hätte . . .

Am Nachmittag war frei. Um sich von seinen unruhigen Gedanken zu zerstreuen, schloß sich Ernst einigen seiner Genossen an, die nach alter Sitte die Straßen der Stadt durchschlenderten.

„Schauerlich öde heute," begann der kleine Rauscher, ein stutzerhafter Mensch mit wasserblauen Augen im knochigen Gesicht und gesundem, aber nichtssagendem und sinnlichen Aussehen.

„Nicht ein annehmbares Mädel zu sehen."

„Schauerlich," bekräftigte der dicke Kochläus, der Klassengreis.

„Beiläufig gesagt," sprach Meingens, ein schlankgewachsener Mensch mit ursprünglich schönem Gesicht, das aber durch seine tiefliegenden, flackernden Augen, seine schwammige Weiße und die besonders beim Lachen hervortretende Verzerrtheit seiner Züge unangenehm berührte:

„Habt ihr schon das neue Kellnermädel in der ‚alten Schanz' gesehen? Ein Mädel sag' ich euch!"

„Holz?" fragte Rauscher und sah seinen Freund mit bedeutungsvollem Lächeln an.

„Und ob! rieſig!“

„Alſo zu, gehen wir hin,“ ſprach Rauſcher; „das heißt, Du wirſt wohl kaum wieder mitgehen,“ ſetzte er, zu Ernſt gewendet, hinzu; „oder doch?“

Ernſt war wegen ſeiner ſchwärmeriſchen Auffaſſung aller Fragen des Lebens wie wegen ſeiner ſchüchternen Jugendlichkeit ſeinen erfahreneren Genoſſen immer eine Zielſcheibe wohlfeilen Spottes geweſen. Er hatte ſich ihre Hänſeleien auch nie zu Herzen genommen; er war froh, wenn er ihrer Geſellſchaft entronnen war. Heute aber fühlte er den lebhaften Trieb, ſich ihnen anzuſchließen, teils um ſich zu zerſtreuen, teils aus erwachter Neugierde an ihrem Vorhaben.

„Wenn ihr nichts dagegen habt, gehe ich mit,“ ſprach er langſam; „oder wollt ihr allein ‚ſchneidig‘ ſein?“

Der Wirtshausbeſuch war den Schülern eigentlich verboten. Da aber bei der Größe der Stadt eine ſtrenge Überwachung nicht möglich war, ſo ſetzten ſich dieſelben, beſonders die aus den höheren Klaſſen, leicht über das Verbot hinweg. Trotzdem hielten ſie es für geraten, die beſuchteren Räume der Stadt zu meiden, und ſuchten mit Vorliebe die untergeordnetſten, manchmal förmlich verrufenen Kneipen auf. Eine ſolche war auch jetzt das Ziel ihrer Wanderung.

Es war ein altes Gebäude mit gedecktem Thoreingang, ziemlich am Ende der Stadt, deſſen Wirt ihnen im zweiten Stock eines ſeiner Privatzimmer eingeräumt hatte und das ſich daher ſeiner völligen Sicherheit halber großen Zuſpruchs erfreute.

„Die Herren wünſchen?“ rief ihnen ſchon beim Eintritt eine laute Stimme entgegen; das neue Kellnermädchen. Meingens und Rauſcher brachen in ein bewunderndes „Ah“ aus.

„Vier Münchener oben hinauf; aber eigenhändig!“

Die Kellnerin lächelte; ſie kannte ihre Leute.

Nach einer Weile kam ſie und brachte das Bier. Eine mittelgroße Geſtalt von außerordentlicher Leibesfülle, deren Alter man auf 22 Jahre ſchätzen mochte. Früher mochten ihre Züge nicht unſchön geweſen ſein; jetzt aber bewirkten die übergroße Buſenſtärke, die ſtark ins Gelbe ſpielende Geſichtsfarbe, der unſtäte Glanz der kleinen Augen und der frech herausfordernde Zug, der allen Mädchen dieſer Art eigen iſt, daß ſie nur noch durch die Entzügelung der rohen Sinnlichkeit wirken konnte. Ihre Kleidung ſollte offenbar demſelben Zwecke dienen.

Ein enger, oben etwas ausgeſchnittener Schnürleib diente dazu, den üppigen Buſen möglichſt vorteilhaft zu zeichnen; der kaum bis zu den Knöcheln reichende, enge Rock, in dem ſich die vollen Leibesformen drall ab-

hoben, ließ einen großen Teil der grell roten Strümpfe sehen, die zur Erhöhung der Wirkung in Schuhen von blauem Samt steckten. Das hinten hoch hinaufgestrichene Haar fiel in zierlichen Löckchen bis fast auf die Augen nieder.

Sie wurde bei ihrem Eintritt mit lautem Jubel empfangen. Der eine faßte sie um die Hüfte; der andere nahm ihr das Bierglas aus der Hand, um sie am freigewordenen Arm in seine Nähe zu ziehen; der dritte machte, als sie sich gesetzt hatte, höchst anziehende Studien über Frauenkleiderstoffe, wobei er seine Hand kräftig am Gewand heruntergleiten ließ. Die drei hatten im Halbkreis um sie Platz genommen, und bestürmten das bereitwillig auf alles eingehende Weib mit lüsternen Geberden und zweideutigen Redensarten.

Nur Ernst schaute das freche Weib mit eigentümlich sinnendem Blick an. So war das Bild seiner Träume allerdings nicht gewesen. Das gemeine Aussehen und herausfordernde Gebahren der Dirne machte einen peinlichen Eindruck auf ihn. Er wäre froh gewesen, hätte er den Raum wieder mit guter Art verlassen können.

Plötzlich fiel der Blick der Kellnerin auf ihn. Der mittelgroße Jüngling mit dem jugendlich-frischen Gesicht, den feinen Lippen, der zart geschwungenen Nase unter dem großen, schwarzen Augenpaar, dem leicht gewellten, nußbraunen Haar erregte ihre Sinnlichkeit. Den in sich gekehrten, unbeweglichen Blick, den Ernst, ohne es selbst zu wissen, fest auf sie gerichtet hielt, nahm sie für das Zeichen einer verschämten Aufforderung. Dieser Schüchternheit mußte sie zu Hilfe kommen . . .

„Was Sie da für einen schönen Ring tragen," sagte sie und legte Ernsts Hand in die ihrige.

„Finden Sie?" sprach Ernst erstaunt und verlegen zugleich, und suchte ihr die Hand zu entziehen.

„Allerdings," sagte die Kellnerin; „und welch schöne Vorsteckнadel — ach, bitte, lassen Sie mich doch einmal näher sehen."

Sie war aufgestanden, als wollte sie sich wirklich die Nadel aus der Nähe betrachten, und hatte sich dabei wie von ungefähr nach vorn überfallen lassen, sodaß ihre ganze Last auf dem Jüngling ruhte. Dabei umschlang sie, wie um sich festzuhalten, seinen Oberkörper mit beiden Armen und preßte ihren Mund dicht an seine Wange.

Das war Ernst zuviel. Mit einem festen Ruck machte er sich von der Umarmung der Dirne los, legte das Geld neben sein Glas und verließ, ohne sich noch einmal umzusehen, mit einem kurzen „Grüß Gott" an seine Genossen das Zimmer. Beim Heruntergehen auf der Treppe hörte er noch die halb verwunderten, halb zornigen Ausrufe des Weibes, merkte aber

auch zugleich an dem hellen Lachen der Gesellschaft, daß bald hinlänglicher Ersatz für ihn gefunden war.

In höchst erregter Stimmung schritt Ernst aus dem Hause. So sehr ihn das Gebahren der Dirne angeekelt hatte, so wenig konnte er sich doch dem starken sinnlichen Reize entziehen, der auf ihn übergeströmt war, als sie den Widerstrebenden in ihre Arme drückte. Sein Puls schlug mit verdoppelter Heftigkeit, die Gedanken schossen ihm wirr durch den Kopf. Mit seiner erregten Lust verband sich die Vorstellung jenes liebreizenden Weibes, das sich seine Einbildungskraft am letzten Abend so verführerisch ausgemalt hatte. Wenn ihn diese heute in ihre Arme geschlossen hätte!

Ganz erfüllt von dieser Vorstellung, lief er ziellos in den öden Straßen des Viertels umher, ohne auf die Leute zu achten, die ihm verwundert nachblickten. Seine Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch, ein fliegendes Rot bedeckte seine Züge. Immer wieder schoß es ihm durch den Kopf. Wenn es diese gewesen wäre!

Es war unterdessen düster geworden; die flackernde Helligkeit einer Gaslaterne, die gerade vor ihm entzündet wurde, störte Ernst plötzlich aus seinen Träumen auf. So spät war es schon? Wo war er denn eigentlich?

Er war in eine jener engen, niedrigen Nebengassen gekommen, die man ihrer Bewohnerschaft wegen im Allgemeinen zu meiden pflegt. Richtig! Dort drüben lag ja das bewußte Haus, an dessen verschlossene Läden er und seine Spielgenossen in jüngeren Jahren Spaßes halber oft geklopft, um beim ersten Gewahrwerden eines menschlichen Wesens schleunigst das Weite zu suchen. Einmal hatte er auch ein wirklich hübsches Gesicht herausblicken sehen . . .

In diesem Augenblick ging oben der Laden auf und eine weibliche Stimme, deren Inhaberin Ernst aber im Abenddunkel nicht zu erkennen vermochte, rief herunter:

„Kommen Sie doch herauf, junger Herr!“ Die dort oben hatte ihn also beobachtet . . .

Ernst kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Sollte er dem verlockenden Rufe nachgeben? Alle früher gefaßten Grundsätze waren wie weggeblasen. Er wollte fliehen, aber der Aufruhr seiner Sinne zwang ihn wider Willen zum Bleiben. Sein ganzer Leib zitterte, der Atem ging hörbar aus seiner Brust. Aber jetzt wollte er sich doch bezwingen; mit einem heftigen Ruck wandte er seinen Körper nach der anderen Seite, als wolle er damit zugleich die aufgeregten Gedanken von sich schütteln . . .

Da öffnete sich der Laden zum zweitenmal, und dieselbe Stimme scholl, nur noch schmeichlerischer, herunter:

„So komm doch herauf, mein ſüßer Schatz!“

Jetzt war Ernſts Widerſtandskraft gebrochen. Mit einem Sprung war er über der Schwelle und eilte durch den finſteren Flur die Treppe hinauf. In fieberhafter Erregung wollte er nach der Thüre greifen — da ward ſie langſam von innen aufgemacht.

Welch eine Überraſchung!

Heraus trat ein altes Weib und ſuchte Ernſt mit fauniſchem Lächeln in die Stube zu ziehen. Es war eine kleine Frau mit all den ekelhaften Anzeichen eines früheren ſittenloſen Lebenswandels: das offenbar viel zu früh weiß gewordene, ſpärliche Haar, das wachsgelbe, ganz von Furchen und Runzeln zerfreſſene Geſicht, der hohle Buſen und die knochigen Arme zeigten auch dem halbwegs Kundigen auf der Stelle, wie ſie ſich einſt ihr Brot erworben. Die Stube ſelbſt, die außer einigen Nacktheiten an den Wänden, ein paar Stühlen, Tiſch und Ruhebett nichts enthielt, war leer, doch hörte man durch eine gegenüber liegende Thür ſcharf unterſchieden eine männliche und eine weibliche Stimme; offenbar die Dirne und ein bei ihr befindlicher Mann.

Nach dieſem ſollte alſo er der Begünſtigte ſein . . .

Das alles hatte Ernſt mit einem einzigen Blick überſchaut. Seine Sinnlichkeit war wie verflogen. Das einzige Gefühl, das noch in ihm mächtig war, war das eines grenzenloſen Ekels. Er blieb vor der Thüre ſtehen, ohne einen Schritt in das Zimmer zu thun.

„Treten Sie nur ein, junger Herr,“ ſprach die Alte, die ſein Zaudern aus der Verwunderung darüber ableitete, außer ihr niemand in der Stube zu ſehen; „das Fräulein wird im Augenblick fertig ſein.“

Aber mit einem Satz flog Ernſt die Treppe hinunter und eilte, was ihn ſeine Füße trugen, aus dem Hauſe; kaum daß er die Schimpfworte hörte, die ihm die Alte noch auf der Treppe nachrief. Erſt in einem ganz andern Stadtteile machte er Halt. Eine unendliche Freude hatte ihn überkommen. Seine Augen leuchteten förmlich im Gefühl des errungenen Sieges, als er ſich in ſein Mietszimmer zurückbegab. Seine Hausfrau konnte gar nicht begreifen, woher die ungewöhnliche Röte des Geſichts und die darauf geſpiegelte innere Heiterkeit bei dem ſonſt ſo ernſten Jüngling kommen möchten; ſie machte ſich darüber gar eigene Gedanken . . .

Oft noch mußte Ernſt jenes zauberhaften Weibes gedenken, an jene Verkörperung weiblicher Schönheit, das ſich ſeine Einbildungskraft damals ausgemalt; in jene Straße ſetzte er keinen Fuß mehr.

Unter die Soldaten!

Skizze aus dem öſterreichiſchen Soldatenleben von Leo Horſt.

(Wien.)

Jean Jacques Rouſſeau hatte es uns angethan. Und da wir nun etlichemal mit unſeren leibhaftigen Augen geſehen, daß ſeine Lieblinge, die Natur- alias Bauernburſchen, ſich einen großen „Fetzen“ antranken, wenn ſie einrücken mußten, machten wir's auch ſo. Dann trabten wir ſchwankenden Schrittes in die Kaſerne, deren Hofmauer ſchon eine wandernde Legion von Leidensgenoſſen — darunter einige bereits in voller zweifarbener „Wichs“ — umſchloß. Die Stimmung war im allgemeinen eine gedrückte; nur ein Dutzend flaumbärtiger Stutzer raſſelte ſchon mit den — Offizierſäbeln in spe.

„Kennt Ihr unſeren Kompagnie-Kommandanten?!“ rief ein hagerer, langhalſiger „Belgier“,*) der eben auf dem Plan erſchienen. „U—je, wir ſind gut aufgehoben!“

„Wie heißt er? Wer denn?“ klang's von allen Seiten.

„Oberleutnant M . . . . . .“

„Jeſſas, der ‚wilde Baron‘!“

„Pah, wir werden ihn ſchon 'rumkriegen!“ eiferte ein kleiner, naheſtehender Gentleman. „Aber er iſt gar nicht unſer Cheſ, ſondern Oberleutnant S . . . . . Was weiß denn dieſes Knochengerüſt!?“

„Latte, laß das nicht ſitzen!“ reizten einige Kameraden den „Belgier“.

„Mein Papa iſt penſionierter Oberſt!“ entgegnete dieſer nachdrucksvoll und nahm aus einem blumenverzierten ſchwarzen Ledertäſchchen eine Viſitenkarte. „Und im übrigen acceptieren Sie meine Karte, Herr Grünſchnabel. Nach einem Jahr wollen wir's austragen; aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“

Der Geforderte machte eine etwas linkiſche Verbeugung und ergriff mit kaum merklich zitternder Hand die Karte. „Danke verbindlichſt, Herr . . .“ — ſeine Augen ſtreiften die goldgeränderte Karte — „Herr Hubert Ritter von Giebichenſtein, wenn ich recht gehört, vulgo — Latte.“

„Meine Herren, Ihre Päſſe!“ befahlen jetzt mehrere Rechnungs-Unteroffiziere vom Flur her.

Sogleich ſtürmten die Einjährig-Freiwilligen heran.

„Herr Feldwebel, wer iſt eigentlich unſer Kompagnie-Kommandant? Bitte, in welcher Kaſerne liegen wir? Geht denn ſchon heute der Drill an?“

Auf alle Fragen hatten die Chargen ein freundliches Wort.

*) Regiment „König der Belgier“.

Mittlerweile trugen Soldaten einen Tisch und Stühle aus der Kaserne und stellten sie neben dem Haupteingang hin. Darnach erschienen vier Oberoffiziere, denen ein Major folgte, nahmen um den Tisch Platz und visitierten die Militärscheine, welche die Feldwebel vorlegten. Dann wurden acht bis zehn Besitzer derselben mit Namen aufgerufen und in eine Kompagnie des Regiments eingereiht.

„Die Einjährig-Freiwilligen auf eigene Kosten" — verkündete ein Oberleutnant mit Stentorstimme — „haben sich um drei Uhr in der *-Kaserne einzufinden; die anderen bleiben hier behufs Adjustierung. Abtreten!"

„Meine Herren!" sprach unser Rechnungs-Unteroffizier zu den fünf „Staatsköstlern", die seiner Kompagnie zugefallen waren. „Meine Herren, die Uhr zeigt zwölf. Ich habe Hunger" — er brach ab, fuhr wie streichelnd mit der Rechten über seinen stattlichen Schmerbauch und fügte verdächtig lächelnd hinzu — „Ihr wohl auch. Wir müssen also essen gehen. Nach einer Stunde sehen wir uns hier wieder. Adieu, meine Herren! Prosit Mahlzeit!"

„Prost Mahlzeit!"

Zur anberaumten Zeit waren wir alle wieder in der Kaserne, suchten lange den Feldwebel und fanden ihn endlich in der Kantine, inmitten mehrerer Kollegen. Wir durften uns niedersetzen und auf ihr Wohl — auf unsere Kosten einige Schoppen leeren. Dann führte uns der Feldwebel ins Magazin.

War das eine köstliche Stunde! Für ein langes Jahr hatten wir uns in dem dumpfen, hohen, etwas düsteren, reich assortierten Lagerraum vollgelacht. Wir waren ja noch dumme, dreiste Civilisten und wußten noch nicht, wie hoch über sternenlosen Infanteristen ein Rechnungs-Unteroffizier I. Klasse steht. Und wie drollig nahmen wir uns aus in den kurzen bauschigen Hosen und in den Blusen und Röcken mit der unförmigen Taille und den endlosen Ärmeln! Alle Kleidungsstücke schienen nur für eine gewisse kleine dicke Person angefertigt zu sein, die unserem Feldwebel aufs Haar glich.

„Potz Koller und Kanonen, in dieses Beinkleid kriecht ein ganzes Bataillon!"

„Und eine schwere Batteriedivision!"

„Aber der Stoff, die Farbe!" versicherte der Unteroffizier, der auf einer hohen Leiter stand und Schuhe und Stiefel herabwarf. „Es sind lauter Paradesachen, meine besten Stücke, die ich Euch gebe."

„Um Gotteswillen, so können wir uns doch nicht auf der Straße sehen lassen, Herr Feldwebel!"

„Thut auch nicht not. Das Bummeln und Herumvagabondieren hat jetzt ein Ende."

„Ah, so billig machen wir's nicht!"

„Und alle Mädchen laufen kichernd davon!"

„U—jegerl, was ist aber das!?"

Kamerad Riesner hatte eine alte Truhe aufgeschlossen und vier stattliche, reich verzierte Bände, die Tempskysche Prachtausgabe von Lessings Werken, herausgenommen.

„Herr Feldwebel, was macht denn der hier?!"

„War teuer genug; aber die Bilder sind gar so hübsch."

Drei Uhr war schon lange vorüber, als wir aufbrachen. Einige Schritte vor uns marschierte festen Trittes ein Gefreiter, als Nachtrab folgte ein Dutzend Infanteristen, die unsere Civilmontur und die ausgefaßten Sachen trugen. Wir wagten nicht, unsere Augen aufzuschlagen, und sahen nur auf die Füße des Führers und bemühten uns angelegentlich, Schritt zu halten.

In wenigen Minuten waren wir in der *-Kaserne, fertigten die Begleitmannschaft ab und eilten auf den kleinen Exerzierplatz. Dort waren über hundert Kollegen in Uniform und Civil um unseren Oberleutnant versammelt. Die Hände leicht auf den Säbel gestützt, stand er da inmitten der Seinen, einem Kriegsgott gleich, hoch und schön gewachsen, breitschulterig, voll Kraft und Frische. Wir wollten uns unbemerkt unter die Kriegerschar mengen, aber die stechenden grauen Augen des Oberleutnants hatten uns schon gesehen; er brach mitten im Satz ab und musterte uns von oben bis unten, als wollte er das Bild jedes einzelnen für alle Ewigkeit in sein Gedächtnis auffangen. Des Kaisers Kleid stand uns wohl wie angegossen, denn über das ernste, scharf markierte, leicht gebräunte Gesicht des „wilden Barons" mit den buschigen Brauen und dem schwarzen Husarenschnurrbart huschte ein flüchtiges Lächeln und die Kameraden sahen uns mitleidig-spöttisch an. Einen Augenblick schlossen wir beschämt die Augen, dann aber standen wir wieder fest und ruhig. Wie ein Blitz war der Gedanke in unsere Seelen gefahren: Das geht uns doch eigentlich nichts an! Es geschieht dem — Ärar ganz recht, warum giebt es nicht bessere Sachen her!

„Ihr seid jetzt Soldaten!" so schloß der Oberleutnant seine Rede. „Und für den Soldaten giebt es nur eins: Dienst, Dienst und noch einmal Dienst. Er soll in seiner Pflicht ganz aufgehen. Solches erwarte ich von Euch. Es ist das erste Mal, daß ich zum Kommandanten der Einjährig-Freiwilligen-Kompagnie bestimmt worden. Jemand hat sie unsere Elitetruppe genannt. Vergesset nicht diesen Ehrennamen! Und jetzt geht zu — Muttern! Morgen um 7 Uhr beginnt die Beschäftigung. Abtreten!"

Wie unheimlich groß war unſer Heim! Niedere, eiſerne Bettſtellen an den friſch getünchten Wänden, in der Mitte zwei lange, blankgeriebene Tiſche und vier Bänke. Da war unſeres Bleibens nicht lange. Hinaus in den ſchönen Herbſttag! Doch in ſolcher Kluft durften wir uns nicht zeigen. Alſo in die Kantine! Es ſaß ſich gut im freundlichen Extraſtübchen, und das hübſche, muntere „Katherl" ſorgte treulich für die durſtigen, luſtigen Soldaten.

„Sagen Sie einmal, Herr Korporal, warum heißt unſer Oberleutnant der ‚wilde Baron'?"

„Das iſt ſo eine eigene Geſchichte," erwiderte unſer Zimmerkommandant. Als ich einrückte, war er noch Leutnant, glaubt mir's, der bravſte, fidelſte Leutnant im ganzen Regiment. Er verkehrte mit uns wie mit ſeinesgleichen; aus ſeinem Munde kam nie ein böſes Wort. Wie oft führte er uns nachmittags ſtatt auf den Exerzierplatz in eine verſteckte Schenke und ließ ein ganzes Faß aufmarſchieren. Aber ſeit einem Jahr etwa iſt er ganz anders. Unſereiner erfährt nicht genau, wie es hergegangen; man munkelt nur, daß er von einem ſteinreichen Freiherrn, um deſſen Tochter er angehalten, abgewieſen worden, weil — weil er, wie man ſo ſagt, keine Ahnen hatte. Aber nota bene Schulden bis über die Ohren! Kurz und gut, ſein Burſch erzählte uns, daß er an jenem Tage fortwährend laut geſchrieen: ‚Dem Baron will ich's anſtreichen, dem Baron, dem Baron!' Ja, uns hat er's angeſtrichen — fürchterlich! Die halbe Kompagnie war im Arreſt oder im Marodezimmer. Zu unſerem Glück wurde er jedoch bald verſetzt. Herr Gott, der wird's Euch heiß machen! Spangen und Kaſernenarreſt, die liegen ſchon in der Luft. Donner und Doria!"

Theater-Kunſt und Machinationes.

Ein geſchichtlicher Überblick über Szene und Konſtruktion der Myſterien-Bühne, bei Gelegenheit der Oberammergauer Paſſionsaufführungen 1890.

Von Oskar Panizza.

(München.)

III. Die geſchloſſene Bühne. Der moderne Guckkaſten.

Wenn auch die Kirche, der Platz der älteſten religiöſen Szene, gelegentlich den Anblick einer geſchloſſenen Bühne gewährt haben mag, ſo gehört der Theaterſaal doch erſt einem ſpäteren Zeitalter, dem der Reformation

und den ihr zunächst vorhergehenden Jahrzehnten an. Nur bei den Franzosen findet er schon eine außerordentlich frühe Verwendung, besonders in Paris, wo von 1398—1548 die bedeutendsten Mysterium-Aufführungen ausschließlich im geschlossenen Theater stattfinden. Außerdem finden wir die geschlossene Bühne vorzüglich in Gebrauch bei den Meistersingern, bei den Jesuiten und in Spanien, wo das geistliche Drama sich überhaupt zum National-Drama entwickelt hat. — Es ist wohl möglich, daß das Bekanntwerden mit der antiken Litteratur, besonders die massenhaften Übersetzungen und Vorführungen der Komödien des Terenz, und andererseits die sich eben rührenden Keime des weltlichen Dramas, die damaligen Regieleiter auf den Gedanken einer einfacheren Bühnen-Konstruktion brachte. Jedenfalls war mit dem Einzug der geistlichen Spiele in den geschlossenen Saal ein Moment unabweisbar gegeben, das der räumlichen Beschränkung. Die im Freien ins Riesenhafte gewachsene Bühne mit ihren 30 Szenen, von denen jede ihre 10 Meter Spielraum beanspruchte, die Bühnenstadt, war fernerhin unmöglich. Schon um deshalb, weil fast in allen Fällen die betreffende Spielleitung einen schon vorhandenen Saal, in Spitälern, Klöstern, Refektorien oder den Rathaussaal erst für ihre Zwecke mietete; und Säle mit 60 Meter Breite natürlich nicht existierten. Das mittelalterliche Prinzip des Nebeneinander der Szenen war also damit gebrochen. Es mußte die eine oder die paar Szenen, die man hatte, im Laufe des Tags verändert werden; und da man diesen Wechsel wohl bald den Augen der Zuschauer zu entziehen suchte, so war mit dem Theatersaal das Charakteristikum unserer modernen Bühne gegeben: Der Vorhang. Zwar läßt sich diese Art der Entwickelung unserer heutigen Bühne nicht quellenmäßig vorführen; da das Einzige, was wir in der Hinsicht besitzen, einige, recht späte, Jahreszahlen sind, von denen an wir wissen, daß der Gebrauch des Vorhangs sicher ist. Aber daß dies der Geburtsakt unserer modernen Bühne gewesen, — der Versuch das mittelalterliche Mysterium in den geschlossenen Saal zu bringen, — ist wohl unabweislich. Übrigens war der Vorhang auch schon auf der freien Bühne stellenweise in Verwendung. Der Himmel hatte fast immer für sich einen Vorhang, der in einem Fall von grüner Seide angegeben wird, und der nach Erschaffung der Erde zugezogen wird. In einem französischen Auferstehungs-Spiel werden die in der Vorhölle versammelten Seelen, die Jesus während seiner Höllenfahrt erlöst, bis zur Ankunft Jesu durch schwarze Vorhänge den Blicken der Zuschauer entzogen.*) In den französischen Stücken befand sich bei der Geburt Christi auf der Bühne eine mit

*) Julleville, a. a. O. Bd. I. pag. 385 ff.

grünem Vorhang verſchloſſene Zelle, in der für die Auffaſſung des Publikums die Entbindung Marias vor ſich ging; doch hatten zur größeren Täuſchung die Schreie der Kreiſenden hinauszudringen.*) Ob aus dieſem Partial-Vorhang mit der Zeit jener Vorhang für die Mittelbühne wurde, wie ihn bereits 1648 die Kohlgruber hatten, in nächſter Nähe von Oberammergau, für einen „Saal" auf ihrer Bühne, der durch einen Vorhang zugezogen wurde, bleibt dahingeſtellt. Heißt es doch ſchon in der Spielordnung eines franzöſiſchen Mystère du vieux Testament für den Beginn: „Mehrere Vorhänge (toiles) verbergen die Örtlichkeiten den Augen der Zuſchauer. Gott Vater erſcheint zunächſt allein, und ſchafft Himmel und die Engel.**) Traube***) ſetzt das Bekanntwerden des Vorhangs in Deutſchland 1628—1640. Aber bereits 1596 in dem zu München aufgeführten Jeſuiten-Drama „Gottfried von Bouillon" kommt die Erwähnung des Vorhangs in einer Weiſe vor, welche das vieljährige Bekanntſein mit demſelben vorausſetzt. Zu Beginn des Stücks nämlich erhebt ſich ein mit dem Spielregenten im Einvernehmen ſtehender Mann im Parterre, und fragt mit gemachter Entrüſtung, warum das Stück noch nicht anfange, ob vielleicht die Schauſpieler „Hinter'm Vorhang" tot ſeien. Darauf erſcheinen die Schauſpieler, und erklären, ſie hätten den Prolog verloren; ſie könnten nicht anfangen. Nun erhebt ſich ein zweiter, ebenſo beſtellter Gaſt im Parterre mit der Erklärung, er habe den Prolog gefunden, ſei aber nicht ſchauſpielermäßig angezogen, um ihn auf der Bühne vortragen zu können. Darauf laden ihn die Schauſpieler ein, dieß nur immerhin zu thun; und unter dem Gaudium des verſammelten Publikums folgt er der Aufforderung.†) Es iſt ein Zirkus-Koup. Zufällig iſt es dasſelbe Jahr, in das die Entſtehung des engliſchen Globetheaters geſetzt wird, von dem Genée uns glauben machen will, die deutſchen Theater hätten ſeine Einrichtung hinſichtlich Proſzeniums und Gebrauchs des Vorhangs erſt durch die herumziehenden engliſchen Komödianten des 17. Jahrhunderts kennen gelernt. Da läge doch Italien viel näher, deſſen in Florenz 1594 und 1600 gegebene Opern „Daphne" und „Euridice" von Caccini, wo der Chor nie das Proſzenium verläßt, während hinten die abenteuerlichſten Verwandlungen vor ſich gehen, ohne Zwiſchen-

*) Schletterer, Studien zur Geſch. d. franzöſ. Muſik, Berl. 1884. Bd. III. pag. 31.

**) Parfait, Histoire du théâtre français. Paris 1745. Bd. II. pag. 306.

***) Traube, Die Bühne der Oberammergauer Paſſion, in Schauſpiel und Bühne, München 1880. II. Heft.

†) Reinhardſtöttner, Zur Geſch. des Jeſuitendramas in München im Jahrb. f. Münch. Geſch. Bd. III. 1889.

Vorhang gar nicht denkbar sind.*) — Doch zurück zu unseren französischen Theatersälen! Als das erste feststehende Mysteriumtheater wird jenes in dem bei Paris gelegenen Städtchen Bourg de St. Maur genannt, wo jährlich die Passion aufgeführt wurde. Der Gebrauch soll von zurückkehrenden Kreuzfahrern herdatieren, die mit ihren Stäben und Muschelhüten, wo sie durchkamen, in den Straßen stehen blieben, die Wunder des heiligen Landes und des heiligen Grabes von Jerusalem singend vortrugen und sich auch schon gemalter Prospekte, ähnlich wie auf unseren Jahrmärkten, bedient haben sollen. Als sie sahen, welches Interesse das Volk an diesen primitiven Schaustellungen nahmen, hätten sie sich in dem französischen Städtchen St. Maur niedergelassen, und die Sache merkantil ausgenützt.**) Dies wäre also eine dritte Quelle für den Ursprung der religiösen Schauspiele, nachdem wir zwei andere, die Osternachtfeier in der alten christlichen Kirche und die Gaukler auf den Londoner Jahrmärkten, bereits kennen gelernt. Der eifersüchtige Prévôt von Paris verbot 1398 den Besuch der Aufführungen von St. Maur, wohin, wie es scheint, die Pariser massenhaft geströmt waren; und 1402 kamen die Schauspieler nach Paris, spielten vor dem König und erwirkten sich von Karl VI. einen Freibrief, der ihnen gestattete, jedes Jahr Mysterien und Moralitäten an kirchlichen Festtagen aufzuführen und sich kostumiert in den Straßen zu zeigen.***) Dieß ist der Beginn der berühmten „Confrérie de la Passion et Résurrection de Nostre Seigneur". Sie mieteten sich den Saal des bei der Kirche St. Trinité gelegenen Spitals, der 21 Klafter (?) lang und 6 Klafter (?) breit war, wo sie über 100 Jahre lang spielten. Über die Art der Bühne und die Veränderung der Szene können wir auch nicht die leiseste Vermutung aussprechen. Wir wissen nur, daß der Saal durch Arkaden gestützt war. Der Zulauf war so ungeheuer, daß an den Spieltagen der Gottesdienst in den Pariser Kirchen eigens zu andrer Zeit abgehalten wurde, um den Gläubigen den Besuch der Vorstellungen zu ermöglichen; obwohl damals bereits andere Gesellschaften existierten, welche sich mit der Aufführung von Possen und Farcen abgaben, welch' letztere auch bald als Zwischenspiele in die Mysterien eindrangen. Namentlich darüber wissen wir nichts, wie eine solche Farce auf der Mysterienbühne, die doch ihre festen Örter, „mansions" hatte, als Zwischenakt gegeben werden konnte; ob vielleicht die Farce, die nur

*) Schletterer, Studien zur Gesch. der französ. Musik, Berl. 1884. Bd. III. pag. 50 ff.

**) Menestrier, in Bayle's Dictionnary, citiert v. Hone, a. a. O. pag. 168, Anmerkung.

***) Jubinal, Mystères inédits, Paris 1837. Bd. I. Vorrede pag. 29.

einige luſtige Perſonen mit ihren Späßen brachte, vorn auf dem Proſzenium ſpielte, während hinten die Örtlichkeiten unberührt blieben? — 1539 mußte die Confrérie das Spital von St. Trinité verlaſſen und mietete ſich im Hôtel de Flandre ein, welches fortan halle de la Passion hieß. Hier ſcheinen die religiöſen Vorführungen von Paris ihren Höhepunkt an Pracht und Ausſtattung erreicht zu haben. 1541 ſpielten ſie vor Franz I. die „Acts des Apôtres“ mit 485 Perſonen. Schon dieſe Schauſpielerzahl iſt wohl ein ſicherer Beweis dafür, daß von einer Gleichzeitigkeit der Szene wie früher, jetzt im geſchloſſenen Raum, nicht mehr die Rede ſein konnte. Schon das Jahr vorher begannen die Proben. In feierlichem Feſtzug mit Herolden, Bannerträgern, Muſikern, Bogenſchützen u. a. m. wurden die Pariſer am 16. Dezember 1540 durch eine an verſchiedenen Plätzen laut verleſene Proklamation im Namen des Königs und des Maires der Stadt aufgefordert, zu den Proben zu erſcheinen und ihre Rollen in Empfang zu nehmen. Wochenlang wurden dann die Proben Tag für Tag feſtgeſetzt, bis die höchſte Behörde jeden Part in den richtigen Händen fand. Vier Regiſſeure werden genannt, die eigene Farben tragen durften, und ihr Gefolge in dieſelben kleiden ließen. In dieſem Ausſchuß der Spielleitung ſaßen außerdem Friedensrichter, Rhetoriker, Bürger, Herren „mit dem langen und mit dem kurzen Kleid“, hohe Geiſtliche, Kaufleute. Endlich wurde auf den betreffenden Kirchentag vor dem König geſpielt. Und dann das Spiel monatelang für Einheimiſche und Fremde wiederholt. Dieſe zahlreichen Wiederholungen laſſen wohl darauf ſchließen, daß der Theaterraum nicht allzugroß war. (Bei den Myſterien im Freien in den übrigen Städten Frankreichs war es die Regel, daß ein Myſterium einmal geſpielt wurde.) Zuletzt nahm die Sache in Paris derartige Dimenſionen an, daß der procureur general du Roi beim Parlament gegen die Confrérie Beſchwerde einlegte: dieſelbe ſpiele nicht zur Erbauung des Volkes, ſondern zu eigenem Gewinn, vergangenes Jahr (1540) hätten ſie die „Paſſion“ aufgeführt; dieſes Jahr die „Acts des Apôtres“; für nächſtes Jahr hätten ſie ſchon für das „Mystère du vieil Testament“ eingegeben; die Leute ſäßen von früh 8 bis abends 5 Uhr im Theater, vernachläſſigten Kirche, Gewerke und Mildthätigkeit; die Prieſter predigten vor leeren Bänken und gingen jetzt auch ins Spielhaus; die Zuſchüſſe zum Armenfonds hätten ſeit einem halben Jahr um 6000 Livres abgenommen; um das Spiel noch länger zu machen, und das Volk noch weiter zu intereſſieren, würden Szenen aus den apokryphiſchen Schriften der Bibel aufgenommen, die mit den Myſterien nichts zu thun hätten; die Rollen ſeien teilweiſe in den Händen von ungebildeten Leuten, die durch allzu freies Betragen ſich bemerklich machten; Unanſtändig-

keiten seien im Zuschauerraum an der Tagesordnung; der Preis für eine Loge sei von 25 Kronen im 1. Jahr bis auf 50 Kronen im 3. Jahr gestiegen: zu Beginn und Ende der Aufführungen fänden Zoten und Farcen statt, die lediglich zur Ergötzung dienten; das Volk verwildere und werde zu fortgesetzten Ausgaben gezwungen; diese Zustände dauerten für die gegenwärtige Spielzeit bereits 7 Monate; solange seien die „Acts des Apôtres" schon auf dem Programm. — Aber kräftiger als all diese stichhaltigen Gründe war die Schaulust des Volks, und — der Wille des Königs. Dieser erklärte dem Parlament, die Confrérie habe voriges Jahr die „passion" so prächtig aufgeführt, daß er auch im kommenden das „vieil Testament" von ihnen zu sehen wünsche. Er habe sich überzeugt, die Leute spielten zur Erbauung des Volks und nicht zu eigenem Gewinn; übrigens sollte die Gesellschaft der „Acts des Apôtres" angesichts ihrer großen Einnahmen 800 Livres in die Armenkasse zahlen.*) — 1543 wurde das Hôtel de Flandre niedergerissen, und die Confrérie kaufte sich nun einen eigenen Platz, auf dem sie einen eigens für ihre Zwecke bestimmten Saal von 17 Klafter (?) Länge und 16 Klafter (?) Breite erbauten. Dies war also der erste ad hoc erbaute Theatersaal Frankreichs und wahrscheinlich des Abendlandes; das Gebäude war von Stein, und über dem Portal prankte das Wappen der Confrérie, das Kreuz und die Passionswerkzeuge auf einem Schild. Als es endlich 1548 fertig war, wurden die Mystères in Paris wegen der eingerissenen Zügellosigkeit und der Vermischung von Farcen und religiösen Vorführungen, welche zu einer direkten Verspottung des Heiligsten führte, durch das Parlament verboten. Der Confrérie wurde bedeutet, sie sollten in Zukunft profane Stücke geben. Die große Zeit der Passionsvorstellungen, als man in ihnen eine Art Gottesdienst erblickte, und ihren Besuch als ein gottgefälliges, sündenauslöschendes Werk ansah, war in Frankreich wie anderwärts vorbei. Doch kommen religiöse Vorstellungen in Paris, wie wir später sehen werden, bis zu Beginn dieses Jahrhunderts vor. — Seit der Reformation finden wir allerorts religiöse Tendenz-Stücke, besonders in Deutschland, der Schweiz und in England; anti-päpstliche und anti-reformatorische, anti-lutherische und anti-calvinische; sie interessieren uns hier nicht, einmal, weil wir von ihrer Bühnen-Einrichtung nichts wissen, und ferner, weil ihr Schwerpunkt in dem gesprochenen Wort, in der These, nicht in der Art der Vorführung lag. Viele wurden gedruckt und waren nur zum Lesen bestimmt. — In Italien, wo der musikalischen Begleitung zu den actiones schon frühzeitig ein großer Spielraum gewährt ward, entsteht aus dem Myste-

*) Rymer, View of Tragedy. 1693, citiert bei Hone, a. a. O. pag. 179.

rium das religiöse Singspiel und aus diesem mit der Zeit die Oper, welche sich schon Ende des 16. Jahrhunderts ihre eigene zierliche Bühne creirt, welches Prachtstück bald an allen Fürstenhöfen des Abendlandes das Interesse für jede andere dramatische Vorführung bei Seite drängt. — In Spanien, wo die höchste Blüte des nationalen Dramas mit der Entwicklung des Mysteriums zusammenfällt, geschieht dieses so spät, daß letzteres seinen Weg sogar noch in das beleuchtete, abends mit geschmückten, plaudernden Damen gefüllte Theater findet, welche letzte Phase der geschlossenen Bühne hier außer dem Bereich unseres Themas liegt. — Jene Bühnen, die uns hier, bevor das weltliche Schauspiel definitiv das religiöse Drama ablöst, noch interessieren, sind die der Jesuiten-Kollegien und der Meistersinger. — Die Szene der Meistersinger, welch letztere sich ziemlich häufig mit der Vorführung religiöser Spiele, besonders der Passion, befaßten, war von solcher Bescheidenheit, daß man in ihr weit eher den schlichten Beginn unseres modernen Theaters, als den Fortgang der grandiosen mittelalterlichen Mysteriums-Bühne zu erblicken geneigt wäre. Schon die Anlage der Stücke, z. B. Hans Sachsens, ist von einer Einfachheit und geringen Personenzahl und der eigentliche Gehalt so viel mehr Witz, zugespitzter Diskurs und das Herausarbeiten eines moralischen Lehrsatzes, als eigentliche Handlung und Vorgang, daß die Stücke des Terenz und Plautus, welche damals in Übersetzungen schon ziemlich verbreitet waren, wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Entstehung gewesen sind. Die Meistersinger spielten in der Regel in ihren Schulen, welches, wie in Nürnberg, die Kirche war, oder mieteten sich für öffentliche Aufführungen größere Säle der Stadt, wie in Augsburg den Tanzsaal. Ihre Bühne heißt „Brügge", ein erhöhtes Gerüst, dessen Hohlraum zu Versenkungen, Erscheinungen u. dgl. benutzt wurde. Der Platz zwischen dem Bühnengerüst und den Zuschauern war frei; dort sah man, wenn das Stück es erforderte, den Zugang zur Hölle, und gelegentlich wurde dieser Platz wohl auch zum Spielen benutzt. Im Hintergrunde der Bühne auf erhöhter Estrade der Himmel, wo er nötig war. Diese Dreiteilung der Schauplätze, des irdischen, unter- und überirdischen erhält sich aus dem Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert und findet sich gelegentlich auch noch in Stücken von Gryphius. Die kleine Bühne im Hintergrund eines geschlossenen Saals erhält jetzt auch bald eine Umrahmung, „Tapeten", aus denen die Schauspieler vor- und zurücktreten. Ein Zwischen- oder Schluß-Vorhang scheint hier, zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch nicht zu existieren. Auf der Bühne selbst scheinen sich gewisse Örtlichkeiten zu stereotypisieren. Das „Loch" ist ein Ausschnitt oder Vertiefung auf der „Brügge" und stellt einen Fluß, das Meer und dgl. dar. Erscheinungen verschwinden

hier und steigen auf. Die „Zinne" ist eine Erhöhung und figuriert als Burg, Kloster, belagerte Stadt. Viele Meistersinger-Schulen haben ihre feste Bühne, die nicht mehr abgeschlagen wird. Z. B. spielen die englischen Komödianten 1614 in Augsburg im „Maister-Singer-Gesellschaft-Stadel". Nun beginnen seit Mitte des 16. Jahrhunderts die fremden Komödianten-Gesellschaften in ganz Europa herumzuziehen; zuerst die Italiener in Frankreich, Deutschland und England; dann die Franzosen in England und Deutschland; zuletzt, gegen Ende des Jahrhunderts, auch die Engländer in Deutschland. Jede derselben bringt das Charakteristische ihres Landes mit. Die Italiener ihre wunderbar eingerichtete Bühne und das feine Spiel ihrer Komödie; die Franzosen, welche schon durch die italienische Schule gegangen waren, ihre überlegene Gewandtheit auf der Bühne, und dann später die Stücke Corneilles und Racines; die Engländer ihre Gräuelszenen, ihre grotesken Tänze, ihre Clowns und lärmende Musik. Es beginnt eine gegenseitige Beeinflussung in Spielweise, Bühnen-Technik, Kostümierung ꝛc., deren Darstellung, obwohl sie noch vielfach das geistliche Spiel betrifft, außerhalb des uns hier gesteckten Rahmens liegt. — Weit länger und intensiver als die Meistersinger haben die Jesuiten mit ihren Schulkomödien auf die Theaterverhältnisse des Abendlandes eingewirkt. Ganz erfüllt von dem Geiste der italienischen Renaissance ist es ihnen gelungen, den geistlichen Spielen, deren innere Notwendigkeit seit der Reformation dahin, durch Umwerfen eines glänzenden Gewandes neues Interesse zu erwecken und fast durch zwei Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Bevor die italienischen Schauspieltruppen festen Fuß an den südlichen katholischen Höfen faßten, waren die Jesuiten die eigentliche Hof-Truppe der verschiedenen Fürsten, welch letztere auch in der Regel die bedeutenden Kosten der in ihrer Pracht alles damals Bekannte weit überragenden Aufführungen trugen. Die Spiele, welche ursprünglich als Schul-Exerzitien für die Jesuiten-Zöglinge gedacht waren, fanden in der Aula oder im Hof der Kollegien statt und galten für den Fürsten des Landes oder die Angehörigen vor Semester-Schluß als Prüfstein für die Fortschritte der jungen Leute. Aber bald drängte das Volk aus allen Schichten herbei, so daß die Aufführungen thatsächlich öffentliche waren. Schon 1554 fanden in Wien im Hofraum des neueröffneten Jesuiten-Kollegiums vor Tausenden von Zuschauern theatralische Aufführungen statt. Und bald folgten die Jesuiten-Schulen in Prag, Innsbruck, Linz, München, später die in Straßburg nach. Die Bühne wurde jedesmal wieder abgeschlagen. Das Aufschlagen dauerte oft 8 Tage, woraus auf ein ziemlich kompliziertes Gerüst geschlossen werden darf. Gespielt wurde noch bei Tag. Den Vorhang kannten sie. Sie spielten nur auf einer Szene. Durch ihre

regen Beziehungen mit Italien waren sie jedenfalls schon früh im Besitz aller dort bekannten Prospekt- und Verwandlungs-Künste. Die Chöre waren fleißig und oft von den ersten Meistern, wie Orlando di Lasso, komponiert. Der Tanzkunst wurde besondere Beachtung geschenkt. Als Pyrotechniker waren die Jesuiten zu ihrer Zeit unübertroffen. Die Stücke, fast ausschließlich geistlichen Inhalts, für unseren heutigen Geschmack durch ihre ewig moralisierende Spitze, in späterer Zeit durch die Plattheit der sich häufenden Allegorieen, unannehmbar, waren auf die damalige Zeit von ungeheurer Wirkung. 1609 nach Aufführung des „Cenodoxus, der Doktor von Paris" im Jesuiten-Kollegium in München, der auf der Bühne zuerst als der gefeierte, gelehrte, von aller Welt bewunderte Mann hingestellt wird, der aber dann in der Gerichtsszene vor Gott nicht bestehen kann, der sich dann noch einmal im Sarg erhebt, um den bestürzten Leidtragenden das göttliche Verdammungs-Urteil mitzuteilen, und der schließlich in einer gräulichen Höllen-Szene in den Händen der ihn maltraitierenden Teufel gesehen wird — stürzten sich 14 Hofleute ins Kollegium zu den Patres, und ließen sich in den Orden aufnehmen, um ihr Seelenheil zu retten.*) Die Wirksamkeit der Jesuiten in München dauerte noch bis Ende des 18. Jahrhunderts. 1745 errichteten sie noch in Augsburg ihre „neuerbaute Schaubühne". Das geistliche Jesuiten-Spiel hat auch den Oberammergauer Text und seine Szene im Laufe des 18. Jahrhunderts beeinflußt, aber nicht etwa in spezifisch jesuitischem Sinn, — da die Jesuiten ja schöpferisch in der Litteratur nicht thätig waren, — sondern im Sinne des damals maßgebenden Lohensteinschen Schwulstes, dem die Jesuiten wie alle andern folgten. Als Klopstocks Messias-Verse ertönten, haben auch die Oberammergauer ihre Prologe klopstockisch gefärbt.

IV. Technik und Maschinenkünste bei den Mysterien.

Illusion und Glaube waren zwar mächtige Hilfsmittel im Mittelalter zur Erzielung der nötigen Bühnen-Wirkung, selbst da, als die Stücke noch lateinisch waren. Und wie selbst das schlichte Wort auf einer einfachen Szene wirken konnte, dafür haben wir ein bekanntes Beispiel an einem bedeutenden, freilich auch sehr frommen Fürsten, dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, der, als er zu Eisenach 1322 der Aufführung des „Spiels von den 10 Jungfrauen" beiwohnte, und sah, wie selbst die Fürbitte Marias

*) Vergl. für den ganzen Absatz: Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuiten-Dramas in München. Jahrb. f. Münchener Geschichte. Band III. Bamberg 1889.

die 5 thörichten Jungfrauen nicht von der ewigen Verdammnis retten konnte, in höchster Aufregung das Stück verließ, verzweiflungsvoll seine Umgebung fragte, ob das der Christen Glaube sei, daß wir für begangenes Unrecht hoffnungslos dem ewigen Gericht entgegen sehen müßten, dann nach fünf Tagen düsteren Vor-Sich-Hinbrütens vom Schlag getroffen wurde, und nach dreieinhalbjährigem Siechtum starb. — Trotzdem wurde schon sehr frühe, besonders bei den Franzosen, auf die Szene große Sorgfalt verwendet. Schon 1378 kommt in dem im Palais de Justice in Paris zu Ehren Kaiser Karl IV. aufgeführten Drama „La conquête de Jerusalem" ein Schiff vor, welches mit Hilfe von im Innern versteckten Maschinen von der rechten Seite der Bühne nach der linken manövrieren konnte, wo Jerusalem mit seinen Türmen und seinem Tempel von den Sarazenen besetzt zu sehen war, welch letzteres dann von den Kreuzfahrern im Schiff erobert wurde. — Versenkungen kamen in Frankreich schon sehr bald auf. Vorher half man sich mit Decken. Z. B. bei der Erschaffung Adams und Evas liegen beide anfangs am Boden zugedeckt, und stehen im geeigneten Moment auf. Der Lehmknollen und die Rippe, aus denen beide entstehen, müssen parat liegen. — „Lieu secret" heißt bei den Franzosen eine wahrscheinlich unter der Bühne liegende Kammer, wohin Schauspieler zu gehen hatten, wenn die Art ihrer Rolle ihre Abwesenheit dringend erheischte. Z. B. wenn Christus zwischen seiner Höllenfahrt und der Auferstehung nicht gesehen werden sollte. In diesem Fall erlitt die Regel der steten Anwesenheit aller Schauspieler auf dem Spiel-Gerüst eine Ausnahme. Im Donaueschinger Passions-Spiel heißt es: Jesus schleicht sich aus dem Grab weg, um sich anders anzuziehen. Die Schauspieler können sich außer auf der Bühne auch unter der Bühne „par dessous terre", „de paradis en enfer dessous la plate-forme", wie es in französischen Stücken oft heißt, bewegen. Die Franzosen hatten einen eigenen Versenkungs-Meister: „Maître des secrets". Die „Auferstehung" wurde schon fast so künstlich wie heute gemacht; die Versenkungs-Platte war sogar mit Erde bedeckt. Bei dem „Gang der Jünger nach Emaus" sehen die Jünger Jesus „s'evanouir subitement de leurs yeux par un engin". — Die allerverschiedenste Behandlung erfuhr die Hölle und ihre Insassen. Von einem einfachen hohlen Faß an, das mit dem Unter-Bühnen-Raum kommunizierte, und aus dem der Teufel plötzlich unter dem Gelächter des Publikums herausprang, bis zu dem künstlichen, grauenerregend dargestellten Drachenmaul, das sich öffnete und schloß, und aus dem, als dem Zugang zur Hölle, Feuerflammen hervorschlugen, oder bis zu jener komplizierten Anlage von zwei Höllentürmen auf der rechten Seite der Bühne, einem viereckigen und einem runden, von denen

der erstere, die Vorhölle, im obersten Stock die Seelen der vor Christus gestorbenen Erwachsenen, der mittlere die der kleinen Kinder, der unterste das Fegefeuer enthielt, während im runden Turm sich oben die „Wohnung des Teufels" befand, und unten das ewige Höllenfeuer brannte. An diesem Höllenfeuer verletzten sich gelegentlich die Schauspieler nicht unbedenklich. Der Teufelschor bildete in den großen Stücken eine besondere Abteilung unter einem eigenen Regisseur. Derjenige, der den Verführer machte, hatte sich oft noch weiter zu maskieren. So im Wolfenbüttler „Sündenfall"-Spiel, wo Lucifer „in specie virginis" in Gestalt eines Weibes vom Baum herabspricht. Ebenso in einem schwedischen Drama des 16. Jahrhundert, wo „Beelzebub beschließt, sich in ein Mädchen zu verwandeln, und geht so zu Eva". 1597 brachten die Jesuiten in dem zur Einweihung der Michels-Kirche auf freiem Platz abgehaltenen Spiel als Schlußeffekt einen Höllensturz, bei dem 300 Dämonen in die aufprasselnden Höllenflammen stürzten.*) — Die Seelen der Verstorbenen wurden teils lebend, teils durch Puppen, teils durch kleine Kinder dargestellt. Im Luzerner Oster-Spiel hatten die „Seelen" in der Vorhölle, um sich von den dort eintretenden lebenden Personen — z. B. Christus mit seinem Gefolge bei der Höllenfahrt — zu unterscheiden, in Hemden oder fleischfarbenen Gewändern, die Kinder nackt, sich zu zeigen. Bei der Kreuzigung hängen Christus und den zwei Schächern ihre Seelen als „Puppen" aus dem Mund, die dann von Engeln und Teufeln abgeholt werden. Hierbei kommt es oft zum Kampfe zwischen den beiden Gewalten. Der Totenauferstehung, die im Rheinauer Spiel „Der jüngste Tag" mit dem Ruf der Engel beginnt:

Ständ uf ir toten lüte,
Ze Gericht müssent ir hüte.

haben wir schon im Luzerner Osterspiel gedacht, wo sie mit gemalten Totengewändern in zwei Partien „ungeredet" über die Bühne schreiten. Das Grandioseste scheinen aber auf diesem Gebiet die Jesuiten geleistet zu haben. in deren durch die damalige Türkengefahr hervorgerufenen Schuldrama „Gottfried von Bouillon", 1596, der Todesengel im 3. Akt, die Gestorbenen aufweckt, um an dem Kampfe gegen die Türken teilzunehmen: unter dem Klang von Tuben öffnen sich auf der Bühne die Gräber; einer nach dem andern steigt herauf; der Erste beginnt auf einer Fidel eine Melodie zu streichen, nach dessen Rhythmus sich die folgenden erheben und gemessenen Schrittes, verwundert ob des eigenen Erwachens die Szene umschreiten;

*) Über den Teufel mag der Leser noch Einiges nachsehen in dem Artikel „Der Teufel im Oberammergauer Passions-Spiel", Juli-Heft der „Gesellschaft" 1890.

immer mehr kommen herauf, manche ſcheinen ihre Särge nicht aufzubringen, man hilft ihnen herauf, man reckt ihnen Arme und Beine, die Engel geben ihnen Schwerter in die Hand und rüſten ſie; zuletzt führen alle einen kriegeriſchen Tanz auf. Die ausführlichſten Regienoten hinſichtlich der choreografiſchen Ausführung der Muſik begleiten die Szene im Text. — Tänze kommen auch ſonſt vor, abgeſehen von der durch die Bildwerke eines unſerer größten Künſtler, des Totentanzes von Holbein, genügend gegründeten Thatſache von der dramatiſchen Vorführung ähnlicher Szenen, finden wir zwei Höllentänze im Karlsruher „Himmelfahrts"-Spiel, einen Tanz der Seligen in der Innsbrucker „Mariä Himmelfahrt", und einen „Totentanz am Weltende" bei Mone angeführt. Noch heute werden in Spanien und ſtellenweiſe in Südfrankreich die Fronleichnams-Prozeſſionen von Tänzen begleitet. — Apotheoſen, Himmelfahrten, Flug-Erſcheinungen ſind bei den Myſterien des ſpäteren Mittelalters ſchon mit großer Sorgfalt vorbereitet geweſen. In einem franzöſiſchen „Mystère de Résurrection" erhebt ſich Jeſus am Schluß gen Himmel „entraînant avec lui cinquante et une âmes bienheureuses", — 51 Selige mit ſich hinaufnehmend, — die durch gemaltes Pergament dargeſtellt, und am Kleid Jeſu befeſtigt waren. In den „Actes des Apôtres" von Bourges kam — in Anlehnung an die bekannte Erzählung in der Apoſtelgeſchichte — ein Schiff, gefüllt mit allen möglichen Tieren, vom Himmel herab, und verſchwand ebenſo wieder. Im gleichen Stück machten die Apoſtel Reiſen durch die Luft. — Sehr einfach dachten ſich das Fliegen die Regiſſeure im „Martyre de S. Pierre et de S. Paul": Simon der Zauberer, der den heil. Petrus ſeine Wunderkünſte zeigt, will zum Himmel hinaufffliegen. Er ruft die Teufel, die ihm zu Dienſten ſind, und die nehmen ihn auf den Buckel und tragen ihn in das hohe Gerüſt, welches den Himmel repräſentiert. Petrus, der die Teufel als unſichtbare Geiſter nicht ſieht, glaubt Simon fliegen zu ſehen und die Zuſchauer haben es ebenfalls zu glauben. Dagegen ſcheint es ſich um einen wirklichen Flug in dem Spiel „Invention de la Sainte Croix" von Laval, 1511, zu handeln, wo Engel quer über die Szene flogen, von welchem Schauſtück der Chroniſt berichtete

Tous volaient bien et haut et bas
Hors Saint Michel qui chut a bas.

(Alle flogen gut, hinauf und hinunter; nur der heil. Michael ſtürzte zu Boden). — Ausgeſtopfte Tiere wurden vielfach verwendet; auch mechaniſche mit Bewegung; ſogar ſolche, die zu ſprechen hatten: In einem Mystère de la Nativité hatte der Hahn die Geburt Chriſti mit hell-ſchmetternder Stimme vorzutragen: „Christus natus est!" Darauf der Ochs, muhend: „Ubi?"

Dann das Schaf, mäend: „Betlehem!“ Zuletzt der Esel, yaend: „Ya ... mus!“ (Adoramus!). — Neben Zügen höchster Naivetät, wie, wenn der heil. Geist in Form eines angebrannten Strohwisches von oben herabsteigt, finden wir solche von glücklicher Erfindungsgabe, wie, wenn im Luzerner Osterspiel der Mannaregen auf dem Spielplatz von den angrenzenden Häusern mittels Blasebälge hinausgetrieben wird (wohl in Form von Papierstückchen). — Frauenrollen wurden in der Regel und fast das ganze Mittelalter hindurch von Diakonen gegeben; auch dann, als die Spiele aus den Händen der Geistlichen in die der Zünfte oder Passions-Brüderschaften übergingen. In Treviso, in Italien, hatten die Canonici im 13. Jahrhundert sogar die Verpflichtung, der Spielgesellschaft der „Batutti“ jährlich für die Rollen der Maria und des Engels (in der „Verkündigung“) zwei junge Geistliche zu stellen. Nur die Spanier zogen schon frühe Frauen vor, und zwar weil sie die Darstellung durch junge Männer noch viel anstößiger hielten. Nach der Reformation finden wir Mädchen in den Mysterien auftreten in England und Deutschland, aber zunächst nur in Privatvorstellungen auf den Schlössern von Fürsten. Im Laufe des 16. Jahrhunderts muß dann das öffentliche Auftreten von Frauen auf der Bühne ganz gewöhnlich geworden sein, denn schon 1602 gießt Albertinus in seiner „Haußpolicey“ seinen Zorn aus über die „comediantischen Weiber, die gemeiniklich schön und geil feindt, jede Erbarkeit albereit verkaufft haben, und mit den Sitten, Geberden und bewegnußen des gantzen Leibs, und mit der zarten, lieblichen und süßen Stimme, und mit den zierlichen Leibsklaidern, wie die Syrenen, die Menschen bezaubern, und in bestias und unvernünfftige Thier verändern“. Die Italiener verwandten übrigens auf ihren Wanderschaften durch ganz Europa mit Vorliebe Kastraten für ihre Frauenrollen. Und die Engländer verwenden heutzutage auf den ersten Theatern für alte, derbe und gemeine Weiberrollen, besonders in populären Stücken, — Männer. — Im Aufwand für Kostüme waren die Mysterienspiele stets sehr reichlich. Anfänglich benutzte man für alle heiligen Personen einfach die Kirchengewänder; später differenzierte man. In den englischen Towneley-Spielen wird für Christus angegeben: weißer Schafsleder-Rock mit Symbolen bemalt und rote Sandalen: vergoldete Perücke; Judas, ein leinener Rock; der heil. Geist in Steifleinwand gekleidet; die Engel in weißen Chorhemden mit Flügeln und Diademen; in einem englischen „Jüngsten Gericht“ gingen die Engel auf eigens konstruierten, hölzernen Füßen einher; der Teufel wurde mit Maske gespielt; in den Coventry-plays wird von „gemalten Rollen“ gesprochen; auch die Tiere in der Arche Noah waren auf Pergament gemalt. Bei den Franzosen erschienen die Teufel nach der gewöhnlichen mittelalterlichen Vorstellung

in Tierfellen und mit Hörnern, die erlöſten Seelen erſchienen in weißen Hemden; die Verdammten in der düſteren Kleidung der Delinquenten beim ſpaniſchen Inquiſitionsverfahren. Die ausführlichſten Angaben über die Kleidung giebt uns das Luzerner Oſterſpiel. Von Maria heißt es da: „anfangs als eine allerzüchtigſte Jungfrau demütiger Gebärden. Die Kleidung iſt ein weiß Unterkleid oder einer Kloſterfrauen Rock, darüber ein blau ſeidener Mantel; ein ſchön ausgeſpreitet Frauenhaar, darüber ein Schein"; von Magdalena: „vor der Bekehrung ganz hoffährtig, prächtig, ſtolz und köſtlich auf gar alte oder jüdiſche und ſeltſame Weiſe; nach der Bekehrung aber ehrbarlich, doch reichlich"; von den Teufeln: „ihres Gefallens in gräulicher, doch anſehnlicher Kleidung, jeder verſchieden"; von den Toten bei der Auferſtehung: „ſind angenehm in Leibkleidern als nackend, doch tötliche Farbe, und als Tote mit Gebeinen gemalt, auch auf den Häuptern gemalte Totenköpfe. Einen Bademantel unter den Armen, auch über die Achſel geſchlagen, jeder ein Totenbein in der Hand". Daß Adam und Eva im Paradies bis zum Apfelbiß vollſtändig nackt auf der Bühne ſich zeigten, darüber laſſen zwei ſo nüchterne und gründliche Beurteiler wie Warton*) und Hone**) wenigſtens für die Chester- und Coventry-Mysteries nicht den geringſten Zweifel, obwohl der von letzterem aus einem Coventry-Spiel mitgeteilte Vers Adams:

„Se us nakyd be for and be hynde,
Woman ley this leff on thi pryvyte
And with this leff I shall hyde me"

(Seht uns nackt vorn und hinten; Weib, nimm dies Blatt und leg es auf Deine Scham; und ich will mich mit dieſem Blatt bedecken) noch kein vollgültiger Beweis wäre.

V. Nachzügler und Schluß.

Die Reformation, jene kritiſche Probe auf den geiſtigen Beſitzſtand unſerer Religion, hat zuerſt die naive Luſt des Mittelalters an dem geiſtlichen Schaugepränge und die Freude an den typiſch gewordenen göttlichen und heiligen Figuren auf den Brettern verſcheucht. Früher waren mit dem Beſuch der Spiele Abläſſe verbunden und die Teilnahme an ihnen galt wie noch heute die Wallfahrten, als gottgefälliges Werk. Aber ſeit Luther und dem Tetzelſchen Ablaßſtreit war der Wert dieſer ſogenannten guten Werke überhaupt ein problematiſcher. Nachdem ſo der moraliſche Boden den

*) Warton, History of English Poetry, London. vol. I. pag. 244.
**) Hone, Ancient Mysteries, London 1823, pag. 220.

Spielen entzogen oder doch wankend geworden war, begann die weltliche Behörde bald eine Menge Ausstände ihretwegen zu machen, wie wir sie schon z. B. Franz I. in Paris dem Parlament vortragen gehört haben. Diesen Beschwerden schloß sich die Geistlichkeit selbst, denen die Leitung der Spiele längst entwunden war, nur zu oft an. Die bei den Aufführungen eingerissenen Possen und Scherze, auf der Bühne und im Zuschauerraum, thaten dann das übrige. Und bald häuften sich die Verbote. Zuerst in England, wo die Folgen der Kirchenspaltung sich intensiver als irgendwo gestalteten, werden die Spiele 1542 durch Heinrich VIII. verboten. Dann schon 1548 in Paris, wo der Confrérie das Recht der Aufführung geistlicher Stücke in dem eben erst fertig gewordenen Mysterien-Theater entzogen ward. Ihre Bühne erhält 1577 die berühmte italienische Komödien-Truppe der „Gelosi" zugeteilt, der charakteristische Fall, daß eine weltliche Schauspiel-Gesellschaft direkt auf einer Mysterien-Bühne weiterspielt. In Berlin erfolgt 1598 ein Beschluß der Geistlichkeit, „daß mit der Darstellung der Angst und Schmerzen Christi nachzulassen sei, . . . das Fußwaschen spiritualiter und nicht wie ein Spiel gehalten werde". Die katholischen Teile Deutschlands trifft dieses Verbot erst im 18. Jahrhundert. In Bayern 1770. In Tirol 1791. Eine Ausnahme macht Spanien, wo das geistliche Spiel National-Drama wird. Aber freilich, das Volk läßt sich nicht so schnell eine liebgewordene Gewohnheit entreißen. Und die immer wiederholten Verbote beweisen, daß sie nicht gehalten wurden. In den von der Reformation betroffenen Ländern findet zunächst eine Spaltung insofern statt, als die Protestanten das einfachere und kindlichere Weihnachtsspiel pflegen, während die Katholiken die pompösen Passions- und Auferstehungs-Vorführungen fortsetzen. Daneben entstehen Tendenzspiele, in denen die Anschauungen der Andersgläubigen mit Hohn und Spott überschüttet werden; in dieser Produktion sind die Lutheraner und Calvinisten entschieden eifriger, als die Römisch-Gläubigen. Bald treten auch die Spiele zurück aus der Öffentlichkeit der Gassen und Märkte in die stille Ruhe der Gelehrten-Schulen, der Jesuiten-Kollegien und Meistersinger-Stadel. Die Freude an der Produktion und am Anhören der geistlichen Stücke schwindet noch lange nicht. Noch ein volles Drittel von Hans Sachs' Spielen sind geistlich. Das Repertoir der französischen, englischen und deutschen Wandertruppen enthält fast mehr religiöse, oder doch moralische Stücke, als weltliche. Als die dramatischen Monstrositäten der Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenstein beginnen, haben wir noch immer Weihnachtsspiele und christliche Straßenumzüge, besonders in Thüringen. Und als ein Unikum, welches weit größere Beachtung verdiente als Oberammergau, sind die deutschen

Weihnachtsspiele der deutschen, eingewanderten Bevölkerung in Oberufer in Ungarn (bei Preßburg) zu betrachten, die sich in der Sprache Hans Sachs' und in der alten Spielweise in einer konfessionell gemischten Bevölkerung ununterbrochen seit dem 16. Jahrhundert bis zum heutigen Tag erhalten haben.*) Diese prachtvollen Texte muten uns wie alte, deutsche Volkslieder an. Im Spätherbst, wenn die Feldarbeit zu Ende, hält der „Lehrmaister", der Garderobe und Requisiten verwaltet, unter den Burschen des Dorfes nach geeigneten Elementen Umschau. Auch die Frauenrollen werden durch Burschen dargestellt. Sind die geeigneten Elemente nicht vorhanden, so wird das Spiel für dieses Jahr ausgesetzt. Sind sie es, so wird die sorgfältigste Auswahl getroffen. Jeder Mitspielende darf während der Probe- und Spielzeit, d. i. also etwa von Allerheiligen bis Dreikönig kein Schelmenlied singen, zu keiner Dirne gehen, muß unbedingten Gehorsam leisten, ein ehrbares Leben führen, die vorgeschriebenen Strafen für Gedächtnisfehler auf der Bühne bezahlen. Vom ersten Advent wird dann jeden Sonn- und Feiertag gespielt; auch in den Dörfern herumgezogen; die Bühne stellt ein rechteckiges Podium dar, welches von einer Wand aus so in den Saal weit hinein vorgeschoben erscheint, daß die drei übrigen Wände frei bleiben; dort sitzen in Hufeisenform die Zuschauer um die Bühne; die vierte Wand, an die die Bühne anstößt, nimmt ein Vorhang ein, aus dem die Spieler auf- und abtreten und der als Ankleidezimmer dient. Also genau das alte Shakespeare-Theater. Schröer verweist die Bühne ebenso, wie Text und Spielweise, in die Zeit Hans Sachs', also Mitte des 16. Jahrhunderts, um welche Zeit noch kein englischer Schauspieler den Boden des Kontinents betreten hatte. Die einfältige Spielweise mutet uns in der That ganz altertümlich an; sie ist eigentümlich gefesselt, fast kindlich; die Gegenstände auf Symbole beschränkt, die Bewegungen auf Andeutungen: Der „Stern" wird durch einen entsprechend kostümierten Burschen dargestellt, der am Ende einer Holzschere einen großen, farbigen Stern aus Papier trägt; die Holzschere kann er beliebig verlängern, und er verlängert sie, bis der Stern über Marias Haupt steht; Maria sitzt unbeweglich auf einem Schemel, und ist als im Akt des Gebärens zu denken; im Text wird dann plötzlich die Geburt des Kindes als vollzogen verkündet; Josef ist ein ganz alter Mann, und trägt in der Hand die verjüngte Strohhütte, in der die Geburt des Kindes als vor sich gehend angenommen wird, also ein Symbol; die Hirten und Könige kommen, beten das Kind an und wiegen es: aber das Kind ist nicht da; als Judas auf Befehl des Herodes hingerichtet wird,

*) Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, Wien 1862.

wird dies so dargestellt, daß der Hauptmann des Herodes seinen ungarischen Säbel an den Hals Judas' legt, und während dieser fürchterlich zu schreien anfängt, verlassen beide die Szene.*) Die Auftritte zwischen Teufel und Herodes, in denen dieser schließlich zur Hölle fährt, sind voll kernigen, Hans Sachsschen Humors. Wir werden wohl nicht zu weit gehen, wenn wir annehmen, daß auch die mittelalterliche Spielweise sich vielfach in den bescheidenen Grenzen der Oberuferer Vorführungen gehalten hat, und daß, wenn wir in den alten Texten und Spielanweisungen oft von auf der Bühne unglaublichsten Dingen, wie Enthauptungen und Marterszenen hören, wenn Sonne und Mond sich verfinstern sollen, oder wenn es heißt: „Maria parit" (Maria gebiert), es sich um ähnliche symbolische Vorführungen und Andeutungen handelt, wie in den Weihnachtsspielen der Deutschen in Ungarn. — Ganz modern dagegen, und berührt von dem ganzen Raffinement der heutigen Theaterkunst zeigen sich die geistlichen Stücke, welchen wir noch im 18. und stellenweise sogar im 19. Jahrhundert in einzelnen großen Städten begegnen. Aus Lissabon ist uns der Bericht über eine Theateraufführung „Erschaffung der Welt" aus dem Jahre 1812 erhalten. Die Aufführung fand abends statt. Beim Eintritt unseres Berichterstatters zeigte sich der Zuschauerraum ganz gefüllt; die Frontreihe der Logen mit geputzten Damen besetzt, deren Frisur mit künstlichen Blumen und Diamanten übersät war; eine gut geschulte Musik spielte eine Art Ouvertüre, nach Aufzug des Vorhanges sah man Gott Vater in einer Wolke herabsteigen, im langen, weißen Bart, eine große Anzahl Engel und Lichter um ihn herum, über seinem Haupt die Triangel, das Symbol der Dreieinigkeit. Er gab Befehl zur Erschaffung der Welt. In der folgenden Szene Adam und Eva im Paradies. Als Adam sich entfernt hat, erscheint Luzifer in Gestalt der Schlange und sucht durch ausgesuchte Schmeicheleien Eva zum Kosten der Frucht vom Baum zu überreden. Nach längeren Bemühungen gelingt dies. In dem Moment aber, in dem sie die Frucht versucht und dem plötzlich eingetretenen Adam davon zu kosten gegeben, entsteht ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz, in dem die infernalen Geister mit Luzifer einen Triumphtanz aufführen. Das Kostüm der Teufel ist schwarz mit roten Strümpfen und goldgerändertem Hut. Mitten im Sturm hört man hinter der Szene in feierlich langgezogenem Ton das Wort „Jesus!" rufen. Sofort zerstieben die Geister, und der Sturm hört auf. In der nächsten Szene kommt Gott Vater allein und in großem Zorn vom Himmel herab,

*) Siehe die vortrefflichen Bilder der Oberuferer Weihnachtsszene in Flögel, Gesch. des Groteск-Komischen, 3. Aufl. v. Ebeling, Leipz. 1886, pag. 212 ff.

und ruft nach Noah; dieser erscheint, und Gott erklärt ihm, er bereue, das sündhafte Menschengeschlecht erschaffen zu haben, er wolle es vertilgen; dabei giebt er seinen Plan betreffs der Arche bekannt. Nachdem noch Noah vergeblich für seine Mitmenschen Fürbitte eingelegt, befiehlt ihm Gott Vater, in die Lissaboner Schiffswerfte zu gehen, zu Meister Johann Gonzalvez, und ein Schiff mit der besprochenen Einrichtung machen zu lassen; er ziehe diesen Schiffsbauer sowohl den englischen als französischen vor. (Großer Applaus im Theater. — Hier bricht der Bericht ab.) Einfacher wurde „Die Schöpfung" 1783 in Bamberg vorgeführt. Die Bühne wurde in der Weise gewonnen, daß von einer Scheune die schmale Endwand beseitigt und der gewonnene Hohlraum mit Teppichen behängt wurde, die zugleich die Kulissen bildeten. Ein Vorhang schloß den Hintergrund ab. Die Schauspieler waren Kapuziner-Mönche. Nur die Engel wurden von Mädchen gegeben. Zu Beginn stolperte Gott Vater auf der Bühne herum und rannte sich absichtlich den Kopf an, um anzudeuten, daß es dunkel sei. Er ruft dann: „Es werde Licht!" Darauf werden hinten die Lampen aufgeschraubt. Die Erschaffung von Wasser und Erde wird dadurch angedeutet, daß beides aus den Kulissen auf die Bühne gegossen und geworfen wird; Sonne, Mond und Sterne erscheinen als Mädchen, die als Engel gekleidet, mit Gänseflügel an den Schultern, die betreffenden Embleme in der Hand tragen; als die Tiere im Paradies erschaffen werden, werden Hühner hin- und hergescheucht und Schweine und Ochsen, mit Ringen in der Nase, von den Kulissen aus über die Bühne gezogen. Unter diesen Tieren war auch ein Hund, der einem der Schauspieler gehörte, und der, als die Rippe gezeigt wurde, aus der Eva erschaffen wird, sich des Knochens sofort bemächtigte und davonlief, worauf es einige Zeit dauerte, bis Eva, die auf diese Beschleunigung des Spiels nicht vorbereitet war, aus der Versenkung heraufstieg. In dieser Weise ging es fort. Die Zuschauer folgten der Aufführung mit großem Ernst. — Was nach einer andern Richtung in England in einer verhältnismäßig schon vorgeschrittenen Zeit möglich war, zeigt die Ende des 17. Jahrhunderts in London am Jahrestag der Thronbesteigung Königin Elisabeths abgehaltene „Spott-Prozession, oder Untersuchung und Hinrichtung des Papstes und seines Gefolges". Eine wichtige Rolle spielt in derselben der englische Richter Godfrey, der kurz vorher dem Mordstahl eines katholischen Fanatikers zum Opfer gefallen war: Voraus ein Herold zu Pferd, der in Pausen in klagendem Ton rief: „Erinnert Euch des Richters Godfrey!" Dann eine blutige Leiche, die den Richter G. darstellte, auf einem Pferd, gehalten von einem Jesuiten, der hoch in der Rechten einen blutigen Dolch

gezückt hält. Dann eine Fahne, auf der 12 Jesuiten am Galgen hängend gemalt waren. Weiterhin mehrere Wagen mit Gruppen-Darstellungen; in einem derselben der Abgesandte des Papstes mit dem dreifachen Kreuz, Bullen, Ablässe, Indulgencen verteilend, und mit lauter Stimme rufend: „Hier ist der Himmel für Geld zu haben!" In einem andern der Antichrist in prächtiger Rüstung und den deutlichen Abzeichen des Papstes, die dreifache Krone auf dem Haupt, und in der Hand die Schlüssel des Petrus; unter seinen Füßen der Kaiser Friedrich und Venedig, Szepter und Kronen der Fürsten; zwei Pagen mit Fahnen und der Aufschrift: „Dies ist der König der Könige" und „Du bist unser Gott der Papst!" In einem weiteren die Kaiserin Donna Olympia, „die Geliebte des Papstes", umgeben von vier Nonnen, und mit der Aufschrift: „Favoritinnen vom täglichen Dienst". Neben der Figur des Papstes selbst im Zug reitet der Teufel, „sein vertrauter und vielgeliebter Vetter und Berater", der ihm fortwährend ins Ohr flüstert und sehr intim mit ihm thut. Nachdem die Prozession die Hauptstraßen Londons durchschritten, wird der Papst vor dem Thron der Königin Elisabeth angeklagt, verhört, verurteilt und zuletzt als Puppe verbrannt. — Noch im Jahre 1821 wurde in London, und im gleichen Jahre in Dublin, der Papst in effigie feierlich verbrannt. — In Italien und Frankreich finden wir bis zu Beginn dieses Jahrhunderts hinein religiöse Spiele in Form von Opern und Ausstattungsstücken. Jeden Abend, schreibt die „Gazette de France" vom Jahre 1817, sei großes Gedränge vor dem Gaité-Théâtre, um „Daniel in der Löwengrube" zu sehen. Das Jahr vorher gab man „Durchgang durchs rote Meer". Im gleichen Jahre 1817 verläßt Madame Bégrand, eine berühmte Schönheit, das Theater de la Porte St. Martin, wo sie bis dahin in religiösen Stücken aufgetreten war, um einem Ruf ans King's Theatre in London Folge zu leisten, wo sie als „Susanna im Bad" angeblich ganz nackt auf der Bühne erschienen sein soll und folgenden Spottvers provozierte:

... „As the lovely Susanne, without ev'n a relic
Of drapery round her, comes out of the bath
In a manner that, Bob says, is quite Eve-angelic!"

(... wo sie als die reizende Susanna das Bad verläßt, ohne auch nur eine Faser an sich zu haben; wahrhaftig ganz — Eva—ngelisch!) Als die religiösen Stoffe die profane Bühne endlich verlassen, nehmen die Puppentheater sie bei sich auf, die in England seit Shakespeares Zeiten, in Deutschland im 16. Jahrhundert schon ganz bekannt sind. Sogar als Schattenspiele kommen sie in England vor. Und schließlich sind es, als das allgemeine Interesse sich von ihnen abgewandt hat, die Stadtmusiker, wie in

München, die um die Adventszeit die Weihnachtsspiele mit den ärmlichsten Hilfsmitteln aufführen, abends von Wirtshaus zu Wirtshaus ziehen, wo die Jungfrau Maria, in kläglichster Verhüllung, in der rauchigen Gaststube ihre heilige Rolle exekutiert, preisgegeben den Witzen und zweideutigen Bemerkungen des Bierpublikums, bis diese Aufführungen dann definitiv, zum letztenmal 1801, verboten werden. — Nur Oberammergau und die deutsche Gemeinde Oberufer in Ungarn haben die religiösen Spiele sozusagen ununterbrochen, bis auf unsere Tage, fortgeführt. In Tirol, wo die Spiele 1816 aufhören, sind sie seit 1860 in Brixlegg wieder aufgenommen. In Liesing, Kärnten, wird seit 1852 wieder gespielt.

* * *

Zum Schluß noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur: Das Theater, seine Konstruktion, seine Szenerie und maschinelle Einrichtung, seine Accidenzbauten und schließlich seine Aufführungen sind das Produkt des sinnlichen Nahrungsbedürfnisses eines Volkes, wechselnd mit Temperament, geistiger Vertiefung, Kulturstufe, materielle Mittel, Sinn für Luxus bei einer Nation, und abhängig außerdem vom Klima eines Landes. Die Griechen zeigen uns, ausgehend von einer streng religiösen Feier, ein Theater unter freiem Himmel, angelehnt an eine Böschung für den amphitheatralischen Aufbau des Zuschauerraumes; die Szene und ihre Einrichtung von denkbarster Einfachheit; im Proszenium, einer Art Vorbühne, ein singender, in der Orchestra, unser heutiges Parkett, ein tanzender Chor; die Stücke selbst, besonders die Tragödien, von einer Strenge, Knappheit und Keuschheit, daß, trotz eines heute nicht mehr geltenden religiösen Prinzips, — das des blind über die Menschen hereinbrechenden Schicksals, — ihr Inhalt uns heute noch mit der ganzen Wucht der Tragik erfaßt. — Die Römer, unfähig zu jeder selbständigen Kunstäußerung höheren Stils, bringen Luxus und Raffinement zu ihren von den Griechen überkommenen Aufführungen; sie spannen eine riesige Leinwand über die dem Himmel ebenfalls preisgegebene Szene; belegen die Sitze mit kostbaren Stoffen; die Szene selbst widerhallt von Zoten und gemeinen Anzüglichkeiten: das Theater wird nicht innere Erhebung, sondern äußere Augenweide; schließlich nehmen in der Orchestra die Tierbändiger, auf der Szene die nackten Weiber überhand; und das Ganze artet zuletzt in eine zirkusartige Belustigung aus, deren Erinnerung aus den Herzen der ersten Christen zu verscheuchen, der Kirche während des ganzen ersten Jahrtausends die ungeheuersten Anstrengungen kostet. — Nun kommt das christliche Abendland, und fängt unter Brechen mit jeder Tradition einen ganz neuen Faden zu spinnen an. Unbewußt

werden aus der anfangs ganz tendenzlos wie eine Illustration wirkenden stillen Szene am Grabe Christi in der Osternacht, deren Text nur ein paar Worte aus dem Evangelium Matthäus bilden, im Lauf der Jahrhunderte jene grandiosen Monstre-Aufführungen, deren Flächenraum sich auf Hunderten von Quadratfußen, deren Verszahl sich nach Tausenden, deren Zeitdauer sich nach Tagen und selbst Wochen berechneten und deren Erfolg den höchsten Stolz und die stete finanzielle Sorge jeder größeren Stadt bildete. Dabei erfindet das Mittelalter ein völlig neues Anschauungsprinzip szenischer Vorführung. Statt Personen und Objekte auf einer veränderlichen Bühne nacheinander an sich vorüberziehen zu lassen, stellt es sämtliche für eine Aufführung nötigen Staffagen, Personen, Requisiten u. dergl. auf eine ungeheure Fläche vor sich hin, zwingt Zeit- und Raumanschauungen seiner Zuschauer in souveräner Willkür zu seinen Diensten oder veranlaßt letztere gar, den wegen seiner Größe unüberblickbaren Schauplatz auf Wanderungen zu besuchen. Da nur im Sommer gespielt wird, so geht die Aufführung im Freien vor sich; das Einzige, was an die Antike erinnert. — Aber schon bald regt es sich in dem sing- und stimmbegabten Italien, welches zuerst der trockenen Mysterien und Moralitäten müde ward, zu neuen Anfängen. Unter dem Einfluß der Ménétriers, fahrender Sänger, und der Initiative kunstsinniger Fürsten, wie Lorenzo il Magnifico, entstand jene Mischung von Mysterium und Gesang, das religiöse Singspiel, das sich in das mythologische Singspiel wandelte und zuletzt unter Hinzufügung von Tänzen, Chören, Instrumentalmusik und Verwandlungskünsten gegen Ende des 16. Jahrhunderts jene bestrickende Erscheinung der Oper gebar, welche bald alle Gebildete in ihre Netze zog und dem Schauspiel entfremdete. Gleichzeitig aber hatten Bühne und Theatergebäude, teils unter den Anforderungen der Verwandlungskünste, teils mit Rücksicht auf das Klima, sich verändert und jene Guckkastenform angenommen, wie sie heute noch die herrschende ist. Man spielt nicht mehr im Sommer wie im Mittelalter; im Sommer will der Städter den Landaufenthalt genießen; man spielt im Winter, denn im Winter ist die „Saison", und setzt sich in ein ganz geschlossenes, tief im Haus verstecktes, durch viele Mauern und Gänge noch von der Außenwelt abgeschlossenes Theater und schwitzt unter der furchtbaren Glut der Lampen stundenlang. Wegen der Knappheit des Raumes in großen Städten wird der mehr flächenhaft-amphitheatralisch sich ausdehnende Zuschauerraum der Mysterienspiele in einen vertikal aufsteigenden, logenbesetzten verwandelt; die antike Orchestra wird Parkett und Parterre, und an Stelle der Vorbühne, wo der antike Chor sich aufstellte, von wo oft die „Hölle" im Mittelalter ihre Geister gegen das Publikum entsandte, wird unser Orchester, — ein

neues Ding für ein altes Wort, — vertieft zusammengedrängt. Auf der Bühne selbst, wo ebenfalls alles, statt flächenhaft, vertikal sich aufbaut, entstehen ganz neue Verhältnisse, die dem Theatermaschinisten die interessantesten Aufgaben stellen; der Schnürboden wird gewonnen; die Soffiten hängen von dort herab und können Himmel, Wald oder Zimmerdecke darstellen; aus den Kulissen brechen Flugapparate und Überraschungen aller Art hervor; der verengte Raum wird perspektivisch ausgenutzt, und statt der früher wohlgeordneten Topographie der „Örter" blickt unser Auge in eine Welt von Täuschung. Kostüm und Farbe des menschlichen Antlitzes müssen mit Rücksicht auf die künstliche Beleuchtung neu gewählt und verändert werden. Und jetzt, wo das natürliche Tageslicht ausgeschlossen, tritt auch das Kolophonium in sein Recht. Dies ist die italienisch-französisch-deutsche Oper der Gegenwart. — Aber in jüngster Zeit regt sich's in Deutschland, wie auf so manchen anderen Gebieten, auch auf dem des Theaters. Richard Wagner, allem Romanischen grundsätzlich abgewandt, strebt in echt nordisch-protestantischer Weise nach Verinnerlichung des Geschauten. Daher verdunkelt er den Zuschauerraum, entzieht den Anblick des Orchesters und verwendet das Zusammenwirken aller Künste zur höchstmöglichen Illusion, vom Zuschauer Hingebung und Aufmerksamkeit fordernd. Damit ist dem italienisch-französischen Prinzip, daß die Zuschauer im hellerleuchteten Saale sich selbst ein Fest geben, der Garaus gemacht. Das Theater wird künstlerische Erhebung, eine sittliche Feier, ähnlich der antiken Tragödie, bei der ein puritanischer Ernst vorwaltete. — In einer andern Richtung haben die „Meininger" für das gesprochene Drama gewirkt. Unter der künstlerischen Leitung eines zielbewußten Fürsten haben sie die alte Komödiantenmanier des persönlichen Effekthaschens unterdrückt und den Solisten gezwungen, im Rahmen des Ganzen zu bleiben und nicht für sich, sondern für die Zuschauer zu spielen; andererseits haben sie, neben einer bis dahin unbekannten Sorgfalt für Kostüme, Geberden, Dekorationen, das Auftreten jeder einzelnen Darstellergruppe wie ein Photograph so fein gestellt und abgeschätzt und besonders die früher wie ein zusammengepferchter Pack dastehende Moles des Volkshaufens so durchgliedert, daß die ungeheuerste Wirkung dieser Technik des Menschenmaterials nicht ausbleiben konnte und selbst auf unsere Nachbarn, die schwer zugänglichen Franzosen, nicht ohne Einfluß blieb. — Waren diese Bestrebungen mehr auf die Bühnenvorgänge und den äußeren Abspekt des Theaterraumes gerichtet, so rühren sich in Berlin solche, welche den Inhalt der Theaterstücke geändert wissen wollen, die Oberaufsicht der Polizei lästig empfinden und von der Freiheit der Autoren, schreiben und aufführen lassen zu dürfen, was sie empfinden, eine Regeneration des

deutſchen Dramas erwarten. Um dieſes Ziel zu erreichen, haben ſich in genannter Stadt gleich drei Vereinigungen aufgethan: die „Freie Bühne", welche in der privaten Aufführung von Stücken vorwiegend fremder Autoren und jeglicher Tendenz und jeglichen Geſchmackes das Heil erſieht; die „Deutſche Bühne", welche unter Betonung des nationalen Standpunktes deutſchen Dichtern und Schriftſtellern der kühnſten und fortgeſchrittenſten Richtung zum Wort verhelfen will; einer dritten Vereinigung, der „Freien Volks-Bühne", iſt der litterariſche Gewinn überhaupt gleichgültig; ſie will die Bühne zur politiſchen Propaganda benutzen; und da ſie über eigene Tendenzpoeten noch nicht verfügt, will ſie Ibſen, ruſſiſche Dramen oder ſolche Stücke zur Aufführung bringen, in denen ſie ihr politiſches Ideal ausgedrückt findet oder doch herausgeleſen hat. — Einen demokratiſchen Zug, wenn auch nach der rein künſtleriſchen Seite hin, haben ferner die vielfachen von Privaten unternommenen Aufführungen ſog. Feſtſpiele, der „Lutherſpiele" in Berlin, Nürnberg, Leipzig, des „Meiſtertrunks" in Rothenburg a/T. u. a., als deren Bühnenideal das Wormſer Feſtſpielhaus in den letzten Jahren entſtanden iſt. Die Veranſtalter dieſer Aufführungen wollen die in jedem Menſchen mehr oder weniger ſteckende ſchauſpieleriſche Anlage mit etwas mehr Derbheit, aber auch weniger Raffinement als bei den profeſſionellen und ſubventionierten Theatern, zum Ausdruck und zur Wirkung bringen. Der Boden, auf dem ſie bewußt oder unbewußt ſtehen, iſt alſo der der Tiroler Bauernſpiele, wie ſie noch heutigen Tages in Kieferſelden, Thierſee u. a. O. gebräuchlich ſind. — Inzwiſchen laſſen die Hoftheater die Hände nicht ruhen. In München hat Perfall eine rein bühnentechniſche Frage von der größten Tragweite ſich geſtellt und allem Anſchein nach ſo glücklich gelöſt, daß bereits andere Theater, wie das Prager, ſich anſchicken, die Münchener Einrichtung nachzuahmen: Durch den häufigen Szenenwechſel, wie ſie die meiſten Shakeſpeareſchen und einige ältere deutſche Dramen beſitzen, war der Regiſſeur von jeher vor die Alternative geſtellt, entweder Streichungen im ausgedehnteſten Maße vorzunehmen und ſo die betreffenden Dramen zerſtückelt dem Publikum vorzuführen oder durch endloſes Fallenlaſſen des Zwiſchenvorhanges und Neuarrangement der Szenerie das Ende der Vorſtellung um Stunden hinauszuſchieben. Indem nun Perfall auf eine Einrichtung zurückgriff, die man, weil ſie neben anderen Theatern auch das engliſche Theater zur Zeit Shakeſpeares hatte, fälſchlicherweiſe Shakeſpeare-Bühne nannte, — während ſie dort wie anderwärts ſich aus der Myſterienbühne entwickelt hatte, — ſchob er in den Guckkaſten, wie ihn unſere heutige Theaterſzene darſtellt, von hinten einen zweiten, engeren Guckkaſten mit erhöhtem Spielgerüſt hinein und ſchuf ſo in dem rückwärtigen Teil der Szene

eine zweite, kleinere, um einige Stufen erhöhte Spielbühne; diese, durch einen kleinen Vorhang verschlossen, gestattet die Vorbereitung einer neuen Szene, während vorn auf der Hauptbühne noch gespielt wird, und umgekehrt das Auftreten einer neuen Spielgruppe auf der Vorbühne, während ihr hinterer Vorhang sich schließt, eine Einrichtung, die stellenweise eine etwas höhere Anforderung an die Illusion des Zuschauers stellt, aber deren eminent praktischen Wert alle entgegenstehenden Bedenken sieghaft niederschlägt. — Und mitten in all diese Bestrebungen und Neuerungen fällt nun, — wie ein prachtvoller Phönix aus heiterem Himmel, — die decennale Wiederholung des Oberammergauer Passionsspiels. Fast alle, die vor dieser merkwürdigen Aufführung gesessen, waren auf das tiefste ergriffen, nicht nur von der Heiligkeit des Stoffes, sondern auch von der Originalität und Neuheit der ganzen Einrichtung. Wie mancher Dramaturg und Theaterhabitué mag sich, auf einer der Passionsbänke in Oberammergau sitzend, gefragt haben: Warum spielen wir nicht auch so in unseren Städten? Das Oberammergauer Spiel ist ein flammender Protest gegen unsere italienische Guckkasten-Bühne und unseren Zuschauerraum voll Dunst und Qual. Warum, hat sich vielleicht mancher gedacht, — spielen wir nicht wenigstens einmal „Die Räuber", oder ein Shakespearesches Stück, oder den „Götz" auf einer solchen Bühne unter freiem Himmel? — Hoffen wir, daß das Oberammergauer Passionsspiel, wie es eine Menge gelehrte Broschüren und gelehrte Untersuchungen hervorgerufen, mit seiner Mittelbühne, mit seinen Volksszenen, mit der Prachtarchitektur seiner Bühnenfassade und dem Glanz seines griechischen Himmels, auch unsere Dramaturgen erleuchte und den vielfachen Strebungen und Wünschen, wie sie sich jetzt allerorts in Deutschland regen, den richtigen Weg weise.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Vor einem bis auf den letzten Platz besetzten Haus ein tadellos aufgeführtes Musikdrama ersten Ranges, von einem deutschen Dichterkomponisten größter Begabung, glänzendste Aufnahme, jubelnder Beifall ohne Nachlaß, von Akt zu Akt — so wird der gewissenhafte Chronist von dem

21. April 1891 im K. Hoftheater in München Notiz nehmen, und alle Welt wird sich über das herrliche künstlerische Ereignis freuen, und alle guten Herzen werden gerührt sein, wenn sie hören, daß Weib und Kinder des Dichterkomponisten dieser sensationellen Erstaufführung mit Thränen in den Augen beiwohnten. Und der gefeierte Dichterkomponist selbst? Der ist leider Gottes seit bald zwanzig Jahren tot und begraben — gestorben in Verkennung und Elend, ein richtiger Deutscher, geboren am deutschen Rhein, ein Mann voll Geist und Gemüt und Schwung und Adel der Seele, mit Liszt, Wagner, Bülow und anderen Heldennaturen ein Vorkämpfer der neuen vaterländischen Richtung, Neffe eines hochberühmten klassizistischen Malermeisters, und viel, viel unglücklicher, als sie alle, seine Gleich- und Mitstrebenden, denn ihm war es nicht vergönnt, ein hohes Alter und jene materielle Unabhängigkeit zu ertrotzen, um die ganze Fülle seiner Schöpferkraft in unsterblichen Meisterwerken vor Mit- und Nachwelt auszubreiten. —

Und nun hat die Kunstwelt die wunderbare Wiedererweckung des „Cid" von Peter Cornelius in München erlebt, die Wiedererweckung des strahlenden Meisterwerkes, das vor 26 Jahren einmal probeweise und ohne Erfolg in Weimar aufgeführt worden war und seit dem tot und begraben lag mitten in dem neuen, mächtigen Deutschen Reich — — tot und begraben wie das andere Musikdrama des nämlichen unglückseligen Künstlers „Der Barbier von Bagdad", der vor fünf Jahren seine Auferstehung an der Münchener Hofbühne gefeiert.

Armer großer Peter Cornelius!

Oskar Merz erzählt in den „Neuesten Nachrichten":

Als Cornelius den „Cid" zu schaffen, d. h. seine neue Gestaltung zu fixieren begann, stand er äußerlich in der trübsten Periode seines an Nöten und Entbehrungen reichen Lebens. Nach dem Mißgeschick, das ihn mit der Erstaufführung seines „Barbier" in Weimar (15. Dezember 1858) getroffen hatte, da eine gegen den „Hofkapellmeister" Franz Liszt gerichtete Intrigue in ihrem alle Dämme brechenden Gelingen Cornelius samt seinem Werke mitriß und für eine Zeit lang begrub, war der Letztere von dort, wo auch Liszt infolge jenes gegen seine Persönlichkeit inszenierten unerhörten Theaterskandales sofort seine einflußreiche Stelle niedergelegt hatte, im Frühjahr 1859 über seine Vaterstadt Mainz und Prag nach Wien übergesiedelt. Dort fand er sich nach dem lebhaften, geistig-künstlerischen Leben Weimars zunächst sehr vereinsamt. Mit dem Erteilen von musikalischen Privatlektionen fristete er sein Dasein, äußerlich ein einfacher Musiklehrer. In sich aber trug er den schon in Weimar gewählten und innerlich verarbeiteten Stoff des „Cid", dem er hier sogleich die neue dichterische Form zu geben begann. Die

Vorarbeiten hierzu waren mit 1859 bereits durchgeführt, dann folgte die eigentliche poetische Gestaltung, und mit der Komposition konnte Cornelius im September 1860 beginnen. Nach vielerlei Unterbrechungen, teils infolge der widrigen Lebensverhältnisse, teils durch neue künstlerische Anregungen, war sie gegen Ende 1864 vollendet. Etwa gegen Mitte dieser Zeit war nämlich Cornelius, der sich sonst nicht leicht anschloß, mit Friedrich Hebbel, dem Dichter der Maria Magdalena, in Verkehr getreten und alsbald auch mit Richard Wagner, den er früher einmal bei einem Besuche mit Liszt in Basel kennen gelernt hatte und der zu Anfang der sechziger Jahre ebenfalls hauptsächlich in oder bei Wien lebte und an den „Meistersingern" arbeitete. Aus dem fesselnden Verhältnis zu Wagner entwickelte sich in der Folge eine Freundschaft fürs Leben. Wie wenig aber der damals selbst noch mit Schwierigkeiten aller Art kämpfende Wagner zu jener Zeit, um seinen fünfzigsten (!) Geburtstag, für den ebenso hilfsbedürftigen jüngeren Freund zu thun vermochte, erhellt sehr ersichtlich aus folgendem Beispiele. Wagner, der die Ungewohntheit des Corneliusschen Stiles für das damalige Theater und die Schwierigkeit seiner richtigen Ausführung wohl erkannt hatte, bot sich der Weimarer Intendanz persönlich zur Einstudierung und Direktion der Erstaufführung des „Cid", die dort auf besonderen Wunsch der Frau Großherzogin in Aussicht genommen war, und zwar in selbstlosester Weise an. Dem Freunde zu lieb wollte er für dessen Werk einstehen, Alles in seiner Kraft Stehende dafür persönlich thun. Denn der außer ihm es vermocht hätte, Liszt, hatte ja zu jener Zeit längst auf seinen Einfluß am Weimarer Theater Verzicht geleistet und somit dort nichts mehr zu sagen. Das freundschaftlich-künstlerische Anerbieten Wagners fand aber von Seite der Weimarer Theaterleitung nur kalt-geschäftliche Ablehnung. Als es dann endlich, ein Jahr später, wirklich zur Aufführung kam, war diese auch darnach, nicht eben schlecht, aber außer der herrlichen Ximene Rosa von Milde's auch nichts Besonderes. Und ein Werk, das so fern von allem Schablonenartigen steht und erst künstlerischen Boden schaffen wie gewinnen soll, bedarf namentlich von Seite des Dirigenten vor Allem Eines: hingebungsvolle Liebe und treue Pflege. Damals gewann es zwar äußeren Beifall, denn man wollte Cornelius in Weimar Genugthuung für die ihm so gänzlich unverdient zugefügte Schmach von 1858 geben, einen inneren dauernden Erfolg vermochte aber jene Aufführung des Werkes nicht hervorzubringen.

Am Schlusse jener Periode in Cornelius' Leben, welche als ihren Hauptinhalt die Cidkomposition enthält, noch anderthalb Monate vor der Vollendung derselben, traf bei Cornelius der Ruf nach München ein. Für Wagner, in dessen Schicksal die ersten Tage des Mai 1864 ja die ent-

ſcheidende Wendung gebracht hatten, war es nach den oben erwähnten Tagen der Hilfloſigkeit in doppeltem Maße eine reine, tiefe Herzensfreude, dem Freunde unterm 7. Oktober von hier aus die Wendung zum Guten zu vermitteln und ſchreiben zu dürfen: „Lieber Peter! Im beſonderen Auftrage S. M. d. Königs Ludwig II. von Bayern habe ich Dich aufzufordern, ſobald Du kannſt, nach München überzuſiedeln, dort Deiner Kunſt zu leben, der beſonderen Aufträge des Königs gewärtig und mir, Deinem Freunde, als Freund behilflich zu ſein. Dir iſt vom Tage Deiner Ankunft an ein jährlicher Gehalt von 1000 fl. aus der Kabinetskaſſe S. M. angewieſen. Von Herzen Dein Freund Richard Wagner, Briennerſtraße 21.“ — Wie ganz anders ſich dann freilich bald die Verhältniſſe geſtalteten, — wie Wagner ſchon im Dezember 1865 aus München vertrieben wurde, das Münchener Projekt an der Klippe der Gewöhnlichkeit zerſchellte, und der Kreis der Künſtler, die er um ſich geſammelt (darunter an Muſikern Bülow, Cornelius, Hans Richter, Porges u. A.) ſich allmählich wieder auflöſte, iſt noch in Aller Erinnerung. Cornelius wurde an der neubegründeten k. Muſikſchule „Lehrer für Harmonie und Rhetorik“, in welcher zwar beſcheidenen, immerhin jedoch geſicherten Stellung er denn auch mit getreuer Pflichterfüllung, aber nach Lage der damaligen Perſonalverhältniſſe an der Schule künſtleriſch wieder vereinſamt und nur von wenigen verſtanden und ſeinem wahren Werte nach geſchätzt, ausharrte bis an ſein Ende. Sein letztes Heim war das reizende Häuschen in der Georgenſtraße Nr. 4, wo er noch eine dritte Oper „Gunlöd“ begonnen hat, ſeiner Berufspflichten und ſonſtiger vielſeitiger Thätigkeit halber indeſſen nur langſam fördern und nicht mehr vollenden konnte. In den erſten Wochen nach ſeiner Überſiedlung nach München, hoffnungsvollen Tagen, hatte er hier die Muſik zum „Cid“ mit der Kompoſition der Ouvertüre vollendet.“

Soweit Oskar Merz.

Wie iſt das Alles ſchon ſo lange her! Als im Jahre 1872 Hans von Bülow wieder nach München kam, um für die Bayreuther Erſtſpielgründung zu agitieren und zu konzertieren, begrüßte Peter Cornelius den Freund mit folgenden tief empfundenen Strophen überquellenden Sehnſuchtsgefühls:

Märzveilchen blühn, es werben dreiſter
Schneeglocken um der Sonne Gunſt,
Da kommſt auch Du, da blüht uns, Meiſter,
Die Feuerlilie Deiner Kunſt.
Im Zauberkreis, den Du umſchriebeſt,
Beethoven lebt, es atmet Bach,
Heil, daß Du kamſt! — O daß Du bliebeſt!
So Gruß wie Wunſch tönt tauſendfach.

Du kommſt, von Deinem Siegeszuge
Zu raſten hier triumphesmüd;
Nein, nicht zu Raſt, zu neuem Fluge
Auf dem der höchſte Sieg Dir blüht.
Ja! Du hältſt hoch empor, Du liebeſt
Dein heil'ges Banner ſonder Wank!
Dank, daß Du kamſt — o daß Du bliebeſt!
Dann wär's erſt voller, frohſter Dank.

Du ſollſt kein Wort des Lobes hören.
Welch eine That Dein Kommen iſt;
Kein Mißklang ſoll den Gruß mir ſtören,
Drum heut nur, daß Du einzig biſt,
Daß Du Dir einen Preis erringeſt
Wie er noch Keinem ward zu Teil!
Du kommſt, o daß Du nie mehr gingeſt,
Wie wär's der deutſchen Kunſt zum Heil.

Ja! „Kehr zurück, du teurer Sänger!"
Du kennſt das Lied, hier ſei's erlebt.
Komm, daß Dein Lebensſchiff nicht länger
Durch alle Meeresſtürme ſchwebt.
Der müde Du auf Wogen triebeſt,
Wirf' Anker hier, wir hoffen drauf,
Du kommſt, Glück auf, o daß Du bliebeſt!
In Kunſt und Leben dann, Glück auf!

Träume, Schäume — von der rauſchenden Iſar verſchlungen!

Und nun zu unſerm „Cid", dieſer wunderbar ſchönen lyriſch-pathetiſchen Oper in drei Akten, dieſem Feuerregen heroiſcher Empfindungen, glühenden Liebesgefühls, ſchluchzenden Herzeleids in Wort und Ton, bis am Ende ſich alles zum Guten wendet in lautaufjauchzendem Glück.

In der Beſetzung und Einübung des „Cid" iſt die Königliche Hoftheaterleitung bis an die Grenze des Möglichen gegangen, in der Ausſtattung nicht ganz. Herr Brucks, in Erſcheinung und Stimme gleich heldenhaft und machtvoll, gab einen Cid von bald erſchütternder, bald ergreifender Wirkung, die kaum überboten werden kann. Er war gleich groß und edel in der Darſtellung des Stürmiſchen, Kriegeriſchen, wie im Ausdrucke des Liebeswerbens, des Reuigen und Demütigen. Fräulein Ternina war als Ximene einfach bewunderungswürdig. Im zweiten Akte, der die dichteriſch wie muſikaliſch mit größter Meiſterſchaft entwickelte pſychologiſche Wendung bringt, welche das rächende Weib zuerſt in das verzichtende, dann verzeihende und liebende verwandelt, wußte die Künſtlerin geſanglich und ſchauſpieleriſch den Zuhörer zum Miterleben ihrer ſeeliſchen Vorgänge zu zwingen durch

eine beispiellose Natürlichkeit und Heiligkeit des Ausdrucks. So namentlich in der hehren Szene, wo ihre Seele mit Gott im Gebete ringt:

Laſſ' in dem Kampfe mich beſteh'n!
Erlöſe mich, laſſ' mich vergeh'n!

In dieſem zweiten Akte ſind einige Auftritte von einer ſolchen Weihe und Erhabenheit, daß man ſchon in Wagners „Nibelungen" und „Parſifal" ſuchen muß, um gleich leuchtende Gipfelpunkte myſtiſcher Kunſtwirkung zu finden. Ja, ich zweifle im Augenblick, ob ſich im ganzen Wagner, der ſich auf Süße und Milde im Leidenſchaftlichen verſtand wie Keiner vor ihm, etwas Seelenvolleres und Seelenfüllenderes findet als das unbeſchreiblich rührend himmliſche Sätzchen „Selig, die da tragen Leid", mit Sordinen vom Streichquartett begleitet. Kurz, der ganze zweite Akt vom erſten bis zum letzten Wort, von der erſten bis zur letzten Note iſt ein einziges blühendes, duftendes, rauſchendes Wunderwerk. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß es dem erſten und dritten Akte an Ebenmaß, Schönheit und Fülle der Kunſt gebreche, denn das ganze Werk iſt eine Schöpfung wie aus einem Guſſe, aber der Dichterkomponiſt Cornelius kommt in dieſem zweiten Akt in ſeiner hohen Originalität und adeligen Eigenart am reinſten, ſtärkſten und bezauberndſten zum Ausdruck. — Von den Einzelkräften muß noch Herr Vogl als König mit beſonderer Auszeichnung genannt werden; er hat die ſchwierige und wenig hervorragende Rolle zu machtvoller Wirkung gebracht. Überhaupt muß feſtgeſtellt werden, daß der „Cid" für ſämtliche Mitwirkende eine Kraftprobe erſten Ranges und eine tadelloſe Wiedergabe an ſich ſchon eine bewundernswerte Leiſtung iſt. Die Königliche Oper in München hat ſich unter Levi's genialer Leitung mit dieſer Cid-Aufführung wieder einmal in glänzendſter Weiſe auf der vollen Höhe ihrer Aufgabe im deutſchen Kunſtleben bewährt. Wenn es in der heutigen nüchternen Welt überhaupt noch künſtleriſche Ereigniſſe giebt, dieſe Cid-Aufführung iſt ein künſtleriſches Ereignis.

Die Münchener Schauſpielhäuſer hatten in der letzten Zeit keine Neuheit aufzuweiſen, die ſich an Kraft, Schönheit und Originalität mit dieſem Opernwerk vergleichen ließe. Das Beſte war noch Fuldas ſoziales Drama „Das verlorene Paradies", das, durch eine außerordentlich feine Darſtellung mächtig gehoben, einen großen Erfolg hatte. Fulda hat mit dieſem Werk unſtreitig einen weiten Schritt über ſeine bisherigen dramatiſchen Leiſtungen hinaus gethan und ſtellenweiſe einen modern-dichteriſchen Mut entwickelt, der uns angenehm überraſcht hat. Auch bühnentechniſch iſt das Stück tadellos gemacht, einige Szenen ſind geradezu meiſterhaft angelegt und durchgeführt. Als Darſteller ſchwieriger Rollen haben ſich namentlich Fräulein Dandler und Herr Keppler ausgezeichnet. Tief unter dem „Ver-

lorenen Paradies" steht Schönthans Stück „Das letzte Wort", das gleichfalls in vollendet guter Ausführung zum erstenmal im Kgl. Residenztheater gegeben wurde. Die Ehren des Abends müssen, bis auf wenige Abzüge, ganz auf Rechnung der vortrefflichen Künstler gesetzt werden, welche diese seltsame Mosaikarbeit von trivialen, burlesken und ergreifend tragischen Momenten zu einer erträglichen Harmonie zu erheben vermochten. Im Theater am Gärtnerplatz stellte sich Oskar Blumenthal mit seinem, aus dem Englischen herübergeholten und durch eigene Zuthaten stark verpariserten Stück „Falsche Heilige" zum erstenmale ein. Er wußte sich durch seine geschickte und lustige Art, aus Anderer Schmaus und alten Ab- und Einfällen ein scharf gepfeffertes Ragout zu machen, eine freundliche Aufnahme zu sichern. An den Werken der modernen Richtung gemessen, ist diese internationale Unsittenkomödie freilich ein greulicher Mischmasch, eine rasselose Bastardzeugung ohne jeden Kunstwert. Die an Voß, Sudermann u. a. bedeutenden Bühnenschriftstellern geschulte Truppe des verdienstvollen Direktors Lang versäumte nicht, ihr relativ bestes, vom Roste des vieux jeu allerdings ein wenig belastetes Können in den Dienst Blumenthals zu stellen. So ist auch der Blumenthal-Abend am Gärtnertheater wiederum zu einer ehrenvollen Leistung für das treffliche Künstlerpersonal Veranlassung geworden. Auch die Operettenabteilung des Hauses hat mit der Erstaufführung des gefälligen Singspiel-Sammelsuriums „Der Vogelhändler" einen neuen Erfolg zu verzeichnen.

Im Kgl. Odeon brachte der Porgessche Gesang-Verein, der während der kurzen Zeit seines Bestehens schon auf eine stattliche Reihe herrlicher Kunstthaten zurückblicken kann, das schwierige und musikalisch überaus originelle und wertvolle Werk von Berlioz „Fausts Verdammung" den Münchener Kunstfreunden zum erstenmal zu Gehör. Heinrich Porges, der Reformator des Konzertwesens unserer Kunststadt, hat sich damit den Dank aller künstlerisch Groß- und Freigesinnten in reichem Maße erworben. Der Erfolg war großartig. Die einzelnen Prachtstücke dieser genialen dramatischen Legende überwältigten selbst den konservativen Teil des Publikums. Alle Mitwirkenden, die Solisten Heinrich Vogl, Adolf Rupp, Meta Hieber in erster Linie, sodann das Hoforchester, der Gesangverein, der Kinderchor u. s. w. thaten in hervorragender Weise ihre Schuldigkeit. —

(Raummangel zwingt uns, die versprochenen Berichte über die Klinger- und Stuck-Ausstellung für ein späteres Heft zurückzulegen.)

Kritik.

Romane.

O. Gayer: „Die Frau Rechtsanwalt". (E. Pierſons Verlag, Dresden und Leipzig, 1891.)

Giebt es ein Geſetz des litterariſchen Anſtandes, das die Kritik zwingt, jeden Roman zu beſprechen, darum, weil er ein Roman iſt? Giebt es ein Geſetz, welches mich zwingen kann, jeden mir auf der Straße begegnenden Menſchen aufmerkſam zu betrachten und zu beurteilen, bloß weil er ein Menſch iſt? Und wäre dem ſo, — müßte ich nicht bei 99 von 100 Menſchen kurzweg mit der Notiz fertig ſein: er iſt ein Menſch wie andre auch, nicht gut, nicht ſchlecht; einer, von dem es heißt: er lebte, zeugte Kinder und ſtarb? Die meiſten Romane machen's genau ſo. Sie leben, zeugen Unſinn in den Gehirnen und — Gott hab' ſie recht bald ſelig! — ſterben. Die vorliegende „Frau Rechtsanwalt", dämoniſch-ſinnliches, verlogenes, diebiſches Modeweib, iſt wie die übrigen Figuren nach altehrwürdiger Schablone konſtruiert, konſtruiert wie die Handlung und die Sprache, die die Figuren miteinander reden; lauter bewährte Rezepte, abgegriffen wie alte Sechſer. — Wo die Schablone, das heißt die Nachdichtung im Stile großer Meiſter, aber am Platze wäre, hat der Verfaſſer ihrer leider entraten: im Aufbau des Ganzen, wie in der Beobachtung der innern Konſequenz. Von einer Steigerung, die naturgemäß aus dem Konflikt entſtehen muß, iſt keine Spur. Das volle Orcheſter aller Leidenſchaft tobt von Anfang an. Die Großen machen das anders; von R. Wagner an bis zu Zola wäre einiges zu lernen. Daß der Verfaſſer beobachten kann, iſt aus den Szenen auf den Straßen erſichtlich, wie auch allgemein die Schilderung, der Lokalton richtig und treffend gefaßt iſt. Freilich ſind dies nur abgeriſſene Details, wieder konſtruiert in einem ſprunghaften Stil nach bekanntem Muſter. — Unter den Titelworten ſteht: Berliner Sittenroman; — armes Berlin! „Sitte" nennſt Du ja wohl den öffentlichen Bändiger der Unſittlichkeit; ſo mag wohl — zu Deiner Ehre ſei's gehofft, — das Wort gemeint ſein. Wer bringt aber uns einmal den öffentlichen Bändiger überflüſſiger Romane? — Doch ich bin ja ganz im Unrecht. Der Roman iſt durchaus nicht überflüſſig, und beſonders Leihbibliotheken aufs wärmſte zu empfehlen; er wird viel geleſen werden. O, er iſt ſeines Publikums gewiß! Denn es iſt ein Roman wie andere Mittelware; und das iſt die Hauptſache!

Rusk.

Die Reiſe nach dem Nordkap. Novelle von G. Hermſtein. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.)

Lebendig geſchriebene Reiſeſchilderungen finden dankbare Leſer, um ſo ſicherer, je mehr in ihnen neben der betrachteten Natur der beobachtende Menſch in liebenswürdiger Form zu Tage tritt. Letzterem Geſichtspunkt wird die vorſtehende Novelle gerecht. Das Schickſal ſympathiſcher Menſchen iſt es, das ſie unmittelbar mit der Fahrt durch eine herrliche, in blendenden Farben geſchilderte Natur verknüpft zeigt. So ergänzen ſich in dieſem feinſinnig geſchriebenen Buche ein lebhaft novelliſtiſches Element und eine liebevoll beobachtende Begeiſterung für die Schönheiten nordiſcher Landſchaft und verſchmelzen zu einer Einheit von Reiz und künſtleriſcher Rundung. Manche romantiſche Unwahrſcheinlichkeit in der Handlung wird der billig denkende Leſer gern in den Kauf nehmen, er wird dafür entſchädigt durch die hübſche Charakterſchilderung eines ga-

lauten alten Herrn, der durch seine meisterhafte Weise, mit Damen umzugehen, seinem eigenen Schwiegersohne das Leben zum verzweifeln schwer macht. Für die Hysteriker und kritischen Trapezkünstler der Berliner Schule bietet diese „Reise nach dem Nordkap" nichts. Für gesunde Litteraturfreunde, die auch in der Fabulierkunst leben und leben lassen, ist es ein gutes und angenehmes Buch.

XYZ.

Dramen.

Verein Freie Bühne: Emile Zola, Therese Raquin.

Es sind die Leser der Gesellschaft kürzlich durch Herrn Ernst Brausewetter unterrichtet über Therese Raquin, wie sie lebte, liebte, litt. Als Litteraturwerk war dort das Drama betrachtet und mit schönem und verdientem Lobe als solches versehen.

In Wirklichkeit aber, d. h. auf der Bühne erwies es sich als langweilig, ganz ohne Umschreibung langweilig.

Nämlich, selbst einem Publikum, das höchste Achtung an den Tag legte vor dem Namen des Dichters, vermochte ausschließlich das Eindrücke zu schaffen, was an künstlerischem Werte das Drama Therese Raquin zurücktreten läßt hinter den gleichnamigen Roman. Der so ganz unglaubliche Sonnenstrahl, der notwendig auf allerlei seine erhellenden Blicke werfen mußte, was der allgemeinen Entwickelung wegen im Dunkeln bleiben soll — die kleine Suzanne machte die Stimmung mit jedem ihrer Worte freundlicher. Und Madame Raquin, die das liebende Mutterherz, an das Herr Brausewetter erinnert, bei Seite schiebt, um die Grausamkeit des rachsüchtigen Weibes hervorzukehren, machte durch gutes Spiel ihren Zuschauern sich verständlich. Ihre große Szene am Schluß des dritten Aktes ließ Beifall laut werden, den nicht kühle Hochachtung diktierte. Und in den, ein ungleich besseres Zeichen noch, Entrüstungszischen sich mischte.

Aber im übrigen, wie gesagt, kam man nicht ohne Gähnen hinweg über diese vieraktige Miniaturmalerei. Die breit epische Exposition erregte den Wunsch, es möchten Ibsens berühmte kurze Durchblicke berühmter immer noch werden. — Abgestumpft wie es war durch dreistündige Öde, konnte auch durch die furchtbar großartige Schlußszene des letzten Aufzuges das Publikum nicht mehr aufgerüttelt werden. Vielleicht auch war es nicht geneigt, sich aufrütteln zu lassen. So viel Greuel unmittelbar vor der Suppe!

Man schied von dem Dichter mit ärgerlichem Bedauern seiner argen Verschwendung. Denn vergeudet war hier eine reiche Fülle köstlicher Kunst, nur weil am unrechten Platze sie gespendet ward: im Theater.

L. Heinrich Mann.

Verein Deutsche Bühne: Julius Hart, Der Sumpf. Schauspiel in 5 Aufzügen. (Erste Aufführung 26. April 1891.)

Weshalb mußte gerade Julius Hart dieses Stück vom Großstadt-Sumpf schreiben? Er, dessen schönstes, berlinfreudiges, zukunftskühnes Lied vor wenig Wochen die „Litterarische Gesellschaft" erfreute? Weshalb überhaupt Großstadt-Sumpf? Zum Schluß, wir haben zwei Akte hier, drei dort gelebt und viel Muße hat uns die breite Anschaulichkeit der Schilderung gegönnt, alles gegeneinander abzuwägen, fragen wir uns, welches denn nun der Sumpf gewesen. Wirklich dort, wo die Wogen hoch gingen, der Leidenschaft und der brutalen Offenheit dieser berüchtigten Großstadt? Oder nicht weit eher in der stagnierenden Behutsamkeit dieser „kleinen Provinzialstadt", wo man beieinander wohnt in Geselligkeit und Freundschaft und mit freundgeselliger Sorgfalt einander zu Tode quält, wie figura zeigt?

Sicherlich, es ließe ſich ein anderes großſtädtiſches Milieu denken für einen jungen Künſtler als das Ausgehaltenſein im Hauſe einer Frau von fröhlichen Sitten. Mit dem merkwürdig vernünftigen Künſtlerphiliſter Holbach möchten wir die Zumutung zurückweiſen, als ob uns Jungen kein Atmen möglich als in Sumpfluft — aber uns daran glauben zu machen, herrſcht vielſeitiges Bemühen. Jeder nach ſeiner Weiſe. Hart bedarf nicht wie Sudermann des ganzen Apparates eines cancanierenden Salons. Timea, der weibliche Mäcen, ganz allein verbreitet hier jene ſchwüle namenloſe Stimmung, zu deren Erzeugung eine ganze auserleſene Geſellſchaft dort aufgeboten wurde. Weniger Effekt findet ſich im Sumpf als in Sodom und mehr Charakteriſtik; der Regiſſeur hat weniger hier, der Dichter mehr zu ſagen.

Aber niedergedrückt wurde auch dieſer dritte Akt, der, ohne die beſchwerenden Längen der übrigen, über ſie weit ſich erheben wollte. Niedergedrückt durch die unglaublich primitive Poſe und Deklamation des ſchlechten Schauſpielers, in deſſen Hände die Rolle des jungen Künſtlers geraten. Das war ſeine Rache, daß den Franz die Timea verdorben, zu Grunde gerichtet: nun verdarb er ihr durch ſeine Partnerſchaft gründlich die ſchöne Rolle. Und doch verdeutlichte den ſchwierigen Charakter Terka Czillag mit viel Raſſe und prachtvoll vorurteilsfreier Natürlichkeit. War dennoch ein Echo des herzlichen Lachens, welches ihrem Partner lohnte, für ſie beſtimmt, ſo trug, abgeſehen vom böſen Franz, das Publikum ſelbſt die Schuld. Daß Soeine überhaupt auf der Bühne ſtand, der Umſtand an ſich bedeutete hier eitel Amüſement. Von künſtleriſchen Zwecken ihres Beiſammenſeins ſchien den Vereinsmitgliedern nicht viel bewußt; die Stimmung war faſt herrenabendlich. —

Wenn auch locker nur mit der Handlung zuſammenhängend, muß doch, da es um ein Künſtlerdrama ſich handelt, erwähnt werden die lehrreiche Szene, die des kleinſtädtiſchen Profeſſors Rede bringt. Wo er die ſeraphiſche Liebe den Jungen empfiehlt zur Erholung vom Sumpfen; wo er als Motiv für des alten Cornelius Modell-Heirat die Naivität früherer Zeiten findet, die leider nun geſchwunden; und wo er mit einer Einladung ſchließt zum äſthetiſchen Thee. Und wo er, in ſeiner Weiſe, beiträgt zur Charakteriſtik der kleinen Stadt — des Sumpfes.

L. Heinrich Mann.

„Die Bismarckſpende“. Luſtſpiel in zwei Aufzügen. Von J. Stern. (Stuttgart, Dietz 1891.)

Daß der große Bismarck in vielen Stücken ein recht kleiner Menſch, faſt ſo klein wie diejenigen, die heute mit unerſättlicher Bemakelungsgier über ihn herfallen und kein gutes Haar mehr an ihm laſſen, iſt garnicht verwunderlich für den Menſchenkenner. Es iſt ebenſowenig verwunderlich, daß die Gewaltthaten ſeiner despotiſchen Herrſchernatur viel berechtigten Haß und Feindſchaft erregt haben. Mit ſeiner Beſeitigung aus den oberſten Reichsämtern war naturgemäß die Zeit gekommen, da der Haß ſein letztes und ſchärfſtes Wort über ihn ſagen durfte. Dieſes Wort gebiert täglich neue Ausdrucksformen. Eine der künſtleriſcheſten derſelben iſt das ſozialdemokratiſche Luſtſpiel von J. Stern in Stuttgart. Dieſe Dichtung, welche in nicht üblen Knittelverſen den Sozialismus verteidigt und dem böſen Kanzler ſcharf zu Leibe geht, wird ſchwerlich den Weg auf die öffentlichen Bühnen finden. Ganz unter uns: es iſt auch garnicht ſchade darum, und zwar aus dem einzigen künſtleriſchen Grunde, weil es nicht leidenſchaftlich und dämoniſch genug iſt. Wer als Dichter mit einem Feind von der Größe Bismarcks anbindet, der muß auch mit den

denkbar größten und stärksten Mitteln arbeiten, will er eine bedeutende Wirkung erzielen; da muß mit Blitzen beleuchtet werden, nicht mit Zündhölzchen. Das ist das Merkwürdige an unseren mitzeitigen Sozialrevolutionären, daß sie in künstlerischen Dingen so viel wie keinen revolutionären Eigengehalt haben und in sittlichen Dingen nicht mehr Pathos übrig haben als ein beliebiger Spießbürger, wenn er sich in Entrüstung erschöpft, weil seine Köchin den Braten verbrannte. Das langt nun einmal nicht. Größe fehlt — und Kraft, die aus der Größe quillt. M. G. Conrad.

Lyrik.

Wilhelm Arent: „Liebfrauenmilch", mit einer poetischen Epistel von Alois John-Eger. (Leipzig und Dresden, E. Piersons Verlag.) Als „Nervosismen" — Nervenreaktionen — eines kranken seelischen und körperlichen Organismus sind Arents bisherige dichterische Hervorbringungen fast sämtlich aufzufassen. Nur vom pathologischen Standpunkt aus wird man dieser durch und durch schwunghaft veranlagten Dichternatur beikommen können, denn ein Dichter ist Arent in seinen besten Produkten, darin stimme ich Ludwigs bei. Ein Hauptmoment ist festzuhalten: Arent besitzt eine außergewöhnliche seelische Reizbarkeit, ein „mimosenhaftes" seelisches Erregungszentrum. Ebenso schnell wie dieses, durch Eindrücke in Bewegung gesetzt, strohfeuerartig aufflackert, wechseln kaleidoskopisch die Erregungsursachen und Erregungsprodukte (Stoff und Gestaltung). Dieser merkwürdige Prozeß ergiebt dann jenen oft seltsamen und fremdartigen Niederschlag fesselloser Phantasie in Form von allerlei — „Vershallucinationen" — möchte ich sagen, jene raffiniert-sanfte Melodik, jenes rein äußerliche Schwelgen im bloßen Wortklang, jene heißen Augenblicksfarben, welche man getrost als fin de siècle, als seelischer Dekadence entsprungen bezeichnen kann ... In günstiger Stunde haftet dann diesen Produkten „eines überreizten Zeugungstriebes" die volle Weihe „echter Dichterpatenschaft" an: energische Führung der Diktion, quellender Bilderreichtum, runde Plastik des Ausdrucks, Originalität der Auffassung und „der Stimmungsduft der Entstehung des Kunstwerks" (beliebtes Arentsches Schlagwort!). In dem vorliegenden Bande erweist dies namentlich der Abschnitt „Rokoko-Wahnsinn der Cäsaren ..."

Das erste Gedicht, „Neros Lebende Fackeln", erschöpft nicht entfernt den Stoff: man denke an Semieradzkis Meisterwerk ... Oft aber verführt die wachsweiche, weiblich-weichliche Mit- und Anempfindungsfähigkeit den Dichter brutal zu rhetorisieren: die leere Pose, Lohensteinscher Bombast, künstlich erzeugte Temperamentsäußerungen verdrängen das ursprüngliche wahre, echte Gefühl. Der tiefere Seelenkenner sieht nur zu sehr das Matt-Erkünstelte, Lahme, Erzwungene geistiger und körperlicher Erschöpfung. — Worin eigentlich Arents Hauptstärke liegt, scheint diesem fruchtbaren Versdichter noch nicht recht klar geworden zu sein. Die folgenden Proben seines neuen Buches mögen als Fingerzeig dienen.

Gedicht.

Ein halbverdorrter Baum
Steh' ich im Lebenswind —
Rings tiefer Wintertraum;
So elend, taub und blind,
Grausam, jäh, ohne Halt,
Treibt mich ein Dämon fort
Mit finsterer Gewalt
Zum dunklen Totenort ...
Die Zukunft liegt in Nacht
Vor meinem Angesicht —
Wo holder Frühling lacht,
Ich fühl' es, weiß es nicht! — —

Porträt.

Halb Kind, halb Dämon taumelst du
Durch dieses Leben ohne Ruh'
Und ohne Licht und Liebe hin;

Verachtung, ſchlimmer wie der Tod,
Trifft dich, in deiner Seelennot —
Fällſt du der Schande zum Gewinn!...

Zuruf.

Laß fließen deine Thräne!
Blick nicht ſo hoffnungslos,
Du blaſſe Magdalene!
Die Roſe aus dem Moos
Hebt neu zum Licht ihr Haupt,
Die Königin der Au!
Wenn ihr der Sturm geraubt
Des Himmels Demanttau...

Abendſtimmung.

Schlanke Ulmen geben Schatten,
Spenden holde Wanderruh,
Aus dem Thal, dem ſonnenſatten,
Neigt ſich Friede ſanft uns zu.

Aus der Höhe reinem Lichte,
Aus des Äthers goldnem Duft
Klingt's wie Himmelsgruß: „Verzichte,
Wenn der Lärm der Welt dich ruft!"

Immaculata.

Perlen bedeuten Thränen! Armes Kind,
Was magſt du leiden! Haſt du ſchon gelitten!
Dem Schmerz der Schönheit ſind ſie alle blind —
Und Tugend hat umſonſt den Sieg erſtritten!

Reſignation.

Mein Herz, was ſoll die wilde Qual
Die fauſtiſch-wilde Luſt?!
Sieh', dort das Hochgebirg, das Thal
Im goldnen Abendduft...

Einſam, wie dort die Felſen ſteh'n
Im bangen Erdenhaus:
So einſam ohne Liebe geh'n
Wie einſt zur Welt hinaus. —

Stimmung.

Sanfte Schatten	Dämmrung weiße
Sinken mild	Fäden ſpinnt —
Auf der Matten	Märchen leiſe
Bleiches Bild;	Raunt der Wind...

Umſonſt.

Was herrlich als Verlangen,
Als Glück ich mir erbat:
Der Reue düſt're Schlangen
Sind plötzlich ihm genaht!

All' meine Sinne bangen
Auf dunklem Schmerzenspfad —
Dem weinenden Verlangen
Kein Lenz, kein Frühling naht...

Dieſe Proben mögen genügen.

J. Bauer.

„Zum Licht!" Gedichte von Hermann Hango. (Stuttgart, H. Bonz & Co., 1890.) Ein neuer Name, ein Lyriker, der zugleich ein echter Künſtler iſt und doch leider bisher ſo unbekannt blieb, wie es das Los jedes Poeten, jedes Verskünſtlers heutzutage iſt ... Ein Wortplaſtiker von Wert däucht mich Hermann Hango, ein Autor von überraſchender Subjektivität. Auf den erſten Blick feſſelt dieſe Phyſiognomie. Byron, Muſſet, Schopenhauer verleugnen allerdings ihre Patenſchaft bei der düſtern Weltanſchauung des Verfaſſers nicht, doch was verſchlägt's — welche bunte Fülle von echter Poeſie bergen dieſe Blätter! Das iſt mit wohl auch ein Hauptgrund, glaube ich, weswegen das Buch faſt allgemein von der Preſſe totgeſchwiegen wurde ... zwiſchen zwei Feuern — der Verfaſſer iſt ein junger Wiener — das Werk eines „Jungen" in einem Verlage, wo ſonſt nur „Alte" ein Unterkommen fanden — iſt's nicht Erklärung genug?! Und nun gar noch ein Öſterreicher, extra muros des führenden Germaniens und noch dazu außerhalb der Machtkreiſe des Leipziger Buchhandels, — was für ein polizeiwidriger Frevel, — obwohl es als unbeſtreitbare Thatſache gelten kann, daß im Bereich der ſchwarzgelben Grenzpfähle in weit höherem Grade echte Poeſiefreude, echtes Poeſieverſtändnis zu Hauſe ſind, als in dem kalten, rauhen, ſelbſtzufriedenen Norden ... Doch zurück zu dem neuen Stern am Poeſiehimmel der deutſchen Litteratur. Rudolf von Gottſchall ſpricht von der Lyrik als dem Urelemente aller Poeſie. Auch Butterweck, Carrière, Scherer, Jakobowski und andere Äſthetiker räumen der Lyrik einen gleich hohen Rang ein. Trotzdem iſt dieſes Poeſiegebiet — namentlich heutzutage — zum Stiefkind des großen Publikums geworden ... Zugegeben, es wird auch zuviel ſogenannter „Schund" auf den Markt geworfen, aber iſt es deshalb diplomatiſch, mit Goethe im Prolog

des Fauſt die Maſſe nur durch die Maſſe zu zwingen? Die Herrn Poeten — junge und alte — loben ſich gegenſeitig, aber dabei kann doch wahrlich nicht viel Geſcheites herauskommen. Als einer der wenigen echten Künſtler zeigt ſich Hermann Hango: eine tief angelegte, grüblerische, tieffühlende Natur im Lenauſchen Sinne, aber ſonſt durchaus ſelbſtändig gekantet. Die Stärke des Dichters liegt auf dem Felde der Reflexion, weil ſich dort der Peſſimismus natürlich am wohlſten fühlt. Das rein lyriſche Stimmungsbild gelingt dem Dichter jedoch manchmal faſt ebenſo gut, wie die Romanze, die Ballade, oder ſonſt ein epiſches Menſchen-, Frucht- oder Tierſtück. Wahrhaft erſchütternd wirkt z. B. der prächtige Schluß von „Lenaus Totenmaske (S. 95) — keck-impreſſioniſtiſch, als etwas kraß, aber dabei voll tiefer Ironie kann das herbtragiſche „Begräbnis“ gelten — mit bittrem Hohn wird das Erdenwallen des Genies hingezeichnet — liebe- und ſeelenvoll, voll harmoniſch-elegiſchen Klanges rauſchen die Strophen an Lord Byron (zum 100. Geburtstage 22. Januar 1888) hin — ſchwüle Gewitterluft atmet „Sphinx“ voll von orientaliſcher Glut und elementarer Leidenſchaft — wie Wellenrauſchen wogt der Versſchwall in den Balladen Cleopatra, Judas, am Bosporus. Alles in allem ein Buch, welches jeder wahre Lyrikfreund in Händen gehabt haben muß. Zum Schluß will ich eine der lyriſchen Perlen hierherſetzen.

Am Grabe der Mutter.

Du ſchlummerſt tief hier unter'm Steine,
Ich find' nicht Ruh' auf meiner Bahn,
Und niemand lauſcht mir, wenn ich weine,
Und tröſtet mich wie du gethan ...
Von allem wollt' ich gerne ſchweigen —
Von wahrem Weh und falſcher Luſt —
Könnt' ich — nur einmal — wieder neigen,
Ein Kind, mein Haupt, an deine Bruſt.

Berlin. J. Bauer.

Unter dem wenig phantaſievollen Titel „Für praktiſches Chriſtentum“ iſt ein Bändchen Gedichte (103 Seiten Oktav) in ſchöner Ausſtattung bei Angerſtein in Wernigerode erſchienen. Die Verfaſſerin R. Sandvoß offenbart ſich in den meiſt ſehr hübſch geformten Gedichten als ein von geſunder Frömmigkeit erfülltes Gemüt, das ſich nicht mit pietiſtiſcher Gottſeligkeit genug thut, ſondern in werkeifriger, mutvoller Liebe nach hohen ſozialethiſchen Zielen ringt. Es fehlt nicht an kraftvollen, flammenden Worten an die Adreſſe der großen und kleinen Sünder, welchen die Dichterin die Verantwortung für die ſchwere Not der Zeit zuwälzt. In einer Strophe des Gedichtes „Die verſtoßene Moral“ kommt Frau Sandvoß aber doch zu der Anſchauung:

„Nun können hohe Worte nichts mehr frommen,
Darum zurück nur, ſtell' Dich uns zu Dienſt,
Bevor der Weltbrand völlig iſt entglommen,
Die Du gerecht und ſtark ſo gern erſchienſt.
So wird gelockt. Doch wie jetzt Weg ihr brechen
Durch eine Welt, die ſchon in Flammen ſteht?
Wer Augen hat zu ſehen, ſieht das Rächen,
Das tiefbeklagte im: Zu ſpät, zu ſpät!“

Ganz anders werden die „Erlebten Gedichte“ geartet ſein, die demnächſt Otto Julius Bierbaum bei W. Iſſleib (G. Schuhr) in Berlin erſcheinen läßt. Ein feuriger Modernſter unter den Modernen, werden ſeine Erlebniſſe namentlich den Frommen zu nicht geringem Jammer gereichen. Die poetiſchen Bekenntnisſchriften Bierbaums werden als Dokumente wie als Kunſtwerke ſich gleich bedeutend erweiſen. Wir ſehen dieſem erſten Buche unſeres geſchätzten Mitarbeiters mit Spannung entgegen.

M. G. C.

Liebestraum. Liedercyklus von Sandor Barinkay. (München, Franz'ſcher Verlag.) Mit einem Geleitswort von M. G. Conrad. Die in Wien erſcheinende „Deutſche Kunſt- und Muſikzeitung“ rühmt dieſe lyriſche Sammlung namentlich wegen ihres Reichtums an komponierbaren Liedern und verweiſt da-

bei auf die Nummern: „Mond und Sterne glänzten helle", „Es rauscht der Strom von ferne", „Ich kann nicht leben ohne Dich", „Kennst Du der Mondnacht tiefen Zauber?", „Ich ruhte Dir am Herzen", „O geht von mir" u. a. Was einige norddeutsche Kritikaster auch an diesen durch Einfachheit, Klarheit und Innigkeit ausgezeichneten Liedern herummäkeln mochten, es sind und bleiben echte, erlebte Gedichte. Modern sind sie insofern allerdings nicht, als von einer gewissen Berliner Schule Schwulst, Bombast und närrische Gefühlshanswursterei als Kennzeichen einzig echter Modernität in der Lyrik ausgegeben werden. Darauf achtet aber der gesunde Süddeutsche nicht, der sich nicht erst von den Berlinern belehren zu lassen braucht, wo Barthel den Most holt, da er längst den Schlüssel zu allen Ratskellern der Phantasie hat. Bei dieser Gelegenheit sei verraten, daß man sich unter dem Dichter Sandor Barinkay eine blutjunge, blühende, blonde Münchnerin aus der Lilienstraße in der Vorstadt Au vorzustellen hat. F. H.

Trutznachtigall. Von Karl Henkell. (Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. 1891.)

Wieder ein echter Henkell: urwüchsige Kraft der Empfindung, mannhafter Mut der Überzeugung und eine sprachbildnerische Gewalt ersten Ranges, daneben aber auch all jene Unarten und Ungezogenheiten, ohne die es bei Henkell nun einmal nicht abgeht, gleich als wüßte er im Voraus, wie gern man ihm seine Sünden um seiner Gerechtigkeit willen verzeiht. Der Dichter überhastet sich in der Bilderjagd und zerstört dadurch die plastische Anschaulichkeit, die fast jedem einzelnen seiner Gemälde anhaftet. Dennoch aber empfindet man diese Maßlosigkeit fast niemals als Schwulst; denn Schwulst entspringt gerade dem Mangel an bildnerischer Phantasie, während bei Henkell die Überfülle der Quell des Übels ist. Wer könnte ihm auch zürnen, wenn er in den übermütigen Rhythmen seines „Gründeutschland" betitelten Streitgedichtes einen ganzen Gewitterregen von Hohn, Spott und Verachtung auf die „Ratten der Kritik" niedersausen läßt? Da ist Kraft, wirkliche Kraft in jeder Zeile, und wo sie überschäumt und im Bewußtsein ihrer Überlegenheit Vers- und Bilderpurzelbäume schlägt, nun, da möchte man sich am liebsten mit ihr auf den Kopf stellen.

Doch genug über die Form! Das Maifestspiel „Glühende Gipfel" drückt dem ganzen Büchlein das eigentliche Gepräge auf. Daß Henkell überzeugter Sozialist ist, weiß endlich wohl ein jeder. Wie aber die große Zukunftsidee des Sozialismus all seinen Liedern gleichsam die Perspektive giebt, das mag der Leser am besten aus der Liebeslyrik dieser Sammlung ersehen. Eine große Gesinnung adelt alles, auch das persönlichste Empfinden, das beweisen die „Lieder aus Lugano", wie die Helldunkelbilder „Flirt" und „Prinzeß Karneval". Daß es aber für einen wahren Dichter keinen Stoff giebt, der zu spröde wäre zur dichterischen Verwertung, zeigt uns am besten der warm empfundene Hymnus auf die — „Statistik"! Hier mag der Stümper seine eigene Ohnmacht erkennen lernen; denn nachahmen lassen sich solche Würfe niemals. Mehr persönlichen Inhalts, und doch von hohem, allgemeinem Werth, sind zwei kurze Lieder, von denen das eine einem Lebenden, das andre einem Toten gewidmet ist: das prächtige „Ein Bündel Erika für Lilienkron" und der wehmütige und doch so siegesstolze Nachruf an „Hermann Conradi", mit dessen letzten Worten wir diese Besprechung schließen wollen:

„Leb wohl, Conradi! Haß und Spott verschwirrt.
Du hast vollbracht, was nicht vergessen wird.

Dein leidschwer Leben, deiner Jugend Pein
Soll unserm Streben Sporn zur Sühne sein,
Und schmerztreu denkend früh gefall'ner Fechter
Befreien wir die keimenden Geschlechter.

Edgar Steiger.

„Funken". Neue Dichtungen von Ludwig Jakobowski. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Just an einem herrlichen Frühlingsmorgen bekam ich diese Gedichte in die Hände und draußen habe ich sie auch gelesen, draußen im Angesicht der Natur, der der Dichter auch oft in die stummen Augen gesehen hat. Eine Fülle von Stimmungen fand ich, prachtvolle, aus dem Gemüt quellende Stimmungen und funkensprühende Gedankendichtungen, reif und abgerundet, nicht in faustischer Quälerei hingewurstelt. Und was mir bei Jakobowskis erstem Gedichtbuch noch eine offene Frage gewesen war, hier wird es mir zur unerschütterlichen Gewißheit: Wir haben einen Poeten, einen echten, originellen, modernen Poeten, der ganz Selbst ist und auf eigenem Boden steht, ein Jungdeutscher und ein Altdeutscher, ein Idealist und ein Realist, alles in Einem und in diesem Einen, welch tiefe, im Gemüt wurzelnde Kraft. Diese herrlichen Naturschilderungen konnten nur einem echten Dichter gelingen, diese mit seelischen Augen geschauten Bilder, groß und fragend wie die Natur selbst, groß auch mit dem immer wiederkehrenden Sehnen nach einer Antwort auf die stürmenden Fragen des Innern. Ein „Herbstlied", wie es in seiner Einfachheit kaum besser gedichtet werden konnte, ist wohl das folgende:

„Der Landweg matt und trübe
Durch kahle Äcker sich dehnt,
Aus bleichen Nebelhüllen
Ein Wald weit hinten gähnt.

Grau eine tote Mühle
Durch kühle Lüfte ragt,
Verwitterte Fenster und Wände
Ein rauher Wind durchjagt.

Das All schweigt wie erstorben,
Tod jede Daseinsspur.
O was ist Menschenleben,
Verblutest du, Natur!"

Und so müßte ich viele Lieder zitieren, wollte ich dem Leser von der großen Begabung des Dichters eine Probe geben. Sicherlich wird Jakobowski den Fehler, der ihm immer noch anhaftet: den Zug ins Übergroße, Groteske, welcher z. B. an manchen Stellen des Gedichtes: „Eine Verlorene" hart an der Karrikatur vorbeistreift (allerdings 1887 gedichtet), überwinden und erkennen, daß die prunklose Einfachheit der Stimmungen, die gleichsam seelische Naivität, weit mehr wert ist als ein Wortballast, in dem Ausdrücke wie „blöde", „starr", „bleich", „heult", „brüllt" ꝛc. ꝛc. sich jagen und sich überstürzen. Auch haben manche seiner Gedichte etwas mit dem Heineschen Genre gemeinsam, doch scheint es mehr eine innere Verwandtschaft als eine Anlehnung zu sein, denn selbst diese Gedichte tragen nicht die Spur vom „Gemachten" an sich.

Und nach diesen kleinen Ausstellungen (vor dem Zug ins Groteske möchte ich den Dichter noch einmal warnen, auch manche seiner Lieder wühlen in überzeichneten Stimmungen) kehre ich zu dem Quell frisch rieselnder Poesie zurück. Über mir ein weiter, endloser Himmel, bald blau wie eine ewige, romantische Liebe, bald grau und trübe, als senke die Nacht des Pessimismus sich für immer auf diese Erde. Und darunter in diesem Licht und in diesem Schatten, der Mensch, das größte aller großen Fragezeichen, und um ihn, unter ihm, über ihm: die Natur, das Weltall und das stete Geheimnis, das seine Gedanken vergebens zu ergründen suchen. (Vergl. die „Fauststimmungen".)

„Gieb mir Erkenntnis, Wahrheit, hehrer Geist,
Daß auch in meine Seele einzieht Friede"

— — — — — — — — — — —

„Und wir, wir Narren, die wir dämmern fühlen,
Daß wir nie schaun das Sphinxenangesicht,

Wir ringen weiter nach den höchsten Zielen,
Bis still erlöschend unser Auge bricht" ꝛc. ꝛc.

Und die herrliche Stimmung, so einfach, so kurz, so menschlich, so ganz menschlich:

„Wenn mir die Sonne keck ins Antlitz lacht,
Mich übertropft mit goldnem Sonnenschein,
Da ist es mir, als kennt' ich nie der Nacht
Geheime Thränenpein.
Als ständ ich wie im Banne dunkler Macht,
Als könnt' ich glücklich sein . . ."

Und bald darauf über die „Berliner Skizzen" hinaus, die einen glücklichen Ansatz zum Epischen tragen („Im Tiergarten" — zwischen dem Proletarierweibe und der modernen Weltdame „hockt höhnend das graue soziale Gespenst") und noch weiter über das schreckliche, ganz mißlungene Gedicht „Eine Verlorene" — zu den herrlichen Liebesliedern, mit ihrer Wonne und ihrem Schmerz. Hier kommt die dichterische Naivität, die zu Gunsten einer sozialen Mitleidslehre so oft und so schwer in unserer modernen Poesie unterdrückt worden ist, in ihrem ganzen Impressionismus zum Ausdruck, und nur ein ganz klein wenig möchte manchmal die Feder an diesem und jenem Gedicht modeln, das im Banne des Grotesken steht.

Und da ich gerade bei diesen frisch jubelnden und wehmütig klagenden Liedern bin, will ich zur „Prometheusdichtung" garnicht erst noch herniedersteigen, sondern in diesem gesunden Gefühl ausatmen und die besten der Lieder noch einmal in mir erklingen lassen.

Über mir in den Bäumen ein lauter, lockender Amselschlag. Und das muß man eigentlich jedem Dichter zum Gefallen thun: die Gedichte da lesen, wo sie ihr Leben hergeholt haben, alles andere ist ja nur blasser, farbloser Schatten. So umklingt mich auch hier eine Melodie voll Leben und dazwischen klagt eine harte, wehmütige Sprache über Menschenelend und Menschenvergänglichkeit. Ab und zu „brüllt" ein schriller Disakkord. Von fern nur schwach und abgedämpft: das Brausen und Treiben der Großstadt, doch laut genug noch, um es zu vernehmen.

Das Werk eines Dichters, ein reifes Buch, jugendlich-glücklich hier und da, greisenhaft-ernst und trotzig hier und dort — und beides glücklich vereint und einzeln ausgeführt durch eine berufene Künstlerhand. Was bedarf es da noch weiterer Worte? Unzweifelhaft wird die Litteratur mit Jakobowski als einem bedeutenden Lyriker zu rechnen haben. Und damit will ich das Buch aus der Hand legen, um in freien Viertel- und Halben-Stunden noch öfter zu ihm zurückzukehren. A. v. Sommerfeld.

Französische Litteratur.

L'argent par Emile Zola. Held des Romans ist Aristide Saccard, den wir schon in der „Curée" kennen gelernt, in seiner jetzigen Lebensvollendung als Geschäftsgenie eine der meisterhaftesten Figuren des ganzen Rougon-Macquart-Zyklus, der Typus des genialen Geldmenschen ohne Herz und Gewissen, eine Herrschernatur, die an ihrer Schrankenlosigkeit scheitert, ein Napoleon der Börse, voll dämonischer Phantastik. Den Gegensatz zu dieser Figur bildet der jüdische Bankier Gundermann, eine kalte, leidenschaftslose Natur, Rothschildscher Typus, der kluge Rechenmeister, dessen zäher Ausdauer und unerschütterlichem Gleichmute der geniale Phantast Saccard erliegt. Die sozialistische Partei im Romane vertritt Sigismund Busch. Es sind die bekannten Lehren, die hier zum Vortrage gelangen: kein Privatkapital mehr, kein Produktionsmonopol, kein Konkurrenzkampf, keine Spekulation, keine Börsenwirtschaft mit einem Wort. Eine rührend schöne Figur, dieser sozialistische Denker Busch mit seinem edlen Altruis-

mus, seinen hochfliegenden Menschheitsidealen, der in seinen Erlösungsträumen langsam von der eigenen Lebensnot aufgezehrt und vernichtet wird.

Unter den Frauen des Romans ragt der Zolasche Lieblingstypus hervor: Madame Caroline, geistig und künstlerisch die Schwester der Pauline in „La joie de vivre" und der Denise in „Bonheur des Dames", das klare, kluge, fleißige, liebevolle Weib, Kopf und Herz im schönen Gleichgewicht, mit einem Stich ins Fatalistische, ohne Spur von Hysterie oder Krankhaftigkeit, der gute, brave Kamerad des Mannes, gleich zuverlässig in guten wie in bösen Tagen. Daneben stellt Zola den pathologisch interessanten Charaktertypus, erotisch paprizierl, der lasterhaft schönen Baronin Sandorff, damit die Frommen und Prüden doch auch insgeheim wieder ihre Freude an ihrem Zola haben und öffentlich ordentlich über den unverbesserlichen Naturalisten schimpfen können. Neben diesen Hauptfiguren enthält der Roman noch hundert und einige Personen von geringerer Bedeutung. Ich nenne von den hervorragenderen nur den genialen, mystisch angehauchten Ingenieur Hamelin, die fromme Prinzessin d'Orviedo, welche die evangelische Mission erfüllt: Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! — Dann die Gräfin Beauvilliers mit der kränklichen Tochter, traurige Überlebende einer verkrachten Aristokratenfamilie, dann die alle sehr gut individualisierten zahllosen Spieler, Spekulanten, Agenten und all das scheußliche Menschenzeug letzter Sorte im Tempel des goldenen Kalbes.

Meisterhaft wie immer weiß Zola auch in diesem Romane große Massen in Bewegung zu bringen, gewaltige Leidenschaften zu inszenieren und ein ergreifendes Stück Wirklichkeitsleben vor uns zu entrollen, ohne daß er selbst auch nur einen Augenblick die Ruhe und Kaltblütigkeit des Beobachters und nachschaffenden Künstlers verliert.

Ich stelle den Roman „L'argent" neben „Germinal" und „Mutter Erde", obwohl er mir, des Stoffes wegen, nicht ganz so sympathisch ist wie diese. Ich weiß wohl, daß Zola auch in seinem neuesten Werk einige Absonderlichkeiten entwickelt, die den vollen Genuß seiner großen Kunst einigermaßen beeinträchtigen. Aber es wäre thöricht, auf diese natürlichen Fehler seiner Vorzüge irgendwie Gewicht zu legen. Das mögen die kleinen Schulpedanten und Splitterrichter thun, die auf „Überwindung des Naturalismus" eingeschworen sind. Alle seine Nachahmer, Mitstreber und Schmäher überragt Zola durch Kraft und Gesundheit. Er ist der gewaltigste Temperamentsmensch in der schöngeistigen Litteratur dieses Jahrhunderts und alle die Stilfexen und Schnörkelmeister, die sich heute soviel dünken mit ihrer pathologischen Problemdichterei, erscheinen weibisch und nichtssagend neben ihm.

M. G. Conrad.

Die Zahl der französischen Kunst- und Litteratur-Zeitschriften ist Legion. Die Pariser sind fast so fruchtbar wie unsere Berliner in der Gründung von Blättern, die heute mit pompösen Programmen und neuen litterarischen Heilsbotschaften entstehen und morgen ohne Sang und Klang wieder vergehen oder sich „verschmelzen", was das nämliche ist. Der Sektengeist ist nirgends üppiger, als unter dem litterarischen und künstlerischen Nachwuchs, der sofort jeden zum alten Eisen wirft, der bereits ein ordentliches Stück Arbeit mit mehr oder weniger Erfolg geleistet hat. Wer am wenigsten fertig bringt, ist der größte Apostel, und wer am wenigsten Sitzfleisch hat, freut sich seines großen Maules und führt es unermüdlich an den Grenzen der Kunst und Litteratur spazieren und hält sich für einen groß-

Digitized by Google

mächtigen Grenzerweiterer und Eroberer, weil er am lauteſten ſchreien kann. Zu den beſſeren unter den jüngſten Kunſtſchriften iſt „L'art dans les deux mondes", geleitet von Yveling-Rambaud, zu zählen; dieſelbe erſcheint wöchentlich und hat neben mannigfaltigem Inhalt einzelne gediegene Illuſtrationen. Unter den Mitarbeitern begegnen wir Namen von gutem Klang wie: Silveſtre, Mantz, Desboutin, Wyzewa, Fourcaud. Die Nummer koſtet 50 c. M. G. C.

J. K. Huysmans, Là-Bas (Paris, Tresse & Stock.) Ein gewaltiges, kraftſtrotzendes realiſtiſches Kunſtwerk, voll eigenmächtigen, individuellen Lebens, das, wie Alles, was der Feder des genialen Mitverfaſſers der „Soirées de Médan" entſtammt, den Stempel ſouveräner Eigenart an der Stirn trägt. Dabei eins der merkwürdigſten Bücher, das uns in letzter Zeit in die Hände gekommen iſt; denn Huysmans bietet in ſeinem Werk, das man mit der Bezeichnung Roman viel zu leicht münzt, im Rahmen einer durch friſche Urſprünglichkeit und geiſtvolle Originalität gleich anziehenden Erzählung eine weit ausgreifende Monographie des Teufelsglaubens und ſeiner vielen Ab- und Unterarten, wie ſie ſich im Mittelalter von dem Hauptſtamme der chriſtlichen Theologie abzweigen und unter verſchiedenen Formen und Namen durch die Jahrhunderte fortwuchern. So enthält das Buch im Grunde eine ſozialhiſtoriſche Schilderung der mannigfachen Bewegungen auf dem Gebiete der Geheimwiſſenſchaften, eine an intereſſanten Einzelzügen reiche Überſicht über das Weſen des offenen und geheimen Dämonismus mit ſeinem Drum und Dran von Charlatanerie und ſanatiſchem Aberwitz. Das Gerippe der vielverſchlungenen Handlung in „Là-Bas" bildet die grauſig-düſtere Lebensgeſchichte des Gilles de Rais, des Zeit- und Kampfgenoſſen der Jungfrau von Orleans, der ſein Leben als finſterer Teufelsbeſchwörer und ſanatiſcher Maſſenmörder beſchloß, weshalb ihn die Zeitgeſchichte auch mit dem Beinamen „Barbe-Bleue" belegte. Die pſychologiſch merkwürdige Wandlung des tapferen, lebensluſtigen Mitſtreiters der Jungfrau in den finſteren, feigen Myſtiker, der auf ſeinem Schloſſe Tiffauges als blutſaugender Vampyr und Höllenſcheuſal hauſt, ſucht der Held des vorliegenden Romans in einer ſubtilen Seelenſtudie zu erklären, für Huysmans bildet aber die Lebensgeſchichte Gilles de Rais', die das Buch wie ein roter Faden durchzieht, nur den Ausgangspunkt für allerlei Streif- und Querzüge auf das weite Gebiet des Satanismus, der auch in unſrer Zeit noch ſein ſpukhaftes Weſen treibt. Es klingt wie ein Märchen, wenn man hört, daß ſich auch im modernen Paris noch Leute zuſammenfinden, die den Teufel in obſzönſter Form und unter Verſpottung der katholiſchen Meßgebräuche anbeten. Ein wahrer Hexenſabbath, bei dem wollüſtige Schwärmerei und krankhafte Sinnlichkeit widerliche Orgien feiern!

Huysmans iſt ein abgeſagter Feind unſres modernen Bildungsprotzentums, wie es die zu Macht und Anſehen gekommene Bourgeoiſie geſchaffen, ſein freier, ſtarker Geiſt bäumt ſich energiſch auf gegen dieſe fade, heuchelnde Geſellſchaft mit ihrer geiſtigen Beſchränktheit und ihrer dummdreiſten Aufgeblaſenheit. Dieſer Haß äußert ſich auch in ſeiner neueſten Schöpfung in einer Reihe von ſatiriſchen Ausfällen gegen alle möglichen ſozialen Auswüchſe unſerer Zeit. Huysmans iſt kein Mantelträger, er iſt eine ſtolze, ſelbſtbewußte Natur, der es nicht gegeben iſt, das Schlechte und Häßliche auf Koſten der Wahrheit zu beſchönigen: Aus dieſem mächtigen Wahrheitsdrange iſt auch ſeine neueſte Schöpfung hervorgegangen. Den Leiſetretern und Klein-

mütigen wird vieles in „Là Bas“ freilich zu ſtark und kühn ſein, und an Feinden wird es dem gewaltigen Werke auch nicht fehlen, aber auch dieſe, ſie mögen über das Sujet und die Behandlung, die der Autor ihm zu theil werden läßt, denken, wie ſie wollen, werden Huysmans' Schöpfung als ein gewaltiges, originelles Kunſtwerk anerkennen und vor dem ſittlichen Streben und der lauteren Geſinnung des großen Künſtlers reſpektvoll den Hut ziehen müſſen.

Adolphe Belot, Une femme du monde à Saint-Lazare (Paris, Dentu) Mme. Raymond, die beim Einkauf im Louvre in den Verdacht des Diebſtahls geräth, wegen Nichtangabe ihres Namens in Haft genommen und zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt wird, während ſie durch Nennung ihres Namens ihre Unſchuld ſofort beweiſen könnte, iſt eine rechte Närrin, die ſich nicht beklagen darf, wenn an ihr ein Juſtizmord begangen wird. Die Erzählung iſt aber nicht nur recht unwahrſcheinlich und pſychologiſch unwahr, ſie iſt vor allem, und das iſt ihr ſchwerſter Fehler, über alle Maßen langweilig: der dürftige Stoff, der bequem auf einige Seiten abgethan werden konnte, iſt durch endloſe Zerrungen und Dehnungen zu einem dickleibigen Romanbande ausgeſchrotet worden, und über die Armſeligkeit des Inhalts kann uns die glatte, geleckte Darſtellung, das Einzige, was noch an den alten Belot erinnert, nicht hinwegtäuſchen. So bedeutet die letzte Arbeit des erfolgreichen Romanciers eine Minderung des litterariſchen Ruhms des jüngſt Verſtorbenen, der buchhändleriſche Erfolg des Buches wird aber ein großer ſein, denn Jeder wird begierig ſein, das litterariſche Vermächtniß Belot's kennen zu lernen, zumal der ſenſationell wirkende Titel in Verbindung mit dem Namen des Autors berechtigte Hoffnungen auf allerlei pikante Enthüllungen erweckt.

Edouard Gachot, Sous-Off cassé. (Paris, Savine.) Der vorliegende Roman gehört zu jener militäriſchen Anklagelitteratur, die durch Descaves' „Sous-Offs“ einen ſo mächtigen Impuls erhalten hat; die Häufigkeit derartiger litterariſcher Manifeſtationen, die ihre Spitze gegen beſtimmte Schäden und Mißſtände in der inneren Organiſation der franzöſiſchen Heeresverwaltung richten, iſt ein Zeichen von ſymptomatiſcher Bedeutung dafür, daß innerhalb der franzöſiſchen Armee nicht Alles ſo iſt, wie es ſein ſollte und wie es nach außen hin den Anſchein hat. Das geht auch aus dem Tagebuch des Unteroffiziers Duvallet, das den Inhalt des vorliegenden Romans bildet, zur Evidenz hervor und wenn man den Enthüllungen des Tagebuchſchreibers, die im allgemeinen einen ſtreng ſachlichen, wahren Eindruck machen, glauben darf, ſo läßt der Geiſt und die Haltung des franzöſiſchen Offizierkorps, vornehmlich in den ſubalternen Graden, Alles zu wünſchen übrig. Duvallet iſt mit Begeiſterung Soldat geworden, er hat die Mühſeligkeiten und Plackereien des Kaſernenlebens mit Geduld ertragen und hat ſich die Treſſen ehrlich verdient. Da er ſich aber nicht als blindes Werkzeug gebrauchen läßt, wird er bald von ſeinen Vorgeſetzten ſyſtematiſch geſchuhriegelt und endlich eines lächerlich geringen Vergehens wegen degradiert. In Punkto Deutſchenfreſſerei leiſtet Gachot ganz Außerordentliches, die ſchlechteſten Exemplare ſeiner Offizierstypen ſind denn auch deutſcher Herkunft, und das erklärt teilweiſe ihre ſchandbare Aufführung. Wahrſcheinlich ſind die böſen Deutſchen auch Schuld daran, daß ſich das franzöſiſche Offizier- und Unteroffizierkorps in einer gar ſo deſolaten Verfaſſung befindet.

Hat uns Gachot in ſeinem Sittengemälde die Miſere des Lebens in der Kaſerne grau in grau gemalt, ſo läßt

uns Capitaine Choppin in seinen „Trente ans de la vie militaire“ (Paris, Berger-Levrault & Cie.) eine Reihe von glänzenden Bildern sehen, die die glitzernde Außenseite des Soldatenlebens in den verlockendsten Farben zeigen. Choppin ist mit Leib und Seele Soldat, er hat sich als Kavallerieoffizier in den dreißig Jahren seiner militärischen Laufbahn in aller Herren Länder herumgeschlagen und erzählt aus dem Schatze seiner Erinnerungen allerlei aus dem Leben des Soldaten in Feld und Garnison. Auf litterarischen Wert machen die Tagebuchblätter des jovialen Kapitäns keinen Anspruch, dazu sind sie zu harmlos-oberflächlich. Das reich illustrierte und elegant ausgestattete Buch ist den in letzter Zeit arg mitgenommenen „Sous-Offs“ gewidmet.

Léon Cahun, Hassan le Janissaire (Paris, A. Colin & Cie.). Der Band bildet einen Teil der „Bibliothèque de romans historiqnes“, die sich die Pflege des in neuer Zeit arg vernachlässigten historischen Romans angelegen sein läßt. Cahun entlehnt seinen Stoff jener Epoche der türkischen Geschichte, die die Blütezeit der muselmännischen Militärherrschaft bildet und zeitlich mit unserer Renaissance zusammenfällt; der Held der fesselnden Erzählung ist ein junger Christ, der gewaltsam in das Elitekorps der Janitscharen eingereiht worden ist. Besonderes Lob verdienen die Treue der historischen Wiedergabe und die reizvolle Art, in der der Autor den interessanten Stoff behandelt hat.

Unter dem Titel „La Rupture de Jean“ hat Albert Gninon bei Ollendorff in Paris eine Sammlung Novellen erscheinen lassen, deren erste, die dem Bande auch den Namen gegeben hat, die gelungenste ist. Der Autor besitzt einen scharfen Blick für die kleinen Schwächen seiner Mitmenschen und verfügt über eine tüchtige Portion gesunden, ungezwungenen Humors. Mit diesen Gaben ausgerüstet, weiß er einer hübscherfonnenen Idee eine scharf pointierte Wendung zu geben, wovon die vorgenannte Novellensammlung, die auch einige dramatische Kleinigkeiten in sich schließt, aufs beste Zeugnis giebt.

Die empfehlenswerte Romanbibliothek „Les Maitres du roman“ (Paris, E. Dentu, Preis des Bandes 60 Cts.) enthält in ihren letzterschienenen Bänden: Catuile Mendès, „La petite Impératrice“ — Philib. Audebrand, „Les Mariages manqués“ — Jnles Mary, „La Fiancée de Jean-Claude“ Millanvoye et Etievant, „Le Petit Bossu“ — Alfred Assolant, „Hyacinthe“ — Paul Margueritte, „Maison ouverte“ — Gustave Claudin, „Les Caprices de Diomède“ — Jnles de Gastyne, „L'Affaire du Général X.“ — Louis Noir, „Une Revanche de Vidocq“. Die Sammlung, die sich fortgesetzt in der Gunst des Publikums behauptet, ist eine der erfolgreichsten Publikationen des Dentu'schen Verlages.

Mémoires de Madame de Staal-de Launay. Avec nne Préface par Mme. la Baronne Double et 41 eaux-fortes par Ad. Lalauze. (2 vols., Paris, Librairie des Bibliophiles [D. Jouaust]). Das XVIII. Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der französischen Memoirenlitteratur. Wenn man die lange Reihe der Aufzeichnungen privater und politischer Natur, die diese schreibluftige Periode gezeitigt, einer kritischen Musterung unterzieht, wird man die hier vorliegenden Memoiren des Fräulein de Launay sicher herausgreifen nnd als Vorzugslektüre bei Seite legen, vor allem wegen des intimen Reizes, der von diesen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Blättern ausgeht. Mit subtilster Seelenkunst be-

richtet hier eine feinſinnige Frau über die Äußerungen ihres reichen Innenlebens und breitet ſo das Inventarium einer Seele, die viel geliebt und viel gelitten, vor uns aus. Die ſprunghafte Manier, in der dies geſchieht, verleiht dieſen Herzensbekenntniſſen einen Reiz mehr und bewahrt ihnen den Charakter freier Urſprünglichkeit. Nicht mit Unrecht nennt daher Frau Baronin Double, die den Memoiren eine orientierende Einleitung vorausſchickt, die geiſtvolle Memoirenſchreiberin einen weiblichen Bourget des achtzehnten Jahrhunderts. Was die Korrektheit des Textes und den Glanz der Ausſtattung anbelangt, ſo genügt der Hinweis, daß die Memoiren im Rahmen der rühmlichſt bekannten „Petite Bibliothèque artistique“ erſchienen ſind; die Stiche Ad. Lalauzes zeigen uns den großen Künſtler, der die Menſchen des 18. Jahrhunderts in unübertroffener Meiſterſchaft darzuſtellen weiß, auf der Höhe ſeines künſtleriſchen Könnens, in der techniſchen Ausführung der Kunſtblätter bekundet ſich aufs neue die hohe Leiſtungsfähigkeit der Jouauſtſchen Offizin.

Die Publikationen der neu begründeten „Bibliothèque elzévirienne“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) erſcheinen in raſcher Folge. Als neueſter Band dieſes empfehlenswerten Sammelwerks gelangte ſoeben Diderots ſatiriſches Meiſterwerk „Le Neveu de Rameau“ zur Ausgabe. Wie bekannt, hat das Diderot'ſche Werk eine an ſonderlichen Zufällen reiche bibliographiſche Geſchichte. Goethe überſetzte ſeiner Zeit aus dem franzöſiſchen Manuſkript „Le Neveu de Rameau“ ins Deutſche, dieſe Goetheſche Übertragung wurde dann ins franzöſiſche rücküberſetzt und diente thatſächlich allen Ausgaben, die ſeither erſchienen, als Quelle, da Diderots Originalmanuſkript nicht aufzufinden war und als verloren angeſehen wurde. Georges Monval, dem Herausgeber der vorliegenden Ausgabe, hat der Zufall die langvermißte Originalhandſchrift in die Hände geſpielt, ihm wurde ſo die Möglichkeit geboten, Diderots geiſtvolle Schöpfung zum erſten Mal in authentiſcher Form dem Publikum zu unterbreiten.

Godefroy Cavaignac, La Formation de la Prusse contemporaine. Les Origines — Le Ministère de Stein (Paris, Hachette & Cie.). Die fleißige, gewiſſenhafte Arbeit entwirft in großen Zügen ein Bild der ſozialen und politiſchen Organiſation des preußiſchen Staates, wie ihn die Hohenzollern, die Begründer ſeiner Größe, geſchaffen und ſchildert in dem inneren Entwickelungsgange ſeiner Geſchichte die Gründe und Urſachen, denen das moderne Preußen ſeine Machtſtellung verdankt. Mit Fug und Recht iſt hier zum erſten Male des mächtigen Einfluſſes gedacht, den die franzöſiſche Revolution auf die Reorganiſation Preußens und ſeine ſoziale Umgeſtaltung gehabt hat, eine Thatſache, die in der deutſchen Geſchichtſchreibung bisher nicht genügend Berückſichtigung gefunden hat. Cavaignac iſt ein gründlicher Kenner der politiſchen und ſozialen Geſchichte des modernen Deutſchlands, mit der ſicheren Beherrſchung des Stoffes, von der die umfaſſende Heranziehung und Verarbeitung des Quellenmaterials beſtens Kunde giebt, verbindet ſich eine ſeltene Schärfe und Unparteilichkeit des hiſtoriſchen Urteils. Grade der hier behandelte Gegenſtand ſtellt an die Objektivität und das Taktgefühl eines franzöſiſchen Bearbeiters die höchſten Anſprüche, nur ein Mann von der umfaſſenden Bildung und der geiſtigen Selbſtändigkeit Cavaignacs konnte die ſchwere Aufgabe mit ſolchem Gelingen löſen, wie es hier geſchehen iſt.

Gustave Guillaumet, Tableaux algériens (Paris, Plon, Nourrit & Cie.).

Algier hat auf die französischen Maler von je eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt; unter den französischen Algier-Malern, die wie Horace Vernet, Decamps, Delacroix algerisches Leben und Treiben mit vollendeter Kunst zur Darstellung brachten, war der auf der Höhe seines Kunstschaffens vom Tode ereilte G. Guillaumet der Besten Einer. Auf seinen ausgedehnten Studienreisen, die sich bis tief in die Sahara erstreckten, hat Guillaumet Algier und seine eingeborenen Bewohner kennen und lieben gelernt, mit flüchtigem Stift hat er die Eindrücke, die Land und Leute auf ihn gemacht, skizziert und zu einem Tagebuch vereint, das unter dem obengenannten Titel soeben erschienen, nachdem die Verlagsbuchhandlung früher bereits eine reichillustrierte Luxus-Ausgabe dieses Künstler-Tagebuchs, zum ehrenden Gedächtnis des Verstorbenen, veranstaltet hatte. In diesen farbensatten, poesieverklärten Skizzen und Bildern spiegelt sich die ganze Glut der reichen Palette des großen Malers, die schlichte Wahrheit des Ausdruckes und die Zaubergewalt des buntschillernden Stils, in dem sie geschrieben, zeigen, daß Guillaumet nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein reichbegabter Schriftsteller war.

A. G — tze.

England und Nordamerika.

Es ist ein bezeichnendes Motto, mit dem sich der zweite Jahrgang des von Sampson Low, Marston & Co. unter Redaktion von Mr. Trendell herausgegebene „Colonial Year Book“ 1891 der Welt vorstellt: „Ecce! Ego et pueri mei, quos dedit mihi Dominus.“

In der That, Mutter Britannia kann sich, trotzdem der stattlichste ihrer Söhne der mütterlichen Obhut entwachsen, seinen eigenen Weg mit Entschlossenheit und Glück wandelt, immer noch einer ansehnlichen Kinderschar rühmen, einer zahlreicheren Nachkommenschaft als Jakob, da er mit 2 Heeren seinem Bruder Esau entgegen ging. Hier sind sie alle versammelt, groß und klein, in alphabetischer Namensfolge, alle die Gebiete, welche in runder Zahl nicht weniger als 11 Millionen Quadratmeilen mit (einschließlich der Vasallenstaaten) etwa 350 Millionen Einwohnern umfassen, was ungefähr ein Fünftel der gesamten Erdoberfläche und ein Viertel der Erdbewohner ausmacht. Die Ausstattung, schon im Vorjahre vorzüglich und gediegen, hat durch eine Verdopplung der beigegebenen Karten eine wertvolle Bereicherung erfahren, dieselben sind recht sorgfältig revidiert und bieten somit schon an und für sich ein in dieser Vollständigkeit wohl nirgend vorhandenes Material für jeden, der sich, sei es als Geograph oder als Kolonialinteressent über den heutigen Stand der Dinge in den Brit. Kolonien orientieren will.

Einen trefflichen Überblick über „die Ausdreitung des Kolonialreiches und die Entwicklung seines Handels“ bietet die Einleitung aus der Feder des Mr. J. Scott Keltre, welche dem historischen Rückblicke, mit dem Professor Seeley den ersten Jahrgang so glücklich einleitete (vgl. unsere Besprechung Gesellschaft 1890, November) nichts nachgiebt. Wir können das nützliche Werk jedermann empfehlen, denn nicht nur sind die für jede Kolonie mitgeteilten Notizen über Zustand und Aussichten, die Bemerkungen über Klima, Bodenverhältnisse, Industrie, Metallschätze, Landbau, Bevölkerung, Verfassung, militärische Verhältnisse, Verbindungen ꝛc. von hohem Wert, sondern schon allein die der Geschichte jeder einzelnen Kolonie gewidmeten Abschnitte sind äußerst lesenswert, so daß, ganz abgesehen von dem praktischen Nutzen, den das Buch für den Kaufmann, den Kapitalisten, für den Juristen und den Auswanderer hat, es ganz besonders in den Händen von Schülern und Studierenden

Digitized by Google

und nicht bloß in England und deſſen Kolonien ſeinen Platz ausfüllen wird.

Während aber dies Werk in ganz eminentem Sinne ein Bild giebt von dem ungeheuren Wachstum des britiſchen Weltreichs im Ganzen und dem materiellen Verhältniſſen aller ſeiner Kolonien im Einzelnen, ſo daß das oben erwähnte Motto nicht mit Unrecht gewählt erſcheint, führt uns ein anderes Werk, das mir zur Beſprechung vorliegt, auch einen jener „Pueri“ vor, der in ſprachlicher und geiſtiger Beziehung die Mutter nicht verleugnet, wenn es uns auch faſt ſcheinen will, als wolle er mit der Zeit ſich der engherzigen mütterlichen Schranken immer mehr entſchlagen und in kräftiger Eigenart, trotzig, wie er vor 100 Jahren die mütterliche Zuchtrute zerbrach, auch auf geiſtigem Felde ſeinen eigenen Weg finden.

Denn dies iſt ganz das Bild, daß uns Karl Knortz in ſeiner umfang- und inhaltreichen „Geſchichte der Nordamerikaniſchen Litteratur“ (Berlin, Hans Lüſtenöder, 1891, 2 Bde.) entrollt. Der Verfaſſer, aus der Rheinprovinz gebürtig, kam bereits in ſeinem 22. Jahre nach den Vereinigten Staaten, er war hier lange Jahre Lehrer an verſchiedenen Orten, redigierte in Indianopolis ein deutſches Tageblatt und lebt ſeit 1882 litterariſcher Thätigkeit in New-York, indem er ſich die Aufgabe ſtellte, ſeine deutſchen Landsleute mit der amerikaniſchen Geſellſchaft, wie mit der aufſtrebenden amerikaniſchen Litteratur bekannt zu machen. Der Raum verbietet uns, die ſtattliche Reihe ſeiner Publikationen hier aufzuzählen, wir nennen nur die für die vergleichende Sagengeſchichte ſo überaus wichtigen „Märchen und Sagen der nordamerikaniſchen Indianer“ (Jena 1871); und die treffliche Studie: „Longfellow“ (Hamb. 1879); auch „The presentative German poems“ (mit engliſcher Überſetzung, New-York 1885); in denen er den Amerikanern auch die deutſchen Meiſterwerke in gelungener Überſetzung vermittelt, ſeien erwähnt. Und ſo befähigten denn ſeine litterariſchen Neigungen und Vorſtudien, ſeine in langjährigem Aufenthalte erworbene genaue Kenntnis des amerikaniſchen Charakters und Lebens, und das daraus entſpringende liebevolle Verſtändnis des amerikaniſchen Geiſtes gerade Karl Knortz, wie keinen andern, der rieſigen Aufgabe, eine zuſammenfaſſende Geſchichte der nordamerikaniſchen Litteratur zu ſchreiben, gerecht zu werden. Denn was er ſelbſt im zweiten Bande (S. 438) an dem amerikaniſchen Litteraturhiſtoriker Moſes Coit Tyler rühmt, daß „wer die amerikaniſche Litteratur verſtehen und würdigen wolle, ſich einmal mit den geiſtigen Beſtrebungen und Leiſtungen des engliſchen Mutterlandes vertraut gemacht haben müſſe, daß derſelbe weiter aber auch die Geſchichte der politiſchen und ſozialen Entwickelung Amerikas ſo vollſtändig wie nur möglich beherrſchen müſſe, und daß dieſe Erforderniſſe ſich in dem genannten Amerikaner vereinigt fänden“: das können wir ebenſo auf Knortz ſelber anwenden. Trotz dieſes Lobes, das der Verfaſſer hier Tyler ſpendet, waren doch auch auf amerikaniſcher Seite die Vorarbeiten zu einem ſolchen Werke verhältnismäßig gering, das Tylerſche Werk iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht abgeſchloſſen, und im übrigen gab es wohl zahlreiche Monographien über einzelne Dichter und Schriftſteller, wie die William Sloane Kennedys (S. 441) über Longfellow und den Quäkerdichter Whittier, aber keine umfaſſendere oder überſichtliche Vorarbeit, welche einen andern als einen biographiſch-kompilatoriſchen Charakter aufgewieſen hätte. In Deutſchland hatte man ſich beinahe daran gewöhnt, die amerikaniſche Litteratur als notwendigen aber wenig bedeutenden Anhang zur engliſchen Litteratur anzuſehen und dieſelbe (z. B. noch in den eng-

liſchen Litteraturgeſchichten von Scherr und Engel) ziemlich kurzer Hand abgethan. Mancher ſchien thatſächlich im Zweifel, „ob eine Litteratur, die überhaupt erſt ſeit wenigen Jahrzehnten anfange, ſich unabhängig von der engliſchen zu entwickeln, ſchon für eine geſchichtliche Darſtellung genügendes Material liefere.“ Es war alſo kein Wunder, daß in dieſen Werken nur einzelne Charakterköpfe mit leichten Strichen gezeichnet wurden, ſo daß ein überſichtliches Bild der geiſtigen Entwicklung keineswegs gewonnen wurde. Dies geſchieht nun zum erſtenmale in dem Werke von Knortz. Das ungeheure biographiſche Material iſt hier mit kritiſchem Überblick in vortrefflicher Weiſe bewältigt, geiſtvoll gruppiert und in geſchmackvoller Form dargeſtellt, das ganze Werk aber iſt durchweht von dem Wohlwollen, mit dem Knortz nicht nur der amerikaniſchen Litteratur, ſondern auch den Inſtitutionen und Sitten des freien Amerika gegenüber ſteht.

Dies kommt beſonders charakteriſtiſch zum Ausdruck, wenn er den Bancroft gewidmeten Abſchnitt folgendermaßen einleitet (Bd. II, 261): „Ohne Geld keine Ziviliſation, wenigſtens ſo lange nicht, bis die Sozialiſten alle beſtehenden Verhältniſſe von Grund aus umgewandelt haben. Arme Leute bauen weder Eiſenbahnen, noch gründen ſie Lehranſtalten, noch legen ſie wertvolle Bibliotheken an. Geld heißt die Parole der Jetztzeit, was die Amerikaner Aſtor, Girard, Peabody und John Hopkins erarbeitet und erſpart haben, iſt der geſamten Nation zu gute gekommen. Dem Amerikaner alſo die Dollarjagd vorzuwerfen, iſt unverzeihlich, denn dies beruht auf Nichtbeachtung der gegebenen Zuſtände.“ Und manchmal ſtreift ein ironiſcher Seitenhieb die Verhältniſſe der alten Welt, ſo wenn er bei der Beurteilung Higginſons ſagt: „Mit der Kriegswiſſenſchaft, die in Europa die beſten Kräfte abſorbiert, braucht ſich Amerika wenig zu befaſſen“ (II, 104). Auch uns aber iſt manches aus dem Herzen geſprochen, wenn er gelegentlich der Würdigung Whitmanns (Bd. II, 16) den Inhalt des zur Zentennialfeier geſchriebenen Gedichts alſo angiebt: „Die Muſe möge endlich einmal ihre alten Sagen vergeſſen, die Kreuzfahrer auf ihren Lorbeern ruhen, den Zorn des Achilles verrauchen, Odyſſeus zur Ruhe kommen laſſen und ſich auf ein neues Feld friſcher, freier Thätigkeit begeben; Amerika ſei ihre zukünftige Heimat. — — Hier ſtehe der Menſch mit ſeiner alten Sehnſucht und Liebe in einer neuen Umgebung; fort alſo mit den hergebrachten Kriegstume, fort mit der krankhaften Romantik, und den Novellen und Dramen fremder Höfe; fort mit den von zarten Reimen überzuckerten Liebesliedern; fort mit den Liebesintriguen reicher Faullenzer — die neue Welt biete neue, kerngeſunde Themen!“ Iſt dies Gedicht Whitmanns nicht ein vollſtändiges Programm der realiſtiſchen Dichtung, wenn wir von der direkten Beziehung auf Amerika abſehen wollen?! —

Einen wie reichen Inhalt die beiden ſtarken Bände (je 432 und 485 Seiten) des Knortzſchen Werkes aufzuweiſen haben, zeigen die Kapitelüberſchriften.

Der erſte Band enthält: Die Litteratur der Kolonialperiode; die Litteratur der Revolutionsperiode; diejenige von 1800—1850; James Fenimore Cooper; Irving — Paulding; William Cullen Bryant; Prescott und Ticknor; Philoſophen und Unitarier; Emerſon und Thoreau; Hawthorne — Holmes; Poe — Hayne — Lanier — Ryan — Timrod; Longfellow — Stedman — Willſon — Platt; Bayard Taylor; James Freeman Clarke; der zweite Band mit Ausnahme einiger bis in die frühere Zeit hineinreichender Perſönlichkeiten, ausſchließlich der Neuzeit gewidmet, umfaßt: Walt Whitman; J. Miller — Bret Harte — Cable — O'Reilly; Fields — Whittier — Cary — Bery; Burrit, Calvert — Higginſon; James Ruſſel Lowel; Journaliſtik und Nationalökonomie; Max Adeler — Leband; Pennſylvaniſch-Deutſch und andere Linguiſtika von kulturhiſtoriſchem Wert; Gallagher — Lowell — Tilton — Carleton — Burroughs — Warner; Hiſtoriker; Nachdruck älterer und neuerer

Dichtungen (Schiller, Leſſing, Dante in Amerika); 3 Abſchnitte: Dichter und Dichterinnen der Gegenwart; Perry — Mathews — Underwood — Thier — Kennedy; Harriſon — Haldemann — Benjamin — Griffis; Bausman — Harman — Hartt — Alger.

Leider verbietet uns der Raum, das Ganze, das Knortz aus den einzelnen Steinen der Unterſuchungen und Betrachtungen zu einem farbenreichen Moſaikgemälde der nordamerikaniſchen Litteraturentwickelung geſtaltet, und ſei es auch noch ſo kurz, hier zu ſkizzieren. Wir machen aus dem erſten Bande ganz beſonders auf die Kapitel: Emerſon und Thoreau — Hawthorne — Holmes aufmerkſam, welche meiſterhafte Analyſen der Dichtercharaktere, wie ihrer Hauptwerke bieten. Viel des Neuen bringt auch der Abſchnitt über Edgar Poe, inſofern beſonders die von Dr. Griswold über ihn verbreiteten Unwahrheiten, um nicht zu ſagen Verleumdungen, ſcharf beleuchtet werden. Mag Poe, in deſſen Adern franzöſiſches, irländiſches und italieniſches Blut ſich vermiſchte, ſeine Schwächen gehabt haben, ſo hatte er auch ſeine guten Seiten. Seine verfehlte ariſtokratiſch-ſüdliche Erziehung bei ſeinem Adoptivvater, dem reichen Virginier John Allan, erklärt ſo manches. Es wird dann nachgewieſen, daß nicht Edgar Poe, ſondern ſein älterer Bruder nach Europa gegangen ſei, um an dem griechiſchen Freiheitskampfe teilzunehmen und Knortz läßt es dahin geſtellt ſein, ob Poe wirklich als gemeiner Soldat in die Bundesarmee eingetreten iſt; und wenn ihn Dr. Griswold wie einen Günther oder Grabbe der habituellen Trunkſucht zeiht und ihm überhaupt alle Anſtändigkeit und Tugend abſpricht, ſo hat man ſich nur zu vergegenwärtigen, daß Poes Zweifel an der Unſterblichkeit der Seele, wie er ihn im „Raven“ ausſpricht, der ihm auf die Frage nach dem Wiederſehen im Jenſeits, ſein fürchterliches „nevermore!“ zukrächzt und der in dem Werke „Eureka“ zur Schau getragene Pantheismus die religiös engherzigen Kreiſe, welche in Amerika eine ſtarke Macht bilden, auf das heftigſte gegen ihn erbittert hatte. Wie ſehr mußte es dem chriſtlichen Herzen dieſer Leute wohlthun, wenn ihnen dieſer Dichter des Peſſimismus als das verworfenſte Subjekt vorgeſtellt wurde, das man ſich denken kann. Hinc illae lacrymae. Auch der Tod Poes wird nach authentiſchem Bericht, von der ſonſt wohl üblichen Auffaſſung vollſtändig abweichend erzählt. Viel Neues und Intereſſantes bringen auch die Kapitel über Longfellow (hier beſonders die Charakteriſtik betreffend) und Bayard Taylor, wo gelegentlich der Bemerkung, daß deſſen wohllautende, ſorgfältig gefeilte Verſe dem Überſetzer faſt unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten, wenn er dem Charakter des Originals nur einigermaßen gerecht werden will, die vorzügliche Überſetzung zahlreicher Taylorſcher Gedichte von Karl Bleibtreu (Berl. 1880, 2. Aufl.) gebührend anerkannt wird.

In noch größere Verlegenheit verſetzt uns durch ſeine Reichhaltigkeit der zweite Band, welcher beſonders in den Abſchnitten über „Dichter und Dichterinnen der Gegenwart“ faſt nur Neues beibringt. Wie treffliches die neuere amerikaniſche Dichtergeneration leiſtet, das ſei mir geſtattet, dadurch zu erweiſen, daß ich das z. B. vom „Spektator“ für das ſchönſte amerikaniſche Lied erklärte Gedicht S. W. Watſons hierher ſetze:

„Der prächtige Schnee“.

O, der Schnee, der prächtige Schnee,
Füllend die Tiefe und füllend die Höh',
Über die Straß' und die Dächer voll Ruß,
Über die Menſchen mit eiligem Gruß
Tanzend, ſpielend, lachend dahin!

Prächtiger Schnee! Was kommt dir in Sinn!
Küſſeſt, du Loſer, die Wange ſo zart,
Hängſt dich an Lippen, die purpurn gepaart —
Prächtiger Schnee, du der Unſchuld Bild,
Rein wie ein Engel, wie Liebe ſo mild!

O der Schnee, der prächtige Schnee,
Bauend von Flocken Gebirge und See,
Plötzlich von rasender Lust erfaßt
Spielt er mit Jedem in fröhlicher Hast.
Jagend, lachend, eilend vorbei!

Selbst die Hunde mit jauchzendem Schrei
Schnappen im Spiel nach dem flücht'gen Kristall;
Fröhlichkeit wecket die Menschen all',
Traurige Herzen vergessen ihr Weh,
Willkommen zu rufen dem prächtigen Schnee!

Drängend in Haufen die Straßen entlang,
Grüßen sich alle mit Sang und mit Klang,
Hal meteorgleich, glänzend und hell,
Zeigen sich Schlitten, und schwinden auch schnell!
Klingend, schwingend, zieh'n sie ihr Gleis
Über die knirschende Kruste von Eis.

Rein war der Schnee! als vom Himmel er fiel,
Ist nun dem Kot und der Menge ein Spiel,
Tausend von Füßen zertreten ihn jetzt,
Bis ihn der Schmutz in der Straße zersetzt.

Einst war ich rein wie der Schnee — doch ich fiel,
Fiel wie die Flocken zum nämlichen Ziel;
Fiel, um zertreten zu werden im Kot,
Höhnisch beispeien in endloser Not;
Bebend, fluchend, fürchtend den Tod.

Ach! ich verkaufte die Seele um Brot,
Handelnd mit Schande — wer will? Wer mag?
Fürchtend die Nacht und hassend den Tag,
Gütiger Gott! nicht träumt ich dies je —
War ich doch einst wie der prächtige Schnee!

Einst war ich schön wie der prächtige Schnee,
Rein wie die Flocken und schlank wie ein Reh;
Funkelnden Auges und hoher Gestalt,
Neckten mich, schmeichelten alle mir bald,
Vater, Mutter, Schwester, sie all'.

Gott und mich selbst verlor mir mein Fall;
Geh' ich am Niedrigsten fröstelnd vorbei,
Weicht er abseits, daß zu nah' ich nicht sei;
Alles um mich ist, wohin ich nur seh',
Reiner als ich, der zertretene Schnee.

Wie sonderbar ist's, daß der prächtige Schnee,
Nicht sieht der Gefall'nen verfehmte Näh'!
Wie sonderbar ist's, daß die kommende Nacht
Die brennende Stirn mir zu kühlen bedacht!
Frierend, zuckend, sterbend allein,

Zu schlecht um zu beten, zu schwach um zu schrei'n
Von niemand gehört im Gewühle der Stadt,
Nur tröstet die Seele, so todesmatt,
Zu leben und sterben in schrecklichem Weh
Im Bett und im Gradtuch vom prächtigen Schnee.

Leider müssen wir es mit dieser Probe genug sein lassen. Ein zuverlässiges Register erleichtert die Benutzung des schönen Werkes, bei dem es uns noch zu ganz besonderer Freude gereicht, daß es ein Deutscher ist, dem die Amerikaner und wir dasselbe verdanken, möge es viele Freunde finden und der jungen transatlantischen Litteratur zahlreiche neue Freunde zuführen, die sie ihrer Entwicklung und ihrem ernsten und ehrlichen Streben nach wohl verdient.
Daß die äußere Ausstattung in ihrer Gediegenheit dem innern Wert entspricht, versteht sich bei einem Verleger wie H. Lüstenöder von selbst.

Dr. Karl Biesendahl.

Vermischtes.

Alexander Berg: Judentum und Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Beförderung der Einsicht in die sozialistisch-jüdische Koalitionserscheinung unserer Zeit. (Verlag von Gustav Ad. Dewald in Berlin SW. 12. Preis 1 Mark.) Inhaltsverzeichnis: Vorwort. — Haupteinwurf gegen das sozialistisch-jüdische Bündnis. — Vermutliche Stellung der Juden im Zukunftsstaate. — Tendenzcharakter des Marxistischen Sozialismus. — Die sozialen Umwälzungen in Frankreich und die neue Aera der jüdischen Politik in Europa. — Die Träger der jüdischen Politik im Anfange unseres Jahrhunderts. — Das Judentum und die Revolutionen Europas. — Der Anschluß des Judentums an die Revolutionen, eine notwendige Folge seines Ehrgeizes. — Das Staatspapiersystem Rothschilds und die Beförderung der revolutionären Gefahr durch dasselbe. — Die Rolle des Tendenzsozialismus des Juden Marx. — Die Fundamentalargumentation des Marxistischen Sozialismus. — Fehler der Fundamentalargumentation. — Die wesentliche Bedeutung des modernen Militarismus. — Die materialistische Geschichtsauffassung — das größte Hemmnis einer wirklichen sozialen Verbesserung des Prole-

tariats. — Marx über den Freihandel. — Staatspapierſyſtem, Verſchuldung und Proletariſierung der Nationen im kauſalen Zuſammenhang. — Deutſchland — der Hauptſitz des jüdiſchen Sozialismus. — Urſache für die Vollſtändigkeit des gerade über die Arbeiterklaſſe Deutſchlands errungenen Sieges des Marxiſtiſchen Sozialismus. — Endreſultate.

Dieſe Schrift iſt parteimäßig antiſemitiſch, das ſieht ein Kind ſchon aus dem Inhaltsverzeichnis. Was ſie aber Sachliches und vernünftig Poſitives will, das wird auch dem Verſtändigſten nicht klar werden, weil ſie in einem geradezu abſchreckend konfuſen Stile geſchrieben iſt. Eine Probe genügt, S. 32:

„Die ſozialiſtiſchen Gelehrten, ſoweit ſie nicht Juden ſind, müſſen mir, wenn ſie wirklich und vollſtändig von der Richtigkeit der ſozialiſtiſchen Theorie ihres Meiſters überzeugt ſind, ſelbſt zugeben, daß, wenn es keine Juden in Europa gäbe, alſo keinen Faktor, der, wie es thatſächlich durch die Juden geſchieht, die Proletariſierungstendenz der kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe förderte, ſie im Intereſſe ihrer Schützlinge, falls es ihnen wirklich aufrichtig darum zu thun iſt, die Emanzipation des Proletariats nach dem Marxſchen Rezept ſo bald als möglich eintreten zu laſſen, geradezu wünſchen müßten, daß ein ſolcher Faktor, als Erſatz . . . ſie müßten, um mich ſo auszudrücken . . .“ Gräßlich, gräßlich!

XYZ.

Aber Herr Doktor Paul Marſop! Schreibt mir da ein erprobter Freund der vaterländiſchen Kunſt und langjähriger Förderer unſerer Zeitſchrift aus Hamburg:

„Lieber Conrad, leſen Sie Nr. 17 der ‚Gegenwart‘ vom 25. April! Ein infamer Angriff gegen uns in dem Artikel ‚Deutſche und franzöſiſche Kunſt‘ von Marſop. Ich bin empört. Fahren Sie doch dieſem Menſchen einmal in die Parade.“

Antwort: Marſop iſt ein geiſtreicher und, im perſönlichen Verkehr, feiner und liebenswürdiger Herr. Allein er leidet unter dem Drucke des eitlen Ticks, alles beſſer wiſſen zu müſſen, als alle Welt, und ſeinen idealiſtiſchen Spieß von Zeit zu Zeit gegen alle tragen zu müſſen, gegen Gute und Böſe, gegen Gerechte und Ungerechte. Er iſt das geborene enfant terrible jeder Partei, der er die Ehre ſeiner Anhängerſchaft erweiſt. Ein geſchworener Wagnerianer, hat z. B. niemand über Bayreuth boshafter geſchrieben (nach Nietzſche!) als Marſop. Ihm thut's wohl und uns thut's nicht weh. Alſo laſſen wir ihn nach ſeiner Façon ſelig werden. — C.

Das dritte Teſtament. Eine Offenbarung Gottes. Seiner Zeit mitgeteilt von Hanns v. Gumppenberg. (München, M. Poeßl 1891. 40 S. Preis 80 Pf.) Der Verfaſſer dieſer ſenſationellen Schrift iſt der nämliche Dichter, der mit ſeinen Parodien auf die „Lyrik von geſtern“ (ſiehe Heft 3 der „Münchener Flugſchriften“!) raſch zu großer Volkstümlichkeit im Süden und Norden des Reiches gelangte. Iſt das vorliegende Werkchen auch ſeinem parodiſtiſchen Genie entſprungen? Etwa als eine ſanfte Irreleitung der guten Leute, die an ſpiritiſtiſche Offenbarungen glauben? Wenigſtens iſt der märchenhafte theoſophiſche Inhalt mit einem unübertrefflichen Ernſt vorgetragen, mit einer Apoſtel- oder Augurenmiene, wie ſie täuſchender nicht gedacht werden kann. Warten wir ab, wie ſich die berufenen Hüter aller Offenbarungswunder dazu ſtellen, die Fachtheologen und die Fachſpiritiſten.

M. G. C.

Geſchichte des neueren Occultismus. Geheimwiſſenſchaftliche Syſteme von Agrippa von Nettesheym bis Carl

du Prel. Von Karl Kiesewetter. (Leipzig, W. Friedrich. 1891.) Ein fleißiges, gründliches, echt deutsches Buch liegt vor uns. Wir werden wieder einmal eingeladen, Kehrt zu machen, und uns die Vergangenheit zu betrachten, beleuchtet von einem grellen Reflex-Spiegel, der hinter uns aufgestellt. „Seht!“ — ruft der Erklärer hinter uns zu — „das ist die spiritistische Welt! Das ist die Welt in spiritistischer Anschauung! Und von dem Allen habt Ihr Nichts gewußt!“ — Ja, wir sehen die unheimliche neue Beleuchtung, wir hören die eindringlichen Worte des Erklärers, wir geben gern zu, daß wir die „Platten“ sind, aber — uns fehlt der Glaube. — Wenn nur das „Od“ und „Anod“ nicht vorhergegangeu wäre, jenes dualistische Weltsystem, welches die Fein- und Scharf-Riecher dieser Welt mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und spiritualen Technik vor einem halben Jahrhundert vor uns aufrichteten, und das vor dem peremptorischen Kopfschütteln der Zuschauer eines Tags krachend zusammenbrach. Ihr geehrten Herren Spiritisten, ebenso gut könnte ich doch eines Tags eine neue Seelenkraft „Pix“ und „Pax“ (natürlich eine doppeltpolige) entdecken, bestimmte, noch nicht genügend aufgeklärte seelische Wirkungen wie Sympathie, Antipathie, Fernwirkungen der Seele u. a. darunter subsumieren, und nun meine Maschine mit ihrem Beleuchtungsapparat aufstellen und Euch zurufen: „Seht, das ist der „Pix-Paxismus“ dieser großen Welt! Da und da laufen die geheimnisvollen Ströme. Ähnliches haben wohl andere vor uns geahnt. Dort sind die Mystiker, dort die Theosophen. Aber bis zur klaren Anschauung des „Pix“ kamen sie nicht. Weil, — nun weil es eben uns vorbehalten blieb, den großen psychischen Dualismus zu entdecken.“ — Ja, da lacht Ihr Spiritisten! Aber, macht Ihr es denn anders? Wer giebt Euch ein Recht, unsern guten Jakob Böhme, den braven deutschen gottesfürchtigen Schuster, zu Eurem Occultismus zu rechnen? Oder gar Swedenborg? Warum nehmt Ihr dann nicht auch die Mystiker? Wenn Ihr ausgesprochene Theologen in Euren Dienst preßt? Und wie kann Euch dann der spiritual feinst angelegte, die Seele bis zum Überfließen mit transscendentalem Gehalt gefüllte, fein-organisierte Galiläer Jesus Christus als Occultist entgehen? „Occultismus“?! Ist das zunächst nicht genau soviel als „Pix-Pax“? Ein Begriff, ein Laut, eine winzige Lufterschütterung? Es kommt nur darauf an, was Ihr darunter subsumiert. — Ihr stützt Euch auf bestimmte Vorkommnisse und Ereignisse im seelischen Erfahrungsleben, die nicht mehr wegzuleugnen sind. Auf „spiritistische“ Ereignisse. Gut. Ich bin der Letzte, sie Euch abstreiten zu wollen. Aber nun geht Ihr hin, stellt Eure komplizierte Maschine auf, nehmt die Weltgeschichte wie eine große Leinwandrolle, mengt sie durch, und bedruckt sie mit Euren Farben, und ruft: Seht, das ist die Welt, durch unser Glas betrachtet! und stellt eine spiritistische Weltordnung auf. Das geht meines Erachtens nicht. —

Ihr seid eine seelische Geheim-Sekte. Gut. Schließt Euch zusammen; erbaut Euch Eure stillen Kapellen, die weder Speis noch Mörtel brauchen; singt unsichtbare Choräle; bildet eine kleine Herrnhuter Gemeinde im Empfindungsleben! Aber versucht Euch nicht der Welt aufzuoctroyieren! Ihr seid die Minderheit. Die grobsinnliche Welt schlägt Euch tot. Sonst geht es Euch wie den Hysterischen. Die Hysterischen bedeuten eine höhere Entwickelungsstufe in ihrem Nerven- und Seelen-Leben gegenüber der grobsinnlichen Mehrheit. Das hysterische Weib empfindet mehr, tiefer, reicher als alle anderen. Sie empfindet noch, wo Andere, namentlich der Mann stumpf bleibt. Sonach stellt sie ein psychisch

fortgeschrittenes Glied der Species homo sapiens dar. Trotzdem werden sie von der grobsinnlichen Welt, was man sagt, totgeschlagen, und werden für „Kranke“ oder „Betrüger“ erklärt. Und sollte heute eine hysterische Weltordnung sich aufthun, und uns armen Schluckern zumuten, Asa foetida für wohlriechend zu finden, — wir würden um uns hauen und alles tot trampeln. — Und so geht es Euch auch, Ihr Herren Spiritisten. Ihr habt so vortreffliche und ehrliche Leute unter Euch, daß wir Euch dieselben Konzessionen machen müssen, die der Arzt den Hysterischen macht, d. h. Ihr habt Recht für Euren Teil; und wir glauben Euch, daß Ihr das und das empfindet. Aber mutet uns nicht zu, das Asa foetida Eurer Seele für wohlriechend zu empfinden. Denn unsere Sinne sind stumpf. —

Wir haben Kiesewetters Buch eine fleißige, gründliche, echt-deutsche Arbeit genannt. Und das ist sie. Mit einer Unentwegtheit, die bewunderungswürdig genannt werden kann, geht es seinen Weg, von der Ausgangs-Schwelle des Mittelalters beginnend durch Reformation, Pietismus, Aufklärung, Romantik bis in die neueste Zeit, vorbei an katholischen Wundern, schwarzer und weißer Magie, Dämonologie, Clairvoyance, Geisteskrankheiten, Somnambulismus, Mesmerismus, second sight bis zum modernsten Spiritismus, überall aufraffend und an sich reißend, was dem occulten Bedürfnis der Seele Genüge leisten könnte, ein enormes kompiliertes Material auf 800 groß 8° Seiten. Kiesewetter sagt selbst, ein philosophisch durchgearbeitetes, glattes System des Occultismus konnte jetzt noch nicht gegeben werden; es handelte sich zunächst um Zusammentragung des Materials; und zwar des Materials geheimwissenschaftlicher Lehren und Systeme. Demnächst haben wir aus seiner Hand die Vorführung der occultistischen Erscheinungen, der transscendenten Phänomene zu erwarten, also eine Phänomenologie des Occultismus. Und erst dann steht uns ein abgeklärtes, persönlich vorgeführtes System der geheimen Beziehungen der Seele auf dem Boden der Jetzt-Zeit stehend vom Verfasser zu hoffen. „Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!“ möchten wir ihm zurufen, auf die gleiche Gefahr hinweisend, die ihm, wie dem kühnen sächsischen Augustinermönch drohte: die Kirche. Occultismus ist nicht ein beliebiges philosophisches System, welches der Gebildete zu seiner Denk-Befriedigung halb oder ganz aufnimmt. Occultismus beschäftigt sich mit jenen transscendentalen Bedürfnissen im Menschen, die die Kirche als ihre ausschließliche Domäne betrachtet. Und Kiesewetter wird bei den Grund-Aushebungen zu seinem Neubau auf Schritt und Tritt auf die mächtigen Fundamente der alten Kirche stoßen. Mag er zusehen, wie er sich mit ihnen abfindet. — Daß Kiesewetter den Namen „Occultismus“ statt des du Prelschen „Spiritismus“ setzte, muß als sehr glückliche Wahl bezeichnet werden. „Spiritismus“ ist gänzlich verfehmt; bedeutet heutzutage nurmehr „Geisterspuk“, und darf nur des Interesses einer recht kleinen Gruppe sicher sein. „Occultismus“ bedeutet nicht nur mehr, sondern ist auch mehr; und umfaßt alle nicht offenkundig zu Tage liegenden Äußerungen, Kräfte und Beziehungen der menschlichen Seele. Und diese stehen mitten im Tages-Interesse. O. P.

Von Dr. R. Fester, Mitarbeiter der badischen historischen Kommission in Karlsruhe, ist im Göschenschen Verlag in Stuttgart ein auf umfassenden Quellenstudien beruhendes Werk erschienen: „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie.“ Rousseaus Ansicht von Geschichte und Geschichtsphilo-

ſophie und ſeine Staatslehre bilden den Ausgangspunkt der Unterſuchung, welche ſich in elf ſehr klar und lesbar geſchriebenen Kapiteln auf die deutſche Aufklärung, auf Herder, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel, Schopenhauer, Krauſe u. ſ. w. erſtreckt und auf dieſe Weiſe zugleich zu einer überaus intereſſanten und überſichtlichen Entſtehungs- und Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Idealismus auswächſt. Nicht nur den Fachgelehrten, auch den Freunden einer anziehenden philoſophiſchen Lektüre ſei das ſchön ausgeſtattete Buch angelegentlich empfohlen. C.

„Goethes Geſpräche" von Woldemar Freih. v. Biedermann ſind nunmehr bis zum ſiebenten Bande gediehen, die Jahre 1829—30 umfaſſend. Mit dem achten Bande wird das herrliche Werk vollendet ſein, eine unerſchöpfliche Fundgrube tiefſter und reizvollſter Menſchen- und Welterkenntnis der Goethezeit. C.

Etwas von den Frommen bei den Wilden — in Afrika. Auch der Fetiſchismus hat, ſo gut wie die höher entwickelten Religionsformen, ſeine Auguren, die bei aller feierlichen Gemeſſenheit ihres Auftretens die eigene Glaubenslehre und Glaubensübung verhöhnen. Wie ein Offizier Stanleys, E. J. Glave, in der Aprilnummer des „Century Magazine" entwickelt, iſt ihre Zahl unter den Fetiſchprieſtern ſogar beſonders groß. Häufig, wenn nicht meiſtens, wird bei ihnen die Religion zum Geſchäft. Von ſelbſt ergiebt ſich für ſie ein ſtandesmäßiger bedächtiger Gang, eine würdevoll wichtige Amtsmiene, ein ſtets geheimnisvolles Weſen, eine kurze, blumen- und ſpruchreiche Redeweiſe. Der Zauberer verlegt ſich auf die Erfindung neuer Zeremonien und Formeln, ſchmückt ſich mit neuen kabbaliſtiſchen Zeichen und macht ſchließlich hieraus ſeine Lebensaufgabe. Mag er gehen oder ſtehen, eſſen oder trinken, Alles iſt von Zeremonien begleitet und ſchließlich ſieht er ſich im Beſitze zahlreicher „Gewalten", über die er nach eigener Überzeugung gar nicht verfügt. Einſt hatte Glave unter ſeiner Begleitung einen jungen Menſchen, dem eine große Zukunft als „Nganya" lachte. Er erklärte dem Offizier im Vertrauen rundweg, daß er an die Gewalt ſeiner Beſchwörungen ſelbſt nicht glaube. Als wichtigſtes Zaubermittel trug er am Halſe ein Antilopenhorn, durch welches er vorausſagen konnte, ob eine Krankheit mit Tode endige oder nicht. War das Leiden nicht tötlich, ſo gab das dem Patienten in die Hand gelegte Horn einen ziſchenden Ton von ſich, während es im anderen Falle lautlos blieb. Glave machte ſelbſt einen Verſuch, nahm das Zauberhorn in die Hand, und richtig, der eigentümliche Ton erfolgte. Der Zauberer ließ ſich durch eine ihm von dem Offizier geſchenkte leere Glasflaſche beſtechen, das Geheimnis zu offenbaren: er holte aus ſeiner Naſe ein durchbohrtes Samenkorn hervor, auf welchem er den beſchriebenen Ton nach Art eines Bauchredners ſo zu erzeugen vermochte, daß es von dem Antilopenhorn auszugehen ſchien.

Deutſche oder lateiniſche Buchſtaben? Antiqua oder Fraktur? Ohne das vielumſtrittene und durchgeſprochene Thema aufs neue zur Verhandlung ſtellen zu wollen, können wir doch nicht umhin, einige verſtändige Äußerungen des Profeſſors Daniel Sanders im Auszuge mitzuteilen, die wir in dem neueſten Hefte ſeiner „Zeitſchrift für die deutſche Sprache" finden. Zunächſt einiges Geſchichtliche. „Die deutſchen Druckletern hatte zuerſt Peter Schöffer in einer verſchönerten Geſtaltung der deutſchen Mönchsſchrift

eingeführt, und auf dieſer Grundlage ſtellte dann kein Geringerer als Albrecht Dürer (1525) unſere deutſche Druckſchrift feſt, wie ſie ohne weſentliche Umgeſtaltung noch heute unter dem ihre gebrochene Form bezeichnenden Namen Fraktur die herrſchende iſt. Die Feſtſtellung der romaniſchen Druckſchrift datiert etwa zwanzig Jahre ſpäter als die der deutſchen durch Schöffer. Sie ging von dem Venetianer Nikolaus Jenſon aus, deſſen nach alten Handſchriften gebildete Typen den Namen Antiqua führen. Urſprünglich hießen ſie venetianiſche Lettern, dann auch römiſche (franzöſiſch Romain), wie ſie bei uns oft im gewöhnlichen Leben auch als lateiniſche bezeichnet werden. An dieſe ſtehende Antiqua ſchließt ſich die von Aldus Manutius im Anfang des 16. Jahrhunderts eingeführte liegende, die ſogenannte römiſche Kurſivſchrift an. Aus der Fraktur und der Antiqua aber hat ſich dann, den Kreislauf vollendend, die heutige deutſche, wie die lateiniſche Schreibſchrift herausgebildet."

Sanders meint im weiteren Verlaufe ſeiner Betrachtungen, das deutſche Volk habe ſtillſchweigend aber beſtimmt die lateiniſchen Buchſtaben abgewehrt. „Vielleicht" — ſagt er — „iſt für dieſes Verhalten nichts bezeichnender als das, was Wieland, durch Schaden gewitzigt, ſeinem Verleger über dieſen Punkt ſchrieb: „Was dem Unternehmen einer Geſamtausgabe meiner Werke ſehr geſchadet hat, ſind die verwünſchten lateiniſchen Lettern, die wir uns von den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufſchwatzen laſſen. Ich habe ſeit drei bis vier Jahren Gelegenheit genug gehabt, von Herren und Damen aller Klaſſen und Stände aus ihrem eigenen Munde die Verſicherung zu hören, daß ſie deutſche Werke lieber mit den ſogenannten deutſchen Lettern gedruckt leſen als mit lateiniſchen." Man erlaubt mir wohl, hier ein perſönliches Erlebnis anzureihen. Einer unſerer bedeutendſten, geiſtreichſten und berühmteſten Romanſchriftſteller, der ſich mit meinem damals eben erſchienenen Programm eines neuen deutſchen Wörterbuches im Ganzen vollkommen einverſtanden erklärt hatte, ſprach gegen mich den Wunſch aus, ich möchte das Wörterbuch in Antiqua erſcheinen laſſen. Als ich ſcherzend erwiderte, ich würde das ſofort thun, wenn er für ſeinen nächſten Roman lateiniſche Lettern wählen wolle, lautete ſeine Antwort: „Dann würde kein Menſch ihn leſen." Hoffentlich brauche ich nicht erſt beſonders hervorzuheben, daß ich mit meiner Äußerung die Berechtigung der Antiqua für deutſche wiſſenſchaftliche Werke, die auch fürs Ausland berechnet ſind, nicht ohne Weiteres in Abrede ſtellen wollte und ſtelle, daß ich aber für mein Wörterbuch, bei welchem ich in erſter Linie das deutſche Volk im Auge hatte und haben mußte, eben deshalb die Antiqua für unzuläſſig erklären mußte, wie denn ſchwerlich ein Verleger, bei der entſchiedenſten Vorliebe für die Antiqua, dieſe Schrift für eine deutſche Bibel, für ein Geſangbuch, einen Katechismus, einen Volkskalender, eine politiſche Zeitung oder ein Werk allgemeiner Unterhaltungslektüre anwenden würde. Denn, um auf unſere geſchichtliche Darſtellung zurückzukommen, ſo ſind die an der Scheide des vorigen und dieſes Jahrhunderts gemachten Verſuche, auch außer in wiſſenſchaftlichen Werken und Fachzeitſchriften u. ſ. w. die Antiqua einzuführen, ſpurlos vorübergegangen, weil ſie im Volke keine Wurzel gefaßt haben und faſſen konnten. Und auch über Jakob Grimms Antrag auf allgemeine Abſchaffung der Fraktur iſt die Nation, auf dieſem Gebiete der einzig kompetente Entſcheider, bereits zur Tagesordnung übergegangen.

Zur Beglaubigung ſeines Standpunktes führt Sanders einen merkwürdigen Aufſatz aus einer deutſch-amerikaniſchen Zeit-

ſchrift, den „Amerikaniſchen Stimmen“ an. Dort heißt es:

„Die lateiniſche Schrift erleichtert den Engländern und Amerikanern, von denen allein ich hier ſprechen will, nicht das Leſen und Verſtehen deutſcher Werke, ſondern erſchwert es, was ſich auf Grund einer erfahrungswiſſenſchaftlichen Seelenlehre leicht beweiſen läßt. Man denke ſich z. B. die folgenden deutſchen Wörter in deutſcher Schrift: was, war, man, faſt, ſage, wage, rage u. ſ. w., und man wird finden, daß der Eindruck, den ſie in der Seele machen, auch in gar keiner Weiſe ein zweideutiger iſt. Jetzt ſchreibe man dieſelben Wörter in engliſcher Schrift was, war, man, fast, sage, wage, rage u. ſ. w. und zeige ſie einem Amerikaner oder Engländer, der Deutſch gelernt hat. Woran denkt er zuerſt? An die Begriffe, die ſich von Jugend auf in ſeiner Seele mit dieſen Zeichen zuſammengebildet haben, nämlich aus was wird ihm was = war, aus war wird ihm war = Krieg, aus man = Mann, aus fast = ſchnell u. ſ. w., und dieſe Unterſchiebung der engliſchen Bedeutung wird ihm nachlaufen, auch wenn er ſchon ziemlich weit in der Erlernung der deutſchen Sprache fortgeſchritten iſt, weil es ein Seelengeſetz iſt, daß immer das in der Seele zuerſt Bewußtſein erlangt, was durch Wiederholung am Vielfältigſten und darum am Feſteſten mit irgend einem äußeren Zeichen oder Gegenſtande verbunden iſt.“

Sanders fügt aus eigener Erfahrung folgendes Geſchichtchen hinzu: „Einem eifrigen Bekämpfer der deutſchen Schriftzeichen war von einem den Scherz liebenden Gegner zum Vorleſen ein Aufſatz in die Hände geſpielt worden, — welcher — natürlich ganz mit lateiniſchen Lettern — folgenden Anfang hatte: „Custom is a second nature. I was, so sage, fast that rein die Gewohnheit Alles.“ Und richtig ging der Vorleſer in die gelegte Falle, indem er die auf das engliſche Sprichwort folgenden deutſchen Wörter ſo las, als ſeien es ebenfalls engliſche, freilich gleich darauf ſeines Irrtums gewahr werdend und ihn halb erſchrocken, halb lachend eingeſtehend und verbeſſernd. Aber der Irrtum wäre von vornherein ausgeſchloſſen geweſen, wenn die lateiniſchen Lettern nur für das engliſche Sprichwort wären verwendet worden: Custom is a second nature. I was, ſo ſage, faſt that rein die Gewohnheit Alles.

T. R.

Zeitſchrift für die Reform der höheren Schulen, herausgegeben von Dr. Friedrich Lange in Berlin. Dieſes in jährlich 5—6 Nummern erſcheinende Organ des Vereins für Schulreform iſt der beſten Empfehlung wert. Wer die Beſtrebungen dieſes Vereines kennt — und dieſe Kenntnis läßt ſich am beſten aus dieſer Zeitſchrift ſchöpfen — kann nur beklagen, daß die vom deutſchen Kaiſer zunächſt für Preußen angeordnete Reform der höheren Schulen nicht auf Grundlage der von dieſem Vereine empfohlenen Organiſation erfolgte. Statt gefährlichen Flick- und Stückwerks hätten wir dann ganze Arbeit erlebt. Aber es iſt noch nicht aller Tage Abend. Die Reformer ſollen nur nicht nachlaſſen!

F. H.

Aus der vierten Dimenſion. Briefe des alten Drinkwitz von Hans Merian (Leipzig, Carl Reißner). Der Verfaſſer hat es unternommen, den bekannten Spuk von Reſau zu einer Art von Kneipzeitung zu verarbeiten. Die Broſchüre iſt eine Verſpottung des Spiritismus im Allgemeinen und im Speziellen der mutigen Vorkämpfer desſelben, wie Dr. Egbert Müller in Berlin, deſſen Schrift: Enthüllung des Spukes von Reſau, dem Verfaſſer das Material zu ſeinen — Witzen lieferte. Der Inhalt macht den Eindruck, wie wenn die Schrift

nach „Vertilgung von 12 Seidel und einem Schnitt Bier“ von dem offenbar jovialen Verfaſſer niedergeſchrieben worden ſei. Den Geiſt zu kennzeichnen, in welchem die Broſchüre verfaßt iſt, mögen folgende Auszüge dienen: In den von Dr. E. Müller in Berlin mit Carl Wolter als Medium angeſtellten und von dem Erſtgenannten ausführlich publizierten Sitzungen kommt der Name Drinkwitz, der allerdings vielleicht beſſer für den Verfaſſer der vorliegenden Broſchüre paſſen würde, vor. So hieß ein verſtorbener Verwandter des Mediums, und dieſen Namen gibt auch die ſich in dieſen Sitzungen manifeſtierende überſinnliche Intelligenz an. Die letztere läßt nun Herr Merian in ſeiner ſo überaus witzigen Broſchüre ſich folgendermaßen zeichnen: „Peter Drinkwitz, wirklicher und Pſendo-Spukgeiſt von Naſau, gegenwärtig wohnhaft in der dritten Sphäre, im fünften Zirkel, gleich links um die Ecke.“ Dieſe Trinkwitze hat Herr Merian offenbar von dort mitgebracht, wo er, wie der Leſer erfährt, nach des Tages Müh' und Sorgen ſich an mehreren Gläſern Bier zu erlaben pflegt. Ja, mich will es beinahe dünken, daß die Gedanken zu dieſer trinkwitzigen Broſchüre alle aus dem Thüringer Hof, aus dem fröhlichen Kreiſe aufgeklärter ſtreng-wiſſenſchaftlich denkender Antiſpiritiſten ſtammen. Daß in einem ſolchen Zirkel Verſe wie folgender:

Ein Geſpenſtlein auf der Reiſ' Jupeidi — Jupeida!
Ganz famos zu leben weiß, Jupeidi — eida

ebenſo wie Bemerkungen wie die folgende:

„Dürrmann, kommen Sie doch mit, wir gehen ein wenig auf die Erde hinunter und treiben dort unſern Ulk“ — einen dröhnenden Lacherfolg haben, daran zweifle ich keinen Augenblick.

Wenn aber ſolche Witze aus dem engen Kreiſe eines Stammtiſches von Antiſpiritiſten heraustreten an die Öffentlichkeit, ſo müſſen ſie ſich doch ausweiſen können über das Wozu? Die Antwort hierauf dürfte etwa lauten: Für den Karneval meinetwegen, aber als antiſpiritiſtiſche Tendenzſchrift kaum, dazu ſind ſolche Trinkwitze ungeeignet und eher für den Antiſpiritismus verhängnisvoll, als für den Spiritismus.

L. Delius.

Über Balzacs „Physiologie du Mariage“ ſpricht ſich Guſtav Karpeles in ſeiner „Allgemeinen Geſchichte der Litteratur“ (Berlin 1891) folgendermaßen aus: „Die Ehe iſt für Balzac das Schlachtfeld zweier egoiſtiſcher Naturen. Die Inſtitution, welche in Frankreich ſchon ſeit den Tagen der Troubadours die Zielſcheibe des Spottes geweſen, fordert auch ſeinen Spott heraus. Balzac iſt rückſichtslos, derb, friſch und wahr wie Molière; er iſt ein moderner Menſch und ein entſchiedener Peſſimiſt. Balzac macht hauptſächlich die Frau zum Gegenſtand ſeiner Analyſe. Dieſe Analyſe iſt aber treffend und unerbittlich ſcharf und wahr. Es entgeht ihm keine Falte an der Stirn und dem Kleide der Frau, die er ſchildert, kein Zug des Herzens bleibt ihm verborgen, und es iſt merkwürdig, daß die Frauen in den Spiegel, den Balzac ihnen vorgehalten, ſo gerne zu ſchauen lieben.“

Shakeſpeares dramatiſche Werke. Überſetzt von A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrag der Deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft herausgegeben und mit Einleitungen verſehen von Wilhelm Oechelhäuſer. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.) Es iſt mit Freude zu begrüßen, daß die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft, welche ſchon ſo große Verdienſte um die Shakeſpeareforſchung ſich erworben, jetzt auch dem Ärmſten die Erwerbung dieſer Überſetzung möglich zu machen ſucht und ihren Präſidenten, Wilhelm Oechelhäuſer, beauftragt hat, eine billige Ausgabe zu veranſtalten, die jetzt mit einer Lebensbe-

ſchreibung Shakeſpeares als Vorwort und einer beſonderen Einleitung zu jedem Drama zu dem überaus billigen Preiſe von nur 8 Mark elegant gebunden erſchienen iſt. Es wird allgemein als eine Geſchmackloſigkeit angeſehen, bei einem Buch neben ſeinem litterariſchen Wert auch von ſeiner äußeren Erſcheinung zu ſprechen — hier iſt es durchaus geboten. Ein Werk, das ein Familienſchatz ſein ſoll, muß auch entſprechend ausgeſtattet ſein, einen anhaltenden Gebrauch ertragen können und die heute bei faſt jedem ſchon übermäßig angeſtrengten Augen möglichſt ſchonen. Es iſt anzuerkennen, daß die Deutſche Verlags-Anſtalt alles gethan hat, um billigen Anſprüchen gerecht zu werden. Das Papier iſt feſt, der Druck klar, der Einband elegant und ſolide. Es iſt deshalb ihr ſowohl als der Herausgeberin ein guter Erfolg wohl zu wünſchen und empfehlen wir dieſe neue billige Shakeſpeare-Ausgabe auf das lebhafteſte.

Splitter. Notrufe mit einem Aufrufe von Konrad Seher. In Kommiſſionsverlag bei J. Schabelitz in Zürich. 1890. Über dieſes Buch eines allzu aufrichtigen (allzu aufrichtig nur im Sinne der herrſchenden Prüderie, Heuchelei und moraliſchen Halbheit) Sonderlings fällte das königlich ſächſiſche Landgericht zu Dresden am 25. März 1891 folgendes juridiſch-litterariſche Urteil:

„Durch den Inhalt dieſer Druckſchrift wird das Scham- und Schicklichkeitsgefühl in geſchlechtlicher Beziehung gröblich verletzt; es wird nämlich in dem Buche vorwiegend das Laſter der Selbſtbefleckung (Onanie) insbeſondere ſoweit es von Frauen betrieben wird, in ausführlichſter Weiſe beſprochen, wobei vielfach Beſchreibungen davon gegeben werden, in welcher Weiſe das Laſter betrieben wird und welchen Anblick die daſſelbe Betreibenden dabei bieten, es wird weiter über die unnatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes der Frauen durch Thiere berichtet und der Geſchlechtsverkehr unter Verlobten, ſowie die Eingehung polygamiſcher Verhältniſſe empfohlen. Zwar wird die widernatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes und der Selbſtbefleckung getadelt und bekämpft, allein das im Vorworte enthaltene Geſtändnis, das Buch ſei geſchrieben um Sinnlichkeit herauszulaſſen und die überaus breite und ſchamloſe Ausführung und Beſchreibung der betreffenden Vorgänge, ganz beſonders aber auch der vielfach in den niedrigſten vulgärſten Ausdrücken ſich ergehende Ton des Buches laſſen erkennen, daß es ſich nicht um ein wiſſenſchaftliches oder pädagogiſches Werk oder um eine Streitſchrift im Intereſſe der Sittlichkeit handelt, ſondern um ein Werk, deſſen Zweck es iſt, der Geſchlechtsluſt Reiz und Befriedigung zu verſchaffen. Es ſtellt ſich das Buch ſomit als eine unzüchtige Druckſchrift dar und zwar erſcheint, der ganzen Anlage nach und trotz der Einſtreuung einiger nicht unzüchtiger Kapitel, das Buch als Ganzes als ein unzüchtiges."

Wir nehmen uns die Freiheit, über dieſes Buch anderer Anſicht zu ſein. Wir tadeln an ihm, daß es zum guten Teil ungeſchickt, unzweckmäßig und mit einer gewiſſen robuſten Koketterie gemacht iſt, was ſich mit den offenbar ſittlichen Abſichten des Verfaſſers ſchlecht verträgt. Und unſer Verdammungsſpruch lautet ſo: Umformen! Beſſermachen!

X. Y. Z.

Eine der bedeutendſten Schriftſtellerinnen auf dem Gebiete der Frauenlitteratur ſchreibt in Nr. 9 der „Deutſchen Hausfrauen-Zeitung" über „Die Seele des Weibes", Verſuch einer Frauen-Pſychologie von Dr. F. M. Wendt, Verlag von J. Kühkopf in Korneuburg. Sehr dankenswert iſt es,

daß ein Mann von Wissen und Gelehrsamkeit, dem die Erfahrung als langjähriger Lehrer an einer Lehrerinnenbildungsanstalt zur Seite steht, seine aus dem Studium der Frauenseele gewonnene Erkenntnis der denkenden Leserwelt mitteilt. Der „denkenden", denn nur diese wird gern dem Gedankengange des Verfassers folgen, der an der Hand der Naturgesetze die Eigenart der Frauenseele zu entwickeln und zu begründen sucht. Die größere Sinnenkapazität und Rezeptivität verleiht der Frau den Vorzug rascher und beweglicher Auffassung, hindert sie aber auch an der nöthigen Ausdauer, gleich dem Manne dem Zusammenhange der Dinge und Erscheinungen nachzuforschen. Die Frau wird demnach der strengeren Wissenschaft, die über das Erlernen des Thatsächlichen hinausgeht, sich nur in Ausnahmefällen zuwenden. Dagegen hält der Verfasser es geradezu für eine Pflicht des Staates, der Frau, innerhalb der ihr von der Natur gesetzten Schranken, die Wege zur Wissenschaft zu eröffnen, und so die weibliche Kraft, die in der Familie keine Verwendung findet, nicht verloren gehen zu lassen. Ärztinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten erscheinen ihm als ein Bedürfnis, wie er auch den Frauen den Anspruch darauf zuerkennt, ihr eigenes Geschlecht selbst heranzubilden, da eine Frau die weibliche Seele immer besser zu bilden und zu lenken verstehen wird als der Mann. Auch über das Gefühlsleben der Frau, ihr Verhältnis zur Religion und zum Manne verbreitet sich der Verfasser eingehend und interessant. Die Frau entwickelt sich schwerer zum Charakter, d. h. zur Unterwerfung des Willens unter die Einsicht als der Mann und bedürfe deshalb zunächst der Stütze. Selbständige Frauen mit starkem Willen wären selten, aber eben deshalb, wenn ein Mann sich eine solche gewinnt, ein Schatz für ihn. Aber auch in der Neigung zum Manne, wie zur Religion werde die Frau leicht geneigt sein, durch das Äußere sich irre führen zu lassen. Nur hochgebildete Frauen würden die Fähigkeit besitzen, durch die Schale hindurch den Kern zu suchen und das Sein vom Schein zu unterscheiden. Wir glauben genug von dem Inhalt des besprochenen Buches mitgeteilt zu haben, um dasselbe als sehr lesenswert besonders für Frauen erscheinen zu lassen, wenn wir auch selbst zu verschiedenen Punkten uns etwas ablehnend verhalten müssen. Die darin geführte Sprache ist eine ernste und würdige und manche Frau wird daraus lernen können, wie sie die ihrer Natur entspringenden Schwächen zu bekämpfen und zu besiegen hat. J. H.

Der junge Lassalle in „Nord und Süd." Lange genug haben die glänzenden Eigenschaften Lassalles das Urteil der Geschichte zu bestechen gewußt; nur zu leicht vergaß man über seinen Gaben die Schwächen und Mängel seines Charakters, oder besser: seine Charakterlosigkeit. Weß Geistes Kind er eigentlich war, wird durch das Tagebuch, das er als Breslauer Gymnasiast vom 1. Januar 1840 bis zum Frühjahr 1841 geführt hat, und welches nun in der Monatsschrift „Nord und Süd" veröffentlicht wird, klar genug ans Licht gehoben. Wir gewinnen hier ein ungeschmeicheltes Bild von ihm, wie er die Schule schwänzt, um in die Konditorei zu gehen, wie er pfiffig mit Büchern und Taschenmessern Mitschülern wie Eltern gegenüber allerlei kleine, vorteilhafte Handelsgeschäfte macht, durch Spielergewinne seine Ausgaben zu decken sucht und im übrigen neben einer ausgesprochenen Selbstgefälligkeit eine unersättliche, leidenschaftliche Rachsucht als kennzeichnenden Charakterzug verrät — das alles ist vorbildlich für das Leben und Denken des Mannes. Aus diesen Berichten — so bemerkt der Herausgeber,

ſehen wir nicht nur ihn, wir ſehen auch ſeine ganze Familie leibhaftig vor Augen. Wir lernen ſeinen Umgang genau kennen ... Nur aus der Mitte des provinziellen Judentums heraus, ſo wie es Laſſalle hübſch ſchildert, iſt dieſer Ferdinand Laſſalle vollkommen zu begreifen. Die Sprache in ſeinem Vaterhauſe hat durchaus den Charakter ſeiner Herkunft, ſo daß zahlreiche Wörter und Wendungen in ſeiner Darſtellung mit unterlaufen, zu deren Verſtändnis man den Rat eines der hebräiſchen Sprache Kundigen einholen muß. Es iſt übrigens bemerkenswert, wie die Altklugheit in dem jungen Burſchen, man möchte ſagen gefliſſentlich großgezogen wird. Und er zeigt ſehr deutlich die bei halberwachſenen jungen Leuten übrigens keineswegs ſeltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Älteren und Reiferen aufzuſuchen. Vor allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands ſehr ſeltſam erſcheint. In der Angelegenheit, die die Familie zu jener Zeit am tiefſten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heiraten ſoll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, ſie findet auch die ernſthafteſte Beachtung. Ferdinand taxierte — wunderbare Frühreife ſeines ſemitiſchen Geſchäftsgeiſtes — die verſchiedenen Kandidaten, die bei dieſem Heiratsgeſchäft in Betracht kommen konnten und ſetzte den Schönheits- und Bildungswert ſeiner Schweſter auf 10000 Thaler feſt. In der Schule iſt er ein vorlauter, fauler Bengel, iſt ſeinen Lehrern aufſäſſig, fälſcht ſeine ſchlechten Schulzeugniſſe u. dgl. Alles dies iſt in dem Gymnaſiaſten-Tagebuch des künftigen Agitators und Liebesabenteuerers erbaulich nachzuleſen. —

Zu Morſes hundertſtem Geburtstage einiges Nachträgliche. Morſe hat im Jahre 1837 den erſten, wenn auch noch nicht betriebsfähigen elektromagnetiſchen Schreibtelegraphen erfunden. Seine Lebensgeſchichte hat ſich vorwiegend nach der Geſchichte ſeiner Erfindung geſtaltet. Nur der Not gehorchend, war der am 27. April 1791 zu Charlestown in Maſſachuſetts geborene Morſe ſeinem erſten Beruf, der Malerei, treu geblieben. Seine Reiſen nach Europa hatte er unternommen, um ſich in der Malerei auszubilden. Während ſeines Aufenthaltes in London fehlte es auch ſeinen Bildern, beſonders den von ihm 1813 ausgeſtellten Gemälden „Der ſterbende Herkules“ und „das Urteil des Jupiter“ nicht an Anerkennung. Nach Amerika zurückgekehrt, mußte er ſich ſeinen Unterhalt durch Porträtieren erwerben. Im Jahre 1835 erhielt er den Titel: Professor of the litterature of the arts of design. Profeſſor der Phyſik, wie er noch jetzt in zahlreichen Schriften genannt wird, iſt er nie geweſen. Trotz dieſer äußeren Anerkennung müſſen ſeine Einnahmen ſehr dürftig geblieben ſein, denn er befand ſich bis zu der Zeit, wo er ſich mit ſeinem Apparat einen Weltruf erwarb, in äußerſt bedrängter Lage. Eine einzige Stube war zugleich ſein Atelier, Eß- und Schlafzimmer. Die Nahrungsmittel kaufte er ſich ſelbſt ein und bereitete ſie ſelbſt zu. Ja, noch eine Reihe von Jahren nach ſeiner Erfindung mußte er ſich die nötigſten Exiſtenzmittel durch Daguerreotypieren und Malen verſchaffen. Er war ſo arm, daß, wie er einmal am 3. Dezember 1841 ſchrieb, er nicht das Porto für Briefe auftreiben konnte. Die hauptſächlichſten Daten, die uns aus dem Leben Morſes bekannt geworden ſind, wie ſeine Reiſen und Patentgeſuche, ſeine Prioritätsſtreitigkeiten und Prozeſſe, ſtehen im engſten Zuſammenhange mit der Erfindung, die ſeinen Namen berühmt und zu einem allgemein bekannten gemacht hat.

Er starb am 2. April 1872 in New-York. —

Grundzüge einer Philosophie der Tracht (mit besonderer Berücksichtigung der Negertrachten) von Heinrich Schurtz (Stuttgart, J. S. Cottasche Buchh. Nachf.).

Johann Nestroys gesammelte Werke, herausgegeben von Chiavacci und Ganghofer. (Stuttgart, Bonz & Comp.). Auf Nestroy wird derjenige Dramatiker fußen müssen, welcher uns Deutschen das schmerzlich entbehrte satirische Lustspiel erwecken soll. Die Herausgeber griffen nicht in allen Fällen auf die in ihrem Besitz befindlichen Originalmanuskripte zurück, sondern zogen es vor, diejenigen Umarbeitungen und Einschaltungen aufzunehmen, welche aus der Bühnenpraxis entstanden sind. Bis jetzt sind 28 Lieferungen dieser Ausgabe erschienen.

Der Hypnotismus von J. Ziegler. („Zeitfragen des christlichen Volkslebens". Band XVI, 1. Stuttgart, Belsersche Verlagshandlung.)

Glaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift von Theodor Bier. (Berlin 1891, Paul Hüttig.) Die vorstehende Abhandlung zeichnet sich vor ähnlichen schon durch die eigenartige Form aus, in der diese hochwichtigen Streitfragen behandelt werden. — Der Verfasser glaubte die schroffsten Gegensätze, welche sich zwischen Materialismus und Christentum, zwischen Wissenschaft und Glauben berühren, am besten in ein Zwiegespräch einkleiden zu können, in welchem es dem gläubigen Vater gelingt seinen ungläubigen Sohn in so weit zu bekehren, als sich dieser bei Verwerfung alles religiösen Wahnes und Aberglaubens zu einem reinen Christentum bekennt. In höchst anziehender Weise sucht Verfasser an der Hand geschichtlicher Thatsachen die Verirrungen auf religiösem Gebiete und das daraus entsprungene Elend bloszulegen, die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Behandlung der religiösen Fragen hervorzuheben, den edlen Kern des Christentums von seiner verderblichen Hülle zu befreien und den Glauben mit den wissenschaftlichen Bildungsmitteln der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Erwiderung.

An Herrn O. J. Bierbaum.

Aber ich bitte Sie, verehrter Herr Bierbaum! Sie erhitzen sich ja über zwei Seiten lang ohne Grund! Was mußten Sie auch das harmlose Wörtchen „Der" in der Überschrift verallgemeinernd fassen! Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie es „sehr mit Unrecht und etwas leichtsinnig" thaten. Mein Titel verheißt ja keine Abhandlung über den Korpsstudenten der Gegenwart par excellence; es ist eine novellistische Skizze „des Korpsstudenten", den ich da porträtiere, eines Typus (und zwar leider des hervorstechendsten) unter den Typen des heutigen Korpslebens. Korpsstudent = Äh bäh? Ja wo habe ich denn das gesagt? Was kann ich dafür, wenn Sie einen Titel falsch interpretieren und an Ihre Behauptung dann schrecklich moralische Vorlesungen knüpfen? Ich hätte die Korpsstudenten „typisch vermöbelt"? — Fällt mir garnicht ein! Wer sagt Ihnen denn, daß ich sie für so wichtig halte?

Im übrigen mögen Sie sich beruhigen: ich kannte meine Kreise sehr wohl und schätze ihre Vorzüge ebensosehr, wie ich das „Äh bäh"-Wesen lächerlich finde. Daß dieses nicht vereinzelt ist, geben Sie nicht nur zu; Sie sagen sogar, daß es für ganze Korps typisch sei!

Und nun haben Sie doch noch „im Korps mehr stramme Individualitäten gefunden als sonst im übrigen deutschen

Studententum"! Das läßt sich bestreiten, und ich muß mir zu glauben verstatten, Sie kannten nicht hinlänglich das übrige deutsche Studententum, um das es schlimm bestellt wäre, wenn es nicht mehr stramme Individualitäten hervorbrächte als die Korps!

Nun also: ich habe nicht das Korpsstudentisch-Typische, sondern das Typische jener „komischen Figuren" betont: folglich habe ich recht, laut Zeugnis von Herrn O. J. Bierbaum.

Dies Mißverständnis hinweggeschafft — kleine Ursache, große Wirkung —, scheint mir keine Meinungsverschiedenheit mehr obzuwalten.

Ich schließe: denn die wenigen versteckten Pfeile Ihrer kleinen Bosheiten abzuwehren, lohnt sich nicht.

Nur noch ein Wörtlein im Vertrauen: sollte jener Aufsatz nicht vielmehr von dem „a. H." Bierbaum herrühren, als von dem „Vorkämpfer der Moderne"? Ich vermute, ich vermute! Denn warum wäre sonst wohl all den von mir angedeuteten modernen Problemen des studentischen Lebens so ängstlich aus dem Wege gegangen?

Aber einen Genuß hatt' ich doch bei der Lektüre; die Schlußsätze, die der Genius der Poesie selbst eingab. Welch ein Bild! Man denke sich: Herrn Bierbaum von Rosen singend und zwischen dunkelroten Mützen sitzend . . .!

Heinrich Ernst Wachler.

Erklärung.

Auf Verlangen des Herrn Wilhelm Arent in Berlin erkläre ich:

1. Daß mich keinerlei thatsächliches Wissen berechtigte, im Januarheft dieses Blattes bei Besprechung des „Modernen Trio" von Arents Selbstmordversuchen zu reden, auch keine Kombination. Ein Gedächtnisfehler ursachte diesem bedauerlichen, für Herrn Arent ehrkränkenden Mißverständnisse dreier Gedichte aus „Phantasus I." und „Lebensphasen" Cyklus „Italien". In dieser Fehlperspektive mußte ich vieles andere mißdeuten.

2. Daß ich die Wendung, in der das Wort „feig" auf den Charakter des Herrn Arent angewandt natürlich zurücknehme, nachdem die moralische Prämisse dieser Beschuldigung hinfällig geworden.

(Wie sehr ich im obbesagten Irrtum befangen, beweist die — nachträgliche! — Modifikation durch den Zusatz „gewöhnlich zu feig 2c.")

Freiwillig bemerke ich, daß — Ausfluß „intimer Nervenstände" — alle Nüancen des Urteils in der Triokritik ins Beleidigende abtönen. Doch geschah der Druck, ehe mir das bewußt war; also auch im Veröffentlichen der Bemerke lag keine beleidigende Absicht.

Darmstadt, 16. III. 91.

G. Ludwigs.

An unsere Mitarbeiter.

Nur solche Handschriften können berücksichtigt werden, welche deutlich, nur auf einer Seite geschrieben und mit der genauen Adresse des Verfassers versehen sind. Zur Rücksendung ist das Rückporto beizufügen. Wir bitten dringend, keinerlei Manuskript-Sendung ohne vorherige Anfrage an uns gelangen zu lassen. Mit novellistischen und lyrischen Beiträgen sind wir auf Jahre hinaus versorgt.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.